Lehrbuch

der

Universalgeschichte

von

Dr. Heinrich Leo.

Dritter Band.

Die Geschichte der neueren Zeit bis zur französischen Revolution enthaltend.

Jesaias V. 20.

Dritte, zum großen Theile umgearbeitete Auflage.

Halle,
bei Eduard Anton.
1853.

Dem

Herrn Appellationsgerichtspräsidenten ꝛc. ꝛc.

Ludwig v. Gerlach

ein Zeichen innigster Verehrung.

Vorwort.

Ich habe diesem Bande nichts vorauszuschicken als die Bitte an meine Leser, etwa nicht im Verzeichnisse angegebene Druckfehler zu verzeihen und die angegebenen gütigst zu berücksichtigen. Für den vorhergehenden Band nehme ich aber die Gelegenheit zu einer Verbeßerung war — auf S. 8. findet sich unter den Beinamen Çiwa's richtig digwâsas angegeben — aber *falsch* übersetzt; es heißt nicht „lohbraungekleidet," sondern „nackt" — und da weder Etymologie noch Wörterbücher irgend eine andere Bedeutung ergeben, weiß ich in der That selbst nicht, wie ich zu diesem lapsus calami gekommen bin. Ich will bei dieser Gelegenheit gleich noch selbst zu den an der angegebenen Stelle gesammelten Beinamen Çiwa's hinzufügen: budhna oder wudhna (das Wißen, Wecken, excitatio, Wuodan) und vaidhdhanâtha (Çiwa als Gott der Unterwelt). — Wuodans nordischer Name Hâvi ist in dieser schwachen Form dem zendischen çaiva noch näher als in der starken Hâr.

Druckfehler und Verbeßerungen.

Seite 6 Zeile 2 von unten für Saronarola lies Savonarola.
= 7 = 13 = oben = seinentwickelten lies feinentwickelten.
= 36 = 3 = u. = daß lies das.
= 73 = 3 = o. = Damanialrichter lies Domanialrichter.
= 73 = 15 = u. = ländlich lies leidlich.
= 77 = 16 = u. = Bobfingen lies Bopfingen.
= 81 = 16 = o. = aller diese lies aller dieser.
= 86 = 11 = u. = Karl XII. lies Ludwig XII.
= 97 = 7 = o. = Zuchtloßigkeit lies Zuchtlosigkeit.
= 167 = 7 = u. = ihm lies ihn.
= 194 = 16 = u. = durchgedrungen lies durchdrungen.
= 213 = 17 = o. = Zapolpa lies Zapolya.
= 225 = 14 = u. = Wosa lies Wasa.
= 240 = 13 = o. = worden lies werden.
= 247 = 2 = u. = dem lies den.
= 276 = 22 = u. = Clanse lies Clause.
= 277 = 7 u. 8 = o. = Winterquartiere lies Quartiere.
= 302 = 12 = u. = das lies des.
= 323 = 13 = u. = entsetzlicher lies entsetzlichen.
= 325 = 15 = o. = nach lies noch.
= 328 = 14 = o. = Trypmakern lies Trypmaker.
= 337 = 15 = u. = Philipp lies Philibert.
= 350 = 15 = u. = sind lies nicht.
= 394 = 8 = o. = Utrechte lies Utrechter.
= 404 = 2 = u. = vor lies nach.
= 433 = 6 = o. = Reziendes lies Reitzendes.
= 435 = 14 = u. = den erstem lies dem ersten.
= 462 = 5 = o. = Quartierspräsentanten lies Quartiers-repräsentanten.
= 479 = 12 = u. = Als lies Aus.
= 480 = 17 = o. = Kirchenstatte lies Kirchenstaate.
= 481 = 18 = u. = ist zwischen Wien und Bologna einzuschieben: Constanz.
= 491 = 18 = o. = ihm ließ ihn.
= 524 = 10 = u. = Dr. lies De.
= 544 sind die Kriegsoperationen zu kurz zusammengezogen, so daß es den Anschein gewinnen kann, als sei Tilly direct aus Hessen nach Weißenfels gezogen. Er wendete sich aber erst in das Magdeburgische und rückte über Merseburg in Sachsen ein.
= 558 = 5 = o. = 1533 lies 1633.
= 584 = 18 = u. = Pambroke lies Pembroke.
= 587 = 4 = o. = 1615 lies 1625.
= 641 = 7 = o. = die lies der.
= 659 = 17 = o. = Sitze lies Spitze.
= 678 = 5 = o. = den lies dem.
= 678 = 13 = o. = Fleetwords lies Fleetwoods.
= 718 = 19 = o. = Apporçus lies Apperçus.
= 723 = 17 = o. = dictanem lies dictamen.
= 824 = 5 = u. = Wege lies Wage.
= 872 = 7 = o. = ist haben zu streichen.
= 875 = 4 = u. = Sachsen lies Sachsens.
= 982 = 1 = o. = Anfängern lies Anfängen.
= 982 = 10 = u. = Vorgehirge lies Vorgebirge.
= 1000 = 1 = o. = Sechster lies Siebenter.
= 1019 = 4 = u. = in Spanien lies aus Spanien.
= 1056 = 21 = u. = Friedrich VI. lies Ferdinand VI.

Dritter Theil.

Neuere Geschichte.

Ueberblick.

Die geschichtliche Entwickelung seit dem Beginne der französischen Feldzüge nach Italien (gegen den Schluß des funfzehnten Jahrhunderts) bis zu dem Beginne der in Ludwig's XVI. Regierungszeit fallenden französischen Revolution, *bildet ein* geistiges, in sich wohlgegliedertes Ganzes, einen dialectischen Proceſs, in welchen mehr und mehr alle Nationen Europas, ja selbst außer Europa alle Träger europäischer Bildung als Collocutoren hereingezogen worden sind, um dann nach Maßgabe dieser ihrer Theilnahme auch in dem Feuer des mit der französischen Revolution beginnenden Weltbrandes wider ihr Theil sowohl an Läuterung als an Zerstörung zu erhalten.

Wir haben bereits im zweiten Theile betrachtet, wie sich seit Karl dem Großen äußerlich, in den vorhergehenden Zeiten aber bereits innerlich, eine politische Grundansicht ausgebildet, nachher über das ganze christliche Abendland mehr oder weniger eindringlich ausgebreitet hatte, eine Grundansicht, welche auf der Herleitung aller Gewalt von Gott ebenso in einer weltlichen Stufenleiter der Gewalten wie neben dieser in einer geistlichen beruhete. Wir haben auch bereits gesehen, wie dies System factisch aus den Fugen zu gehen anfieng seit den Kämpfen des Königes von Frankreich mit dem päbstlichen Stuhle zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts und seit der Uebertragung des römischen Stuhles nach einer südfranzösischen Residenz; — allein noch blieben alle, wenn auch in den Fugen gelocker-

ten und erschlafften Glieder dieses Systemes im Wesentlichen vorhanden, selbst im Allgemeinsten blieb ihr Zusammenhang und darin auch ihre sittliche Begründung anerkannt, bis sich im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts mehr und mehr (und zwar zuerst in Italien) eine neue, doch wesentlich auf antik-heidnischer Bildung ruhende Weltansicht, in den auseinandergehenden Fugen festsetzte und so die eigentliche Zertrümmerung des im Mittelalter herrschenden wesentlich christlichen und deutschen Systemes erstmalen einleitete, dann selbst begann und fortführte. Es ist die Grundlegung einer neuen, wesentlich unchristlichen und undeutschen, mit der mittelalterlichen in directem Gegensatze stehenden Doctrin vom Staate und vom Rechte, die sich in einem langen dialectischen Processe bis zur französischen Revolution die geistige Herrschaft über die gebildeten Völker eroberte, um sich dann durch ihre sieghafte Bethätigung seit dem Beginne der französischen Revolution, durch ihre Erfolge und deren heillose, diabolische Begleiterinnen weit rascher selbst zu widerlegen, und in gewiss nicht zu entfernter Zukunft in den Abgrund ihrer eignen inneren Leere ganz unterzusinken — freilich nicht ohne vorher fast allen älteren Lebensgestaltungen den Boden untergraben, und in sofern die Schöpfung einer neuen sittlichen Welt ebensosehr nöthig als möglich gemacht zu haben; einer neuen sittlichen Welt, die aber andere Keime und Triebe auch nicht haben kann, wenn sie dem Tode nicht in der Geburt verfallen will, als die ewig alten, welche auch der sittlichen Welt des Mittelalters zu Grunde lagen. Wir haben es in der Geschichte seit dem Mittelalter mit einem politischen Systeme zu thun, welches immer nur soviel positive Kräfte in sich hatte, als es noch Leben aus dem bestehenden Aelteren schöpfte, welches aber in den Eigenthümlichkeiten, die die Continuität seiner eignen Entwickelung markiren, sich von Anfange an bis zuletzt rein negativ verhalten, zu keiner dauernden Zeugung sich fähig erwiesen hat. Ein politisches System, dessen Tendenzen auf Befreiung des Staates zuerst von der Kirchengewalt, dann von der Fürstengewalt, wie sie im älteren Sinne hergebracht waren, gehen

— hierin aber nur die Raupengestalt ihres Lebens durchführen, um dann in ihrer Verpuppung die vollkommenste Omnipotenz einer neuimaginirten Staatsgewalt über zeitliche und ewige Güter des Menschen darzustellen und endlich, nachdem sie sich in diesem Zustande theoretisch in ihrer Totalität zusammengefaßt hatten, als windiger Gesell von Schmetterling mit blendendsten Farben aufzuflattern und das bewundernde Nachlaufen von Knaben am Geiste so lange rege zu halten, bis Windstöße und andere ernste Gesichter der elementaren Geister ihnen in ihrer eignen widerstandslosen Schwächlichkeit den Untergang finden laßen. Freilich der Vergleich, wie alle Vergleiche, hinkt und würde der Wahrheit erst näher treten, wenn der Metallglanz der natürlichen Schmetterlingsflügel wirkliches Feuer enthielte und im Stande wäre, wie jener politische Schmetterling, durch sein Zuflattern die friedlichen Wohnstätten der Menschen in öde Brandstätten zu verwandeln; denn das ist das Eigenthümliche dieses von uns in seinen einzelnen Stufen und Gliedern zu betrachtenden Processes, daß in ihnen die wahrhaften, ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, die man unerkannt in ihren Tiefen und Herrlichkeiten genoßen hatte, allmälig durch ihren Verlust (wie der Grundriß des Hauses durch dessen Brand zur Anschauung gebracht wird) anerkannt und verherrlicht werden sollten; wie das Paradies, was am Anfange der Menschengeschichte steht, auch erst im Exile gepriesen, und in Folge davon mit saurer Mühe erst wider in kargen Brocken gesucht ward. Wer nach längerer Zeit, wenn auch unsere Periode die ihr zufallenden Probleme durchgearbeitet haben wird, dereinst auf diesen ganzen Zeitraum, an dessen Abschluße wir jetzt stehen, seit dem Mittelalter zurückblickt, wird ihm zugestehen müßen, daß er im steten Ringen war gegen und für die sittlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, in welchem diese den schwersten Prüfungen unterworfen wurden, um am Ende im Lichte der Wahrheit nach überstandener Prüfung zu voller Anerkennung zu kommen, aber dann auch vielleicht erst vollständig auf lange Zeit zu verschwinden.

Dieser große Abschnitt der Weltgeschichte, den wir in diesem Theile zu betrachten haben, gruppirt sich nun aber im Einzelnen wider in folgender Weise. Nachdem die Eräugnisse, welche die Zertrümmerung des im funfzehnten Jahrhunderte in Italien ausgebildeten Staatensystems begleiteten, die Methode kennen gelehrt hatten eine aller religiösen Motive baare Fürstengewalt zu gründen und zu handhaben, schloß bald eine Reihe anderer Begebenheiten, die an der deutschen Reformation ihren Mittelpunct haben, mit dem von katholischer Seite ausgesprochenen Grundsatze ab: „die kirchliche und die weltliche Gewalt ruheten nicht, wie man durch das ganze Mittelalter geglaubt hatte, auf demselben Grunde göttlicher Anordnung der Obrigkeit, sondern nur die kirchliche Gewalt sei von Gott, die weltliche aber sei ein Institut der Menschen, der Völker."

Hierauf eignete sich diesen zuerst von Katholiken aufgestellten Grundsatz auch die protestantische Welt an, und so entsteht eine zweite Gruppe von Begebenheiten, die wir nach den hervortretendsten unter ihnen am geeignetsten als das Zeitalter des Abfalles der Niderlande von Spanien bezeichnen können.

Gewissermaßen nur eine Nebenpartie bildet dann in der weiteren Entwickelung der dreißigjährige Krieg. Er hat die Wichtigkeit, den bis dahin für die europäische Politik ganz unbedeutenden skandinavischen Norden zu einer Hauptmacht auf längere Zeit erhoben zu haben; er hat ferner die Bedeutung, durch Abnutzung kirchlicher Interessen in der Politik dem in den freien Niderlanden geborenen mercantilen Sinne die Wege gebahnt zu haben. Das System des Staatsrechts aber hat nicht sowohl er, als vielmehr der zum Theil gleichzeitige englische Aufstand weiter gebildet. Dieser also ist das bestimmende Moment für die dritte Hauptgruppe, als deren Resultat der härteste Gegensatz anzugeben ist einer Doctrin von der absoluten fürstlichen Gewalt, von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit und von dem bloß leidenden Gehorsam der Unterthanen (von einer Caricatur also des wahren Königthums)

und andrerseits einer Doctrin von dem Beruhen des menschlichen Staatsinstituts auf einem Urvertrage, auf einem ursprünglichen Rechte der Individuen und auf deren Repräsentation (von einer Chimäre also).

Innerlichst zu dieser Gruppe gehörig, als Fortsetzung des Kampfes der bezeichneten Gegensätze, würde die ganze Zeit der nach England zurückgekehrten Stuarts und Ludwigs XIV. zu betrachten sein — denn während diese die Träger sind der Doctrin von der fürstlichen Omnipotenz, sind viele ihrer Unterthanen, ist vor allen Dingen die sowohl Ludwig XIV. als den Stuarts im Ganzen feindliche niderländische Republik Träger der entgegengesetzten Doctrin; — diese Zeit würde so zu betrachten sein, wenn nicht durch die enge Verbindung, in welche jene Träger der Doctrin von der absoluten Fürstenmacht, weil sie zugleich ein göttliches Recht der Obrigkeit ansprachen, mit der *Kirche kamen*, in der Hauptsache gerade den Streit um einen Schritt weiter geführt hätten. Der Gegensatz hörte dadurch nämlich auf ein bloß politischer zu sein, wie er eine Zeitlang den Anschein gehabt hatte, und man fieng an, auch der christlichen Kirche ihr Recht als göttliche Institution zu bestreiten, und die Angriffe auf die Fürstengewalt mit Angriffen sowohl auf die katholische Kirche, als auf die protestantischen Kirchenverbände, wo sie noch festere Einrichtungen bewahrt hatten, zu verbinden.

Hierauf folgt die geistige Herrschaft der in diesem Kampfe gegen Kirchen- und Fürstengewalt entwickelten französischen Litteratur über die gebildete Welt, und zwar in zwei Phasen: zuerst als Domination einer bloß geistigen Macht, welche den actuellen Staat und die Kirche als factische Mächte neben sich bestehen ließ, aber als misbräuchliches Vorurtheil darstellte und verhöhnte; sodann als Ueberzeugung in den Gemüthern der unter dem Einfluße dieser Litteratur erzogenen Fürsten, welche nun die erkämpfte und bis dahin noch bewahrte hohe Stellung benutzten, Staat und Kirche von dem, was sie für misbräuchlich davon hielten, zu reinigen. So hatte die Lehre von der fürstlichen Omnipotenz, also die Caricatur dessen,

was das alte deutsche und christliche Königthum in Europa gewesen war, in den Fürsten selbst ein Instrument geschaffen der Zerstörung des Bodens auf dem sie stunden. Diese selbst sägten, wie jener Bauer, den Ast auf dem sie saßen am Stamme ab — und so tritt als Finale dieser im dritten Theile zu betrachtenden Entwickelungen nothwendig die französische Revolution und Alles was sich ihr seitdem Analoges angeschloßen hat auf — zugleich die Vollendung und die Widerlegung der ganzen seit Ende des funfzehnten Jahrhunderts eingehaltenen Richtung, indem diese Revolution das, was die Fürsten nur unvollständig vollbracht hatten, die Behandlung nämlich des Staates als einer bloß menschlichen Institution und der Kirche als eines abergläubischen Vorurtheiles, auf das Abstracteste durchführte, und so die überall vernichtende Tendenz dieser ganzen Entwickelungsweise unwidersprechlich offenbarte.

Erster Abschnitt.

Das Zeitalter der Reformation.

Erstes Kapitel.

Rivalität des Hauses Habsburg und der Könige von Frankreich.

§. 1. Die französ.-italienischen Kriege bis auf Leo's X. Tod.

Istoria d'Italia di Messer Francesco Guicciardini alla miglior lezione ridotta dal prof. Gior. Rosini voll. 10. Pisa. 1819. 8.

Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535 von L. Ranke. 1r Bd. Leipzig und Berlin. 1824. 8.

W. Havemann Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515. 2 Bde. Göttingen 1833. 35. 8.

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. Hamburg. 1835. 8.

Girolamo Saronarola aus großentheils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. Karl Meier. Berlin. 1836. 8.

Wir haben früher gesehen, wie sich in Italien ein Gleichgewicht festgestellt hatte zwischen Venedig und Mailand im Norden, Kirchenstaat und Neapel im Süden, dann auch zwischen Norden und Süden, und so, daß die Mediceer in Florenz das Gleichgewicht gewissermaßen leiteten*).

Venedig hatte sich gegen die Herzoge von Ferrâr, von Mailand und von Oesterreich, sowie gegen die Markgrafen von Mantau auf dem Festlande, wo es zuerst gegen die da Carrara von Padau, die della Scala von Wälsch-Bern und den Patriarchen von Akelei ein Territorium gewonnen hatte, vergrößert; hatte sich über See durch die Besitznahme von Cypern glanzvoll bereichert; im Innern zu einer festgegründeten, feinentwickelten Aristokratie mit complicirten Interessen der herrschenden Familien und um so einfacherer Administration der unterworfenen Landschaften ausgebildet. Es schien, weil es im Osten durch die Türken, im Norden durch Deutschlands mächtigstes Fürstenhaus in Schranken gehalten war, nothwendig für weitere Unternehmungen auf das Thal des Pfades (Po's) und auf die italienischen Küsten des adriatischen Meeres verwiesen. Alle italienischen Hauptmächte, selbst Neapel (an seinen Küsten), schienen durch Venedig unmittelbar bedroht in ihrem Besitzstande, wenn man es noch mächtiger werden ließ.

Mailand, hinsichtlich der Verfaßung zu entschiedener Militairdespotie ausgebildet, befand sich ganz in der Gewalt Lodovico Moro's, des Oheims des rechtmäßigen Herzogs. Dieser rechtmäßige, von der Gewalt verdrängte, Herzog war mit einer Enkelin König Ferdinands I. von Neapel vermählt, und das Königshaus von Neapel war also für den Usurpator der gefährlichste Feind. Dieser hatte übrigens zu seinem Gebiete 1488 auch die Republik Jenau und ihre Landschaften, die sich seiner Signorie unterworfen, gewonnen.

Neapel war trotz großer geographischer Ausdehnung dadurch doch unbedeutender, daß der hohe Adel, wie die Kirche des Landes, reich mit Grundherrschaften und Hoheitsrechten ausgestattet waren. Das Königreich war dadurch beinahe dem deutschen Reiche ähnlich: der König war in seinem Ansehn geschmälert, und Kriegsgewalt ließ sich damals leichter durch frei verwendbare Geldmittel, als durch die Zahl der Unterthanen erlangen, da die letzteren keinesweges so gleichmäßig unterthänig waren, wie in den Staaten unserer Zeit, und da zwischen bürgerlichem Gewerbe und Kriegshandwerk eine weit größere

---

*) S. Theil II. S. 676 ff.

Kluft lag. Diese Umstände machten, daß das Königshaus von Neapel nicht mehr daran denken konnte, selbst seine Gewalt über das obere Italien auszudehnen, wie es früher der Plan der Anjous, denen freilich auch die Provence gehörte, gewesen war. Nur durch Unterstützung des rechtmäßigen Herzogs von Mailand gegen den Mohr konnte der König von Neapel auch für diese Landschaften eine Bedeutung gewinnen.

Mehr noch, als in Neapel, war im Kirchenstaate Macht und Ohnmacht in wunderlichem Wechsel Attribut des Herrschers. Hinsichtlich kirchlicher Angelegenheiten und hinsichtlich allgemeiner europäischer Verhältnisse hatten die Cardinäle durch ihren Einfluß der Politik des Pabstes immer eine höhere Haltung verschafft, und ihr ein gewisses Ansehen behauptet; hingegen der größte Theil der Entschließungen über weltliche Verhältnisse des Pabstes war nur abhängig von seinem und seiner Familie Interesse, welches oft genug mit dem Interesse der durch die früheren Päbste gehobenen Familien, und mit den von seinen Vorgängern ertheilten Privilegien in Conflict kam. Bald war nun, in Folge dieses Verhältnisses, der Pabst im Stande, in von Rom ganz entfernten Gegenden entscheidenden Einfluß zu üben, bald vermochte er selbst in seiner Nähe nicht, ohne die größten Anstrengungen, den Trotz einer ihm von Rechts wegen unterthänigen Stadt, oder eines Vasallen, zu brechen.

Eine feste, wohlgeordnete Regierungsgewalt war in Italiens größeren Staaten nur bei Venedig und Mailand zu finden, und wenn auch in Florenz die Stellung, zu welcher die Medici sich emporgeschwungen hatten, etwas Aehnliches herbeizuführen schien, war diese Stellung doch selbst lediglich durch eine Verflechtung von Interessen entstanden, deren Gewirr man vorzüglich nur ertrug, weil die einflußreichsten Männer einen noch übleren Zustand der Dinge kommen sahen, wenn man es nicht ertragen wollte. Schon aber regte Savonarola geistige Mächte auf, welche der Einwirkung jener Einflußreichsten nicht zugänglich waren.

Hieronymus Savonarola war zu Ferrär, wo sein Großvater Arzt des Herzogs Niccolo geworden war (denn die Familie stammte aus Padau), geboren, und studierte später in Bononien, wo er im 21. Jahre seines Lebens Dominicaner ward, die Meditationen des heil. Augustin. Von ihnen gieng er bald zur heil. Schrift selbst fort. Er übernahm in den Fasten des J. 1482 die Predigten im Dominicaner-Kloster S. Marco zu Florenz. Allein er war nicht Herr des Wortes, sprach unfrei, und ge-

wann niemand. Während eines Aufenthaltes in Wälsch-Brixen 1483 und 1484 gewann er aus der heiligen Schrift die erste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reformation: „Die Päbste erlangen ihre Macht durch List und Ränke und durch das Verbrechen der Simonie; sind sie erst auf den heiligen Stuhl gekommen, geben sie sich Huren und Weichlingen hin, oder sind bemüht, Geld aufzuhäufen. Ihrem Beispiele ahmen die Cardinäle und Bischöfe nach. Es ist keine Zucht, keine Ehrbarkeit unter ihnen; ja! von mehreren weiß man, daß sie gar nicht an einen Gott glauben. Erschlafft ist die Zucht in den Klöstern, und die, welche Gott mit heiligem Eifer dienen sollten, sind kalt oder lau geworden. Die Fürsten üben eine tyrannische Macht aus, und doch haben sie Handlanger die Menge, die ihnen bei ihren Räubereien, Ehebruch, Kirchenschändereien behülflich sind." Der Schmerz über den Widerspruch mit Christi Lehren, den er überall in dem Leben der s. g. Christen sah, verlieh Savonarola, wie es scheint, die Energie der unmittelbaren Aeußerung seiner Gedanken, denn als er 1484 einem Provincialconvente seines Ordens beiwohnte, lernte ihn der Fürst Giovan Pico della Mirandola kennen, und sprach bei Lorenzo de' Medici so zu seinem Lobe, daß dieser später den Wunsch aussprach, die Ordensoberen möchten ihm Savonarola wider nach Florenz schicken. So kehrte derselbe 1489 in das Kloster von S. Marco zurück.

Damals dauerte noch das früher erwähnte innige Verhältniß der Häuser Medici und Sforza*) fort. Auch war noch die Gewalt des Balienausschußes**) der eigentliche Schwerpunct in der Verfaßung der Stadt, denn die Signorie war ganz von der Balie (diese freilich wider vom Rathe der Medici) abhängig. Pabst Innocenz VIII., der 1484 den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, stund in den nächsten Verhältnissen zu den Mediceern, denn sein Sohn, Francesco Cybo, heirathete Lorenzo's Tochter, Magdalena, und sagte schon damals Lorenzo's Sohne, Giovanni (dem nochmaligen Leo X.), den Cardinalshut zu, obwohl dieser ein Kind war. So, von den mächtigsten Nachbarn getragen, trat Lorenzo gegen Ende seines Lebens immer fürstlicher auf. Der Staat muste ihn aus einem Bankrutte retten, dem er durch sein, über alle bürgerlichen Verhältnisse hinausgehendes, Benehmen entgegen gieng; und dann gab er die Geldgeschäfte auf, die sein Haus gehoben hatten, und kaufte Landgüter, Domänen, um auch hierin anderen Fürsten gleich zu stehen. In diesem florentinischen Geldstaate,

---

*) S. T. II. S. 681. 682.

**) Dieser Ausschuß ward auch selbst Balia genannt. Ueber ihn s. T. II. S. 678.

wo nur Reichthum und Familienverhältnisse hielten und hoben, ward natürlich der Mammon und die äußere Macht über Alles geschätzt. Schon immer hatte die Einwohner von Florenz vor ihren tuscischen Nachbarn (besonders vor den Hohen-Sinnern) ein gewisser frivoler Natursinn ausgezeichnet; dieser aber hatte mehr und mehr überhaupt rein weltliche Gesinnung zur Herrschaft geführt, und wie allenthalben in unserer Zeit war Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit die Basis der Volksüberzeugung. Die Predigten waren kunstreiche Specimina der Beredsamkeit; die litterarischen Bestrebungen schloßen sich überall dem Antik-heidnischen an, und wurden immer eitler, je mehr ihren formellen Erfolgen die einwohnende, ursprünglich treibende Kraft fehlte. Die platonische Philosophie nährte dieses ganz unchristliche Wesen, und gab ihm eine geistige Abgeschloßenheit, und so befand man sich in einem sinnlich reichen, sittlich erschlafften, an ursprünglichem Geistesleben armen Zustande, gegen welchen Savonarola stund wie Wasser zum Feuer — in ursprünglichster Feindseligkeit seiner Natur. Er war damals Lector im Kloster S. Marco, und seine Vorlesungen zogen sofort eine Menge der ausgezeichneteren an, denn es waren erquickende Waßertropfen in dumpfer Hitze. Er muste bald seine Vorlesungen in der Kirche halten, weil kein anderer Raum die Zuhörer faßte. Lauter und lauter widerholte er das Grundthema alles seines Strebens: die Kirche Gottes müße erneuert werden; die Zeit dazu sei ganz nahe. Die ganze Stadt kam dadurch in Bewegung, und wo alle Quellen des Christenthums ausgetrocknet geschienen hatten, sah man plötzlich die herrlichsten Brunnen hervordringen.

Dies war das allgemeine Verhältniſs der italienischen Staaten, als Pabst Innocenz VIII. starb, und das Conclave am 11ten August 1492 den Roderico de' Lenzuoli, der von seinem Oheime, Pabst Calixt III., den Namen Borgia führte, zu Petri Nachfolger erwählte. Er nahm den Namen an: Alexander VI.

Er hatte das Pontificat von den Cardinälen gekauft, und sein ganzer Charakter, voll Habsucht und Grausamkeit, voll Lüge und Treubruch, so wie die Frechheit, mit welcher er aller geistlichen Haltung Hohn sprach, kündigten einen Papst an, dem nichts heilig sein würde; und so war es.

Noch ehe Alexander VI. an die Spitze des Kirchenstaates kam, hatte der Tod Lorenzo's de' Medici (8te April 1492) dessen Söhne: Pietro, Giovanni (den Cardinal) und Giuliano, an die Spitze der Republik Florenz geführt; und zwar sollte der erstere,

Pietro (ein junger, unvorsichtiger Mann) die oberste politische Leitung haben. Aber die mediceische Gewalt hatte bereits kein wahres Fundament mehr, und daß dessen Bodenlosigkeit erkannt ward, förderte unwillkührlich Savonarola, der seine Anhänger zu solchen Rücksichten in ihrer Handlungsweise bestimmte, mit deren Geltung das Wesen der jungen Mediceer sich nirgends vertrug. Als Pietro sich jugendlichen Eitelkeiten hingab, als sich Mängel über Mängel in der Administration ergaben, als Pietro's Stolz und sein den Weibern ergebenes Wesen viele einzelne Einflußreiche verletzt hatte, erhielten Savonarola's Drohungen, Florenz solle in sich gehen, oder die göttlichen Strafgerichte würden es treffen, eine unmittelbare Anwendung in den Gemüthern der Hörer.

Damals stund König Ferdinand von Neapel mit einem der mächtigsten Vasallen des Kirchenstaates, mit Virginio degli Orsini, in naher Verbindung, denn er sah in diesem Manne das Mittel, den Pabst allezeit, wenn er sich *gegen Neapel* wenden wollte, im Kirchenstaate selbst zu beschäftigen; weshalb er den Orsino in aller Weise begünstigte. Dieser aber war ein naher Vetter Pietro's de' Medici, und zog auch diesen auf die Seite Ferdinands. Da nun Lodovico Moro den König Ferdinand wegen der Unterdrückung von dessen Enkelin Gemahl am meisten fürchten muste, und da er sah, wie sich die Republik Florenz (die bisherige Vormauer der sforzeschischen Macht gegen Süden) Neapel zuneige, ward er besorgt. Die Gefahr von außen ward für Lodovico um so größer, da er durch Abgaben seine Unterthanen drückte, und diese in dem beeinträchtigten Rechte ihres angestammten Herzogs einen Vorwand für ihre Unzufriedenheit fanden. Der Pabst, der ohne Scheu seine Söhne als solche nannte, ward in dieser Zeit schwer von König Ferdinand beleidigt; denn er suchte für einen seiner Söhne ein neapolitanisches Fürstenthum und zur Gemahlin eine natürliche Tochter Alfonso's, des Sohnes Ferdinands, und ward nur hingehalten, ohne etwas zu erreichen. Dies machte ihn zum Verbündeten Lodovico Moro's, der bis zum April 1493 auch die Republik Venedig für seine Politik gewann, und nun zwischen ihnen dreien ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande brachte.

Inzwischen kannte Lodovico die eigensüchtige Politik seiner Verbündeten, und wuste, daß, wenn sie Aufopferungen bringen sollten, von ihnen gar nichts zu erwarten sei. Er hoffte endlich in Frankreich am sichersten einen Anhalt zu finden, wenn er die Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou auf Neapel aufleben, und dadurch König Ferdinand selbst in seiner Herrschaft bedrohen ließe.

Die Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou auf Neapel, Sicilien und Jerusalem waren zuletzt durch den Tod des Herzogs Karl von Provence und Maine, am 11. December 1481, an Ludwig XI. geerbt, und von diesem auf seinen Sohn, Karl VIII., der später von einem griechischen Prinzen, Andreas Paläologus, auch dessen Ansprüche auf das griechische Kaiserthum kaufte.

In Frankreich, dessen Hof immer der Regierung von Mailand befreundet gewesen war, hatte im J. 1492 der junge König Karl VIII. die bis dahin vormundschaftlich, von seiner älteren Schwester, geführte Regierung selbst angetreten, und war voll Begierde zu ritterlichen Thaten. Lodovico wuste dies, und ließ ihm durch Gesandte vorstellen, wie die Eroberung Neapels der erste Schritt sei zur Vertreibung der Türken aus Europa, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Die Eroberung Neapels schien leicht, da Lodovico die Hand bot, und da im Königreiche Neapel selbst eine große Zahl mit Ferdinand höchst unzufriedener Vasallen war. Karls Schwester begünstigte den Plan, weil sie während ihres Bruders Abwesenheit die Regierung wider zu hoffen hatte; und wirklich kam zuletzt ein Vertrag zwischen Lodovico und Karl zu Stande, wodurch ersterer die Unternehmung gegen Neapel zu unterstützen, letzterer dagegen Lodovico's Herrschaft in Mailand zu schützen versprach.

Ferdinand von Neapel sah wohl den Sturm kommen, und suchte Karl durch Unterhandlungen von dem Plane, der im Werke war, abzuwenden; allein es war umsonst. Nur den Pabst vermochte er wider entschieden von Lodovico abzuziehen, indem er nun in die Verheirathung einer natürlichen Tochter seines Sohnes Alfons mit Giufri Borgia, dem Sohne des Pabstes, willigte, und diesem das Fürstenthum Squillace mit 10,000 Ducaten Einkünften zu Lehen gab. Mit dem Anfange

des Jahres 1494 verwies König Karl die Gesandten Ferdinands von seinem Hofe. Immer näher kam das Ungewitter, aber Ferdinand sollte des Anblickes selbst noch überhoben werden; er starb an einem Flußfieber am 25sten Januar 1494. Sein Sohn, Alfons II., fand eine gefüllte Schatzkammer, und vermehrte seine Schätze durch eine Steuer, die er bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung erhob. Geld schuf damals Heere, mehr noch als jetzt; und Alfons hatte sich früher als Feldherr Ruhm erworben; aber weder durch Energie, noch durch Feinheit des politischen Verstandes entsprach der neue König den Erwartungen, die viele zuerst von ihm gefaßt hatten. Er suchte den Sultan für sich zu interessiren; dieser rüstete sich, aber für Italien that er nichts. Der Pabst hielt noch zu Neapel, und erhielt nun auch für einen zweiten Sohn, Francesco, das Fürstenthum Tricarico und die Grafschaften Chiaramonte, Lauria und Carinola mit 12,000 Ducaten Rente. In Beziehung auf einen dritten Sohn, Cesare, hatte Alexander beweisen laßen durch falsche Zeugen, er sei ehelicher Sohn eines römischen Bürgers, und hatte ihn zum Cardinal ernannt *Diesem wurden* Einkünfte im Neapolitanischen zugewiesen. Pietro de' Medici ward in's Geheim zugesagt, ihm zu helfen bei Gründung erblicher Fürstenmacht in Florenz, wogegen er versprach, sich den Franzosen mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Im Juli gab dann Alfons dem Pabste und florentinischen Gesandten ein Rendezvous in Vicovaro, wo er verlangte, man solle den Franzosen zuvorkommen, und Lodovico zwingen, entweder mit den übrigen Fürsten Italiens gemeine Sache zu machen, oder die Regierung seinem Neffen abzutreten. Allein die Interessen der Verbündeten waren entgegen, und endlich war die Folge der Berathung, daß Alfons sein Heer theilen, daß er auf den unmittelbaren Angriff gegen Lodovico verzichten mußte. Ein Theil der neapolitanischen Armee unter Herzog Ferdinand von Calabrien, Alfonso's Sohn, zog nach der Landschaft von Romanien, und Pietro de' Medici versprach die Päße des Apennins auf den tuscischen Grenzen gegen die Franzosen zu vertheidigen, traf aber dazu nicht im Mindesten ausreichende Anstalten.

Karl VIII. hätte beinahe in Wälsch-Leyden, wo er Halt machte und seine Zeit mit den Freuden der Tafel und der Liebe verschwendete, die ganze italienische Expedition aufgegeben. Endlich riß ihn der Cardinal Giuliano della Rovere, dessen Haß gegen Alexander kaum Grenzen kannte, aus dem Schwanken, in welchem er sich schon be-

fand; und ohne irgend einem Feinde zu begegnen kam die französische Armee nach Italien, und gegen Mitte Septembers nach Pavei.

In Pavei lebte damals im Schloße der unglückliche, von seinem Ohm verdrängte, Herzog Giovan Galeazzo in großer Eingeschränktheit. Nur dem Könige, nicht dessen Hofleuten, ward der Besuch des seit längerer Zeit erkrankten Fürsten gestattet. Giovan Galeazzo's Mutter und die des Königs waren Schwestern, und Karl war schmerzlich durch diese Begegnung bewegt, ohne jedoch zu einer Aenderung in seiner Politik, oder zu Schritten zu Gunsten des Herzogs bei Lodovico bewogen zu werden. Er blieb der innigen Verbindung mit Lodovico, der ihn überall unterstützte, treu, und setzte seinen Zug in dessen Begleitung nach Placenz fort, wo die Nachricht von des Herzogs inzwischen (wie viele glaubten in Folge eines langsam wirkenden Giftes) erfolgtem Tode Lodovico nach Mailand zurückrief. Hier trat der Mohr bald selbst als Herzog auf, und schloß Giovan Galeazzo's Sohn vom Erbe aus. Dann holte er die französische Armee bei Sarzân wider ein, bei welcher der Herzog von Orleans schon den König zu bereden suchte, lieber vor allen Dingen das Herzothum Mailand zu erobern, als tiefer in Italien vorzudringen.

Die unangenehmen Verhältnisse, in welchen Pietro und viele der angesehensten Männer von Florenz mit einander waren, so wie die Läßigkeit Pietro's, hatten die Sorge für Vertheidigung der Grenzen, die Pietro seinen Verbündeten zugesagt, zu nichts führen laßen. Die Besetzung des ersten florentinischen Ortes (Fivizzân) durch die Franzosen verbreitete Schrecken in Florenz, und die der mediceischen Familie feindlichen Interessen in der Republik, die sich bisher noch in Schranken gehalten hatten, erhielten nun offnes Feld. Die Stadt selbst war plötzlich voller Gährung, und endlich glaubte sich Pietro (wie sein Vater Lorenzo früher einmal in ähnlicher Lage) durch ein persönliches Auftreten in seines Gegners Gegenwart helfen, und einen Frieden erlangen zu können. Er ließ sich aber, als er an der Spitze einer Gesandtschaft in das Lager der Franzosen kam, von diesen so verblüffen, daß er ihnen die Vesten der Florentiner von Sarzân bis Liburn öffnete; für den Frieden ein Darlehn der Republik von 200,000 Ducaten zusagte, und für Alles keine andere Bürgschaft verlangte, als des Königs Wort. Die Franzosen musten sich erst von ihrem Erstaunen über dies unkluge Benehmen erholen.

In Florenz war man natürlich empört über die Weise, wie Pietro mit den Besitzungen der Republik umgegangen war, und

bei seiner Rückkehr fand er vollends Alles von sich abgewendet. Als er am 9ten November Abends nach dem öffentlichen Pallaste kam, um der Signorie Vortrag zu halten, ward ihm der Eintritt verweigert. Steinwürfe verfolgten ihn, als er nach Hause gieng. Er sandte nach seinem Schwager, Paolo degli Orsini, um Hilfe; als dies bekannt ward, waren bald die Bürger in den Waffen. Auch was sein Bruder, der Cardinal, versuchte, war umsonst. Alle drei Brüder musten fliehen, und wurden nun von der Republik verbannt, und für Rebellen erklärt.

Das erste wichtige Geschäft der florentinischen Republik nach Vertreibung der Mediceer war, eine Gesandtschaft an Karl abzuordnen, um die Verhältnisse der Republik zu ihm festzustellen. Inzwischen empörten sich die früher von Florenz unterjochten Pisaner, und fanden Schutz bei Frankreich und Mailand, so daß sie wider als eigner Freistaat auftreten konnten. Lodovico verließ den König, und gieng nach Mailand zurück. Ein anderer Theil der französischen Armee unter d'Aubigny war inzwischen gegen Herzog Ferdinand von Calabrien nach der Landschaft Romanien vorgerückt; aber sobald Ferdinand von dem widerstandslosen Vordringen des Königs nach Tuscien hörte, muste auch er zurückgehen bis Rom; d'Aubigny vereinigte seine Truppen vor Florenz mit denen des Königes, der am 17ten November in Florenz einzog.

Troß des friedlichen Einzuges behauptete Karl bei den mit der Signorie eröffneten Unterhandlungen, Florenz sei seine Eroberung; denn mit hochgehaltenem Gewehr sei er in das Thor gekommen. Am Ende schien er sich doch mit Geldsummen begnügen zu wollen, machte aber so übermüthige Forderungen, daß einer der florentinischen Edlen, Pietro Capponi, dem königlichen Schreiber das Papier, auf welchem dieselben verzeichnet waren, aus den Händen riß, und drohte, er werde Sturm läuten laßen. Dieser Muth machte Karls Umgebung bestürzt, und Karl wollte seine Heeresmacht nicht vor Neapels Eroberung in Kämpfen zersplittern. Mit leidlichem Vertrage kamen die Florentiner los.

Als Karl von Florenz auf Rom zog, knüpfte Alexander VI. in größter Furcht, troß der Anwesenheit des neapolitanischen Heeres, Unterhandlungen mit den Franzosen

an, und am letzten Tage des Jahres 1494 zog Abends bei Fackelschein zu derselben Stunde das französische Heer durch die Porta del Popolo in Rom ein, und das neapolitanische durch das Thor S. Sebastiano ab. Die bedeutendsten Vesten des Kirchenstaates wurden von den Franzosen besetzt, und in zwei Haufen zogen diese dann weiter gegen die Grenzen Neapels, während König Karl fast einen Monat in Rom blieb. Die Franzosen waren nicht mit Unrecht der Meinung, ihr Latein und Griechisch mache die Italiener so feig; denn wo Bestrebungen des Geistes die religiösen und volksthümlichen Grundlagen der Sittlichkeit vergeßen oder verachten machen, richten sie die Völker zu Grunde.

Die Grausamkeit, mit welcher die Franzosen bei ihrem Eindringen in das Neapolitanische verfuhren (bei Einnahme der Veste S. Giovanni), verbreitete überall Schrecken. König Alfons verlor Muth und Verstand, und da man schon bei seines Vaters Lebzeiten alle harten Maßregeln auf seine Rechnung gebracht hatte, und ihn nicht mit Unrecht für einen grausamen, tyrannischen Menschen hielt, sah ein großer Theil des Volkes in den Franzosen Befreier. Alfons, um sich aus den Verlegenheiten zu ziehen, und eine weniger mit Haß beladene Regierung herzustellen, verzichtete zu Gunsten Ferdinands von Calabrien auf die Krone, und gieng nach Sicilien (wo er im November 1495 starb). Dieser Schritt Alfonso's aber war zu spät gethan; denn wenn Ferdinand auch in Neapel freudig als König begrüßt ward, in den Provinzen hatten sich schon viele von hohem Adel, viele Communen für die Franzosen erklärt, und diese drangen so glücklich vor, daß Ferdinand schon am 21sten Februar 1495 Neapel verlaßen, und nach Ischia gehen muste. Karl hielt am 22sten seinen feierlichen Einzug.

Nur einzelne Vesten des Königreiches hielten sich noch für Ferdinand; aber die Leichtigkeit der Erwerbung erfüllte die Franzosen so mit Verachtung der Italiener, und namentlich ihrer neuen neapolitanischen Unterthanen, daß sie ferner weder vorsichtig, noch schonend genug sich benahmen, um diese Besitzung

behaupten zu können. Der König überließ sich ganz den Vergnügungen, die ihm das südliche Land und das lebenslustige Volk boten. Die Leute, die er an die Spitze der Städte des Reiches gestellt hatte, suchten Geld und Befriedigung ihrer Lust. Alle führten in stolzer Zuversicht ein Freudenleben, bis sie durch Nachrichten aus anderen Gegenden erfuhren, daß doch auch Italien nicht wehrlos sei, daß es nur andere Waffen gebrauche als sie.

In Florenz hatte inzwischen Savonarola's Einfluß zu Einrichtung einer beschränkten Demokratie geführt, für welche er unter den verschiedenen in Betracht kommenden Regierungsformen am meisten war, weil er in ihr das Mittel sah, den Staat und das ganze verdorbene Leben wider mit christlichen Principien zu durchdringen und zu einer Theokratie hinzuführen. Aehnliche Bemühungen, den Dominicanerorden in christlichem Sinne umzugestalten, hatten schon 1493 zu einer Abtrennung der Klöster S. Marco in Florenz und S. Domenico in Fieselburg (Fiesole) von der lombardischen Congregation und zu Begründung einer neuen geführt, welche alle in diese neue Gemeinschaft aufnehmen durfte, die aus andern Klöstern übertraten. Savonarola's Ermahnungen zu politischen Reformen giengen immer Hand in Hand mit Anforderungen ascetisches Inhalts an die Individuen, mit Anforderungen reformatorisches Inhalts an die Kirche.

Während die Franzosen in Neapel die Früchte ihrer Siege genoßen, ward ihnen im übrigen Italien alles feindlicher und feindlicher. Die raschen und fast unblutigen Fortschritte derselben hatten selbst Lodovico und die Venediger zu Besorgnissen für Italiens Zukunft bewogen. Auch wurden die Ansprüche des Hauses Orleans auf das Herzogthum Mailand*) lauter als je; und die Gnade, in welche Lodovico's persönlicher Feind, Triulzo, bei Karl gekommen war, schien um so mehr ein bedenkliches Zeichen, als Karl auch die Häupter der aus Jenau vertriebenen fregosisch-fieschischen Partei an sich zog.

*) Karl V. von Frankreich

Karl VI. — Ludwig von Orleans † 1407. (s. T. II. S. 739.) Gem. Valentina de Visconti.

Karl von Orleans sprach nach dem Aussterben der Visconti (mit Filippo Maria † 1447) Mailand an. † 1465.

Ludwig von Orleans.

Sogar außer Italien fanden nun die Franzosen Feinde, denn Hernando von Aragonien fürchtete die Erneuerung der Ansprüche des Hauses Anjou auch auf Sicilien und der deutsche König Maximilian war mannigfach durch Rücksichtslosigkeit Karls für die Rechte des Reiches in Italien verletzt. Die Folge von alle dem war eine am 31sten März 1495 zu Venedig geschloßene Liga zwischen Venedig, Mailand, dem Pabste, dem Könige von Aragonien und Maximilian, welche hauptsächlich den geheimen Zweck hatte, Ferdinand wider in sein neapolitanisches Reich einzusetzen, und die Franzosen aus Italien zu vertreiben. — Bald, während Karl noch sein Freudenleben fortführte, erschienen spanische Truppen in Calabrien; Otranto pflanzte wider Ferdinands Fahne auf: Brindisi hatte sich immer für ihn gehalten: Alexander war zu keiner Belehnung Karls zu bewegen; doch glaubte letzterer nicht entfernt an so baldigen Verlust seiner Eroberungen.

Um nicht auf längere Zeit durch seine Feinde von seinem Hauptreiche abgeschnitten zu werden, verließ König Karl, mit Hinterlaßung Gilbert's von Montpensier als Statthalters, Neapel wider am 20. Mai mit der größeren Hälfte seines Heeres. Ueber Rom, wo ihm der Pabst auswich, durch Tuscien (doch ohne Florenz zu besuchen), kam Karl nach den Apenninen und darüber. Am 6. Juli vertrat ihm ein Heer der Verbündeten am Taroflußе den Weg; es kam zu einer Schlacht, in welcher sich die Franzosen freien Paß erkämpften nach dem orleanischen Asten (Asti), von wo aus auch schon Kämpfe gegen Mailand über Novär (Novara) begonnen hatten. Nach langen Unterhandlungen kam am 10. October wider ein Friede zwischen Karl und Lodovico zu Stande, durch welchen letzterer Novär und Jenau (dieses als französisches Lehen) behielt, sich aber von Ferdinand von Neapel trennte, und auch gegen Venedig kriegerisch thätig zu sein versprach, wenn dieses dem Frieden nicht auch beitrete. Nach Abschluß dieses Friedens gieng Karl nach Frankreich zurück.

Inzwischen war ganz Calabrien für Ferdinand wider gewonnen worden; am 7. Juli hatte sich auch Neapel empört, und die Franzosen gezwungen, sich in die Citadellen einzuschließen. Gegen Ende des Jahres wurden auch diese übergeben, und Ferdinand war wider in Besitz fast des ganzen Reiches. Karl

aber dachte in Frankreich über Hoffesten und anderen Vergnügungen nicht daran, seine Leute in Neapel weiter zu unterstützen. Mailand hielt seine Verbindlichkeiten nicht, und unterstützte im Verein mit Venedig fortwährend Ferdinand. Im Juli 1496 musten endlich die letzten Reste der französischen Armee in Neapel capituliren, und diese Eroberung war also fast so schnell verloren, als gewonnen worden. Italien war wider beruhigt, bis auf den fortgehenden Krieg zwischen Pisa und Florenz, den die erstere Stadt besonders mit Hilfe der Venediger führte. Lodovico ward deshalb auf Venedig eifersüchtig, und weil er hoffte, so am ersten noch Pisa erhalten zu können (und den Franzosen, die Neues planten, etwas entgegen zu setzen), lud er König Maximilian ein, nach Italien zu kommen, die italienische Königs- und römische Kaiserkrone in Empfang zu nehmen, und Pisa als gute Stadt des Reiches gegen Florenz zu vertheidigen. Da die Venediger ihrerseits den durch stete Geldverlegenheit ohnmächtigen Maximilian in Italien nicht fürchteten, hatten sie gegen seine Ankunft nichts, sondern förderten sie, und der König kam mit nichts weniger als königlichem Geleite über die Alpen nach Comen; dann (ohne nach Mailand herein zu kommen) nach Jenau. Im October 1496 langte er in Pisa an, und seine Hauptsorge war die Einnahme von Liburn. Hierbei waren ihm aber die Venediger nicht hinlänglich behilflich; ein Sturm zwang die Belagerungsflotte, sich zurückzuziehen, und schon Mitte November muste Maximilian von dem Unternehmen abstehen; worauf er, schon voll Verdruß, gegen die Veste Karlsberg (Montecarlo) zog, aber durch eine falsche Nachricht über die Stärke der Besatzung des Ortes bewogen ward, nach dem oberen Italien zurückzugehen. Nachdem er in Pavei noch nutzlose, und zum Theil unwürdige Unterhandlungen über Soldzahlungen durch Venedig und Mailand geführt, zog er über die Alpen zurück. Da nach des Kaisers Abzuge die Venediger in Pisa Alles vermochten, zog sich auch Lodovico aus diesem Kriege zurück, in welchem nun Florenz mehr und mehr die Oberhand bekam.

Im Sommer 1497 machte Pietro de' Medici einen Versuch, sich der Stadt Florenz wider zu bemächtigen, welcher zwar fehlschlug, aber Verbindungen der Mediceer in Florenz an den Tag brachte, und die anti-mediceische Partei zu Todes-Strafen veranlaßte. Dadurch luden die Häupter derselben blutige Rache auf sich; außerdem war auch eine gründlich-sadducäische Partei in der Stadt, welche für den edlen Kern in Savonarola's Wesen gar keine Sympathie, aber Geschick und Verstand hatte, die sonderbaren Aeußerlichkeiten, durch die sich seine Partei (die Piagnoni) kund gab, zu benutzen, um ihn lächerlich zu

machen. Die Opposition Savonarola's gegen das Verderben in der Kirche ward überdies mehr und mehr eine Opposition persönlich gegen Alexander VI., dessen Geliebte (Giulia Bella) ihm eben einen Sohn geboren hatte; dessen einer Sohn wahrscheinlich von dem andern (von Cesare) in dieser Zeit ermordet ward. Alexander machte allmälig, als Savonarola durch einen Cardinalshut nicht zu gewinnen gewesen war, ihn zum Gegenstande persönlicher Verfolgung. Dieses Rückhaltes gewiss, verhöhnte nun die verstärkte Gegenpartei (die Compagnacci) den glaubens- und sitteneifrigen Prior (das war Savonarola inzwischen geworden) von S. Marco. Diesem ward das Predigen untersagt, Kirchenstrafen wurden von Rom aus über ihn verhängt. Wenn er auch zuweilen ein Wenig stille saß; lange ertrug er es nicht, und trotzte endlich allen päbstlichen Verordnungen und Excommunicationen*). Mit dem Januar 1498 trat dann eine Signorie in's Amt, welche Savonarola ganz günstig war, und ihn selbst gegen den Erzbischof von Florenz (Rinaldo degli Orsini) schützte, bis zum 1. März, wo abermals die Signorie wechselte, und Pietro Nicolo Popoleschi Venner ward. Diese neue Behörde war dem Reformator entgegen, und bot die Mittel, daß ein sonst ganz unbedeutender Mensch, der Franciscaner Francesco da Puglia aus dem Kloster St. Croce, welcher die beiläufig von Domenico da Pescia erwähnte Feuerprobe zum Beweise vorschlug, ob Er, oder Savonarola das Recht auf seiner Seite habe, letzteren verderben konnte; denn der Vorschlag ward, da auch Savonarola's Anhänger darauf eingiengen, vom Volke mit Enthusiasmus aufgenommen; und obwohl sich Savonarola dagegen erklärte, ward er doch von seinem Anhange fortgerißen; die Behörde setzte dem Unternehmen nichts entgegen. Die Signorie wählte

*) „Die Schändlichkeit fängt von Rom an und geht durch das Ganze, sie sind schlimmer als Türken und Mohren. Fange nur von Rom an, und du wirst finden, daß sie alle ihre geistlichen Pfründen durch Simonie gewonnen haben. Viele suchen sie für ihre Kinder oder Brüder, die mit Uebermuth und tausend Sünden sie antreten. Ihr Geiz ist ungeheuer; Alles thun sie um Geld. Ihre Glocken tönen der Habsucht, rufen nichts anderes als Geld und Lichter. Die Priester gehen um Geld zum Chore, zur Vesper, zum Amte. Sie verkaufen die Pfründe, verkaufen die Sacramente, handeln mit der Meße, kurz Alles geschieht um Geld. Und dann fürchten sie die Excommunication. Sobald der Abend kommt, geht der Eine zum Spiel, der Andere zur Concubine. Und wenn sie zur Todtenfeier gehn, giebt es große Gastmähler: wo sie für den Verstorbenen still beten sollten, wird reich gegeßen und getrunken, und viel geschwatzt. Und welche schändliche Laster treiben sie! Doch gehen sie am Tage geputzt, tragen schöne Hemden und sind gar zierlich. Andere kennen nicht einmal ihre Ordensregel, wißen nicht, wo sie steht, sind voller Unwißenheit; Beichte und Seelsorge sind ihnen unbekannt.“ Uebers. aus einer Predigt Savonarola's aus dem Februar 1498 bei Meier a. a. O. S. 143. 144.

unter den Vielen sich zur Probe Bietenden für die Partei Savonarola's den Domenico da Pescia, für die entgegengesetzte den Giuliano Rondinelli; ernannte eine Commission von 10 Bürgern (5 von jeder Partei) zur Leitung des Ganzen, und bestimmte den 7. April zum Tage, und den Platz vor dem Palazzo pubblico zum Orte des Vorganges.

Dieser Tag war für Florenz ein höchst peinlicher. Tausende von Menschen wollten auf dem Platze und von den ihn umgebenden Häusern zusehen. Als bereits alle Anstalten getroffen waren, erhoben die Franciscaner Forderungen hinsichtlich der Form, in Beziehung auf welche Savonarola nur bis auf einen gewissen Grad nachgab; — auch ward deutlich, daß die Franciscaner durch immer neue Forderungen dieser Art den ganzen Act doch vereiteln, und zu einem lächerlichen uud den Unmuth der Menge reizenden Vorgange zu machen suchten. So ward die gaffende Menge bis zu einbrechender Nacht hingehalten, wo ein Platzregen sie auseinander trieb. Der Makel, sich lächerlich gemacht zu haben, schadete den Franciscanern, deren Stellung ein anderes Fundament als die öffentliche Meinung hatte, nichts; während er Savonarola den Schutz raubte, den ihm eine gewisse abergläubische Scheu der Menge gewährt hatte. Die Anhänger, welche ganz auf seinen Sinn eingehend, auch nun und selbst nach seinem Tode zu ihm hielten, waren nicht zahlreich genug. Schon auf dem Rückwege in's Kloster ward Savonarola insultirt. Am folgenden Tage (Palmsonntag) Abends sammelte sich ein Haufe im Dom, welcher unter Geschrei und Gewaltthat nach S. Marco zog. Die, welche daselbst dem Vespergottesdienste beiwohnten, wurden förmlich belagert, und zu einer Capitulation gezwungen. Savonarola, Domenico Bonvicini da Pescia und Salvestro Maruffi wurden in's Gefängniß geführt. Gegen die Häupter der savonarolaschen Partei in der Stadt ward in dieser Nacht und am folgenden Tage gewüthet. Die Signorie, welche seit Anfange März im Amte war, war Savonarola feindlich, und ließ dessen Gegner gewähren; sandte auch sofort einen Eilboten an Alexander VI., der die Ausliferung des Mönches verlangte. Dies gewährte die Republik nicht, aber sie erbat vom Pabste zwei geistliche Richter als Beisitzer der Behörde, welche den Proceß zu leiten hatte. Sie wurden ihr gesandt, indem der Pabst Savonarola zugleich für einen Irrlehrer und Volksverführer erklärte. Der Ausgang war nun voraus zu sehen, und am 23. Mai ward Savonarola, zugleich mit seinen beiden Mitgefangenen, auf dem Platze vor dem Palaste verbrannt.

In der Nacht vom 7. auf den 8. April 1498 starb

plötzlich Karl VIII. von Frankreich, und ihm folgte Ludwig XII., bisher Herzog von Orleans, dessen Interesse an italienischen Angelegenheiten von neuem das hergestellte Gleichgewicht der italienischen Staaten störte.

Ludwig XII. ließ sofort durch die Annahme der Titel eines Königes beider Sicilien und von Jerusalem und eines Herzogs von Mailand seine Absichten auf Eroberungen in Italien deutlich sehen. Ganz anders aber als früher mischten sich die politischen Parteien in Italien, denn Lodovico, der zunächst bedroht war, schloß sich eng an das von Frankreich mannichfach geteuschte Florenz an, während Venedig Lodovico's Demüthigung durch Frankreich wünschte, und der Pabst den Plan faßte, seinen Sohn, Cesare, der geistlichen Würden zu entkleiden, und ihm ein weltliches Fürstenthum zu verschaffen, wobei ihm Ludwigs Bedürfnifs einer Ehescheidung zu Hilfe kam; denn dieser König gab, um die Scheidung durch den Pabst zu erlangen, an Cesare die Herrschaft Valenz (Valence) im Delfinat und den Titel eines Herzogs. Die pisanische Angelegenheit sollte schiedsrichterlich durch den Herzog von Ferrâr ausgeglichen werden; der Urtheilsspruch ward aber von Pisa nicht angenommen, und hatte also keine Folge, als daß sich auch Venedig von Pisa lossagte, nachdem es zuvor, am 9. Februar 1499, in einem Bündnisse mit Frankreich des Königs Recht auf das Herzogthum diplomatisch anerkannt hatte. Um gegen Venedig wenigstens Eine Wehr zu haben, verband sich Lodovico mit Sultan Bajasid, und verwickelte die Republik in eine Reihe von Kämpfen mit dem türkischen Reiche. Gegen Frankreich suchte er einen Anhalt in Deutschland, aber Ludwig wuſte Maximilian durch Streitigkeiten mit der Schweiz zu beschäftigen, die durch Zwist der Landesregierung von Tyrol mit Chur um die Kastvoigtei im Münsterthale entstunden, durch Neckereien der Landsknechte an den schwäbischen Grenzen zum Kriege erwuchsen, und von Ludwig noch mehr genährt und benutzt wurden, indem er sich am 21. März 1499 auf 10 Jahre mit der Eidsgenoßenschaft verbündete, ihr Kriegsgelder zu zahlen und Geschütz zu lifern. Auch weigerten sich die Schweizer zu den neuen Einrichtungen im Reiche Steuern zu zahlen, und den gebotenen Landfrieden anzunehmen. Am Schwaderloh und bei Frastenz schlugen die Deutschen unglücklich; die Ritterschaft unterstützte Maximilian, als er im Juli 1499 selbst gegen die Schweizergrenzen zog, nicht so lebhaft, als er es wünschte; der Graf von Fürstenberg ließ sich von Nicolaus Konrad, dem Schultheißen von Solothurn, bei Dorneck überfallen; da gab Maximilian den Krieg auf, und vertrug sich am 22. Septem-

der mit den Schweizern, die seitdem der Entwickelung des deutschen Reiches nicht weiter folgten, und ihm bald ganz abstarben.

Als französische Heerhaufen unter Gian Jacopo de' Triulzi über die Alpen zogen, half dem Mohren von Mailand die Verbindung, die er mit den Feinden der Christenheit angeknüpft, nichts. Bis Dertön (Tortona) hin fiel alles Land fast ohne Gegenwehr den Franzosen in die Hände. In Mailand erhob sich das Volk mit einem in der letzten Zeit nicht mehr erhörten Muthe, und tödtete den Schatzmeister Lodovico's, Antonio da Landriano, am 30. August 1499. Der Herzog rettete noch mit Mühe seine Söhne und seine noch übrigen Schätze nach Deutschland. So wie er selbst das Land verließ, ergab sich den Franzosen Alles, selbst die Citadelle von Mailand. Feierlich zog Ludwig XII. hier ein, führte aber die Steuern (obwohl er einige erließ) nicht auf den alten Fuß unter dem Hause Visconti zurück, und ließ den Welfenhäuptling Gian Jacopo de' Triulzi als Statthalter; — bald waren die Mailänder voll Reue, ihren Herzog verlaßen zu haben.

Dieser indeſs warb Truppen in Deutschland, gieng im Februar 1500 wider über die Alpen, bemächtigte sich Comens; Mailand muste von den Franzosen, bis auf die Citadelle, geräumt werden, und der Triulzo erwartete in der Nähe von Novär französische Hilfszüge. Fast alle Städte des Herzogthums empörten sich gegen den französischen Statthalter, und huldigten wider ihrem Herzoge. Dieser belagerte Novär. Aber die Schweizer in seinem Heere knüpften Verbindungen an mit den Schweizern im französischen Heere. Als Lodovico am 9. April eine Schlacht wagen wollte, erklärten seine Schweizer, gegen ihre Landsleute föchten sie nicht, und zogen ab. Da die Franzosen die Straße nach Mailand verlegt hatten, hoffte Lodovico wenigstens unter dem Schutze der abziehenden Schweizer und verkleidet entkommen zu können; allein die Franzosen nahmen ihn im Zuge (nach dem Verrathe des Urner Turmann) gefangen, was die Schweizer geschehen ließen. In Triumph ward er nach Wälsch-Leiden gebracht, und später bis zu seinem Tode im Thurme von Loches gefangen ge-

halten. Sein Bruder, Ascanio, von den Venedigern gefangen und ausgeliefert, kam in den Thurm von Bourges.

Während dessen hatten auch im Kirchenstaate schwere Kämpfe statt gefunden. Hier war eine Reihe von Gewalthabern, welche sich unter sehr verschiedenen Umständen zu Inhabern von Herrschaften emporgeschwungen hatten, und diese, größtestheils unter dem Titel päbstlicher Vicare, regierten. So Giulio Cesare de' Varani in Camerin; Giovanni della Rovere in Sinigallien (Sinigaglia); Guidobaldo da Montefeltro in Urbin; Vitellozzo de' Vitelli in Burgstadt (Città di Castello); Giampaolo de' Baglioni in Perusien; Giovanni Sforza in Pêser (Pesaro); Pandolfo Malatesta in Rimen*) (Rimini); Ottavio Riario in Furlen (Forli) und Imola; Astorre de Manfredi in Fajenz (Faenza), und der Bentivoglio in Bononien. — Alexanders VI. Plan war, sein Sohn Cesare sollte mit Hilfe eines Theiles dieser Gewalthaber die anderen unterdrücken; dann die Uebriggebliebenen erwürgen, und so eine große fürstliche Herrschaft für sich gründen. Zuerst wandte sich Cesare im Herbst 1499, als Ludwig den Mohr vertrieb, gegen den Riario; er eroberte Imola, dann zu Anfange 1500 Furlen. Auf dieses flohen die Herren von Pêser und Rimen von selbst. Dann wandte sich Cesare gegen Fajenz, und nahm diese Stadt im April 1501. Nachdem so mit Ausnahme Bononiens die Landschaft Romanien in den Händen Cesare's vereinigt war, verkaufte Alexander VI. zwölf Cardinalshüte, theils um Geld, theils um die Einwilligung in die Belehnung seines Sohnes mit den eroberten Landschaften und mit Cesên, was bis dahin der Kirche unmittelbar unterworfen war. Dadurch erhielt er die Mehrzahl der Stimmen für seine Plane im Cardinalscollegium, und Cesare das Herzogthum Romanien. Mit fast unumschränkter Vollmacht setzte Cesare seinem neuen Fürstenthume den Ramiro d'Orco zum Gouverneur, und dieser reinigte die Provinz bald von allem schlechten Gesindel, theils durch Hinrichtungen, theils durch Vertreibungen, und hielt sie rein durch strenge Polizei, bis Cesare glaubte, es sei genug der Strenge angewendet worden, er müßte nun auch die Gemüther versöhnen, und das Gehäßige der vorhergegangenen Maßregeln von sich ab, und auf sein Werkzeug wenden; da ließ er Ramiro ergreifen, und Nachts auf einem Schaffote in Cesên in zwei Theile hauen. Morgens fanden die Einwohner das Beil und die beiden Hälf-

*) Da Rheims zwar deutsch auch so heißt, aber Riemen geschrieben wird, braucht wohl keine Verwechselung befürchtet zu werden; zumal die Entfernung der Lage beide Orte geschichtlich hinlänglich aus einander hält.

ten. — Die weitere Verfolgung dieser Herrschaftsplane gegen Jacopo da Piano (fälschlich, obwohl gewöhnlich, d'Appiano geschrieben), den Fürsten von Plombin (Piombino), ward durch einen zweiten Zug König Ludwigs XII. nach Italien, welcher diesmal dem Königreiche Neapel galt, unterbrochen; doch setzten Cesare's Leute, als dieser den König begleitete, die Belagerung von Plombin fort, und eroberten es im September 1501.

Da Venedig im Kriege mit den Türken, Mailand französisch, Florenz durch den Kampf mit Pisa gelähmt, Alexander VI. wegen Cesare's ganz im Interesse der Franzosen war, konnte Ludwig die Unternehmung gegen Neapel ohne alle Sorge um die Rückendeckung in Italien beginnen. In Neapel war inzwischen König Ferdinand kurz nach seiner Vermählung gestorben, und sein Oheim, Federigo, war ihm gefolgt. Mehr Sorge machte König Ludwig das Interesse Hernando's von Aragonien, der mit der *unächten* aragonischen Linie in Neapel verwandt, und, falls sie ausstarb, deren nächster Erbe war. Mit Hernando aber hatte er im September 1500 einen geheimen Vertrag geschloßen, welcher das Königreich Neapel zwischen beide Fürsten theilte. Federigo hatte von Hernando's Antheil am französischen Unternehmen keine Ahnung, und nahm aragonische Truppen unter Gonçalo Hernandez de Cordova y Aghilar arglos in sein Land, als sei es eine Hilfsarmee gegen die Franzosen. Erst als diese ganz nahe waren, warf der spanische Feldhauptmann die Maske ab. Bereits am 24. Juli 1501 hatten die Franzosen Capua erobert; Federigo verzweifelte, sich in Neapel halten zu können, und räumte die Stadt und das ganze Reich durch eine Capitulation vom 25. August; nur die Insel Ischia für sich, und allen ihm treu gebliebenen Unterthanen Amnestie hatte er zur Bedingung gemacht.

Hierauf entstunden jedoch Streitigkeiten spanischer und französischer Truppen über einzelne Orte, da die Grenzbestimmungen nicht scharf genug ausgesprochen waren. Von beiden Höfen langte auf gethane Anfrage der Bescheid an die respectiven Statthalter an, sie möchten so viel Vortheil aus dem Streite ziehen, als möglich, und im Juni 1502

kam es bei Atripalda zwischen Spaniern und Franzosen zum Gefechte. Der Krieg begann über die Beute.

Da sich Gonçalo dem Kampfe noch nicht gewachsen fühlte, gieng er einstweilen nach Barletta zurück, und der Krieg zog sich in kleinen Unternehmungen in die Länge; die alten aragonischen und angiovinischen Parteien stunden nun wider als spanische und französische Parteien gegen einander. — Inzwischen hatte auch Cesare im Sommer 1502 seine Plane wider aufgenommen. — Er eroberte die Herrschaften der Varani von Camerin, der Montefeltri von Urbin, des della Rovere von Sinigallien. Die Besorgniß vor seinem weiteren Umgreifen bewog endlich die Republik Florenz am 22. September einen lebenslänglichen Venner (Gonfaloniere) an die Spitze ihres Staates zu stellen, um dessen Haltung gleichmäßiger zu machen; bewog endlich Cesare's bisherige Blutgenoßen, den Vitellozzo, den Baglionen, einige Orsinen und den Oliverotto da Fermo, sich unter einander, und mit dem Bentivoglio von Bononien, so wie mit der Republik von Hohen-Sinne (Siena) zu verbinden. Auch der Herzog von Urbin und Giammaria de' Varani schloßen sich dem Bunde an, und kehrten unter dem Jubel ihrer Unterthanen zurück. Es schien, Cesare's Herrschaft werde wider stürzen; allein dieser und der Pabst suchten Zeit zu gewinnen, und ihre Gegner durch Unterhandlungen zu trennen. Dies gelang. Er trennte den Bentivoglio, den Montefeltro und den Varano von den Uebrigen; diese Uebrigen sagten wider gegen gewährte Vortheile Hilfe zu gegen den Montefeltro und gegen den Varano. Der Bentivoglio trat mit Cesare in noch nähere Verhältnisse. Der Herzog von Urbin wagte nun nicht, sich zu halten, und verließ sein Herzogthum wider; der Varano floh nach Neapel. Der Krieg schien schon beendigt, ehe er ordentlich angefangen war. Nun aber ließen sich der Vitellozzo, Oliverotto und zwei Orsinen verlocken, in Sinigallien Cesare aufzuwarten, der sie gefangen nehmen und nach einander erdroßeln ließ im Januar 1503. Den Cardinal Orsino ließ zu gleicher Zeit der Pabst in Rom gefangen nehmen und vergiften. Cesare hatte so über alle seine Feinde obgesiegt, und seine Plane näherten sich vollständiger Ausführung; denn auch der Baglione floh aus Perusien, und diese Stadt ward von Cesare besetzt. Cesare nöthigte die Hohen-Sinner, seinen Gegner Petrucci zu verjagen.

Im Neapolitanischen hatte sich inzwischen der Krieg ganz zu der Spanier Vortheil gewendet. Die Franzosen unter dem Herzoge von Nemours waren zu sorglos, Gonçalo da-

gegen in Barletta durchaus tüchtig und thätig gewesen. Ludwig, durch Unterhandlungen mit Hernando's Schwiegersohne, dem Erzherzoge Philipp von Oestreich, hingehalten, unterstützte seine Leute in Neapel nicht, und als es am 28. April vor Cerignola zu einem Treffen kam, fiel der Herzog von Nemours selbst, die Franzosen erlitten eine gänzliche Niderlage. Schon am 14. Mai konnte Gonçalo seinen feierlichen Einzug in Neapel halten, und im Juli gehorchte das ganze Königreich den Spaniern bis auf Gaeta, wo sich die Reste des französischen Heeres sammelten, und bis auf einige andere unwichtigere Vesten.

Die Venediger hatten inzwischen bereits im December 1502 Frieden mit der Pforte geschloßen, so daß ziemlich der Zustand eines Gleichgewichts, wie er vor dem Kriege gewesen, in Italien hergestellt ward. Da die Ratification des Friedens erst im August 1503 erfolgte, blieb die Republik bis dahin nach der italienischen Seite unthätig.

Mitten in dieser politisch unsichern Lage Italiens starb Alexander VI. *eines* plötzlichen Todes am 17. August 1503 *nach einem* Eßen, was er auf seiner Vigna von Belvedere am Vatican eingenommen, und nach welchem auch sein Sohn, Cesare, und der Cardinal Adrian da Corneto todtkrank wurden. Cesare hatte darauf gerechnet, nach seines Vaters Tode die Pabstwahl leiten, und dadurch sich befestigen zu können; allein die Krankheit hinderte ihn an allem.

Die Nachricht von Alexanders VI. Tode rief einen großen Theil der vertriebenen kleinen Gewalthaber im Kirchenstaate zurück. Der Baglione kam wider nach Perusien; die Vitelli wider nach Burgstadt; der Fürst von Plombin, der Herzog von Urbin, der Sforza von Pêser, der Rovere von Sinigallien, der Varano von Camerin — alle kehrten sie zurück, und nur die Bürger in den Städten Romaniens hielten sich noch für Cesare.

Ein französisches Heer, was zu spät den Franzosen in Neapel zu Hilfe ziehen wollte, näherte sich um diese Zeit unter der Anführung Francesco's da Gonzaga der Stadt Rom, wo sich der Cardinal d'Amboise, Ludwigs allmächtiger Minister, die dreifache Krone zu erwerben suchte; allein es bildete sich für ihn im Conclave keine hinlängliche Partei, und da man sich über einen andern tüchtigen Mann nicht einigen konnte, vereinigte zuletzt alle das Interesse der Zögerung und Zeitgewinnung, welches sie am

besten wahrnahmen, indem sie einen Pabst erwählten, dessen Schwäche und Kränklichkeit einen baldigen Tod erwarten ließ. Francesco de' Piccolomini bestieg am 22. September den Stuhl Petri als Pius III.]

Cesare hatte sich in dieser Zeit im Borgo befestigt. Hier, von den Orsinen angegriffen, muste er zuletzt bei dem Pabste die Erlaubniss suchen, sich in die Engelsburg flüchten zu dürfen, die er erhielt. Seine Leute zerstreuten sich. Pius III. aber starb bereits am 18. October, und ihm folgte Alexanders VI. bitterster Feind im Cardinalscollegium, der Cardinal della Rovere, welcher sich als Pabst Julius II. nannte.

Inzwischen hatten die Städte in Romanien verzweifelt, sich für Cesare halten zu können. Cesên hatte sich wider unmittelbar unter die Kirche gestellt. In Imola wusten die Bürger selbst nicht, was sie wollten; nur den Cesare nicht mehr. In Furlen kehrte ein Glied der früheren Gewalthaberfamilie, Antonmaria degli Ordelaffi, zurück, und der Malatesta nach Rimen. Die Venediger aber, eben von dem türkischen Kriege ganz befreit, dachten nun wider auf Eroberungen in Italien; sie besetzten Fajenz und viele andere Ortschaften Romaniens, und erhielten von dem Malatesta Rimen. Der Pabst war deshalb auf die Venediger höchst erbittert, und forderte von Cesare die Ausliferung der Besten, die sich noch für denselben hielten. Als dieser sich weigerte, ließ er ihn gefangen nehmen. Endlich am 2. December resignirte Cesare. Als er dann im April seiner Haft entlaßen war, gieng er nach dem Verluste aller seiner Güter (mit Ausnahme des in der Bank von Jenau hinterlegten Geldes) nach Neapel, ward aber hier von Gonçalo gefangen genommen und nach Spanien geschickt, wo er später seinen Tod fand.

Um dieselbe Zeit stunden Franzosen und Spanier am Garigliano einander gegenüber. Schlechtes Wetter und schlechte Mannszucht nahmen aber dem französischen Heere alle moralische Kraft, und zuletzt, nach siebenwöchentlichem Halten in derselben Gegend, drang Gonçalo über den Fluß, und die Franzosen erlitten am 28. December eine vernichtende Niderlage. Pietro de' Medici, der bei dem französischen Heere war, ertrank im Fluße. Auch Gaeta muste sich am 1. Januar 1504 ergeben. Am 31. März erfolgte

dann ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Aragonien auf 3 Jahre, der auch auf Italien ausgedehnt ward.

Julius hatte nun Imola, Furlen und Cesèn, nebst dem Gebiete dieser Städte, wider an die Kirche gebracht; aber er verlangte von den Venedigern fortwährend auch Fajenz und Rimen zurück, und sah gar nicht eher die Botschafter der Republik, bis diese wenigstens die außer den Gebieten von Fajenz und Rimen occupirten Ortschaften dem Kirchenstaate zurück gab. In Italien ruhten übrigens die Waffen mehrere Jahre, mit Ausnahme des Krieges zwischen Florenz und Pisa. Doch suchte der Pabst Krieg zu entzünden, um Venedig zu demüthigen, und ihm wider zu entreißen, was es vom Kirchenstaate an sich gerißen hatte. Inzwischen wandte er sich gegen Perusien und Bononien, um die Gewalthaber dieser Städte zu vertreiben. Am 27sten August 1506 zog Julius an der Spitze eines Heerhaufens aus Rom, und am 8ten September unterwarf sich der Baglione, welcher sein Privatbesitzthum behielt, aber auf die Herrschaft in Perusien verzichtete. Dann zog Julius gegen den Bentivoglio von Bononien, und auch dieser muste sich fügen; behielt seine Habe, aber muste die Stadt, die sein Einfluß zeither beherrscht, verlaßen. Julius zog hier am 11ten November triumphirend ein, und ordnete von neuem die Verfaßung der Stadt.

Zu dem Haße gegen Venedig kam bei Julius II. bald ein eben so mächtiger gegen Frankreich, welcher nur dem Bestreben, an Venedig Rache zu nehmen, untergeordnet ward. Es war nämlich Jenau, aus deßen Gebiete Julius stammte, mit den übrigen Territorien Lodovico's an Frankreich gekommen, und die französischen Statthalter brachten durch Begünstigung des alten Adels das Volk in Jenau zum Aufstande gegen Frankreich und zu der Wahl eines neuen Dogen aus ganz gewöhnlicher bürgerlicher Familie im März 1507. König Ludwig selbst zog hierauf gegen Jenau; die Jenauer konnten sich nicht halten, und am 29sten April hielt der König seinen Einzug mit gezücktem Degen, behandelte aber die Stadt so hart, trotz der Verwendung des Pabstes, daß Julius höchst unwillig auf ihn war. König Hernando von Aragonien hatte um dieselbe Zeit sein Königreich Neapel besucht, und auf der Rückkehr, von Gonçalo, der dann nie wider in bedeutenden Aemtern thätig war*), begleitet, traf er mit Ludwig am 28sten Juni in Sa-

*) Nachdem Isabella von Castilien im November 1504 gestorben war, und eine getrennte Regierung Castiliens wider eintrat, hatte Gonçalo eine Zeitlang unschlüßig geschienen, wem er Neapel übergeben werde, an Castilien, oder an Aragonien.

von zusammen, wo ein vollkommen freundliches Verhältniß zwischen ihnen hergestellt, und gemeinschaftliche Plane in Beziehung auf Pisa und Venedig besprochen wurden.

Etwas später gedachte König Maximilian, der im höchsten Grade auf Ludwigs Einfluß in Italien (welches Land Maximilian ja unterthänig sein sollte) eifersüchtig war, nach Italien zu ziehen unter dem Vorwande, die kaiserliche Krone zu erwerben. Feierlich kündigte er am 5ten Februar 1508 zu Trident seinen Römerzug an, indem er sich den Titel eines erwählten römischen Kaisers beilegte; konnte dann aber nicht durch die Päße der Alpen durchdringen, weil die Venediger, die treu zu Ludwig hielten, und nichts weniger als dessen feindliche Absicht ahneten, ihm den Weg vertraten *). Ein Krieg zwischen der Republik und dem Kaiser, der größtentheils auf den Confinien der östreichischen Herrschaften und Friauls geführt ward, war die einzige Folge dieser Unternehmung, die Maximilian am Ende eben so leicht wider aufgegeben, wie unternommen hatte. Ein Waffenstillstand, der im Juni bekannt gemacht ward, beschloß alles, erbitterte aber, weil er ohne seine Genehmigung geschloßen war, König Ludwig auf die Republik, die er bisher bloß mit eroberungssüchtiger Lüsternheit, nicht mit innerem Grolle, betrachtet hatte. Auch auf Pisa war Ludwig wegen des Beistandes erbittert, den dasselbe früher dem empörten Jenau geleistet hatte; und da es sich vornehmlich durch seine Unterstützung gehalten hatte, bot er gegen eine Summe Florenz an, er wolle Pisa fallen laßen. Hernando wollte aber nicht leer bei dem Handel ausgehen, und unterstützte seinerseits Pisa, bis am Ende ein Contract über zu zahlende Summen mit ihm und mit Ludwig zu Stande kam, worauf beide Könige die Stadt Pisa ihrem Schicksale überließen im März 1509. Pisa allein vermochte sich nicht zu halten, und am 8ten Juni zog in Folge einer Capitulation das Heer der Republik Florenz wider in die Stadt, welche seitdem sich nie wider zu einiger Blüthe erhoben hat.

Während durch den Waffenstillstand mit Venedig Maximilian gehindert war, die französischen Besitzungen in Italien anzugreifen, dauerte in den Niderlanden der Kampf zwischen französischen Interessen und habsburgischen fort **).

*) Zumal er auch die Nachricht erhielt, daß die Schweizer, auf deren Hilfe er bei diesem Zuge besonders gerechnet, wider von Frankreich gewonnen, und wider ihn seien.

**) Es suchte nämlich Herzog Karl van Egmond sich in dem Herzogthume Geldern gegen die Ansprüche zu behaupten, welche seit dem Abkommen seines Vaters, Adolf van Egmond, mit Karl dem Kühnen (1470) das burgundische Haus auf Geldern zunächst in Pfandschaftsweise zu haben glaubte. Nach Karls des Küh-

Zu Ausgleichung der zwischen den französischen und habsburgischen Höfen streitigen Angelegenheiten fanden Unterhandlungen statt, welche zwischen Maximilians Tochter, Margaretha (der Wittwe des Herzogs von Savoien) und dem Cardinal d'Amboise gepflogen wurden. Die Unterhandlungen endigten mit einer Versöhnung zum Verderben Venedigs. Am 10ten December 1508 ward zu Kammerich zwischen den unterhandelnden Theilen eine Verbindung gegen die Türken und zugleich gegen Venedig geschloßen, welches das heilige römische Reich und das Haus Oestreich, so wie die Herzoge von Mailand, die Könige von Neapel und andere Fürsten beeinträchtigt und geschädigt, tyrannischer Weise deren Güter an sich gerißen, ihre Städte und Schlößer erobert, und zum Unheil Aller gewirkt habe. Die Verbündeten machten sich anheischig, die Republik zu zwingen: Räben, Cervien, Fajenz, Rimen der Kirche; Padau, *Vincenz und* Wälsch=Bern dem Reiche; Rovereith (Roveredo), Tervis (Treviso) und das Friaul dem Hause Oestreich; Wälsch=Brixen, Wälsch=Bergen, Crêmen, Cremôn und alle ehemaligen Dependentien von Mailand dem Kö-

nen Tode erkannten die Stände von Geldern auf einem Tage zu Nymegen Adolf wider an, und riefen, als er bald nachher gegen die Franzosen fiel, seinen Sohn, Karl van Egmond, zum Herzoge aus. Im Jahre 1481 muste Geldern wider Maria von Burgund huldigen. Im Sommer 1492, als die Gelderer mit dem burgundischen Statthalter, Adolf von Naßau, höchst unzufrieden waren, und ihren jungen Herrn in der Nähe wusten, empörten sie sich von Neuem, und Karl ward fast vom ganzen Lande mit Jubel aufgenommen. Die Kurfürsten erklärten aber, da weder Karl, noch sein Vater, Adolf, noch sein Großvater, Arnold (aus dem egmondischen Hause), die Belehnung beim Reiche gesucht, sei Geldern nach Absterben des früheren Fürstenstammes im J. 1427 als erledigtes Reichslehn anzusehen. Karl aber behauptete sich, bis er 1495 mit Maria's Sohne, dem Erzherzoge Philipp, einen Waffenstillstand schloß, der (mehrfach erneuert) ziemlich in das Jahr 1497 hinein dauerte; dann auf kurze Zeit unterbrochen, aber gegen Weihnachten des genannten Jahres erneuert ward. Im October 1498 kam Maximilian, zu Erneuerung und Betreibung des Krieges gegen Karl von Geldern, wider selbst nach den Niderlanden; Karl aber fand nun Unterstützung in Frankreich, während Maximilian durch andere Angelegenheiten aus den Niderlanden wider abgerufen ward. Im Juni 1499 ward wider ein Waffenstillstand bis Juni 1500 geschloßen; der Krieg ruhte aber auch nachher bis in's Jahr 1504, wo Philipp ihn erneuerte. Im folgenden Jahre erhielt Philipp von Maximilian die Reichsbelehnung mit Geldern und Zutphen; und beide Fürsten wandten sich dann mit solcher Macht gegen Karl, daß dieser wider Waffenstillstand suchen muste. Inzwischen starb Philipp, der nach Castilien gereist war, dort am 25sten September 1506, und Karl brach sofort, nach Philipps Abreise, den mit ihm geschloßenen Vertrag, und führte, von Frankreich unterstützt, den Kampf gegen die Habsburger fort bis zu den im Texte erwähnten Unterhandlungen in Kammerich.

nige Ludwig als Herzoge von Mailand; Trani, Brindisi, Otranto, Galipoli, Mola und Pulignano dem Königreiche Neapel herauszugeben. Dem Könige von Ungarn (sollte er der Verbindung beitreten) wollte man die venedischen Städte in Dalmatien und Croatien verschaffen, die ehedem ungarisch gewesen; dem Herzoge von Savoien Cypern; den Häusern von Este und Gonzaga alle ihnen von der Republik entrißenen Besitzungen.

Der Pabst, der ohnehin gegen Venedig erbittert war, schloß sich der Verbindung sehr gern an, und es ward ausgemacht, der König von Frankreich solle selbst ein Heer gegen Venedig führen, und am 1sten April die Grenzen der Republik überschreiten; hierauf sollte der Pabst die Republik in den Bann thun, um dadurch Maximilian von seiner Verbindung gegen die Republik zu lösen. Alles aber, was dieses s. g. Bündniß von Kammerich (Liga von Cambray) betraf, ward geheim gehalten, und König Ludwig versicherte sogar die Venediger, zu ihrem Nachtheile sei in Kammerich nichts beschloßen worden. Julius, der nur von Venedig die entrißenen Territorien, nicht aber Frankreich in Italien noch mächtiger machen wollte, bot der Republik noch an, das ganze Bündniß zu stören, wenn sie ihm Fajenz und Rimen gutwillig heraus gäbe. Allein die Venediger waren bis dahin in ihren Kriegen zu glücklich gewesen, und giengen nicht darauf ein. So begann der Kampf.

Unter eitlen Vorwänden fieng König Ludwig Zwistigkeiten mit der Republik Venedig an, und rief Ende Januars 1509 seinen Botschafter aus Venedig ab. Auch Hernando war inzwischen der Liga beigetreten.

Unterdeſs traf Venedig mancherlei Unglück; ein großes Pulvermagazin sprang in die Luft; ein Geldschiff gieng unter. Endlich brachte die Republik 2100 Gleven am Oglio zusammen; 1500 italienische und 1800 griechische leichte Reiter; 18000 M. zu Fuß angeworbene Leute und 12000 Milizen. An der Spitze dieses Heeres stund als Feldhauptmann der Graf von Pitigliano (Niccolo degli Orsini); neben ihm als Governatore Bartolommeo d'Alviano; jener vorsichtig, dieser kühn; jener zaudernd, dieser blitzschnell. Einer hinderte den anderen.

Am 15ten April gieng der französische General Chaumont bei Cassân über die Adda mit 3000 Reitern und 6000

zu Fuß. Am 27sten April schleuderte Julius den Bann gegen die Republik. Am 8ten Mai gieng auch der König ungehindert über die Adda. Der Graf von Pitigliano wollte sich zurückziehen; ließ aber den Oberbefehl über die Nachhut dem Bartolommeo, der mit ungleichen Kräften ein Treffen begann, weil er hoffte, dadurch auch den Grafen zum Schlagen zu zwingen, der aber seines Weges zog. Bartolommeo erlitt bei Vaila am 14ten Mai eine fürchterliche Niderlage, und ward selbst gefangen. In wenigen Tagen ergab sich alles venedische Land bis nach Wälsch-Bern hin*). Auch Wälsch-Bern aber musten die Venediger bald aufgeben, und die völlig demoralisirten Reste ihrer Armee lagerten bei Mesters (Mestre).

Nach dem Siege der Franzosen bei Vaila griffen auch die anderen Verbündeten zu. Francesco Maria della Rovere von Sinigallien (der Schwiegersohn des letzten Montefeltro, des Guidobaldo von Urbin, und dessen Nachfolger im Herzogthume) fiel in das venedische Romanien ein. Alfons von Este nahm das Polesin (Polesine di Rovigo); der Markgraf von Mantau nahm Asöl (Asola) und Anderes, und Hernando ließ die venedischen Städte an der neapolitanischen Küste angreifen. Maximilian ließ Felters und Bellaun erobern; Triest und Flumen (Recka oder Fiume) pflanzten östreichische Fahnen auf. Der Bischof von Trident sogar machte Eroberungen.

Die Venediger sahen ein, daß sie mit Gewalt der Waffen keine Hoffnungen mehr hätten, obzusiegen; sie suchten also ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen. Hernando war zufrieden gestellt, so wie ihm die Republik die Städte an der Küste des Reiches Neapel abtrat. Der Pabst war besorgt vor der Macht, welche die Franzosen plötzlich durch ihre Siege in Italien erlangt hatten, und als ihm die Venediger alle Besitzungen, die sie dem Kirchenstaate entrißen hatten, anboten, ließ er, trotz der gegen die Liga eingegangenen Verbindlichkeiten, die Aufhebung des Bannes hoffen. König Ludwig, nachdem er erobert hatte, was dem Vertrage zu Folge ihm zufallen sollte, blieb stehen, und Maximilian hatte wider mit seinen Geldmitteln so schlecht hausgehalten, daß er nicht einmal die Städte des venedischen Festlandes, die sich ihm ergeben wollten, gehörig besetzen konnte. Der Bischof von Trident muste einstweilen von Wälsch-Bern und von Vincenz Besitz für ihn

*) Die Schlacht ist in ihren Folgen nur der von Jena vergleichbar.

ergreifen. Ein Vicentiner nahm für ihn von Padau Besitz; als dieser aber auch in Tervis einziehen, und diese Stadt besetzen wollte, machte sein schlecht unterstütztes Auftreten so üblen Eindruck auf das Volk, daß es einem Schuhmacher gelang, die Fahne des heiligen Marcus (der Republik Venedig) wider aufzupflanzen, und den Pöbel so zu enthusiasmiren, daß sich die Stadt für Venedig hielt. Andrea Gritti, einer der tüchtigsten venedischen Nobili dieser Zeit, brachte dann am 17ten Juli wider Padau in die Gewalt der Republik *). Der Markgraf von Mantau ward von den Venedigern gefangen, und als Maximilian endlich selbst im oberen Italien ankam, muste er zuerst Padau belagern, was er bei beßerer Wirthschaft früher hätte behaupten können. Bei der Belagerung von Padau hatte Maximilian Heer und Geschützkräfte beisammen, wie damals noch nie jemand; er selbst zeigte sich überall thätig und einsichtig; allein die deutschen Verhältnisse machten ihm Sorge, und der Dünkel der französischen Ritter, die nicht mit den Landsknechten angreifen wollten („sollen wir uns mit denen wagen, die Schneider nnd Schuster sind"), erbitterte ihn so, daß er am 8ten October die Belagerung aufhob, und alle Schuld des Mislingens den Franzosen Schuld gab. Um dieselbe Zeit aber, wo sich so das Verhältniß zwischen Maximilian und Ludwig verbitterte, verbitterte sich auch das des Pabstes und des Königes durch Streitigkeiten über die Besetzung des Bisthums von Avigon. Der Krieg zog sich nun ohne entscheidende Begebenheiten(großentheils als Guerillaskrieg) ziemlich auf demselben Terrän (besonders in der Gegend von Vincenz) hin, und das größte Glück für Venedig war der Tod des Grafen von Pitigliano Ende Februar 1510; nachdem Julius schon am 20sten Februar in St. Peter zu Rom die Republik wider für absolvirt erklärt hatte.

Von dem Augenblicke an, wo die Republik den Ansprüchen des Pabstes Genüge geleistet hatte, verfolgte dieser ganz entschieden die Richtung, der er im Innern schon immer gehuldigt, und die er nur um Venedig erst zu strafen zurückgestellt hatte, die Richtung nämlich, Italien wider von den Fremden zu befreien. Er war ein Mann, der unter die edelsten Päbste gehört; zwar nicht gerade die eigenthümlich-christliche, aber die nationale Grundlage der

*) In diesem Kriege zuerst fochten Nobili zu Lande. — Soweit Venedig Marktplatz für Oberitalien war, war eine Trennung nun schon schwer mehr auf die Dauer zu erzwingen. Man hätte rasch vordringen; durch den Verkehr der Heere Absatz schaffen, und diese im Zaume halten müßen.

Sittlichkeit war mächtig in ihm vorhanden, und im Gefühle dieser sittlichen Berechtigung seines Handelns hoffte er auf Gott, und stund fest auch auf einer religiösen Grundlage seines Daseins. Den Kaiser Maximilian verachtete er als einen Mann, der weder mit Geld, noch mit Zeit hauszuhalten verstehe; als die Hauptaufgabe betrachtete er demnach zuerst die Befreiung Italiens von den Franzosen. Durch Matthäus Schinner, den Bischof von Sitten, kam Julius in nahes Verhältniß zu der schweizerischen Eidsgenoßenschaft, und schloß im Februar ein fünfjähriges, politisches Bündniß, dessen Zweck besonders Truppenstellung durch die Schweizer war, ab.

Auch gegen den Herzog von Ferrár (der ganz in französischem Interesse war, um sich aus der ökonomischen Abhängigkeit von Venedig, aus der staatsrechtlichen vom Pabste frei zu machen), wandte er sich. Eine Bulle, welche Julius am 9ten August gegen Herzog Alfons, trotz aller französischen Vermittelungen, erließ, und Versuche, die jenauische Küste gegen Frankreich zum Aufstande zu bringen, führten endlich den Bruch mit Frankreich herbei; denn die Franzosen nahmen sich des von Julius und den Venedigern angegriffenen Herzogs an. Im October kam Julius in Bononien, wo er krank lag, durch Chaumont, der mit dem französischen Heere, bei welchem die Bentivogli waren, bis ganz in die Nähe der Stadt vordrang, in die größte Gefahr, doch blieb er charakterfest, ließ die vornehmen Bononier vor sein Bette kommen, zeigte sich dem Volke vom Balcon, und hielt durch den Einfluß seiner Persönlichkeit Alles aufrecht, bis hinlängliche Unterstützung von Seiten der Venediger angekommen war. Da auch das Fürstenthum Mirandel (Mirandola) auf französischer Seite*) stund, kam Julius im Januar 1511 selbst in's Lager vor Mirandel, und leitete in Kugelregen und Schneegestöber die Anlage der Angriffswerke; überall ermunterte, strafte er; versprach die Plünderung des Ortes, ließ sie dann aber in der Capitulation vom 20sten Januar abkaufen. Chaumont starb am 11ten Februar nachher.

Julius blieb in dieser Zeit in und bei Bononien, bis, nach fehlgeschlagenen Unterhandlungen, ein französisches

*) Die Wittwe des Grafen Luigi de' Pici, die eine Tochter Gian Jacopo's de Triulzi war, suchte die Herrschaft von Mirandel für sich, und war auf französischer Seite gegen ihren Schwager, Giovan Francesco de' Pici, der im päbstlichen Lager war, und Anspruch auf die Succession machte.

und deutsches Heer (unter dem Trulzo und Jürg von Frundsberg) gegen Bononien vordrang. Da verließ der Pabst sein Heer, und stellte an die Spitze desselben den Herzog von Urbin; als seinen Legaten in Bononien ließ er den Cardinal von Pavei. Der letztere war aber in Zwist mit ersterem, und war überdies unvorsichtig genug, die Bürger Bononiens zu bewaffnen, welchen die strenge Herrschaft des Pabstes nicht eben gefiel. Sie nahmen die Franzosen auf; der Cardinallegat floh, und das Heer erlitt eine entschiedene Niderlage am 21. Mai. Der Herzog von Urbin schob alle Schuld auf den Cardinal, dieser wuste sich bei Julius zu rechtfertigen, und den Herzog des Verrathes zu beschuldigen, so daß dieser zuletzt wüthend den Cardinal auf der Straße in Raben, wo der Pabst war, ermordete. Julius erklärte hierauf den Herzog in den Bann; und auf der Reise von Raben nach Rom hörte er, wie Ludwig und Maximilian ein allgemeines Concil, und zwar in Pisa, versammeln, und ihn und die päbstliche Gewalt überhaupt dadurch bedrohen laßen wollten. Er selbst berief nun durch eine Bulle vom 18. Juli ebenfalls ein allgemeines Concil, und zwar zum 19. April 1512 nach dem Lateran.

Julius fand inzwischen Unterstützung bei Hernando und bei den Schweizern; ein früherer Zug der letzteren hatte in der Gegend von Comen schon geendet, weil (nachdem die kriegslustigen und päbstlichgesinntesten fast alle mit dem Heere ausgezogen) die französische Partei in ihrer Heimath wider auf einige Zeit das Uebergewicht bekommen hatte. Nun schloßen der Pabst, Venedig und Hernando die s. g. heilige Liga, welche am 5ten October zu Rom publicirt ward, und welche die Einheit der Kirche gegen die Bestrebungen des pisanischen Conciles zu behaupten den Zweck hatte, und dem Pabste Bononien, und überhaupt Alles, was zum Kirchenstaate gehört hatte, wider verschaffen sollte.

Die heilige Liga brachte unter dem Oberbefehle des Vicekönigs von Neapel, Don Raymon de Cardona, ein Heer auf, und Julius sprach über Florenz daß Interdict aus. Am 1. September, wo das Concil in Pisa hatte zusammentreten sollen, waren nur sehr wenige Abgeordnete

zugegen, welche es wirklich eröffneten; worauf alle italienischen Geistlichen die Stadt verließen. Kein deutscher Prälat war anwesend, und trotz dem, daß nun am 1. November noch einige gegen Julius aufgebrachte Cardinäle und sonstige Prälaten hinzukamen, gerieth das Concil doch durch das aufrührerische Volk so in die Enge, daß es sich am 14. November nach Mailand verlegte.

Der Abschluß der Liga, die allmählige Aufstellung ihrer Armee, so wie ein Einbruch der Schweizer in das Mailändische, bewogen nun endlich König Ludwig, den Krieg wider seinerseits mit mehr Energie führen zu laßen. Der Neffe des Königes, Gaston de Foix, der (23 Jahr alt) an der Spitze der französischen Armee in Italien stund, erhielt Zuzüge französischer Gensd'armes, und Auftrag Fußvolk zu werben, so viel er könne.

Gegen Ende December 1511 war Raymon in Imola, und am 26sten Januar 1512 lagerte er vor Bononien. Schon war diese Stadt beinahe in seiner Gewalt, als ihr Gaston durch einen kühnen und unbemerkten Marsch zu Hilfe kam: und am 7. Februar zog Raymon von Bononien ab gen Imola. Gaston nahm inzwischen Wälsch-Brixen wider, und verfolgte erst nach mehreren Wochen abermals die Richtung gegen Raymon, der sich auf den Vorhöhen des Apennins zurückzog, bis Gaston Raben angriff. Hier kam es dann am 11. April, dem Ostersonntage, zu einer mörderischen Schlacht*), wo die französischen Ritter

*) Der Friede, welchen das Bündniſs von Kammerich dem Herzoge Karl von Geldern geboten, war von seinen Leuten nie streng gehalten worden, und die Raubzüge des geldrischen Adels nach Nordbrabant wurden 1511 so unerträglich, daß die Statthalterin in den Niderlanden, Maximilians Tochter, Margaretha, endlich eine große Kriegsrüstung, unter dem Fürsten Rudolf von Anhalt, gegen Venlo senden muste. Die Belagerung war aber vergeblich. Da Karl von Geldern fortwährend von Frankreich gehalten ward, wandte sich auch Maximilian wider von den Franzosen ab, und ließ sich vom Pabste und von König Hernando gewinnen. Er forderte also plötzlich die deutschen Landsknechte in Gaston's Heere ab; deren Führer jedoch, Jakob von Ems, hielt den Befehl, der nicht vom Kaiser unmittelbar, sondern von dessen Gesandten in Rom herrührte, noch geheim, um erst noch eine entscheidende Schlacht für Gaston

und deutschen Landsknechte auf der einen Seite, die spanischen Fußvölker andrerseits Wunder der Tapferkeit vollbrachten. Raymon ward gänzlich geschlagen, und der Cardinal Medici, der in seinem Heere war, ward gefangen; aber Gaston fand bei der Verfolgung der abziehenden spanischen Fußvölker den Tod, und nach seinem Tode war sein Heer durch die Zwistigkeiten des Cardinals da S. Severino, der im Namen der Väter des Conciles von Mailand als Administrator des eroberten Theiles des Kirchenstaates auf-

---

mit zu schlagen, der seinerseits sich mit dieser beeilte, und die Entscheidung bei Raben herbeiführte. — Karl von Geldern setzte seinen Krieg fort; bezog 1512 sogar ein Lager bei Amsterdam, und verbrannte 22 Schiffe im Hafen, und 1513 nöthigten die Stände von Holland Margaretha zum Abschluße eines Waffenstillstandes mit Karl auf 4 Jahre, vom 10. August 1513 an gerechnet. Dieser Waffenstillstand ward nachher, in Folge groeningisch-frisischer Verhältnisse, unterbrochen, aber im Frühlinge 1517 auf kurze Zeit, unter des Königes von Frankreich Vermittelung, erneuert, und zwar nicht streng gehalten, aber im Mai 1518 abermals verlängert; sodann wider im Februar 1519 auf zwei Jahre. Seit aber im Juli 1521 die Stadt Zwoll (wie schon im November 1514 Groeningen) sich Karls von Geldern Schutzherrlichkeit ergab, und eine Partei in Frisland fortwährend zu ihm hielt, vergrößerte sich der Raum seiner Feindseligkeiten, indem er nun durch Angriffe zu Waßer den holländischen Handel störte. Schlecht gehaltene Waffenstillstände wurden dann auch im Frühlinge 1522, im Juni 1524 geschloßen und 1525 erneuert. Im Madrider Frieden (1526) versprach König Franz den Herzog Karl fallen zu laßen, da er aber den Frieden überhaupt nicht hielt, blieb dann auch Karl von Geldern nicht ununterstützt, und im August 1527 begann der Krieg, durch utrechtische Händel veranlaßt, von neuem. Erst am 5. October 1528 schloß Herzog Karl mit Kaiser Karl einen Frieden, in welchem er das Fürstenthum Geldern und Zutphen vom Kaiser (in dessen Eigenschaft als Herzog von Brabant und Graf von Holland) zu Lehen nahm, ebenso Coevorden und Drenthe und Groeningen mit den Ommelanden; und allen Verbindungen mit Frankreich entsagte. Nachher, im December 1536, verzichtete Herzog Karl, gegen Geld-Entschädigung, auf Groeningen und Coevorden, nebst Ommelanden und Drenthe. Dennoch verlangte er 1537 von seinen Ständen, sie sollten dem Könige von Frankreich huldigen; sie aber traten ihm so einschränkend entgegen, daß er aus Unmuth darüber erkrankte, und am 15. Juni 1538 in Arnhem starb.

trat, mit la Palice, der seinerseits wider von dem Statthalter in Mailand ohne Geld gelaßen ward, in solchem Zustande der Auflösung, daß auch nicht im Mindesten an ein Verfolgen der gewonnenen Vortheile zu denken war.

Unter den neueren Werken, welche den Antheil der Deutschen an diesen italienischen Kriegen berühren, ist besonders auch hervorzuheben:

George Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold. Hamburg. 1833. 8.

Die Nachricht von der Niderlage bei Raben kam in 48 Stunden nach Rom. Die Cardinäle verlangten, der Pabst solle Frieden suchen mit Frankreich; die Botschafter von Aragonien und Venedig aber ermahnten ihn, der Hilfe zu gedenken, die ihm von seinen Verbündeten gebracht würde. Julius entschied sich lange für keine Ansicht, bis er durch einen Abgeordneten des bei Raben gefangen genommenen Cardinals de' Medici von dem trostlosen Zustande des französischen Heeres hörte, und erfuhr, daß neue spanische Truppen gekommen seien; da beschloß der Pabst die Fortsetzung des Krieges, und schrieb an den Cardinal von Sitten, ihm 12,000 Schweizer zu werben, und noch mehr, wenn sich mehr fänden. Zu gleicher Zeit rückte der Termin der Eröffnung des lateranischen Conciles heran, und Prälaten aus Spanien, England, Ungarn und Italien waren dazu in Rom erschienen. Am 3. Mai hielt Julius die erste Sitzung mit 83 Bischöfen. Hierauf ließ er in einem Consistorio die französischen Friedensbedingungen vorlesen; die Cardinäle von Evora und York sprachen dagegen, und der Pabst erließ nun ein Ermahnungsschreiben an den König von Frankreich, sofort den Cardinal de' Medici aus dem Gefängnisse frei zu geben.

Inzwischen stießen auch 20,000 Schweizer zu dem venedischen Heere im oberen Italien, um mit diesem für den Pabst gegen Frankreich zu fechten. Um ihnen nur einigermaßen gewachsen zu sein, zog la Palice seine Truppen bei Puntolen (Pontoglio) zusammen, und gab Bononien einstweilen preis. Sofort sammelte sich die ligistische Armee wider, nahm Rimen, Cesen und Raben, und bedrohte Bononien, wo die Franzosen

die Bentivogli wider zu Herren eingesetzt hatten. Diesen sandte la Palice etwa 1000 Reiter zu Hilfe, und hatte nun selbst nur noch zwischen drei- und viertausend Reiter, nebst etwa 7000 M. zu Fuß. Mit diesen Truppen konnte er unmöglich den vereinigten Schweizern und Venedigern widerstehen. Er besetzte also Cremón, Wälsch-Brixen, Wälsch-Bergen und andere Vesten beßer, und dachte sich mit den übrigen Truppen auf Mailand zurückzuziehen. Allein gerade nun trat Maximilian entschieden den Ligirten bei, und forderte die deutschen Landsknechte im französischen Solde nochmals ab, welche rasch gehorchten, und dadurch la Palice beinahe zu ordentlicher Flucht zwangen. Da rief la Palice auch die den Bentivoglien gesandten Truppen wider zu sich, und räumte auch Mailand. Der Cardinal de' Medici ward von Bauern, die sich empörten, befreit, und das schismatische, von Pisa nach Mailand verlegte, Concil löste sich auf. Die Bentivoglien musten aus Bononien fliehen. Jenau empörte sich gegen die Franzosen; überall im Herzogthume Mailand ward Lodovico Moro's Sohn, Massimiliano, zum Herzoge ausgerufen; aber die Schweizer, die früher, schon als sie Lodovico gegen die Franzosen im Stiche ließen, Bellenz (Bellinzona) besetzt hatten, nahmen nun auch Lauis (Lugano), Luggarus (Locarno) und Mendris und die dazu gehörige Landschaft nebst dem Maien- und Oeschenthale für sich, und die Graubündner besetzten Cläven (Chiavenna) und Veltlin. Der Pabst nahm Parmen und Placenz.

Als die Franzosen demnach von der Liga aus dem Herzogthume Mailand vertrieben waren, schmälerten die Bundesgenoßen endlich das Land, ehe sie es dem angestammten Herrn, Massimiliano Sforza, zurückgaben; überdies hielten sich noch einige Vestungen für Frankreich. Auch Jenau blieb unter eignem Dogen nun ohne Verbindung mit Mailand.

Der Herzog von Ferrär wäre als treuer Bundesgenoße von Frankreich fast um sein ganzes Land durch den Pabst gekommen. Die Besetzung von Parmen und Placenz veruneinigte indessen den Pabst und Herzog Massimiliano, ja! selbst den Pabst und den Kaiser, der diese Städte als Reichslehn betrachtete. Auch die Venediger und der Kaiser waren noch nicht ausgesöhnt, und das Kriegsglück ließ bald die Ligirten selbst einander feindseliger gegenübertreten.

Nur in einem Punkte waren die Ligirten nach Mailands Widerbesetzung noch einig; nämlich, auch der Repu-

blik Florenz die Folgen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich schwer fühlen zu laßen, ohngeachtet diese Anhänglichkeit von der Art gewesen war, daß sie den Franzosen nicht eben große Vortheile gebracht hatte. Aber sie war hinreichend gewesen, des Pabstes Zorn zu erregen, und den Bestrebungen des Hauses Medici eine neue Basis zu verschaffen.

Der Pabst verlangte bereits im Juli Absetzung des lebenslänglichen Gonfaloniere Soderini, Beitritt der Republik zur Liga und Zurückrufung aller Verbannten. Die Republik aber lehnte nicht nur dies Begehren ab, sondern verstund sich auch nicht zu einer Zahlung von 40,000 Gulden, wofür ihr der geldbedürftige Kaiser Maximilian seine kaiserliche Protection anbot. Alle Unterhandlungen scheiterten, und zuletzt sandten die ligistischen Mächte Raymon's Armee, unter Begleitung des Cardinal de' Medici, gegen Florenz. Die Einwohner von Florenz hatten sich auf eine nachdrückliche Vertheidigung keinesweges vorgesehen; dennoch, als Raymon, von Balberin (Barberino) aus, der Republik die Erklärung sandte, weder das Eigenthum der Bürger, noch die Verfaßung der Stadt wolle er antasten, aber Soderini müße entfernt, die Medici müsten wider aufgenommen werden, erklärte der große Rath, die Medici wolle er aufnehmen; aber Soderini in keiner Weise entfernen. Inzwischen nahm Raymon Prato, und seine Leute wütheten gleich Cannibalen mit Tod, Marter und Plünderung. So wie die Nachricht davon nach Florenz kam, wurden alle von Furcht und Schrecken ergriffen, und Raymon steigerte nun seine Brandschatzungsforderungen auf's Höchste. Die Stadt war rathlos, und Soderini war nicht der Mann, dessen persönliche Kraft solchen Lagen gewachsen gewesen wäre. Ueberdies war eine Anzahl ausgezeichneter, den angesehensten Familien angehöriger Männer für eine Regimentsänderung. Sie kamen am Morgen des 31sten Augusts in den Pallazzo, drangen zu Soderini's Wohnung vor, ohne Widerstand zu finden, und ließen ihm die Wahl zwischen Entfernung vom Amte oder dem Tode, indem sie ihm für ersteren Fall sicheres Entkommen zusagten. Soderini fügte sich, und floh in der nächsten Nacht nach Ragusa; die Medici kehrten am 2ten September zurück, und mit Hilfe seiner Anhänger setzte der Cardinal Medici durch, daß alle Gesetze seit der Mediceer Vertreibung ungiltig und aufgehoben sein sollten; daß eine neue Balia auf ein Jahr lang mit der Staatsgewalt in Florenz ausgestattet werden sollte. Durch diese Balia kam die Familie Medici, deren Haupt nach

Pietro's Tode der Cardinal war, wider, ganz wie früher, an die Spitze der Republik. Raymon zog indeſs wider zu dem venedischen Heere bei Wälsch-Brixen. Die Franzosen hatten ihre Eroberungen in Italien, wo sie noch Festungen besetzt hielten, keinesweges ganz aufgegeben, und die Interessen der Ligirten waren fortwährend noch in Widerspruch.

Unter allen Entwürfen und Erwartungen aber ward Pabst Julius von einem, anfangs unbedeutenden, Fieber befallen; bald nahm dies eine ganz gefährliche Wendung, und er starb am 21. Februar 1513. Im Conclave waren zwei Wahlparteien: eine mediceische (jüngere) und eine soderinische (ältere); als aber der Cardinal Medici dem geflohenen Venner Soderini die Rückkehr nach Italien, und ihm und seiner Familie viele Vortheile zusagte, ward am 11. März der Cardinal de' Medici gewählt, und nahm den Namen Leo X. an.

Scheinbar im Interesse der Kirche, zuletzt zu Gunsten seiner Familie, nahm Leo Parmen und Placenz, welche Ortschaften sich während der Sedisvacanz wider dem Herzoge Massimiliano von Mailand unterworfen hatten, in Anspruch. Leo wollte nämlich aus diesen Territorien ein Fürstenthum zu Gunsten seines Bruders, Giuliano, und überhaupt seiner Familie, bilden. Inzwischen hatte sich aber Venedig, was fortwährend vom Kaiser bedroht ward, Frankrich wider genähert, und am 13ten März war bereits ein Bündniß zwischen beiden Mächten dahin abgeschloßen worden, daß öffentlich von Frankreich den Venedigern ihr altes Gebiet mit Cremôn u. s. w. garantirt; in's Geheim aber von der Republik versprochen ward, daß sie Cremôn und den s. g. Addagries (die Landschaft Ghiara d' Adda) herausgeben, und dafür sich mit dem Gebiete des Markgrafen von Mantau, der als Opfer fallen sollte, abfinden laßen würde. Ludwig wollte im Mai ein neues Heer nach Italien senden; Die Venediger sollten ihm zu Hilfe kommen.

Wirklich sammelte sich in Susa ein französisches Heer unter Louis de la Trémouille, und die Venediger stellten den Bartolommeo d'Alviano, welchen die Franzosen seiner Gefangenschaft entließen, an die Spitze ihrer Armee, die sich bei S. Bonifazio sammelte. Herzog Massimiliano muste ganz auf die Schweizer hoffen, und diese sahen nun auch in der That die Vertheidigung Mailands als eine Ehrensache an (Marx Röust aus Zürich hatte dem Herzoge am 30sten December 1512 die Schlüßel von Mailand übergeben). Da aber die Schwei-

zer von dem unthätigen Massimiliano ohne Unterstützung gelaßen wurden; da alle Unterthanen über diesen Herzog empört waren, gewannen die Franzosen leicht Asten und Alexandrien wider. Valetsch (Valeggio), Cremôn und anderes unterwarf sich den Venedigern. Parmen und Placenz traten von Neuem unter päbstliche Hoheit. Soncìn und Loden (Lodi) erhoben von selbst die französische Fahne; allein bei Novâr kam es zwischen den Schweizern, die nun aus der Heimath nachdrücklich Hilfe erhalten hatten, und zwischen den Franzosen zu einer mörderischen Schlacht, in welcher den Schweizern der Sieg blieb. Die Venediger musten sich auf die Etsch zurückziehen. Der Kaiser, nun von Raymon unterstützt, wandte sich wider gegen die Republik, und bis auf Padau, Crèmen (Crema) und Tervis gaben die Venediger ihr ganzes Gebiet auf dem Festlande den Feinden bald widerstandslos preis. Eine Zeitlang ward auch Padau belagert, als sich jedoch im August Marschfieber in der deutsch-spanischen Belagerungerungsarmee zeigten, muste dies Unternehmen aufgegeben werden. Dagegen erlitt die venedische Armee am 7ten October eine fürchterliche Niderlage in der Nähe von Vincenz. Die Franzosen hatten schon bald nach ihrer Niderlage bei Novâr Italien gänzlich geräumt *).

Die Siege der spanisch-deutschen Armee trugen nur wider dazu bei, die Verbindung der Alliirten mehr zu lösen; denn daß auf Maximilians Enkel, Karl V. und Ferdinand, einst die ganze habsburgisch-spanische Macht zusammenerben, und daß der Pabst von dieser Macht erdrückt werden würde, wenn er Maximilian auch im oberen Italien übermächtig werden ließe, sah Leo wohl ein, und er that deshalb alles Mögliche, dem entgegen zu treten. Zuerst bewog er den Kaiser und die Venediger, ihre Streitigkeiten seinem schiedsrichterlichen Ausspruche zu überlaßen. Dann suchte er eine kirchliche Aussöhnung mit Frankreich,

*) Auch Heinrich VIII. von England war der heiligen Liga beigetreten, und im Sommer 1513 hatte er einen Zug gegen Frankreich unternommen. Maximilian kam zu ihm; im August ward die Schlacht bei Guinegate geschlagen, und am 22. dieses Monats muste sich Terouenne ergeben. Die Schweizer, von Würtembergern und Freigrafschäftlern verstärkt, fielen um diese Zeit in Burgund ein. Auf allen Seiten waren die Franzosen unglücklich; sogar ihre Bundesgenoßen gegen die Engländer, die Schotten, wurden in der Nähe des Teviot am 9ten September geschlagen, und ihr König, Jakob, selbst fiel. Die Schweizer ließen sich aber von den Franzosen durch Unterhandlungen teuschen, und zogen aus Burgund zurück; an den niderländischen Grenzen fehlte es an energischem Betriebe des Krieges, und nach Dornecks (Tournai's) Einnahme gegen die Franzosen ruhten die Waffen fast ganz.

von welchem Lande das schismatische Concil von Pisa ausgegangen war, zu bewirken.

Dies Concil hatte sich, als es sich in Mailand auflöste, nach Wälsch-Leyden verlegt, aber Ludwig XII. gab es nun in Folge der Unterhandlungen mit Leo im October 1513 ganz auf. Die letzten französischen Vesten in Italien (Cremôn und die Citadelle von Mailand) ergaben sich im Juni 1514. Durch die Fruchtlosigkeit aller seiner Unterhandlungen, zu einem Frieden zwischen dem Kaiser und Venedig, ward der Pabst immer mehr zu Frankreich hingetrieben. Zugleich betrieb Leo fortwährend den Plan, die früher gegen den Herzog von Ferrär eroberten Städte Modên und Regen (Reggio), nebst den Städten Parmen und Placenz, seinem Bruder, Giuliano, als Fürstenthum zu geben. Lorenzo de' Medici, ein Sohn des ertrunkenen Pietro, sollte an der Spitze von Florenz stehen.

Plötzlich starb, während aller dieser Unterhandlungen und Entwürfe, Ludwig XII. am 1. Januar 1515, und sein Nachfolger, Franz, nahm den herzoglichen Titel von Mailand ebenfalls an, und erneuerte im Juni die innige Verbindung seines Vorgängers mit Venedig.

Sobald er zu einer klaren Uebersicht seiner verschiedenen politischen Beziehungen gekommen war, ließ er sich im Delfinat 3000 französische Gleven sammeln, und nahm dazu 26,000 niderdeutsche Landsknechte unter dem Geldrer Karl van Egmond; 10,000 Gascogner und Basken unter Pedro Navarra, der in französische Dienste getreten war; 1500 leichte Reiter und 6 Compagnien italienische Reiter unter einem S. Severino; endlich mehrere Tausend französische Söldner. Mit dieser Macht gieng er einem neuen Kriege entgegen.

Die Schweizer im Herzogthume Mailand beschloßen, die Franzosen an den Ausgängen der Alpen zu erwarten; allein die Nachricht von Fortschritten, welche die venedische Armee unter Bartolommeo d'Alviano in ihrem Rücken machte, bewog mehrere ihrer Haufen sich dahin zu wenden. Nirgends war in ihrem Heere Ordnung, wenn auch große Tapferkeit; und so hatte ihre Aufstellung bald die Nothwendigkeit des Zurückweichens, und zuletzt den Verlust des Herzogthumes Mailand an die Franzosen zur Folge.

Man vergleiche über die Thaten der Schweizer in dieser Zeit in Italien besonders eine sehr schöne Abhandlung im ersten Bande des:

Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. Zürich. 1827. 8. (Der Kampf Franz I. und der Eidesgenoßen um Mailand.)

Längs dem Ufer der Durance, über den Colle d'Argentera, durch das Sturathal kam die französische Armee auf einem Wege, den die Schweizer am wenigsten hatten vermuthen können, nach Conen (Coni). Die Uneinigkeit der Schweizer, ihre Rathlosigkeit stieg nun auf den höchsten Grad. Friedensunterhandlungen, welche König Franz zum Schein bot, lähmten vollends Alles, weil die Hauptleute von Zürich, Schwyz, Basel und den Bünden diese Unterhandlungen für gegen die Ehre der Schweizer gehend erklärten, die anderen aber darauf eingiengen. Bis zum Tessin war bald Alles in der Franzosen Gewalt; die Schweizer waren überall im Rückzuge. Die Eidsgenoßen daheim beschloßen inzwischen zu Unterstützung des Herzogs von Mailand einen neuen Auszug von 15000 M., und setzten demselben als Hauptmann den Bürgermeister Marx Röust von Zürich. Dieser vereinigte sich in der Lombardei mit einem Theile des früheren Auszuges, und brachte Ordnung unter die Leute; es waren besonders die von Uri, Schwyz, Glarus, Zürich und Zug. Die anderen, namentlich die Berner, zogen heim. Zu diesem Heere Röust's kam der Cardinal Schinner, und am 10ten September zogen sie in Mailand ein. Allein nun verwüsteten die Franzosen schon rings die Umgegend von Mailand, und die Venediger rückten näher. Dies verursachte von Neuem Parteiung; ein Theil wollte Fortsetzung des Kampfes, ein anderer den Frieden. Marx Röust, als er die Parteiung sah, sprach auch für den Frieden; Schinner trat ihm entgegen und schon wollte der erstere mit Zürichern und Zugern heimziehen, als ihn Schinner in das Treffen von Marinjän (Marignano) verwickelte, wo die Schweizer mit einer Tapferkeit fochten, die wahrhaft an altspartanische Zeiten erinnert; aber dennoch am zweiten Tage unterlagen, nachdem sie am ersten das Feld behauptet hatten. Sechs bis sieben Tausend Mann, und darunter zum Theil die besten Hauptleute, waren auf Seiten der Schweizer gefallen. Dennoch, und trotz der Nidergeschlagenheit der Meisten, wollten die Urkantone und die Züricher nun Mailand auf's Aeußerste vertheidigen, und erreichten so zuletzt wenigstens einen mittleren Beschluß des Bleibens, wenn ihnen der Herzog sofort den rückständigen Sold zahle, deßen sie bedürften zu Herstellung ihrer Kleider, Wehren und Waffen. Der Herzog hatte sich mit 1500 italienischen Söldnern in das Castell geworfen, und ließ ihnen von hier aus erklären, er vermöge ihnen nicht zu gewähren, was sie forderten; doch bäte er dringend, sie möchten ihn nicht verlaßen. Sie gaben ihm hierauf 1500 auserlesene Krieger

aus ihren Reihen zu Vertheidigung seines Schloßes; 1200 lagen noch im Castell von Cremôn; auch sie sollten bleiben. Die übrigen aber wollten den Verstärkungen, die sie aus der Heimath erwarteten, entgegen ziehn. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zogen sie aus der Stadt, und kamen, ohne beunruhigt zu werden, über Comen nach ihrem Vaterlande zurück. Die Franzosen besetzten nun Mailand und belagerten das Castell, was die Schweizer auf das tapferste vertheidigten; aber der elende Herzog gerieth von Tage zu Tage mehr in die schimpflichste Feigheit, und wollte lieber jedes andere Schicksal, als die Angst vor Kugeln und Minen, ertragen. Am 4ten October ward eine Capitulation unterzeichnet, durch welche der Herzog die Castelle von Mailand und Cremôn, das ganze Land und alle Ansprüche darauf an Franz I. abtrat; sich zu stetem Aufenthalte in Frankreich verpflichtete, und dagegen vom Könige anständigen Unterhalt zugesichert erhielt. Am 13ten October ward dann auch ein Vertrag zwischen Franz und Leo X. abgeschloßen, durch welchen Parmen und Placenz wider mit dem mailändischen Staate vereinigt wurden; dagegen ward Florenz der mediceischen Familie garantirt. Die spanischen Truppen unter Raymon, die noch am Po gestanden hatten, zogen sich nach Neapel zurück. Die Venediger hatten ihren Feldhauptmann am 7ten October durch den Tod verloren. Ihr Heer und ein kleines französisches Hilfscorps belagerten Wälsch-Brixen, während König Franz und Leo X. in Bononien zusammenkamen.

Auf dem Congresse in Bononien, wo die völlige Ausgleichung der päbstlichen und französischen Interessen statt hatte, willigte Franz in die Confiscation des Herzogthums von Urbin, wogegen ihm der Pabst den Zehnten von den Kirchengütern in Frankreich auf ein Jahr zugestund. Mit den Schweizern hatte Franz I. Friedensunterhandlungen angeknüpft. Die Statthalterschaft in Mailand erhielt der Connetable von Bourbon; die Anführung des mit den Venedigern bleibenden Hilfsheeres der Herr von Lautrec. Nach diesen Anordnungen kehrte Franz nach Frankreich zurück.

Nun zog Maximilian gegen die Franzosen nach Mailand; aber inzwischen waren im Januar 1516 die meisten Schweizerkantone Frankreichs Verbündete geworden. In Mailand waren jetzt für Franz 10,000 Schweizer unter Albrecht von Stein, und der Kaiser, dessen Heer größten Theils aus Schweizersöldnern bestund, fürchtete, als er sah, daß die Schweizer von beiden Seiten erklärten, nicht gegen einander fechten zu wollen,

von seinen Schweizern ganz im Stiche gelaßen zu werden, wie früher Lodovico Moro, und gieng, nachdem er schon bis in die Nähe Mailands vorgedrungen war, plötzlich, ohne einem Menschen den Grund zu sagen, ohne sein Heer zurück. Ein Theil seiner Söldner gieng nun zu den Franzosen über; die anderen zerstreuten sich, und Wälsch-Brixen ergab sich im Mai an Venedig. Nur Wälsch-Bern hatte der Kaiser noch von allen früheren Eroberungen gegen die Republik.

Inzwischen unterhandelten die beiden Erzieher Karls I. von Spanien und Franzens I. von Frankreich (Antoine de Croy und Arthur de Gouffier) zu Noyon einen Frieden (Hernando war im Januar gestorben, und Karl ihm auch in Aragonien und den Nebenländern gefolgt); sie schloßen ihn am 13. August in seinen Grundbedingungen ab. Die verwittwete Königin von Navarra, die durch die Spanier in diesem Kriege ihr Königreich verloren hatte, sollte von Karl entschädigt werden; Karl sollte eine Tochter Franzens heirathen, und die französischen Ansprüche auf Neapel als Mitgift erhalten; und Maximilian sollte Wälsch-Bern an die Republik für 200,000 Ducaten zurückgeben. Nach Abschluß dieses Friedens von Noyon ward am 29. November dann auch der so genannte ewige Friede zwischen Frankreich und der Schweiz geschloßen.

Inzwischen war Leo's Bruder, Giuliano, am 17ten März gestorben, und Pietro's Sohn, Lorenzo, erhielt im August das eingezogene Herzogthum Urbin. Der Krieg hörte in Italien eben ganz auf; aber einen Theil der von den kriegführenden Mächten entlaßenen Söldner nahm nun der vertriebene Herzog von Urbin in Sold, und kämpfte mit denselben längere Zeit gegen Leo, um sich bei seinem Besitzthume zu behaupten. Doch muste er im September 1517 das Land räumen, und nach Mantau gehen.

Den Cardinal Petrucci, welcher gegen Leo intriguirte, ließ dieser im Juni 1517 im Gefängnisse erdroßeln, und am 1sten Juli ernannte der Pabst dann 31 Cardinäle in seinem Interesse auf einmal, wodurch er das ganze Collegium von sich in Abhängigkeit brachte. In seiner Politik schloß er sich immer näher an Frankreich an, und brachte eine Heirath seines Neffen, Lorenzo, des neuen Herzogs von Urbin, mit einer Prinzessin von Frankreich zu Stande. Die nächsten Jahre vergiengen für Italien bedeutungslos; selbst Maximilian's Tod im Ja-

nuar 1519 hatte für die italienischen Verhältnisse keine unmittelbaren Folgen, da die Rivalität zwischen Karl und Franz zunächst in überalpischen Verhältnissen Spielraum fand. Im April 1519 starb die Gemahlin Lorenzo's von Urbin, und wenige Tage nachher, in demselben Monate, an venerischen Uebeln Lorenzo selbst, mit Hinterlaßung einer Tochter: Catarina de' Medici. In Florenz übernahm nun der Cardinal Giulio de' Medici, ein unehelicher Sohn des älteren, von den Pazzi ermordeten Giuliano, die Regierung. Das Herzogthum Urbin aber ward zu den unmittelbaren Besitzungen des Kirchenstaates eingezogen. Im folgenden Jahre, 1520, lockte dann Leo X. auch den alten Giampaolo de' Baglioni nach Rom, und ließ ihn hinrichten. Alle anderen kleinen Tyrannen im Kirchenstaate, mit Ausnahme des Herzogs von Camerin und der Vitelli von Burgstadt (Città di Castello), rottete Leo aus. Sogar den Herzog von Ferrár suchte er um sein Erbe zu bringen; doch mislang der Plan, sich Ferrár's zu bemächtigen.

Seit Lorenzo's von Urbin Tode sorgte Leo wohl noch für Verwandte, doch nicht mehr in dem Grade, wie früher; und seit er durch die Unterdrückung der kleinen Tyrannen und Stadthäuptlinge in Julius II. Fußtapfen getreten war, näherte er sich mehr und mehr, obwohl ohne dessen hohe Kraft der Seele zu besitzen, dessen politischem Ideale, der Vertreibung der Barbaren aus Italien. Die zweizüngige Politik Leo's fand in der Rivalität Kaiser Karls V. und König Franz I., die durch das Scheitern der Absichten des letzteren auf die deutsche Krone nur gesteigert worden war, ein fruchtbares Feld, und so gab er sich dem Plane hin, die Barbaren durch einander aufreiben zu laßen.

Die Königin von Navarra hatte nicht die Entschädigung erhalten, die sie glaubte in Anspruch nehmen zu können, und sogar, ohne dem Tractate von Noyon zu nahe zu treten, durfte Franz sich ihrer annehmen; aber er machte außerdem geltend, daß päbstlichen Constitutionen zu Folge, die römische Kaiserwürde und das Königreich Neapel nie in den Händen desselben Fürsten vereinigt werden sollten; auch erhob er selbst die alten französischen Ansprüche auf Neapel. Dagegen nahm Karl Ansprüche auf die Herzogthümer von Mailand und von Burgund wider auf, und es entstund bald eine solche Verwickelung von Ansprüchen und deren Motivirungen, daß man Krieg als das beiderseitige Ziel erkennen konnte. Leo, der es ehrlich weder

mit Franz noch mit Karl meinte, schloß am 8ten Mai 1521 eine Verbindung mit letzterem ab, durch welche sich beide anheischig machten, Francesco Sforza, den Bruder des nach Frankreich geführten Massimiliano, wider in sein Herzogthum Mailand einzuführen, von welchem jedoch Parmen und Placenz getrennt, und nebst den ferrarischen Landschaften dem Kirchenstaate unmittelbar einverleibt werden sollten. Im Junius entband der Pabst den Kaiser von der Anordnung, welche die Vereinigung der Krone von Neapel und der kaiserlichen Würde untersagte, und erhielt dafür das Versprechen eines neapolitanischen Lehens an Alessandro de' Medici.

Ein päbstlich-kaiserliches Heer, unter Prospero della Colonna und unter dem Marchesen von Pescara, rückte anfangs August 1521 an die Enza; Prospero wollte aber alle Erfolge durch strategische Kunst gewinnen, und konnte so erst im October in's Cremonische vordringen. Lautrec, der nun auch Statthalter in Mailand war, ward gezwungen, sich auf *Mailand* zurückzuziehen, und am 19ten November kam Prospero's Vorhut vor Mailand an; Pescara selbst *mit 80* spanischen Büchsenschützen überstieg in abendlicher Dunkelheit die Mauer; ein Stadtthor ward von den mailändischen Ghibellinen übergeben. Lautrec glaubte Prospero's Heer noch in Marinjàn, als es schon mitten in der Stadt war; auch machte er durchaus keinen Versuch, die Spanier wider aus der Stadt zu werfen; sondern gieng nach Comen, und ließ dann seine Truppen im Wälsch-Brizenschen Winterquartiere nehmen. Parmen und Placenz wurden für den Pabst besetzt; das übrige Herzogthum Mailand ergab sich an Prospero's Truppen.

So stunden die Angelegenheiten des oberen Italiens, als der Mann, welcher vorzüglich betrieben hatte, daß Italien abermals Schauplatz des Krieges zwischen Frankreich und den Spaniern und Deutschen ward, selbst vom Schauplatze abtrat. Eben hatte Leo X. am 24. November Nachricht von der Einnahme Mailands erhalten, als er in einen krankhaften Zustand verfiel, den er anfangs für völlig ungefährlich hielt. Allein das Fieber nahm zu, und am 1. December bereits ereilte ihn der Tod, nicht ohne Verdacht von Gift. Noch erfuhr er am letzten Tage die Ein-

nahme von Parmen und Placenz, in Beziehung auf welche er früher öfter geäußert hatte: er wolle gern sterben, wenn er zuvor diese Städte widergewonnen.

Leo's X. Tod bietet uns bei der Betrachtung dieser, durch die Sünde Lodovico Moro's an seinem Neffen begonnenen Feindseligkeiten, welche Italiens Frieden trübten, und sich bis zu einem Felde, wo die Eifersucht des habsburgischen und französischen Hauses sich bethätigte, erweiterte, einen bequemen Ruhepunct dar. Zuerst bemerken wir bei diesen Kriegen, in denen italienische Verhältnisse gewissermaßen den Mittelpunct europäischer Politik bilden, wie in ihnen eine ganz neue Welt unmittelbarster Beziehungen der mittel- und süd-europäischen Staaten zu einander entsteht — solcher Beziehungen, wie sie während des Mittelalters nur ab und zu, und in der Regel durch das Ansehen des römischen Stuhles vermittelt vorkommen. Der Statthalter Petri erscheint aber in den Vorgängen, die wir eben zum Gegenstande der Betrachtung gemacht, seiner höheren politischen Stellung, bis auf einige Reste in der Form, ganz entkleidet, und selbst nur als eine weltliche Macht neben anderen. Indem so die höhere Leitung der europäischen Angelegenheiten von einem kirchlichen Mittelpuncte aus gänzlich verschwindet, fällt für die einzelnen Höfe, durch anderweitige Zeitwirkungen motivirt, auch gar manche sonstige sittliche Schranke, und wenige Zeiträume giebt es daher in der neueren Geschichte, wo der Sinn für das Recht in der Politik erloschener, wo Treulosigkeit, hinterlistiger Bundesbruch und Lüge so in der Politik an der Tagesordnung gewesen, die rohe Begierde nach Herrschaft mit so gewaltsamen Mitteln hervorgetreten wäre, als eben in dem Zeitabschnitte der Fall war, bei dem wir stehen. Die Abgestorbenheit der christlichen Lebensprincipien, die Wirkung des neubelebten Heidenthumes (dessen Erscheinung man eine Widerherstellung der Wißenschaften zu nennen, lange Zeit gedankenlos genug war), war auch in der Politik zu erkennen. Dabei aber ist zweitens nicht aus den Augen zu laßen, daß diese heidnische, unchristliche Richtung in der Politik noch ganz in kindlicher Haltung war. Wie ein Knabe noch nicht die einfache Reflexion gemacht zu haben pflegt, die dem Aelteren das Leben, selbst auch ohne die Einwirkung des Christenthums, tausendfach nahe rückt, daß Lüge und Treulosigkeit den Lügner und Verräther, dem sie Anfangs Vortheil zu bringen schien, selbst schlägt — daß der, welcher eine Verletzung des Rechts sich zuerst wißentlich zu Schulden kommen läßt, selbst am meisten dadurch leidet, da es nicht ausbleiben kann, daß der Vortreter in diesen Dingen bald Nachtreter erhalte, die sich mit

Schaam und Scheu um so leichter abfinden, und weit über den Lehrer nicht nur hinausgehen, sondern auch diesem selbst der Welt Lohn geben; — wie ein Knabe so ungescheut oft seiner Begierde Raum giebt, weil er über die Erreichung des nächsten Zieles hinaus keines sieht, und dumm-vertrauensvoll den Zweig selbst absägt, auf dem er in der Höhe des Baumes steht, so sehen wir in diesen italienischen und dann habsburgisch-französischen Kriegen Verbindungen fast eher wechseln, ehe sie geschloßen sind; Friedensverträge abschließen, in der Absicht, sie zu brechen, und die Greuel der Lüge und Gewalt auf allen Seiten ganz auf platter Hand; während spätere Politiker, wenn auch nicht um des letzten Zieles, um Gottes willen, doch um weiter hinaus führender weltlicher Rücksichten willen, die Lüge der Wahrheit näher zu stellen, die Gewalt (wenigstens dem Scheine nach) zu vermeiden suchen.

Wenn nun das, was wir eben als charakteristische Seiten der Politik dieser Zeit hervorhoben, auch noch über Leo's Tod hinaus greift, so ist dagegen zu bemerken, wie bis zu diesem Eräugnisse Italien nicht bloß hauptsächlich das Terrän der europäischen *Kämpfe* dieser Zeit, sondern wie es auch politischer Mittelpunct für diese Zeit ist. Dies letztere ändert sich von nun an entschieden, und in ähnlicher Weise, wie Lodovico Moro, Alexander VI., Julius II. und Leo X. noch die politischen Entscheidungen nach Italien fallen zu laßen wusten, gelingt es von nun an nicht mehr. Die Höfe Karls V. und Franz I. sind vielmehr nun die Pole, zwischen welchen sich auch die italienischen Verhältnisse entscheiden.

Leo's X. Tod gab dem Kriege in Italien sogleich einen andern Character, denn die Cardinäle de' Medici und Schinner verließen sofort das päbstlich-kaiserliche Heer, dessen Operationen durch sie und durch Leo's Geld allein möglich geworden waren. Nun musten, bis auf 1500, alle deutschen Söldner entlaßen werden, und die Hilfstruppen von Florenz giengen nach Tuscien zurück. §. 2. Bis zur Unterordnung Italiens unter habsburgischen Einfluß. Machiavelli.

Nur der gleiche Mangel an Geld beim französischen Heere verhinderte die Widervertreibung des päbstlich-kaiserlichen Heeres aus der Lombardei. Die von Leo vertriebenen Häuptlinge kehrten zurück; die Baglionen nach Perusien; ein Malatesta nach Rimen.

Während im Felde beinahe Waffenruhe eingetreten war, stunden im Conclave einander eine französische Partei, vom Cardinal Soderini geführt, und eine kaiserliche

Partei, vom Cardinal Medici geführt, entgegen. Sie intriguirten gegen einander, bis am 9. Januar 1522 Adrian van Trusen aus Utrecht, der Sohn eines Bürgers dieser Stadt, welcher in Loewen studiert, und nachher Karl V. in seinen früheren Jahren unterrichtet hatte, dann Bischof von Tortosa geworden, und in öffentlichen Geschäften vielfach gebraucht war — bis dieser, der des Kaisers Rath und von Leo X. mit dem Purpur bekleidet war, erwählt ward.

Da er nicht in Rom gegenwärtig war, ernannten die Cardinäle eine interimistische Regierung von 3 Prioren aus ihrem Collegio, welche alle Monate wechselten. Inzwischen ließ König Franz I. 16000 M. in der Schweiz werben, und im Frühjahre stießen diese zu dem vereinigten französisch-venedischen Heere bei Mailand. In Mailand stunden an der Spitze der kaiserlichen Truppen Prospero della Colonna und Alfonso d'Avalos, Marchese von Pescara; an der Spitze der Regierung für den abwesenden Herzog, Francesco Sforza, dessen Kanzler, Girolamo Morone. Die Mailänder selbst aber waren durch die letzterfahrene Behandlung von Seiten der Franzosen so ergrimmt, daß sie den kaiserlichen Truppen in aller Weise zu Hilfe kamen. Auch die Franzosen erhielten Zuzug durch Giovanni's de' Medici so genannte schwarze Banden (wegen der Trauerfahnen um Leo X. so genannt). Herzog Francesco kam durch das Wälsch-Bernische mit mehreren Tausend Landsknechten nach Pavei, indem sich ihm unterwegs auch Herzog Federigo von Mantau anschloß. Nach längerem Manoeuvrieren beider Heere gegen einander, kam es am 27sten April zu einer Schlacht bei dem Jagdschloße Bicocca, in der Nähe von Munzen (Monza), welche durch den Ungestüm der Schweizer im französischen Heere herbeigeführt, und, trotz ihrer stierartigen Tapferkeit, eben durch ihren Ungestüm verloren ward. Bald nachher musten die Franzosen die ganze Lombardei räumen, mit Ausnahme einiger Vesten; dann besetzte Prospero auch Jenau.

Pabst Adrian trat in ein eigenthümliches Verhältniß zu Rom. Die antiken Statuen und das antik-lüderliche Wesen in Rom waren ihm ein Greuel, und seine deutsche Natur theilte, wenn er auch an dem Dogma der Kirche streng hielt, doch die Empörung der Reformatoren über das sittliche Verhalten der römischen Geistlichkeit. Er wollte in dem, von Parteihaß so mannichfach zerrißenen Kirchenstaate durchaus als Friedensstifter auftreten, und

entfernte dadurch Alles von sich. Anfangs suchte er auch in allgemein politischer Hinsicht den Friedensstifter zwischen Franz und Karl zu machen, ward aber durch die intrigante Art des französischen Hofes so verletzt, daß er sich ganz auf die Seite des Kaisers wandte. Auch die Republik Venedig trennte sich wider von Frankreich, und schloß am 23. Juni einen Vertrag, daß zwischen dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand von Oestreich, dem Herzoge Francesco und der Republik steter Friede und freundliches Bündniß sein sollte.

Kaum war durch diese Verbindung Karl in Italien gegen die Franzosen, deren Vesten in der Lombardei sich inzwischen alle ergeben hatten, allmächtig, als die Nachricht ankam, daß Franz nun wirklich die größten Rüstungen zu Mailands Widereroberung betreibe; und Adrian, der den Krieg haßte, und Franz jetzt als teuflischen Urheber desselben betrachtete, unterzeichnete am 3. August zu Rom einen Bundesvertrag, durch welchen sich Er selbst, der Kaiser, der König von England, der Erzherzog Ferdinand, der Herzog von Mailand und Namens der Republik Florenz der Cardinal de' Medici, so wie die Republiken Jenau, Luca und Hohen-Sinne anheischig machten, mit gemeinen Kräften Italien zu vertheidigen. Die Theilnahme an dieser Vertheidigung ward in Beziehung auf die einzelnen Verbündeten genau bestimmt, und Prospero della Colonna ward zum Oberfeldhauptmann der Liga ernannt.

Der Heranzug des französischen Heeres verzögerte sich noch durch das Benehmen des Herzogs Karl III. von Montpensier und Bourbon, der von dem Könige zurückgesetzt, und bei einer Erbschaftsangelegenheit von des Königs Mutter schwer verletzt war. Ihn gewann ein Unterhändler des Kaisers, und er sagte dem Kaiser zu, er wolle in Frankreich selbst, sobald Franz über die Alpen gezogen sein werde, eine Empörung fördern und die Truppen des Kaisers bei einem Einfalle in der Languedoc und in Burgund unterstützen. Allein diese Plane kamen zur Kunde des Königes, und das letzte Resultat war, daß der Herzog von Bourbon mit einer Anzahl seiner Edelleute aus Frankreich fliehen muste.

Die französische Armee zog über die Alpen, und Prospero ward so schlecht von den Venedigern (deren Feldhaupt-

mann der durch Pabst Adrian wider zu seiner Herrschaft gekommene Herzog von Urbin war) und von den päbstlichen Truppen unterstützt, daß er sich auf Mailand zurückziehen, und den Franzosen am 14. September den Uebergang über den Tessin preis geben muste. An demselben Tage starb an einem Fieber Pabst Adrian.

Nach längeren Intriguen zweier Parteien im Conclave, die beide kaiserlich waren, und an deren Spitze die Cardinäle Colonna und Medici stunden, ward am 18ten November der letztere erwählt, und nahm den Namen Clemens VII. an.

Während des Interregni occupirte der Herzog von Ferrár Régen (Reggio) plötzlich wider; Müden (Modena) ward für den päbstlichen Stuhl gerettet, und Clemens VII. fand durch Anordnung der kleinlichen Angelegenheiten des Kirchenstaates und Tusciens alle Hände voll zu thun. Nach Florenz, wo er zuletzt an der Spitze der mediceischen Regierung gestanden hatte, sandte er nun Ippolito, den natürlichen Sohn von Leo's X. Bruder, Giulian; und da derselbe zu jung war, um selbst die Geschäfte zu leiten, ward ihm als politischer Vormund der Cardinal Silvio de' Passerini beigegeben.

Prospero hatte inzwischen schon beinahe an der Vertheidigung Mailands und Paveis (welchen letzteren Ort Anton de Leyva vertheidigte) verzweifelt; allein die Franzosen rückten so langsam vor, daß er Zeit erhielt, die Bestungswerke Mailands zu vervollständigen. Auch später verfuhr der Admiral Bonnivet (Guillaume de Gouffier), dem der König die Führung dieses Zuges anvertraut hatte, so vorsichtig, daß die kaiserlichen Hauptleute alle möglichen Vortheile gewannen, und auch der Versuch, Mailand auszuhungern, gänzlich scheiterte. Prospero aber, schon länger kränklich, starb am 30sten December 1523, und ihm folgte als Civilstatthalter des Kaisers in ganz Italien der Vicekönig von Neapel, de Lannoy; im Oberbefehle des Heeres Karl von Bourbon, der, mit Hilfe des venedischen Feldhauptmanns und Pescara's, die Franzosen bald auf den Tessin zurückwarf. Eine Seuche, die im französischen Lager ausbrach, schreckte die zu Hilfe heranziehenden Schweizer so, daß sich Bonnivet entschließen muste, einen Rückzug

auf Gattinär hin, wo die Schweizertruppen stehen geblieben waren, anzuordnen. Auch hier brachte er sie zu keinem Angriffe auf die nachziehenden Feinde, und muste sich unter steten Gefechten, selbst verwundet, durch das Niderwallis zurückziehen *). Alle Puncte, die wider von den Franzosen besetzt worden waren, giengen abermals an die ligistischen Truppen über.

So war Italien von den Franzosen befreit, und Clemens, der Alles that, um den Frieden zu gewinnen, unterhandelte mit den Schweizern und mit dem englischen Hofe, daß sie als Bürgen des status quo in Italien auftreten sollten; allein der Herzog von Bourbon betrieb den Plan eines Einfalles in das südliche Frankreich, welcher ohne Fortsetzung des Krieges nicht auszuführen war, und dies Interesse siegte. Schon im Juli 1524 führten Bourbon und Pescara gegen 16,000 M. über den Var. Lannoy wollte mit 1000 schweren Reitern folgen; da aber der Kaiser, wie immer, so auch hier, nicht recht bei Gelde war, scheiterte der ganze Zug: denn Pescara wollte sich nicht in das Innere Frankreichs wagen, und nach einer fruchtlosen Belagerung von Marseille sah sich Bourbon gezwungen durch Franzens Ankunft mit einem Heere in Avigon, sich über Nizza und Finâl (Finale) zurückzuziehen.

Franz zog wider über die Alpen, und an demselben Tage, wo das sich zurückziehende, kaiserliche Heer, die gebirgige Küste verlaßend, nach Alba kam, zog Franz bereits in Vercellen (Vercelli) ein. Franz suchte durch rasches Vordringen auf Mailand wider gut zu machen, was Bonnivet im vorigen Feldzuge durch Zaudern verdorben hatte. In Mailand selbst aber wüthete die Pest so, daß Bourbon gar keine Besatzung in die Stadt, nur in das Castell, legte, und Herzog Francesco sich entfernte, indem er den Bürgern selbst die Erlaubniss gab, sich den Franzosen zu ergeben. Nur das Castell blieb von Spaniern besetzt, und am 26. October rückten die Franzosen ein.

Die kaiserliche Armee war nach dem unglücklichen Zuge in die Provence ganz demoralisirt. Viele verließen ihre Fahnen; die Cavallerie war ohne Pferde, die Feldhauptleute ohne Einverständniss; und hätte nicht Franz geglaubt, seine königliche Ehre fordere, keine Festung in seinem Rücken zu laßen, so hätte

*) Auf diesem Rückzuge fand Bayard seinen Tod.

er leicht das ganze Heer seiner Gegner vernichten können. Aber so gewann Leyva Zeit, seine deutschen und spanischen Truppen in Pavei, Pescara seine Spanier in Loden zu tapferer Haltung zurückzuführen. Bourbon eilte nach Deutschland, um vom Erzherzoge Ferdinand Unterstützung zu gewinnen.

Der Hauptkampf entstund bald um Pavei, da Franz sich am 28. October vor dieser Stadt, bei der Abtei S. Lanfranco, lagerte, und durch Herrn von Montmorency die Vorstadt S. Antonio am andern Ufer des Tessin besetzen ließ. Die Belagerung dauerte dann bis zu der entscheidenden Schlacht am 24. Februar 1525, welche mit der Gefangennehmung des Königes endete.

Des Königs Absicht, Pavei beschießen, und, sobald sich eine Bresche finde, stürmen zu laßen, zeigte sich bei dem ersten Versuche als mit keinem Erfolge verbunden: und so gieng man dann zu einer regelmäßigen, langwierigen Belagerung während der Wintermonate über. Die Unfähigkeit aber der kaiserlichen Feldherrn, Franz von Pavei zu verscheuchen, bestimmte endlich Clemens sowohl, als die Republik zu Unterhandlungen, bald auch zu einem Vertrage mit den Franzosen, durch welchen der Kirchenstaat, die Republik Florenz und die Republik Venedig sich zur strengsten Neutralität verpflichteten, dagegen aber französischen Schutz zugesichert erhielten. Der Abschluß des Vertrages mit Venedig, der von beiden der spätere war, fällt in den Januar 1525.

Um die Mitte Januars kam Bourbon wider in der Lombardei an. Einige Hundert Reiter unter Graf Niklas von Salm, und 6000 M. östreichische Landsknechte unter Marx Sittich von Ems, außerdem einige Tausend Landsknechte aus dem Reiche unter Jürg von Frundsberg, waren bereits vom Erzherzoge Ferdinand dahin zur Unterstützung gesendet, und die Venediger gestatteten, als völlig neutraler Staat, den Durchzug; aber zu diesen Truppen fehlte es an Gelde, und in Pavei, außer dem Gelde, auch noch an nicht weniger, als Allem, so daß Leyva das Silbergeräth der Kirchen münzen ließ, um die Soldforderungen zu bestreiten. Trotz dieses großen Mangels an Hilfsmitteln, beschloßen die kaiserlichen Feldhauptleute das Lager des Königs anzugreifen, ehe derselbe neue Zuzüge aus der Schweiz, Italien und Frankreich erhalten habe. Da der König glaubte, es sei seiner Ehre zuwider, ein in seiner Gegenwart begonnenes Unternehmen wider aufzugeben, kam er seit dem 3ten Februar ziemlich in die Lage, zwischen die Stadt und das kaiserliche Lager in die Mitte genommen zu sein, und

fast täglich hatten kleinere Gefechte statt. Endlich, in der Nacht vor dem 24sten Februar (dem Geburtstage des Kaisers), gelang es Pescara, seinen Neffen, den Marchese del Guasto, mit 6000 M. zu Fuß durch eine Lücke in der umgebenden Mauer in den Thiergarten des Schloßes von Mirabello zu bringen. Diesem folgte das übrige Heer, und am Morgen des 24sten begann die Schlacht, in welcher die Franzosen, troß ihrer Tapferkeit, eine völlige Niderlage erlitten; theils weil die Reiterei durch zu frühzeitige Angriffe ihre Artillerie hinderte; theils weil die biscayischen Füsiliere die neue Kunst des Tiraillirens übten; theils endlich weil die deutschen Landsknechte unter Frundsberg den Schweizern an Tüchtigkeit diesmal überlegen waren, und die Besaßung zugleich aus der Stadt einen Ausfall machte. König Franz selbst muste sich, nach tapferer Gegenwehr, Lannoy gefangen ergeben.

Die Gefangennehmung des Königes von Frankreich riß alle kleineren italienischen Staaten aus der bequemen Lage einer neutralen Haltung; aber auch die größeren waren in nicht geringer Verlegenheit. Venedig, kaum selbst erst aus dem Kampfe geschieden, war noch gerüsteter; der Pabst dagegen hatte nicht einmal die nöthigen Geldmittel, um nöthigenfalls durch seine eigne Kriegsmacht dem Sieger einige Achtung einzuflößen.

Die Venediger boten dem Pabste ein Bündniſs an zum gemeinsamen Schuße, zu welchem sie auch den Herzog von Ferrâr einluden, und wobei die Absicht war, gemeinschaftlich 10,000 Schweizer in Sold zu nehmen, und weitere französische Unterstüßung zu suchen. Die Venediger kannten den unglückseligen Zustand der kaiserlichen Armee nach der Schlacht von Pavei, und wünschten deren Führern durch rasche Rüstungen sowohl zu imponiren, als ihnen zu Erkämpfung weiterer Vortheile keine Zeit zu laßen. Schon war Clemens geneigt, auf diese Plane einzugehen, als ihn die Einlagerung kaiserlicher Truppen in das Gebiet von Parmen und Placenz bewog, auf einen Antrag Lannoy's einzugehen, nämlich, gegen Garantie des Kaisers für die mediceische Herrschaft in Florenz, und gegen ein Schußbündniſs mit dem Kaiser, eine Summe Geldes zu zahlen. So verließ der Pabst den einzigen würdigen Weg, den ihm die Venediger zeigten, und zahlte für Florenz 100,000 Ducaten, und eben so viel für den Kirchenstaat; wodurch nun die kaiserlichen Generale in den Stand gesetzt wurden, ihre Heere zur Ordnung zurückzuführen, den anderen italienischen Staaten willkührliche Contributionen aufzulegen und dem Pabste selbst zu tro-

tzen. Sie legten namentlich immer mehr Truppen in das Gebiet von Placenz.

Karl V. stellte solche Forderungen für den Frieden an Franz, daß sie nicht angenommen werden konnten. Die Hoffnung der Erneuerung der Feindseligkeiten durch die Franzosen ließ die Venediger mit ihren Contributionen in Rückstand bleiben. Die italienischen Staaten boten Alles auf, die Königin von Frankreich, welche während Franzens Gefangenschaft die Regierung führte, zu Fortsetzung des Widerstandes zu bewegen, und die Eifersucht des Herzogs von Bourbon und Pescara's gegen Lannoy hemmte die Thätigkeit der kaiserlichen Generale gänzlich.

Unter diesen Umständen unternahm es der Canzler des Herzogs von Mailand, Morone, während Bourbon's und Lannoy's (die nach Spanien an den Hof gegangen waren) Abwesenheit, Pescara, der selbst in Italien geboren, dessen Familie seit fast einem Jahrhundert in Neapel ansäßig war, für die italienische Sache zu gewinnen. Morone bot Pescara sogar, als er ihn gegen seinen Herrn erbittert sah, im Namen Venedigs und des Pabstes die Krone von Neapel an, wenn er seine Thätigkeit mit der ihrigen zur Befreiung Italiens von den Barbaren verbinden wolle. Pescara gieng leidenschaftlich auf diesen Plan ein, verlangte Aufklärungen über die Absichten und Hilfsmittel der in's Geheim gegen den Kaiser verbündeten italienischen Staaten, und erhielt sie von Morone, ohngeachtet diesen der päbstliche Bevollmächtigte warnte. Sobald Pescara eingeweiht war, erhob er formelle Schwierigkeiten, und unterrichtete in's Geheim den Kaiser von Allem; ließ dann, da er in Novàr erkrankt war, am 14ten October Morone zu sich in das Castell von Novàr rufen, wo er mit ihm, während Leyva, hinter der Tapete versteckt, zuhörte, nochmals alle Plane der verschworenen Staaten besprach. Beim Austritte aus dem Zimmer ward Morone dann gefangen genommen, und nach der Citadelle von Pavei geführt. Der Herzog von Mailand, selbst schwer krank, in der Person Morone's seines besten Rathgebers beraubt, liferte nun an Pescara alle festen Plätze aus, bis auf die Citadelle von Cremòn, die er verweigerte, sowie die Erlaubniss, das Schloß von Mailand mit Angriffswerken für weitere mögliche Fälle zu umgeben. Auch schützte Francesco mehrere Personen, deren Ausliferung Pescara verlangte, und schloß sich endlich mit 800 M. auserlesener Truppen in dem Schloße von Mailand ein, von wo aus er auf die Spanier, die an Angriffs-

werken arbeiten wollten, schießen ließ. Pescara starb inzwischen am 30sten November. Die Venediger drängten Clemens, sich nun offen mit der Republik für die italienische Sache gegen Karl zu erklären; allein er war zu nichts zu bringen.

Der erste Monat des Jahres 1526 gab durch den Abschluß der Unterhandlungen (14ten Jan.) über die Freilaßung des Königes Franz allen europäischen Angelegenheiten eine bestimmte Wendung; denn die Freilaßung fand dann am 18. März, aber unter Bedingungen, statt, welche nothwendig den Beginn neuer Kämpfe des Königes Franz mit dem habsburgischen Hause, keineswegs aber Frieden, zur Folge haben musten. Venedig und der Pabst schickten nun, angeblich um ihm Glück wünschen zu laßen, Gesandte an Franz, in der That aber schloßen sie am 22. Mai 1526 einen Bundesvertrag mit ihm, zu welchem auch der Herzog von Mailand trat, und welcher den Namen der *heiligen Liga* erhielt.

Das Königreich Neapel sollte den Spaniern entrißen, und einem italienischen Fürsten vom Pabste übertragen werden. König Franz resignirte auf seine Ansprüche auf Mailand. Italien sollte ganz von den Barbaren befreit werden.

Der Herzog von Mailand ward inzwischen von den Spaniern, unter Leyva, im Castell seiner Hauptstadt belagert, und hatte nicht mehr für den ganzen Monat Juli Lebensmittel. Der Herzog von Urbin, als Feldhauptmann der Republik Venedig, sollte ihn entsetzen, aber seine Bewegungen waren zu langsam; all' sein Thun war mehr auf strategische Kunst, als auf energischen Angriff gestellt; und so muste sich der Herzog am Ende doch am 24. Juli ergeben, und durch eine Capitulation, die ihm freien Abzug gewährte, den Spaniern das Castell laßen.

Bis dies aber statt fand, hatte Leyva die Mailänder in der Stadt absichtlich zur Verzweiflung gebracht und zum Aufstande fortgetrieben, hernach besiegt, und behandelte die Stadt völlig wie eine im Sturm eroberte; die Einwohner waren fortwährend der gänzlichen Willkühr der Soldaten preis gegeben.

Ehe die Liga weiter etwas Bedeutendes unternehmen konnte, ward der Pabst gezwungen, sich wider davon zu trennen. Ugo

da Moncada nämlich und und der Herzog von Sessa warben für den Kaiser in den colonnesischen Herrschaften Truppen, und drangen am 20sten September mit 7—8000 M. durch das Thor von St. Johann in Rom ein. Das Volk rührte sich nicht für den Pabst, und sah ruhig dem Einzuge dieser colonnesischen Truppen zu. Die Colonnesen kamen bis unter den Vatican, und Clemens flüchtete in die Engelsburg, während die eingedrungenen bereits die Peterskirche und den vaticanischen Pallast plünderten. Endlich bequemte sich der Pabst zu einem Vertrage mit Moncada, in welchem er einen viermonatlichen Waffenstillstand eingieng, und sich dadurch factisch von der Liga trennte. Der Herzog von Urbin, der schon früher bei seinem Zaudern zu nichts gekommen war, that nun noch weniger.

Trotz der Unthätigkeit des venedischen Feldhauptmanns und des Rücktrittes des Pabstes von der Liga, war des Kaisers Heer in dem ruinirten Lande in der bedrängtesten Lage. Caspar von Frundsberg, welcher 10 Fähnlein deutscher Landsknechte in Mailand (was nun von ligistischen Truppen eingeschloßen war) führte, schrieb in dieser Noth an seinen Vater Jürg nach Mündelheim; und er sowohl, als der Herzog von Bourbon, der inzwischen zurückgekehrt war, und Leyva (deren Schreiben das seinige begleiteten) ersuchten den alten Herrn um Hilfe. Ohne den deutschen Rittersmann wäre wahrscheinlich des Kaisers Heer verloren gewesen; so aber nahm dieser den Harnisch wider; nahm auf eigne Treu und Glauben Geld auf, versetzte seine Herrschaft und seiner Frauen Silbergeschirr und Geschmeide, und schon am 26. October zog er mit 35 Fähnlein von ihm geworbener Landsknechte (zusammen 12,000 M.) aus Mündelheim aus, und durch Tyrol nach der Lombardei.

Der Herzog von Urbin nahm, um diesem deutschen Haufen zu begegnen, sein Quartier zwischen Mailand und Wälsch-Bergen, von wo aus er dann nach dem 19ten November Bewegungen machte, um den Heranziehenden die Zufuhr zu erschweren, und alle vereinzelten Haufen aufzuheben. Frundsberg gieng aber gerade südlich, als wolle er auf Rom, schlug am 25sten November Giovanni de' Medici (den Führer der schwarzen Banden) in der Nähe der Einmündung des Mincio in den

Po (Giovanni selbst starb in Folge der hier erhaltenen Wunden); gieng dann am 28sten über den Po, und lagerte nun am Sylvestertage in der Nähe von Placenz. Hieher, hatte er erwartet, würde ihm der Herzog von Bourbon mit den in Mailand eingeschloßenen Truppen entgegen ziehen; allein dieser hatte kein Geld, die Truppen zu bezahlen, und ohne Sold wollten diese die Stadt nicht verlaßen. Der kaiserliche Feldherr war so in Verlegenheit, daß er dem zum Tode verurtheilten Morone das Leben und die Freiheit am Hinrichtungstage für 20,000 Ducaten verkaufte, und so dem eben noch zum Tode Bestimmten Gelelegenheit gab, sich durch die Klugheit, die er sofort bei allen Veranlaßungen zeigte, so in Achtung bei ihm selbst zu setzen, daß er bald von dem Rathe dieses Mannes in allen Dingen abhieng.

Zu Anfange des Jahres 1527 fand der Herzog von Bourbon endlich Gelegenheit, die meisten seiner Corps wegen ihrer Soldforderungen zu beschwichtigen. Gegen Ende Januars führte er den größten Theil an die Trebbia, wo er sich mit den deutschen Landsknechten Frundsbergs vereinigte. Erst nachdem der Herzog wider längere Zeit in der Nähe von Placenz verloren hatte, gelang es dem Zureden des Herzogs von Ferrär (an welchen Anforderungen wegen Geld und Geschütz gemacht wurden), ihn zu geradem Vordringen auf Rom zu bewegen.

Die deutschen Landsknechte, ohngeachtet sie nur sehr geringe Abschlagszahlungen auf ihren Sold erhielten, folgten eben so willig, als die Spanier, und die feindlichen Feldherrn setzten wenige Schwierigkeiten entgegen; denn der Herzog von Urbin folgte nur in einiger Entfernung, um die Zufuhr abzuschneiden, und alle vereinzelten Abtheilungen aufzuheben. So gieng der Zug äußerst langsam, und so, daß der Herzog von Bourbon immer einen Vorsprung vor dem Herzoge von Urbin hatte, durch das Bononische und durch Tuscien gegen Rom. Unterwegs ward der Herzog von Bourbon, wegen seiner Zahlungsunfähigkeit, eine Art Gefangener seiner Truppen. Diese trieben ihn durch Meutereien immer näher auf Rom. Jürg von Frundsberg rührte, als er seinen Landsknechten wegen ihres Betragens eine Strafpredigt hielt, der Schlag, so daß er gelähmt zurückgebracht werden muste. Seine Leute wurden an seiner Stelle von Konrad von Bemelberg *) weiter geführt.

*) Gewöhnlich der kleine Heß genannt, zum Unterschied von einem anderen Officier der Landsknechte, Heinrich Treusch aus Buttlar, welcher der lange Heß hieß.

Keine Vermittelung Lannoy's, kein Anerbieten des Pabstes half mehr; wie ein Schwarm aus der Völkerwanderung drängte dieser Haufe deutscher, spanischer und italienischer Truppen, deren Führer ein Franzos war, gegen Rom hin.

Der Herzog von Bourbon ließ Rom sofort, als er davor ankam, zur Ergebung auffordern. Clemens wies die Anforderung mit Verachtung zurück, weil er auf das nachrückende Heer des Herzogs von Urbin rechnete, der aber, aus Rache gegen die Medici, immer mehr zögerte, je näher er Rom kam. Schon am Morgen nach jener Aufforderung führte Bourbon seinen Heerhaufen zum Angriffe auf die Stadt, welche demselben erlag.

Lorenzo da Ceri hatte die Vertheidiger der Stadt durch ein Aufgebot der Einwohner unter den Caporioni (Rom ist in Rioni getheilt) zu vermehren gesucht; aber Bourbon, um seine Leute von der Nothwendigkeit eines entschloßenen Angriffs sowohl, als von seinem Glauben an leichte Möglichkeit eines Sturmes auch ohne schweres Geschütz (welches man, der Leichtigkeit des Zuges wegen, alles in Hohen-Sinne gelaßen hatte) zu überzeugen, stellte sich selbst an die Spitze eines spanischen Sturmhaufens. Die Deutschen, unter Konrad von Bemelberg, kamen bei dem Nebel, welcher Alles deckte, zuerst in die Schußlinie der Spanier; griffen dann aber die Schanze bei der Pforte von S. Spirito an. Es war ein fürchterlicher Sturm; das Feuer der Handbüchsen und des größeren Geschützes ward ohne Unterbrechung von den Schanzen unterhalten, und zu Ersteigung der Mauern und Verwallungen hatten die deutschen Landsknechte Nichts, als Bretter aus einer benachbarten Ziegelei und Gartenhürden. Endlich war Klaus Seidensticker mit seinem großen Schlachtschwerdte der erste auf der Mauer; die Römer flohen, und ließen den Deutschen ihr Geschütz, so daß diese nun auch den Spaniern den Sturm erleichtern konnten. Bourbon aber war an der Spitze der Spanier durch eine Büchsenkugel in die Weichen getroffen worden. Ein Paar Stunden später war der Borgo, und als der Pabst die letzten ihm gemachten Vergleichsbedingungen von der Hand gewiesen, auch Trastevere gewonnen. Die italienischen Truppen des Angriffsheeres zogen ohne Schwerdtstreich durch's Thor ein, thaten nun aber das ihrige, auch das eigentliche Rom auf dem linken Tiberufer zu erringen, und Abends waren auch die Brücken gewonnen, der Pabst in der Engelsburg eingeschloßen, ganz Rom in der Gewalt des Heeres.

Das Heer blieb nun monatelang in Rom liegen, und hauste so, daß selbst Philibert, der Prinz von Oranien, den es sich nach Bourbon's Tode zum Führer erwählt hatte, froh war, eine Zeitlang sich unter dem Vorwande, die Hohen-Sinner Verhältnisse ordnen zu wollen, entfernen zu können. Bis Spolèt hin erstreckte das Heer seine Raubzüge, als in Rom nichts mehr zu plündern und die Stadt voller Seuchen war. Als endlich Clemens in der Engelsburg an allem Entsatze verzweifeln muste, schloß er am 6. Juni einen Vertrag mit den Hauptleuten des Heeres auf Bedingungen, die er kurz zuvor noch zurückgewiesen hatte.

Clemens machte sich anheischig, 400,000 Ducaten, und zwar 100,000 sofort und 50,000 innerhalb 20 Tagen, zu zahlen; die übrigen in zwei Monaten. Bis zur Abzahlung der 150,000 sollte er im Castell, nebst den 13 dahin geflüchteten Cardinälen, Gefangener des Heeres bleiben; nachher nach Gaeta oder Neapel gehen können, um des Kaisers Befehle zu empfangen. Parmen, Placenz und Müden sollte er den kaiserlichen Truppen übergeben, und Besatzung in der Engelsburg, im Castell von Ostien und in andern Vesten des Kirchenstaates aufnehmen. — Diese Bedingungen ließen sich nun aber zum Theil beim besten Willen des Pabstes nicht erfüllen, so war er z. B. gar nicht Herr aller der Vesten, welche zu übergeben er versprochen hatte.

Während Clemens so bedrängt war, stellten die Einwohner von Florenz ihre Republik wider her, wie sie vor Restitution der Medici gewesen war.

Ippolito de' Medici und der Cardinal de' Passerini verließen bereits am 17ten Mai Florenz, und am 31sten Mai ward Niccolo di Pietro de' Capponi zum Venner ernannt.

Karl V. selbst erschrak so vor den Siegen des Heeres, das unter seinen Fahnen in Rom waltete, daß er in den Kirchen für des heiligen Vaters Befreiung beten ließ, und sich bei allen Fürsten, auf deren Ansicht ihm etwas ankam, entschuldigte. Dessen ungeachtet vergaß er nicht, allen Vortheil aus der Lage des Pabstes zu ziehen, welchen er nur irgend mit Anstand davon haben konnte.

Nach langen Unterhandlungen ward endlich am 31. October eine neue Convention mit Clemens VII. geschloßen, welche zwar Clemens nicht von den noch zu leistenden Zahlungen befreite, ihm aber doch größere Bequemlichkeit gewährte. Die Franzosen machten inzwischen eine Diversion zu seinen Gunsten in Italien, und fanden an dem Herzoge von Ferrär und an der neuen Republik Florenz Verbündete. Dadurch lebte die Liga, deren Heer sich zuletzt unter dem Herzoge von Urbin fast ganz aufgelöst hatte, von Neuem auf, und der Pabst, troß dem, daß er noch in seiner Feinde Gewalt war, ward von den Verbündeten schon wider als Haupt der Liga genannt. Da die deutschen Landsknechte den Pabst ungestüm um endliche Vollzahlung angiengen, ließen ihn zuletzt einige Führer des Heeres absichtlich heimlich am 9. December aus Rom in das ligistische Lager entfliehen, wo er anfangs sich entschloßen zeigte, dem mit dem Kaiser eingegangenen Vertrage vom 31. October treu zu bleiben; aber endlich doch, auf Frankreichs Andringen, wankend ward. Am 21sten Januar 1528 fand dann die feierliche Kriegserklärung Frankreichs und des mit dieser Krone verbundenen Englands an den Kaiser statt, der damals in Burgos war. Ein französisches Heer drang schon in den Abbruzzen vor, um Karl Neapel zu entreißen, und befreite dadurch Rom; denn Philibert muste zur Deckung Neapels die Reste der wilden Banden (es waren nur noch 1500 Reiter, 4000 Spanier, 2—3000 Italiener und 5000 Deutsche zu Fuß) aus Rom führen am 17ten Februar. Der französische Feldherr Lautrec belagerte dann Neapel von Ende Aprils bis zum 16ten August, wo er starb. Die Seuchen im Belagerungsheere wütheten so, daß während eines Monates 21,000 M. theils starben, theils dienstunfähig wurden; doch auch die Belagerten hatten viel Ungemach ausstehen müßen, bis Andrea Doria, der von den Franzosen zurückgesetzt ward, in kaiserliche Dienste trat, und die Franzosen und Venediger nun nicht mehr im Stande waren, Neapel die Zufuhr von der Seeseite abzuschneiden. Der Oberbefehl im französischen Heere kam nach Lautrec's Tode an den Markgrafen von Saluß (Saluzzo), der in der Nacht des 29sten Augusts das Lager abbrechen ließ; aber nun auf dem Abzuge eine solche Niderlage erlitt, daß das ganze französische Heer vernichtet ward. Er selbst starb an seinen Wunden.

Als die Bedrohung Neapels durch ein französisches Heer mit dessen Untergang geendet hatte, und des jenanischen Seehelden, Andrea Doria, Flotte für den Dienst des Kaisers zunächst nicht in Anspruch genommen ward, wen-

dete er sich nach seiner Vaterstadt, Jenau, deren Gemeinwesen unter französischer Botmäßigkeit, deren Territorien von den Franzosen besetzt waren. Am 12ten September langte er in Jenau an, und bis zum 12ten October hatte er die Franzosen aus dem ganzen Gebiete geworfen. Er gründete dann in seiner Vaterstadt eine neue Verfaßung, welche Grundlage der öffentlichen Verhältnisse geblieben ist, bis Jenau seine eigne Selbstständigkeit verlor.

Durch die neue Verfaßung wurden die Vollbürgerrechte auf die Mitglieder von 28 Alberghi oder Genoßenschaften beschränkt, die von dieser Zeit an als Adel von Jenau auftraten. Ein Doge (in ähnlicher Stellung wie der lebenslängliche Venner in Florenz), 8 Signoren (gleich den Prioren der Zünfte in Florenz), 8 Procuratoren (welche die admistrativen Theile der Regierung zu verwalten hatten), 5 Syndiken oder Censoren (denen die controlirende Staatsthätigkeit anheim fiel) und ein engerer Rath von 100 Mitgliedern stunden an der Spitze des neuen *Gemeinwesens*, nebst einem Senate von 400 Mitgliedern.

Andrea Doria, um seiner Vaterstadt an den tuscischen Republiken Luca, Florenz und Hohen-Sinne einen Anhalt zu verschaffen, suchte den Kaiser, der ihn zum Fürsten von Jenau machen wollte, was er ausschlug, zu bewegen sich mit Florenz zu versöhnen; aber die Republik Florenz war zu keinen angemeßenen Schritten zu bewegen, und blieb mit Frankreich in Verbindung, deßen Armeereste in Italien nach der traurigen Niderlage bei Neapel sich zurückzogen und zerstreuten.

Der König von Frankreich ließ seit dem Juli 1529 durch Luise von Saveien (des Königs Mutter), Karl V. ließ durch Margarethe von Saveien (seine Tante) zu Kammerich einen Frieden unterhandeln, der im August abgeschloßen ward, und in welchem Franz seine italienischen Verbündeten, und namentlich die Republiken Florenz und Venedig, ganz aufopferte.

Hierauf kam Karl selbst mit einem Heere nach Italien, ward in Jenau mit Jubel empfangen, und gieng dann über Placenz nach Bononien, wo er mit Pabst Clemens zusammentraf, mit welchem er früher, im Juni, einen Separatvertrag geschloßen und in demselben ihm Florenz unbedingt aufgeopfert hatte. Der Markgraf von Mantau kaufte sich des Kaisers Gnade mit Geldsummen; Cle-

mens Verwendung verschaffte dem kranken, armen Herzoge von Mailand, der nun aus seinem erschöpften Lande noch entsetzliche Summen zahlen muste, Gnade. Venedig schloß Frieden, und gab dem Pabste Raben und Cervien heraus. Der Herzog von Ferrär wuste sich durch eigne Gewandtheit Karls Gnade, und durch ihn solche Hilfe auch bei Clemens zu verschaffen, daß ihm am Ende, außer Ferrär, auch Müden und Regen blieb. Karl von Saveien und Bonifaz von Montferrat waren während des Krieges neutral gewesen, und schloßen sich nun in ihrer Politik ebenfalls innig dem Kaiser an. Die Republiken Jenau, Luca und Hohen-Sinne stunden wie Reichsstädte unter kaiserlichem Einfluße, und nur Florenz konnte auf dem Congresse zu Bononien gar nichts erreichen.

Ehe sich Pabst und Kaiser trennten, ertheilte der erstere dem letzteren feierlich in Bononien am 22. Februar die italienische Königskrone, und am 24. die römische Kaiserkrone.

Wenn sich später auch die Kämpfe Frankreichs gegen Habsburg erneuerten, für Italien hatten sie nur noch ganz geringe Folgen, und erstreckten sich, da Saveien sich zu dem Kaiser hielt, fast nicht über Pedmont (Piemont) hinaus. Florenz, was sich dem Kaiser widersetzte, und seine Freiheit gegen die Plane des mediceischen Pabstes behaupten wollte, unterlag nach einem tapferen Kampfe, von seinen Condottieren verrathen, und ward Besitzthum Alessandro's de' Medici, eines unehelichen Sohnes wahrscheinlich des Pabstes Clemens VII., angeblich aber jenes Lorenzo de' Medici, der uns als Herzog von Urbin begegnet ist. Alessandro heirathete eine natürliche Tochter des Kaisers. Nach Alessandro's Ermordung, am 7ten Januar 1537, war die mediceische Partei in Florenz mächtig genug, einen Mann aus der zweiten Linie der Medici, Cosimo, zu erheben, der vom Kaiser anerkannt ward; und da er sich von dem Einfluße derer, die ihn erhoben hatten, vor allen Dingen befreien muste, schloß er sich ganz an den Kaiser an.

Da die Familie der Mediceer historisch so wichtig ist, und in den verschiedensten Verzweigungen während des 15ten und 16ten Jahrhunderts in die Geschicke der gebildeten Welt eingreift, geben wir umstehend ihren Stammbaum von dem Gründer ihrer Bedeutung bis auf Cosimo, den ersten Großherzog von Tuscien:

- Giovanni 1360 — 1429.
  - Cosimo 1389 — 1464.
    - Pietro 1416—1469.
      - Giuliano[*] 1453 — 1478.
        - Giulio (Clemens VII.) unehelich † 1534.
          - Alessandro unehelich (Herzog v. Florenz) † 1537.
            - Giulio unehelich Connetable des Ordens von St. Stefano.
      - Lorenzo 1449 — 1494.
        - Giovanni. (Leo X.) 1475 — 1521.
        - Giuliano 1478— 1516.
          - Ippolito (unehelich) 1511 — 1535.
        - Pietro 1471 — 1503.
          - Lorenzo 1492 — 1519.
            - Caterina, (Königin v. Frkr.) 1519 — 1589.
    - Giovanni † 1463.
  - Lorenzo 1395 — 1440.
    - Pierfrancesco † 1476.
      - Lorenzo † 1503.
        - Pierfrancesco
          - Lorenzino (Herzog Alessandro's Mörder) 1514 — 1547.
      - Giovanni 1467 — 1498.
        - Giovanni 1498 — 1526 (Anführer der schwarzen Banden)
          - Cosimo I. 1519 — 1574.

Der letzte Herzog aus dem Hause Sforza, Frascesco, starb 1535, und einem früheren Vertrage zu Folge kam Mailand nun an den Kaiser als eröffnetes Lehen; dieser gab es seinem Sohne, Philipp II. Das Haus Montferrat starb 1533 aus, und die Territorien kamen an Mantau, dessen Herzog, Guglielmo, eine Tochter König Ferdinands I. heirathete, und dem östreichischen Hause ganz ergeben war. Hohen-Sinne, was sich noch einmal von dem Einfluße des Kaisers befreien und an Frankreich anschließen wollte, unterlag im April 1555, und ward dann an Philipp II. als Reichslehen, von diesem, bis auf einen Theil des Küstengebietes (stato de' presidi), als Afterlehn an Herzog Cosimo I. von Florenz*) gegeben.

So war Karls politische Herrschaft in Italien fest fundirt, da auch Venedig durch die veränderte Richtung des Handels gelähmt war; und Karls Domination gieng mit dem Königreiche Neapel, Sicilien, Sardinien, dem Stato de' Presidi und dem Herzogthume Mailand auf Philipp II. nach Karls Tode über.

Noch einem Pabste gelang es, seiner Familie ein Fürstenthum in Italien zu schaffen: nämlich Paul III., aus dem Hause Farnese, welcher seinem Sohne, Pier Luigi da Farnese, im J. 1545 Parmen und Placenz gab.

Da Pier Luigi's Sohn, Ottavio, nach Pier Luigi's Ermordung 1547 folgte, und die Wittwe Alessandro's von Florenz, des Kaisers natürliche Tochter, Margaretha, heirathete, kam auch dies Fürstenthum in die engste Verbindung mit dem Kaiser.

Die Päbste wurden bald nachher durch die Ergebnisse des tridentinischen Conciles in so bestimmte Schranken gewiesen, daß sie nicht mehr an Erwerbungen durch Eroberung, und auch nicht an Ausstattung ihrer Verwandten mit unabhängigen Fürstenthümern dachten, und ihre Kräfte nach anderen Seiten verwandten.

So sehen wir also um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Italien die Ruhe, wie sie durch die Uebermacht Eines Fürsten geboten wird, hergestellt, und an der Stelle

*) Herzog Cosimo erhielt 1569 vom Pabste den Titel eines Großherzoges von Tuscien, den er auf seine Nachkommen vererbte. Dies Großherzogthum erhielt dann 1650 noch einen Zuwachs, indem der König von Spanien in seiner Eigenschaft als Herzog von Mailand die Herrschaft von Pontremoli für 500,000 Scudi an Tuscien verkaufte.

des um die Mitte des 15ten Jahrhunderts herrschenden Gleichgewichtssystemes (welches sich dadurch, daß die beiden Hauptgewichte an auswärtige Mächte, an Frankreich und Spanien, kamen, in deren Kämpfen aufhob) die Domination des habsburgischen Hauses. Die politische Unruhe reducirt sich von der Zeit an auf die Fehden des Adels an den neapolitanischen und römischen Grenzen; zuletzt auf das Banditenwesen, was sich in diesen Verhältnissen bildete, und bis auf den heutigen Tag in den Confinien des Kirchenstaates und Neapels dauert.

Allein während der letzten Kämpfe Frankreichs und Spaniens um die Oberherrschaft war noch einmal die politische Unruhe recht lebhaft geworden, und weltliche und geistliche Herren strebten, wie früher, in der Unruhe des Städtelebens nach der Gründung neuer Herrschaften. Die Betrachtung dieser unruhigen, wechselvollen Politik, deren Ziel die Gründung eigner Herrschaft war, liferte dem ehemaligen *) Staatsschreiber von Florenz, Niccolo di Bernardo de' Machiavelli, das Material für seine Reflexionen über fürstliche Gewalt; und diese Reflexionen gaben ganz Europa dann die Methode an die Hand, die Verhältnisse des Mittelalters, wo sie der Entwickelung allgemeinerer Gewalten hemmend entgegen traten, zu brechen, wie sie in Italien gebrochen worden waren.

Da aber die Fürstenthümer, welche Machiavelli vor Augen hatte, und zu deren Handhabung er die Methode an die Hand gab, nicht solche waren, die mit dem Volke selbst aus unabsehbarer Vorzeit erwachsen, oder durch irgend eine Gattung sittlicher Nothwendigkeit naturgemäß aus der Entwickelung derselben hervorgegangen waren; sondern vielmehr solche, die durch den Egoismus Einzelner gegründet, von dem bürgerlichen Bedürfnisse der äußeren, mechanischen Ordnung und Ruhe allenfalls gut geheißen, und lediglich durch das Bedürfniß der Sicherheit gegen Nichtitaliener auf eine Erweiterung und auf eine Bezie-

*) Er verlor bei der Rückkehr der Medici im J. 1512 sein Amt, und ward nachher auf längere Zeit aus Florenz verbannt.

hung zu dem ganzen räumlichen Umfange der Nationalität hingewiesen waren: konnte auch die ganze Methode der Gründung und Erhaltung solcher Fürstenthümer weder einen nationalen noch überhaupt einen sittlichen Inhalt haben. Die Mittel dieser Methode beschränkten sich fast ganz auf die Berechnung und Anwendung der Kräfte, welche politisch-mechanisch wirken, wie Geld, Kriegsmacht, Furcht vor sinnlichem Unglücke und Sehnsucht nach sinnlichem Glücke. Man würde die Methode sogar geistlos nennen können, wäre sie nicht mit einer Unerschrockenheit vor Vertrautheit mit dem Sittlich-widrigen durchgeführt worden, deren Virtuosität Machiavelli eine ebenso große politische Bedeutung gewährt, wie der Umstand, daß er den Krieg für sich (abgesehen von aller sittlichen Beziehung) zu seiner absoluten Macht klar entwickelt hat, Napoleon eine welthistorische Fortwirkung sichert.

Machiavelli's Principe erschien dem Verfaßer desselben entfernt nicht in der welthistorischen Wichtigkeit, die dieser Tractat nachher gewonnen hat. In seiner Verbannung in Ermangelung anderer Geistesbethätigung, beschäftigte er sich bei der Lectüre der alten Historiker mit Reflexionen über jene Gattung fürstlicher Herrschaft, wie er sie als die der in Italien neuentstehenden kleinen Fürstenthümer vielfach hatte kennen lernen; wobei ihm die Geschichte der alten Welt mannichfach Analogien und Beispiele zur Erläuterung bot. Das so Gesammelte, unter Rubriken Geordnete, wollte er benutzen, um sich dem Giuliano de' Medici (für welchen Leo X. in Parmen und Placenz ein Fürstenthum zu gründen beabsichtigte) als einen in die Bedingungen seines neufürstlichen Wesens eingeweihten und geschickten Diener zu empfehlen. Giuliano starb, und die Arbeit Machiavelli's blieb liegen, bis er später das letzte Kapitel hinzufügte, und den Tractat so dem Lorenzo di Pietro de' Medici, dem Fürsten von Urbin, dem Vater Caterina's, zueignete.

Alles hierher Gehörige habe ich weiter ausgeführt in dem Vorwort zu meiner Uebersetzung der:

Briefe des Niccolo di Bernardo de' Machiavelli, florentinischen Bürgers und Staatskanzlers. Berlin. 1826. 8.

Zweites Kapitel.

Die deutsche Reformation.

§. 1. Die Reformation in Deutschland bis zu Uebergabe der augsburgischen Confession.

Jo. Sleidani de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentariorum libri XXVI. Argent. 1555. fol. Francof. a. M. 1610. 8.

Neuere Geschichte der Deutschen, von der Reformation bis zur Bundesacte, von K. A. Menzel. 1r bis 3r Bd. Berlin. 1826—1830. 8.

Die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Von L. Ranke. 1r Bd. Berlin. 1834. 8.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von L. Ranke. 1r u. 2r Bd. Berlin. 1839. 8.

Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526 von Jos. Edm. Jörg. Freiburg i. Br. 1851. 8.

Franz v. Sickingen's Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch E. Münch. 1r Bd. Stuttg. und Tübingen. 1827. 8.

Leben des Erasmus von Rotterdam v. Ad. Müller. Hamburg. 1828. 8.

Dr. Martin Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig gesammelt von Dr. W. M. Lebrecht de Wette. 1r—5r T. Berlin. 1825—1828. 8.

Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heßen. Ein Beitrag zur genaueren Kunde der Reformation und des 16ten Jahrhunderts, von Dr. Christoph v. Rommel. 1r—3r Bd. Gießen. 1830. 8.

Die eigenthümliche Gestalt, welche die deutsche Reichsverfaßung am Ende des Mittelalters hatte, war hervorgegangen aus dem Zerfalle der strengen Form des Reiches, die unter den salischen Königen bestund. Damals war das ganze Reich unter Herzogen, welche die Verwaltung der königlichen Domänen und alles, was mit dem Reichskriegsdienste zusammenhieng, unter sich hatten; und unter Pfalzgrafen, welche die Justiz- und Gnadensachen überwachten und in gewissem Umfange erledigten. In den Grenzprovinzen des Reiches aber waren Markgrafen, welche die herzogliche und pfalzgräfliche Gewalt in den ihnen anvertrauten Territorien im Wesentlichen vereinigten. Nur in einer Gegend hatten die Pfalzgrafen auch die Domanialverwaltung, nämlich am Rheine, weil hier die herzoglichen Befugnisse in den drei erzbischöflichen Gebieten früh an die Erzbischöffe gekommen und dadurch so zusammengeschmolzen waren, daß sich die Aufstellung eines besonderen Herzogs in Rheinfranken nicht lohnte. Die übrigen Herzoge (in Ober- und Niderlothringen, in Schwaben, Baiern, Kärnthen, in Franken und Sachsen) hatten

ehemals Pfalzgrafen neben sich, bis das neue Herzogthum Oestreich errichtet, und hier (da es aus einer Markgrafschaft entstund) keine Pfalzgrafschaft daneben gegründet ward. Seitdem suchten auch andere Herzoge ähnliche Stellung zu erhalten, und den Herzogen von Lothringen und Schwaben gelang es. In Baiern, Franken und Sachsen blieben Pfalzgrafen, und das Fürstenhaus, welches in den Besitz der sächsischen Pfalz kam, hatte in Düringen und Hessen so bedeutende Lehen von Churmainz und die Verwaltung der Mainz übertragenen herzoglichen Rechte hinzuzuerworben, daß diese Landschaft von Düringen und Hessen gewissermaßen ein neues Herzogthum bildete. In Summa: unter dem Kaiser, als dessen oberste Beamtete verwalteten Herzoge, Pfalzgrafen, Markgrafen und an einigen Orten Landgrafen die einzelnen Theile des Reiches bald so, daß Heerbanns- und Domänensachen von den Justiz- und Gnadensachen getrennt, bald so daß sie damit verbunden und im letzteren Falle dieselben Fürsten des Kaisers Stellvertreter nach allen Seiten waren. Nach dieser vollen fürstlichen Stellung strebten aber seit dem 13. Jahrhundert alle Fürsten des Reiches, geistliche wie weltliche.

Eine zweite Schicht gewissermaßen des deutschen Adels bildete der deutsche Grafenstand. Die Verwaltung der hohen Gerichtsbarkeit über Leben, Freiheit und ächtes Eigenthum in kleineren Kreisen, und die Führung der Reichsdienstmannen und überhaupt des Reichsaufgebotes in denselben Kreisen — beides unter den oben erwähnten Fürsten — bildete das Auszeichnende der gräflichen Stellnng. Ursprünglich war das ganze Reich in solche kleinere Kreise, in Gaue, die zugleich Gerichtssprengel und zugleich Heerbannskreise waren, getheilt. Aber früh hatten die Könige von dieser Gaueintheilung ihre Domänen ausgenommen, und auf diesen besondere, den Grafen in den Gauen entsprechende, Beamtete bestellt, s. g. Burggrafen. Dann hatten die Könige auch, wie wir früher bereits sahen, durch Gnadenacte eingewilligt, daß auch die geistlichen Gebiete von der Gaugerichtsbarkeit eximirt würden, und eigne vom Könige belehnte, aber von den geistlichen Für-

sten bestellte Grafen erhielten, die man Vicecomites, Lehngrafen — misbräuchlich in größeren Gebieten auch gleich den königlichen Damanialrichtern Burggrafen nannte. Endlich hatte der König auch einzelne von Adel, die größere Gütermassen besaßen, mit diesen Besitzungen und deren Insaßen von den Gaugerichten eximirt und ihnen selbst die Grafenrechte auf diesen Besitzungen und zugleich oft über die zerstreut dazwischen wohnenden freien Leute erblich übertragen; solche Edle hießen dann entweder schlechthin Grafen, oder Dynasten, deutsch (da man eine Gerichtsbarkeit einen Twing nannte) Twingherrn.

Das war dann das Streben alles reicheren Adels, namentlich aller geistlichen und weltlichen Fürsten gewesen — auf ihren eignen Besitzungen die gräflichen Rechte zu erwerben, so daß die Amtsgewalt der Reichsgrafen über diese Gebiete grade wie über die königlichen Domänen wegfielen. Schon unter den sächsischen und salischen Königen waren die Gaue zersplittert worden und eine Reihe königlicher Domanialhöfe, geistlicher Gebiete oder adeliger Twinge trat unter Burggrafen, Vicegrafen, Grafen und Twingherren mehr und mehr an die Stelle der früheren Gaue. — Die Reichsgrafschaft als stets neu zu vergebendes Amt hielt sich nur in einigen Gegenden Frislands; als erbliches Besitzthum ländlich zusammengehalten noch hier und da im Reiche wie in der Landgrafschaft Burgund, in einigen Landgrafschaften im Elsaß und in Schwaben. Sonst aber waren die Gaue ganz zersplittert, ihre Reste erblich an edle Familien gegeben worden — oder es waren kleine Reste hier und da auch noch übrig, die die Aufstellung eigner Grafen nicht rechtfertigten, und deshalb als Reichsvoigteien verwaltet wurden z. B. im Pleißner- Oster- und Voigt-Lande, in einigen Gegenden der Alpen und Schwabens u. s. w.

Diese Versplitterung der alten Gaue war bis zu und unter den staufischen Königen im Wesentlichen vollendet worden. Unter den Staufern begann aber auch die Zersplitterung der Herzogthümer, indem die Pfalz- und Landgrafen, wo deren übrig waren, in ihren Gebieten selbst die

herzoglichen Rechte, die Herzoge dagegen in den ihnen bleibenden Gebieten die höhere Justiz erwarben. Aber auch alle Erzbischöfe und Bischöfe suchten almälig die herzoglichen Rechte in ihren Gebieten an sich zu bringen; nachher suchten es auch die bedeutenderen Burggrafen im Reiche und selbst einige Twingherrn. Eine Menge ehemaliger Grafen, wie die von Jülich, Cleve, Geldern, Meklenburg, Teck, Würtemberg, Lützelburg u. s. w. kamen almälig zu herzoglichen Titeln und Rechten; andere, welche den Reichsgrafentitel behielten, wie die von Hennegau, Namur, Holstein, Tyrol u. s. w. vereinigten wenigstens mit diesen Titeln die herzoglichen Rechte oder einen Theil derselben. Hie und da hatte sich der Kaiser bei Verleihung des Grafenbannes und dann der herzoglichen Rechte Einzelnes reservirt; es war also der Umfang von Rechten, den alle diese Fürsten in ihren Territorien besaßen, wenn auch im Allgemeinen derselbe, doch im Besonderen sehr verschieden. Hie und da hatte der Kaiser volle Gerichtsbarkeit verliehen, so daß die Gerichtseingeseßenen nicht einmal an kaiserliche Gerichte sollten appelliren dürfen; anderwärts aber war das vorbehalten; hie und da hatten die Fürsten alle Hoheitsrechte erhalten und auch die Gnadensachen alle, also die s. g. comitiva major — hie und da wider nicht. Der Inbegriff sämmtlicher Fürstenrechte, wo sie in derselben Hand vereinigt waren, also die hohe Gerichtsbarkeit, die Gnaden und Hoheitsrechte, die Heerbannsrechte, welche das Befestigungsrecht einschloßen — bildeten die s. g. Landesherrschaft, und nach diesen landesherrlichen Rechten strebten alle mächtigen, geistlichen und weltlichen Männer im Reiche; in verschiedenem Umfange hatten sie diese Rechte bereits erworben — am vollständigsten die Kurfürsten; bis auf einen gewissen Grad aber sogar die bloßen Twing- oder Reichsfreiherrn. Dieser Stand, ursprünglich nicht eben zahlreich, war durch die Zersplitterung der Herzogthümer bedeutend angewachsen, denn als die Fürstenrechte mehr und mehr erblich erworben wurden, hatte der Kaiser, um nicht darum zu kommen, den Rest von Domänen, den er besaß, unmittelbar

an sich gezogen. Die auf diesen angesetzten Ministerialen wurden dadurch reichsunmittelbare Edelleute, und versuchten mit bald mehr bald weniger Glück sich den alten Twingherrn, dem alten freien Adel des Reiches gleichzustellen. Da am meisten königliche Domänen in Franken und Hessen, am Rhein und Main und in Lothringen übrig geblieben waren, war auch in diesen Gegenden der Reichsfreiherrnstand sehr zahlreich; nächstdem in Schwaben und Baiern, wo die staufischen Hausgüter so lange den königlichen Domänen gleichgeachtet worden waren, daß es bei der Versplitterung derselben vielen ihrer ehemaligen Ministerialen gelang sich unmittelbar beim Reiche zu behaupten. Gewisse Gegenden des Reiches wimmelten demnach fast von Reichsfreiherrn, so wie sich Twingherren im alten Sinne des Wortes vielfach in den schweizerischen Gegenden, in Düringen und in einigen Theilen von Nidersachsen, *namentlich* in Westphalen erhalten hatten. Alle diese Twing- und Reichsfreiherren hatten zwar keineswegs vollständige Landeshoheit, aber ihre Berechtigung in ihren Gütern und Herrschaften näherte sich doch sehr der Stellung von Landesherren.

Während aber in staatsrechtlicher Hinsicht dieser zahlreiche kleine reichsunmittelbare Adel sich unter manchen Gesichtspuncten den Fürsten und Fürstenmäßigen vergleichen ließ, war er großestheils in der elendesten Lage, namentlich den Fürsten gegenüber. Die Vorfahren hatten bei geringeren Bedürfnissen ein Genügen auf ihren Höfen und Burgen gehabt; aber Handel und städtischer Reichthum hatten dem ganzen Leben ein anderes Gepräge aufgedrückt. Man bedurfte mehr, viel mehr als sonst. Die Fürsten hatten in den Bewilligungen ihrer Landstände eine Aushilfe, die dem reichsunmittelbaren Edelmanne fehlte, während letzterem sogar die ehemalige Hilfe aus der Verlegenheit, der Ritterdienst für Geld, nicht viel mehr austrug, wenn es nicht gelang an der Spitze ganzer Heerhaufen ein Condottierengeschäft zu machen, wozu doch nur selten einer im Stande war. Den Fürsten aber waren diese kleinen selbstständigen Nachbarn ein Dorn im Auge;

sie wünschten sie ihren Gebieten einzuverleiben, sie zu Unterthanen zu machen. Plackereien ohne Ende waren das Mittel, was in den meisten Fällen zu diesem Ziele führen sollte. Die rechtmäßige Gegenwehr des Adels ward durch die neue Reichsgesetzgebung mehr und mehr erschwert, bald ganz unmöglich gemacht. Klagte der Adel vor den fürstlichen Gerichten, so bekam er selten Recht — ja! sogar vor eigentlicher Gewaltthat war er zuweilen nicht sicher. Am allerübelsten war der Theil des reichsfreien kleinen Adels daran, der außer seinen unmittelbaren Herrschaften auch die eine oder andere Besitzung unter fürstlicher Hoheit hatte, denn eine solche war dann die Handhabe für tausendfache Plackerei — und in dieser Lage waren sehr viele, und oft die hintersäßige Besitzung werthvoller als die reichsfreie. Die ganze Stellung dieses kleinen unmittelbaren Adels war ein Widerspruch zu dem, was rings um ihn bestund und sich weiter entwickelte — und die Folge war, daß in eben dem Maße wie die Fürsten diese Anomalie durch Unterdrückung der kleinen Reichsglieder zu beseitigen suchten, natürlich in dem Stande dieser Reichsfreiherrn selbst Plane erwuchsen vielmehr den Fürstenstand (durch Aufrichtung einer größeren kaiserlichen Gewalt und durch Umgestaltung der ganzen Reichsverfaßung) zu gleicher Zeit in Schranken zu weisen und sich selbst sicherer und mächtiger zu stellen. Revolutionäre Plane wurden auf beiden Seiten gehegt.

Allein außer den vielen Hundert geistlichen und weltlichen, fürstlichen und reichsadeligen Herrschaften, gab es noch zahlreiche abgesonderte Gebiete anderer Art — also namentlich erstens die Städte. Wir haben die Bildung und Entwickelung der deutschen Städte schon in einem früheren Abschnitte kennen lernen; wir haben gesehen, wie Städte auf eximirtem Grund und Boden erwuchsen, oder ihre Grundherren die Exemption vom Grafenbanne erhielten, wenn die Stadt schon früher vorhanden war; wie die Fürsten ihren Städten Hoheitsrechte gaben, um sie in die Höhe zu bringen. Die Könige verkauften dann den Städten, die bei ihren Domänen entstunden oder immer gewesen waren, bei vorkommender Geldnoth ein Hoheitsrecht nach

dem anderen; eben so thaten die geistlichen Fürsten; — zuletzt auch die Gerichtsbarkeit und das Befestigungs- das heißt: Waffenrecht. Als die Herzogthümer erblich, in eine Reihe Fürstenthümer zersplittert wurden, eximirten die Könige die Domanialstädte des Reiches ganz von ihnen und ließen sie unmittelbar unter das Reich treten. Wo die Herzoge die Schirmvoigtei der großen Stifter gehabt hatten, hatten die geistlichen Fürsten selbst geholfen, daß die Schirmgerechtigkeiten in den bedeutendsten Städten geschwächt wurden, in Abgang kamen, damit nicht die Herzoge sich zu erblichen Herren der Städte machen möchten. So waren eine Reihe bischöflicher Städte wie Cöln, Trier, Straßburg, Worms, Basel, Mainz, Bremen, Hamburg, Augsburg u. s. w., stiftischer Städte wie Zürich, Solothurn, Lucern u. s. w. mit den eigentlichen Reichsstädten, wie Achen, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Nürnberg, Mühlhausen, Nordhausen, Ulm u. s. w. auf ganz gleichen Fuß gekommen, oder doch der reichsstädtischen Stellung sehr nahe, wie Erfurt und Magdeburg. Als das Geschlecht der Staufer ausgestorben, die Herzogthümer in Franken und Schwaben zersplittert waren, kamen auch eine Menge selbst kleiner staufischer Landstädte in diesen Gegenden zu der Stellung der Reichsstädte z. B. Bobfingen, Gemünd u. s. w. und namentlich in Schwaben waren einige dreißig Reichsstädte. Das Aussterben des zähringischen Geschlechtes ließ die Städte im Uechtlande zum Theil unmittelbar unter das Reich treten, wie Bern und Freyburg. Einzelne besondere Eräugnisse machten einzelne Städte reichsfrei, wie z. B. die Verluste, die Herzog Friedrich von Oestreich in Folge seines Benehmens beim Costnitzer Concilium erlitt, Schaffhausen — kurz! fast hundert Städte in Deutschland waren im Besitze der gräflichen Gerichtsbarkeiten, der herzoglichen oder Heerbannsrechte, waren unmittelbar beim Reiche. Aber auch diese kleineren Reichsstände fühlten sich auf den verschiedensten Seiten durch das Umsichgreifen der Fürsten beengt und bedroht, und größerer Sicherheit genoßen sie nur, wo sie in größeren Ständeeinigungen, wie für die norddeutschen Städte die Hanse,

für die schweizerischen die Eidsgenoßenschaft, für einen großen Theil der bairischen, fränkischen und schwäbischen, der von Friedrich III. gestiftete *) schwäbische Bund war, Schutz und Gewähr ihrer Reichsfreiheit fanden.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte des 13ten und dann des ganzen 14ten Jahrhunderts hatten alle diese Städte (mit einziger Ausnahme wohl von Bern) Revolutionen in ihrem Innern erlebt, in Folge deren hier mehr, dort weniger gewaltsam, hier vollständiger, ja! ausschließend, dort weniger vollständig die Zünfte der Handwerker Antheil am Stadtregimente erhalten hatten **). Nur in einer einzigen war es der patricischen Gemeinde gelungen sich mit Hilfe

---

*) Um das Jahr 1487 waren die beiden Fürsten des bairischen Hauses, Georg von Landshut und Albrecht von München, von sehr unternehmenden Sinnen und für Kaiser und Reich bedrohlich. Jener suchte in Oberschwaben und in einigen Gegenden nördlich der Donau die kleineren Stände seiner Lehensherrlichkeit zu unterwerfen; dieser nahm Regensburg ein und brachte die Reichslandvoigtei in Schwaben an sich. Solchen Bestrebungen suchte Friedrich III. durch Einigung der kleineren Stände in Schwaben einen Damm entgegen zu bauen. Die Unterhandlungen darüber wurden zuerst auf einem Tage in Eßlingen im Sommer 1487 geführt, dann zu St. Valentinstag 1488 ebendaselbst so geschloßen, daß die Rittergesellschaft zu St. Georgen-Wappenschild (oder als Turnirgesellschaft: „vom Fisch und Falken" — auch Sewer und Schnoitholzer" genannt s. Th. II. S. 447) die Grundlage der neuen Einigung bildete, der sich 22 Reichsstädte und Graf Eberhard von Würtemberg, so wie Erzherzog Sigismund von Oestreich anschloßen. Anfangs hieß die ganze Vereinigung zu St. Georgen Schild; nachher der schwäbische Bund. Er handhabte den Landfrieden im Lande und schützte die kleineren, zu ihm gehörigen Reichsländer bei ihrem Rechte gegen die mächtigeren. Die Markgrafen von Brandenburg in ihren fränkischen Territorien; die Erzbischöffe von Mainz und Trier und die Rittergesellschaft zum Löwen in Baiern schloßen sich dem Bunde an, der auch unter Maximilian fortbestund, und bald nach dessen Tode den Herzog Ulrich von Würtemberg, der durch Einnahme der Stadt Reutlingen den Landfrieden brach, von Land und Leuten vertrieb. Das Herzogthum verpfändete dann der Bund für Ersatz der Kriegskosten (220,000 Fl.) an Kaiser Karl, der sich anfangs Erbherr von Würtemberg nannte, und im Sept. 1530 seinen Bruder Ferdinand damit belehnte.

**) S. Th. II. S. 498. 499.

des Königs wider ganz in Besitz des Regimentes zu setzen — das war Nürnberg — alle andere hatten zünftisches Regiment — entweder so daß der Adel ganz ausgeschloßen war, wie z. B. in Zürich, oder so daß er doch nur einen Theil am Regimente behielt und der größeste Theil der Aemter von den Zünften und anderen Bürgercollegien besetzt ward. So war auch der gemeine Bürgerstand, der Handwerkerstand in vielen Gebieten Deutschlands in einem mehr unmittelbaren Verhältnisse zum Reiche. Allein, wie es immer in ähnlichen Lagen geht, fast überall hatte sich in der Mitte der zum Regimente zugelaßenen bürgerlichen Kreise wider ein Kern von Familien gebildet, die entweder durch wirkliche Bestimmungen der Verfaßung oder doch factisch allein als rathsfähig betrachtet wurden. Man nannte bald die Gesammtheit der patricischen und plebejischen Männer, in deren Händen das Stadtregiment war, die *Ehrbarkeit*, und die Familien, welche Zutritt zu dieser Stellung hatten, so weit sie nicht adelige waren, *ehrbare*. In den Händen dieser Ehrbaren waren meist die bürgerlichen Geschäfte im Großen und namentlich der Großhandel ward hauptsächlich von Handelsgenoßenschaften betrieben, deren Interesse dann meist auch die Ehrbarkeiten wahrnahmen, so daß sie als eine bedrückende Last der gemeinen Bürgerschaft gefühlt wurden — und während die Reste des Fehdewesens, wie sie von Seite des Landadels geübt wurden, und das Umsichgreifen der Fürsten, wie es die Städte bedrohte, die Ehrbarkeiten nach Umänderungen und sg. Verbeßerungen in der Reichsverfaßung schmachten ließen, erfüllte der Groll über die Handelsbedrückung und den außerordentlichen Gewinn der Handelsgesellschaften und die Ausschließung von einflußreicher Theilnahme am Stadthaushalte die gemeine Bürgerschaft mit revolutionären Gedanken, die sich, da die Zeit glücklicher Durchführung einer Umwälzung innerhalb des engeren städtischen Heimathskreises vorüber war, und eine solche Umwälzung auch die Gestalt des Handels im Reiche nicht zu ändern vermocht hätte, vornämlich auch auf die Umgestaltung des Reiches richteten — aber auch auf Beraubung der Glieder der Handels-

gesellschaften, deren Vermögen diesen Leuten als in ungerechtem Gewinn erworben erschien. Mehr noch als in der Ritterschaft hatte die Revolution in der gemeinen Bürgerschaft der Städte Wurzel geschlagen, so daß hier schon ganz communistische Gedanken sich zu bilden anfiengen.

Aber zweitens selbst bäuerliche Gemeinden waren z. Th. unmittelbar beim Reiche d. h. hie und da waren bei der Zersplitterung der Grafengaue und des staufischen Erbes ganz kleine Reichsvoigteien übrig geblieben, deren Insaßen zu verhindern gewust hatten, daß die Voigtei über sie einem benachbarten Fürsten oder Edlen erblich ward; oder es hatten auch wohl sogar hörige Landgemeinden almälig von ihrem Leib- oder Schutzherrn solche Freiheiten und Rechte zu erlangen gewust, daß sie endlich die volle Freiheit usurpirten und unmittelbar unter dem Reiche zu stehen begehrten, wie z. B. die Urner — und das Beispiel solcher reichsfreien Bauern und das Geschwätz des gemeinen Mannes in den Städten wirkten lockend und aufregend auch auf die hörigen Bauerschaften weit und breit. Kurz! neben den Gebieten der Fürsten, den Herrschaften des reichsunmittelbaren Adels und der reichsunmittelbaren Städte, gab es auch Gebiete reichsunmittelbarer Landgemeinden und in allen diesen Spalten und Klüften, die der Zusammenhang und das Gebäude des alten Reiches bekommen hatten, wucherten nun die Blumen revolutionärer Gesinnung auf allen Seiten und nach allen Richtungen, zumal da auch viele Landstädte solche Freiheiten und Rechte erworben hatten, daß sie fast nur wie die Reichsstädte unter dem Kaiser, so unter ihrem Landesherrn wider als kleine Republiken stunden und sogar das Waffenrecht ganz oder zum Theil übten, wie z. B. Braunschweig, Halle a. d. S. und andere; zumal da auch viele hörig gebliebene Landgemeinden Landstandschaft erlangt hatten, wie in Würtemberg, in Tyrol. Auch der landsäßige Adel hatte das Waffenrecht und nahm hie und da manche Freiheiten gleich dem reichsunmittelbaren Adel in Anspruch, zumal er zum Theil früher reichsunmittelbar gewesen war, und daher noch eine sehr bevorzugte Stellung erhalten hatte, wenn auch im

Ganzen mit den ritterbürtigen Ministerialen in eine Klasse herabgedrückt war. Die Fürsten suchten um sich zu greifen, Reichsstädte zu Landstädten, Reichsadel und Reichsbauern zu Landadel und Landgemeinden zu machen; der Reichsadel suchte sich in seiner Freiheit zu behaupten, wo möglich sie zu mehren, durch Bündnisse stark den Fürsten ganz an die Seite zu treten; Landadel und Landstädte suchten an das Reich zu kommen; die gemeine Bürgerschaft und das Landvolk, wo möglich einen neuen Himmel und eine neue Erde herzustellen. Es war ein Ringen und Kämpfen aller Stände unter und gegen einander — allerdings noch alles in gewiesenen Bahnen, zwischen geltenden Rechten — aber doch lösten sich in Gedanken schon mehr und mehr alle alten sittlichen Bänder der Nation und durch das Waffenrecht aller freien Leute und selbst der ritterbürtigen Unfreien, so wie bei dem Bündnißrechte aller diese Waffenberechtigten ward diese Gährung der Nation, da sich immer einzelne kühne Männer fanden, die den allgemeinen Einrichtungen trotzten und als deren Verbündete man der eignen Unruhe genügen konnte, ohne die volle Verantwortung auf sich zu nehmen, fast zu einem dauernden, inneren Kriege.

Nichts giebt eine lebendigere Anschauung von dem Durcheinander deutscher Herrschaften und Wehrhaftigkeiten, Rechte und Gewaltthätigkeiten zu Anfange des 16. Jahrhunderts als die Geschichte der Händel, welche Franz von Sickingen mit der Reichsstadt Worms hatte.

Die Sickingen gehörten gleich den Gemmingen zu der Ritterschaft des Kraichgaues, der als Grenzlandschaft des fränkischen Allemanniens gegen das freie (der Oßbach machte die Grenze*)) in der Merowingerzeit wohl schon mit ansehnlichen fränkischen Lehnsmannen besetzt ward, und immer eine zahlreiche und tapfere Reichsritterschaft zählte. Sickingens Vater, Schweickhart von Sickingen, war in Folge einer Fehde des Pfalzgrafen, dem er beistund und der während derselben starb und ihn nicht weiter schützen konnte, in die Reichsacht gekommen, gefangen und enthauptet worden. Franz aber behielt die Güter und Herrschaften, die sein Geschlecht über dem Rheine erworben hatte. Hier lebte Sickingen in der Weise wie zu

*) s. Th. II. S. 106.

seiner Zeit viele von reicherem Adel, d. h. er nahm Kriegsbestallungen von benachbarten Fürsten und Städten an, oder trieb selbst Krieg auf Rechnung. Er hatte 1509 dem Kaiser seinen Dienst gegen Venedig geleistet. Als er heimkam nahm er eine Kriegsbestallung auf 36 Pferde, einen Knappen und 4 reisige Mannen vom Erzbischoffe von Mainz für 150 fl. rhein. Da Franz einen Theil seiner Güter vom Pfalzgrafen zu Lehen trug, waren dessen Dienste vorbehalten bei der Mainzer Bestallung. Während er aber in dieser Bestallung war, führte er einen Krieg gegen Worms auf Rechnung, und von diesem ist hier zu reden.

In der Stadt Worms lagen, wie überall, wo das zünftische Regiment nicht ganz obgesiegt hatte und also Stadtadel neben den Zünften fortbestund, Adel und Gemeine vielfach im Kampfe. Aber auch der Bischof war in ewigem Zwiste mit der Stadt d. h. zunächst mit dem Rathe. Im J. 1513 machte die gemeine Bürgerschaft, dieser Händel und Plackereien müde, einen Aufstand deshalb in der Stadt, vertrieb Bürgermeister und Rath und ordnete ein neues Regiment. Die vertriebenen Rathsglieder aber wandten sich an Kaiser Maximilian, der seinen Landvoigt in Hagenau im Elsaß, Herrn Jakob von Mörsberg, beauftragte mit Kriegsvolk nach Worms zu ziehen, den Rath zu restituiren und die friedebrecherischen Empörer zu strafen. Der von Mörsberg richtete das aus, und als die Bestrafungen ihren Anfang nahmen, verließen viele, die sich nicht ganz unbetheiligt wusten, um der Untersuchung und Strafe zu entgehen, die Stadt.

Damals lebte in Worms als Notar, zugleich als Agent des Bischoffes Balthasar Slör. Er war allerdings allezeit sehr eifrig gewesen in des Bischoffes, Reinhard von Kiebur, Diensten, und da jener Aufstand zum Theil in des Bischofs Interesse statt gehabt zu haben schien, fiel auf Slör Verdacht, daß er dazu angereizt habe. Er hatte aber keine Ahnung eines bevorstehenden Verfahrens gegen ihn, und war während die anderen Untersuchungen in vollem Gange waren, (in den Fasten 1514) im Auftrage des Bischofs und Kapitels an den kaiserlichen Hof gereist. Am Palmsonntage kam er nach bester Besorgung seiner Aufträge wider in Worms an. Seine Abwesenheit war aber von seinen Gegnern benutzt worden, ihn als Anstifter des Aufruhres beim Landvoigte anzugeben, und seine Reise war dargestellt worden als eine Flucht vor der Untersuchung. Mit Verachtung fast aller herkömmlichen Rechtsformen hatte ihn das Gericht als abwesenden verfolgt, und als er zurück kam, fand er sein Haus gerichtlich verschloßen, seine Habe unter Siegel gelegt. Slör klagte in Worms

beim Rathe, dieser brachte aber die Erklärung der demagogischen Untersuchungscommission zum Vorschein, daß Slör wirklich an dem Aufruhre betheiligt sei. Gegen die Commission konnte Slör, da es eine kaiserliche Immediatcommission war, nur beim Kaiser selbst Recht erhalten; er wandte sich also an diesen und der Kaiser übertrug die Sache der Untersuchung des Grafen von Rappoltstein. Der Graf hatte in eignen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun, und bekümmerte sich um den Auftrag nicht; der Kaiser auch nicht; und so mochte also Slör sehen, wie er wider zu dem Seinigen käme. Er war zuletzt der Ansicht, es werde gut sein, für einen ansehnlichen Fürsprecher bei dem Grafen zu sorgen, und wandte sich deshalb an Franz von Sickingen, dem er seinen Handel vortrug. Sickingen aber fand es vortheilhafter, die Sache auf eigne Rechnung zu betreiben. Er nahm also Slör, dessen Kenntnisse und Geschäftstüchtigkeiten ihm bekannt waren, in seine Dienste und ließ sich von ihm einen Theil seines Vermögens, der in den Händen Wormser Eingesessener war, abtreten. Nun war Franz der Gläubiger von Slörs Schuldnern in Worms geworden, zeigte diesen Vertrag dem Rathe an und forderte von den Schuldnern Bezahlung, und vom Rathe, daß er ihm behilflich sei, die Säumigen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Allein der Magistrat, der Slörs Vermögen an sich genommen hatte, hatte eben jene Schulden schon als Zahlung dem Ritter Leonhard von Dürkheim überwiesen und entschuldigte sich nun gegen Franz: er möge die Sache beim Stadtgerichte betreiben und der Entscheidung desselben gewärtig sein. Franz antwortete: sein Recht sei sonnenklar, es bedürfe gar keiner gerichtlichen Untersuchung; er fordere, was man ihm schulde, und die Stadt solle dazu helfen, sonst müße er eine Rechtsverweigerung annehmen und sich berechtigt halten, der Stadt Fehde anzusagen. Der Rath hatte sich darauf berufen, daß Slör in der Acht sei; allein die Abtretung hatte vor der Achtserklärung, die erst eine besondere Gesandtschaft der Stadt an den Kaiser erwirkt hatte, statt gefunden. Deshalb erklärte Sickingen, die Acht gehe ihm nichts an. Dem Rathe zu Worms war an dieser Fehde nichts gelegen, denn er wuste in voraus, daß sobald sie statt hätte, die ganze umgeseßene Ritterschaft in der Eigenschaft von Sickingenschen Verbündeten zugreifen würde. Er schlug deshalb ein Schiedsgericht vor, konnte sich aber über die Besetzung desselben mit Ritter Franz nicht einigen, und so wandte sich endlich der Rath an das neue Kammergericht*), was damals in Worms residirte.

*) f. Th. II. S. 663.

Hier müßen wir einiges Nähere über die damalige Stellung dieses Gerichtes einflechten. Schon während der ganzen letzten Hälfte des 14. und während des ganzen 15. Jahrhunderts war man bemüht gewesen, dem Fehdewesen, was durch die Zersplitterung der herzoglichen und gräflichen Rechte und durch die zahlreichen Emancipationen der Leute nideres Standes aus Hörigkeitsverhältnissen almälig zu Unstatthaftigkeiten führte, indem jeder herrenlose Bube das Waffenrecht in Anspruch nahm, durch s. g. gebotene Landfrieden zu beseitigen*). Diese Landfrieden waren großestheils durch freiwillige Einigungen der Reichsstände einzelner Gegenden und auf gemeßene Fristen zu Stande gekommen; in den Zwischengegenden und Zwischenzeiten galt immer das alte Fehderecht. Almälig war aber der Gedanke entstanden und erstarkt, einen allgemeinen, ewigen, gebotenen Landfrieden im ganzen Reiche aufzurichten, und dies war nur möglich, wenn ein Reichsgericht hergestellt ward, was in allen solchen Sachen, wo man zeither rechtmäßige Fehde geübt hatte, Recht sprach. Schon während Friedrichs III. langer Regierung hatte man mehrfach Unterhandlungen in Betreff dieser Angelegenheit gepflogen, hatte sich aber wegen Verschiedenheit des Intereßes des Kaisers und der Reichsstände bei Besetzung eines solchen Gerichtes nie einigen können. Als nun Maximilian seinen ersten Reichstag im J. 1495 hielt, bedurfte er der Reichshilfe durchaus. Karl VIII. von Frankreich hatte ihn schwer beleidigt. Es war dieser König mit Maximilians Tochter, die deshalb am französischen Hofe erzogen ward, verlobt; dagegen war Maximilian mit der Erbin der Bretagne, mit Anna verlobt. Karl VIII. entschloß sich plötzlich anders, heirathete des Königes Maximilian Braut und schickte ihm die Tochter zurück, und auch auf dem Zuge zur Eroberung von Neapel nach Italien verletzte er des Kaisers Rechte fast bei jedem Schritte. Die italienischen Fürsten forderten die Hilfe des Reiches und Maximilian vertrat diese Forderung auf dem Reichstage, weil sonst das Reich um alle Macht und Achtung komme. Auch die deutschen Stände waren erbittert, wollten aber des Königes Hilfsbedürftigkeit benutzen. Sie verlangten vor allen Dingen den ewigen, gebotenen Landfrieden und das dazu erforderliche Reichsgericht; außerdem aber auch die Einrichtung eines höchsten Reichsrathes, der die Angelegenheiten des Reiches zu leiten haben sollte, so daß der König zum bloßen Executor des Reiches herabgesunken wäre. Der König wollte auf diese Anträge nur eingehen unter Veränderung derselben, durch welche sie des republicanischen Characters, in

*) s. Th. II. S. 640 ff.

dem sie entworfen waren, beraubt worden wären. Das verdroß die Stände und sie äußerten sich so, daß der König zuletzt wohl sah, ohne einige Zugeständnisse erhalte er keine Hilfe. Durch diese Zugeständnisse kam es dann dahin, daß man den Reichsrath ganz fallen ließ, aber den ewigen, gebotenen Landfrieden (doch so daß ein Theil des Fehderechtes, nämlich das Recht sich in gewissen Fällen vorläufig eines Pfandes zu bemächtigen, blieb) aufrichtete und das zu Handhabung dieses Friedens bestimmte Reichskammergericht bestellte. Der Präsident dieses Gerichtes (der s. g. Kammerrichter) sollte in des Königes Namen die Reichsacht aussprechen, der König diesen Ausspruch nicht ohne Einwilligung dessen, zu dessen Gunsten er statt gefunden, aufheben dürfen. Der König sollte nur den Kammerrichter ernennen, die Assessoren von den Ständen des Reiches präsentirt und über deren Annahme nicht vom Könige, sondern von einer Reichscommission entschieden werden. Das Gericht behielt also einen ständischen, republicanischen Character, folgte auch nicht wie frühere Obergerichte dem Hoflager des Königes, sondern sollte in einer Stadt des Reiches residiren. Nachdem die Stände dieses erreicht hatten, gaben sie dem Könige die Reichshilfe zu dem Zuge, den er 1496 nach Italien unternahm, ohne große Ehre dabei einzulegen.

In die Aufrichtung des Landfriedens und Kammergerichtes hatten aber zunächst nur die auf dem Reichstage anwesenden gewilligt — die übrigen Stände muste man erst noch durch Unterhandlungen zu gewinnen suchen. Da meinten einige Fürsten des Reiches, wie der Herzog von Lothringen, dies Gericht trete ihrer fürstlichen Freiheit zu nahe. Die Schweizer Eidsgenoßen meinten, ihnen gewähre die Eidsgenoßenschaft alles, was man in Deutschland mit diesem Gerichte suche, sie sähen nicht ein, wofür sie Gelder zahlen sollten für etwas, was sie schon hätten, und wie sie dazu kämen ihre Freiheit dieser bisher unerhörten Reichsbehörde unterzuordnen. Die Aebte des Reiches hielten es ihrer geistlichen Ehre zuwider sich einem ganz weltlich besetzten Gerichte zu untergeben — kurz! von den verschiedensten Seiten her erhob sich Widerspruch — in der eigenthümlichsten Lage aber war der unmittelbare Adel des Reiches, denn er hatte, da er ehemals durch die Herzöge repräsentirt gewesen, in den Reichscollegien keinen Platz; nun war er aber doch unmittelbares Reichsglied geworden, aber ein Verhältniß zu den Reichsgeschäften hatte er nicht, wie die Städte, gewonnen. Er stund außerhalb der Verhandlungen und wollte von diesem Landfrieden und Kammergerichte, durch die er nur neuen Benachtheiligungen entgegen sah, gar nichts wißen. Trotz alledem ward das Gericht einstweilen hergestellt, zuerst

im Novbr. 1495 auf dem Braunfels in Frankfurt am Main. Aber bald ergaben sich neue Conflicte mit dem Könige, der gleich zum Kammerrichter einen Mann bestellte, der den Ständen zuwider war, den Grafen Eitelfriedrich von Zollern nämlich; der sodann seine Gerichtsbarkeit nicht durch das neue Gericht beschränken laßen und fortfahren wollte, Rechtssachen von jedem Reichsgerichte, also auch von diesem unmittelbar an sich zu ziehen; der endlich die Assessoren, die er für die eignen Lande zu präsentiren hatte, nicht erst von der Reichscommission prüfen laßen wollte, sondern sich ausnahmsweise für diese Stellen ein reines Ernennungsrecht zuschrieb. Das neue Reichsgericht muste wirklich im Juni 1496 seine Sitzungen wider schließen, und ohne des Erzkanzlers des Reiches, des Erzbischoffes von Mainz, Berthold von Henneberg, der schon bei der Gründung am thätigsten gewesen, Eifer wäre das Kammergericht nimmermehr zu Bestande gekommen. Den nächsten Reichstag im Herbste 1496 leitete Berthold ganz, da der König in Italien war, und setzte es durch, daß das Kammergericht im November von neuem und zwar in Worms zusammentrat, daß für seine Besoldung einigermaßen gesorgt und daß es ziemlich allgemein anerkannt ward. Der König war sehr misvergnügt darüber, konnte aber nichts weiter gegen das Gericht erreichen, als daß es seinen Sitz nach Freiburg im Breisgau, also nach einer östreichischen Stadt, verlegen muste. Die Folge aber davon, daß man den König der neuen Institution so feindlich sah, war, daß alle die, in deren Interesse es lag, der neuen Behörde zu trotzen, es thaten. Auf einem Reichstage zu Freiburg im J. 1498 ward die Sache wider verhandelt. Der Kurfürst von Mainz gewann den geldbedürftigen König einigermaßen durch die Hoffnung auf eine Reichshilfe, und so ward es möglich die Strafbefugniss des Gerichts etwas weiter auszudehnen, nämlich nicht bloß gegen die Landfriedensbrecher selbst, sondern auch gegen deren Verbündete. Die Schweizer jedoch, von Karl XII. von Frankreich gewonnen, lehnten trotzig auch ferner nicht nur alle Beziehung zum Kammergerichte ab, sondern gewährten allen von der Reichsacht getroffenen bei sich eine Zufluchtsstätte. Da kam es 1499 wegen dieser und anderer Ursachen zu einem Reichskriege gegen sie, in welchen sie den Reichstruppen eine Niderlage nach der andern beibrachten*) und der im Herbste damit schloß, daß man sie ganz von der neuen Behörde erimirte. Das Reich kam auf diese Weise immer mehr um Ehre und Achtung bei den Nachbarn — wovon sich am Ende doch ein Gefühl geltend machte.

*) Th. II. S. 663.

Sogar der König gab zuletzt auf einem Reichstage zu Augsburg seine Einwilligung zu Einrichtung des früher geplanten permanenten Reichsrathes. Es war das Aeußerste wozu er sich entschloß, und als auch nun das alte Misverhältniſs blieb und er fortwährend auf den Widerspruch einer ständischen Oppositionspartei stieß bei allem, was er betrieb, ward Maximilian endlich ingrimmig. Der Reichsrath, der ihn in dieser Stimmung sah, berief einen Reichstag; der König hinderte diesen, verbündete sich nun mit seinen bisherigen Feinden und belehnte jetzt Ludwig XII. mit Mailand ohne den Reichsrath zu fragen. Ueberall agirte er als Störer der von der Oppositionspartei beabsichtigten neuen Ordnung, hinderte den Reichsrath, hinderte das Kammergericht, hinderte namentlich die Auszahlung aller Besoldung an die Glieder dieser Collegien, so daß sie zu Anfange 1502 auseinander giengen und beide Behörden zunächst wider ganz ein Ende hatten. In den Angelegenheiten des Reiches herrschte statt einer Oberleitung vollkommene Anarchie. Die Kurfürsten vereinigten sich im Juni 1502, sie wollten dem Könige entgegentreten wie Ein Mann, ihn nöthiges Falles absetzen und beriefen zum November einen Reichstag — hierauf berief der König selbst diesen Reichstag; da kündigten ihn die Kurfürsten ab und der König brachte ihn nicht zu Stande. Diese Anarchie der höchsten Leitung dauerte auch 1503 und 1504 fort — der König kam aber nun zu der Politik, seine Partei im Reiche durch Gewinnung einzelner Stimmen zu verstärken. Das gute Verhältniſs, in dem er mit Pabst Julius II. eben war, kam ihm zu Statten, dies Interesse bei Widerbesetzung erledigter geistlicher Fürstenthümer wahrnehmen zu können. Durch Begünstigung jüngerer Söhne, durch Verleihung von Hoheitsrechten, die ihnen noch abgiengen, gewann er auch eine Reihe weltlicher Fürsten. Nachdem alles gut vorbereitet war, berief er im Sommer 1505 einen Reichstag nach Cöln. Hier trat er von ergebenen Anhängern unterstützt auf. Sein Sohn Philipp war inzwischen König von Castilien geworden; Kurfürst Berthold war im December 1504 gestorben; in die kurfürstliche Stelle von Trier war es ihm gelungen einen treuen Anhänger zu bringen — und so glaubte er nun mit s e i n e m Entwurfe einer neuen Reichsordnung hervortreten zu können. Er wollte einen Reichsrath, aber so, daß er dem Könige hülfe, nicht ihn hinderte. Dadurch würde die Reichsregierung stärker geworden sein, als den Ständen lieb war. Man ließ also nun beiderseits den Reichsrath fallen — und einigte sich zunächst über eine Reichshilfe für den König. Bald nachher im J. 1506 starb Maximilians Sohn Philipp — diesen hatten die Stände als Nachfolger, da er auch über die

Macht eines auswärtigen Reiches gebot, besonders gefürchtet. Um so bereitwilliger gewährten sie dem Könige 1507 auf einem Reichstage in Constanz Hilfe. Im Frühjahre 1508 trat Maximilian seinen Römerzug an, um die Kaiserkrone zu erhalten. Die Venetianer vertraten ihm den Weg. Dadurch mit Venedig in Feindschaft gerathen, gegen die Republik mit Frankreich verbündet, bedurfte er wider allerwege der Hilfe des Reiches. Aber inzwischen war Kurfürst Friedrich von Sachsen an die Stelle getreten, die sonst Berthold von Mainz eingenommen d. h. er war Führer der Opposition im Reiche geworden, die durch die ausgedehnten Ansprüche des Königes von neuem lebhaft erwachte. An diesen Hinderungen in Deutschland scheiterte zum Theil der Erfolg des Feldzuges in Italien, und Maximilian dadurch ergrimmt, gewährte nun auch den deutschen Ständen ganz billige Dinge nicht. Während das beßere Verhältniss zwischen König und Ständen bestanden hatte, war das Kammergericht wider in Worms zusammengetreten — jetzt hinderte Maximilian wider dessen Processe, und als die Stände auf einem Reichstage zu Augsburg 1510 dagegen reclamirten, behauptete er, er könne seinen königlichen Befugnissen durch das Kammergericht nicht zu nahe treten laßen. Die Folge war nun wider eine trotzige Stellung der Opposition, bis man sich 1512 auf einem Reichstage, der in Trier begonnen und in Cöln fortgesetzt ward, über eine Reichsexecutionsordnung, Eintheilung des Reiches zu deren Behufe in 10 Kreise, und Ernennung eines Kreishauptmannes in jedem Kreise einigte, so wie über die Aufbringung der Besoldung des Kammergerichts von den Kreisen. Die Betheiligung des Königs bei der Ernennung der Kreishauptleute und dergl. gab noch weiter Stoff zu Unterhandlungen, doch einigte man sich endlich zum Beschluße, dessen Ausführung aber erst 10 J. später, als Karl V. schon an der Spitze des Reiches stund, vollständig möglich ward.

So war also das Kammergericht zur Zeit der Sickingenschen Fehde mit Worms immer noch eine Behörde von sehr zweifelhafter Einrichtung und Geltung, und Angesichts derselben gieng das Fehderecht seinen alten Gang. Weil man in vielen Fällen auf besondere Tractate mit dem Könige rechnen konnte, weil die Urtheile in der Regel ohne Execution blieben; selbst wenn sie ergiengen, kümmerte sich niemand zu sehr um dieselben.

An diese Behörde wandte sich nun die Stadt Worms gegen den Ritter Franz von Sickingen. Das Kammergericht untersagte ihm die angedrohte Fehde bei schwerer Pön und des Reiches Acht. Der Bote, der ihm dies Mandat überbrachte, übergab zugleich ein Schreiben des Rathes, welches

zu friedlichem Wesen mahnte. Er aber sandte beide Briefe zurück und gab seinem Boten ein Schreiben mit an die Zünfte in Worms, in welchem er diesen die Berechtigung seines Verfahrens schilderte, und ihnen auseinander setzte, daß wenn Schaden in Folge der Fehde sie träfe, sie dies lediglich ihrem Rathe zu danken hätten, der ihn zu der Fehde zwinge und nur seine unglimpflichen Händel beschönen, seine Unehrbarkeit bedunkeln wolle. Der Bote aber ward angehalten und der Rath ließ ihm das Schreiben an die Zünfte abnehmen, und während nun der Ritter über Gewaltthat an seinem geschwornen Boten und Läufer klagte, schrie der Rath darüber, daß der Ritter Aufruhr habe in der Stadt stiften wollen. Es erfolgte bei Strafe der Reichsacht eine Vorladung der Person Sickingens vor das Kammergericht. Statt zu erscheinen rüstete letzterer sich nun wirklich zur Fehde. Eben starb auch seine Hausfrau und der Unmuth darüber suchte um so mehr eine ableitende Spannung, wie sie die Fehde nothwendig gewähren muste. Alle durch die frühere Untersuchung aus Worms Getriebenen hatten sich inzwischen in seine Arme geworfen und stunden ihm gegen die Stadt bei. Er begann seinen Angriff mit Niderwerfung eines Rheinschiffes, auf welchem die Wormser Kaufleute mit ihren Waaren im März nach Frankfurt zur Messe wollten. Sie hatten dazu Geleitsbriefe der vier Kurfürsten bei Rhein, aber keine hessischen; uud als das Schiff zwischen Gernsheim und Oppenheim an eine Stelle kam, wo das Ufer hessisch war bei dem Dorfe Eiche, sahen die Leute darauf Sickingen mit Bewaffneten am Ufer halten. Er rief das Schiff zur Ergebung an, worauf die auf dem Schiffe gegen ihn schoßen; — aber nun fiengen Sickings Leute so an zu schießen, daß den Wormsern der Muth fiel. Sie schoßen nicht weiter und ließen ruhig geschehen, daß des Ritters Leute das Schiff mit Haken an's Ufer zogen und unter großem Jubel der Bauern aus der Umgegend plünderten. Die gefangenen Wormser ließ Franz nach seiner Ebernburg führen, gab ihnen hier Speise und Trank und ließ die Bürger in einem Rübenkeller, die Rathsherrn in einem Thurm verwahren. Für ihre Freilaßung verlangte er Lösegeld, was dann auch bald aufgebracht ward.

Nach diesem glücklichen Anfange sammelte Sickingen ein größeres Heer. Hans von Helmstadt führte ihm 300 Mann zu Roſs zu; Hartmut von Kronberg eben so viel; die Ganerben von Wartenberg, Konrad Kolb an deren Spitze, führten ebenfalls ein Häuflein herbei; den größesten Haufen aber Graf Philipp von Solms-Münzenberg und Reinhard von Hansenstamm. Am Ende hatte Sickingen 6000 Mann zu Fuß und 1100 Reiter, und nachdem dies Heer beisammen war, sandte

Sickingen 5 Tage nach dem Ueberfalle bei Eiche eine förmliche Absage und offnen Fehdebrief an den Rath zu Worms und auch an die Gemeinde, weil sie über sich und die alte ehrbare Stadt Worms solche ungerechte und unehrbare Regierung dulde. Zugleich eröffnete Franz dem Kammergerichte, daß er nicht abstehen werde, sein Recht durch eine Fehde zu verfolgen, und rieth demselben, sich aus der unehrbaren Stadt Worms hinwegzuziehen. Diese Schritte Franzens, die Verachtung des gebotenen Landfriedens und des Kammergerichts machten die Wormser am kaiserlichen Hofe geltend, und es gelang ihnen, des Kaisers Minister, Herrn von Ziegler, zu bestechen und vom Kaiser am 15ten Mai 1515 ein Achts- und Aberachtsmandat gegen Sickingen auszuwirken. Sickingen hörte darum nicht auf, die Stadt immer härter zu bedrängen, ihr almälig allen Zufluß von Bächen abzuschneiden, ringsum Gärten und Weinberge zu verderben, und sonst ihr vielfach Abbruch zu thun den ganzen Sommer hindurch. Auch im Winter dauerte die Blokade, niemand nahm sich der Wormser an, außer auf dem Papiere. In einer öffentlichen Druckschrift rechtfertigte Sickingen sein ganzes Verfahren und sandte dasselbe an den kaiserlichen Hof, an die Fürsten, an Adel und Städte. Der Kaiser blieb dabei so ruhig wie vorher und that nun so wenig zu Sickingens Gunsten als er vorher zu Vollstreckung der Acht gethan hatte. Er wollte des Reiches Genoßen, die nie etwas rechtes für seine Entwürfe gethan, durch solche Unthätigkeit strafen. Im Frühling 1516 erhielt Sickingen neuen Zuzug durch benachbarte Edelleute, so daß er die Stadt enger, nun auch mit Geschütz einschloß. Die Laufgräben waren endlich vollendet; der Rath der Stadt gerieth in größeste Angst, denn ohngeachtet auch ihm Hilfszüge benachbarter Reichsstädte — ja! endlich sogar ganze vierzig Mann vom Kaiser zugesandt wurden, kamen diese doch schwer in die Stadt, und namentlich die Leute des Kaisers wurden vorher sämmtlich erschlagen oder gefangen. Sickingen hatte in der Stadt selbst Anhänger. Man fand an den Kirchthüren Zettel, welche zum Aufruhr gegen den Rath aufriefen; — aber der kaiserliche Kammerrichter (Graf Hag) hielt dem Rathe die Stadt gehorsam, und hielt den Rath, der dazu geneigt war, von einer Capitulation zurück. Sein Zureden, daß sie den alten Kriegsruhm der freien Stadt Worms nicht im Stiche laßen sollten, wirkte so auf die Bürger, daß sie ein mehrtägiges Beschießen der Stadt ertrugen und alle Angriffe abschlugen. Da aber die Ausfälle der Wormser dem Ritter viele Gefangene, und dadurch Aussicht auf Lösegelder brachten, ward er sobald nicht müde, und wies seinerseits alle Anmahnungen des Kammergerichts ab, bis

die Wormser endlich doch einen bedeutenderen Zuzug kaiserlicher Kriegsleute aus Hagenau erhielten, der sich in die Stadt durchschlug. Nun konnte Franz nicht hoffen, die Stadt sobald zu gewinnen. Sein Heer kostete ihm täglich eine bedeutende Summe, zu der er durch die Umlagerung der Stadt doch nicht wider kommen konnte — er zog also endlich von der Stadt ab, entließ den größten Theil seines Heeres und konnte nun den Rest mit Beutezügen gegen Worms und dessen Bürger nähren, bis er in einer Fehde gegen den Herzog von Lothringen, in die er sich für die Herrn de la Mark als deren Verbündeter einließ, neue Gelegenheit erhielt, ein größeres Heer wider aufzustellen, und sich solchen Ruhm zu erwerben, daß ihn König Franz von Frankreich an seinen Hof nach Amboise einlud und bewog, eine Bestallung von jährlichen 5000 Livres für einfachen Reiterdienst von ihm anzunehmen. Kaum war Sickingen aus Frankreich heimgekehrt, als sich Metzer Bürger, in ähnlicher Weise vom Rathe ihrer Stadt wie Slör von dem Wormser, benachtheiligt an ihn wandten, und ihm ihre Sache übertrugen. Nun zog er mit 17000 M. zu Fuß und 2000 zu Roſs gegen die Reichsstadt Metz, und war so mächtig, daß er sie zum Vergleiche zwang: sie muste den Verletzten eine Schadloshaltung und Ehrenerklärung geben, Sickingens Heere einen ganzen Monatssold und ihm 30,000 Goldgulden.

Allmälig freilich kümmerte sich das Reich um diese Landfriedensbrüche des Ritters, da aber ähnliche Händel eine Menge beim Reiche anhängig waren, konnten die Stände, was ohnehin ihre Art nicht war, nicht kurz zufahren und man fieng an zu vermitteln. Zum 3ten Febr. 1517 endlich berief der Kaiser die Stände des schwäbischen Bundes nach Ulm und schrieb ihnen hier einen Tag zum 12ten März nach Worms aus, wo sie sich mit ihrem Kriegszuge einzufinden hätten, um gegen Sickingen zu verfahren. Er selbst wollte aus seinen schwäbischen Erblanden 400 zu Roſs und 400 zu Fuß stellen und Gangolf von Hohengeroldseck sollte den Zug führen; aber niemand fand sich in Worms ein, und da der Kaiser selbst das vorausgesehen, kamen auch seine Leute nicht. Der Lehensherr Sickingens, der Kurfürst von der Pfalz und sein Dienstherr, von dem er Bestallung genommen, der Kurfürst von Mainz, erklärten dem schwäbischen Bunde geradezu, sie würden nichts gegen Sickingen thun, und da der Kaiser mit der größeren Fehde gegen Herzog Ulrich von Würtemberg beschäftigt war, wies er am Ende die Sickingische Sache zur Vermittelung an Kurpfalz, Kurmainz und Brandenburg. Diese Fürsten setzten Sickingen am 17. Juni 1517 einen Tag, wo er persönlich erschien, und auch eine Frist zu seiner Verthei-

gung, aber nicht das Zugeständniss erhielt, daß er diese Vertheidigung, wie er verlangte, bei offnen Thüren führen dürfte (auf daß jeder sich von seinem Rechte überzeugen könne). Dieses Verlangen war ihnen doch zu absonderlich. Als sie dann die Unterhandlung selbst führten, ward man über einen zweijährigen Waffenstillstand einig, während dessen die Fehde ruhen und über deren Austrag weiter verhandelt werden solle. Alles Dringen der Wormser auf Vollziehung der Acht und Aberacht war vergebens; und um zu verhindern, daß nicht Sickingen sich etwa mit Herzog Ulrich von Würtemberg und mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz verbinden, dann auch mit den Schweizern Bündniss schließen, von Frankreich Unterstützung erhalten und das ganze südwestliche Deutschland auf diese Weise dem Reiche ebensosehr entfremden möchte, wie die Eidsgenoßenschaft schon entfremdet war, gab Maximilian Ostern 1518 dem Ritter Franz freies Geleit an seinen Hof nach Insbruck. Als der geächtete Ritter ankam, wollte er sich dem Kaiser zu Füßen werfen; der aber hob ihn auf; es bedürfe dessen nicht; die Acht sei aus eitel Misverständniss herbeigeführt worden. Franz gab auf des Kaisers Begehr die französische Bestallung auf, die Acht ward aufgehoben und Franz nahm dagegen eine Bestallung vom Kaiser an. Die ganze Fehde mit Worms ward cassirt und aufgehoben, indem der Kaiser den Wormsern 40,000 Goldgulden für ihren Schaden zusicherte aus seiner Kasse, um sie zufrieden zu stellen, mit welcher leeren Zusicherung auf diese allezeit leere Kasse sie sich dann zufrieden geben musten. Bald nachher auf dem Reichstage zu Augsburg suchte auch der Kurfürst von der Pfalz seine Lehen, und so hatte sich der Kaiser am Mittelrheine wider festgestellt.

Aus diesem ganzen Hergange sieht man deutlich die damalige wunderbare Mischung von Recht und Gewalt, von Freiheit und Dienst und lernt einigermaßen die Formen kennen, in denen sich das damalige Leben bewegt — welches ähnlich war einer Vegetation, die sich in den Mauerrißen eines verfallenden Gebäudes einnistet, und lustig wuchernd, die Spitzen in den Lüften wiegt, während die Wurzel den einzigen Halt doch in dem alten Gemäuer findet.

Wenn schon der Südwesten Deutschlands zuweilen eine dem Kaiser sehr bedrohliche Stellung nahm, so war doch des Kaisers Verhältniss zu Norddeutschland noch weit gefährdeter. Im Nordwesten hielt sich fortwährend mit französischer Hilfe Karl von Egmond im Herzogthume Geldern. Maximilian hatte, als er zum römischen Könige gewählt

ward, dem Kurfürsten von Sachsen, um ihn für sich zu gewinnen, eine Eventuelbelehnung auf Jülich und Berg für den Aussterbefall ertheilt, und hatte 1495 diese Zusage bestätigt. Allein die Stände von Jülich waren gegen ein Verhältniß zu so fern angesetzenem Herrn, vermählten die Erbtochter von Jülich und Berg mit dem Sohne des Herzogs von Cleve; und um nicht auch diese Fürstenthümer dem Herzoge von Geldern verbündet zu sehen (wodurch, bei der dem östreichischen Hause feindlichen Haltung des Bischofs von Lüttich und der Herren von Aremberg und von der Mark in den Ardennen, leicht das ganze Land zwischen Rhein und Maas dem Reiche entfremdet werden und unter französische Direction gerathen konnte), erklärte Maximilian wirklich die Erbtochter von Jülich und Berg für successionsfähig im Jahre 1509, brach also seine dem sächsischen Hause gegebene Zusage, und als 1511 Herzog Wilhelm von Jülich starb, kamen dessen Lande ohne Widerspruch an dessen Eidam, Johann von Cleve. Dieser Bruch von Maximilians Zusage war ein Hauptgrund, weshalb Kurfürst Friedrich von Sachsen nach dem Tode des Kurerzkanzlers Berthold von Mainz an der Spitze der Opposition im Reiche aushielt. Dies war aber damals für die Haltung von Deutschlands Nordosten fast entscheidend, denn Friedrichs Bruder Ernst war Erzbischof von Magdeburg, seine Schwester Margaretha Herzogin von Lüneburg, sein Vetter Friedrich Hochmeister des deutschen Ordens und Kurfürst Friedrich selbst war durch die Stände von Hessen auch vormundschaftlicher Regent dieses Fürstenthumes.

Maximilian muste unter diesen Umständen darauf denken, das brandenburgische Haus zu stärken, es dadurch für sich zu gewinnen, und dem sächsischen als Gegengewicht zu geben. Die Umstände begünstigten seine Pläne. Erzbischof Ernst starb und ein brandenburgischer Prinz, Albrecht, ward Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt; der Hochmeister Friedrich starb, und ein anderer brandenburgischer Prinz, der auch Albrecht hieß, folgte ihm. In Hessen lehnten sich die Stände gegen den treu zu dem Kurfürsten-Vormund haltenden Landhofmeister auf,

und übertrugen nun der Landgräfin Wittwe die vormundschaftliche Regierung, und als Maximilian im J. 1518 den 14 jährigen Landgrafen Philipp für majorenn erklärte ,hatte die ganze Beziehung des Kurfüsten zu Hessen ein Ende. Ja! des Kurfürsten Vetter, Herzog Georg, ward vom Kaiser gewonnen und dessen Sohn mit Philipps Schwester verlobt. Natürlich muste Kurfürst Friedrich diese Maßregeln schmerzlich empfinden, und auch er säumte nicht sich nun immer entschiedener der Opposition zu verbinden. Karl von Geldern heirathete nun sogar dessen Nichte von Lüneburg. Maximilian aber gewann für sich die calembergischen und wolfenbüttelschen Nebenzweige des braunschweigischen Hauses, und verschaffte dem Erzbischoffe Albrecht von Magdeburg nun noch ein drittes geistliches Fürstenthum, das Erzbisthum und den Kurhut von Mainz. Alles parteiete sich — weil Brandenburg und Dänemark dem Kaiser freundlich waren, schloßen sich Pommern und Holstein der Opposition an. Und die Parteiung der Fürsten griff weiter in die untergeordneten Kreise ein — wer bei dem Kaiser die Fürsprache eines der Fürsten hatte, deren derselbe gegen die Opposition bedurfte, ward vom Kaiser fast überall geschützt, wie er Franz von Sickingen schützte als ihm daran lag den Kurfürsten von der Pfalz sich wider zu verbinden. Und Franz von Sickingen durfte, nachdem er so des Kaisers Gnade wider gewonnen hatte, sogar mit einer Forderung hervortreten wegen allerhand Schäden, die seinem Vater von des Landgrafen Philipp von Hessen Vater zugefügt worden waren. Als ihm die verlangte Genugthuung nicht ward, sandte er dem jungen Landgrafen einen Fehdebrief, und brach mit 500 z. R. und 8000 z. F. verwüstend über den Rhein in das Hessische. Der junge Landgraf muste nach Oberhessen flüchten. Sickingen eroberte Darmstadt und nöthigte den Landgrafen ihm 40000 Goldgulden für den Frieden zu zahlen. Der Kaiser sah ruhig zu; er fürchtete durch Auftreten gegen Sickingen den Kurfürsten von der Pfalz abwendig zu machen, und freute sich selbst der Macht des Ritters, der ja jetzt von ihm eine Bestallung hatte.

Wie aber der eine Ritter Franz von Sickingen durch die Parteiung der Fürsten zu so großer Freiheit kam, so konnte jeder ähnlicher Freiheit genießen, wenn er wollte; denn wo die oberste Gewalt streitig ist zwischen zwei Parteien, hat jeder leicht einen Rückhalt an der einen gegen die andere, und Elemente anarchischer Freiheit wuchern auf allen Seiten. Freilich in solche Unruhe mochte sich nicht jeder stürzen, nur wenige mochten sich der Gefahr solcher Wagnisse aussetzen wie Franz, der doch am Ende in der Lage eines Hazardspielers war — aber ab und zu eine Zeitlang den Einsatz eines solchen Waghalses zu verstärken, dazu waren sehr viele geneigt, und der ganzen Nation bemächtigte sich das Gefühl (wie wir es 1848 wider erlebt haben) daß jeder dergleichen wie Franz, sobald er nur selbst den Muth haben wollte, wagen könne, ohne einem ganz sicheren Untergange entgegen zu sehn — und so kam eine Gährung, ein anarchischer Unternehmungsgeist, wie nie zuvor, gerade in die Stände der Nation, welche von den Verhandlungen auf den Reichstagen ausgeschloßen waren. Diese Gährung ward wie wir schon oben andeuteten, vermehrt, künstlich gesteigert dadurch, daß auch die Fürsten über ihr Recht um sich zu greifen suchten und die Opposition des Reichsadels und die Befürchtungen der Städte rege machten, während in diesen die Ehrbarkeiten und die reichen Handelsgenoßenschaften den Gemeinen ein Stein des Anstoßes und Grolles waren. Namentlich suchten fast überall die geistlichen Fürsten den Adel ihrer Stiftslande, der hier fast so freiherrlich geworden war, wie der reichsfreie, wider in strengere Schranken zu führen, wobei sie das Herkommen, in einzelnen Fällen auch das Recht gegen sich hatten. Auch reichsfreier Adel hatte nebenher vielfach stiftische Lehen, und fand das Umsichgreifen der geistlichen Fürsten, um so gehäßiger, als ein großer Theil der letzteren in dieser Zeit nicht selbst aus dem Stiftsadel, sondern aus dem Stande der Fürsten und Fürstenmäßigen hervorgegangen war, deren Familien auf die Erlangung von Bisthümern und Abteien zu Versorgung ihrer jüngeren Söhne speculirten, wäh-

rend der Kaiser das Wesen begünstigte und benutzte, um seine Partei im Fürstenstande zu mehren.

Unter diesen Umständen kamen, wie auch schon erwähnt ist, im Schoße der Ritterschaft Gedanken in Umlauf, dem Reiche überhaupt eine andere Gestalt zu geben. Aber noch war zu viel Unorganisches in der ganzen Masse; es hätte eines ganz besonderen, persönlichen Ansehens bedurft, den Adel mehr auf Ein Ziel zu richten und eine besondere Kraft, sie dabei zusammenzuhalten. Sickingen traute sich am Ende diese Eigenschaften zu, und wir werden in weiterem Verlaufe sehen, wie großartige Plane sich in ihm entwickelten. Bis dahin aber vereinzelten sich die Unternehmungen der Ritter, wenn auch für einzelne Züge größere Streitkräfte zusammengebracht wurden, es hatte doch alles einen Beischmack räuberisches Lumpenwesens — und dagegen stunden nun wider die Städte, bei denen die Gedanken beßerer Ordnung im Reiche, das Kammergericht, der Reichsrath und dergl. am meisten Anklang fanden, und ließen den Rittern, die sie bei Raubzügen fiengen, kein beßeres Schicksal angedeihen als gemeinen Räubern, außer daß sie sie wohl mit dem Schwerte statt mit dem Strange richten ließen. Daß aber die Städte, bei dem großen Wohlstande und der großen Kriegsmacht, in deren Besitze doch viele waren, nicht noch mächtiger im Reiche auftraten, verhinderte wider der Streit, der überall in ihnen selbst war, und der (wie wir das an den Sickingischen Händeln mit Worms sahen) überall dem Adel und den Fürsten schwache Seiten und Handhaben bot. So begünstigte z. B. Sachsen in Erfurt die Zünfte, Mainz die Stadtjunker — beide streitende Theile hatten Stützen außer der Stadt als es zu dem s. g. tollen Jahre kam, und die zerrißenen, anarchischen Zustände im Innern zogen sich aus solchen Gründen oft viele Jahre hin. Die gährenden Elemente im Landvolke waren nun allerdings noch zahlreicher, doch lange überwogen (wie in unserer Zeit) von den conservativen; bis zuletzt später eigentliche revolutionäre Führer es auch damals machten wie wiederum in unserer Zeit und den Mangel an Uebersicht und an Selbstständig-

keit des Handelns, wie er immer im Bauernstande sein wird, berechnend, sobald sie einen Haufen Umwälzungsgieriger um sich gesammelt hatten, Bauerschaft um Bauerschaft zwangen mitzuziehen, und so Heere aufbrachten, gewaltig an Zahl — aber ohne inneren Halt und vor jedem ernsten Widerstande leicht zerstiebend, wie bei ungehindertem Fortgange der größesten Zuchtloßigkeit verfallend. Man darf sich das damalige Landvolk durchaus nicht so ärmlich denken, wie gewöhnlich geschieht — jenes Gerede von erdrückenden Lasten und von Verkümmerung in Hörigkeiten, ist durchaus ein Phantasiestück. Die Lasten sind erst nach dem Bauernkriege weit weit härter geworden, ja hauptsächlich im 17. Jahrhundert recht gewachsen — und Hörigkeiten drückten niemanden zu Boden, da ja auch ein großer Theil des Adels noch auf allen Seiten die Spuren der Hörigkeit in seinen Verhältnissen bewahrte. Unfreier und belasteter Grundbesitz hatte im Gegentheil das Vermögen beisammen gehalten und die Bauerschaften stätig gemacht — in stätigen Kreisen aber bilden sich erst feste Gesinnungen, Sitten, und so waren die Bauerschaften jener Zeit sowohl charactervoller, trotziger als auch reicher, als die unserer Tage, und die Mahlereien von ihrem Elende sind aus einzelnen Ausnahmefällen gebildete, rhetorische Färbereien. Es war vielmehr ein großer Uebermuth und im Einzelnen auch eine große Waffenfertigkeit im Bauernstande. Die Haufen des Adels und der Fürsten bestunden fast ganz aus Bauerssöhnen, die, wenn es keinen Reiterdienst galt, dazwischen immer wider zum Pfluge griffen. Die Landsknechte, welche Maximilian als neue Form des deutschen Heerwesens ausgebildet, waren fast ganz aus deutschem Landvolke und aus deutschen Handwerksburschen hervorgegangen. In den Tagelöhnerstand auf dem Lande, in den Handwerkerstand in den Städten kehrten die Landsknechte zurück nach beendigtem Feldzuge. Das Fußvolk aber war nun der entscheidende Theil des Heeres geworden.

Wenn es einzelnen rebellischen Köpfen gelang Sympathien im Landvolke zu wecken dafür: die gewonnene Waffenfähigkeit auch einmal zu eignen Zielen zu brauchen, sie

nicht bloß anderen zu Dienst zu bringen; wenn es gelang die Gier nach fremdem Rechte in weiteren Kreisen auch im Bauernstande rege zu machen, so waren hauptsächlich die Schweizer die Ursache, deren politisches Beispiel damals als Reizmittel zum Streben nach neuer Freiheit wirkte, wie etwa in neuerer Zeit vielfach von Demagogen Gemählde nordamerikanischer Zustände benutzt worden sind. Daß sich die Schweizer Landgemeinden so glücklich von ihren Hörigkeiten befreit hatten, das lockte im ganzen südwestlichen Deutschland zur Nachahmung. Gleich anfangs, als Max zur Regierung gekommen, entdeckte man im Oberelsaß eine Bauernverschwörung, Freiheit an sich zu nehmen, wie die Schweizer; die Geistlichen zu beschränken; die Juden zu erschlagen, ihre Habe zu theilen. Die Verschwörung ward unterdrückt ehe sie zum Ausbruche gekommen — aber die Sympathie für die Schweiz dauerte fort. Damals entstunden Sagen wie die, ein gewisser Birnbaum im Würtenbergischen werde dereinst gerade die Mitte der Schweiz bezeichnen — es war das alte Land „zwischen den vier Wäldern," was diese Sympathieen nährte, wo auch in unserer Zeit wider die revolutionärste Gesinnung ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Nur daß die Schweizer selbst **1499** den Krieg so grausam führten und das Landvolk der Grenzlandschaften zu wüthender Erbitterung brachten, sonst wären ihnen leicht in ganz Oberschwaben und Elsaß die Bauern zugefallen. Aber schon **1502** fand sich wider eine ähnliche Bauernverschwörung, der s. g. Bundschuh, im Speierschen und der Umgegend — die Verschwornen wollten den gesammten Bauersmann im Reiche frei machen. Alle Menschen müsten in ihr Bündniß gebracht, die Gerechtigkeit Gottes auf Erden aufgerichtet werden. Im J. **1514** erhob sich die würtembergische Bauerschaft im s. g. armen Kunrat in vollem Aufruhre. Harte Strafen schlugen alle diese Versuche nider, aber die Lust „Schweizer zu werden," wie man es damals nannte, blieb. Kurz! fortwährend in dieser Zeit gährt das Landvolk, gährt das gemeine Volk in den Städten, gährt die Ritterschaft und immer mächtiger wird das Tosen der Zeitwogen, immer wi-

versprechender werden die Elemente, die kämpfend zu Tage wollen — da mit einemmale hängt sich gewissermaßen aller unruhige Sinn der Nation an eine academische Streitigkeit an, und macht daß diese an Umfang und Bedeutung gewinnt, zu Zerwürfniſs, zu geistigem und leiblichem Kriege anwächst und endlich die dauernde Zerstörung der deutschen Kirchenverfaßung, in ihr den Anfang der Todeskrankheit des deutschen Reiches — aber auch eine veränderte Welt, eine Umgestaltung aller geistigen Bildung zur Folge hat.

Um aber das zu begreifen, wie eine academische Streitigkeit Anlaß zu werden vermochte der Umkehrung der Kirche, des Reiches — ja der Welt, müßen wir den damaligen Zustand der Kirche und der Theologie ins Auge faßen.

Obwohl die damalige Kirche auf dem gemeinsamen Grunde aller christlichen Offenbarung erwachsen war, auf der Continuität der ersten Christengemeinde, wie sie durch das *Bisthum* gesichert war, obwohl sie die Bewahrerin der *heiligen Schriften* im ganzen Mittelalter gewesen und geblieben war, bildete sie nun doch in vielen mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen fast einen Widerspruch zum Evangelium. Nicht als wenn es jemals in der katholischen Kirche jemandem verwehrt gewesen wäre, ein evangelisch-christliches Leben zu führen, wenn er es führen wollte; aber es war, besonders seit sich im Laufe des 14. Jahrhunderts in Folge des großen Schismas Misbräuche aller Art ausgebildet hatten, sehr schwer in manchen Puncten auch nur zu der wahren christlichen Erkenntniſs durchzudringen. Die Kirche war immer tiefer in eigentlich politische Beziehungen und Rücksichten verflochten worden. Es hatte so sein müßen, wenn sie das nöthige Ansehen, die nöthigen Mittel haben sollte, um in den früheren Zeiten des Mittelalters das Christenthum zu verbreiten, in den späteren es auch nur in leidlichem Bestande zu erhalten, denn mit dem ersten Gelingen der christlichen Mission war das Heidenthum nur im gröbsten Umriße besiegt, in den Begriffen der Sprache, folglich im ganzen Denken der Völker, in ihren Sitten, Traditionen, Rechtsinstituten trieben heidnische Wurzeln noch lange grüne Schößlinge im-

mer wider aus dem Boden, die, hätte man sie ungehindert wuchern laßen, einen neuen Urwald des Heidenthums bald hergestellt haben würden. Von Zeit zu Zeit hatten Heldennaturen den päbstlichen Stuhl inne gehabt, wie Gregor VII., wie Innocenz III., und hatten ihre Lebensaufgabe daraus gemacht, die Kirche wider von den schreienden in ihre Verhältnisse eingedrungenen Mißbräuchen zu reinigen; um manchen kirchlichen Bedürfnißen abzuhelfen, waren ganze Mönchsorden oder doch Congregationen entstanden. Als aber im 14. Jahrh. längere Zeit die Kirche getrennt war, und zwei Päbste, kurze Zeit im 15. Jahrh. sogar drei Päbste hatte, von denen der eine mehr oder weniger in den Händen des französischen, der andere unter dem Einfluße des neapolitanischen Hofes war, beide Verhältnisse mit den Königen in Deutschland suchten, und doch jeder von ihnen bei dieser Vervielfältigung der politischen Bedürfnisse nur einen Theil der früheren päbstlichen Einkünfte bezog, war es doch zu natürlich, daß man vieles nicht nach geistlichen, sondern nach weltlichen Forderungen entschied und gestaltete. Der Klagen darüber daß die geistliche Justiz, daß alle Dispensations- und Gnadensachen, daß alle geistliche Stellen, über welche der päbstliche Hof zu disponiren hatte, hauptsächlich für Geld feil seien, ist in dieser Zeit kein Ende. Gregor VII. hatte die Kraft seines ganzen Lebens daran gesetzt, die kirchlichen Verhältnisse aus der Käuflichkeit, in der sie an den weltlichen Höfen gehalten wurden, zu erlösen, nun fand die Käuflichkeit am päbstlichen Hofe selbst bequem Wohnung. Gregor VII. hatte das Cölibat der Geistlichen durchgekämpft, und dadurch schon schwere Feßeln der Kirche zu brechen gesucht; gegen Ende des Mittelalters aber kam es dahin, daß eine Menge Geistlicher in den Händen von Concubinen waren. Gegen diesen Zustand hatte sich am Ende die ganze occidentalische Christenheit aufgelehnt; man hatte auf den großen Concilen in Constanz und Basel Versuche gemacht die Kirche an Haupt und Gliedern zu beßern, hatte sie nun aber erst in Gefahr gebracht durch Stimmenmajoritätsherrschaft das ganze Fundament ihres Prachtbaues einzubüßen. Dagegen hatten sich natür-

sich die Päbste, seit sie wider als einige Häupter der Kirche dastunden, setzen müßen; aber diese Hinderung des Verderbens hatte nicht anders statt haben können, als daß auch der größte Theil der beabsichtigten Verbeßerungen gehindert ward. Einiges war auch beßer geworden, aber die wesentlichen Quellen der Uebel hatten doch nicht verstopft werden können, weil sie zugleich Quellen von Einkünften für den päbstlichen Stuhl waren, und weil die Päbste bei ihren Unterhandlungen namentlich in Deutschland seit der Mitte des 15. Jahrhunderts immer den Kaiser leicht auf ihrer Seite hatten; denn schon Friedrich III. war im Wesentlichen in derselben Lage, daß er mit einer mächtigen Oppositionspartei unter den deutschen Ständen politisch zu ringen hatte, und daß er, um eine Anzahl Fürstenhäuser auf seiner Seite zu halten, über Mittel muste disponiren können, sie zu gewinnen, was er am Besten durch die Sorge für *ihre* jüngeren Söhne erreichte. Dazu diente *hauptsächlich* der kaiserliche Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Fürstenthümer, den er aber vollständig nur auszuüben vermochte, wenn er mit dem päbstlichen Hofe in gutem Einvernehmen stund, und so kam es daß sowohl Friedrich III. als Maximilian jedes härtere Zusammentreffen mit den Päbsten dieser Zeit scheuten, und als Maximilian doch, wie wir gesehen haben, eine Zeit lang mit Julius II. brach, dauerte das nicht lange, und stieg wohl sogar einmal der abentheuerliche Plan in Maximilian auf, selbst noch Pabst zu werden, was ihm dann allerdings eine weit vollständigere Disposition über die geistlichen Fürstenthümer in Deutschland verschafft haben würde, wenn es ausführbar gewesen wäre.

Das Verhältniſs aber des Kaisers zur Kirche hatte mehr und mehr eine alte Quelle übler Einflüße in der Kirche von neuem breiter eröffnet; denn indem die geistlichen Fürstenthümer als Versorgungsanstalt für vornehme Kinder betrachtet wurden, sah man bei deren Besetzung gar nicht mehr auf die übrigen persönlichen Eigenschaften der Bewerber, und wenn man diese Prinzen und Grafen, die zu geistlichen Aemtern designirt waren, auch einigerma-

ßen dafür erziehen ließ, streng nahm man es nicht; und sie selbst sahen natürlich oft gar nicht ein, weshalb sie, die nicht aus Neigung und innerem Berufe, sondern lediglich der Familien-Convenienz halber geistliche Fürsten geworden, weniger Theil haben sollten an der Welt Freuden als ihre fürstlichen Brüder und Vettern. Aber es blieb nicht bei den fürstlichen Stellungen der Geistlichkeit — auch die Domherrenstellen waren fast alle nach politischen Convenienzen theils wider an Prinzen, theils an nachgeborne Söhne des Stiftsadels vergeben — und wie die Domstifter so im Wesentlichen in den Händen des Adels und Fürstenstandes waren, so die Collegiatstifter oft in den Händen angesehener Geschlechter, adeliger und bürgerlicher (der s. g. ehrbaren) in den Städten, und auch über ihre Besetzung ward fast durchgängig nach Convenienzen (nur untergeordneterer Kreise) entschieden. Da zu der Erlangung stiftischer Stellen auf den gewöhnlich eingeschlagenen Wegen vor allen Dingen Geld gehörte, kam schon sehr selten ein ärmerer, und dieser nur wenn ein Fürst oder anderer einflußreicher Mann sich seiner aus besonderer Gnade annahm, in eine solche — und dann, da bei den Stiftern die Vergebung des größesten Theiles der Pfarrerstellen war, repetirten auch dabei natürlich mancherlei weltliche Rücksichten ihren Einfluß, die ganz arm dotirten Capellaneien etwa ausgenommen, nach denen niemand sehr lüstern zu sein pflegte.

Außer den mit den Stiftern zusammenhängenden geistlichen Sprengeln waren nun noch die Klöster und die von da aus zu besetzenden Pfarreien vorhanden. Die Klöster aber, mit Ausnahme der Franciskaner- und Augustinerklöster, waren reich, und wenn in ihnen, besonders in den eigentlichen Benedictiner- und Cistercienserklöstern auch sehr oft noch eine würdige Gesinnung, ein geistiger Trieb war, fand dieser dann doch leicht Befriedigung innerhalb des Klosterlebens selbst, wo die Benedictiner ihre gelehrten Schätze, zuweilen ihre Kunstschätze, die Cistercienser ihre schönen Gärten und großen ökonomischen Anlagen, manche Klöster noch blühende Schulen, alle eine mit Geschäften mannichfachster Art beladende Verwaltung u. dergl. hatten,

allenfalls über den Verfall der Christenheit klagten, aber froh waren selbst im Kloster ein Ruhethal gefunden zu haben. Nur die drei Bettelorden: die Franciscaner, Dominicaner und Augustiner griffen frischer, gestaltender in's Leben ein.

Die Stellung dieser Orden, soweit sie höhere Ziele verfolgten, hieng nun wider zusammen mit der Entwickelung der theologischen Wißenschaften. Die Orden der Franciskaner und Dominicaner hatten seit ihrer Stiftung besonders die Aufgabe der Predigt gehabt. Sie hatten früh erkannt, daß es für sie höchst wichtig sei, academische Lehrstühle zu haben, um auf die Bildung der Geistlichkeit in ausgebreiteterem Maße Einfluß zu üben. Die Universitäten hatten aber anfangs diese Mönche hartnäckig von sich abgewehrt. Sie hatten ihnen gar die academischen Grade nicht ertheilen wollen; nur der Magistergrad war ihnen zugänglich geworden und dadurch waren sie wohl in den Besitz *philosophischer* Lehrstühle gekommen, wie sie denn auch den größten Theil des städtischen Schulwesens, also der Vorbereitung zu den höheren Schulen, schon an sich gebracht hatten. Da hatten sich endlich die Päbste ins Mittel geschlagen und die Könige und hatten durch Decrete solche Mönche auch zu Doctoren der Theologie ernannt. Man hatte auf den Universitäten noch eine Zeitlang versucht, diese doctores bullati auszuschließen, und den Unterschied der rite promoti festzuhalten. Nun hatten die Franciscaner aber zuerst in Paris neben der Universität ihre Collegien auch über Theologie eröffnet; sie hatten Alles aufgeboten, durch Lehrtüchtigkeit sich zu empfehlen, hatten gratis gelesen, hatten durch beide Eigenschaften die Zuhörer so an sich gezogen, daß die Facultäten endlich, wenn sie nicht ganz zu Grunde gehen wollten, sie zu Mitgliedern aufnehmen musten. Diese Orden der Franciscaner und Dominicaner hatten auf diese Weise fast in allen Universitäten auch in der theologischen Facultät und für das Kirchenrecht ordentliche Lehrstühle gewonnen; manche Facultäten waren ganz unter den Einfluß der Orden gekommen, wie z. B. die theologische und philosophische Facultät in Cöln ganz in den Händen der Dominicaner war.

Es war aber, wie bekannt, die wißenschaftliche Pflege der Theologie ganz und gar abhängig geworden von den Formen der scholastischen Dialectik, und zwar hatten die beiden Orden ihre Rivalität, die sie fast von den Zeiten ihrer Entstehung gegen einander bethätigt hatten, auch auf die wißenschaftliche Behandlung der Theologie übertragen. Die Parteien der scotistischen Franciscaner und thomistischen Dominicaner *) stritten sich nun in wißenschaftlichen Formen, die der Hauptsache nach bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts festgestellt, keine frische geistige Bewegung zuließen, und wobei jeder der sich auszeichnen wollte (wozu doch in wißenschaftlichen Kreisen ein steter Trieb vorhanden war) darauf hingewiesen ward, durch subtile Dialectik innerhalb der herrschenden Form andere zu überbieten. Dadurch war zum Theil eine trostlos langweilige Subtilitätenkrämerei in die Theologie gekommen, die oft in eigentliche Sophistik ausartete, und beide Parteien hatten, nachdem die ketzerischen Richtungen, die eine Zeitlang aus dem Franciscanerorden sich entwickelten, beseitigt waren, längere Zeit besonders auch darin rivalisirt, wer von beiden die beste wißenschaftliche Rechtfertigung für die namentlich seit dem 14ten Jahrhundert in Gang gekommenen, kirchlichen Misbräuche aufzufinden vermöge. Auf die dialektischen Subtilitäten dieser Art theologischer Lehrer gründete sich dann auch ein großer Theil dessen, was man in jener Zeit Alles als Christenthum vortrug. Freilich hatten die heiligen Schriften, die Schriften der Kirchenväter und namentlich die des heiligen Augustin immer als ein Sauerteig gewirkt und von Zeit zu Zeit eine Opposition gegen jenes unlebendige Wesen in der theologischen Wißenschaft geweckt, selbst in den Orden und namentlich im Dominicanerorden geweckt. Die Kirche ließ diese Opposition gewähren, ja! sehr bedeutende Kirchenlehrer hatten, ohne geradezu gegen die scholastische Methode Front zu machen, doch selbst keinen höhern Werth darauf gelegt, sondern mehr ein wahrhaft practisches Christenthum im Auge ge-

*) S. B. II. S. 576 ff.

habt, wie namentlich die s. g. Mystiker. Indessen wenn die Kirche sich auch ruhig verhielt zu jener Opposition, die Scholastiker thaten es in der Regel nicht. Sie nahmen sich der Sache an, und suchten ihre Gegner dadurch zu verderben, daß sie sie in ihren Streitigkeiten auf unvorsichtigere Behauptungen hintrieben, die auch der Kirche feindlich erscheinen konnten, und sobald ihnen das gelungen war, schlugen sie Lärmen und luden ihren Gegnern auch die Feindschaft der Kirche auf, oder verfolgten sie doch auf eigne Hand, indem sie sich das Ansehen gaben, sie verträten die Interessen der Kirche. Doch gelang es darum keineswegs, Alles diesem wißenschaftlichen Despotismus zu unterwerfen, und die Bibel und der heilige Augustin blieben die Quellen, aus denen schöpfend immer neue Opponenten aufstunden. Nur hatte diese Opposition viel an ihrer Kraft verloren, seit die Studien des classischen Alterthumes in Flor *gekommen* waren;*) denn den Virgil und Horaz, den Homer und Ovid konnte man lesen, man konnte sich in ciceronianischem Stile oder in lateinischen Versen üben, man konnte das ganze beschränktere Bedürfniſs geistiger Thätigkeit und Auszeichung, wie es in vielen war, befriedigen und sich dabei auf einem Terrän halten, wo man mit den Theologen in gar keinen Conflict kam. In den gebildeten Ständen Italiens hatte diese Richtung obgesiegt. Man las die heidnischen Schriftsteller, sog ihre Lebensanschauungen ein, lebte in ihrem Sinne und genügte nebenher den kirchlichen Forderungen formell und bloß äußerlich. Diese Art von Bildung, die gewöhnlich als humanistische Bildung bezeichnet wird, vertrug sich, ohngeachtet sie einen völlig unchristlichen Kern hatte, sehr gut mit der damaligen Kirche, ja! sogut, daß Leute, die ganz von diesen Sinnesweisen durchdrungen waren, nicht nur häufig Cardinäle wurden, sondern (wie z. B. Leo X.) sogar den päbstlichen Stuhl selbst bestiegen. Noch war die lateinische Sprache im ganzen Abendlande Geschäftssprache, und natürlich wünschte jeder mächtige Herr, daß die Schreiben,

*) S. B. II. S. 680. 681.

die er ausgehen ließ, daß die Reden die in seinem Auftrage gehalten würden, keinen formellen Tadel erführen. Jeder Fürst suchte daher wenigstens einen, der jene humanistische Schule durchgemacht hatte, unter seinen Räthen oder Geheimschreibern zu haben, und die humanistischen Schulen Italiens und der Niderlande liferten an alle Höfe Geschäftsleute, die ihren weltlich, kirchlich-indifferenten, ja! heidnischen Sinn nun vielfach auch in die höchsten Kreise trugen, und die rein weltliche Behandlung geistlicher Verhältnisse erst recht in die Mode brachten. Diese Leute machten auch eine Opposition gegen das scholastische Treiben der Mönche; aber eine solche, die sich zumeist an den Mangel an humanistischer Bildung, an gutem Latein bei den Scholastikern anhieng und dieselben mehr lächerlich zu machen, als zu widerlegen suchte. Der angesehenste, formengewandteste offenbar unter den Lehrern humanistischer Bildung in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts und zugleich der feinste und gefährlichste Spötter war **Erasmus von Rotterdam.**

Der Vater des Erasmus hieß Gerhard. Er war ein wohlhabender Edelmann in Gouda in Süd-Holland. Er scheint ein Leben geführt zu haben, was seiner Familie Anstoß gab. Als er 25 Jahre alt war, ward er, wohl um ihn auf diese Weise endlich in Zucht zu nehmen, in ein Kloster gebracht, denn es scheint, seine Liebe zu der Tochter eines Arztes, gab aus irgend einem Grunde seiner Familie Aergerniss, und um eine Heirath dieser Art unmöglich zu machen, wollte man ihn zum Klosterleben nöthigen. Trotz der Maßregel der Familie setzte er den Umgang mit seiner geliebten Margarethe fort, bis diese schwanger ward. Gerhard entfloh dann aus dem Kloster, und gieng nach Rom, wo er sich vom Abschreiben classischer Schriftsteller nährte. Margarethe aber kam in der Nacht vom 27. auf den 28. Oct. 1467 heimlich in Rotterdam nider, und gebar hier den Erasmus. Dem Gerhard sandten dessen Verwandte die falsche Nachricht von Margarethens Tode nach Rom, wo er nun wirklich aus Trauer in's Kloster trat. Als er nachher aber eine Reise nach Gouda machte, erfuhr er, daß Margarethe und ihr Kind lebten, und ohngeachtet er nun seinen Gelübden treu blieb, wandte er doch alle Sorgfalt auf die Erziehung des Söhnleins. Wie dieser 5 Jahre alt war, brachte man ihn als Chorknaben nach Utrecht an den Dom, wo er aber in

der Domschule als absonderlich dumm galt. Vier Jahre blieb er hier; dann kam er in die damals berühmteste niderländische Schule nach Deventer, wohin ihn seine Mutter selbst begleitete, bei der er auch wohnte. Hier unter Johann Sintheim, der in Italien eine ausgezeichnete humanistische Bildung erhalten hatte, machte Erasmus bald bedeutende Fortschritte. Als er 13 J. alt war, verlor er durch eine ansteckende Krankheit seine Mutter, und nun kehrte er nach Gouda zurück. Auch sein Vater starb bald nachher aus Betrübniss über den Tod seiner Margarethe, und die Vormünder, welche Erasmus erhielt, wünschten ihn zum Klosterleben zu bestimmen und ließen ihn troß dem, daß er für damalige academische Studien reif war, nicht die Universität beziehen. Er kam in eine Mönchsschule nach's Herzogenbusch, wo er bald fand, daß er eine beßere humanistische Bildung hatte, als die Leute, welche seine Lehrer sein sollten. Die Schicksale seiner Aeltern, der Zwang, der ihm selbst angethan war, Alles das machte ihn auf Lebenszeit zum heftigsten Feinde des Klosterlebens, und alle Liebe, die ihm seine Lehrer in's Herzogenbusch bewiesen, um ihn für die Tendenzen eines christlichen Mönchslebens zu gewinnen, war umsonst verschwendet, da er sie in seinem jungenhaften Dünkel wegen ihres schlechten Lateins als unwißende Leute verachtete, und im Mönchsleben nur das Bild des Unglücks seiner Aeltern sah. Es war in Erasmus ein glühender Eifer erwacht nach weltlicher Auszeichnung. Diesen Ehrgeiz suchten seine Lehrer als einen sittlichen Makel (was er war) zu strafen und in ihm auszurotten. Da fieng er an zu heucheln. Nun merkten das aber seine Lehrer und beobachteten ihn genau, um ihn auch dieses sittlichen Fehlers zu überführen. Er aber ward dadurch durch und durch mistrauisch; und dies sind dann die Züge, die seinem Character durch sein ganzes Leben eigen blieben: feine, argwöhnische Beobachtung, Ironie und ein gewisser Grad furchtsamer Verstellung.

Nach zwei Jahren nahmen ihn seine Vormünder nach Gouda zurück, wo er nun drei Jahre lang für sich studirte und sich fortgesetzt gegen die Absichten seiner Vormünder wehrte, ihn zum Mönche zu machen. Bis er einen aus Italien zurückgekehrten ehemaligen Schulfreund aus Deventer im Kloster Stein bei Gouda fand, und durch ihn von dem vortrefflichen, bequemen Leben im Kloster hörte. Er trat also in dasselbe, erhielt aber für seine weltliche Nichtswürdigkeit bald die Strafe. Es zeigte sich, daß dieser Freund ihn nur verführt hatte, um ihn, da er selbst seine Studien versäumt, im Kloster als Lehrer zu nutzen, denn Erasmus hatte sich eine ausgezeichnete Herrschaft des lateinischen Ausdrucks angeeignet. Während des Novicia-

tes hatte man es ihm möglichst bequem gemacht — sobald er aber wirklich die Gelübde abgelegt hatte, unterwarf man ihn der ganzen Strenge der Regel. Er tröstete sich bei den Leiden, die nun über ihn ergiengen, mit den classischen Schriftstellern und den Schriften des Laurentius Valla, eines der Häupter der italienischen gelehrten Welt und ausgezeichneten Humanisten. Von 1486 bis 1491 blieb Erasmus in diesen Verhältnissen; seine nervenzarte Natur machte ihm das Mönchsleben doppelt drückend — da befreiten ihn endlich seine humanistischen Kenntnisse aus dem Kloster. Der Bischof von Kammerich wollte sich den Cardinalshut in Rom erwerben und bedurfte dazu eines Mannes in seiner Begleitung, der eine große Fertigkeit in Handhabung des Lateins hatte. Er hatte von des Erasmus Talent gehört und wählte diesen zum Begleiter. Erasmus kam nach Kammerich; da fand aber der Bischof, daß es ihm selbst am Nothwendigsten fehlte; er konnte nämlich am Ende trotz aller Anstrengung die Kosten, die ihm die Reise und das Bestreben in Rom auflegten, nicht zusammenbringen und unterließ also die Reise; behielt aber Erasmus, der ihm gefiel, bei sich. Erasmus ließ sich am 25. Febr. 1492 zum Priester ordiniren, und nachdem er fünf Jahre, und wie es scheint vergnüglich und bequem, in Kammerich gelebt, erhielt er vom Bischoffe die Erlaubniſs nach Paris zu reisen, wo ihm der Bischof eine Stelle in einem Collegio ausgewirkt hatte, damit er die scholastische Theologie studiren könnte. Er drückte sich 30 Jahre später über diesen Aufenthalt folgendermaßen aus: Ich habe vor 30 Jahren in einem Collegio zu Paris gelebt, worin so viel Theologie getrieben ward, daß auch die Wände davon inficirt waren; aber ich habe nichts mit herausgenommen als einen Körper voll ungesunder Säfte und eine große Menge Ungeziefer." Um der traurigen Kost, den faulen Eiern und dem kahnigen Wein, wie sich das Leckermaul ausdrückt, zu entgehen, ertheilte er vornehmen jungen Männern, namentlich Engländern, lateinischen Privatunterricht, denn daß niemand in Paris so gut lateinisch schreibe als er, war man bald überzeugt. Lord Montjoie, den er in dieser Weise unterrichtete, nahm ihn nun ganz aus dem Collegium in sein Haus, wo er wider auf das Bequemste lebte, und gab ihm eine jährliche Pension von 100 Thlr. Ueber die Franciscaner Gelehrten, die scotistischen Theologen der Universität machte er sich sehr lustig, und verspottete sie unter Freunden wegen ihrer Geschmacklosigkeit und ihrer Unwißenheit in Humanioribus. In dieser beßeren Lage und voll Verachtung vor der scholastischen Theologie faßte er den Vorsatz, griechisch zu lernen; denn daß er ohne Kenntniſs dieser Sprache in der Theologie, die er suchte, nicht weit kom-

men werde, sah er ein — und bald machte er große Fortschritte. Zu Anfange 1497 machte er zu seiner Erholung eine Reise nach Kammerich. Während seines längeren Aufenthalts in Westflandern lernte er die reiche und freigebige Marquise van Veere kennen, welche ihm auch eine jährliche Pension von 100 Fl. aussetzte, die aber später nicht ausgezahlt werden konnte. Auch Holland besuchte er wider, ehe er nach Paris zurückkehrte. Bald hernach vertrieb ihn die Pest aus Paris nach Orleans, wo er 3 Monate blieb bei Professor Tutor, und als er nach Paris zurückkam, ließ er nun für's Erste die Theologie, zu der ihm ohnehin aller Beruf fehlte, ganz bei Seite liegen, und studirte bloß das classische Alterthum, besonders nun die griechische Litteratur, die ihn mächtig anzog. Damals übersetzte er mehrere griechische Autoren ins Lateinische. Seuchen, die noch immer in Paris herrschten, trieben ihn wider nach Holland, dann nach England zu Lord Montjoie, wo er die freundlichste Aufnahme fand, und sich in Oxford in der Kenntniss des Griechischen sehr vervollkommnte. Er lernte durch den Kanzler Morus den erst neunjährigen Prinzen Heinrich, nachmaligen König Heinrich VIII. kennen, der eine solche Liebe zu ihm faßte, daß er später fortwährend mit Erasmus in Briefwechsel blieb. Nach einjähriger Abwesenheit von Paris kehrte Erasmus dahin, und da noch immer Seuchen in der Stadt herrschten, nach Orleans zurück. Während aber Erasmus durch die Schmiegsamkeit seines Wesens sich immer neue Freunde zu erwerben verstund, zeigte er sich sehr undankbar gegen die alten, wenn diese seinen Erwartungen nicht ganz entsprachen. Den Bischof von Kammerich, der ihn nicht seiner Erwartung gemäß fortwährend unterstützt hatte, verhöhnte er geradezu. Die Marquise van Veere, welche selbst in Noth gekommen war und ihm die 100 Fl. nicht zahlen laßen konnte, die sie ihm jährlich versprochen, bedrängte er auf das Unverschämteste mit Geldgesuchen, und als er damit nicht zum Ziele kam, brach er alle Verbindung ab. Er fieng nun an, Alles was er drucken ließ, mit Zueignungsschriften an die vornehmsten Leute zu versehen, was ihm in damaliger Zeit große Geldgeschenke eintrug.

Sechs Jahre lebte er so in Orleans; nachher abwechselnd in Paris und Loewen und wandte sich auch der Theologie wider zu. Damals gab er auch seine adagia heraus, die er dem Prinzen Heinrich widmete. Die meisten seiner damaligen Arbeiten waren Uebersetzungen griechischer Autoren, und man kann seinen Character einigermaßen taxiren lernen, wenn man sieht wie Lucian, Horaz und Terenz seine Lieblingsschriftsteller waren. Von welcher Art sein theologisches Interesse war, sieht man daraus, daß er die ethischen Schriften des Plutarch den

heiligen Schriften fast gleich setzte. Sein erstes theologisches Werk war die Herausgabe der damals ungedruckten kritischen Anmerkungen das Laurentius Valla zum neuen Testamente, die er im J. 1505 besorgte und mit einer weitläuftigen Apologie versah, worin er darzuthun suchte, daß die Vulgata eine unbrauchbare Uebersetzung des griechischen Textes sei, und daß man einer neuen Uebersetzung bedürfe. Sein Ruhm als Stilist war schon so verbreitet, daß ihn die Stände von Brabant beauftragten, als Philipp der Schöne, Maximilians Sohn, 1504 aus Spanien zurückkehrte, die Bewillkommungsrede in Brüssel zu halten. Philipp gab ihm ein großes Geschenk, und wünschte, daß er in seine Dienste träte. Dies aber lehnte Erasmus ab. Am Ende des Jahres 1505 reiste er wider nach England und blieb ein halbes Jahr daselbst in der Hoffnung, eine solche Geldärnte zu halten, daß er nach Italien reisen und auf einer italienischen Universität Doctor der Theologie werden könnte. Er lebte diesmal besonders in Cambridge und gewann sich den Lordcanzler von England, den Erzbischof Warham, in solchem Grade, daß dieser ihm nach seiner Rückkehr nach Frankreich mit ansehnlichen Geschenken überhäufte. So konnte er, nachdem er sich abermals kurze Zeit in Paris und Orleans aufgehalten, die Reise nach Italien unternehmen, wo er im Sept. 1506 zu Turin die theologische Doctorwürde erhielt. Bei seinen Klosteroberen im Kloster Stein entschuldigte er sich fortwährend, daß ihm seine schwächliche Gesundheit die Rückkehr in's Kloster und das Leben nach der Mönchsregel noch nicht erlaube, daß ihm die Ehren dieser Welt schier aufgezwungen würden, während niemand begieriger danach war als eben er, und er damals das vergnüglichste und gesundeste Leben führte. Diese Art Lügenhaftigkeit geht durch sein ganzes Leben. Er wohnte dann im Nov. 1506 dem Einzuge des Pabstes Julius II. in Bologna bei und gewann hier die Freundschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten. Zu Anfange 1507 gieng er nach Rom. Der Pabst muß weder in Bologna noch in Rom viel aus ihm gemacht haben, denn Erasmus, der sonst nicht eben ein Verächter der Eitelkeiten dieser Welt war, macht sich sehr lustig über den Contrast der päbstlichen Pracht mit der Einfachheit des Apostel Petrus. Als er nach Bologna zurückgekehrt war, übernahm er wider den Unterricht und die Leitung vornehmer junger Leute, was ihm Geld und Protectionen einbrachte. Im J. 1508 gieng er nach Venedig, wo er bei Aldus Manutius die gastfreieste Aufnahme fand. Er lebte so ganz mit Gelehrten und so ganz im Lateinischen und Griechischen, daß er so wenig in Italien die italienische wie in Frankreich und England die englische oder französische Spra-

che lernte. Er besorgte in Venedig neue Ausgaben des Terenz und Plautus; und den Winter 1508 auf 1509 brachte er, wie früher in Bologna so in Padua zu. Dann gieng er wider nach Rom, wo sich inzwischen der Ruf seiner Gelehrsamkeit so verbreitet hatte, daß er nun die auszeichnendste Aufnahme fand. Die Cardinäle, namentlich Grimani und Medici, behandelten ihn fast als ihres Gleichen. Seine Urtheile aber über das italienische Volk im Ganzen wie über einzelne ausgezeichnete Männer blieben sich durchaus zweizüngig gleich.

Der Tod Heinrichs VII. von England im April 1509 und die Thronbesteigung seines Gönners, Heinrichs VIII., führte den speculirenden Erasmus wider nach England. Der Pabst vermochte ihn nicht durch das Anerbieten eines Amtes (als Pönitentiarius) in Italien zu halten. Er belohnte im Gegentheil, sobald er durch die Schweiz, die Rhein- nnd Niderlande nach England (wo er im Hause des Canzler Morus die gastfreieste Aufnahme fand) zurückgekommen, die Freundlichkeit der Italiener durch Ausarbeitung seines Lobes der Narrheit, wozu er in Italien den Stoff gesammelt. In diesem Buche trug er *gewissermaßen alle* Bemerkungen, die er über das Verderben und die Verweltlichung einzelner Geistlicher, vom Pabste bis zum geringsten Mönche, gemacht hatte, auf einem Heerde zusammen, und half durch diese geistreiche Verspottung nicht wenig, die Kirche bei den Humanisten und in den ihnen zugänglichen Kreisen um den Rest von Achtung zu bringen, den sie etwa hier noch gehabt hatte*). Daneben aber scheute er sich nicht, wenn es ihm Geld oder Auszeichnung einbrachte, durch elegante Gedichte oder andere Schriften zum Lobe der heiligen Jungfrau, der heil. Genovefa u. s. f. dem, was er anderwärts als Aberglauben verspottete, zu schmeicheln.

Troß der reichen Geschenke, die ihm in England zufloßen, troß der großen Auszeichnung, die ihm überall zu Theil ward, blieb aber auch England hinter seinen Ansprüchen zurück. Der Erzbischof Warham zwang ihm halb eine Pfründe in Aldington bei Canterbury auf, deren Geschäfte er durch einen Vicar verrichten laßen, deren Einkünfte er verzehren konnte, wo er wollte. Während seines Aufenthalts in England verfaßte er

*) Der Inhalt des **encomium Moriae** ist im Wesentlichen folgender: **Moria**, die Tochter des Plutus, auf den glückseligen Inseln geboren, von Trunkenheit und Ungezogenheit genährt, Herrscherin über ein Reich zu dem alle Stände der Welt gehören, schildert die Sitten der Stände ihres Reiches und verweilt nun dabei am meisten bei dem geistlichen Stande; verspottet die scholastische Dialectik, in welcher die Theologie gefangen war; die Subtilitäten, aus welchen die neuen Kirchenstützen gewoben sind; die Unwißenheit, den Schmuz der Mönche; die Geldgier der höheren Geistlichen; die Unchristlichkeit der Päbste, ihre Finanz, ihr ausgelaßenes Leben.

seine Werke de duplici verborum et rerum copia und de octo orationis partium constructione, welche damals wesentliche Hilfsmittel des Unterrichts wurden. Aber alle Anerkennung seiner Wirksamkeit, alle wahre Freundschaft hochgestellter Männer konnte sein flaches, eitles Gemüth nicht feßeln. Er war ein im Innern doch stets unzufriedener, mit feinem Spotte sich die edelsten Gaben vernichtender, zum Zerrbild machender Mensch, und bildete dadurch im Ganzen nur zu treu den Sinn dieser ganzen Classe von Leuten, zu denen er gehörte, der Humanisten, ab. Seine unzufriedene Stimmung ward aber dadurch vermehrt, daß er durch zwar nie unmäßigen, aber doch vielfachen Genuß von Wein sich almälig und namentlich zuerst in Venedig, Steinbeschwerden zugezogen hatte. Als nun vollends politische Angelegenheiten den König von England und die Großen dieses Reichs mehr beschäftigten, als sich mit der ihm, wie er meinte, schuldigen Aufmerksamkeit vereinen ließ, ward er ganz unzufrieden, und noch unzufriedener als er hörte, daß sein Gönner der Cardinal Medici als Leo X. den päbstlichen Stuhl bestiegen habe. Er schrieb einen sehr schmeichelhaften Brief an den Pabst, worin er die Verdienste der mediceischen Familie in den Himmel erhob, und folgte bald hernach einem Rufe des Canzlers Silvage an den Hof des jungen Karl von Oestreich, nachmaligen Karl V., nach Brüssel. Auf dieser Reise traf ihn ein Brief des Priors vom Kloster Stein, der ihn zur Rückkehr in's Kloster aufforderte. Erasmus glaubte nun aber eine solche Stellung in der Welt erlangt zu haben, daß er dem Prior ziemlich unumwunden erklärte, er halte das Leben der Klostergeistlichen für ein sehr äußerliches und gemeines, und seine Gesundheit vorschützte, um entschieden abzulehnen in's Kloster zurückzukehren. Doch forderte er seine Klostergenoßen auf, für ihn zu beten, und mischte so gelehrten Hochmuth und Heuchelei in feinsten Formen.

Erasmus erhielt in Brüssel den Titel eines königlichen Rathes und eine jährliche Besoldung von 400 Fl. mit der Erlaubniſs zu reisen und sich aufzuhalten, wo es ihm seiner Studien wegen beliebe. Er machte von dieser großmüthigen Bedingung auch einen so unverschämten Gebrauch, daß er sich jedem Geschäfte entzog, von dem man bei Hofe Hoffnung gehabt hatte, daß er es übernehmen werde. Er war aber schon in so hohem Ansehen, daß er nicht nur, ohne irgend einen Tadel zu erfahren, so handeln durfte, sondern auch noch für jedes Schriftchen, was er verfaßte und dem Prinzen Karl dedicirte, auf das großmüthigste beschenkt ward. In dieser Lage befand sich Erasmus als die reformatorischen Bewegungen in Deutschland begannen, und wir werden sehen, von welcher Art

der Einfluß war, den er eine Zeitlang auf dieselben übte und der ganz seinem übrigen Character entsprach. Daß er einen religiösen, einen Seelenantheil daran genommen, wird niemand, der sein Leben so weit kennt, von ihm auch nur erwarten. Zu verwundern ist nur, daß unsere protestantischen Grlehrten nicht allezeit zu stolz gewesen sind, sich auf das Zeugniſs eines solchen Menschen, wie doch hundertfach geschehen ist, zu berufen.

Nachdem wir nun aber in Sickingen einen großartigen Repräsentanten der Gesinnungen und Handlungsweisen der Reichsritterschaft, in Erasmus einen großartigen Repräsentanten der Gesinnungen und Handlungsweisen der damaligen Humanisten haben kennen lernen, haben wir unser Augenmerk auch noch auf eine Mittelclasse von Leuten zu richten, die für die damalige Zeit von größester Wichtigkeit war, auf eine Mittelclasse, die den ganzen ungestümen Muth der Ritter und Landsknechte mit den Federfertigkeiten und Sprachgewandtheiten der Humanisten verband, und etwa in der damaligen Zeit dem entsprach, was in unserer Zeit das litterarische Proletariat genannt wird. Auch hinsichtlich dieser Klasse wird es am besten sein, um ein *anschauliches Bild* zu gewinnen, wenn wir uns an einen *einzelnen Mann* halten, der das Treiben dieser Menschen am großartigsten repräsentirt und das ist der Junker Ulrich von Hutten*).

Die Hutten waren ein angesehenes, reichbegütertes Geschlecht im Buchwalde. Ulrich von Hutten war am 21. Apr. 1488 zu Stackelberg am Maine geboren und sollte, obwohl erstgeborener Sohn, eine geistliche Laufbahn machen. Deshalb schickten ihn seine Aeltern, als er 11 J. alt war, in die Stiftsschule nach Fulda. Er machte in der lateinischen Sprache so reißende Fortschritte, wie von seinen großen Fähigkeiten nur irgend erwartet werden konnten, nahm aber auch den ganzen kirchlich indifferenten Sinn, wie er in den humanistischen Studien genährt ward, in sich auf und faßte einen solchen Widerwillen gegen den Lebensberuf, der ihm bestimmt war, daß er seinem Vater und dem Stifte zum Trotze aus Fulda davon lief. Sein Vater scheint ihn von klein auf nicht eben geliebt zu haben, er that nun für den wilden Jungen gar nichts weiter, und

*) Ulrich ist in den letzten hundert Jahren, während man in Deutschland fast nur noch Achtung hatte für das, was man einen offnen Kopf nennt, aber keine für die Zucht des Herzens, eine Art litterarischer Götze geworden, namentlich seit Herder sich mit seiner Autorität für ihn als Schild aufgestellt hat. Wir schulden Jarcke, wenn auch sein einseitig katholisches Interesse dabei entschieden in den Vordergrund tritt, doch hauptsächlich einen Dank dafür, daß er das Object dieses Götzenthumes etwas wahrer hat hervortreten laßen (Studien und Skizzen zur Gesch. der Reformation,) was wir hier noch auch aus dem Grunde erwähnen, weil wir für das nächstfolgende hauptsächlich seine Arbeit benutzt haben.

sah, wohl in der Hoffnung daß er dadurch gebeugt und gebeßert werden sollte, mit einem gewissen Hohne der Noth, in welche derselbe durch das Davonlaufen kam, zu, Ulrich im Gegentheil, durch den Gegensatz gegen den Vater, gegen den Beruf, dem er bestimmt gewesen, schon innerlichst verstimmt und gewaltsam gestellt, verwilderte täglich mehr. Von 1504, wo er entwich, an trieb er sich fast zehn Jahre in Noth und Trübsal herum. Die Achtung, in welcher damals Kenntniß des Latein stund, verschaffte ihm dann und wann einen Gönner. Er hatte einzelne Zeiten, wo er so unterstützt wider beßere Tage sah, aber die Verwilderung seines Wesens ertrug das nie lange; er ward fast jedem eine Last; nahm dann das veränderte Benehmen seiner Gönner entsetzlich übel und rächte sich durch die Mittel, die ihm zu Gebote stunden, namentlich durch üble Nachrede. *) Er führte ein wildes vagirendes Leben bald in den verschiedensten Gegenden Deutschlands bald auf italienischen Universitäten, nirgends gut thuend, bald Bettler, bald Schmarotzer; lud sich in diesem wilden Herumtreiben die damals weit furchtbarere Geisel venerischer Uebel schon in seinem 20. Lebensjahre auf, die ihm später das Gesicht verstümmelten und an denen er zuletzt starb. — Wenn uns die Anschauung eines so durch falsche Behandlung geknickten Jugendlebens zu innigstem Mitleide bewegt; wenn uns die großen Talente Huttens, und namentlich die frische Kraft mit der er aller Noth Troz bietet, zuweilen sogar Bewunderung abnöthigen, dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß, wenn auch durch noch so traurige Umstände veranlaßt, doch ein tief unsittlicher Zug in Huttens Wesen gekommen war, eine Zuchtlosigkeit, die aller Verhältnisse und Rücksichten spottete, eine losgerißene Willkühr, wie sie sich eben bei dem ausbildet, der in dem Sinne frei lebt, wie der Sperling auf dem Zaune.

Endlich kam Hutten wider in beßeres Vernehmen zu seiner Familie, woran ein Unglücksfall, welcher dieselbe traf, Schuld war. Maximilian hatte auf demselben Reichstage in Worms 1495, auf welchem er sich zuerst zu dem gebotenen ewigen Landfrieden bequemte, die Grafschaft Würtemberg zu einem Herzogthume erhoben. Diese Grafen von Würtemberg hatten sich zuerst

*) Ueberall indeßen kam er dabei nicht gut weg. So hatte er sich z. B. eine Zeitlang in Greifswalde aufgehalten, und war von dem Bürgermeister Lossius auf das Gastfreundlichste aufgenommen und unterstützt worden. Zuletzt spielte er auch diesem übel mit und entfloh; Lossius ließ ihm nachsetzen, ließ ihm die Kleider, mit denen er ihn ausgestattet, abnehmen und ihn gehörig durchpeitschen, wofür Hutten dann durch ein gut geschriebenes Pasquill Rache nahm, in welchem er alle Genoßen von den Poetenschulen auffordert, diesen ihm widerfahrenen Schimpf als einen ihnen mitangethanen zu betrachten und durch gemeinsame Verfolgung des Bürgermeisters Lossius zu rächen.

bedeutender aus der Zersplitterung der Staufischen Herrschaften in Schwaben bereichert, dann allmälig Anderes so viel hinzuerwerben, daß sie unter die bedeutenderen Fürsten des Reiches gehörten. In der That übten sie schon die herzoglichen Rechte in den meisten ihrer Gebiete, nur der Titel hatte gefehlt. Diesen ertheilte Maximilian dem Grafen Eberhard dem Bärtigen, einem der tüchtigsten Männer des Reiches. Max hatte dabei mehrfache Absichten. Das würtembergische Geschlecht war zusammen gestorben bis auf diesen Eberhard und einen achtjährigen kleinen Grafen, den Sohn von Eberhards Vetter Heinrich (der selbst nicht regierungsfähig war, und einen zweiten Sohn erst später erhielt.) Indem Maximilian nun Eberhard zum Herzoge erhob, um in dem neuen Herzogthume Würtemberg, wie er sich ausdrückte, den Abgang des alten Herzogthums Schwaben zu ersetzen, dachten beide an die Möglichkeit des Aussterbens des Hauses und fügten also bei der Vereinigung aller würtembergischen Herrschaften in ein als Mannlehn zu vererbendes Herzogthum die Bedingung hinzu, wenn der Fürstenstamm aussterbe, sollte das Herzogthum nicht wider verliehen werden, sondern der Reichskammer auf ewige Zeiten heimfallen. Starb das Geschlecht nicht aus, so schien sich Maximilian in diesen so begünstigten Fürsten eine feste Stütze im Reiche bereitet zu haben. Auch nahm er sich nach Eberhards Tode des jungen Herzogs Ulrich fortwährend auf das Freundlichste an; erklärte ihn früher für majorenn, verheirathete ihn mit einer Princessin von Baiern und that Alles, ihn mit Feßeln der Dankbarkeit sich zu verbinden. Als aber Herzog Ulrich nun auch seinerseits diese Dankbarkeit beweisen sollte, zeigte sich, daß er in menschlicher Weise nicht sowohl die Wohlthaten, als die Abhängigkeiten in Anschlag brachte, und sich auf das Undankbarste gegen Maximilian wandte, um eine trotzige Unabhängigkeit zu erwerben. Der Kaiser begünstigte sehr die Erhaltung und Erneuerung der Einigung der schwäbischen Stände im schwäbischen Bunde. Graf Ulrich entzog sich diesem Bunde weil er in demselben den König durch seinen Einfluß auf die kleineren Reichsstände so gewaltig sah, daß er meinte, als Bundesglied überall nur den Absichten des Kaisers untergeordnet zu sein. Er war überhaupt ein in sich zuchtloser Fürst; schloß sich an den damaligen Gegner Maximilians, an den Kurfürsten von der Pfalz an und verfolgte in seinen Landen alle die dem Könige ergeben schienen. Da empörten sich, wie wir bereits oben erwähnten, die würtembergischen Bauernschaften und als diese wider unterworfen wurden, muste der Herzog doch mit den Landständen einen Vertrag eingehen, der ihm sehr verdrießlich war. Er schäumte innerlich darüber, und ward mehr

und mehr haltlos. In seiner unruhigen Seele faßte er eine Leidenschaft für eine Frau von Hutten; in ihrer Nähe fühlte sich der Herzog wohler; aber dessen Neigung war Herrn Hans von Hutten, jener Gemahl, nicht genehm, nur daß er zuletzt den Klagen des Herzogs, der ohne den Trost dieser Frau nicht glaubte leben zu können, einiges nachgab; aber nun knüpfte sich ein vertrauteres Verhältniß zwischen Hutten und der Herzogin ganz natürlich, da sie gemeinsame Interessen hinlänglich zu hüten hatten. Da entbrannte der meisterlose Herzog plötzlich in Eifersucht; richtete es so ein, daß er mit Herrn Hans von Hutten auf der Jagd im Böblinger Walde allein blieb, wo er ihn erschlug und an einer Eiche aufknüpfte; dann heim ritt und der Herzogin das von Huttens Blute geröthete Schwert zeigte. Sie schauderte vor dem meisterlosen Manne, floh zum Kaiser, dann zu ihren Brüdern nach Baiern. Die bairisch-kaiserliche Partei griff den Herzog in öffentlichen Schriften an; er dagegen verfolgte Alles was ihm von dieser Partei in die Hände fiel auf das Heftigste. Eine Klage gegen ihn ward beim Reiche anhängig. In dieser Angelegenheit nun, wo die Huttensche Familie Rache zu schreien, Recht beim Reiche wegen des Mordes zu fordern hatte, war es, daß ihr der verwilderte, von ihr längere Zeit zurückgestoßene Sproß, der Ulrich von Hutten, mit seinem Talente, mit seiner Gemüthsart recht eigentlich zu statten kam. Das bildete also den Punct der Versöhnung. Es sind stürmische, wilde Anklagen gegen den Herzog Ulrich, welche Ulrich damals in einer Reihe von fünf Klag- und Streitschriften hören ließ. Freilich uns erscheinen diese Elaborate wegen ihrer rhetorischen Form, wegen ihres schönrednerischen Aeußeren mehr langweilig auf die Dauer als hinreißend, aber in der damaligen Zeit hatte man eben vor dieser Manier des Ausdruckes den größesten Respect. Eine gewaltige Worteitelkeit geht ja durch alle Schriften der Humanisten hindurch.

Eine sehr bedeutende Rolle spielte Hutten ferner bei einer andern Gelegenheit, die ebenfalls zu den Vorspielen der Reformation gehört. Johann Reuchlin aus Pforzheim, von niderer Herkunft, aber durch sein Latein in die Höhe gekommen, hatte sich in Paris, Rom, Florenz, Mailand, Basel und am kaiserlichen Hofe einen Reichthum an wißenschaftlichen und Geschäftskenntnissen und dann bei dem schwäbischen Bunde eine einflußreiche Stellung erworben. Er führte eindringendere griechische Studien in Deutschland ein; machte durch seine hebräische Grammatik hebräische Studien in größerem Umfange erst möglich. Er gehörte den Humanisten an, ohne ihr worteitles spotterfülltes Wesen zu theilen; eine ernste, würdige Gesinnung durchdrang ihn. Dabei aber war er doch von der Eitelkeit

nicht frei, neben den unter den Humanisten gäng und gäben aristotelischen und platonischen Richtungen in der Philosophie Stifter einer dritten pythagoräisch-cabbalistischen zu werden. Die Kenntniſs des Hebräischen, die ihm möglich machte, diese Studien in Gang zu bringen und wegen deren er sehr hoch geschätzt ward, hatte er von Rabbinern erworben; hatte sich aber bei dieser Gelegenheit auch für die mystischen Schriften der Juden interessiren lernen und sie nicht bloß des Sprachmaterials, sondern auch des Inhaltes wegen studirt. Nun war 1508 ein Rabbiner Christ geworden, der Magister Pfefferkorn, und indem dieser selbst seine früheren talmudistischen Studien von sich warf, stellte er sie auch überhaupt dar als gotteslästerlich und namentlich als Christum verlästernd. Da forderten die Dominicaner in Cöln, der Kaiser solle alle talmudistischen Bücher confisciren laßen; die kaiserlichen Räthe aber trauten dem Eifer der Dominicaner nicht ganz und wandte sich um ein Gutachten an Reuchlin, was dieser dann zu Gunsten der talmudistischen und cabbalistischen Schriften abgab. Reuchlin gerieth dadurch in einen sehr heftigen theologischen Streit mit der Cölner Facultät, wobei alle Humanisten, alle Genoßen der Poetenschulen Partei für Reuchlin ergriffen, weil die Gründe aus und mit welchen die Dominicaner Reuchlin angriffen, überhaupt gegen die Humanisten geltend gemacht werden konnten. Die Dominicaner setzten ein Inquisitionsverfahren durch; das Gericht trat im Herbst 1513 in Mainz zusammen, bestund aus Theologen der Universität, aus Räthen des Erzbischofs und hatte Jakob von Hoogstraeten zum Vorsitzer. Aber die hohe Geistlichkeit in Deutschland wünschte selbst nicht, daß das Inquisitionsverfahren wider zu Ansehen komme; der Erzbischof rief seine Räthe ab und sistirte das Gericht. Der Bischof von Speier, der von Rom aus mit dieser Sache beauftragt war, hielt dann im Frühjahre 1514 Gericht in dieser Angelegenheit und Reuchlin ward gänzlich frei gesprochen, seinen Gegnern Stillschweigen und die Kosten auferlegt. Reuchlins Freisprechung ward von allen Humanisten und deren Verehrern als ein Sieg gefeiert — aber während sie ihn feierten, ließen sich die Facultäten in Cöln, Löwen, Erfurt, Paris u. s. w. nicht irre machen; und im Grunde hatten sie vollkommen Recht. Einmüthig erklärten alle diese Facultäten, daß der Talmud unter anderem unnützen Zeuge auch gegen Christum höchst lästerliche Dinge enthalte, und daß also, wenn überhaupt irgend ein Buch, dann dieses verfolgt zu werden verdiene. Die Theologen aller dieser Universitäten wandten sich nach Rom und verlangten, der Pabst solle ein Einsehen in die Sache nehmen. Allein die Humanisten hatten es mit ihrem Spotte schon dahin

gebracht, daß das Ansehen der theologischen Facultäten gegen frühere Zeit sehr gesunken war, und auf dem römischen Stuhle selbst saß damals ein Mann, Leo X., der die größeste Achtung vor humanistischen Studien hatte, mit einem großen Theile der ausgezeichneteren Humanisten in persönlicher Bekanntschaft war. Er setzte eine Commission nider, deren Zusammensetzung sein eigenes Verhältniſs zur Sache repräsentirte. — Die Mehrzahl war für Reuchlin, aber eine Minderzahl, die kaum Minderzahl war, für die Facultäten und so erklärte sich der Pabst dahin, es solle in dieser Streitsache überhaupt kein Schlußurtheil ergehen. Das war zwar der Form nach nicht mehr ein erklärter Sieg Reuchlins und der Humanisten, aber der Sache nach; denn wenn in Rom, wo doch das Interesse der Kirche am Speciellsten vertreten werden muste, die Ansicht der Facultäten so schwachen Beifall fand, daß sie nicht entschieden als die richtige proclamirt ward, wie konnte sie da als die richtige gelten. Und nun machte es sich eben jene Mittelclasse humanistischer Scribenten, als deren Repräsentanten wir Ulrich von Hutten (der damals eben von Maximilian wegen seiner langen schmeichlerischen Lobgedichte in guten lateinischen Versen auf Maximilians schlechte Kriegsthaten in Augsburg zum poeta laureatus erhoben worden war) hervorgehoben haben, zur Aufgabe, den halben Sieg durch eclatante Verhöhnung der Dominicaner in einen ganzen zu verwandeln; und alle die zahmeren Humanisten vorsichtigerer Art gaben ihnen Beifall, oder unterstützten die Sache durch mildere Aeußerungen in derselben Richtung. Es entstund ein förmlicher Bund der Reuchlinisten, wie man die nannte, die sich der Sache Reuchlins annahmen. Bei solchen Gelegenheiten aber war es, wo nun die Gesinnung jener Leute, die am Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts auf italienischen Universitäten gebildet worden waren, jener Bewunderer Pico's von Mirandola, dessen cabbalistische Studien doch Reuchlin eigentlich fortsetzte, jener Leute, die an Savonarola's Schicksale ihrer Zeit lebhaftesten Antheil genommen und die heftigste Feindschaft gegen Ketzerverfolgungen eingesogen hatten; hier war es, wo deren Gesammtheit sich in der öffentlichen Meinung wirksam zeigte; Männer wie Pirkheimer in Nürnberg, Peutinger in Augsburg, Cuspinian in Wien und unzählige andere — und so kam es, daß Hutten unter dem angenommenen Namen Eleutheros Byzenos den triumphus Capnionis schrieb, eine feinere, dichterische Verhöhnung der Mönche und Gegner Reuchlins; daß eine grobe Verhöhnung des Mönchswesen überhaupt und der Cölner Dominicaner in's Besondere, und wider in's Besondere des Pfefferkorn, Pater Meier, Ortuin Gratius und Wigand mit dem entschie-

denſten Beifalle aufgenommen ward — jene Sammlung der epistolae obscurorum virorum, als deren Hauptverfaßer ein Humaniſt von Dörnfeld im Schwarzburgiſchen, Crotus Rubianus (eigentlich: Johann Jäger genannt) bezeichnet wird, an welcher aber auch Hutten einen weſentlichen Antheil hatte und neben ihm Herrmann vom Buſche, der wie Hutten ſich dem humaniſtiſchen Wißen und gelehrtem Treiben ſeinen adeligen Verwandten zum Trotze ganz hingegeben hatte und gleich Erasmus in Deventer gebildet worden war; ferner ein Heſſe aus Bockendorf in Oberheſſen bei Frankenheim, Helius Eoban Heſſe (eigentlich: Göbbchen genannt.) Erasmus war zu vorſichtig, ſich irgendwie direct in den Handel einzulaßen; er war nur thätig in der Erfindung ſolcher Lügenanecdoten, wie von jener angeblichen Begegnung des Hutten und Hoogſtraeten auf Huttens ſpäterer Flucht von Brüſſel. Doch intereſſirte Erasmus unter der Hand in Italien und England die ausgezeichnetſten Humaniſten durch ſeine Briefe für Reuchlin und die Reuchliniſten. Eine allgemeine Verſpottung der Dominicaner und der ſcholaſtiſchen Theologie erfolgte auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen unter dem Schutze Pabſt Leo's X. ſelbſt, denn obgleich die epistolae obscurorum virorum doch zu plump und grob waren, als daß ſie nicht von Rom aus hätten verboten werden müßen, geſchah doch ſonſt nichts gegen die Fluth von Schriften, die ſich von allen Seiten her über die Gegner Reuchlins ergoß.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß damals die Klöſter vielfach die Sitze beſchränkteſter Geiſtesbildung und ſehr trivialer Geſinnung geworden waren; wenn man auch zugeben muß, daß die Cölner und Pariſer Theologen in ſehr dürrer Scholaſtik gefangen waren, ſo hatten ſie doch darin Recht, daß ſie behaupteten, wenn von Seiten der Kirche dem Treiben der Humaniſten nicht irgend eine Schranke geſetzt werde, würden der Kirche ſelbſt aus deren Treiben die bitterſten Früchte erwachſen (es iſt ja noch nie wirkſam eine Umkehr von Verhältniſſen von unten her verſucht worden, wo nicht von oben her zuvor die Leitung ſchwach geworden war); nur das war das Empörende, daß ſie ihre Unbedeutendheit mit der Kirche identificirten und folglich für dieſelbe denſelben Schutz forderten, wie für die Kirche ſelbſt (unwerthe Repräſentanten ſind allezeit die ſchwerſte Laſt, die eine Sache zu tragen hat). Die Kirchenoberen waren verblendet, daß ſie nicht die Sache der Kirche zu ſondern wuſten; denn ſo wie man dieſem Streite ſeinen Lauf ließ, ward er zugleich ein Vernichtungskrieg für kirchlichen Sinn und kirchliche Pietät. Indem der Bund der Reuchliniſten, die conjuratio, wie ſie Hutten geradezu nennt, für geiſtige Freiheit in abstracto in die Schranken trat, conſtituirte

er in der That ein Verfolgungs- und Inquisitionsgericht mächtiger, nachdrücklicher als es jemals die Dominicaner in Deutschland geübt hatten, ganz ähnlich dem, was wir selbst vor einigen Jahren wider erlebt haben, als die revolutionäre Partei im Besitze aller einflußreichen deutschen Zeitungen war. Eine ganze Schmach-Schimpf-Verläumdungs- und Pasquill-Litteratur entstund gegen das Mönchswesen überhaupt und nothwendig indirect auch gegen einen großen Theil kirchlicher Einrichtungen, die mehr oder minder mit dem Mönchswesen zusammen hiengen. Da hörte man schon Crotus Rubianus sagen: Cicero sei ein heiligerer Apostel und rechtmäßigerer Pabst als Leo X.; die Messe sei ein Theaterstückchen; die heiligen Salbungen flößen aus des Pabstes Oeltrestern, die Reliquien der Heiligen seien Knochen, die die Raben am Galgen übrig gelaßen. Eine allgemeine Verhöhnung kirchlicher Gebräuche und christliches Sinnes war in den Kreisen solcher Männer, wie Hutten und Jäger waren, gäng und gäbe, nicht etwa vom Standpunkte einer neuen evangelischeren Lehre (wo solches Gebahren überhaupt unmöglich gewesen wäre,) sondern vom antik-heidnischen Grund und Boden aus, vom Standpunkte antik-heidnischer Philosophie und Lebensbetrachtung.

Man darf diese Stimmung ja nicht außer Acht laßen bei der Geschichte der Reformation; denn wenn auch Luther ganz entfernt war von solcher Gesinnung und nie in dieser Weise selbst den humanistischen Kreisen angehörte, haben sich doch eine Zeitlang diese Leute der Reformation angehängt, haben den Character ihres Treibens derselben dauernd anzuheften wenigstens gesucht, und in wie fern sie ein wichtiges Element der öffentlichen Meinung in jener Zeit bildeten, haben sie wenigstens durch ihre Entstellungen mit auch auf das Urtheil anderer Kreise gewirkt, und dadurch daß die spätere Zeit in ihrer geschichtlichen Auffaßung sie und ihr Handeln als innig zur Reformation gehörig und deshalb als in protestantischen Kreisen eine gewisse Pietät beanspruchend betrachtete, noch in späteren Jahrhunderten ja! bis heute höchst unglücklich auf protestantische Bildung und persönliche Beurtheilung Einfluß gewonnen. Man muß es unumwunden anerkennen, daß die Katholiken, wenn sie vor diesen Richtungen und deren Trägern einen sittlichen Abscheu äußern, vollkommen im Rechte sind. Zu bemerken ist dabei freilich, daß diese Humanisten und Genoßen der Poetenschulen, soweit sie sich der Reformation anzuhängen suchten, sich bald enttäuscht sahen; daß sie erkannten, daß sie bei dem tieferen religiösen Sinne, der den lutherischen Kreis durchdrang, schlechter führen als bei der alten Kirche, wie sie damals war; daß in dem lutherischen Kreise auf Verinnerlichung der religiösen In-

tereſſen gedrungen ward, während die alte Kirche das zwar in gewiſſen Formen auch that, aber ſich daneben doch immer mit einer äußeren, formellen Anerkennung ihrer Autorität und Schlüßelgewalt zufrieden gab, und das innere Seelenverhältniſs zu Chriſto, wenn nicht den Individuen, doch nur den von dieſen ausgewählten Seelſorgern überließ. Da kamen jene Herren von ihrem Irrthume zurück, ſahen ein daß die heidniſche Geiſtesfreiheit, die ſie ſuchten, ſobald ſie ſich nur entſchlößen entweder der Beichte aus dem Wege zu gehen, oder in ihr zu lügen oder zu hehlen, oder es ihnen gelänge einen recht bequemen Beichtvater zu finden, weit leichter bei der alten Kirche gepflegt werden könne als in den proteſtantiſchen Kreiſen und ſo wandten ſie ſich jener wider zu. Wir werden ſehen, wie Erasmus, nachdem er eine Zeitlang Luther begünſtigt und gehalten, nachher als deſſen Gegner gerade in Fundamentalſätzen auftrat. Crotus Rubianus ward ſpäter ſogar ein eifriger Gegner der Reformation, und Hutten hätte es, wenn er ſeinen Sinn nicht noch ſehr gebeugt und geändert hätte, im Verlaufe der Zeit auch noch werden müßen, wäre er nicht früh an den Folgen ſeines wilden Lebens geſtorben.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß es namentlich die Schriften des heiligen Auguſtin geweſen, die vielfach, wo man ihnen ein eindringendes Studium zuwandte, auch ſchon früher eine Oppoſition geweckt gegen die todten, ſcholaſtiſchen Formen, die die Theologie als Wißenſchaft angenommen. Eine der Hauptthaten des heil. Auguſtin war die Bekämpfung der Irrlehre des Pelagius, welche dem Menſchen die Fähigkeit zuſchrieb, aus eignen Kräften ſich ſündenfrei zu machen, welcher alſo den menſchlichen guten Werken einen höchſten Werth beimaß. Eine ſolche Lehre kann nur aus einem gänzlichen Verkennen der Natur der Sünde hervorgehen, deren Weſen eben dadurch ein fortwirkendes iſt, daß ſie die Fähigkeit zu Grunde richtet. Nur der Menſch, der einen Standpunkt gewonnen hat, wo er an die gnädige Hilfe Gottes glaubt, kann nicht verzweifeln in dieſem Kampfe mit der Hydra der Sünde und alle Bedeutung der Lehre von der Erlöſung hat ein Ende, ſowie die pelagianiſche Irrlehre ſtatuirt wird. Sobald nicht dem Glauben, ſondern den Werken das entſcheidende Moment zugetheilt wird, hört das lebendige Chriſtenthum auf; ſo wie aber der lebendige Glaube das entſcheidende Mo-

ment für die Rechtfertigung des Menschen wird, ist auch die göttliche Gnadenlenkung des menschlichen Lebens, die Erwählung Gottes nicht weiter zu leugnen. Die römische Kirche selbst hat die Schriften des heil. Augustin immer als eine Säule der christlichen Erkenntniss betrachtet — aber unmerklich war sie doch immer wider, wenigstens in der Praxis, auf semipelagianische Wege gerathen. Fast alle seit dem 12ten Jahrhundert in der Kirche eingeschlichenen Misbräuche waren erwachsen aus der Ueberschätzung, welche die Kirche den guten Werken beimaß. Nur wenn die Kirche in der Volksmeinung semipelagianische Meinungen duldete, waren ihre Functionen recht einträglich — doch wollen wir keineswegs bloß auf ein so schlechtes Motiv, was auf einzelne schlechte Geistliche, selbst höhere Geistliche gewirkt haben mag, die ganze Erscheinung zurückführen, sondern auch anerkennen, daß wie nun einmal die menschliche Natur ist, die Faßung der augustinischen Lehre vielen Tausenden unmöglich scheint, ohne sie zu gefährlichen auf Fatalismus, Pantheismus oder doch auf Gleichgiltigkeit gegen die Sünde hinauslaufenden Consequenzen zu verführen. In der Praxis also hatte die alte Kirche eine gewisse Connivenz bewiesen, in der Lehre aber hatte sie sich damals noch keineswegs fest erklärt, sondern, obwohl die Praxis allmälig eine fast ganz pelagianische Richtung eingeschlagen, die scholastische Theologie wenigstens semipelagianisch die Kirchenlehre gefaßt hatte, hatte die Kirche selbst die Lehre von der Gnade Gottes und von den guten Werken als einen Gegenstand der Erörterung, der Discussion noch in weitem Umfange frei gelaßen, und niemand konnte dafür gelten, daß er von der Kirche abweiche, wenn er streng augustinische Ueberzeugungen sich aneignete. Doch hatten allerdings, wie schon bemerkt worden ist, die Verfolgungen der scholastischen Parteien und aller bei semipelagianischer Praxis Interessirten allezeit den getroffen, der es gewagt hatte, sich auf diesen augustinischen Standpunct zu stellen. Aber nicht bloß die augustinischen Schriften, sondern die bestimmtesten Aussprüche der heiligen Schrift musten jedem, der diese selbst und mit Sinn für diese Ob-

jecte und Gedankenreihen las, in diese Opposition gegen die actuelle Kirchenpraxis führen, und so hatte die wesentliche Einwirkung der Gnade Gottes auf das Seelenschicksal der Menschen und die Werthlosigkeit der menschlichen Thaten, so weit sie nicht bloß Ausdrücke des Glaubens sind, fort und fort begeisterte Vertheidiger trotz aller Verfolgung gefunden. Vertheidiger der Gnadenwahl Gottes musten aber jederzeit Gegner sein der Art und Weise, wie sich die Lehre vom Ablaße in der Volksmeinung sowohl, als in der scholastischen Theologie entwickelt hatte. Die Kirche hatte zwar als Grundbedingung aller Absolution jeder Zeit wahre Reue und innere Beßerung, die ja ohne den Glauben unmöglich ist, verlangt; aber als Symbol dieser Reue und Beßerung verlangte sie schon in sehr früher Zeit Uebernahme von Bußen und Casteiungen. Dagegen ließ sich an sich nichts einwenden, denn ein zeugnisloser Glaube, ein folgenloses Bekenntnis sind ja contradictiones in adjecto. Als Buße ward unter Umständen auch eine Aufopferung zeitlicher Güter zu frommen Zwecken angesehen. Urban II. hatte in Clermont denen, die sich zum Kreuzzuge entschlößen, die indulgentia plenaria ertheilt, indem er einen solchen Entschluß als vollgiltiges Zeugnis lebendiges Glaubens annehmen konnte. Innocenz III. hatte der roheren Volksvorstellung, welche in der Indulgenz einen Sündenerlaß sah, entgegengearbeitet, und setzte fest, jeder Laie solle wenigstens einmal jährlich alle seine Sünden beichten; allein die Priester erhielten sehr weiten Spielraum bei Auflegung der Bußen als Bedingung der Absolution, und außerdem kamen mehr und mehr Indulgenzen, die nicht an die Beichte geknüpft waren, in der Kirche in Gang. Im 14. Jahrhundert, als die avigonischen Päbste im härtesten Geldbedürfnisse waren, bildeten sie das Ablaß- oder Indulgenzen-Wesen zur Geldquelle aus, indem sie die Lehre von dem thesaurus supererogationis perfectorum kirchlich in Gang setzten, die schon früher, besonders von den dominicanischen Scholastikern ausgebildet war. Durch die Spenden aus diesem thesaurus sollte zwar niemandem die innere Buße und Be-

ßerung erlaßen werden, welche die Kirchenlehre durchaus festhielt, aber in der Praxis und bei allen oberflächlichen Gemüthern erwuchs doch aus der Sache ein wahrer Sündenhandel, gegen den sich alle die, welche dem Glauben allein die die Seligkeit bereitende Macht beimaßen, nothwendig setzen musten. So war Jan Wessel van Goesefort aus Groeningen im 15. Jahrhundert schon aufgetreten als Vertheidiger der Gnadenwahl und Gegner des Ablaßes, und entschiedner noch Johann Richerath aus Oberwesel (Joannes de Vesalia). Letzterer, der den Ablaß als frommen Betrug bezeichnete, war deshalb zuletzt den Verfolgungen der Dominicaner verfallen, und als Gefangener im Augustinerkloster zu Mainz 1481 gestorben. An Wessel wagte sich niemand. Er starb, weil er zu viele Freunde hatte, als daß man ihn gleich dem Joannes de Vesalia in untergeordnetem Kreise hätte erdrücken können, ruhig in Groeningen, nachdem er in Heidelberg längere Zeit academischer Lehrer gewesen. Ueberhaupt hörte diese Opposition gegen die Dominicaner Theologen durch die Verfolgung des Joannes de Vesalia nicht auf. Johann Pupper (von Goch) z. B. beschuldigte die Dominicaner und die unter deren Einfluße gebildete Kirchenlehre um dieselbe Zeit der Hinneigung zum Pelagianismus und zum Pharisäismus. Einen rechten Anhaltepunct aber fand diese Opposition an den Augustiner-Bettelmönchen oder Augustiner Eremiten, von deren Congregation sich die deutsche Provinz derselben als eine besondere Congregation zur Zeit des Basler Concils getrennt und ganz entschieden die Tendenz aufgenommen hatte, die Lehre des heil. Augustin treu und rein zu erhalten und zu vertheidigen. Drei und vierzig Jahre lang stund an der Spitze dieser Congregation der deutschen Augustiner Andreas Proles, der unausgesetzt in dieser Richtung thätig war. Es lag aber nahe, daß, wie wir im Mittelalter mehrfach sehen, daß die Richtung der s. g. Mystiker Kräfte für ihre Auffaßung aus den Werken des heil. Augustin schöpfte, umgekehrt Jünger einer augustinischen Richtung sich sehr durch die christliche Mystik angezogen fanden, und nament-

lich war es der Nachfolger des Andreas Proles in der Regierung jener deutschen Augustiner, Johannes Staupitz, der diese mystische Doctrin mit augustinischen Auffaßungen der Lehre verband.

Nun würden sich diese Richtungen wahrscheinlich durch das Getragenwerden von einer Mönchscongregation fester gehalten und entwickelt, würden allenfalls zu einzelnen Streitigkeiten mit den Scholastikern, namentlich mit den Dominicanern geführt, aber entfernt nicht größere Bewegungen in der Kirche veranlaßt haben, wenn nicht ein neues Moment hinzu gekommen wäre in der Gründung der Universität Wittenberg im J. 1502. Auf die Stiftung dieser Hochschule übte Staupitz wesentlichen Einfluß; der heilige Augustin ward ihr als Schutzheiliger erwählt und schon in dieser Wahl der Gedanke angedeutet, von dem man bei dieser Gründung geleitet ward — es sollte recht eigentlich ein Platz sein der Opposition gegen die scholastischen Theologen der Dominicaner und Franciscaner. Die Kirche gewährte diesen Gegensätzen volle Freiheit, da ja alle Theile als Fundament ihrer Standpuncte die Kirchenlehre behielten; doch war allerdings ein gefährlicher Punct vorhanden, das war der Antheil, den die Päbste an dem Ablaße, an diesem einträglichen Sündenhandel, wozu er in der Praxis geworden war, nahmen — denn wenn diese Opposition von der neuen Universität aus die gebildeteren Theile ergriff, war nothwendig die Folge, daß entweder die Päbste geschehen laßen musten, daß sie einen Theil ihrer Einkünfte verloren, oder sie musten selbst gegen die augustinischen Lehren Partei ergreifen, und dann war eine kirchliche Bewegung von größerem Umfange die nothwendige Folge.

Diesem Augustinerorden und seit dem Jahre 1508 auch der Universität Wittenberg als Lehrer gehörte an Martin Luther, der bekanntlich von einer Bauernfamilie aus Möhra auf dem Düringer Walde stammte, aber, da sein Vater sich als Bergmann nach dem Mansfeldischen gewandt hatte, hier, als seine Mutter eben den Martinimarkt in Eisleben besuchte, geboren war. Er hatte im

älterlichen Hause eine ärmliche, auch eine sehr strenge Jugend. Dann nahmen sich mütterliche Verwandte in Eisenach seiner an, so daß er hier die Schule besuchen konnte, und sein Vater kam inzwischen auch in etwas beßere Verhältnisse, so daß Luther die Universität Erfurt beziehen konnte, um nach des Vaters Wunsche Jurisprudenz zu studiren. Es scheint, die Jurisprudenz in der gewöhnlich getriebenen handwerkerischen Weise, als historisches Lernen bloß, erfüllte ihn entfernt nicht; es zog ihn wohl der sittliche Hintergrund alles Rechts und alles Menschenlebens an; wie kann auch jemand zu einer lebendigen Rechtsauffaßung kommen, ohne von Gott, von dessen Gnade und der Menschen Freiheit, von Sünde und Erlösung zu wißen. Die äußeren Umstände durch welche nach dieser Seite Luthers Geist geweckt ward, sind sehr gleichgiltige Dinge. Man erzählt, er habe einen Freund verloren, dessen Tod ihn in sich gekehrt habe; da sei er auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt in ein furchtbares Gewitter gerathen, der Blitz habe dicht neben ihm eingeschlagen und das Alles einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er gelobt habe, Klosterbruder zu werden, wenn er glücklich dem Unwetter entkomme. Diese äußere Motivirung ist, wie gesagt, ganz gleichgiltig, da sie jedesfalles nur das Tütelchen über das I lieferte, vielleicht die letzte Faßung des Entschlußes bestimmte; denn weder als ein so fahriger Mensch noch als ein solcher Hasenfuß zeigt sich Luther nachher, daß ihn ein einzelner äußerer Vorgang in seinem ganzen Wesen sollte herumgeworfen haben. Wäre er ein solcher Mensch gewesen, nie hätte etwas Bedeutendes von ihm ausgehen können.

Er ward in Erfurt Augustiner Eremit in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, zum großen Verdruße des Vaters, der von dem juristisch gebildeten Sohne weltliche Vortheile gehofft hatte, und seinen Verdruß so entschieden an den Tag legte, daß das Verhältniß zum Vater dem jungen Luther neuer Anlaß ward, noch tiefer in seinen Gedanken zu versinken. Mit der größesten Strenge unterwarf er sich der Ordensregel; er war ein rechter Mönch und spä-

ter sagt er auch selbst von dieser Zeit: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich's sagen darf: ist je ein Mönch zum Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein gekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben, denn ich hätte mich (wo es länger gewährt hätte) zu Tode gemartert mit Wachen, Lesen und anderer Arbeit.“ Er ward durch die innere Seelenarbeit und durch die Casteiungen und Entbehrungen, die er sich auflegte, so nervenschwach, daß er lange an Schlaflosigkeit litt, daß sein Geist fast der Aufregung erlag.

Um ihn seinen inneren Kämpfen zu entreißen, trugen ihm seine Klosteroberen das Amt der Predigt auf. Er suchte sich davon los zu machen, aber man mahnte ihn bei dem Gehorsam, den er gelobt — und so ward wirklich das *rechte Mittel* gefunden, ihn in sich zu beruhigen, *indem man ihn* zwang aus sich herauszugehen. Seine Nervenreizbarkeit gab ihm, wenn er sprach, eine solche Begeisterung und Kraft der Rede, daß eine große Wirkung auf die Zuhörer nicht ausbleiben konnte, die hinwiderum ihn stärkte und aufrichtete. Die augustinische Lehre von der Sünde und der Gnade ward in diesen Zuständen allmälig sein Licht und sein Trost; er durchdrang sie auf das Tiefsinnigste. Ein alter Augustiner hatte ihn zuerst auf die Epistel Pauli an die Römer Capitel drei aufmerksam gemacht. Er las die Stelle; las Augustins Erklärung*) dazu und Ruhe kehrte in seine Seele ein; als ein sein selbst gewisser, an Gottes Gnade nicht mehr zweifelnder Mensch gieng er endlich aus diesen Studien und Kämpfen hervor. So ausgerüstet ward er **1508** von Staupitz an die Universität Wittenberg gezogen. Wie wenig es Luther

*) Wohl die enarratio II zu Psalm XXXI (oder 32), denn in den besonders zusammengestellten Bemerkungen über den Römerbrief findet sich zum 3. Capitel wenig und verhältnißmäßig Unbedeutendes und in der angefangenen Auslegung des Römerbriefes gar nichts, da sie nur den Eingang des Briefes und die Sünde wider den heil. Geist bespricht.

einfiel, sich durch diese theologische Richtung von der Kirche zu trennen, zeigen am besten die Nachrichten von der Reise, welche er 1511 im Auftrage seines Ordens nach Rom unternahm und auf welcher er sich im vollsten Einklange zeigt mit allen herrschenden kirchlichen Sitten und Einrichtungen.

Eine Zeitlang noch plagte ihn ein Scrupel in der Noth seiner Gedanken über die Wirkung und Macht der Sünde, ein Scrupel der im 13. Kapitel des ersten Corintherbriefes wurzelte, in den Worten: „wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und wenn ich weißagen könnte und wüste alle Geheimniſs und Erkenntniſs und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Diese Stelle, welche den todten Glauben verwirft und den lebendigen, der mit der Liebe Eins ist, fordert, machte ihm Scrupel, indem er Glauben und Liebe als getrennte Kräfte auseinander hielt und nur der Meinung war, daß er in der Liebe, in den christlichen Liebeswerken nämlich, immer noch zu wenig thue. Er war so von Neuem in jene Zweifel, ob er auch durch seine Werke bei Gott gerechtfertigt sei, hineingeworfen und ängstigte sich in seinem Gewißen sehr ab, bis ihm die Gewiſsheit der Gnade Gottes im Glauben überkam, wo er dann diese Sorgen um seine Werke auf den Herrn werfen muste. Diese Umwandlung stellte er später so dar: „Ja, sagstu, ich habe gar nichts Gutes gethan, bin dazu schwach und gebrechlich! — Solchen Schatz (des Sichgenügens nämlich in guten Werken) wirstu freilich mit Deinem Thun nicht erlangen. Sondern hören soltu die fröhliche Botschaft, so dir der heilige Geist durch des Propheten Wort verkündigt: Sei fröhlich Du unfruchtbare, die Du nicht gebierst! — Als wolt' er sagen: Was kümmerstu Dich und bist so traurig, so Du doch keine Ursachen hast, derhalben Du Dich so harte bekümmern und betrüben solltest. So antwortestu: Ich bin aber unfruchtbar und einsam und gebäre keine Kinder! — Aber ob Du gleich auf des Gesetzes Gerechtigkeit nicht bauest, noch Kinder gebierst gleich Hagar, liegt nichts daran: Deine Gerechtigkeit ist viel höher und beßer, nämlich Christus, der

wird Dich für des Gesetzes Schrecken und Verdammniß wohl vertheidigen, denn er ist zum Fluche worden für Dich, auf daß er Dich vom Fluche des Gesetzes erlöse."

Gegen die Theologen, welche die oben angeführte Stelle des Corintherbriefes benutzten, um ihre Lehrbefohlenen und Beichtkinder in Scrupel zu verwickeln, ob sie auch in guten Werken genug gethan zu ihrer Rechtfertigung, wandte er sich von der Zeit an, wo ihm die Gnadenwirkungen des lebendigen Glaubens an Christum deutlich geworden, in großem Eifer. Er drückte sich später sehr hart über die aus, welche jenen Spruch in diesem Sinne so fest hielten, daß er ihnen wie eine eiserne Mauer sei: „unverständige, grobe Esel sinds; darum können sie in St. Pauli Schriften gar nichts, weder verstehen noch sehen; haben derhalben mit dieser falschen Auslegung nicht allein St. Pauli Worten Gewalt gethan, sondern auch noch dazu *Christum* verleugnet und alle seine Wohlthaten *unterdrückt*. Darum soll man sich auch dafür hüten und fürsehen als für ein recht teuflisches und höllisches Gift, und soll mit St. Paulo also schließen: daß wir gerecht werden durch den Glauben allein und nicht per fidem formatam charitate*)." — Luther sah in den guten Werken, auf

*) Bei aller eignen treuen Anhänglichkeit an das: sola fides justificat — müßen wir doch hier ein für allemal hinzufügen, daß uns bei Unterredungen mit edlen, frommen Katholiken nie ein wesentlicher Unterschied begegnet ist zwischen dem, was sie fides formata charitate nennen, und dem was unsere Kirchenlehre den lebendigen Glauben nennt. Allerdings kann jener Ausdruck der römischen Kirchenlehre zur Seelenmarter gebraucht werden — aber sobald man Beschränktheit des Verstandes und Verkehrtheit des Willens in's Mittel bringt, läßt sich auch die fides sola zu einer Gleichgiltigkeit gegen die Sünde entwickeln und ist dazu in einzelnen Fällen entwickelt worden, die noch mehr zurückstößt. Wie jene Faßung eines durchaus richtigen Satzes nur einer gewissen Herzensbildung zugänglich, für andere der Satz ein todter, unverdaulicher Stein oder ein seelenverderbendes Gift ist, zeigt am besten der jetzige wirkliche Zustand eines sehr großen Theiles protestantischer Gemeinden, des bei weiten größesten Theiles protestantischer Gemeindeglieder und selbst eines ansehnlichen Theiles der Geistlichen, die den Satz ganz vergeßen haben, oder in trostlosester Weise ihn deu-

welche sich der Mensch verläßt, auf die er sich etwas zu Gute thut und mit denen er meint dem Himmel Gewalt anzuthun und sich hinein zu zwingen, vielmehr eine Quelle sündlicher Eitelkeit selbst, eine Quelle der geheimsten, feinsten Sünden und von dieser Seite stellten sich ihm allmälig die s. g. guten Werke, die der ausschließlichen Gnadenwirkung des lebendigen Glaubens entgegen gesetzt werden, in ihrer seelenverderblichen Schädlichkeit dar, welche Einsicht er in seiner derben, kräftigen Weise richtig, aber für Unverständige und Böswillige höchst gefährlich, so ausdrückte, daß er die Möglichkeit der menschlichen Sünde selbst als eine Gnadeneinrichtung Gottes pries: „Es wäre schier nicht gut, daß wir Alles thäten, was Gott befiehlt, denn er käme um seine Gottheit.“ So ist der Satz, der Luthers ganzes späteres Leben durchdrang, der seiner ganzen kirchlichen Thätigkeit das Siegel aufgedrückt hat, dieser geblieben: sola fides justificat — „der Gerechte lebet seines Glaubens.“ Als Luther von Rom zurückkam, ward er 1512 Doctor der Theologie; erklärte die heil. Schrift bei der Universität, an welcher er früher nur als philosophischer Lehrer thätig gewesen; er predigte bei den Augustinern und als 1516 Staupitz verreisen muste, ernannte dieser ihn während seiner Abwesenheit zum Vicar an der Spitze des Augustinerordens, in welcher Stellung er die Klöster seines Ordens bereiste, die Personalien und ökonomischen Angelegenheiten derselben ordnete und überall eine reinere Gottesfurcht anzufachen suchte. Immer fester gestaltete er in sich die Lehre von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit und auch seine Schüler nahmen sie auf, und vertheidigten sie bei der Universität in Disputationen, vertheidigten, daß der menschliche Wille für sich nichts vermöge, unfrei sei zur Seligkeit, daß der Mensch aus eignen Kräften sich nicht zur Gnade vorbereiten könne, geschweige sie erwerben oder durch gute

---

tend seine heftigsten Gegner und vollständige Pelagianer sind. Man muß von beiden Seiten die Sachen nehmen wie sie gemeint sind, nicht wie sie durch Misbrauch werden können.

Werke erzwingen. Bis 1513 hatte noch Jodocus Trautvetter aus Eisenach Luther Widerpart gehalten bei der Universität. Als dieser abgieng, war die ganze Universität in der lutherischen Richtung, namentlich Andreas Bodenstein (von Karlsstadt) und Peter Lupinus, Luthers Collegen in der theologischen Facultät, wurden ganz gewonnen.

Nothwendig muste sich Luther wie frühere Anhänger dieser paulinisch-augustinischen Richtung in der Theologie allmälig auch gegen den Ablaß kehren, der ja in seinem populären Auftreten auf der äußerlichsten Faßung der Lehre von den guten Werken beruhete. Nur die unmittelbare Einwirkung Gottes auf die tiefste Innerlichkeit des Menschen im Glauben, nur diese, nicht aber ein Paar Groschen für einen Indulgenzzettel, wie die Volksmeinung die Sache wohl faßen muste nach ihrer Erscheinung, bezeichnete sich Luthern als der Weg des Heiles*).

In Deutschland hatte man sich bis dahin noch gescheut kirchliche Gnaden in ähnlicher marktschreierischer Weise auszubieten, wie schon längere Zeit in Italien; allein nachdem sogar ein Alexander VI. über Savonarola obgesiegt, nachdem das pisanische Concil gegen Julius II. nichts vermocht hatte, glaubte der päbstliche Hof der Christenheit alles bieten zu dürfen. Zumal nachdem Leo X. eine größere Promotion von einigen dreißig Cardinälen auf einmal durchgesetzt, dadurch das Cardinalscollegium mit seinen Creaturen erfüllt hatte, fiel selbst die Schranke fort, die zeither noch der Widerspruch der Cardinäle der Omnipotenz der Päbste gesetzt hatte. Wie überall durch das Vergeßen der

*) Man muß dabei durchaus die damalige Weise den Ablaß zu behandeln in Anschlag bringen. Sie war so daß sagar Italiener zuweilen darüber empört waren. Einmal kam nach Florenz eine Anzahl Geistlicher, die mit dem Verkauf von Indulgenzen beauftragt waren. Sie hiengen an ihrer Wohnung Fahnen aus; mit Trompetengeschmetter, wie die Seiltänzer und Marktschreier, ließen sie durch die Stadt ihre Anwesenheit verkündigen; in den Kirchen, wo sie predigten, trugen sie die Lehre von der Buße in ihrer gröbsten, misbräuchlichsten Entstellung vor. Alle Wohlgesinnten waren über dies Wesen empört. Alle Wirksamkeit und Aufsicht der Beichtväter ward durch solche Vorgänge durchbrochen und verhöhnt.

Rechenschaft vor Gott von Seiten der weltlichen Fürsten die Monarchie verwüstet wird, muste auch das monarchische Moment der Kirche zu einer bodenlosen Stellung durch solches Thun hintreiben und die Menschen zwingen zu sich selbst zu sehen. Zu gleicher Zeit aber, wo Leo X. in diese Machtfülle eingetreten war, kostete ihm der Kampf mit Urbino, welches Herzogthum er zu Gunsten seines Neffen Lorenzo gegen den della Rovere eroberte, außerordentliche Geldsummen. Da schützte Leo X. den Bau der St. Peterskirche vor und die Verhältnisse zur Türkei, und verlangte nicht nur von allen Kirchengütern der Christenheit einen Zehnten, sondern ließ auch den Ablaßhandel auf das Ungemeßenste ausdehnen. Daß jener Zehnte nur dem Privatnutzen des mediceischen Hauses zu Gute kommen werde, war so allgemeine Ueberzeugung, daß Cardinal Ximenes den Zehnten von der spanischen Kirche ablehnte, bis man deutlich sähe, wozu er bestimmt sei; auch die englische Geistlichkeit weigerte sich desselben; und die Verwandten des Pabstes hatten es so wenig hehl, daß dieser Zehnte ihnen zu Gute komme, daß König Franz von Frankreich zum Beispiel an Herzog Lorenzo von Urbino eine Zahlung von 100,000 Livres machte, die er aus dem Zehnten der französischen Kirche wider erhielt.

In Deutschland konnte sich dem Zehnten niemand widersetzen, denn Maximilian bedurfte eben damals der größesten Einhelligkeit mit dem Pabste, weil er nur, wenn er von dieser Seite sicher war, hoffen konnte, durchzusetzen, was der Wunsch dieser seiner späteren Lebensjahre noch war, daß sein Enkel Karl von Spanien sein Nachfolger auch im deutschen Königthume würde. Noch weniger ließ sich etwas gegen die Ablaßpredigt im Reiche thun. Erzbischof Albrecht von Magdeburg war, wie bereits erwähnt ward, 1513 auch Erzbischof von Mainz geworden durch Wahl des Kapitels. Er hatte dem Kapitel unter anderem versprechen müßen, dem Stifte Mainz nicht mit den sehr bedeutenden, nach Rom zu zahlenden Palliengeldern beschwerlich zu werden, und doch vermochte er allein diese auch nicht aufzubringen. Da Maximilian mit dem päbstlichen

Stuhle im besten Vernehmen und für Albrecht interessirt war, kam ein Abkommen zu Stande, daß Albrecht ein Anlehn von 30,000 fl. zu Zahlung der Palliengelder bei dem Hause Fugger in Augsburg machte, und dafür vom Pabste einen Antheil erhielt an den in Deutschland eingehenden Ablaßgeldern, so daß er in den Stand gesetzt ward seine Schulden wider bei dem Hause Fugger abzutragen. Deutschland war in drei Ablaßkreise getheilt worden. Den einen davon bildeten die großen Erz-Diöcesen von Mainz und Magdeburg, welche das ganze mittlere und nordöstliche Deutschland umfaßten, und in ihnen hatte der Primas der deutschen Geistlichkeit, der Erzbischof Albrecht selbst den Ablaßvertrieb übernommen.

Es war aber diesmal ein Ablaß verschiedener Art. Einmal die Indulgenz für begangene Sünden, um durch die in Geld verwandelten Bußen die Qualen des Fegefeuers zu kürzen. Diese Indulgenz ward unter der zu aller Zeit geltenden Voraussetzung ertheilt, daß der, welcher sie empfieng, außerdem wahre innere Reue empfinde und seinen Lebenswandel beßere. Sodann aber ward ein Nachlaß mannichfacher Art verkauft z. B. das Recht, daß der erwählte Beichtvater auch in Fällen, welche den Bischöfen oder dem Pabste reservirt waren, Absolution ertheilen; so wie daß er Gelübde in andere gute Werke verwandeln und dadurch von ihnen lösen dürfe. Endlich aber gewährte man auch für Geld die Erlösung aus dem Fegfeuer für die Seelen bereits Verstorbener. In Folge jener Lehre von dem thesaurus supererogationis perfectorum hatten sich die Päbste eine vollständige Herrschaft über das Schicksal der Christen im Fegfeuer beigelegt, da derselben zu Folge die perfecti bei weitem mehr gute Werke vollbracht hatten, als zu ihrer eignen Rechtfertigung nöthig waren, und dieser Ueberschuß an guten Werken der Kirche, die Verwendung dieses Schatzes überflüßiger guter Werke zu Gunsten derer, die wegen eignes Mangels daran im Fegfeuer weilten, der Disposition des Pabstes anheim gegeben war.

Da sich zu der, mit dieser Art Ablaßhandel nothwendig verbundenen marktschreierischen Rolle nur eben grobe,

stumpfe Individuen unter der Geistlichkeit eigneten, traten als Ablaßprediger wahre Musterexemplare mönchischer Carricatur, wie sie eben noch von den Reuchlinisten aller Orten verspottet und verhöhnt worden waren, auf, und da sie einen Antheil am Ertrage des Handels hatten, suchten sie das Volk durch die pöbelhafteste Entstellung der kirchlichen Lehre vom Ablaße zum Ankaufe zu bewegen. Jeden Widerstand Gebildeterer glaubten sie durch die Androhung kirchlicher Verfolgungen beseitigen zu können. Und so kam denn auch ein plumper, frecher Gesell dieser Art als Agent des Erzbischofs Albrecht in die Nähe von Wittenberg. Johann Tetzel bot in Jüterbogk auf das Unverschämteste seine Waare aus.

So unwillig Luther, der schon von der Lehre von der Heilswirkung der guten Werke überhaupt nichts wißen wollte, der einen solchen Unfug von Lehre, wie Tetzel vortrug, für ärger als Heidenthum halten muste, auch über dies Treiben war, hätte er sich doch der Sache vielleicht nicht unmittelbar angenommen, wären nicht auch Wittemberger Einwohner nach Jüterbogk gegangen und hätten sich Ablaßzettel geholt. Dies aber legte ihm die Gefahr nahe, daß sich so abscheuliche Entstellungen der kirchlichen Lehre auch seiner Beichtkinder bemächtigen könnten, und machten ihm zur Pflicht, öffentlich einen Schritt dagegen zu thun. Er wählte zu diesem öffentlichen Schritte eine damals im academischen Leben nicht ungewöhnliche Form, den Anschlag nämlich von Thesen. Die Stiftskirche in Wittemberg hatte Reliquien, an deren Verehrung zum Allerheiligentage auch ein Ablaß geknüpft war. Wie leicht konnten die Wittemberger verführt werden, Tetzels Lehren von der Wirksamkeit des Ablaßes auch auf diesen Fall anzuwenden. Um dies zu hindern, schlug Luther am 31. October 1517 an den Thüren der Stiftskirche 95 Theses an über die Lehre vom Ablaß und verwandte Puncte. Irgend ein Schritt der Kirchentrennung lag hierin entfernt nicht, denn noch hatte die Kirche über diese von den Scholastikern und durch den Usus der Päbste in Gang gekommenen Indulgenzen sich nicht förmlich ausgesprochen. Sie waren also der wißen-

schaftlichen Erörterung und namentlich der der theologischen Lehrer an den Universitäten vollkommen frei gegeben. Es war ein Schritt zunächst nur eines augustinischen Theologen gegen die von den thomistischen Theologen in Gang gebrachten Ansichten. Auch lag in Luthers Absicht nur eine locale Wirkung auf Wittemberg. Er schrieb ein halbes Jahr später an einen befreundeten Mann von diesen Thesen: non fuit consilium neque votum eas evulgari, sed cum paucis apud et circum nos habitantibus primum super ipsis conferri, ut sic multorum judicio vel damnata abolerentur vel probata ederentur. At nunc longe ultra spem toties excuduntur et transferuntur, ut me poeniteat hujus foeturae, non quod veritatem non faveam cognitam fieri vulgo, imo id unice quaerebam, sed quod ille modus non est idoneus quo vulgus erudiatur. Sunt enim nonnulla mihi ipsi dubia, longeque aliter et certius quaedam asseruissem vel omisissem, si id futurum sperassem.

Es waren also die Theses bloß eine locale academische Gelegenheitsschrift, rasch für bestimmten Zweck hingeworfen, um sich selbst durch deren Erörterung klarer zu werden; allein sie wirkten wie ein Funke, der in ein Faß Pulver fällt. Luther hatte in seinen Thesen die Indulgenz selbst noch nicht bestritten, nur ihre Verwendung wie sie wirklich statt fand. Er bestritt nicht den Schatz, den die Kirche in dem Wirken ihrer Heiligen besitze,*) noch die Theilhaftigkeit aller Kirchenglieder an diesem Schatze, aber er erklärte diese Theilhaftigkeit für einen mystischen Zusammenhang, der statt finde auch ohne die Zettel des Pabstes.**)

*) Den auch überhaupt kein edler Mensch bestreiten kann, denn wo wären wir und wie lebten wir, hätten nicht Tausende und Hunderte von Tausenden heiliger Menschen Zeugniß abgelegt und dies Zeugniß nicht bloß mit Worten, sondern mit ihrer Lebensführung, nöthigesfalles mit Marter und Tode besiegelt. Täglich noch greifen wir in den reichen Schatz des uns so zugeführten Brodes des Geistes, unsere Seele lebt davon, soweit sie ein wirkliches Leben hat und kennt.

**) Hier sieht man recht wie sich das pflichtwidrige Verhalten der Päbste rächte — wären sie in allen ihren Worten und Thaten ihrer heiligen Aufgabe nachgekommen, niemand hätte sie von der Kirche isolirt denken können — und daß wir der Kirche die Verbindung

In diesem Schatze also könne die kirchlich angebotene Indulgenz nicht ihre Rechtfertigung finden, sondern sie beruhe in der Schlüßelgewalt Petri und der Päbste, vermöge deren diese von den äußeren kirchlichen Strafen entbinden könnten, doch hänge die Wirkung dieser Entbindung von dem inneren Leben im Menschen, von Reue und Beßerung ab, also von der Gnade Gottes und habe jemand diese inneren Bedingungen der Rechtfertigung nicht, so könne auch kein Ablaßbrief helfen, denn der Ablaß des Pabstes sei nur ein Symbol der göttlichen Gnade.

Das war Luthers Meinung, und wenn sie sich auch noch nicht so streng augustinisch wie etwas später aussprach, konnten doch an ihr in ihrem ganzen Umfange nur die Gefallen finden, welche sich zu der in Wittemberg herrschenden augustinischen Theologie bekannten. Sie fand aber weit über diesen theologischen Kreis hinaus Beifall, weil fast alle beßeren, gebildeteren Theile der Nation das größeste Aergerniſs an dem frechen, marktschreierischen Handel, der deutsches Geld durch eine Art grobes Betruges nach Rom lockte, genommen hatten und froh waren, daß nur überhaupt Etwas gegen den Ablaßkram geschah. Sie fand Beifall, weil die Humanisten diese Theses als Mitstreiter gegen die Dominicaner freudig begrüßten, so entfernt sie von deren Inhalte stunden; weil schon lange unter dem gemeinen Volke in Stadt und Land eine Ueberzeugung sich still verbreitet hatte, daß die Geistlichkeit mit Leben und Lehre im Argen liege; weil ein großer Theil des Adels sich freute, daß in der Geistlichkeit selbst eine Opposition gegen das bisherige Treiben derselben erwüchse — kurz! weil auf den verschiedensten Seiten und aus den verschiedensten Gründen eine Spannung gegen den actuellen Kirchenzustand vorhanden war — eine Spannung die durch kirchliche Misbräuche gerechtfertigt war, die nothwendig endlich zu einer Entladung kommen muste.

---

mit jenen durch das Leben und Wirken der Heiligen vermittelten Schätzen der Gnadenfülle Christi verdanken — daß ohne die Kirche alles tüchtige religiöse Streben vereinzelt in sich zusammengebrochen wäre, kann niemand leugnen, der Sinn und Verstand hat.

Daß Luthers Auftreten gegen den Ablaß auch bei seinem Herrn, dem Churfürsten Friedrich von Sachsen, Beifall fand, hatte einen ganz bestimmten politischen Grund. Schon früher 1501 war ein Ablaß verkündigt worden, angeblich auch gegen die Türken. Friedrich hatte gerechte Zweifel gegen die wirkliche Verwendung des Geldes in diesem Sinne, und behielt das Geld, was in seinen Landen damals von den Ablaßverkäufern zusammengebracht ward, selbst an sich, indem er erklärte, er wolle es herausgeben, sobald es wirklich zu einem Zuge gegen die Türken komme; aber nicht früher. Weder der Pabst noch der Kaiser hatten ihn zur Herausgabe bewegen können, und als wirklich kein Türkenkrieg folgte, hatte er das Geld zum Besten seiner neuen Universität Wittemberg verwendet. Nun war Churfürst Friedrich ohnehin auf das brandenburgische Haus, was ihn wie wir sahen in der letzten Zeit durch des Kaisers Förderung überflügelt hatte, eifersüchtig, und sah gar nicht ein, wie seine Unterthanen dazu kämen dem Erzbischofe Albrecht die Schulden bezahlen zu helfen. Er hatte demnach diesmal von vornherein in seinem Gebiete den Ablaßhandel nicht geduldet und war ungehalten, daß Tetzel in dem benachbarten brandenburgischen Jüterbogk doch das Geld sächsischer Unterthanen an sich zog. Er hatte nun zwar Luther in keiner Weise zu seiner Opposition veranlaßt; aber daß sie eintrat, war dem Churfürsten nicht unerwünscht.

Die Pamphletisten bemächtigten sich damals sofort der lutherischen Angelegenheit, und die Theses selbst wirkten gleich einem Pamphlet, wurden vielfach abgedruckt und verbreitet. Die Universitäten aber, welche der augustinischen Richtung feindlich waren, sahen es als ihre specielle Aufgabe an, diesen Thesen entgegen zu treten. Namentlich mußte Frankfurt an der Oder gelten als Wittemberg in dieser Hinsicht besonders entgegen gesetzt, weil in Frankfurt ein Mann in hohem Ansehen stund, der mit einem der Männer, die auf die Stiftung von Wittemberg den bedeutendsten Einfluß hatten, mit dem Leibmedicus und späteren Doctor der Theologie Pollich, Staupitzens Freunde, viel-

fach in gelehrtem Streite gelegen hatte, das war Konrat Koch genannt Wimpina. Dieser Mann trat sofort für Tetzel thätig auf; Tetzel wollte sich zum Licentiaten und Doctor promoviren laßen, um in dieser Hinsicht Luther gleichzustehen, und bei dieser Gelegenheit gab er mit Kochs Assistenz gegen die lutherischen Theses Antitheses heraus, die die Bestimmung hatten theils durch allerhand subtile Distinctionen den Ablaß mit der eigentlichen Kirchenlehre in Harmonie darzustellen, theils auszuführen, daß, indem der Pabst die Macht habe den Glauben zu normiren, dem Glauben nicht selbst eine höhere Lösungsmacht zukommen könne, als die mit der Schlüßelgewalt des Pabstes verbunden sei.*) Außer diesen Wimpinaschen Thesen erschienen aber zu gleicher Zeit eine ganze Reihe von Schriften ähnliches oder entgegengesetztes Inhaltes, und während sofort manche von denen, die sich einmischten, viel weiter giengen als Luther und sich bald in umwälzendem Sinne aussprachen, blieben Luthers Gegner auf der anderen Seite auch nicht dabei stehen, die Sache als einfache academische Discussion zu behandeln, sondern suchten zu beweisen, daß Luther ein Ketzer, ein mit dem Feuer zu bestrafender Ketzer sei.

Am Gewichtigsten ohne Zweifel war unter Luthers Gegnern ein Mann in Rom, der maestro del santo palazio Sylvester Mazolini da Prierio (gewöhnlich Sylvester de

---

*) Das ist gerade als wenn ein Mann, welcher Schießpulver polirt, eine größere Gewalt haben müßte Geschoße in die Ferne zu treiben, als das Pulver. — Oder ist das Normiren des Glaubens durch den Pabst etwas anderes als eine bloße wörtliche Gestaltung? kann der Pabst den Glaubeu schaffen? oder was dasselbe ist, die von Christo gegebene Substanz des Glaubens, willkührlich ändern? kann er Streitigkeiten über den Glauben anders als durch Zurückgreifen auf die von ihm unabhängige Substanz des Glaubens entscheiden? — Zuweilen scheint sich dieser Verwechslung die römische Welt wirklich hingegeben zu haben. Daß man doch erkennete, daß durch so geistlosen Misbrauch der Autorität, die Autorität selbst statt erhöht, vielmehr in der Wurzel vernichtet wird. So lange solche Gespenster in der römischen Welt umgehen, ist allerdings eine Vereinigung der Kirche, nach der sich die Reformatoren sehnten und wir uns sehnen müßen, absolut unmöglich.

Prierio oder Prierias genannt), ein Dominicaner, welcher die Sätze der thomistischen Scholastiker über den Ablaß ganz entschieden vertrat. Er schrieb einen dialogus in praesumtuosas Martini Lutheri conclusiones. Die Gründe, die er darin gegen Luthers Thesen vorbrachte, waren freilich Widerholungen von Aussprüchen des heiligen Thomas von Aquino in einer durch die Gelegenheit veranlaßten Combination, aber da es Luther entfernt nicht einfiel, sich von der Kirche trennen, ein Schisma veranlaßen zu wollen, konnte er nicht wünschen mit einem in Rom so ansehnlich gestellten Manne in persönlichen Streit zu gerathen. Luther wandte sich demnach direct an Pabst Leo, schickte diesem seine Theses zur Prüfung mit einem sehr devoten Schreiben, in welchem er angab, von welchem Gesichtspuncte er ausgegangen sei; daß er allerdings irren könne, aber doch sehr bedeutende Autoritäten für seine Meinung habe. Die Autorität des heil. Thomas aber könne ihn nicht niderschlagen, denn noch habe die Kirche dessen Sätze nicht für ihre eigentliche Lehre erklärt.

Allein so einfach, wie Luther die Sache als academische Streitigkeit wünschte gehalten zu wißen, ließ sie sich nun schon nicht mehr behandeln, denn der Erzbischof Albrecht von Mainz hatte schon das Ausschließen seiner Ablaßprediger vom chursächsischen Territorium als eine feindliche Demonstration aufgenommen; hatte wahrscheinlich angenommen, daß der Churfürst einen directen Antheil an Luthers Auftreten habe; hatte deshalb gesorgt, daß auch Tetzel, den er mit den Frankfurtern in Verbindung gebracht, in seine Antithesen Sätze aufgenommen hatte gegen die Fürsten, welche Ketzern wißentlich Vorschub leisteten (womit nur Friedrich von Sachsen gemeint sein konnte), und er war es nun auch wahrscheinlich, der in Rom betrieb, daß hier der päbstliche Fiscal eine Klage gegen Luther anhängig machte, in Folge deren eine Commission bestellt ward zu Untersuchung der Sache, in welcher Prierias allein als Theologe saß, also die thomistische Theologie in Voraus als Siegerin erklärt ward.

Unter diesen Umständen fragte es sich vor allen Din-

gen, ob Luther an dem Churfürsten von Sachsen Schutz genug finden d. h. ob Friedrich die Sache so nehmen würde, daß er die Veranlaßung, seine Opposition gegen den Kaiser und gegen das von diesem gehobene brandenburgische Haus zu bethätigen, aufnehmen oder doch lieber fallen laßen würde. Der Churfürst aber wollte sich zunächst auf keinen Fall so weit bloß geben, daß er hernach Luther seiner Ehre halben unter allen Umständen hätte schützen und vertreten müßen, und diese Zurückhaltung seines, wenn auch freundlich gesinnten, Fürsten muste auch Luther anfangs in einer gewissen Schüchternheit halten. Wäre Luther stürmisch aufgetreten, so würde sich der Churfürst von ihm losgesagt, würde ihn seinem Schicksale doch überlaßen haben; denn an eine eigentliche Trennung von der Kirche dachte Friedrich so wenig als Luther, und sich die ganze Gegnerschaft des Pabstes und Kaisers zugleich um eines Mönches und um einer academischen Streitsache willen (noch dazu über, wie es ihm scheinen konnte, Nebensächliches) aufzuladen, hätte er sicherlich nicht gewagt. Kaiser und Pabst waren aber damals in größester Einigkeit, da der erstere wünschte, des letzteren Einfluß in Deutschland, besonders auf die geistlichen Churfürsten benutzen zu können, um seinem Enkel Karl die Nachfolge im deutschen Reiche zu verschaffen. Er hatte sich aus diesem Grunde weder dem ausgeschriebenen Zehnten vom Kirchengute noch dem Ablaßvertriebe widersetzt; und er hoffte auf dem Reichstage, den er zum Spätsommer 1518 nach Augsburg ausgeschrieben, die Fürsten für seine Absichten der Mehrzahl nach zu gewinnen. Der Pabst ernannte für diesen Reichstag einen Dominicaner, den Thomas de Vio von Gaeta (Cajetanus) zu seinem Legaten, der mit großem Prunke in Augsburg einzog, und Maximilian hob auch seinerseits den Legaten, um dessen Einfluß bei den deutschen Fürsten mehr Nachdruck zu geben. Aber trotz dieser Harmonie der höchsten Gewalten, richtete der Kaiser nichts aus. Die Stimmung der Nation war zusehr gegen die päbstlichen Wünsche. Da fast alle Gebildeten in Italien studirt hatten, kannte man die italienischen Verhältnisse in Deutschland zu gut;

anonyme Flugschriften, welche erschienen, besprachen die Zehntensache in gehäßigster Weise. Das Geld der Christenheit sei nur für die Mediceer, namentlich für Lorenzo von Urbino bestimmt. Die Italiener hatten damals durch ihren geistigen Hochmuth, der die Deutschen nur als Barbaren ansehen ließ, das Nationalgefühl zu sehr beleidigt; die ganze Stimmung der Nation setzte sich den wälschen Betrieben entgegen. Hatte also auch der Kaiser nichts gegen den ausgeschriebenen Zehnten, gegen eine allgemeine vom Pabste ausgeschriebene Türkensteuer gethan, im Gegentheil sie begünstigt — der Reichstag erklärte sich im August 1518 dagegen, und indem er sich dagegen erklärte, nahmen die Stände die Gelegenheit wahr, die energischesten Beschwerden laut werden zu laßen über die misbräuchliche Art und Weise, wie überhaupt die römische Curie die deutschen Kirchensachen behandelte. Der Bischof von Lüttich gab ein ganzes Register von Klagpuncten über den päbstlichen Hof beim Reichstage ein, über den päbstlichen Hof, der Tag und Nacht nur darauf sinne, wie er der deutschen Geistlichkeit das Geld abnehmen könne. Auch in den übrigen Verhandlungen fand der Kaiser überall Opposition. Hinsichtlich der Gelder, die er verlangte, erklärten die Fürsten, sie müßten erst mit den Ständen ihrer Territorien Rücksprache nehmen, denn wenn diese nicht geneigt seien, könnten sie, wenn sie etwas versprächen, es nicht ausführen und hätten von dem eitlen Versprechen nur Schimpf und Schande. Sogar das Kammergericht fand wider die größeste Widerwilligkeit. Die Churfürsten behaupteten von vorn herein von dieser Gerichtsbarkeit durch ihre Privilegien eximirt zu sein. Die Reichsritter hatten dieselbe immer nur unvollständig anerkannt. Die Sache kam so in's Stocken, daß bald hernach das Kammergericht abermals aus einander gieng und ein Ende zu haben schien. Als die kleineren Stände den Kaiser so ohne Einfluß, das Kammergericht ohne Ansehen sahen, thaten auch sie wider jeder wozu er eben sich die Kraft zutraute. Und nun scheiterte Maximilian sogar schon fast ganz mit seinem Lieblingswunsche, seinem Enkel Karl die Krone zuzuwenden, wenig-

stens vermochte er bei seinen Lebzeiten die Churfürsten zu keiner Zusage zu bringen — und dies geschah besonders in Folge der Opposition unter den Fürsten, an deren Spitze Friedrich von Sachsen stund. Ein Theil dieser Opposition stellte aber, als bald hernach Maximilian starb, den jungen König Franz von Frankreich als Kronenwerber auf, der damals durch seine Siege über die Schweizer in Italien sich das Mailändische erobert, mit Leo X. (indem er dessen Familieninteresse förderte) noch im besten Vernehmen war. Franz hatte unter den deutschen Fürsten einen sehr bedeutenden Anhang. Den Herzog Karl van Egmond von Geldern hatte nur französische Unterstützung bisher bei seinem Herzogthum, erhalten. Daß der Churfürst von der Pfalz nicht auch dem französischen Interesse verfiele, hatte Maximilian so nachgiebig und gnädig selbst in Sickingens Sache gemacht. Herzog Ulrich von Würtemberg setzte bei seiner Opposition gegen den Kaiser alle seine Hoffnungen auf Frankreich. Das lüneburgische Haus, was wir schon so nahe mit Sachsen und dann durch eine Heirath auch mit Geldern verbunden sahen, gieng ebenfalls auf das französische Interesse ein. Diese Fürsten forderten den König Franz auf, entschiedene Schritte zu Betreibung seiner Erwählung zu thun, und es gelang dem französischen Kabinet den Churfürsten von Trier zu gewinnen; auch der von der Pfalz neigte troz Maximilians gnädigem Bezeigen mehr zu Frankreich. An Geld ließ es Franz nicht fehlen, und der Pabst, auf welchen Maximilian so sehr gerechnet hatte, dem er sich durch die schwächlichste Nachgiebigkeit zu empfehlen gesucht hatte, war nun ganz für das französische Interesse und ließ unter der Hand dasselbe durch seinen Legaten in Deutschland betreiben. Kaum war Maximilian am 12. Jan. 1519 gestorben, als der Herzog von Würtemberg in Hoffnung auf französische Hilfe die Reichsstadt Reutlingen einnahm, und sich gegen die Herzoge von Baiern, die nächsten Verwandten seiner Gemahlin, rüstete. Der Herzog von Lüneburg und der Bischof von Hildesheim (ein lüneburgischer Prinz) sammelten Heerhaufen; ebenso der Herzog von Geldern. Kurz! die Opposition war allenthal-

ben unter den Waffen. Friedrich von Sachsen aber selbst hielt sich trotz der französischen Versprechungen unentschieden; Maximilian hatte in der letzten Zeit seines Lebens, um diese Churstimme nicht auch für seinen Enkel verloren gehen zu laßen, ihm möglichst viel zu Gefallen thun müßen. Da die beiden brandenburgischen Churfürsten (der Markgraf und der Erzbischof) entschieden für Oestreich schienen, auch der Churfürst von Cöln (ein Graf von Wied) für Maximilians Absichten durch das ihm verwandte clevische Haus gewonnen war, gab der Uebertritt Sachsens zu der einen oder anderen Partei offenbar den Ausschlag.

In dieser Lage des Reiches hatte sich die Angelegenheit Luthers weiter entwickelt. Friedrich hatte in Augsburg freundlich mit dem Legaten verhandelt. Eine Citation Luthers nach Rom war erfolgt, der Churfürst aber wünschte zu vermitteln und dem päbstlichen Legaten muste auch daran liegen, theils sich einem im Reiche so angesehenen Fürsten freundlich zu zeigen, theils den Ruhm zu erwerben, eine Sache, die so großes Aufsehen gemacht hatte, durch sein Eingreifen rasch zu erledigen. Seine Vollmachten waren ausgedehnt genug, die Angelegenheit an sich zu ziehen und Luther erschien im Oct. 1518 als die eigentlichen Reichstagsverhandlungen beendigt waren, in Augsburg. Er erschien ganz als ein armer Mönch, der zu Fuße, von Kloster zu Kloster Herberge suchend, die Reise gemacht hatte. Auch erwies er dem Legaten, der zugleich Cardinal war, alle ihm gebührende äußere Ehre. Der Cardinal, der überhaupt ein hochfahrender Mann war, mochte dadurch auf den Gedanken kommen, er imponire auch Luther's Geiste. Er hatte es sich zu einer Lebensaufgabe gemacht, die theologische Richtung der Scholastik, die vom heiligen Thomas von Aquino datirte, zu vertreten; hatte schon früher die thomistische Theologie gegen die scotistische vertheidigt, und gieng davon aus, Luther müße vor allen Dingen die Autorität des heiligen Thomas anerkennen. Das war aber Luther das Allerentgegengesetzteste. Luther, soweit er auf scholastische Studien eingegangen war, war Nominalist. Wie demüthig sich also Luther auch äußerlich

dem Kirchenfürsten erwies (er fiel zuerst, als er zu ihm kam, vor ihm auf die Kniee) — das war ihm unmöglich, sich seiner Autorität so ohne Weiteres gefangen zu geben. Er brachte Gründe vor gegen des Cardinals thomistische Sätze, und erwartete widerlegt zu werden. Der Cardinal aber war zu hochmüthig mit dem Bettelmönche zu disputiren. Er ward durch Luthers Widerspruch beleidigt und wies ihn von sich: er solle widerrufen oder sich nicht wider vor ihm blicken laßen. Eine solche Behandlung schmeckte nach italienischem Uebermuthe, wie er die Deutschen immer empört hatte. Sich solchem Uebermuthe zu fügen hatte Luther nicht die mindeste Neigung; auch würde ihm das von ganz Deutschland verdacht worden sein. Er hätte selbst bei den Gegnern Schimpf und Schande davon gehabt; denn da von einer Kirchentrennung noch nirgends die Rede war, sondern nur von dem Widerstreite theologischer Richtungen, konnte nicht einmal ein allgemeines sittliches Interesse, etwa für Erhaltung der Autorität der Kirche, die noch nirgends angefochten war, Luther bestimmen. Er hatte es noch lediglich mit einem wißenschaftlichen Gegner zu thun, der seine kirchliche Würde dazu misbrauchen wollte, seinen wißenschaftlichen Machtsprüchen Nachdruck zu geben. In Beziehung auf die Kirche, die die thomistische Lehre noch nirgends für die ihre erklärt hatte, sagte Luther dem Cardinal ausdrücklich: nihil aliud cupio, quam ecclesiam audire et sequi.

Allein in Augsburg konnte Luthers Bleiben nicht mehr sein; das sahen auch seine Freunde. Auch Friedrich lag daran, daß ein härteres Zusammentreffen vermieden würde. Staupitz verschaffte also Luther ein Pferd; einer der augsburgischen gelehrten Patricier öffnete ihm eine geheime Pforte in der Mauer, und so entfloh Luther plötzlich bei Nacht aus Augsburg und ritt acht Meilen, so daß er aus dem nächsten Machtbereiche des Legaten herauskam; denn dieser muste noch mehr darüber erbittert sein, daß Luther eine öffentliche Protestation hinterließ de Papa male informato ad Papam melius informandum, welche, da sie kein Augustinermönch anschlagen wollte, ein Notar in Augsburg

öffentlich anheftete. Um nicht zur Verantwortung gezogen zu werden, flohen dann auch Staupitz und andere nähere Freunde Luthers aus Augsburg und als der Cardinal vom Kurfürsten Luthers Ausliferung oder doch dessen Ausweisung aus Sachsen (die einer Ausliferung gleich gekommen wäre) verlangte, erklärte der Kurfürst, dem die Universität Wittemberg und andere Gelehrte dargelegt hatten, daß Luther sich noch nirgends von der Kirchenlehre trenne, nach einigem Schwanken, er werde Luther weder ausliefern noch ausweisen, denn noch sei dessen Sache nicht untersucht, noch sei kein Spruch gegen ihn erfolgt. Friedrich hatte sich auch geärgert an dem Uebermuthe des Italieners, der seine persönliche Meinung ohne Weiteres als unantastbare Kirchensatzung behandelt wißen wollte.

Friedrich erregte durch diese Weigerung keine Erbitterung in Rom. Der Pabst war selbst einerseits mit dem hochfahrendem Benehmen des Cardinals nicht zufrieden, und andrerseits war er noch ganz in französischem Interesse, und wünschte seinerseits den Kurfürsten für die französische Wahlpartei zu gewinnen, was bei Maximilians bald nachher erfolgtem Tode doppelt wichtig war. Um für ein geordnetes Verfahren gegen Luther die Wege zu bahnen, erließ zwar Pabst Leo nun eine Bulle, in welcher er die thomistische Lehre vom Ablaße für die alleinige Kirchenlehre erklärte; aber troß dem sandte er dem Kurfürsten im Frühjahre 1519 die goldene Rose als Zeichen seiner besonderen Gnade, und beauftragte Karl von Miltiz, mit Luther eine gütliche Vermittelung zu suchen, daß dieser sich ohne weiteren Widerspruch gegen die nun zur Kirchenlehre erklärte thomistische Ansicht zum Ziele legte, denn Luther hatte seitdem nicht nur seine Verhandlungen mit dem Cardinale in Augsburg drucken laßen, sondern auch eine ausführlichere Appellation von dem Pabste an ein allgemeines Concil. Die Aufmerksamkeit in Deutschland auf die theologischen Händel war schon wider sehr im Abnehmen gewesen; die rein-politischen Interessen waren in den Vordergrund getreten. Diese neuen Publicationen Luthers aber belebten sie wider ein wenig.

Miltiz, als er in Deutschland ankam, benahm sich ganz sachgemäß. Er leugnete gegen Freunde gar nicht, daß die deutsche Nation höchlich Ursache habe, sich über das Verfahren der Curie in Kirchensachen zu beschweren. Man solle aber doch ja nicht die Curie und den Pabst identificiren. Der Pabst misbillige diese Anmaßungen der Curie, und werde dem entgegenarbeiten so viel er vermöge; man müße doch auch billige Rücksicht nehmen auf die Schwierigkeit der Sache. Ueber die Schändlichkeit, mit welcher der Ablaßkram betrieben worden sei, sprach sich Miltiz auf das Härteste aus und gab Tetzel ganz Preis. Am 3. Jan. 1519, wo dann Maximilians Tod bald nachher die Aufmerksamkeit auf weit andere Sachen lenkte, traf Miltiz in Altenburg mit Luther selbst zusammen, und wuste ihm so geschickt und freundlich zuzureden, die Sache ruhen zu laßen, daß Luther, der dadurch doch herumgerißen und gestört worden war, gern einwilligte, den Handel verbluten zu laßen, wenn nur auch seine Gegner schweigen wollten. Luther erklärte, es sei ihm um einen allgemeinen Anstoß so wenig zu thun gewesen, daß man ihn nur hätte unangegriffen gehen zu laßen gebraucht, um Alles schon längst zu Ende gebracht zu sehen. Nicht er, sondern seine Gegner hätten fortwährend durch ihr Schreiben, dem er habe antworten müßen, die Sache im Gange erhalten. Einen Widerruf verlangte Miltiz gar nicht von Luther, sondern stellte ihm nur vor, wie er durch seine Schriften Veranlaßung geworden, daß sich alle Feinde des Christenthums und der Kirche gerührt hätten; stellte ihm vor, wie er dadurch dem Bestande deßen, was er doch auch als wahre Aufgabe und Inhalt der Kirche anerkenne, so viel Schaden gebracht habe. Luther war ganz bewegt durch diese Betrachtungsweise, und meinte, es laße sich wohl dieser Schade noch durch eine Erklärung von seiner Seite wider gut machen. Die Erklärung, welche Luther hierauf ausgehen ließ, war auch so, daß er sich nach allen Seiten als innerhalb des Lehrbegriffs der Kirche stehend aussprach. Er erkennt auch den Ablaß in gewisser Weise an, und erklärt: um keiner Sünde willen, die in Rom geschehe, dürfe

man sich von Rom trennen, und in keiner Weise den päbstlichen Geboten widerstreben. — So schien dann dieser theologische Handel, wie tausend andere früher, besänftigt und abgemacht. Plötzlich ward er von einem Doctor der Theologie aus Ingolstadt, Johann Mayer von Eck, der schon früher eine, freilich damals bloß handschriftlich propagirte, Schrift gegen Luther unter dem Titel: obelisci geschrieben hatte, von Neuem aufgeregt.

Im October 1518 nämlich hatte Mayer den wittemberger Professor Bodenstein zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert über die zwischen den augustinischen und thomistischen Theologen streitigen Lehren, und durch Luther's Vermittelung, den sich Bodenstein gewissermaßen zum Secundanten bei diesem gelehrten Zweikampfe erbeten hatte, war Leipzig zum Kampfplatze und die Johannisfrist 1519 zum Zeitpunkte des gelehrten Duelles bestimmt worden. Da dergleichen Disputationen damals häufig vorkamen, achtete weder Miltiz noch der päbstliche Legat darauf, und Herzog Georg von Sachsen, der sich für die zur Sprache zu bringenden theologischen Puncte sehr interessirte und sich durch dies öffentliche Ventiliren derselben gern selbst belehren wollte, gab nicht nur seine Erlaubniss, daß die Disputation in seiner Stadt Leipzig statt haben dürfe, sondern kam auch selbst dahin, wo dann der Actus am 27. Juni begann und bis zum 16. Juli dauerte. Erst als sich in der ganzen Umgegend beim Herannahen des Zeitpunctes eine gewisse Bewegung zeigte, Mayer schon in Leipzig war, die Anwesenheit des Herzogs der Sache eine größere Wichtigkeit gab, suchte der Bischof von Merseburg, zu dessen Diöces Leipzig gehörte, der Disputation durch ein Verbot Einhalt zu thun, was nun aber nicht beachtet ward, da der Leipziger Magistrat sogar den bestrafte, der das bischöfliche Verbot in Leipzig angeschlagen hatte. Luther war mit Bodenstein und anderen Wittembergern nach Leipzig gekommen, um selbst an der Disputation activen Antheil zu nehmen, weil die Art wie Mayer öffentlich die Disputation angekündigt hatte, einen Angriff gegen die ganze augustinische Richtung, gegen die Universität Wittem-

berg, welche diese Richtung vertrat, und gegen Luthers Aeußerungen in dieser Richtung in specie enthalten hatte. Da er Ruhe nur unter der Bedingung zugesagt hatte, daß auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt werde, konnte er sich in diesem Falle des Versprechens quitt erachten, was er Miltiz gegeben hatte, und er selbst schreibt in dieser Zeit an den Kurfürsten, der ihn von der Theilnahme an der Disputation zurückzuhalten suchte: „solt man mir das Maul zu binden und einem jeglichen andern aufthun, so kann Ew. churfürstl. Gnaden wohl ermeßen, daß dann auch der wohl an mich fallen würde, der sonst vielleicht mich nit ansehen dürfte."

Der Herzog selbst war mit seinem Hofstaate bei der Disputation, die auf einem Saale der Pleissenburg gehalten ward, während der ganzen Dauer derselben früh und nach Mittag zugegen. Die Disputation war natürlich in lateinischer Sprache: hier zeigte sich aber von vornherein der Vortheil den Eck hatte, daß er eine Richtung vertrat, die längst durch tausende von öffentlichen Disputationen sich vollständig ausreichende lateinische Ausdrucksweisen gebildet hatte, während Luther oft in Verlegenheit kam, wie er die Gedanken seiner neu in das wißenschaftliche Leben eingreifenden Richtung faßen solle und einigemale zur deutschen Sprache seine Zuflucht nehmen muste, was ihn natürlich von vornherein in den Augen der oberflächlichen Zuhörer als den schwächeren Theil hinstellte. Dazu kam nun auch noch die persönliche Zungengewandtheit Mayers — und dies Verhältniſs zum zuhörenden Publicum, was sich in dem Geflüster und in dem Zurufe der Zuhörer oft nur allzudeutlich aussprach, brachte bald in Luthers Haltung etwas gereiztes, krankhaft gespanntes, was seinen Gegnern nur noch mehr momentane Blößen gewährte.

In Summa waren zwei Hauptthemata Gegenstand der Disputation, nämlich einmal Luthers augustinischer Satz: liberum arbitrium sine gratia nihil valet nisi ad peccandum — und sodann Mayers Behauptung, Luther sei ein hussitischer Ketzer. Da die Zuhörer großentheils auf die Discussion über den ersten Punct nicht innerlich vorbereitet

waren, und die im Laufe der Disputation zur abstractesten Zuspitzung gebrachten Sätze sich nicht auf deren gesunde Form und Bedeutung zurückzudeuten wusten, machten Consequenzen wie sie die lutherische Partei in der Disputation zu ziehen gezwungen war: z. B. „daß der Gerechte sogar in seinen guten Werken sündige" einen entsetzlichen Eindruck auf die Anwesenden. Und daß Luther am Ende zugestehen muste, daß er in gewissen Puncten mit Huſs übereinstimme, wo er von dieser Uebereinstimmung bisher selbst nichts gewust hatte, weil ihm die hussitischen Theorieen nicht so detaillirt bekannt gewesen waren; daß er also nun behauptete, und wenn er nicht geschlagen vom Platze weichen wollte, behaupten muste: das Concil von Constanz habe diese Puncte mit Unrecht verdammt; daß er also die Autorität der Concile, die er zeither doch immer über die des Pabstes gesetzt hatte, antastete, das machte den Herzog Georg wahrhaft bestürzt. Doch blieb letzterer während der ganzen Disputation höflich gegen Luther und theilnehmend, während dagegen das Leipziger Publicum so recht den oberflächlichsten, plattesten Eindruck der Disputation, daß Luther nicht wohl habe Latein sprechen können, daß er in Beziehung auf seinen Hussitismus Dinge habe zugeben müßen, die er früher geleugnet, aufnahm und in seiner Weise Luther seine Misachtung zu erkennen gab.

Luther selbst nahm von Leipzig den Eindruck mit hinweg, daß er schlecht disputirt habe, und erließ deshalb bald nachher eine kleine Schrift über das Kirchenregiment als Auflösung der 13. Leipziger Thesis ausgehen, worin er nun bei seinen Leipziger Behauptungen stehen blieb und behauptete, der Pabst habe seine Hoheit nicht aus göttlichem, sondern aus menschlichem Rechte, denn der Führer der Kirche bis ans Ende der Welt sei nach göttlichem Rechte Christus allein, wie ja auch die griechische und orientalische Kirche nie unter dem Pabste gestanden habe, und doch von Rom nicht für ketzerisch erklärt worden sei und erklärt werden könne, wenn man nicht die orientalischen Väter der Kirche auf denen großentheils die Entfaltung des christlichen Lehrbegriffs ruhe, auf die sich die Päbste tausendfach

selbst berufen haben, für ketzerische Lehrer erklären wolle. Offenbar sind in diesem Räsonnement Luthers große Unklarheiten; daß Christus das Haupt der Kirche sei bis ans Ende der Welt hat auch noch kein Pabst geleugnet; daß aber die Stellung des Pabstes, wie jede geschichtlich entstandene obrigkeitliche Stellung, eine göttliche Wurzel habe, konnte Luther nicht einfallen zu leugnen, sondern nur in specie, daß sie außer als sachgerechte Entwickelung des allgemeinen Bisthums in der Kirche und folglich als Theil der Fortsetzung des Apostolates auch noch eine unmittelbarere göttlichere Institution für sich habe. In der Leugnung aber dieser göttlichen Wurzel des Pabstthums, wie in der in Leipzig ausgesprochenen Lossagung von der Autorität der Concilien, lag ein für Luthers eignen Seelenfrieden sehr gefährliches Moment. Es ist etwas Größeres als sich die meisten Menschen klar zu machen wißen, ja! etwas Ungeheueres, sich von Autoritäten los zu sagen, unter deren geltendem und wirkendem Einfluße man sich selbst gebildet hat. Anfangs scheint das freilich in der Regel eine leichte Sache, bis man allmälig sieht, wie auch eine Menge Dinge, die man glaubte in ihrem festen Bestande unberührt sich zu erhalten, wankend werden — bis man sieht, daß consequentere Aufräumer in Beziehung auf die einmal angefochtene Autorität nun auch dies für gesichert Gehaltene umwerfen, und ganz unerwartete Verwüstungen anrichten, ja! einen am Ende selbst angreifen als Vertheidiger von angeblich ungerechtfertigt Bestehendem. Luther ist anfangs frisch und muthig, ohne die Gefahren dieser Art irgend zu taxiren, auf diese Richtung eingegangen — allmälig hat er aber geschwankt und bald der eingeschlagenen Richtung nachgegeben, bald sie wider zu hemmen gesucht, hat auch manches weiter Folgende hart beklagt, zu einem ruhigen Dasein in sich aber ist er nicht wider gekommen — ja! der ganze Protestantismus hat fortwährend daran gekrankt, daß er zu keiner Einigkeit darüber gelangen konnte, ob die Schrift allein bloß durch die natürliche Vernunft, oder durch eine andere Art innerer Erleuchtung erklärt — oder die Schrift unter der Feststellung ihrer Erklärung durch die ältesten Kirchenleh-

rer, und in welchem Umfange das letztere, als Quelle der Lehre gelten — ob überhaupt und in welchem Umfange die Geschichte der Kirche auf die Gestaltung derselben einen Einfluß haben solle u. s. w. Eine Trennung nach der anderen ist erfolgt und wird erfolgen über die neue Bestimmung kirchlicher Autorität, so daß man wohl die welthistorische Berechtigung und Aufgabe des Protestantismus in etwas ganz Anderem wird suchen müßen, als in der Entwickelung einer Kirche, und wird annehmen müßen, daß zunächst der Protestantismus ein Ausnahmezustand unter einer Art kirchliches Nothdaches sei, und daß einst nach Erledigung seiner anderweitigen Aufgabe, auch die römische Kirche zwar keinesweges zu Aufhebung, aber zu schärferer Bestimmung der päbstlichen Autorität und zu Sicherung gegen ähnliche willkührliche Handhabung derselben, wie sie in der Erklärung der thomistischen Sätze vom Ablaße zur Kirchenlehre und in einer der Erklärungen gegen die Jansenisten z. B. vorliegen, kommen und dann die Möglichkeit gewähren werde einer Widereinkehr auch der protestantischen Welt in dieselbe. — Jene Leipziger Disputation und die durch das von ihr hinterlaßene unangenehme Gefühl veranlaßte nachfolgende Publication Luthers ist von den ungeheuersten welthistorischen Folgen begleitet worden. – Indessen tastete Luther auch nun noch das Recht selbst des Pabstes nicht an, sondern gab nur eine andere Quelle desselben an als die Canonisten, denn er sagt in der Zueignung der kleinen Schrift an den Geheim-Schreiber des Churfürsten, Georg Burckhardt aus Spalt (daher Spalatinus,) *) er wünsche durchaus nicht, daß irgend jemand in seinem Gehorsam gegen den Stuhl Petri wankend werde. Miltiz, als er von dem Verlaufe der Leipziger Disputation hörte, machte es sich zur besonderen Aufgabe, mit Luther weiter zu unterhandeln — allein nun griffen Verhältnisse ein, welche weit über Miltizens Ahnungen hinausliegen mochten, und wel-

*) Burckhardt war 1484 geboren, seit 1508 war er Erzieher des Churprinzen Johann Friedrich, des Brudersohnes Friedrichs, und zugleich Hofcaplan und Geheimschreiber bei Friedrich, den er von 1518 bis 1525 fast stets begleitete.

che Luther nach der politischen Seite eine ganz veränderte Stellung gaben.

Franz von Sickingen, als er die französische Bestallung aufgab und in des Kaisers Dienst trat, hatte sich ganz besonders verpflichten müßen, nöthigesfalles gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zu dienen. Dieser hatte nun unmittelbar nach des Kaisers Tode losgeschlagen und hatte die Reichsstadt Reutlingen eingenommen. Schon vor des Kaisers Tode aber hatte Sickingen seine Kriegshaufen vermehrt und sie in die Nähe der würtembergischen Herrschaft Mömpelgard in der Freigrafschaft geführt. Im März 1519 hatte er dem Herzoge einen feierlichen Absagebrief gesandt und sich gegen Würtemberg selbst gewandt, was nun auch die Baiern und der schwäbische Bund angriffen. In Kurzem war das ganze Herzogthum erobert, Herzog Ulrich von Land und Leuten vertrieben. Dem Franz von Sickingen hatte sich aber für diesen Zug eng angeschloßen, und blieb dann, so lange Franz lebte, aufs Innigste mit ihm verbündet Ulrich von Hutten, der diesen Kriegszug schon um wegen Hans von Hutten Rache zu nehmen, mitmachte. Er wie die ganze Partei Maximilians in Deutschland boten nach dem Unterliegen dieses Hauptanhängers des Königes von Frankreich im südlichen Deutschlande alles auf, um die Wahl von Maximilians Enkel durchzusetzen. Eine Anzahl Räthe des verstorbenen Kaisers waren in Augsburg geblieben, und betrieben von da aus eifrigst das Interesse des östreichischen Hauses, wobei ihnen das reiche Wechslerhaus der Fugger zur Hand gieng, indem es für das Haus Oestreich seinen Credit und seine Verbindungen in Bewegung setzte, dagegen für Frankreich nicht. Herzog Ulrich war besonders auch durch die Maßnahmen dieses östreichischen Ausschußes in Augsburg geschlagen worden, denn er hatte auf einen starken Zuzug Schweizer zu seiner Hilfe gerechnet, erhielt ihn aber nicht, weil Schinner, der Cardinal von Sitten, stets ein Führer der antifranzösischen Partei in der Schweiz, von den Räthen in Augsburg leicht gegen den Franzosenfreund Ulrich von Würtemberg interessirt ward, und den Schweizern zu bedenken gab, daß ihre

Freiheit dahin sei, wenn Frankreich auch die deutsche Krone erwerbe, wie es schon auf der anderen Seite das Herzogthum Mailand habe.

Kaum aber war der bedeutendste Halt des französischen Interesses im südlichen Deutschland, der Herzog von Würtemberg nidergeworfen, so erfolgte Aehnliches im Norden, wo die Herzoge von Calenberg und Wolfenbüttel plündernd in das Gebiet des Herzogs von Lüneburg einfielen, der vergebens der geldrischen Hilfe harrte. Inzwischen gieng ein Bevollmächtigter Karls von Spanien die Kurfürsten direct um ihre Stimmen an. Diese stellten hohe Forderungen: Mainz wollte zu Mainz, Magdeburg und Halberstadt noch ein viertes Bisthum, wozu beim Pabste die Erlaubnifs ausgewirkt werden sollte; u. dergl. m. Man versprach alles Mögliche, und Mainz war bald gewonnen. Durch bedeutende Geldzahlungen und andere Bewilligungen ward auch Kurpfalz für Oestreich gewonnen; auch Cöln — dagegen der Kurfürst von Trier (Freyherr von Greiffenklau-Vollraths) blieb auf französischer Seite. Dem Kurfürsten von Brandenburg hatte man französischerseits versprochen, ihn selbst aus allen Kräften bei der Wahl zu unterstützen, falls der König von Frankreich die Hoffnung aufgeben müße. Es schien alles auf Friedrich anzukommen, denn da die böhmische Stimme ruhte, machte er die Stimmen gleich wenn er sich für Frankreich, entschied er die Wahl, wenn er sich für Oestreich erklärte. Mit Geschenken und anderen Vortheilen war ihm nicht beizukommen; da boten ihm die östreichischen Räthe die Verheirathung seines Neffen und dereinstigen präsumtiven Nachfolgers, des Sohnes seines Bruders Johann, mit der Schwester Karls von Spanien, der Prinzessin Katharina. Von dem Augenblicke an, wo diese Unterhandlung fest abgeschloßen schien, stund Friedrich auf Seiten der östreichischen Wahlpartei. Die französische Partei, als sie an der Wahl des Königs Franz und auch an der des Kurfürsten Joachim von Brandenburg verzweifelte, machte nun noch einen Versuch die östreichischen Plane dadurch zu stören, daß sie Friedrich selbst die Krone bot — er aber wuste viel zu gut, welches Müh-

sal es sei, das Reich zu verwalten, tausend vergebliche Unterhandlungen zu führen und es nie einem Menschen zu Danke zu machen — er wollte sich diese Last nicht noch in seinen alten Tagen aufladen, und gieng auf Nichts der Art ein.

Am 28. Juni 1519, also zu derselben Zeit, wo eben die Disputation in Leipzig begonnen hatte, ward König Karl von Spanien von den Kurfürsten in altherkömmlicher Weise in Frankfurt gewählt, und auch Trier und Brandenburg gaben nun, da sie die Fruchtlosigkeit weiterer Opposition sahen, ihre Stimmen — aber wie die Kurfürsten nun einmüthig waren in der Wahl, waren sie auch einmüthig darin, sich dem in der Fremde herangewachsenen Könige nicht auf Discretion hingeben zu wollen, und so muste zum erstenmale ein deutscher König eine Wahlcapitulation unterzeichnen, die vor allem den Kurfürsten deren Rechte und Ansprüche sicherte, aber doch auch Vorbehalte der Art enthielt, daß nur Deutsche in Deutschland Aemter erhalten, daß die Reichstagsverhandlungen nur in deutscher Sprache geführt werden, nirgends als in Deutschland statt haben könnten.

An dem Tage von Karls Wahl erfocht die französische Partei in Norddeutschland noch einen Sieg mit den Waffen. Die geldrische Hilfe war endlich gekommen und der Herzog von Lüneburg schlug seine Vettern von Calenberg und Wolfenbüttel bei Soltau an der Haide gänzlich aufs Haupt. Ja! einige Wochen später drang auch der Herzog von Würtemberg wider in sein Fürstenthum ein. Aber alle diese Triumphe waren von kurzer Dauer, denn Karls Erwählung hatte allen Anhängern Oestreichs einen neuen Muth gegeben. Die Calenberger und Wolfenbütteler erholten sich an Plünderungen im Hildesheimischen und Würtemberg ward vom schwäbischen Bunde bald wider erobert und östreichischen Räthen zur Verwaltung übergeben.

Alles war nun in größester Spannung auf Karls V. persönliches Auftreten. Geschah dies in der Art, wie die östreichische Partei es hoffte, so verstärkte sich nothwendig die Oppositionspartei in Kurzem, denn was man damals unter deutscher Freiheit verstund, bestund eben in dem Gleich-

gewichte der Gewalten und der Parteien und die Befürchtung einer dauernden Störung dieses Gleichgewichtes hätte nothwendig der bedrängten Partei in Kurzem Hilfe geschafft, da es zu der Erhaltung der libertas germanica gehörte möglichst ebensoviel Pferde hinter als vor dem Wagen zu haben.

Während man aber so mit Spannung dem Auftreten Karls in politischer Hinsicht entgegensah, war man noch weit gespannter, wie er sich kirchlich entschiede, denn Luther war nach der Leipziger Disputation auf sehr gefährliche Pfade gezogen worden. Als sich der Ruf dieser Disputation nach Böhmen verbreitete, sandte man ihm von da Hussens Schriften, in denen er so viel Aehnliches mit seinen Behauptungen fand, daß er das Abweichende von ihm in seiner jetzigen Lage weniger bemerkte und sich damit über den ihm vorgeworfenen Hussitismus tröstete, daß er meinte St. Paulus und St. Augustinus seien auch Hussiten gewesen. Von Seiten der Humanisten sandte man Luther das Werk des Laurentius Valla de falsa donatione Constantini Magni. Luther hatte es nicht gekannt; seine Entwickelung hatte sich zeither mit Energie in einem engbeschloßenen Kreise bewegt; — seit der Leipziger Disputation und den Publicationen, die er ihr hatte folgen laßen, drängten sich nun erst alle Oppositionselemente gegen die Kirche an ihn heran, und suchten ihn für sich zu gewinnen. Früher hatte er nur als Augustiner gegen die Thomisten gekämpft; man hatte daran Theil genommen; hatte sich gefreut daß der Ablaßscandal an ihm einen Gegner gefunden; hatte aber doch die Sache nur als eine der unzähligen academischen und Mönchs-Streitigkeiten betrachtet; seit er aber das Kirchenregiment und das päbstliche Recht selbst in den Kreis seiner Untersuchung gezogen, fanden sich Sympathieen ganz anderer Art, und daß diese wirken konnten, war einerseits Melanchthons Hilfe nun von Wichtigkeit, die Luther ganze Zweige des menschlichen Wißens, in welche er sich früher nicht gewagt, aufschloß*); andererseits war

*) Melanchthon besonders bildete nach der Leipziger Disputation die Ansicht bei sich aus, und schrieb in deren Interesse, daß man

einer lockereren Entwickelung das Interim, in welchem man zunächst auch nach Karls Wahl im Reiche fortlebte, höchst günstig. Höchst wunderbarer Weise nämlich bestund des jungen Kaisers Anhang in Deutschland zum großen Theile gerade aus denen, welche der lutherischen Opposition in der einen oder andern Weise geneigt und verwandt waren. Friedrich von Sachsen war Luthers schützender Landesherr, der selbst für manche der im lutherischen Kreise ausgebildeten Ansichten gewonnen war; der Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, war ganz von Humanisten umgeben; der Mainzer Hof hatte sich früher schon für Reuchlin interessirt, und nur das Geldintresse hatte den Ablaßhandel aufnehmen laßen. In der Schweiz hielten alle die, welche auf der Seite der kirchlichen Opposition stunden, auch zu der antifranzösischen Partei. Sickingen und sein ganzer Anhang in der Ritterschaft, in der letzten Zeit gut östreichisch, gegen Würtemberg und Frankreich, waren ebenfalls der deutschen Opposition gegen Rom und gegen die geistlichen Fürsten ergeben. Daß die lutherische Sache in Deutschland erledigt werden müße, darüber war diese ganze Partei einverstanden, und man hatte auch schon erreicht, daß die Kurfürsten eine schiedsrichterliche Entscheidung in die Hände des Trierer legten, denn selbst

---

die heilige Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern vielmehr die Kirchenväter nach der heiligen Schrift auslegen müße, daß also alle Theologie ihre einzige Quelle in der heiligen Schrift und zwar in ihrem Grundterte habe. Statt der traditionellen Auslegung der Kirche führte er die wißenschaftliche Behandlung der heiligen Schrift in die Theologie ein Damals mochte man noch nicht im Mindesten eine Ahnung haben, was man einmal unter wißenschaftlicher Behandlung der heiligen Schrift verstehen dürfte, wenn einst auch alle die Reste traditioneller Auffaßung, die Luther und Melanchthon unbewust aus ihrer früheren Schule bewahrten, verschwunden sein würden — indeßen bald genug sollte doch Luther in den Streitigkeiten über die Abendmahlslehre und über das, was sein College Bodenstein von dem neuen Standpuncte aus die heilige Schrift sagen ließ (Thomas Münzers zu geschweigen), inne werden, daß es mit dem wißenschaftlchen Standpuncte in subjectiver Faßung nicht gehe, wenn nicht aller kirchliche Sinn verloren werden solle.

geistliche Fürsten waren mit der Behandlung der deutschen Angelegenheiten in Rom nicht zufrieden.

Karl hätte in dieser Lage der Dinge vielleicht einmal auf einige Zeit die Nation der Getheiltheit ihrer Interessen entreißen, die eine Partei durch die andere überwältigen können, wenn er auf die kirchliche Bewegung in der Färbung, die sie für den Moment trug, und der zu Folge der Adel, der Bürgerstand und weit und breit auch das Landvolk ihre revolutionären Hoffnungen mit der kirchlichen Opposition in Verbindung brachten, eingegangen wäre — allein damit hätte er sich in Deutschland auf Wogen eingeschifft, deren jenseitiges Gestade und ob überhaupt eines zu finden sein werde, niemand kannte und Spanien würde er völlig von sich abgewandt haben. Deutschland wäre dann vielleicht durch eine vom Kaiser selbst aufgenommene Revolution in Folge schwerer Kämpfe zu einer nationalen Einheit, aber wahrscheinlich auch um den ganzen Reichthum wirklich freier Geistesgestaltung gekommen, wenn nicht, was das Wahrscheinlichere am Ende doch gewesen wäre, eine allgemeine Verwirrung erfolgte, in der alle kaiserliche Autorität zu Grunde gieng und als deren letztes Resultat finis Germaniae aufzuschreiben gewesen wäre; denn so wie Karl als Führer bei der kirchlichen Opposition aufgetreten wäre, hätten sich sofort aus dem Fürstenstande heraus wahrscheinlich ganz andere Frictionen entwickelt, und die Gefahr die kaiserliche Autorität zu etwas Achtbaren anwachsen zu sehen, hätte weit und breit wider die Fürsten dem Pabste zugeführt.

Karl war in der schwierigsten Lage, und um keiner Vermittelung die Thüre offen zu laßen, sorgte Leo X. inzwischen durch eine Bulle in der lutherischen Sache, denn er natürlich war nicht gemeint, sich die Entscheidung in dieser kirchlichen Angelegenheit durch die deutschen Fürsten aus den Händen winden zu laßen. Die Leipziger Disputation hatte, wie einerseits Schriften Luthers und Melanchthons gegen die päbstliche Allgewalt und gegen die traditionelle Schriftauslegung, so anderer Seits Schriften des Dr. Mayer von Eck und anderer zu Vertheidigung des päpst-

lichen Primates hervorgerufen, in denen man nun gar die Sache auf das Widrigste auf die Spitze stellte, dem Pabste eine Macht beimaß nicht nur über alle Concilien, sondern ihm eine alle irdischen Dinge umfaßende Machtvollkommenheit beilegte. Mayer hatte in Rom selbst die Bestellung einer Commission in der lutherischen Angelegenheit zu erlangen gewuſt; diese sprach nach den gegebenen Datis ein Verdammungsurtheil aus. Auch ließ der Pabst den reuchlinischen Handel nun wider aufnehmen, ließ den Kurfürsten von Mainz mahnen, Ulrich von Hutten nicht mehr Schutz und Aufenthalt zu gewähren; und nachdem die lutherische Sache dann noch mehrfach in päbstlichen Consistorien besprochen worden war, erfolgte, da Luther sich nun so bestimmt öffentlich über das kirchliche Regiment ausgesprochen hatte, daß eine Vernehmung nicht mehr nöthig schien, am 16. Juni die Entscheidung durch eine Bulle: „Luther solle, wenn er binnen sechzig Tagen nicht widerrufe, als hartnäckiger Ketzer von der christlichen Gemeinde gesondert werden und dem Kirchenbanne verfallen. Alle christliche Obrigkeiten sollten auf ihn fahnden, und ihn dem päbstlichen Hofe auslifern." Mayer und Aleander erhielten den Auftrag, die Bulle nach Deutschland zu bringen, und der Succeſs dieser Leute machte sie übermüthig, denn allerdings fand die Bannbulle fast überall in Deutschland Beachtung, wo sie publicirt ward; aber eben hierin verfuhren die Ueberbringer klug, daß sie sie zuerst dahin brachten, wo sie auf Folge, auf das Verbrennen der Bücher Luthers, auf das Zurredestellen seiner Anhänger rechnen konnten. In die kurfürstlich sächsischen Lande gieng Mayer natürlich nicht zuerst; er schickte zwar der Universität Wittemberg die Bulle; diese aber war exemt von dem Bischofe von Brandenburg, durch ihre Privilegien unmittelbar unter den Pabst gestellt, und so war also der Entschluß des Landesherrn, ob er seinen weltlichen Arm darreichen wolle oder nicht, das Entscheidende; denn bei den untergeordneten Behörden hatte die Universität, an deren Berathungen über die Bulle Luther selbst Theil nahm, schon größere Autorität als der Pabst. Der Kurfürst aber war ungehalten

auf die römische Curie, daß sie doch die Sache nach Rom gezogen, da man sie in Deutschland hatte abmachen wollen, und Erasmus an den er sich in dieser Zeit wandte, um hinsichtlich Luthers ein unpartheiisches Urtheil zu hören, schrieb ihm, Luthers Schriften zu lesen, habe er noch nicht Zeit gehabt, doch dürfe ein Landesherr unter keiner Bedingung seine Unterthanen so ruchlosen Leuten Preis geben, wie diese Ketzermacher seien. In Folge dieser Antwort beschloß der Kurfürst, Luther auch weiteren Schutz angedeihen zu laßen. Auch sein Bruder Johann, und sein schon ganz in der augustinischen Richtung unterrichteter und aufgezogener Neffe Johann Friedrich waren hierin vollkommen mit ihm einig.

Luther bedurfte dieses Schutzes auch wirklich nun immer mehr, wenn er nicht der Gefahr Preis gegeben werden sollte, ganz in bodenlose Abwege sich zu verlaufen, denn wie schon sofort nach der Leipziger Disputation Hussiten und Humanisten ihn mit ihren Waffen der Opposition bekannt machten und für ihre Sache zu gewinnen suchten, so hatte auch besonders Hutten ihn angefeuert, den Kampf muthig aufzunehmen und ohne Zweifel bekannt gemacht mit der Stimmung, die er bei seinem Aufenthalte in Mainz und dann, als er von da fort muste, auf der Ebernburg bei Sickingen unter dem rheinischen Reichsadel gefunden hatte. Hutten hatte damals ein Schreiben an den Churfürsten, dann ein zweites an die Stände deutscher Nation drucken laßen, worin er in aller Weise zum Widerstande gegen Rom auffordert; zuerst lateinisch (und da sagt er selbst noch, er habe bloß deshalb lateinisch geschrieben, um gleichsam heimlich zu warnen und den gemeinen Mann nicht zum Hörer seiner Klage zu machen), aber ganz kurz darauf gab er diese Briefe auch deutsch heraus, und er ließ bald folgen ein neues deutsches Werk: Klag und Vermahnung gegen den übermäßigen, unchristlichen Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichkeit. Durch Herrn Ulrichen von Hutten, Poeten und Orator, der ganzen Christenheit und zu voran dem Vaterlande deutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner Beschwerniß und auch seiner eignen Nothdurft in reimens Weise beschrieben. — Diese Schrift ist nun schon eine Aufforderung zu bewaffnetem Eingreifen des Adels und der Landsknechte gegen das Unwesen der Geistlichkeit. Es heißt darin unter anderem:

Herzu ihr frummen Deutschen all,
Mit Gottes Hilf, der Wahrheit Schall,
Ihr Landsknecht gut, Ihr Reiter all!

Den Aberglauben tilgen wir,
Die Wahrheit bringen wider hier.
Und d'weil das nit mag sein in Gut
So muß es kosten aber Blut u. s. w.

Da damals der Adel, dessen Sprecher in diesem Falle Hutten war, noch auf den jungen König Karl rechnete; darauf hoffte, daß er sich an die Spitze des Adels stellen, die ihm in Deutschland günstigen Conjuncturen wahr nehmen, die geistlichen Fürstenthümer aufheben, und sich in einem ganz neuen Sinne an die Spitze der deutschen Nation als König stellen würde, richtete Hutten auch sein Gedicht so ein, daß er dem Kaiser gewissermaßen den Reigen führen ließ. Hutten hatte in diesem Sinne schon früher im Jahre mit Luther gebriefwechselt. Er war dann zuerst, als er Mainz verlaßen muste, nach Brüssel gegangen, um wo möglich selbst an König Karl zu kommen; hatte aber hier schlechte Geschäfte gemacht. Man hatte ihm andeuten laßen, er möge machen daß er wider fort komme; und so war er geflohn, scheint aber doch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben auf Karl, oder sie wenigstens pro forma, wie aus dem oben erwähnten Gedichte hervorgeht, fortgesetzt ausgesprochen zu haben. Daß aber auch damals schon der Adel daran dachte, im Falle der neue Kaiser nicht auf seine Plane eingehe, selbst und allein loszuschlagen, geht aus einem Briefe Huttens an Erasmus aus dieser Zeit hervor, worin er sagt: „wenn auch selbst der Kaiser sich gegen uns erklärt, so sind uns doch nicht alle Mittel genommen. Du glaubtest vielleicht, daß Du unsere Unterdrücker durch gründliche Vorstellungen und selbst durch schmeichelndes Lob zurückrufen könntest; aber jetzt must Du selbst einsehen, daß nichts übrig bleibt als die unheilbaren, stinkenden Leichname wegzuwerfen, zu vernichten, zu verbrennen."

Jeder Mensch wird zum Theil durch seine Freunde, durch deren Beifall bestimmt; durch ihre Zahl und Macht zu größerer Zuversicht geführt. Als nun Luther im Juni 1520 hörte, wie in Rom Mayer in höchstem Ansehen stehe; wie eine Verdammungsbulle erwartet werden müße, und er dagegen durch Hutten und wohl auch durch andere wuste, wie die Stimmung unter dem kriegsmächtigen Adel war, auf welchen Schutz er von dieser Seite rechnen dürfe, ließ er eine Schrift ausgehen, worin er seine Richtung mit den

revolutionären Planen des Adels vermählte; eine Schrift, deren Folgen er in seinem Alter, als er anfieng einzusehen, daß er die Kirche der weltlichen Gewalt untergeordnet in einer Weise, wie er es damals nicht entfernt ahnete, daß es geschehen würde, wohl zuweilen bereut haben mag, die aber das eigentlich entscheidende Wort für die Reformation nach der Seite, wo sie einen Bruch des Reiches einschloß, geworden ist. Es ist dies die Anfangs Juni 1520 ausgegebene Schrift: an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Beßerung — eigentlich ein Programm zu der Revolution, welche die Reichsritter, Sickingen an ihrer Spitze, beabsichtigten. Ranke hat bei dieser Schrift vornämlich nur hervorgehoben, was darin Luthers bisher schon ausgesprochene Richtung fortsetzt; aber die Vermählung seiner kirchlichen Hoffnungen mit den Reichsumgestaltungsplanen der Ritter liegt darin deutlich vor Augen.

Als Fortsetzung von Luthers theologischer Bewegung ergab sich, daß er den sacramentalischen Character der Priesterweihe angriff, indem er auf Aussprüche der Schrift gestützt alle Christen für Priester und für ein priesterlich Volk erklärte; nur einen Unterschied des Amtes, nicht der Befähigung in der Weihe sah, deren character indelebilis er dadurch aufhob. Es ist dies der Theil der ersten Reformationsregung gewesen, der Luther selbst später große Schwierigkeiten bereitete, indem er das geistliche Amt, was zeither seine einfachste Begründung gehabt hatte, bald gegen gründlichere Ausbeutung des allgemeinen Priesterthums künstlich zu schützen hatte. Auch ist nicht zu leugnen, daß eine Geltendmachung des allgemeinen Priesterthumes der Christen in dem Sinne, wie Luther es hier anfangs aufnahm, zu einer völligen Zerstörung alles dessen, was man noch Kirche nennen kann (und dessen äußerer Bau zu allen Zeiten nur am Bisthume und an der Priesterweihe ein festes Fundament haben wird) führen muß. Was von diesem Standpuncte aus seit der Reformation versucht worden ist, bedarf sicherlich der gründlichsten Revision. Luther stellte durch seine damalige Ausführung die Priester zugleich der weltlichen Obrigkeit gegenüber in allen bür-

gerlichen Verhältnissen den Laien vollkommen gleich. Noch will er zwar den Pabst laßen, aber nicht als Vergeber des Kaiserrechts (was er in der That nie gewesen war), auch nicht als obersten Inhaber der geistlichen Gewalt, noch weniger als weltlichen Fürsten im Kirchenstaate (welche Stellung gleichwohl die einzig mögliche Begründung der Selbstständigkeit der höchsten kirchlichen Obrigkeit sein kann) oder als Lehnsherrn über Neapel und Sicilien. Die höchste geistliche Gewalt soll bei den Concilien sein; der Pabst nur ein Oberaufsichtsrecht, nur ein schiedsrichterliches Amt bei Streitigkeiten der Erzbischöfe und Primaten haben (das heißt mit anderen Worten, Luther giebt dem monarchischen Verhältnisse — welches gleichwohl allein eine organische Fortentwickelung eines Gemeinwesens möglich macht — in der Kirche keine Statt, sondern erklärt diese für eine Republik, welcher Gesellschaftsform von jeher nur entweder stationäre Vertrocknung oder allmälige Auflösung als weitere Entwickelung möglich gewesen ist. Es war in der That auch hier wie immer — die Monarchie war unläugbar lüderlich geworden, hatte ihrer Verantwortung vor Gott vergeßen — das aber ist der Zeugungsact der Republiken; und Luther war nun der Geburtshelfer bei den Wehen der Zeit). Allerdings verlangte Luther nun consequent weiter: die Landeskirchen, selbst in ihnen wider die einzelnen Bisthümer sollten einer großen geistlichen Unabhängigkeit genießen — und nun greifen weiter die Ansichten und Absichten des Adels ein: die geistlichen Herrschaften müßen natürlich säcularisirt werden, wenn der Pabst sogar seine weltliche Herrschaft verliert. Klöster sollen nur in geringer Zahl weiter bestehen; aber den Theil der Kirchenverfaßung, wobei der Adel wegen Versorgung seiner Nachgeborenen besonders interessirt war, die Domstifter mit ihren Pfründen, ist Luther so gnädig bestehen zu laßen. Es ist in dieser Schrift ganz deutlich, Luther war auf den Haß der Reichsritter gegen die geistlichen Fürsten, er war auf die Plane Sickingens und Huttens und ihrer Freunde eine kurze Zeit lang eingegangen; der Kaiser sollte durch die Aussicht gewonnen werden, wenn er sich der lutherischen Partei an-

nähme, könne er den Kirchenstaat einziehen und das Lehensverhältniß des Pabstes zu Neapel und Sicilien cassiren; deutsche Fürsten und Städte sollten durch die Aussicht auf einzuziehende Klöster und geringere Stifter gewonnen, den jüngeren Söhnen mancher Fürsten, den mächtigsten vom Adel in der Säcularisation der deutschen geistlichen Fürstenthümer eine Lockspeise vorgehalten werden. Luther schmeichelte dem Haße der Reichsritterschaft gegen die geistlichen Fürsten und schonte dagegen das Interesse des Adels bei Erhaltung der Domherrenstellungen.

Mit dieser Schrift sagte sich Luther zuerst und entschieden von der bisherigen Kirche los, nahm zu dem, was er als Kirche weiter als allein gerechtfertigt betrachtete, eine zunächst höchst subjectiv bedingte Stellung, und die Bulle traf ihn, als er schon entschloßen war, auf diesem Wege weiter zu gehen. Diese Schrift erschien im Juni. Im September erließ Luther ein Schreiben an Pabst Leo als Antwort auf die Bulle, in welchem er gegen den Pabst schon eine bemitleidende Stellung einnimmt: „Das ist die Ursach, warum es mir allezeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du ein Pabst worden bist in dieser Zeit, der Du wohl würdig wärest zu beßeren Zeiten Pabst zu sein. Der römische Stuhl ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Pabst sein, der auch gewißlich mehr denn Du in diesem Babylon regiert. O! wollte Gott, daß Du entlediget von der Ehre (wie es Deine allerschädlichsten Feinde nennen) etwan von einer Pfründe oder Deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest. Fürwahr mit solcher Ehre sollte niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret sein."

Kaum aber war dieser Brief ausgegangen, als bereits im October die Schrift folgte von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, in welcher Luther Alles, was er bisher noch in Beziehung auf den Ablaß zugab, zurücknahm — aber außerdem zu zeigen suchte, daß auch in der gesellschaftlichen Verfaßung der Kirche kein Institut zu dulden sei, als was schon in der ältesten, evangelischen Ge-

meinschaft der Christen seine Wurzel habe. Gewiss darf in der christlichen Kirche nichts eine Statt haben, was seiner Richtung und Bedeutung nach einen Widerspruch bilden würde zu der geistigen Erfüllung der ältesten Kirche — allein dieselbe Aufgabe unter anderen äußeren Bedingungen gestellt, erfordert doch andere Vorkehrungen, und so ist ein lebendiger Fortbestand der Kirche zum Theil nothwendig mit Neubildungen in ihrem Inneren verknüpft. Luther hat bald in Thesi auch das Richtige erkannt und wenn auch nicht consequent danach gehandelt, doch keineswegs in seiner Kirche ein Caricaturbild der ältesten Gemeinde wiedergegeben. Für's Erste lag aber auch in diesen Auffaßungen Gefahr. Und während Luther so schrieb, während Bodenstein von Karlsstadt sich in ähnlichem Sinne äußerte, gieng von der Ebernburg, Sickingens Schloße, wo Hutten nun lebte, wo eine Druckerei eingerichtet worden war, eine wahre Fluth aus von kleinen Schriften aller Art, welche die Nation vorbereiten sollten auf die Unternehmungen des Adels.

Um eine Repressalie zu ergreifen dagegen, daß die von Mayer und Aleander publicirte Bannbulle an mehreren Orten Anerkennung gefunden, daß man Luthers Schriften hie und da öffentlich in Folge dieser Anerkennung verbrannte, lud Luther durch einen öffentlichen Anschlag am schwarzen Brette der Universität Wittemberg die Bürger der Universität ein, sich zum 10. December vor dem Elsterthore in Wittemberg zu versammeln, wo man einen Scheiterhaufen errichtete, den ein Magister der Universität anzündete, und auf welchen Luther die Bulle des Pabstes und die Decretalen der früheren Päbste mit den Worten warf: „Weil Du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre Dich das ewige Feuer!"

Es ist klar, Luther war nun ganz in der kriegerischen Bewegung des Adels; und am anderen Tage nach Verbrennung der Bulle äußerte er: „Es thäte höchlich noth, daß der römische Stuhl sammt allen seinen Lehrern und Greueln verbrannt würde!" — neun Monate früher hatte er in diesem selben römischen Stuhle noch seine höchste kirch-

liche Obrigkeit, zwar wie er zu zeigen suchte, nicht aus göttlichem, aber doch aus menschlichem Rechte, anerkannt — nun behandelte er ihn als des Feuers werth! — wir werden aber sehen, wie er, als ihm später die Folgen dieser ganzen Bewegung, in die er sich hatte kurze Zeit hereinziehen laßen, im Bauernkriege entgegentraten, auch für das, was aus menschlichem Rechte war, die göttliche Wurzel Alles Rechtes doch wider zu faßen bemüht war; daß später der Wunsch der Widervereinigung der Kirche zuweilen sehr lebendig in ihm emporstieg, und nur immer theils durch besondere Anstöße, die er zu finden glaubte, theils durch eine allgemeine, nicht zu tadelnde, sondern im Gegentheil sehr wohl begründete Befürchtung, was seine Freunde in gutem Sinne zugestünden, möge bei der einmal nun durchgreifenden Spannung der Persönlichkeiten, und bei den den Italienern eingewachsenen Unarten in bösem Sinne ausgebeutet werden, wider irre gemacht ward. — Alles das aber, was nun eben zuletzt geschehen war, waren Schritte, die weit über den Kreis academischer Acte hinausgriffen; die sich als offene Auflehnung gegen alles Beitehende ankündigten, die aber bei Adel und Volk schon vorhandene Sympathieen antrafen, und für welche von hundert Seiten her geschürt und gearbeitet ward. Es waren Schritte, deren Kühnheit den Gegnern imponirte, die aber auch als Erklärung eines Krieges auf Tod und Leben gelten musten. Alle Schriften in diesem Sinne von Luther, von Bodenstein, von Hutten, von hundert anderen, großestheils anonymen Leuten, wurden durch Colporteurs verbreitet, ein großer Theil der nideren Geistlichkeit, zeither in Armuth und Herabsetzung von der höheren gehalten, durch die Erklärung Luthers in der Schrift an den deutschen Adel, daß die nidere Geistlichkeit müße heirathen dürfen, gewonnen, nahm sich der Sache an, empfahl diese Oppositionsschriften nach allen Seiten — und sie und die Humanisten, die fast überall die Schulen in Händen hatten, thaten Alles, um die Nation für die bevorstehende Umwälzung zu gewinnen.

Inzwischen war Karl V. nach Deutschland gekommen.

Er hatte im October in Achen die Krone erhalten; Aleander lag ihm an, das Verfahren gegen Luther im Reiche vorzunehmen, wie er in seinen besonderen niderländischen Herrschaften schon dessen Bücher hatte verbrennen laßen; aber Friedrich von Sachsen, der zu ihm gekommen war, hielt den Kaiser von weiteren Schritten ab. Der Kurfürst war durch Erasmus, der ihm sagte, die Gegner Luthers seien nur so wüthend, weil dieser den unflätigen Mönchen an die Bäuche gegriffen, ganz gewonnen und erklärte, er werde ein Verfahren gegen Luther nur zugeben, wenn dessen Sache in Deutschland, und durch billige, fromme, unverdächtige und gelehrte Richter untersucht und seine Lehre aus der Schrift widerlegt sei.

Zwei Schriften besonders, die in der nächsten Zeit erschienen, waren von großer Bedeutung. Die eine, noch im November 1520 von Luther, eine Appellation vom Pabste an ein Concilium: „er berufe sich, sagte Luther darin, von dem Pabste Leo, als von einem frevelen, gewaltvermeßenen, ungerechten Richter, indem daß er ihn unüberwunden und unangezeigtes Grundes verurtheilt habe; zum Anderen als von einem verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen, indem daß er ihm geboten, den christlichen Glauben in den Sacramenten zu verleugnen; zum Dritten als von einem Feinde, Widersacher, Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, indem daß er seine eignen bloßen Worte gegen alle göttlichen Worte öffentlich und unverschämt setze; zum Vierten als von einem Verräther, Lästerer und Schmäher der heiligen christlichen Kirche und eines freien Conciles, indem daß er vorgebe und leugne mit seinen unchristlichen Vorfahren Pio II. und Julio II. ein christlich Concilium sei nichts; so er wohl wiße, daß, wiewohl es noch nicht versammelt sei, doch diejenigen vorhanden seien, die in ein Concilium gehören d. i. die christliche Gemeinde; gleich als wenn das römische Reich oder einer jeglichen Stadt Rath nichts solle heißen, wenn die Fürsten und Herren so darein gehören, nicht versammelt wären." — Auch jeden Unbefangenen, der von den Gebrechen der christlichen Kirche in jener Zeit selbst tief überzeugt, aber noch nicht in die leidenschaftliche Erregung der Gemüther herein gezogen war, muste es einen höchst betrübenden Eindruck machen, die Anregung zu einer Verbeßerung jener Gebrechen begleitet zu sehen von so maßlosen Aeußerungen. Es ist ganz unmöglich zu leugnen, daß in Luther, seit er im Frühjahre noch von

dem Pabste als von der höchsten kirchlichen Obrigkeit nach menschlichem Rechte geschrieben, eine gewaltige innere Veränderung vorgegangen war — denn ohne eine solche hätte er, selbst wenn ihn inzwischen die verurtheilende Bulle getroffen, nicht den Fürsten, den er eben noch als seine Obrigkeit bekannt, einen Ketzer, Abtrünnigen, Feind Gottes, Verräther, Lästerer u. s. w. nennen können — oder will etwa jemand Luther so tief herabsetzen, daß er meint, nicht eine innere Bewegung, sondern lediglich eine Art wüthender Leidenschaft über etwas, was ihn persönlich getroffen, habe ihn zu solchen in der That vermeßenen Aeußerungen fortgetrieben, wie sie in dieser Appellation und in der unmittelbar nachher publicirten Bulle wider den Endechrist vorkommen? Offenbar war Luther, wir widerholen es nochmals, in die revolutionäre Bewegung der Ritterschaft hereingezogen. Die Schläge, die ihn persönlich getroffen, mögen ihn in sich unruhig und der Verführung zugänglicher gemacht haben — sichtbar ist, er strauchelte — daß er nicht ganz fiel, im Gegentheil sich mannhafter nach dem Straucheln erhob, ist ein herrliches Zeugniß über die innere Tüchtigkeit seiner Persönlichkeit — aber nicht zu leugnen ist, die Publicationen aus dieser Zeit des Strauchelns stunden später wie ein böser Schatten zwischen ihm und der abendländischen Kirche. Wir haben schon erklärt, daß auch wir die Reformation für nothwendig und gerechtfertigt halten, troß unserer abweichenden Ansicht von dem Gange derselben — aber ohne diesen Schatten, der auf Luther und durch ihn auf seine ganze Umgebung wirkte, hätte die Sache doch eine andere Weise eingehalten.

Die zweite Schrift, die wir hier erwähnen wollten, ist von Hutten, und gehört in den Anfang des Jahres 1521 als Kaiser Karl schon den Rhein herauf nach Worms gekommen war, um hier seinen ersten Reichstag zu halten, wo unter seinen Augen ungescheut Luthers und Huttens Schriften verkauft und durch die Druckerei in der nahen Ebernburg immer neue Schriften dieser Art veröffentlicht wurden. Diese zweite Schrift führte den Titel: monitor secundus. — Es ist ein Gespräch zwischen dem Ritter Franciscus (offenbar Sickingen) und einem besorgten Freunde, in welchem Franciscus auf den Hussitenführer Ziska hinweist und erklärt, daß ihm auch kein Verbot des Kaisers abhalten werde, seine Plane auszuführen, denn der Kaiser werde es ihm später selbst danken, daß er jetzt seiner Befehle nicht achte. Der leichteste Weg sei freilich, wenn der Kaiser selbst auf seine Reformationsvorschläge eingehe; wenn er, Franciscus, aber finde, daß dergleichen von dem Kaiser nicht zu erwarten stehe, dann werde er auf eigne Gefahr die

Sache wagen, der Ausgang möge sein, welcher er wolle. Hutten stehe ihm als mächtiger Aufreizer zur Seite und harre ungeduldig auf den Beginn dieses Kampfes.

Die Situation war nun damals deutlich diese, daß die Ritterschaft mehr und mehr die Hoffnung verloren hatte, den jungen Kaiser selbst für ihre Plane zu gewinnen. Karl, damals erst 20 Jahre alt, ein nicht sehr lebhafter, eher melancholischer, blaßer Herr, war ganz in den Händen seines Oberkammerherrn, Guillaume de Croy Herrn de Chièvres, eines höchst vorsichtigen Mannes, der nichts äußerte, was hätte hoffen laßen, daß er Frieden und förmlichen Rechtsgang irgendwo außer Augen laßen würde. Bei dieser zurückhaltenden Rolle, zu der er auch den jungen Kaiser bewog, kam diesem zu Statten, daß er hochdeutsch gar nicht, flaemisch-deutsch aber und lateinisch doch auch nur als erlernte Sprachen redete, und lebhafteres Gedankenspiel schon dadurch bei den Begegnungen mit Deutschen ausgeschloßen war. Die revolutionäre Ritterschaft bereitete nun die Nation darauf vor, daß sie ihre Plane ohne den Kaiser, vielleicht sogar gegen denselben durchzuführen suchen werde. Hutten hatte schon früher darauf gedrungen, Sickingen solle ohne Rücksicht auf den Kaiser losschlagen. Sickingen hatte ihn vertröstet. In der gewaltsamen Stellung, in welcher sich die hohe Geistlichkeit befinde, werde sie sich durch übermüthigen Misbrauch ihrer Gewalt zu halten suchen, und dadurch ihnen beim Volke nur um so mehr Anhang verschaffen. Man müße schon noch einige Zeit warten. Auch hatte Hutten durch Spalatin auszuforschen gesucht, ob wohl Kurfürst Friedrich der Ritterschaft beistehen werde, wenn sie losschlage; aber wahrscheinlich keine oder eine ausweichende Antwort erhalten. An Luther hatte Hutten unumwundenere Mittheilungen gemacht, und wir haben gesehen wie Luther diesem Geiste nicht unzugänglich geblieben war. Als Spalatin Luther gegen Ende des Jahres 1520 warnte vor der Gemeinschaft mit diesen Aufrührern, schreibt ihm Luther als Antwort: „Ich beschwöre Dich, wenn Du das Evangelium richtig verstehest, so glaube nicht, daß dessen Sache ohne Tumult, Aergerniſs und Aufruhr

(sine tumultu, scandalo, seditione) geführt werden könne. Du wirst aus dem Schwerte keine Feder und aus dem Kriege keinen Frieden machen. Das Wort Gottes ist ein Schwert, ist ein Krieg, eine Zerstörung, ein Aergerniss, ein Verderben, ein Gift (wie Amos sagt) wie der Bär auf dem Wege und die Löwin im Walde, so begegnet es den Söhnen Ephraims.“

In dieser Lage nun war Luther zwischen dem ruhigen, vorsichtigen Schutze seines Landesherrn, der durch Spalatin bemüht war, ihn von Schritten zurückzuhalten, die ihm, dem Kurfürsten, alle Mittel geraubt hätten, ihn im Reiche noch zu vertreten — und zwischen diesen Reichsrittern, die ihn auf ihre Seite zu ziehen suchten und jeden noch so gewagten Schritt mit ihrem Beifalle begleiteten — in dieser Lage war er durch seinen eignen gewaltig aufgeregten Geist für den Moment mehr zu den Rittern getrieben, doch wollen wir es nicht bloß weltlicher Vorsicht, sondern auch einer edleren Stimme in ihm zuschreiben, daß er sich diesen Leuten nicht ganz und unablösbar hingab. Noch war er in dieser Situation, als die Citation an ihn ergieng nach Worms, wo zwar Aleander die Bulle gegen ihn publicirt hatte, wo aber auch die Reichsstände 105 Artikel als Beschwerden gegen den römischen Stuhl vorgelegt hatten. Am 6. März 1521 hatte der Kaiser den Geleitsbrief für Luther ausgefertigt und um diesem gewiss auch die freie Rückreise zu sichern, hatten die Fürsten von Sachsen und Hessen ebenfalls ihre Geleitsbriefe hinzugefügt.

Der Verlauf dieses Reichstages ist allgemein bekannt. Da lange Abwesenheiten des Kaisers in dessen anderen Reichen vorauszusehen waren, wurden die einzelnen Punkte der Wahlcapitulation noch genauer bestimmt und das dann im Nov. 1521 in Nürnberg unter Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich zusammentretende Reichsregiment bestellt, ähnlich wie wir es schon früher einmal zur Zeit Maximilians kennen lernten. Das Kammergericht, was, wie erwähnt ward, völlig in Verfall gerathen war, ward wider hergestellt. Das kriegerische Verhältniss zu Frankreich bereitete sich vor, denn Franz I. war gewaltsam im Besitze eines Reichs-

lehens in Italien, des Herzogthums Mailand, und hatte dagegen von den alten, auf das habsburgische Haus geerbten burgundischen Besitzungen das Herzogthum Bourgogne, was schon Ludwig XI. widerrechtlich (denn es war früher so vererbt worden, daß man auf Grund des Erbrechts die Habsburger nicht abweisen konnte) eingezogen hatte, nicht wider dem habsburgischen Hause herausgegeben. Eine Kriegsordnung und Reichsmatrikul, nach welcher später im deutschen Reiche Truppen gestellt und Steuern erhoben wurden, ward auf dem Reichstage durchgesetzt — kurz! es geschah sehr viel für die Ordnung des Reiches — und endlich ward auch die lutherische Sache vorgenommen. Es ist bekannt wie Luther am 16. April 1521 nach Worms kam; wie er auf seiner Reise dahin überall von dem Volke in Jubel empfangen ward und sich im Allgemeinen eine solche Stimmung wahrnehmen ließ, daß man namentlich hinsichtlich des mittleren Deutschlands die wildesten Entladungen einzuleiten schien, wenn man gegen Luther gewaltsam verfahren wollte. Luther war trotz dieser sich überall aussprechenden Stimmung vorsichtig genug, keiner Einladung auf die Ebernburg zu folgen. Er trat vor dem Reichstage das erstemal, wo er von der eben beendigten Reise angegriffen, von der Gegenwart aller der Fürsten ein Wenig bedrückt war, etwas schwächlich — das zweitemal aber mit aller Entschiedenheit auf, deren er fähig war. Sein Landesherr war ganz mit ihm zufrieden; auch der junge Landgraf von Hessen war durch sein Auftreten gewonnen. Der Kaiser aber sprach seinen entschiedenen Willen aus, die Kirche und deren Lehrbegriff in der alten Gestalt zu behaupten, und gegen Luther als gegen einen Ketzer zu verfahren. Ein anonymer Anschlag am Rathhause in Worms kündigte an, vierhundert Ritter seien gegen Luthers Feinde verschworen, und wies auf die frühere Bauernverschwörung hin. Der Kaiser ließ sich, wie billig, durch diese Pöbelhaftigkeit nicht irren, nachdem er einmal für sich unmöglich gefunden hatte, auf Luthers geistige Stellung zu kirchlichen Dingen einzugehen, und fertigte im Namen des Reiches ein Edict aus, worin Luther als ein von der

Kirche Gottes abgehauenes Glied behandelt, mit allen seinen Freunden und Anhängern in Acht und Aberacht erklärt ward. Als schon viele Fürsten abgereist waren, am 26ten Mai, ward das Edict ausgefertigt, aber vom 8ten datirt, wo noch viele zugegen gewesen waren. Doch ward Luthern das freie Geleit gehalten. Der Kurfürst hatte ihn nur (natürlich mit Luthers Wißen und Willen, um durch dessen weitere Vertretung gegen den Kaiser in der nächsten Zeit keine Ungelegenheit zu haben) am 4ten Mai in der Nähe von Gotha aufheben laßen — und damit er selbst nicht wüste, wo Luther wäre, und dies dem Kaiser betheuern könnte ohne zu lügen, hatte er dem Manne, den er mit der Aufhebung beauftragt hatte, die Wahl gelaßen des Asyles, und dieser brachte Luther nach der Wartburg, wo er in Ruhe und Sicherheit in der nächsten Zeit seinen Studien obliegen konnte.

Franz von Sickingen ward durch den französischen Krieg auf einige Zeit den Augen der Deutschen entfernter gestellt. Er verstund sich nur ungern zu der Theilnahme an des Kaisers Kriege, denn erstens muste er dabei gegen seine alten Freunde, die Herren von der Mark, denen Sedan, Bouillon und ein großer Theil der Ardennen gehörte, kämpfen; und sodann war er, seit der Kaiser sich seinen Planen so wenig zupassend gezeigt hatte, demselben überhaupt nicht sehr gewogen. Demohnerachtet folgte er des Kaisers Mahnung; einmal seiner Pflicht gemäß, und sodann weil ihm die Kriegsfolge (zugleich mit dem Grafen Heinrich von Nassau) die Stelle eines Anführers brachte; und endlich weil diese Feldherrnthätigkeit ihm auch Geld zu bringen versprach — obwohl zuerst er der geldgebende war, denn wie er vorher schon dem Kaiser ein bedeutendes Darlehn gegeben, damit dieser den Wahlausgaben gewachsen sein möchte, so gab er ihm jetzt abermals 20,000 Goldgulden. Sickingens Heer bestund aus 2400 M. zu Roſs und 14000 zu Fuß. Zunächst wandte sich der Heerzug gegen die von der Mark, welche zu früh losgebrochen waren, und alle ihre Plätze und Burgen (mit Ausnahme von Bouillon, was sich durch Capitulation ergeben) wur-

den genommen und geschleift. Sickingen verschaffte endlich seinem alten Freunde, Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, einen Waffenstillstand auf sechs Wochen, und nun brach das Heer über die französischen Grenzen. Sickingens Plan war, gerade in das Herz des Landes vorzudringen; allein der kaiserliche Kriegsrath behauptete, man dürfe die Vestung Mezières nicht im Rücken laßen, deren Vertheidigung Bayard selbst übernommen hatte. Die Belagerung zog sich in die Länge, und Bayard wuste durch eine Kriegslist, durch einen lügnerischen Brief, den er den Sickingischen in die Hände zu spielen wuste, dem Ritter Franz glauben zu machen: er (Sickingen) sei von dem Grafen von Nassau an die Franzosen verrathen. Sickingen zog mit einemmale ab und gieng über die Maas zurück. Nassau muste ihm folgen, und während an den flämischen Grenzen in der Picardie von dem kaiserlichen Heere bedeutende Vortheile erfochten worden waren, zog das Heer an der Maas so schmachvoll ab. Da der Kaiser kein Geld hatte, den Sold zu zahlen, muste Sickingen seine Leute bis zum Rheine zurückführen, und hier entlaßen unter eigner Zubuße — so daß ihm der Kaiser nun im Ganzen weit über 100,000 Goldgulden schuldete. Er muste sich aber für diese Zahlung eine Frist nach der andern gefallen laßen, und ward durch den Mangel dieses Geldes sehr in seinen Planen gehindert, so daß man ihn, da diese Plane nicht ganz Geheimniſs geblieben waren, wohl zum Theil absichtlich und kluger Weise in diese Ausgaben verwickelt hatte, um ihn eines Theiles seiner Mittel zu berauben.

Hatte Sickingen nun früher seine Freunde zurückgehalten und immer erklärt, die Umstände würden sich noch günstiger anlaßen, so war er jetzt im Gegentheil im höchsten Grade gereizt, als er, nach der Ebernburg zurückgekehrt, am Podagra darniderlag, und sich in allen seinen Hoffnungen auf den Kaiser wie auf den französischen Feldzug betrogen, seine Freunde (die von der Mark) gedemüthigt, und sich selbst so bedeutender Summen beraubt sah. Jetzt war er es vielmehr, der sich nach bestimmteren Schritten

sehnte. Schon mehre Jahre her war die Nation durch kleine Schriften und Gerüchte auf ihn aufmerksam geworden. Er hatte sich angelegentlich der lutherischen Sache angenommen, wie er sie verstund; und er war troz alledem beim Kaiser in Ansehen geblieben; die Landsknechte waren keinem Anführer anhänglicher als ihm. Seit Luthers Verschwinden hieng sich die ganze Hoffnung der revolutionär angeregten nideren Stände der Nation an ihn — man glaubte, er werde der Brutus sein, der allem Dampfe aufgeregter Köpfe einen Ausgang schüfe, oder wie es diese Art Leute damals faßten, der die alte deutsche Freiheit und die neue evangelische Freiheit zu gleicher Zeit herstellte. Auf der Ebernburg hatten außer Hutten längere oder kürzere Zeit auch andere an der Reformation betheiligte und für sie als Schriftsteller thätige Gelehrte, wie Aquila, Bucer, Schwebel, Oecolampadius gastfrei Aufnahme gefunden. Aquila war Sickingens Feldprediger seit 1514; er hatte dann eine Zeitlang eine Pfründe in Augsburg erhalten, muste aber als Lutheraner verfolgt wider zur Ebernburg flüchten, wo er Erzieher von Franzens Söhnen ward. Später ward er Superintendent zu Salfeld, wo er gestorben ist. Bucer, wegen allzuentschiedener reformatorischer Gesinnung vom pfälzischen Hofe, wo er Hofprediger gewesen, vertrieben, hatte bei Sickingen Aufnahme als Pfarrer auf seiner Burg Landstuhl gefunden. Auch Schwebel war zu ihm geflüchtet aus dem Badischen; Oecolampadius zu ihm gekommen in Folge einer Berufung. Es war mit einem Worte ein Reformationscomité um Sickingen, zu welchem auch mehrere Reichsritter, wie Diether von Dalberg, Hartmut von Kronberg, Sylvester von Schaumburg und andere in nächster Beziehung stunden, und der in diesen mittelrheinischen Gegenden seine Thätigkeit verdoppelte, nachdem Luther erst verschwunden war. Alle diese Leute, ja! Franz selbst waren als Schriftsteller für die Reformation thätig. Melanchthon kam auf einige Wochen zum Besuche nach der Ebernburg. Es scheint der sächsische Reformatorenkreis wollte durch ihn genauere Kenntniß von dem Treiben und Wesen dieser Rheinländer erlan-

gen; — aber gerade Melanchthons sanfter schüchterner Character ward abgestoßen durch das wildritterliche Wesen auf der Ebernburg, was ihm zu gewaltsam, zu rechtsverachtend war, und es bildete sich in diesem Verhältnisse schon das spätere vor, wo ja auch die in Sachsen besonders wurzelnden Lutheraner sich in jeder Hinsicht bescheidener, der alten Kirche näher bleibend hielten, als die rheinländischen Reformirten, und immer mehr zum leidenden Gehorsam als zur zuschlagenden Auflehnung geneigt waren. In manchen Puncten waren die Ebernburger dem gemeinen Rationalismus schon weit näher gerückt als die Wittemberger; z. B. wollten die Ebernburger überhaupt nichts von der Meße wißen und machten also schon die, ohnehin durch die polemischen Interessen jener Zeit gewaltig gehobene, Predigt zum Hauptstücke des Gottesdienstes; während die Wittenberger die Meße laßen wollten und nur verlangten, sie müße deutsch gehalten werden und dürfe nicht als Opfer gelten*). Die Ebernburger wollten gar nichts mehr von Klöstern wißen, während Luther erst auf der Wartburg allmälig, und hauptsächlich wohl von dem rheinischen Kreise aus dazu bestimmt, sich ganz gegen die geistlichen Gelübde erklärte. Sie wollten nichts von der Anrufung der Heiligen wißen, während Luther allerdings auch sich gegen deren Anbetung erklärte**), aber die Heiligen sonst immer in Ehren hielt. Sickingens Kreis wollte nichts von den Bildern in der Kirche wißen, während Luther bald hernach als Schützer der Bilder, überhaupt als Schützer der Kunst im Gottesdienste in Wittenberg auftrat. Weit mehr aber als die Lehre hatte der Ebernburger Kreis die politische Seite der Reformation im Auge und außer dem Monitor

---

*) Durch das polemische Interesse gegen das Priesterthum, was in die Angelegenheit des Meßgottesdienstes hereingriff, verlor aber allerdings die Meße ihren rechten Grund, der Gottesdienst seinen rechten Mittelpunct. Deutsche Meßen in so veränderter Gestalt kommen in lutherischen Kirchen bis in's 18. Jahrhundert vor.

**) Die adoratio war ohnehin immer persönlicher Misbrauch, nur die veneratio und inuocatio (quod semper vident faciem Patris) Kirchenbrauch gewesen.

und Monitor secundus, sind in jener Zeit noch zwei dialogische Schriften, „der Bullentödter“ und „die Räuber,“ von der Ebernburg in ähnlichem Sinne ausgegangen, wovon die letztere besonders bestimmt war, die Vorurtheile der Bürger gegen den Adel zu bekämpfen. Ein fünftes Gespräch: Karsthans, war an den Bauernstand gerichtet, und sollte diesem zeigen, daß die geistlichen Angelegenheiten nicht länger so zu dulden seien. Die Domstellen, welche Luther in seiner Schrift an den deutschen Adel noch vertheidigt hatte, nennen Hutten und Sickingen, die dies Gespräch wohl verfaßt haben, Raubhäuser des Adels, und überall werden die Bauern auf ihre evangelische Freiheit hingewiesen. Aber außer diesen Schriften war es eine ganze Fluth anderer, denn viele dieser Ritter und noch manche minder bedeutende Gelehrte z. B. Johann Eberlin von Günzburg, führten die Feder im selben Interesse.

Sickingen also, nachdem er, aus dem französischen Feldzuge heimgekehrt, sich überzeugt hatte, daß er für seine Plane vom Kaiser gar nichts zu hoffen habe, bereitete sie nun gereizter, directer vor, und bald hatte er die Ritterschaft am Rheine und in Franken und Schwaben bewogen, einen engeren Ritterverein zu stiften. Die Bedrückungen, welche die Ritterschaft durch die Fürsten erfuhr, gab einen Vorwand, durch den sich auch der der kirchenumgestaltenden Bewegung minder günstige Theil des Adels hereinziehen ließ, und auf Franzens Ausschreiben ward ein großer Rittertag zu Landau gehalten im J. 1522. Franz stellte den Versammelten vor, wie der Adel von habsüchtigen Tyrannen immer mehr vergewaltigt und durch die immer größere Wütherei der Pfaffen dahin gebracht worden sei, daß er ihnen nun dienen und dem übermüthigen Scepter eines ungerechten Regimentes sich neigen müße. Das müße anders werden: man müße sich zusammen einigen und verbinden. Leicht waren alle gewonnen, da sie zu hören bekamen, was sie alle gern hörten. Man verschwor sich also auf die heilige Schrift, wählte Franz von Sickingen zum Ritterhauptmann, beschloß Rüstungen und setzte eine Ordnung zu Aufrechthaltung guter Polizei, welche man unter

sich halten wollte, fest.*) Da mehrere Mitglieder dieses Ritterbundes zugleich Mitglieder des von Karl V. neu bestätigten schwäbischen Bundes, andere sogar Mitglieder des Reichsregimentes**) waren, übten sie einen weitgreifenden politischen Einfluß und stunden in solcher Macht, daß Franz nun wohl auch Fürsten als ein stattlicher Bundesgenoße erscheinen konnte, obwohl die meisten seiner Nachbarn und besonders der Landgraf von Hessen, der von der früheren Fehde her argen Groll auf Franz geworfen hatte, sich durch ihn bedroht sahen und ihn genau im Auge behielten.

Es wird behauptet, Franzens Plane seien näher dahin gegangen, daß er selbst habe Kurfürst von Trier werden, dies Stift säcularisiren und sein Geschlecht zum erbli-

---

*) Es ward ein schiedsrichterliches Verfahren für alle Streitigkeiten der Vereinsglieder festgesetzt, so daß diese durch keine Fehde veruneinigt sein, und alle für einen Mann zusammenstehen sollten. Außer dem Hauptmanne wurden auch für jeden Ritterschaftsbezirk zwei Ritter in einen Ritterrath gewählt; für den Kraichgau ein Venningen und ein Sternfels; für den Hunsrück ein Schwarzenberg und ein Rüdesheim; für den Westrich ein Helmstädt und ein Braubach; für den Rheingau ein Dalberg und ein Flersheim; für den Wasgau ein Türkheim und ein Falkenstein; für die Ortenau ein Bach und ein Windeck.

**) Dies Reichsregiment suchte sich durch Einführung eines an den Grenzen des Reiches zu erhebenden Zolles die erforderlichen Einkünfte zu schaffen, und würde, wenn dies gelungen wäre, es vielleicht damals noch möglich gewesen sein, eine festere Regierungsgewalt in Deutschland wider herzustellen. Ganz im Sinne des gemeinen Volkes, aber durchaus gegen das Interesse der großen Handelswelt, war das Project, mit diesem Reichsgrenzzolle ein Verbot der großen Handelsgesellschaften in Verbindung zu setzen. Der Kaiser war leicht, das Volk wäre leicht für diese Plane zu gewinnen gewesen — aber die größeren Reichsstände wollten nichts von einer festeren Regierungsgewalt, die größere Handelswelt, in deren Händen ein großer Theil der städtischen Regimenter und die bedeutenderen Geldgeschäfte alle waren, wollte nichts von Aufhebung der Handelsgesellschaften wißen. Von Fürsten und Kaufleuten aus ward das ganze Regiment verschrieen, bei jedem Schritte gehindert; es kam um alles Ansehen, konnte keinen seiner Entwürfe ausführen und ward bald von keiner Partei mehr sehr beachtet.

chen Besitzer des Kurfürstenthums Trier habe machen wollen. Dies ist auch höchst wahrscheinlich, theils wegen Sickingens eben noch näher zu erörternden Verfahrens gegen Trier, theils weil offenbar der Kurfürst Albrecht von Mainz, der mit Franz in dieser Zeit in sehr nahen Verhältnissen stund, dessen Hof der humanistischen Richtung zugethan war, der eine Zeitlang Hutten in seinen Diensten gehabt, an seinem Hofe geduldet hatte, seinerseits ähnliche Plane hegte. Der Erzbischof Albrecht war zwar zuerst wegen des Ablaßkrames in härtesten Conflict gekommen mit Luther, und ließ auch, nachdem das Wormser Edict gegen Luther ergangen war, sofort von Neuem Ablaß vertrödeln, weil er eben Geld brauchte; allein daneben nahm er, als ihm Luther im Nov. 1521 von der Wartburg aus einen Brief, der in Anbetracht des Verhältnisses eines Bettelmönchs zu dem Primas von Deutschland vermeßen genannt werden darf, schrieb, dies Schreiben durchaus nicht ungnädig auf, sondern antwortete in einem Tone, der weitere Annäherungen einleitete; und wenn Luther auch anfangs noch von Gleißnerei redete, so ward er doch bald bewogen, eine Schrift ausgehen zu laßen gegen die geistlichen Gelübde und namentlich gegen den Cölibat der Geistlichen. Zwar behauptete Luther noch den Cölibat der Klostergeistlichkeit, doch im Grunde inconsequent und wohl nur, weil es noch seinem persönlichen Gefühle widerstrebte, einen durch Klostergelübde gebundenen Mann verheirathet zu denken; aber übrigens hatte er sich auch schon in einer im Nov. 1521 abgefaßten Schrift selbst gegen die vota monastica erklärt. Der Erzbischof von Mainz briefwechselte persönlich mit Luther über die Lehre von der Verheirathung der Geistlichen, und verbot den Geistlichen seiner Stiftslande gegen Luther zu schimpfen. Kurz! der Erzbischof gieng so weit, als er, ohne sich geradezu bloß zu geben und sein Verhältniß zur katholischen Kirche ganz zu ruiniren, nur gehen konnte. Offenbar wollte er nur abwarten, welchen Erfolg Sickingens Unternehmungen gegen Trier hätten, um sich dann, wenn diese glücklich abliefen, für ihn zu erklären. In der That konnte man, wenn es

Sickingen gelang, sich im Kurfürstenthume Trier festzusetzen
wenn sich Albrecht von Mainz mit seinen Landen von Mainz
Magdeburg und Halberstadt für die Sache der Reforma
tion erklärte und fernerhin als weltlicher Fürst auftrat, dar
auf rechnen, daß dann auch Sachsen und selbst Hessen fü
die weltlichen Reformplane des Reiches gewonnen werden
konnten, und dann stund das ganze mittlere Deutschland
für diese Sache. Alles hieng von dem Zuge gegen Trie
ab. Allein Sickingen war schon längere Zeit den benach
barten Fürsten, und durch das Verhältniſs, was er zum
gemeinen Manne überall im westlichen Deutschland gewon
nen hatte und was in ihm den künftigen Bauernkönig fürch
ten ließ, auch entfernteren Fürsten ein Gegenstand der Be
sorgniſs. Der Rittertag in Landau, dessen Beschlüße kein
Geheimniſs blieben, hatte diese Besorgnisse sehr vermehrt
und so war es natürlich, daß der Kurfürst von Trier
wenn er sich nur kurze Zeit allein zu halten vermochte, a
allen benachbarten Fürsten, so weit ihre Hoffnungen sic
nicht wie die Albrechts mit Sickingens Planen verbanden
Helfer finden muste. Nur die Nachbarn, welche auf Trie
nicht wohl zu sprechen waren, wie der Herzog von Loth
ringen und der Abt von Prüm, waren allenfalls für Si
ckingen auch ohne seine kirchlichen Tendenzen zu theilen
Der Erzbischof Albrecht aber gab Sickingen Geldsumme
zu Aufbringung seines Heeres und ließ von den Kriegsleu
ten seines mainzischen Gebietes eine gute Anzahl zu Si
ckingens Heerhaufen stoßen. Sickingen hatte sich Trier sel
einsichtig auserſehen als Angriffspunct; der Kurfürst Ri
chard von Greiffenklau=Vollraths hatte ganz entschieden d
französische Partei vor Kaiser Karls Wahl gehalten, un
es war zu vermuthen, daß Karl sich nicht so rasch bemü
hen werde, sich desselben anzunehmen. Kein geistlicher Für
hatte sich mit solcher Energie und Entschloßenheit der lu
therischen Neuerung in seinem Gebiete widersetzt, alle An
hänger Luthers so verfolgt, wie der von Trier. Sicking
hatte bei diesem Angriffe den Beifall des Volkes, sowe
es für die lutherische Bewegung interessirt war, im Rücken
namentlich rechnete Sickingen darauf, daß der Kurfürst vo

Sachsen sich des Kurfürsten von Trier nicht annehmen werde. Allein in beiden Puncten hatte sich Sickingen doch verrechnet; denn der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen hatten noch ganz andere Interessen als persönlichen Haß, und wollten von einer Revolution wie sie folgen muste, wenn Sickingen siegte, nicht das Mindeste wißen. Luther, der früher eine Zeitlang von dem Geiste, der auf der Ebernburg hauste bis auf einen gewissen Grad fortgerißen worden war, der auch auf der Wartburg noch eine Zeitlang darauf eingegangen zu sein scheint, hatte zuletzt doch des vom Rheine wieder heimkehrenden Melanchthons näheren Bericht über Stimmung und Absichten der Ebernburger erhalten, hatte ruhig nachgesonnen, war bedenklich geworden und war noch durch einen anderen Umstand ganz von diesen excentrischen Planen zurückgekommen.

Als Luther nämlich auf die Wartburg geführt war, hatten zwar einige deutsche Fürsten das gegen ihn ergangene Edict strenger ausgeführt, aber in den meisten deutschen Gebieten breiteten sich doch seine Ansichten und Lehren mehr oder weniger ungehindert weiter aus, und namentlich auf der Universität Wittenberg lehrte man ohne alles Hindernifs in der begonnenen Weise fort. Aber durch Luthers Entfernung war Maß und Gleichgewicht zwischen den andern Persönlichkeiten der theologischen Facultät verloren gegangen. Melanchthon hätte gern die Reformation auf ihren ursprünglichen Umfang beschränkt gehalten; er sah allmälig sich aus derselben eine Abhängigkeit kirchlicher Dinge von weltlichen Mächten und Interessen entwickeln, welche ihm widerwärtig war, und war heftigeren Erregungen ohnehin seinem Naturell nach abgeneigt. Er hatte schon Luther nach Kräften immer von gewaltsameren Schritten abzuhalten gesucht. Auf der anderen Seite aber war Bodensteins heftiger Geist bisher nur von Luthers kräftiger Persönlichkeit in Schranken gehalten worden. Melanchthon vermochte nichts über diesen Mann. Unter solchen Umständen erhielten allmälig, während Luther auf der Wartburg saß, das Kirchenregiment und der Gottesdienst in und um Wittenberg ein anderes Ansehen. Ein Paar Pfarrer in

der Nähe, Jakob Seidler auf der Glashütte und Bartholomäus Bernhardi in Kemberg, setzten sich über den Cölibat hinweg und heiratheten. Seidler, der in dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen wohnte, ward deshalb verfolgt und starb im Gefängnisse. Bernhardi dagegen ward vom Kurfürsten geschützt. Ein Augustiner in Wittemberg, Gabriel Zwilling, predigte eifrig gegen den Cölibat; das Volk nahm Theil; dreizehn Augustiner auf einmal traten aus dem Kloster, zogen in die Stadt; einer, der das Tischlerhandwerk verstund, setzte sich als Bürger und wollte heirathen. Die Franciskaner, die sich gegen solches Wesen setzten, musten mit Wache gegen das Wüthen des Volkes und der Studenten geschützt werden. Gabriel Zwilling gieng nun weiter und führte eifernd aus, was Luther von der Messe geschrieben, daß sie kein Opfer sei. Die Privatmesse ohne Communicanten, welche ganz auf dem Gedanken des Messopfers ruht, muste im Augustinerkloster zunächst eingestellt werden, und als am 3ten Dec. 1521 der Pfarrer in der Pfarrkirche eine solche Privatmesse halten wollte, kamen Studenten und Bürgerssöhne herein, nahmen die Messbücher vom Altar und trieben die Geistlichen mit gezückten Messern von dannen. Der Rath wollte die Bürgerssöhne strafen; da erhob sich die ganze Bürgergemeinde wie im Aufruhr.

Immer mehr Verwirrung kam durch diese eigenmächtigen Aenderungen in den Gottesdienst. Ein Convent der Augustiner aus Düringen und Meissen sollte Rath geben — er erklärte sich ebenfalls für Unverbindlichkeit der Gelübde; verlangte aber, daß ihnen folgen dürfe, wer sie halten wolle. Die theologische Facultät in Wittemberg, vom Kurfürsten befragt, erklärte sich gegen das Messopfer; aber die Universität im Ganzen war nicht dahin zu bringen, dem beizutreten. Da erklärte der Kurfürst, man solle Freiheit haben zu lesen, zu schreiben, zu predigen im Sinne der Neuerung; aber der Gottesdienst solle in alter Form gehalten werden. Bodenstein war dadurch geärgert, und zu Weihnachten 1521 hielt er die Messe nach neuem Ritus, ohne die Worte, welche sich auf das Opfer beziehen,

ohne Elevation der Hostie und theilte das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus.

Hatte er sich aber hiebei schon über das Verbot seines Landesherrn hinweggesetzt, so ward er bald durch eine Sympathie neuer Art nach einer noch excentrischeren Seite herumgerißen. In Zwickau nämlich hatte sich um einen Tuchmacher, Nicolaus Storch, eine Secte gebildet, welche die Reformation ganz abstract auffaßte, und nicht bloß die Gedanken des evangelischen Christenthums, sondern buchstäblich das Leben der ersten Christengemeinde herstellen, und wo man dazu eine Erläuterung des Evangelii benöthigt war, diese durch den eignen Geist empfangen wollte. Diese Leute bildeten in sich die Ueberzeugung aus, daß sie göttliche Eingebungen hätten; sie traten als Inspirirte auf. Da aber diesen Neuerern in Zwickau keine bewaffneten Studenten halfen, wie den Neuerern in Wittemberg, gelang es dem Magistrate, sie aus der Stadt zu treiben. Ein Theil von ihnen wandte sich nach Wittenberg und Bodenstein ward von ihren Darlegungen ergriffen. Der lose Mann gieng unter diesem Einfluße täglich einen Schritt weiter. Nicht nur schaffte er nun das Meßgewand ab, sondern verlangte auch vor der Absolution keine Ohrenbeichte mehr; ließ die Abendmahlsgänger die Hostie selbst nehmen; hielt die Fasten nicht; und wandte sich nun, gleich den Ebernburgern in Haß gegen die Bilder in den Kirchen. Man nannte die Heiligen-Bilder, weil sie in Oel gemahlt waren, Oelgötzen; die plastischen Darstellungen Klötze — bald kam es zu einzelnen Bilderstürmen; man riß die Bilder herab und zerhackte sie. Bodenstein behauptete, wo die Obrigkeit läßig sei, die Kirche zu reinigen, habe die Gemeinde das Recht zuzugreifen. Kurz! die revolutionärste Crapula war in diesen Auffaßungen im Anzuge, und da er das gemeine Volk und die Studenten und überhaupt junge Leute in Wittemberg in diesem Sinne als Anhang hatte, vermochte der Magistrat nichts gegen ihn. Man griff, wenn auch einzelnes Verständiges verlangt ward, doch überall unberufen und in frechster Anmaßung zu. Man nöthigte den Magistrat alle Häuser öffentlicher Vergnügung

zu schließen, alle Bettelei zu hindern und dagegen (ganz communistisch) das Vermögen der Brüderschaften zu Erhaltung der Armen zu verwenden. Die Theologen, so behauptete nun Bodenstein, sollten sich bilden, wie die Jünger des Herrn; sie brauchten weder zu studiren, noch academische Grade zu suchen. Sie sollten den Acker bauen oder ein Gewerbe treiben und die Schrift lesen. Mit Einem Worte! die himmlischen Propheten von Zwickau fanden solchen Anklang, daß Alles über einander gieng. Melanchthon war dem stürmischen Wesen nicht gewachsen; der Kurfürst scheint in sich mit mancher Unklarheit gekämpft zu haben, war jedesfalles zu keinem entschloßenen Eingreifen geneigt — es war Gefahr vorhanden, daß die ganze Bewegung, die Luther angeregt hatte, in einem gemeinen Wüsten untergieng. Da kam er plötzlich im März 1522 von der Wartburg wider nach Wittemberg, um die That seines Lebens vor solcher Zugabe zu retten. Aber er hatte nun eine ganz andere Stellung als früher. Er hatte früher sich zumeist negativ gegen einzelne Puncte der herrschenden Kirchenlehre gehalten, den Ritus dagegen unberührt bestehen laßen. Nun war schon Alles in Wittenberg in Unordnung, und in dieser Lage fiel es ihm natürlich nicht ein diejenigen Theile des alten Gottesdienstes, die seine Billigung nicht hatten, wider herzustellen. Wegen dieser im Ganzen des Gottesdienstes entstehenden Lücken muste er nun Vorsorge — er muste Aenderungen treffen — dabei aber war es für seine Stellung entscheidend, daß er nicht die Initiative des Abschaffens zu ergreifen brauchte, sondern daß er auftreten konnte als mäßigender Ordner. Hätte er zuerst angegriffen und Widerstand gefunden, wer weiß wohin auch ihn seine Heftigkeit geführt hätte! nun hatte er vielmehr der Heftigkeit anderer zu steuern, sie zu mäßigen. Die Privatmesse ließ er, wie das natürlich aus dem von ihm genommenen Standpuncte folgte, abgeschafft. Ja! wigelte später (gegen Ende 1524) selbst noch einmal einen Theil seiner Wittenberger auf, um deren Abschaffung auch in der Stiftskirche zu erzwingen. In Beziehung auf andere Cerimonien erklärte er, es sei gleichgiltig, ob man sie laße; es komme nichts darauf an, ob

der Christ das Abendmahl in beiden Gestalten oder nur in einer nehme; ob er sich der Ohrenbeichte unterziehe oder nicht; Bilder in den Kirchen habe oder nicht; Fasten halte oder nicht — aber verwerflich sei und schädlich, wegen solcher Dinge Lärmen und Aufruhr zu treiben. In sehr kräftigen Predigten gewann er seine Wittenberger und beruhigte sie. Eine Schrift Bodensteins dagegen unterdrückte er; die Zwickauer vertrieb er; und er selbst kehrte in das Augustinerkloster zurück und trug wider seine Kutte als Mönch. (Erst am 13. Juni 1525 heirathete er die aus Kloster Nimpschen entflohene Katharina von Bora).

In solcher Lage und Stimmung war Luther, als er von Sickingens Vorhaben gegen Trier hörte, und natürlich erstreckte sich seine mäßigende Stimmung auch auf die Betrachtung dieser Dinge. Er ließ Sickingen durch Nicolaus von Minkwitz abmahnen — aber der Rittersmann blieb nun bei seinen Vorsätzen. Franz befestigte seine Burgen beßer und verproviantirte sie; er hatte 5000 Reiter und 10,000 zu Fuß zusammen gebracht. Der Herzog von Braunschweig-Lüneburg hatte 1500 Reiter beurlaubt, die nun auch noch zu ihm stoßen sollten. Um einen Vorwand gegen Trier zu haben, nahm er sich der Forderungen von ein Paar Edelleuten, Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, an Unterthanen des Erzbischofs, die bei ihrer Weigerung jenen gerecht zu werden vom Erzbischofe geschützt wurden, an, und ließ sich diese Forderungen abtreten. Dann sandte er dem Kurfürsten einen Fehdebrief.

Der Kurfürst von Trier wandte sich um Hilfe an den von der Pfalz, an den von Mainz und an den Landgrafen von Hessen. Aber ehe sie helfen konnten, hatte Sickingen sein Heer in der Gegend von Straßburg zu Anfange des Herbstes 1522 gemustert und zog damit gen Trier heran. Es war zugleich ein im schlechtesten Sinne reformatorisches Heer, was gegen allen Kirchenschmuck wüthete und im Trierischen seine Verfolgung besonders gegen die Geistlichkeit wandte. Das Reichsregiment erließ einen Befehl an Franz, er solle seine Feindseligkeiten einstellen.

Dieser achtete nicht darauf; er kannte die ohnmächtige Stellung dieser Behörde der Nation gegenüber, und zählte überdies auf Sympathieen innerhalb derselben. Das Reichsregiment muste, wollte es nicht ganz in Verachtung kommen, bei Todesstrafe verbieten, Sickingen bei seinem Friedensbruche zu dienen; aber alle dessen Leute blieben demohnerachtet bei ihm. Rasch hatte Sickingen Blieskastel genommen, ebenso St. Wendel. Der Herzog von Lothringen half Trier nicht, obwohl er dadurch bundbrüchig ward. Viele lothringische Ritter verstärkten sogar das sickingensche Heer. Der Kurfürst von Mainz that gar nichts; that nichts selbst als ihn ein besonderes kaiserliches Mandat dazu mahnte. Kurz! der Kurfürst von Trier war zunächst auf seine Kräfte allein verwiesen. Er machte, als er St. Wendels Einnahme erfahren, Gerlach von Isenburg zu seinem Feldhauptmanne und berief alle seine Vasallen. Sickingens Heer drang durch die Waldgegenden weiter gegen Trier vor. Am 7. Sept. ward der trierische Haufe gemustert; er war Sickingens Macht in keiner Hinsicht gewachsen; man beschloß also sich auf die Vertheidigung der Stadt Trier zu beschränken, und schon am folgenden Tage erschienen die Feinde vor derselben. Sickingen hatte auf die Einnahme des Klosters St. Maximin und seiner reichen Vorräthe gerechnet; aber statt sich mit dessen Vertheidigung zu belasten, hatte der Kurfürst es niderbrennen laßen. Das war für Sickingen ein um so härterer Schlag, als auch die Hoffnung, die Stadt Trier rasch einzunehmen, fehlschlug — und auch die von Minkwitz herangeführten braunschweigischen Reiter unterwegs von dem jungen Landgrafen von Hessen überwältigt wurden.

Der Kurfürst von der Pfalz fieng doch nun an wegen Sickingens besorgt zu werden. Er bot dem Landgrafen, der Sickingen haßte, die Hand; beide rüsteten sich, während Sickingen vor Trier lag, in dessen Rücken. Als Sickingen davon hörte, und sich überzeugte, daß Trier nicht sofort genommen werden könne, wagte er nicht abzuwarten bis er zwischen zwei Feuer käme — er zog am 14 September ab; — und mit Recht sagt Ranke: in diesen Ta-

gen vom 7ten zum 14ten September habe eine große Wendung der Geschicke Deutschlands gelegen.

Die verbündeten Fürsten brandschatzten Albrecht von Mainz, weil er Sickingen Vorschub geleistet, um eine bedeutende Summe; nahmen Kronenberg und vertrieben Herrn Hartmuth von Kronenberg; nahmen Salmünster und vertrieben Herrn Frowin von Hutten; warfen so aller Orten Sickingens Freunde nider oder schüchterten sie ein. Auch der schwäbische Bund war gegen die Ritter, und nur daß Sickingens fürstliche Gegner gegen das bestellte Reichsregiment eine ebenso nichtachtende Sprache führten als Sickingen, ließ das Reichsregiment dem schwäbischen Bunde noch entgegentreten. Das Regiment nahm sich des Kurfürsten von Mainz, nahm sich der bereits gestraften Ritter an, und war theils durch seine Zusammensetzung überhaupt, theils dadurch daß der Kurfürst von Sachsen eben an seiner Spitze stund, in gewisser Weise im Interesse der Evangelischen. Sich Sickingens selbst anzunehmen, vermochte jedoch dasselbe nicht mehr, als sich im Frühjahre 1523 der Angriff der Fürsten endlich unmittelbar gegen diesen vorbereitete, da ihm durch den früheren Achtspruch und Sickingens trotzige Nichtachtung die Hände gebunden waren.*) Dagegen rechnete Sickingen, der eben auf seiner Burg Land-

*) Auch war der Beisitzer des Reichsregimentes, der am Tiefsten in die Plane der verschworenen Ritter eingeweiht war, und am kecksten Sickingens Interesse seit 1522 (wo er ins Regiment gekommen) wahrgenommen hatte, der pfälzische Kanzler Johann von Fuchsstein, seinem Herrn, dem Pfalzgrafen Friedrich (nachmaligen Kurfürsten Friedrich II.) verdächtig geworden, und seit Fastnacht 1523 zu Amberg in's Gefängniß geworfen. Auf Fürbitte vornehmer Freunde ward er im Frühjahre frei, und machte daß er aus seines Herrn Bereich kam; was sehr verständig war, denn Kurfürst Friedrich I. fand in derselben Zeit unter den Papieren Franzens auf der eingenommenen Ebernburg die Beweise, daß Fuchsstein mit Sickingen in nächster Verbindung gestanden und Sickingen getröstet hatte mit der Wohlgewogenheit des Reichsregimentes trotz des Achtspruches, so daß eben die Zeit sei, die Hoffarth der Fürsten zu dämpfen und den deutschen Adel von deren Joche zu befreien. — Die ausführlichsten Nachweisungen über diesen Mann finden sich in dem über diesem Paragraphen angeführten Werke von Jörg.

stuhl saß, zuversichtlich noch auf bedeutenden Zuzug aus allen Gegenden: aber dieser blieb aus und die Feinde kamen und umlagerten ihn. Am 30ten April fiengen die drei verbündeten Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen an, seine Burg zu beschießen. Noch an demselben Tage ward ein Thurm durch das Geschütz nidergelegt; als Sickingen den Schaden besehen gieng, schlug die Kugel einer Schlange in das Vertheidigungszeug, und schleuderte Sickingen einen spitzen Balken so in die Seite, daß er todtwund ward. Da blieb nichts übrig als zu capituliren, denn weit und breit wuste Sickingen nun nicht, woher ihm in der Eile Hilfe kommen sollte. Er war im Sterben als die Fürsten zu ihm eintraten. Auf ihre Vorwürfe antwortete er ruhig. Fast unmittelbar nachher starb er. Alle seine und seiner Freunde Burgen kamen in die Gewalt der Fürsten; der schwäbische Bund strafte die des Aufruhrs verdächtigen Ritter in Schwaben und Franken*). Alle Plane des Adels waren gescheitert; der Bund der Ritter aus einander geworfen. Hutten, der geächtete, hatte allen Anhalt verloren. Von Ort zu Ort flüchtete er. Seine venerischen Uebel waren ärger, ekelhafter als je zum Ausbruch gekommen, nachdem sie längere Zeit geheilt geschienen. Er war in trostlosester Lage, als ihn Zwingli einem heilkundigen Pfarrer auf der Insel Ufnau im züricher See empfahl. Hier starb er so arm, daß seine ganze Hinterlaßenschaft in den Kleidern bestund, die er zuletzt getragen, und in seiner Feder, die er zuletzt noch einmal wüthend gegen Erasmus gekehrt, der sich von ihm, und seit die kirchliche Bewegung eine so gewaltsame Außenseite gewonnen, auch von dieser abgekehrt hatte. Beim Reichsregimente war für die Reste der Sickingischen Partei keine Hilfe mehr; auch des Regiments Beschlüße über Reichshilfen, die die Stände leisten sollten, wurden nun

*) Eine Anzahl der geächteten und vertriebenen Ritter (namentlich: Thomas von Absberg, die Rosenberger von Bocksberg, Hartmuth von Kronenberg, Frowin von Hutten und Sickingens Sohn Schweikhart) rettete sich nach der Schweiz, wo damals in Basel auch der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg sich viel aufhielt, und suchten an ihm Anhalt, wurden auch in seine späteren Unternehmungen, zum Theil in den Bauernaufruhr verflochten.

in Spanien selbst am kaiserlichen Hofe von den Gesandten der Städte angefochten, und der Kaiser gieng auf die Vorstellungen der Städte ein, und bestätigte die Beschlüße des Regimentes nicht. Es kam zu einer Art Vereinbarung der Städte mit dem Kaiser gegen das Regiment, welches schon Sickingens fürstliche Gegner und der schwäbische Bund nicht geachtet hatten.

Unter solchen Umständen muste das Regiment nothwendig eine veränderte Stellung nehmen, wenn es nicht ganz zu Spott werden wollte. Diese gewann es durch das Interesse des Erzherzogs Ferdinand, des Bruders des Kaisers, der gerade durch das Regiment einen gewissen Einfluß im Reiche haben konnte; ferner durch den Kurfürsten von Mainz, der durch die Sickingen feindlichen Fürsten gelitten hatte, und nun das brandenburgische Haus in sein Interesse zog; durch Friedrich von Sachsen und durch Alles endlich was sich von der Ritterschaft aus dem Sturme gerettet hatte, ohne landflüchtig werden zu müßen. Eine Regimentspartei, eine kurfürstliche Partei und des Kaisers Partei stunden einander, als 1524 der Reichstag zusammentrat, entgegen. Aber bald sah man auf dem Reichstage, daß die Regimentspartei mit ihren Absichten den Kürzeren zog; die kurfürstliche (durch Pfalz, Trier und Cöln vertreten) gewann an Einfluß. Es lag indessen im Interesse des Kaisers, daß das zeitherige Regiment nicht aufgelöst würde, bevor ein neues bestellt wäre. Obwohl Kurfürst Friedrich von Sachsen, der zu dem Kaiser gehalten, am 24ten Februar 1524 unzufrieden Nürnberg verließ, ward dies durchgesetzt; aber dem neubesetzten (und dann in Eßlingen Residenz nehmenden) Reichsregimente bedeutendere Mittel zu Gebote zu stellen, gelang auch diesmal des Kaisers Partei nicht, ja! der Kaiser muste, um nur die Dauer des Regiments zu erhalten die Hälfte der Unterhaltungskosten selbst übernehmen. Noch verwirrter wurden die Verhältnisse dadurch, daß der nach Nürnberg gekommene päbstliche Legat, Campeggi, eben den damaligen Moment für geeignet hielt, an das Wormser Edict zu erinneren, denn er sah sich in Deutschland, sah sich in Gegenwart des Reichs-

tages selbst wenig geachtet. Diese Mahnung des Legaten aber brachte wider alle Widerwilligkeit der der Geistlichkeit ungeneigten Stände, namentlich der Städte in Bewegung, und man faßte nun auf dem Reichstage den Beschluß, man wolle das Wormser Edict ausführen, so weit als möglich. Das war für die Interessen der alten Kirche Schlimmeres als der bisherige Stand der Dinge. Denn zeither durfte man noch besorgt sein, wegen der Nichtausführung einmal von Reichs wegen zur Rede gestellt zu werden; aber nun hatte das Reich selbst die Unmöglichkeit strenger Durchführung des Wormser Edicts anerkannt, und es blieb jedem Stande überlaßen, was er noch für möglich halte. Da ward dem päbstlichen Hofe klar, daß seine Sache in Deutschland verloren sei, wenn es ihm nicht gelinge, einige mächtige deutsche Reichsstände fester an sein Interesse zu knüpfen. Leo X. war am 1ten December 1521 gestorben. Adrian war ihm gefolgt, voll gutes Willens, die Kirche in einer Weise zu reformiren, wie es Luther, wenn er noch auf seinem anfänglichen Standpuncte geblieben wäre, vollkommen genug gethan haben würde. Aber mitten in seinen reformatorischen Versuchen war auch dieser Pabst gestorben, und im November 1523 war ihm der Cardinal Giulio de' Medici, dem wir schon in den italienischen Angelegenheiten begegnet sind, unter dem Namen Clemens VII. gefolgt. Er war ein Mann ganz in der Weise der letzten italienischen Päbste, der das Pabstthum ansah als eine Quelle von Mitteln für seine persönliche und Familienpolitik, und der deshalb ganz äußerlich an dem Bestande der Kirche hielt und von einer Reform aus religiösen Gründen nichts wißen wollte. Ihm gelang es, die bairischen Fürsten zu gewinnen, die ehemals, wenn auch nicht im Sinne der deutschen Neuerung, doch so antirömisch waren wie die meisten Stände deutscher Nation. Auch hatten die lutherischen Ansichten in den bairischen Territorien zeither viel Anklang gefunden. Aber schon früher, ehe Clemens eingriff, war es die Universität Ingolstadt, war es besonders Mayer von Eck (der es sich noch einmal eine Reise nach Rom kosten ließ,) diese und ähnliche Einflüße waren es,

welche die Herzoge von Baiern für das römische Interesse stimmten. Im Frühjahre 1522 waren die bairischen Fürsten zuerst mit einem Mandate in diesem Sinne aufgetreten; aber die Bischöfe selbst fürchteten, als sich die weltlichen Fürsten hier decidirt der geistlichen Sachen annahmen, das könne ihrer Jurisdiction Schaden thun, und unterstützten die Herzoge wenig. Eck ward im Sommer 1523 von Pabst Adrian wider nach Rom eingeladen; da beauftragten ihn die Herzoge mit einer förmlichen Klage gegen die Bischöfe. Adrian ordnete hierauf eine geistliche Commission in Baiern an, welche selbst ohne die Bischöfe gegen Geistliche verfahren und sie zur Bestrafung der weltlichen Gewalt überantworten durften. Nun knüpfte sich das Interesse vermehrter, auch über die Geistlichkeit ausgedehnter Fürstengewalt an das Verfahren gegen die lutherischen Ketzer und die katholische Kirche hielt fast gleichen Schritt mit den der Reformation Ergebenen, die Landeskirchen in hohem Grade der weltlichen Gewalt unterzuordnen. Die Herzoge, die Universität Ingolstadt und der Pabst verbündeten sich hier gegen die Bischöfe, wie in Sachsen der Kurfürst, die Universität Wittenberg und das Reformationsinteresse. Der Pabst sagte den Herzogen von Baiern den fünften Theil der geistlichen Einkünfte in ihrem Gebiete zu, wodurch die Macht der Herzoge nach der weltlichen Seite außerordentlich gehoben ward, aber die Fürsten auch von Rom, wo man diese Bewilligungen zu erhalten und erneuern zu laßen suchen muste, abhängiger wurden. Durch Baiern und zum Theil in ähnlicher Weise wie Baiern ward nun auch der Erzherzog Ferdinand, dem die deutschen Territorien des Hauses Oestreich zugefallen waren, gewonnen, und von Rom aus der Erzbischof von Salzburg — und nachdem der Nürnberger Reichstag so unglücklich für die römischen Interessen geendet hatte, kam eine Conferenz süddeutscher geistlicher und weltlicher Fürsten in Regensburg im Juni 1524 zu Stande. Eck war sehr thätig dabei und der größeste Theil der süddeutschen Bischöfe schloß sich an. Man wollte in den Gebieten der hier Vereinten wenigstens das Wormser Edict streng durchführen. Auch Karl V. war ge-

wonnen worden; er erließ im Juli ein Mandat an die Reichsstände, welches ihnen die Ausführung des Wormser Edictes zur strengen Pflicht machte. Jene Verheirathung, durch deren Zusage der Kurfürst Friedrich von Sachsen war der Kaiserwahl gewonnen worden, ward nun rückgängig. Des Kaisers Schwester heirathete den König Johann von Portugal. Das brandenburgische Haus, das sächsische, die rheinischen Kurfürsten bildeten nun bald einen dieser sich formirenden östreichisch-bairisch-süddeutschen Partei entgegentretenden Kreis — und die Folge war, daß wenn nun auch eine Anzahl Fürsten strenger auf die Ausführung des Wormser Edictes drangen, doch am Ende die einzelnen Reichsstände ungebunden blieben und jeder in seinen Territorien anordnete und that oder geschehen ließ in Religionssachen, wozu er Belieben trug — nur daß die beiden einander feindlichen Richtungen nun gewaltsamer, auch schon in blutigen Verfolgungen gegen einander traten. Die brandenburgischen Territorien in Franken traten im Herbste 1524 mit Bewilligung ihrer Fürsten der Reformation, wie sie jetzt von Wittemberg ausgegangen war, in demselben Maße bei, wie die sächsisch-ernestinischen Lande, wie die Stadt Nürnberg. Im Juli hatte sich auch der junge Landgraf von Hessen ganz für die Reformation entschieden. Der verjagte Herzog von Würtemberg erklärte sich ebenfalls für die Reformation, so wie der Herzog von Lüneburg, und Sickingens Plane in Beziehung auf Säcularisation geistlicher Fürstenthümer fanden wenigstens nicht zu lange nach seinem Tode zum Theil eine Ausführung durch den Hochmeister Albrecht von Preussen, der den Ansichten des Kurfürsten von Mainz, die sich jetzt nach Sickingens Falle verbergen musten, nicht fremd geblieben war, und 1524 in Preussen die Reformation durchführte, dann im April 1525 durch den Krakauer Frieden Preussen als polnisches, weltliches Lehn erhielt. Im Ganzen blieb der interimistische Zustand auch ferner, und gewährte noch einer revolutionären Bewegung in Deutschland Raum, um ans Licht zu treten.

Als Franz von Sickingen mehrere Jahre lang seine Plane vorbereitete, hatte man im ganzen südlichen und

mittleren Deutschland durch Schriften und Gerüchte das gemeine Volk darauf vorbereitet. Welch' eine Unruhe, ein revolutionäres Streben damals in einzelnen Gegenden sich der Bauerschaften, fast überall sich des Kleinbürgerstandes bemächtigt hatte, ist früher mehrfach von uns angedeutet worden; alle diese Elemente der Umwälzung hatten Sickingens und seiner Anhänger Ansprachen nur mit zu großer Sympathie aufgenommen. Die Reformation in Kirchensachen knüpfte sich mit den Freiheitshoffnungen der Ritter nicht nur, sondern auch der nideren Stände zusammen. Aber als Sickingen gefallen, die Kraft der Ritter gebrochen, Sickingens entschloßenster Anhang landflüchtig war, fehlte einige Zeit den nideren Ständen jeder Einigungspunkt. Nur durch Emissare der Flüchtlinge ward die Gährung in den Gemüthern erhalten, und so lebte man eine Zeitlang in dumpfer Unruhe hin. Der Reformatorenkreis von der Ebernburg hatte sich zerstreut, aber er hatte seine Richtung beibehalten. Der vertriebene Herzog von Würtemberg muste auf diese gährenden Zustände und deren künftigen wilden Ausbruch eben so sehr seine Hoffnungen setzen, als die nach der Schweiz geflohenen Ritter. Auch Bodenstein, der von Wittemberg hatte weichen müßen, der sich in Orlamünde in eine Pfarrei eingedrängt hatte, war von seiner gewaltsameren, abstracteren zugleich und revolutionäreren kirchlichen Richtung nicht zurückgekommen. Er stund aber im mittleren Deutschland nicht allein, denn auch Johann Strauß war in Eisenach in ähnlicher Richtung thätig und Thomas Münzer in Alstädt. Sie unterhielten, wie in unserer Zeit hie und da die Häupter der freien Gemeinden, die revolutionären Zusammenhänge. Der Zwickauer Schwarmgeist, Nicolaus Storch, hatte sich nun in Hof im Voigtlande gesetzt, wider zwölf Apostel um sich gesammelt und verkündete von da aus sein himmlisches Reich. Jene eigenthümliche Vermählung der wittemberger und zwickauer Bewegungen, wie sie eine Zeitlang, bis Luther zurückkam, in Wittemberg selbst getobt hatte, setzte sich in eigenthümlicher Weise in den Köpfen dieser Männer, und wirkte das Volk und dessen unruhigen Sinn weit mehr an-

sprechend als Luthers nun mäßigendes Wort. Das Volk im Allgemeinen in Deutschland konnte nicht begreifen, wie das Evangelium und die heilige Schrift, wenn sie für die höhere „Glaubenslehre" die Norm abgeben sollten, nicht auch für die nideren bürgerlichen Verhältnisse Norm sein müßten. Man sprach von evangelischer Freiheit und verstund darunter in vagen Umrißen eine Freiheit, wobei alle persönlichen Abhängigkeiten aufhörten; wo man, wie nun den Pfarrer, so die Obrigkeit überall selbst constituiren und wählen wollte; wo in den Vermögens- und Standesverhältnissen eine s. g. brüderliche Gleichheit statt finden sollte. Weil alle in gleicher Weise mit dem Blute Christi erlöst seien, so räsonnirte der Pöbel unter den Gebildeten und Halbgebildeten, dürfe es auch in Zukunft keine Ungleichheit unter den Menschen geben. Die Gier des ungebildeten Pöbels füllte bereitwillig die Lücken aus, die etwa dies Räsonnement noch ließ. Wo man im Neuen Testamente für bürgerliche Verhältnisse keine gesetzliche Norm fand, griff man zum Alten, und es kam vor, daß man auch die Vielweiberei der alten Hebräer hie und da einzuführen suchte. Die israelitische Gesetzgebung in Beziehung auf Agrarverhältnisse, das Jobeljahr mit seinem Rückfalle alles Grundbesitzes an die ursprünglichen Eigenthümer, mit seiner Beendigung aller Pacht- und Zinsverhältnisse, paßte nur zu gut zu den Wünschen der deutschen Bauern, die zufällig herabgekommen waren. Anderes dagegen, was den Bauern zuwider war, ward mit dem Neuen Testamente beseitigt, z. B. der Zehnte sollte durch das Neue Testament aufgehoben sein. Es war nirgends ein bestimmter Umfang aller dieser Doctrinen vorhanden; sondern hier warf man sich mehr auf diese, dort mehr auf jene Lehre — aber eine gewisse Masse von religiös-politischem Gährungsstoffe hatte sich von der Ebernburg und von den Bodensteinischen Kreisen, nachher von den nach der Schweiz Geflüchteten, die ihren Mittelpunkt in Basel hatten, aus verbreitet, hatte sich in verschiedenem Umfange zu den früher schon von der Schweiz her in Gang gekommenen Umwälzungsgedanken der deutschen Bauern gesellt, und wirkte nun als mächtiges Hebungsmittel. Neue Schrif-

ten, Sendschreiben an Karsthansen kamen Anfangs 1525 heraus und das war auch die Zeit, wo der Sturm äußerlich losbrach. Zuerst machte der Sache eine kleine Gaße die Unzufriedenheit der Bauern in der Landgrafschaft Stühlingen mit ihrem Herrn, dem Grafen von Lupsen, der wirklich eine harte Herrschaft gewesen zu sein scheint und gegen den sie sich (Ende Juni 1524) mit den Waffen setzten. Da dergleichen in jener Zeit oft vorgekommen war, würde nichts besonderes dabei sein, hätten sich nicht die Leute, die mit einer großen Revolution umgiengen, der Sache bemächtigt. Diese Stühlinger Bauern wollten anfangs noch nichts von der kirchlichen Reformation wißen — aber Thomas Münzer, der in jener Zeit von Alstädt vertrieben ward, kam herbei und predigte ihnen das Evangelium in seiner Weise; Balthasar Hubmaier, ehemals Professor der Theologie in Ingolstadt, der ganz auf diese wilde Richtung der Reformation eingegangen war, trat als Prediger derselben Richtung bei ihnen auf. Waldshut, eine der vier östreichischen Waldstädte, war damals von Zürich *) aus reformirt und revolutionirt zugleich und gegen ihre östreichische Herrschaft unter den Waffen und von dem vertriebenen Herzog Ulrich mit Geld unterstützt. Mit Waldshut brachte eines der nachmaligen Häupter des Bauernaufruhres, der ehemalige Landsknecht Hans Müller von Bulgenbach die Stühlinger Rebellen in eine evangelische Brüderschaft; auch die gräflich Sulzischen, Landeckschen und die St. Blasischen Bauern giengen in diese Brüderschaft ein, und Boten giengen an den Rhein, in den Elsaß, durch ganz Schwaben, Franken und Düringen, um die Revolution anzusagen, die darin bestehen sollte, daß alle Herrschaftsrechte in Deutschland aufhören sollten außer die des Kaisers; daß niemand mehr Steuern und Gaben erhalten solle als der Kaiser; alle Schlößer, Klöster und was den Namen geistlich habe solle zerstört und abgethan werden; und was sie unter dem Kai-

*) Wo sich die Reformation in einem ganz ähnlichen Sinne, wie er auf der Ebernburg geherrscht hatte, durch den Leutpriester beim großen Münster, Ulrich Zwingli, seit 1518 festgesetzt hatte.

ser verstunden, machten sie durch den Zusatz deutlich: dieser solle ihnen nicht darein reden. Ohne damals noch das rechte Wort zu haben, dachten sie an eine constitutionelle Kaiserpuppe zu Beschönigung ihrer Sauereien, wie andere Leute in unserer Zeit. Während aber diese Gährung in der südwestlichsten Ecke Deutschlands noch keine bestimmtere Gestalt gewinnen konnte, waren die Forchheimer in ihrer Ungeduld schon vereinzelt losgebrochen. Schon am 26ten Mai 1524 hatte sich die gemeine Bürgerschaft erhoben, die Bauern aus dem Forchheimer und Ebermannstadter Grund, aus Hochstadt und Herzogenaurach an sich gezogen und erklärt: Waßer, Wald, Wild und Vögel sollten frei sein allen, der Zehnte auf den Dreißigsten herabgesetzt und keinem Domherrn mehr etwas verabreicht werden. Die ganze Umgegend von Nürnberg ward von der Bewegung durchzittert, so daß dem Rathe der Stadt Angst ward — aber die Macht, die der benachbarte Markgraf Kasimir von Brandenburg zur Hand hatte, brachte die Leute hier einstweilen wider zur Besinnung und der Bischof von Bamberg verfuhr glimpflich mit seinen scheinbar reuigen Unterthanen; nur den Pfarrer Jörg Kreutzer, der hier die Bewegung wie es scheint durch seine Predigten eingeleitet, behielt er im Gefängniß.

Am meisten mit durchgedrungen von dem neuen Revolutionsevangelium war das Gebiet des Fürst-Abtes von Kempten, in welchem neun Geistliche durch ihre Predigten in diesem Sinne das Volk aufwühlen halfen, und wo nun endlich auch im Januar 1525 der g r o ß e Sturm zuerst losbrach. Der Abt ward von seinen empörten Unterthanen in seiner Burg zu einer Kapitulation gezwungen, die ihnen den Willen that. Sofort nach diesem Siege erhob sich die Bauerschaft in dem Gebiete des Bischofs von Augsburg im Algau, schloß sich den Kemptenern an, brachte die Unterthanen der Grafen von Montfort, des Truchseß von Waldburg und anderer kleinerer Reichsstände in ihre Einigung und bildete den s. g. großen Algäuer Haufen. Hier und fast überall war der Hergang dieser, daß, nachdem in der Regel die Prädicanten aufgeregt hatten, sich zuerst Haufen von Gesindel bildeten und diese dann durch Drohungen,

Gewalt und Mishandlung auch die ruhig und gehorsam-bleiben wollenden, aber von allem obrigkeitlichen Schutze verlaßenen Landleute zum Zuzuge und zum Mitthun zwangen, während die Obrigkeiten und Herrschaften auf das Jämmerlichste Muth und Kopf verloren — ganz ähnlich wie die Jahre 1848 und 1849 diese Erscheinung wider gezeigt haben. An die Spitze dieses Algäuer Haufens trat Dietrich Hurlewagen von Lindau. Der Aufstand verbreitete sich um das ganze schwäbische Ufer des Bodensee's und den dadurch entstehenden Seehaufen führte Eitelhans Ziegelmüller von Theuringen. Bis Anfangs März bildete sich ein dritter Haufe unter Ulrich Schmid von Sulingen, wozu das Volk im Ried und von der Iller, also von beiden Seiten der Donau, hielt, Unterthanen vieler kleinen Reichsstände — man nannte diesen Haufen den Baldringer.

Der schwäbische Bund vermochte zunächst nichts gegen diese Bauern, denn er muste sein Hauptaugenmerk auf den Herzog von Würtemberg richten. Herr von Fuchsstein war von diesem im Januar nach Italien an König Franz von Frankreich geschickt worden, der eben vor Pavei lag, um Gelder wo möglich vom Könige zu erhalten. Aus Italien zurückgekehrt, eilte dieser Mann nach Kaufbeuern um die oberschwäbischen Bauern zur Ausbreitung des Aufruhrs auch nach Baiern herein zu bewegen, und dadurch die Macht Baierns, die dem schwäbischen Bunde das Hauptgewicht zu geben schien, zu lähmen. Er selbst trat nun auch als Prädicant auf. Nur daß die Schweizer auch diesmal den Herzog nicht, wie er gehofft, unterstützten, vielmehr ihre Leute von ihm, der schon die Grenzen seines Landes wider überschritten hatte, abriefen — sonst würde er gesiegt haben. So aber war er schon in der zweiten Hälfte des März wider der Hauptsache nach beseitigt, und nun endlich konnte der Bundeshauptmann Truchseß-Waldburg gegen die Bauern ziehen; er hatte aber, da sich die Bauern inzwischen sehr verstärkt hatten, nicht Truppen genug, um einen Hauptschlag wagen zu können, und bald verbreitete sich der Aufstand immer weiter. Die Schwarzwälder Bauern zwischen Wutach und Dreisam stunden auf und bildeten einen vierten Haufen un-

ter dem schon oben genannten Hans Müller von Bulgenbach. Sie hatten wider die uraltdeutsche Sitte des Fahnenwagens *) erneuert — auf einem laubumkränzten Wagen ward die Sturmfahne einher gefahren — und seitdem sich Alles mehr gesammelt und geordnet hatte, erhielt auch das Begehren der Bauern einen bestimmteren Ausdruck in den, wahrscheinlich vom Fuchssteiner verfaßten, in Memmingen zuerst proclamirten zwölf Artikeln **) oder deutschen Grundrechten damaliger Zeit. Dieser Mann wird in jener Zeit, da er Doctor Juris und bei den Bauern in größtem Ansehen war, allgemein als der Bauern Advocat bezeichnet. Nach dem Verluste der schwäbischen Bauern bei Sindelfingen und nachdem der Herzog nun erst ganz auf die Unternehmungen gegen den Bund in dieser Zeit verzichtet hatte, verließ auch Fuchssteiner endlich die Bauern wider, und floh mit dem Herzoge nach der Schweiz.***) Nach seinem Ab-

*) Die sich bei Langobarden (caroccio) und Angelsachsen länger erhalten hatte.

**) Diese Artikel fordern: 1) freie Pfarrerwahl; 2) daß der Zehnte nur dem Ortspfarrer, den Ortsarmen und den gemeinen Lasten des Ortes zu Gute kommen (Ist der Zehnte an andere gekommen, so soll er unter billigen Bedingungen abgelöst werden); 3) alle Leibeigenschaft soll ein Ende haben; 4) Jagd und Fischerei sollen frei sein; 5) Die Waldungen sollen den Gemeinden gehören, außer wo jemand durch Kaufbriefe Eigenthum davon nachweisen kann; 6) nur billig gemeßene, nicht ungemeßene Frohnden sollen statt finden; 7) keine Herrschaft soll in Dienstforderung weiter um sich greifen; 8) wo die auf den Gütern ruhenden Zinsen und Gülten zu hoch sind, sollen sie herabgesetzt werden; 9) Gerechtigkeit soll ohne Neid und Gunst gepflegt werden; 10) Alle ehemals der Gemeinde gehörigen Grundstücke sollen für dieselbe reclamirt werden; 11) das Todfallsrecht soll gänzlich ein Ende haben; 12) sollte aber nachgewiesen werden, daß einer dieser 11 Artikel wider Gott wäre, so soll er cassirt werden.

***) Der Herzog brauchte ihn noch eine Zeitlang zu den verschiedensten Unterhandlungen und Versendungen, die der gewandte Mann trotz der Gefahren, die er oft im Fall einer Entdeckung seiner Person laufen muste, alle kühnlich ausrichtete. Doch muß auch Ulrich ihn als einen Schelm haben kennen lernen, denn als er später restituirt war und der Fuchssteiner zu ihm nach Würtemberg kam, ließ er ihn gefangen setzen. Der Mann starb später im größten Elende in Regensburg.

gange war Hans Müller entschieden der bedeutendste Führer der südschwäbischen Bauern. Er setzte fest, daß jeder der nicht in die christliche Einigung der 12 Artikel treten wolle, im Banne sein solle, und daß, so lange einer darin sei, niemand mit ihm weder weltlichen noch geistlichen Verkehr haben dürfe. Auch Edelleute und geistliche Herren sollten in diese christliche Brüderschaft eintreten müßen, ihre Schlößer brechen und in Häusern leben, die nur Eine Thüre hätten, oder im Banne sein.

Bedeutender aber als die südschwäbischen traten bald die nordschwäbischen und fränkischen Bauern auf. Es waren auch hier die 12 Artikel und die sie begleitende Aufforderung in die christliche Einigung zu treten, welche Alles zur Empörung brachten. Der von Luther auch aus Orlamünde vertriebene Bodenstein war in diesen Gegenden besonders thätig gewesen zur Aufregung. Schon im März kam es in Rothenburg an der Tauber zu einer Empörung der gemeinen Bürgerschaft gegen den Rath, der sein Regiment abgeben muste. Sofort schloß sich das Deutsch-Ordens-Gebiet von Mergentheim dem Aufstande an; es ward ein Haufe gebildet, den der Ritter Stephan von Menzingen und Hans Kolbenschlag führten. Die Odenwälder stunden auf und bildeten unter Jörg Metzler von Ballenberg, einem verdorbenen Wirth, der durch lüderliches Leben herabgekommen war, einen großen Haufen, der zuerst im Schüpfergrunde zusammentrat; die aus der Umgegend von Heilbronn einen zweiten unter dem wilden Jäcklein Rohrbach von Böckingen, einem ganz verschuldeten, auch schon wegen Mord verfolgten Manne; und nun trat ein alter Mann aus dem Hohenlohischen, Wendel Hipler, einst Hohenlohischer Kanzler, nun vom Amte entfernt wegen Bedrückung und Uebervortheilung der Unterthanen, an die Spitze dieser verschiedenen nordschwäbischen und fränkischen Haufen. Auch hier hatte dasselbe Verfahren statt wie in Oberschwaben. Man nöthigte die Herrschaften zum Eintritte in die christliche Einigung. Nach einander unterschrieben die Herren von Rosenberg, der Comthur von Mergentheim, die Grafen von Hohenlohe und von Löwenstein die 12 Artikel.

Eine Zeitlang hielt sich diese Bauermasse bei ihrem ursprünglichen Vorgeben, möglichst friedlich ihren neuen Staat ausbreiten zu wollen — aber daß dies auf die Dauer nicht gieng, hinderte die Uneinigkeit der Führer und die rohe Gier der Massen. Am 4ten April hatte Metzler das reiche Cistercienser Kloster Schönthal besetzt; hier fand man 21 Fuder Wein und soff sie aus. Im Rausche ward, sogar in der Kirche, gewüstet, alles geplündert oder verdorben. Nachdem sie eine Zeitlang noch in Oehringen gehaust und die Grafen zur Vereinigung gezwungen, zogen sie am 12ten theils nach dem Frauenkloster Lichtenstern, aus welchem die Nonnen geflohen waren, und brannten dies Gotteshaus nieder, theils nach dem Taubergrunde. Am Charfreitage den 14ten April nahm Metzler Neckar-Sulm. Die Wüstheit des Haufens ward unter dem Plündern und Saufen immer ärger. Man hatte den Plan gefaßt, Weinsberg zu nehmen, was Graf Ludwig von Helfenstein für den schwäbischen Bund besetzt hielt. Die Einwohner leisteten den Bauern Vorschub; dagegen die Hilfe vom Bunde, auf welche der Graf gerechnet, blieb aus. Die Bauern nahmen Weinsberg am 16ten April, nahmen den Grafen gefangen, und Jäcklein Rohrbach ließ ihn durch die Spieße treiben.

Inzwischen war einer der geächteten Sickingischen Genoßen, ein wüster Rittersmann, Florian Geyer von Geyersberg, der als eignes Corps einen Haufen zusammengeworbener Landsknechte, die s. g. schwarze Schaar, führte, dem sich aber auch fränkische Bauernhaufen angeschloßen hatten, zu dem großen Zuge gekommen, und steigerte nun die Forderungen weit über die zwölf Artikel hinaus. Das religiöse Moment, was in diese noch aufgenommen war, trat ganz zurück und der bestialische Haß gegen geistliche und weltliche Obrigkeit trat unverholen hervor. Auf Geyers Vorschlag ward am Osterdienstag, den 18ten April die Stadt Heilbronn in die Einigung gebracht, dann wollte man sich gegen Würzburg wenden — aber je größer nun die Unordnung anwuchs, und je größerer Dinge man sich trotzdem vermaß, je nothwendiger fühlte man das Bedürfniß der Einheit der Ausführung und einer Art Regierung. Da

fand, als sich bei Gundelsheim alle kleineren Haufen wider in einen großen vereinigten, Wendel Hiplers Zureden endlich eine gute Statt, und es ward beschloßen Götz von Berlichingen zu zwingen, Anführer der Bauern zu werden. Nachdem er sich in Gundelsheim geweigert, muste er am andern Tage in Buchheim einwilligen Bauernführer zu werden, wenn er nicht erschlagen werden wollte. Er ward der Bauern Hauptmann unter Bedingungen die dem wüsten Wesen Einhalt thun sollten — aber wie war es möglich diese durchzuführen, so lange die Schreckgestalten des bösen Gewißens und der wilden Habgier und des Eigenwillens in allen Rotten und Gliedern des Haufens mitritten, und von keinem Menschen zu bannen waren. Wo diese Gesellen den Reigen führen kann Unglück im Einzelnen allerdings unsäglich viel geschehen — aber etwas haltbares zu gründen ist unmöglich — in letzter Instanz braucht niemand vor solchem Wesen, was bei jedem Zoll den es wächst auch schwächer wird, Angst zu haben — denn Gott ist wie überall, so auch in diesem Wesen gegenwärtig, aber in der Gestalt des Unglaubens der Einzelnen an sich und ihre Sache, in der Gestalt des geheimen Erzitterns der schuldigen Seelen, in der Gestalt des bleichen, blinden Schreckens endlich des ganzen Haufens.

Am 6ten und 7ten Mai trafen die verschiedenen Züge vor Würzburg ein, und da der gemeine Mann in der Stadt mit ihnen gleiches Sinnes war, wurden sie freudig in die Stadt genommen und fiengen an, den Frauenberg zu belagern. Als dies begonnen ward, waren die Bauern überall in höchster Macht, und hätten sie Hiplers ordnenden Rathschlägen zu folgen vermocht, so hätten sie auch viel erreichen können, denn auch der Bischof von Speier und der Kurfürst von der Pfalz hatten die 12 Artikel schon angenommen. Die elsaßischen Bauern waren unter der Anführung des Schlemmerhans und des Deckerhans aufgestanden, und hatten die Residenz des Bischofs von Straßburg, Zabern, genommen. Der Markgraf von Baden, der die Artikel nicht angenommen, war von Land und Leuten vertrieben. Der schwäbische Bundeshauptmann hatte am 17ten

April bei Weingarten mit den Algäuern und den Seebauern eine Capitulation geschloßen, und ihnen Abhilfe ihrer Beschwerden durch Schiedsspruch sechs unparteiischer Städte zugesagt. In Würtemberg hatte sich Alles gegen die östreichische Verwaltung erhoben; dahin muste sich nun der Truchseß wenden, und kaum hatte er gegen die Würtemberger, Hegauer und Schwarzwälder die würtembergische Grenze mit seinem Kriegsvolke überschritten, als die Algäuer den Vertrag brachen, in seinem Rücken wider aufstunden, und Baiern von Neuem bedrohten, während auch die Salzburger Bauern aufgestanden und die Tyroler zum Aufstande bereit waren. Der Erzherzog Ferdinand war für mildes, vorsichtiges Verfahren, und gewann mit seiner Ansicht lähmenden Einfluß auch auf den Bundesrath. Bei Steingaden sammelte sich die Algauische Kriegsmacht, 20000 M. unter ihnen alte Landsknechte mit Harnisch und Wehr — ihnen gegenüber bestund das ganze Bairische Heer aus 700 Reitern und 2000 Knechten — ein Bauernhaufe fiel schon in Baiern ein — aber die Führer giengen in der Rathlosigkeit, die ihnen überall folgte, am 15ten Mai einen Waffenstillstand auf 14 Tage ein, der ihre Haufen einstweilen wider auseinanderlaufen, und auf dieser Seite ihr ganzes Unternehmen scheitern machte. In jener Zeit aber, Anfangs Mai, als die Macht der Bauern überall am höchsten war, hatten auch der Bischof von Bamberg und der Abt von Hersfeld Concessionen gemacht. Der Coadjutor von Fulda, ein geborner Graf von Henneberg, ließ sich sogar von den aufrührerischen Bauern im Buchwalde zu ihrem Fürsten erwählen, und sein Bruder, Graf Wilhelm von Henneberg, trat in die Einung. Auch im Rheingau und im Aschaffenburgischen hatten sich die Mainzer Unterthanen erhoben. In Tyrol sagte der Erzherzog den Ständen des Inn- und Wippthales zu, er wolle gestatten, daß das Evangelium lauter und rein nach der Schrift gepredigt werde; mit den Algäuern, deren Verständnisse sich tief nach Tyrol erstreckten, war Ferdinand in noch bedrohlicheren Unterhandlungen, so daß der schwäbische Bund schon anfieng dem Erzherzoge selbst zu mistrauen, und die Ansicht

zu hegen, er wolle den Aufruhr zur Ausbreitung östreichischer Herrschaft nutzen; und in dem Bisthume Brixen war der Schreiber des Bischofs selbst, Michael Geißmayr, Führer der aufrührerischen Bauern auch nicht ohne daß der Verdacht entstund, der Erzherzog wolle das Verlangen der Bauern nach Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer zu Oestreichs Gewinn nutzen. Bis nach Wien hin hatten sich schon die Verbindungen und Verabredungen der Bauern ausgedehnt.

Alles aber gieng wider verloren und scheiterte, weil die mächtigsten, die Haupthaufen, und namentlich der in Würzburg zu keiner Ordnung zu bringen war. Vor allen repräsentirte Florian Geyer die roheste Gesinnung im Rathe. Hipler wollte Leute von mehr Einsicht und Haltung herbeiziehen – aber der Haß des Haufens gegen Alles, was nicht auf seine Bestialität eingieng, war zu grob; das böse Gewißen fühlte in der Anwesenheit jedes nur etwas beßeren Mannes einen lebendigen Vorwurf. Kaum daß Hipler die Einrichtung einer Kanzlei für das neue Regiment in Heilbronn durchsetzte, wohin er selbst zu Ausführung der Sache gieng. Von hier aus beabsichtigte er die Reform zu leiten; alle geistlichen Herrschaften sollten aufhören; mit dem Gute, was man so gewinne, wollte man die weltlichen Obrigkeiten entschädigen, damit auch sie in die Aufhebung aller Zölle, Hörigkeitslasten und Sondergerichtsbarkeiten willigten. Nur Schutz und Schirm des Kaisers sollte bleiben; von ihm allein alle Regierung und alles Gericht ausgehen. Vier und sechzig Freigerichte mit Beisitzern aus allem Volke, sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte, ein Kammergericht sollten das Recht in Deutschland in verschiedenen Sphären und Instanzen handhaben. Am Kammergerichte sollten 2 Fürsten, 2 Grafen oder Herren, 2 Ritter, 3 von den Reichsstädten, 3 von den Landstädten und 4 aus den Bauergemeinden sitzen. Nur Eine Münze sollte im Reiche und gleiches Maß und Gewicht sein. Man sieht die Nachkommen der Hipler und Geyer haben nichts vergeßen — glücklicher Weise auch nichts gelernt, und noch ist alle Zeit Widerstandskraft genug im deutschen Volke vorhanden gewe-

sen, um sich nicht von verschrobenen Köpfen behandeln zu laßen, wie ein unbeschrieben Blatt Papier, auf welches man ohne Hinderniss jeden Unsinn und jede Sauerei schreiben kann.

Vor dem Frauenberge lag man indessen ohne Erfolg, und während man hier die Zeit versaß, konnte der Graf von Truchseß-Waldburg sein Bundesheer so verstärken, daß er es wagen durfte, den vereinigten Hegauer, Schwarzwälder und Würtemberger Haufen, den der Ritter Bernhard Schenk von Winterstetten führte, am 12ten Mai bei Böblingen zu schlagen. Er schlug ihn und zerstreute ihn gänzlich. Als die Nachricht davon nach Würzburg kam, rannten alle Köpfe gegen einander. Endlich ward man Eins, der Haupthaufen solle dem Truchseß nach Krautheim entgegen gehen; nur 4000 M. sollten vor dem Frauenberge bleiben. Jetzt in der Noth hätten die Rebellen gern Hilfe, Rath und Führung bei beßeren Leuten gesucht; aber die Städte, selbst die sich ihnen bereits angeschloßen hatten, suchten durch Unterhandlung, noch ehe es zum Treffen gekommen, nun ihren Frieden mit dem schwäbischen Bunde zu machen. Die Wüstheit des Aufstandes, die man nun genugsam hatte kennen lernen, machte überall den Wunsch rege, von ihm wider loszukommen. Von den Bauern schlichen sich viele, namentlich ein großer Theil der gepressten, in der Stille nach Hause. Bei den bleibenden blieb auch Rathlosigkeit und Unordnung, und Truchseß ließ sich auf keine Unterhandlung mehr ein, seit er so schmählich betrogen worden. Der Herzog von Lothringen ward inzwischen seiner lothringischen Aufrührer Herr und zog mit seinen Besatzungen aus Champagne und Bourgogne, die keiner Verlockung der Aufständischen zugänglich waren, nach dem Elsaß, wo er auch die Aufrührer schlug; am 17ten Mai sollen an 17000 Bauern nidergemetzelt worden sein. Die Nachricht dieser Niderlage war ein neuer Donnerschlag für die Bauern am Main. Die Bischöfe von Würzburg und von Trier vereinigten sich mit dem Heere des Truchseß und der Kurfürst von der Pfalz, der sein Heer durch Landsknechte verstärkt hatte, die früher den Bauern ihre Dienste angeboten hatten, aber nicht in Sold genommen worden

waren, stund nun mit ansehnlicher Macht gerüstet. Götz von Berlichingen und Hipler machten sich gegen Ende Mai, als sie ein gutes Ende unmöglich mehr erwarten konnten, aus dem Staube. Das Bauernheer war unter steten Verlusten im Rückzuge bis es am 2ten Juni bei Königshofen zur Schlacht kam, in welcher die Bauern eine furchtbare Niderlage erlitten. Den Rest dieser Aufständischen aus den Mainlanden, den Geyer noch führte, schlug dann Truchseß am 4ten Juni bei Sulzdorf. Nach dieser Schlacht zerstreute sich Alles. Die Stadt Würzburg ergab sich ihrem Bischofe auf Gnade und Ungnade. Den Rest der mittelrheinischen Aufrührer schlug der Kurfürst von der Pfalz bei Pfeddersheim. Dann giengen die Verfolgungen der Bauern, so weit es ihnen nicht gelungen war außer Landes, namentlich nach der Schweiz, zu flüchten, in den einzelnen Territorien ihren Gang fort; zum Theil mit großer Strenge; so daß die Bauern und Kleinbürger in weit gedrücktere Lage kamen, als in welcher sie früher gewesen. Die Waffen musten sie überall abliefern. Mit Thränen zuweilen gaben sie, wo sie zeither als Ehrenzeichen bewahrter oder widererhaltener Freiheit, das Schwert getragen, ihre Seitenwehren ab. Nur in den östreichischen Landen, wo wie wir bereits gesehen die Herrschaft von Anfang an eine mildere Stellung zu dieser Bauernbewegung genommen, das Nachgeben des Erzherzogs aber, als er eigentlich kirchlich reformatorischen Forderungen begegnet war, ein Ende genommen hatte, suchte man nun, wo der Aufstand allenthalben gedämpft war, durch Zugeständnisse, so weit sie billig gemacht werden konnten, selbst die scheinbaren Gründe des Aufstandes zu beseitigen. In Salzburg, wo die Bauern noch am 7ten Juni mit Hilfe der ihnen günstigen gemeinen Bürgerschaft nach der Stadt Salzburg herein gekommen waren und den Erzbischof Cardinal Mathäus Lang (von Wellenburg) in der Veste Hohensalzburg eingeschloßen hatten, auch die Landschaft sich ihnen meist angeschloßen hatte, erhielten sie für ihre Unterwerfung, die erst in der zweiten Hälfte des August erfolgte, sogar sehr gute Bedingungen. Bodenstein, der selbst mit in Würzburg gewesen, gelang es nach

der Schweiz zu entkommen. Er gerieth verdientermaßen lange in sehr elende Umstände. Die Ausgetretenen suchten von der Schweiz aus (wohin ihnen von Deutschland aus noch längere Zeit Unterstützungen zufloßen) durch Emissäre und Correspondenzen neue Bewegungen in Gang zu bringen; die dumpfe Verzweiflung, die sich der Massen bald bemächtigte, schien ihnen Erfolg zu versprechen; doch hatten ihre Bemühungen nur strengere Untersuchungen zur Folge, wo man ihnen auf die Spur kam — und allein im Salzburgischen, wo die Rebellen mit blauem Auge davon gekommen waren, kam es im April 1526 noch einmal zu einem Aufstande, dessen Ausgang dem Erzbischofe wider eine beßere Stellung im Lande schaffte. Geyßmayr, der diesen Aufstand von der Schweiz her angefacht und dann selbst durch Zuzug unterstützt hatte, entkam abermals nach dem Venetianischen. Hipler hatte sich in Rothweil gehalten, und behauptete von den Bauern gleich Götz von Berlichingen gepresst worden zu sein. Als er keinen Glauben fand entfloh er. Später fiel er der pfälzischen Regierung in die Hände und starb im Kerker.

Während in Schwaben, am Rhein und in Franken die Bauern allenthalben nidergeworfen wurden, waren sie auch in Düringen, wo Thomas Münzer an ihre Spitze getreten war, nidergeworfen worden. Dieser Mann, schon früher als Schulmeister in Halle Haupt eines demagogischen Geheimbundes; schon in Alstädt Anführer seiner Gemeinde bei gewaltsamer Zerstörung der benachbarten Wallfahrtskirche zu Mellersbach, hatte sich, als er aus dem südlichen Deutschland, wohin er nach seiner Absetzung und Verweisung von Alstädt, wie wir sahen, gegangen war, nach Mühlhausen geworfen, wo er nun in seiner — d. h. der aufrührischen Partei — Weise die Reformation betrieb. Er huldigte ganz der subjectivbegeisterten Schriftauslegung, wie sie durch die Zwickauer Schwarmgeister in Gang gekommen war, und wollte gleich manchen der süddeutschen Aufrührer die Bibel als alleinige Rechtsnorm auch für die bürgerlichen Verhältnisse angesehen wißen, zugleich aber alles das, was er umgestaltete, mit Gewalt durchführen. Von dem friedlichen honigsüßen Christus Luthers, wie er spottweise sich ausdrückte, wollte er nichts wißen. Dagegen huldigte er der menschlichen Thatkraft, legte auch auf die guten Werke einen großen Nachdruck, so daß er sich ein förmliches Ritual von Fasten,

Kasteiungen u. s. w. ausgedacht hatte, durch welches der Mensch inspirirte Zustände, einen unmittelbaren Umgang des Menschen mit Gott, wie dessen die Patriarchen theilhaftig gewesen, erzwingen könnte. Natürlich sobald ein solcher unmittelbarer Verkehr Gottes mit dem Menschen etablirt war, konnte es keinen Herrscher, keine Obrigkeit auf Erden geben, die gegenüber diesen unmittelbaren Aussprüchen Gottes noch legitim gewesen wären. Dieser göttlichen, durch die himmlischen Propheten repräsentirten Regierung gegenüber gab es keine weltliche Obrigkeit mehr; und so weit Münzers Einfluß reichte, ward die Theokratie hergestellt, von ihm und seinen Genoßen gehandhabt, auf die Bibel nach beliebiger Auslegung basirt. Zunächst setzte sich in Mühlhausen der Magistrat gegen Münzers Absichten. Letzterer aber hatte solche Macht über die gemeine Bürgerschaft, daß sie den Rath absetzte. Münzer legte sich in das Ritterhaus der Johanniter, lebte von dessen Einkünften und führte in der Stadt eine evangelische Gütergemeinschaft ein. Nicht bloß die Menschen wollte er frei machen, sondern alle Creatur, denn es sei Unrecht daß der Mensch an irgend einem Dinge ein Eigenthum habe. Von Mühlhausen aus sollte dies neue theokratische Regiment über die ganze Welt ausgebreitet werden: „das Unkraut müße ausgerauft werden, die Zeit der Erndte sei da. Ein neuer Daniel müße das Volk Gottes führen, wie einst Moses." Der neue Daniel aber war er selbst.

Noch war das sächsische Gebiet des Herzogs Georg gut katholisch. Gegen einen Theil desselben zog Münzer zuerst von Mühlhausen aus. Dann ließ er die Klöster Düringens und am Harze, so weit seine Macht galt, stürmen: Reinhardsbrunn, Michelstein, Ilsenburg, Walkenried, Memleben, Kelbra, Donndorf, Roßleben — das war gerade in der Zeit, wo die allgemeine Erhebung in Süddeutschland statt fand und auch Münzer fiel weit und breit in Düringen, bis in das Mansfeld herein, der Bauersmann zu. Münzer präsentirte aber Adel und Fürsten keinen Vertrag, keine Artikel — unbedingt sollten sie sich dem neuen Reiche Gottes unterordnen oder dem Schwerte verfallen sein.

Er selbst freilich würde nur in der Lehre radical gewesen sein; bei der Ausführung kannte er noch einige verständige Rücksichten. Er hätte gern temporisirt und sich mit der Herrschaft bloß in Mühlhausen begnügt. Aber ein entlaufener Cisterzienser, Namens Pfeifer, riß ihn unaufhaltsam fort in Angriffe gegen den Herzog Georg, gegen die Grafen von Schwarzburg und Mansfeld. Im benachbarten Hessischen — aber auch bis in das Voigtland und ins Braunschweigische erhoben sich Bauernhaufen wie in Düringen. Von Hessen aus wurden die

Bauern im Buchwalde zur Empörung fortgerißen, in welcher sie, wie wir sahen, den Coadjutor von Fulda zum Fürsten von Buchen ernannten; doch diese schloßen sich den 12 Artikeln an, und erlagen dann, noch ehe die Würzburger geschlagen waren, dem Angriffe des jungen Landgrafen von Hessen gänzlich. Nachdem aber der Landgraf als Schirmvoigt von Hersfeld und Fulda den Aufstand in Hessen und Buchen unterdrückt hatte, zog er gegen Eisenach, was zu den Mühlhäusern hielt; vereinigte sich mit Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der einen Kriegshaufen herangeführt hatte, und nahm mit dessen Hilfe Eisenach. Dann als der Düringer Wald zum Gehorsam gebracht war, zogen die Fürsten über Langensalza gegen Frankenhausen, in dessen Nähe Herzog Georg von Sachsen ihr Heer verstärkte. Da kam es am 15ten Mai bei Frankenhausen zu einer Schlacht, in welcher das Bauernheer gänzlich geschlagen und zerstreut ward. Münzer selbst ward nach der Schlacht in Frankenhausen, wo er sich versteckt hatte, gefangen.

Daß die Fürsten der sächsisch-ernestinischen Linie nun erst zu den anderen Fürsten stießen, lag daran, daß Kurfürst Friedrich am 5ten Mai gestorben, daß Herzog Johann nun Kurfürst und eben mit dem Antritte des Fürstenthums beschäftigt war. Jetzt rückte auch er vor Mühlhausen, und auch diese Stadt ergab sich. Pfeifer, der etwa 400 M. noch aus der Stadt geführt hatte, ward bei Eisenach angegriffen und mit 100 gefangen, und dann gleich Münzer hingerichtet. Auch in Düringen und Hessen folgten dann Untersuchungen und Bestrafungen in großer Zahl in den einzelnen Territorien.

Und so war auch dieser von den untersten Ständen in Deutschland ausgehende Versuch, Deutschland zu einer durchgreifenden Einheit der Verfaßung, zu einer einförmigen Ordnung zu bringen — es war auch dieser gescheitert, wie früher der der Fürsten unter Berthold's von Mainz Führung gescheitert war am Kaiser; wie nachher der des Adels gescheitert war an den Fürsten. Dieser dritte war gescheitert an der eignen inneren Haltlosigkeit und Bodenlosigkeit. Doch auch er documentirte noch, wenn auch in ärgster Carricatur, jenes Dringen des deutschen Geistes, die Einheit des Nationalgefühls auch äußerlich darzustellen — er documentirt jenen gewissermaßen tragischen Zug des deutschen Geistes — tragisch, weil derselbe gerade durch dies Dringen auf äußere Einheit mit sich selbst in Widerspruch ge-

räth — denn wirklich durchgeführte äußere Einheit würde sein eigenstes Wesen, die Freiheit vielseitiger Aeußerung und Gestaltung des noch zu reichen Inneren aufheben.

Es war übrigens natürlich, daß der nahe Zusammenhang, in welchem diese Bauernaufruhren durch das ganze Reich mit den neuen kirchlichen Bewegungen erschienen, die Reformation in eine neue Stellung brachte. Der Eindruck des Aufstandes hat weit mehr gethan sie auf ein engerumschriebenes Gebiet zu verweisen, als die Wirksamkeit der bairischen Fürsten. Alle Fürsten und Herren, deren Seele noch nicht für Luthers Reform gewonnen war, wurden nun bedenklich — viele sahen zwischen ihr und diesen Volksbewegungen einen ganz untrennbaren Zusammenhang. Die freie Hingebung an Wünsche kirchlicher Beßerung, wie sie Luther anfangs gefunden, hatte nun ein Ende. Zwar hatte Luther in richtigem Tacte sich schon gescheut, sich den Planen der Ritterschaft, als sie sich ganz seinen Augen enthüllten, weiter hinzugeben; zwar hatte er sich in Zorn gegen die Unordnungen der wüsten Aufstandshaufen, die das Evangelium in üblen Geruch gebracht, gekehrt und gegen sie geschrieben; zwar konnte es nichts Entgegengesetzteres geben als Luthers Lehre und die Münzers; gegen diese Mordpropheten und Rottengeister hielt Luther fest an einem Grundgedanken der christlichen, der mittelalterlichen Bildung, gegen welchen die moderne Zeit in den verschiedensten Formen fortwährend sich zu opponiren gesucht hat, an dem Gedanken der Trennung des Zeitlichen und Geistlichen — er blieb dabei, daß das Evangelium die Seelen frei mache, nicht Leib und Gut — aber wie sehr er sich auch so gesondert hatte von allem diesen wilden Beginnen — vorsichtig wurden doch alle, und viele, die schon der kirchlichen Neuerung gewogener gewesen, wandten sich wider sie zu der alten Kirche. Die Fürsten der sächsisch-ernestinischen und der braunschweigisch-lüneburgischen Linie, die brandenburgischen in Franken, die mecklenburgischen und anhaltinischen, der Landgraf von Hessen und der vertriebene Herzog von Würtemberg — diese Fürsten, die nun einmal sich der lutherischen Reformation zugewandt hatten, blie-

ben ihr auch treu — aber sie nebst den Reichsstädten, die wie Nürnberg, Mühlhausen und Nordhausen sich ihnen kirchlich anschloßen, und nebst den magdeburgischen Territorien, wo die Reformation in der Zeit, wo Kurfürst Albrecht sich selbst den Säcularisationsplanen der Ritterschaft zugeneigt, sich mächtig ausgebreitet hatte — bildeten nun auch den Kreis, auf welchen sich in der nächsten Zeit die Reformation in Deutschland beschränkt hielt, bis das Beispiel Dänemarks, wo der Landesherr zu seinen und des Adels Gunsten die Reformation einführte und die Kirchengüter großentheils einzog, ein neues Motiv für die Fürsten, sich der Reformation anzuschließen, in Gang brachte, nämlich die eigne Bereicherung durch Beraubung der Kirche. Und auch ohne die spätere Einwirkung dieser dänischen Vorgänge war es ein natürliches Ergebniſs der Reformation, daß die Macht der Fürsten und der Reichsstädte in Deutschland dadurch wuchs, die Freiheit des Adels dagegen, des Bauernstandes und der Landstädte dadurch herabkam, denn das Interimisticum dauerte auch nach dem Scheitern der Plane des Adels und des Bauernstandes fort, wie es seit dem großen Interregnum im Grunde schon Jahrhunderte gedauert hatte; nun aber so, daß nur die Fürsten und Reichsstädte ungehindert sich ausdehnen, auf Kosten der anderen Stände sich ausdehnen konnten — so gewannen also Fürsten und Reichsstädte durch die Störung der alten Kirchenverhältnisse, weil dadurch die weltliche Gewalt überhaupt wuchs, der Kaiser aber diesen Zuwachs nicht an sich nehmen konnte, da er in dieser ganzen Zeit mit den italienischen und niderländischen Verhältnissen beschäftigt, durch Kriege mit Frankreich in Anspruch genommen war. Der Zuwachs also, den die weltliche Gewalt erhielt, kam in Deutschland nicht dem Kaiser, sondern den Landesherrschaften zu Gute, und zwar den katholischen so gut wie den protestantischen, weil sie von Seiten der Kirche durch Zugeständnisse für den Kampf gestärkt und geneigt erhalten werden musten, sich der Vertheidigung der kirchlichen Interessen anzunehmen. Während in Deutschland der Bauernaufruhr sich über das halbe Reich ausdehnte, hiel-

ten des Kaisers Feldherrn ganz Italien in Schrecken, und erst als in Folge der Lage in Italien Jörg von Frundsberg, der alte Landsknechtsführer, wider nach Deutschland ziehen konnte, erhielt der Truchseß eine wesentliche Hilfe. Jörgs Zuzug setzte ihn in den Stand, den Aufrührern eben jene vernichtenden Schlachten von Böblingen, Königshofen und Sulzdorf zu lifern. Der gute Wille solcher einzelnen Ritterslente war auch für den Kaiser in der Regel, und namentlich bald nun in der Zeit bei welcher wir stehen, in Deutschland die wesentlichste Hilfe, die er von da für italienische Verhältnisse ziehen konnte, denn nicht lange nach gänzlicher Unterdrückung der Unruhen in Deutschland, in der Zeit, wo man in Spanien den Madrider Frieden mit König Franz schloß, und der Kaiser noch fest daran glaubte Franz werde ihn halten, war Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der schon aus Feindschaft gegen seine lüneburgischen Vettern streng zur alten Kirche hielt, an den Madrider Hof gekommen und hatte den Kaiser, der nun seine Kämpfe mit Frankreich beendet glaubte, in der entschloßensten Stimmung gefunden, jetzt alle Kräfte aufzubieten, um in Deutschland endlich sein Wormser Edict streng durchzuführen. Im März 1526, bald nachdem Franz seine Freiheit erhalten hatte, noch ehe er ein Zeichen gegeben, daß er den Frieden brechen werde, war Herzog Heinrich mit einer Botschaft an die deutschen Fürsten, welche gegen die Reformation stunden, entlaßen worden, mit einer Botschaft, welche alle der Reformation anhängenden Stände im höchsten Grade besorgt machen muste. Diese Fürsten, welche die Gefahr kommen sahen, hatten sich schon Ende Februar 1526 enger zusammengeschloßen in Gotha. Der von ihnen in Gotha geschloßene Bund ward von dem Kurfürsten Johann in Torgau ratificirt, und wird daher gewöhnlich das Torgauer Bündniß genannt. Es waren der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, Herzog Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, die Herzoge Otto, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg, welche

sich in der Verbindung zusammenschloßen. Das war ein fester Stock der evangelischen Partei den schon früher verbündeten katholischen Fürsten gegenüber. Die Wirkung dieser Verbindung zeigte sich sogleich auf dem Reichstage, der Ende Juni 1526 auf Ausschreiben des Erzherzog Ferdinand zusammentrat. Bald wurden alle alten Klagen des Reiches gegen die Misbräuche in dem deutschen geistlichen Wesen, gegen die römischen Praktiken wider wach. Noch nie war gegen Pabst und Bischöfe eine so nachdrückliche, freimüthige Sprache geführt worden. Die Commission des Fürstenstandes, in welcher auch Bischöfe saßen und eines großen Einflußes genoßen, machte noch einen Versuch, die Nation bei Einigkeit zu halten. Sie erklärte Priesterehe und Laienkelch für empfehlenswerth, Fasten und Privatmesse solle man abstellen, bei Taufen und Abendmahl die deutsche Sprache neben der lateinischen gebrauchen, und man glaubte durch diese und andere Erklärungen in ähnlichem Sinne die Reformation in einem Kreise einschränken zu können, der eine Einheit mit der alten Kirche zuließe. Dieser Entwurf der Commission ward im August von den anderen Ständen in Erwägung gezogen; selbst eifrige Anhänger der alten Kirche, wie Herzog Georg von Sachsen, erklärten sich nicht nur damit zufrieden, sondern meinten, man könne wohl noch mehr Misbräuche abstellen. Plötzlich aber traten die kaiserlichen Commissarien mit Instructionen hervor, welche die Hoffnungen, die man auf diese Unterhandlungen gesetzt, ganz vernichteten. Da schloßen sich auch die süddeutschen, der Reformation geneigten Städte zum Theil enger den verbündeten evangelischen Fürsten an: Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ulm. Die Städte dann zusammen trugen auf eine Gesandtschaft an den Kaiser an: man solle ihn zu bewegen suchen, in die Berufung eines deutschen Nationalconcilii zu Erledigung dieser kirchlichen Angelegenheit zu willigen. Der Kaiser war inzwischen wider mit dem Pabste zerfallen; dieser hatte sich den Franzosen angeschloßen. Außerdem unterlag eben damals, am 27. August 1526 König Ludwig von Ungarn in der Schlacht von Mohacz den Türken. Durch seinen

Tod erbten seine Länder Ungarn, Mähren, Böhmen frü-
heren Verträgen zu Folge an das östreichische Haus —
auf dieses drängten jetzt die siegreichen Türken unter ih-
rem Sultan Suleiman II.; die habsburgischen Fürsten mu-
ßten die Hilfe des ganzen Reiches zu gewinnen suchen ge-
gen solchen Feind, und der Kaiser durfte auch deshalb nicht
zu schwierig gegen die evangelischen Stände sein, die nun
gerade ihre Wichtigkeit recht fühlten. Aber andrerseits gieng
der dem Kaiser damals feindselige Pabst damit um, Karl V.
die Kaiserkrone abzusprechen. Dem Herzoge Wilhelm von
Baiern waren schon Hoffnungen darauf gemacht, und die-
ser war das Haupt der decidirt katholischen Stände im
Reiche. Leicht konnte es scheinen der Pabst könne diese in
offne Opposition fortreißen, wenn der Kaiser den Wider-
stand gegen die Projecte der evangelischen zu sehr fallen
laße. So konnte die kaiserliche Partei weder entschieden
nach der einen, noch nach der anderen Seite auftreten, und
in dieser Lage kam es dahin, daß der Reichstag alle Ver-
suche einer Art Entscheidung in diesen kirchlichen Dingen
fallen ließ, und es jedem Stande freistellte bei der ein-
mal angenommenen Haltung zu bleiben, bis einmal ein
freies Concilium vermöge des göttlichen Wortes Beschlüße
faße. Wie schon die einzelnen Stände, so weit sie die
Landeshoheit erworben hatten, in weltlichen Dingen einer
großen Autonomie genoßen, so gewährte sie ihnen dieser
Reichstag von Speier auch in kirchlichen, und in den Reichs-
tagsabschied kamen die Worte: bis zu einem freien allge-
meinen oder nationalen Concilium, um welches man bitte,
werde jeder Stand in Sachen, welche das Wormser Edict
betreffen, so leben, regieren und es halten, wie er es ge-
gen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich ge-
traue. — Durch diese Entwickelungen aber war nun, wie
oben schon bewirkt ward, die Hilfe von Deutschland her
für die kaiserlichen Truppen in Italien sehr erschwert, denn
weder die decidirt katholischen, noch die evangelischen Stände
hielten sich zu dieser Hilfe sehr verpflichtet, und der Erz-
herzog Ferdinand hatte alle seine Kräfte aufzubieten, um
sich in Ungarn gegen die Türken nur zu behaupten. Wir

haben in dem früheren Kapitel zu zeigen gesucht, wie gerade in dieser Zeit aber des Kaisers Truppen in Italien eine Zeitlang wider in Noth kamen, und die Entschloßenheit und Opferbereitheit des alten Herrn Jörg von Frundsberg allein Hilfe bringen konnte, und brachte. Hatte der frühere Zug Frundsbergs aus Italien nach Deutschland gegen die Aufständischen die Entscheidung gebracht, so entledigte dieser Zug aus Deutschland nach Italien Deutschland vor einer Menge Gährungselemente, denn Frundsbergs Landsknechte waren nun zum Theil die Trümmer des Kriegsgesindels aus dem Bauernaufruhre, Leute die schon früher oder durch den Aufruhr herunter, um Haus und Hof, um die sichere Stellung im Leben gekommen waren, sich zeither halblandflüchtig herumgedrückt hatten, und nun in Frundsbergs Heerdienst ein Asyl sahen gegen weitere Verfolgung, und der ganze wilde, grimmige Haß der Bauernhaufen gegen Geistlichkeit und Mönche gieng auf diese Frundsbergischen Heerhaufen über. Viele schloßen sich an ohne alle Löhnung, bloß um den Krieg gegen den Pabst mitzumachen.

In derselben Zeit aber, wo sich, wie wir bereits früher dargestellt haben, nun wider die kaiserlichen Heere trotz des abermaligen Eingreifens der Franzosen im Ganzen siegreich in Italien behaupteten, waren auch Ungarn und Böhmen dem östreichischen Hause fest erworben worden. Als nämlich nach dem Abgange des Mathias Corvinus*) König

---

*) B. II. S. 655. ist erwähnt worden, daß erst nach Albrechts II., des Königes in Deutschland, Ungarn und Böhmen Tode († 27. Okt. 1439) ihm ein Sohn nachgeboren worden sei: Ladislav Posthumus. Mehrere ungarische Magnaten übergiengen aber, wegen der drohenden Türkengefahr, dies unmündige Kind und riefen Wladislaw III. von Polen auch nach Ungarn als König. An der Spitze dieser Partei stund Johann Corvinus, Ungarns tapferster Ritter, und weder Friedrich III. noch die Partei des Ladislav Posthumus vermochte dagegen etwas auszurichten. Endlich vermittelte der Pabst — Wladislaw sollte einstweilen im Namen Ladislav's Ungarn regieren, letzterer aber in seines Vormundes, Friedrichs III., Händen bleiben. Wladislaw fiel dann 1444 in der Schlacht bei Varna gegen die Türken (B. II. 782). Auch in Böhmen war Ladislavs Successionsbe-

Wladislaw von Böhmen auch in Ungarn zur Succession gekommen war, hatte er die Möglichkeit dieser Succession besonders dem Einfluße eines unter Mathias in die Höhe gekommenen Geschlechtes, des Hauses Zapoly, zu danken, was seinen Namen hatte von einer slawischen Ortschaft bei Poschega. Dies Haus blieb auch unter Wladislaw mächtig und angesehen. Johann Zapolya konnte 1505 den Beschluß durchsetzen, kein Ausländer solle, wenn die damals regierende jagellonische Linie aussterbe, auf dem ungarischen Throne succediren — ein Beschluß, der den Hoffnungen des östreichischen Hauses eine Barrière zu ziehen und ihm selbst, dem Zapolya, den Zugang zur ungarischen Krone zu eröffnen schien. Allein bei Wladislaws Tode (1516) zeigte sich doch eine mächtige Opposition thätig, und erreichte, daß Wladislaws Tochter statt mit dem Zapolya, vielmehr mit dem Erzherzoge Ferdinand vermählt, daß 1519 nicht Johann Zapolya, sondern Stephan Batori zum Palatin von Ungarn ernannt ward. Seitdem waren die Parteien der Zapoly und Batori auf den ungarischen Reichs-

---

rechtigung anerkannt worden, und ein katholischer und ein utraquistischer Statthalter regierten für ihn. Utraquistischer Statthalter war nach des ersten (Heinrich Ptarsko) Tode Georg Podiebrad, der durch geistige Ueberlegenheit bald Alles in Händen hatte. In Ungarn aber hatte nach Wladislaws Tode Johannes Corvinus dieselbe Stellung. Ladislav Posthumus succedirte endlich, starb aber bald darauf 1457 und nun erhoben die Böhmen durch freie Wahl Georg Podiebrad zu ihrem Könige, und in Ungarn trat der Kronbewerbung Friedrichs III. der zweite Sohn des Johannes, Mathias Corvinus, entgegen. Friedrich suchte ihn durch Hoffnungen auf die böhmische Krone zu gewinnen, hielt aber sein Versprechen nicht, sondern erkannte nach Podiebrads Tode den polnischen Prinzen Wladislaw (einen Sohn des nach Wladislaw III. gefolgten König Kasimir) in Böhmen an. Da brach Mathias 1477 in Oestreich ein und belagerte Wien; Friedrich erkaufte sich Frieden; gerieth aber nachher in neue Händel mit Ungarn, so daß die Ungarn 1485 sogar Wien eroberten und fast ganz Oestreich, bis endlich der Ofner Friede 1489 diesem Kriege ein Ende machte. Nach Mathias Tode folgte ihm Wladislaw, der Böhmenkönig, auch in Ungarn. Friedrich III. wußte aber für seinen Sohn Maximilian eine Successionszusicherung zu erhalten für den Fall daß Wladislaw ohne männliche Erben stürbe.

tagen einander entgegen, und 1525 hatte endlich Zapolya auf einem außerordentlichen Reichstage so das Uebergewicht bekommen, daß er dem Batori das Palatinat hatte nehmen und seinem Freunde Stephan Verböczi hatte ertheilen lassen können. Zwar ward dieser Beschluß vom Hofe und von einem ordentlichen Reichstage, den König Ludwig, welcher 1516 auf seinen Vater Wladislaw gefolgt war, im Frühjahre 1526 auf dem Felde Rákos hielt, annullirt; aber im August dieses Jahres, während beide Factionen in Ungarn noch im heftigsten Streite lagen, erfolgte die schon oben erwähnte Niderlage bei Mohacz — bei welcher Ludwig nicht volle 30,000 Mann dem türkischen Heere von fast 300,000 M. entgegengeführt hatte. Es war ein tollkühnes Unternehmen, welches endete wie vorauszusehen gewesen war. Der junge König versank dann auf der Flucht im Moraste. Weit und breit kam Ungarn in die Gewalt der Türken, deren Großsultan das Bairamfest in Ofen feierte.

Nachdem der Hauptschlag geschehen, gieng der Großsultan nach Constantinopel zurück; — Ungarn, soweit es den Türken nicht unterlegen war, war in der Gewalt des Zapolya; denn in der Schlacht von Mohacz hatte der größeste Theil seiner Gegner mit König Ludwig den Untergang gefunden. Seine Partei wählte Zapolya hierauf zum Könige. Böhmen, was in den letzten Zeiten mit Ungarn vereinigt gewesen war, dachte an eine besondere Königswahl und die Stände unterhandelten mit den Herzogen von Baiern. So schien es waren beide Kronen, ohngeachtet sich Maximilian wegen beider die feierlichsten Zusagen verschafft, seinen Enkeln verloren. Die Parteien, welche in Ungarn und Böhmen dem östreichischen Hause entgegen waren, traten in Verbindung mit Frankreich; auch der Pabst soll den Zapolya mit Geld unterstützt haben, und von Polen und Frankreich her erhielt der Herzog von Baiern Zusagen, daß man ihn in Böhmen unterstützen werde. Es war eben damals, wo (wie schon erwähnt ward) von Rom aus auch der Plan betrieben ward, Karl die Kaiserkrone zu entziehen und sie dem Herzoge Wilhelm von Baiern zuzuwenden.

In aller Ruhe aber verstärkte Erzherzog Ferdinand in beiden Reichen die Partei, welche ihm durch die Heirath mit Wladislaws Tochter natürlich verbunden war. Er sprach nicht von dem Rechte, was ihm frühere Tractaten zusicherten, sondern schonte den Nationalstolz, der sich in dem Rechte freier Königswahl gefiel, und so hatte er die Freude, daß, als es in Böhmen bereits am 23. Oct. 1526 zur wirklichen Wahl kam, die bairische Partei in der Minorität blieb – wobei den Oestreichern die antirömische Gesinnung der Böhmen sehr zu Hilfe kam. Gerade daß er von Rom her so sehr empfohlen ward, daß er so eifrig katholisch auftrat, schadete dem Herzoge Wilhelm und trug bei, ihn um die böhmische Krone zu bringen, sie dem Erzherzoge zuzuwenden, der ausdrücklich versprach, die Utraquisten in Böhmen bei ihrem Rechte zu schützen und auf eine christliche Reformation Bedacht zu nehmen. Schlesien als Nebenland Böhmens schloß sich der Wahl an, und erkannte im December ebenfalls Ferdinands Succession. Am 24. Februar 1527 erhielt Ferdinand die Krone in Prag; im Mai huldigte Schlesien.

In Ungarn hatte Ferdinands Schwiegermutter, die Königin Maria, so viel sie vermochte, eine kleine Partei gegen die Zapoly zusammengehalten. Auch sie hielt sich den Protestanten geneigter, während Zapolya durch seine Verbindung mit dem päbstlichen Hofe und Frankreich zu streng katholischer Haltung genöthigt war. Doch musten hier, da antirömische Elemente zu schwach im Lande waren, die Waffen entscheiden. Die Partei Zapolya's wählte ihn, wie bereits erwähnt, im Nov. 1526 in Stuhlweißenburg zum Könige. Mit den Baiern in Deutschland, mit den Türken selbst unterhandelte er und suchte gute Verhältnisse; von Rom aus ward er in aller Weise begünstigt. Aber die Gegenpartei Batoris war ebenfalls im Nov. 1526 in Presburg zusammengekommen, hatte den Reichstag in Stuhlweißenburg für ungesetzmäßig erklärt und den Erzherzog Ferdinand zum Könige gewählt, der nun, ehe er entscheidende Schritte gegen Zapolya that, sich erst Böhmens und Schlesiens ganz versicherte. Mit ansehnlichem Heere (es

waren 8000 M. zu Fuß 3000 Reiter unter geprüften Führern wie Marx Sittich, Herzog Erich von Braunschweig und Nicolaus von Salm) kam er dann im Juli 1527, während, wie wir wißen, der Pabst in der Engelsburg eingeschloßen war, und für Oestreichs Gegner Nichts, weder durch Geld noch durch Verbindungen thun konnte, nach Ungarn. Er gewann die Czaikisten für sich; Komorn, Todes, Gran wurden leicht erobert, auch Ofen übergeben; sein Glück reizte viele zeitherige Anhänger des Zapolya zum Abfalle. Bald war der Erzherzog so der stärkere, daß Zapolya gar nicht mehr wagte, ihm im Felde entgegen zu treten. Am 3ten Nov. 1527 erhielt Ferdinand in Stuhlweißenburg auch die Krone von Ungarn. Und so war dann in derselben Zeit, wo der eine der habsburgischen Brüder, doch vornämlich durch die Waffen der Deutschen, in Italien das Uebergewicht behauptete, der andere in Böhmen und Ungarn und deren Nebenländern als König anerkannt. Aber wie in Italien noch Frankreich und die Liga, so war in Ungarn noch die zapolyasche Faction in offnem Kampfe gegen das habsburgische Haus, und die bairische Faction in Böhmen harrte nur günstiger Verhältnisse, um den Kampf ebenfalls zu erneuern.

Unmöglich konnte unter diesen Umständen der Kaiser in Deutschland entschieden gegen die Evangelischen auftreten; unmöglich aber auch, wegen der Gesinnung seiner spanischen und italienischen Lande, sich entschieden der Evangelischen annehmen, ohngeachtet er mit dem Pabste fortwährend im Streite war. Die Landesherrschaften in Deutschland blieben sich also hinsichtlich der kirchlichen Angelegenheiten ganz selbst überlaßen. Luther fühlte wohl, wie viel von der Lage des östreichischen Hauses auch für sein Werk abhänge, und sein ganzes Ansehen bot er auf, die Anhänger seiner Richtung zu energischer Unterstützung des Hauses Oestreich gegen die Türken in Ungarn zu bewegen. Er ließ deßhalb im J. 1528 eine Schrift ausgehen: vom Kriege wider die Türken — während der streng päbstlichen, der zapolyaschen Faction in Ungarn nichts übrig blieb in diesem Jahre, als durch Anschließen an den Erbfeind der Christen-

heit sich noch eine Stellung zu geben gegen die Macht des östreichischen Hauses. Johann Zapolya kam selbst zu dem Großsultan, der wider im Feldlager war bei Mohacz, und huldigte ihm, indem er sein ungarisches Reich als türkisches Lehen nahm. Hierauf drangen die Türken wider gewaltig vor, eroberten Ofen und bedrängten im Sept. 1529 sogar Wien unmittelbar, was aber Nicolaus von Salm tapfer vertheidigte, so daß Suleiman im October wider abziehen muste.

Während das Glück die östreichischen Waffen gegen die Türken ganz verlaßen zu haben schien, war es dem Kaiser gelungen, in Folge des Friedens von Kammerich (s. oben S. 65) in Italien völlig Herr zu werden. Demnach als Kaiser Karl am 24ten Februar 1530 in Bononien die Kaiserkrone erhielt (s. oben S. 66), war er mit Frankreich und mit dem Frankreich verbündet gewesenen England wider in Frieden. Spanien, Italien und Niderland waren unmittelbar zu seiner Disposition; sein Bruder war außer den habsburgischen Erblanden in Deutschland auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und nach dem Rückzuge der Türken von Wien bald wider in einem bedeutenden Theile von Ungarn Herr – da hatte plötzlich der Kaiser zu den deutschen Reichsständen eine ganz andere Stellung als je zuvor, und man muste nun schon mit gespannter Erwartung dem entgegen sehen, wie er die kirchlichen Angelegenheiten behandeln werde. Im Frühjahre 1529, also vor dem Abschluße des Friedens mit Frankreich und England, als man das östreichische Haus noch allenthalben in Verwicklungen wuste, war zu Speier wider ein Reichstag zusammengetreten, und ohngeachtet die katholische Partei eine entschiedenere Haltung als je zuvor annahm, wollten doch die evangelischen Stände nun nicht einmal damit zufrieden sein, daß man ihnen in ihren Territorien in kirchlichen Angelegenheiten zugestund, intermistisch anzuordnen, was sie mit ihrem Gewißen verträglich hielten, aber weiteres Ausbreiten der Reformation untersagte. Die evangelischen Stände protestirten gegen diesen Beschluß, welche Protestation ihnen den Namen der Protestanten eingetragen hat. Die pro-

testirenden ordneten eine Gesandtschaft an den Kaiser ab; allein inzwischen war die Zeit ihren Schritt fortgegangen. Der Kaiser hatte seinen Frieden mit dem Pabste, mit England und Frankreich gemacht; die Gesandtschaft traf ihn in Placenz auf dem Wege nach Bononien, wo er mit dem Pabste weiter die italienischen Angelegenheiten ordnen wollte, und gerade des besten Einvernehmens mit dem Haupte der Kirche bedurfte. Er konnte unter diesen Umständen die Abgeordneten der Protestanten gar nicht freundlich empfangen, wenn er nicht die ganze Frucht so vieler italienischer Feldzüge wider aufs Spiel setzen wollte. Die Abgeordneten aber waren nicht feingewandt genug, auf die Lage, in welcher der Kaiser im Allgemeinen war, Rücksicht zu nehmen, sondern übergaben Namens ihrer Mandatare eine Appellation an ein allgemeines freies Concilium, worüber der Kaiser nun so erbittert ward, daß er sie eine Zeitlang gefangen setzen ließ. In Parmen ließ er sie wider frei. In Deutschland aber erklärte man sich das Benehmen des Kaisers nicht aus allgemeineren politischen Gesichtspunkten, sondern aus persönlicher Gesinnung, und erwartete deshalb die härtesten Maßregeln, wann der Kaiser, wie er verheißen, nach Anordnung der italienischen Angelegenheiten nach Deutschland kommen würde. Für die Zeit seiner Ankunft war ein Reichstag in Augsburg ausgeschrieben, dem er persönlich beiwohnen wollte.

Daß der Kaiser in Augsburg die deutschen, kirchlichen Angelegenheiten zum besonderen Gegenstande der Berathungen des Reiches machen werde, ließ sich daraus abnehmen, daß er dem Kurfürsten Johann von Sachsen streng zur Pflicht gemacht hatte, auf dem Reichstage zu erscheinen. Ohngeachtet der Kurfürst sich ganz und gar in die lutherische Theologie hineingelebt hatte, sehr bibelfest war und nach allen Seiten Rede und Antwort über diese Themata geben konnte, hielt er es doch für angemeßen, sorgfältiger vorbereitet zu sein, und ließ sich also von seinen Theologen alle Punkte speciell bezeichnen, auf welchen nach der Ansicht der deutschen Reformatoren die Seligkeit ruhete. Es waren die s. g. Torgauer Artikel. Ueberdies begleiteten der Ge-

heimschreiber und kurfürstliche Hofprediger Spalatin, ferner Melanchthon und Justus Jonas den Kurfürsten, um stets mit ihrem Rathe zur Hand zu sein. Die Fürsten waren, da der Reichstag bereits im April ausgeschrieben war, schon längere Zeit, schon seit Anfang Mai, versammelt, als der Kaiser am 15ten Juni ankam, denn dieser scheint absichtlich gezögert zu haben, theils um den Stand der Dinge in Deutschland während seines vorläufigen Aufenthaltes in Inspruck und München zu erkunden, theils um Zeit zu laßen, daß die kalte Behandlung, welche er den Abgesandten des Kurfürsten von Sachsen zu Theil werden ließ, und die widrigen Erklärungen, welche die kaiserlichen Minister, der Graf von Nassau und der Graf von Nuenaer fallen ließen, auf die Gemüther der Protestanten wirken, sie furchtsam und den Wünschen des Kaisers fügsamer machen sollten. Bei den Theologen schlug das auch an; Melanchthon gab schon den Rath, man solle an der kurfürstlichen Tafel während des Aufenthaltes in Augsburg die Fasttage halten. Ja, Luther selbst, der in Koburg zurückgeblieben war, gab den Rath, der Kurfürst möge nicht, wie er zeither immer auf Reichstagen gethan, in seinem Quartiere von den evangelischen Geistlichen predigen laßen — aber der sächsische Kanzler Brück, der ein politisch einsichtigerer Mann war, und die Absichten des Kaisers durchschaute, war der Meinung, man dürfe sich auch in diesen Dingen nicht nachgiebig und schüchtern zeigen. Für diese Ansicht entschied sich auch der Kurfürst. Und welch einen Eindruck muste nun der deutsche Reichstag auf den Kaiser machen! Früher, als er das erstemal nach Deutschland gekommen, war der kirchliche Zwiespalt auch schon im Gange gewesen, aber nur in der Doctrin, und in dieser auch noch weniger bestimmt. In den äußeren Formen hatte sich damals noch keine Partei von der anderen geschieden gehabt. Nun fand er nicht nur eine ausgebildete Dogmatik der Protestanten, sondern auch abweichende Religionsgebräuche, und den entschiedenen Muth selbst bei Fürsten, sich den Sitten der alten Kirche nicht zu fügen. Als der päbstliche Legat Campeggi, der den Kaiser begleitete, den Segen vom Pferde ertheilte, und

der Kaiser selbst und die Fürsten der römischen Partei auf die Kniee fielen, neigte sich kein Protestant demselben. Der Kaiser mochte angenommen haben, die protestantischen Fürsten würden nicht sofort beim ersten freundlichen Gruße des Kaisers sich in einer Sache, die zum Theil Sache der Courtoisie war, starr beweisen — aber sie hatten den Muth dazu. Auch das war schlau berechnet gewesen, daß der Kaiser erst am Tage vor Frohnleichnam ankam. Man hatte geglaubt die evangelischen Fürsten würden, nachdem ihnen der prachtvolle Einzug des Kaisers imponirt, nicht sofort widerspenstig auftreten, und das Gebot der Theilnahme an der Frohnleichnamsfeier misachten, aber keiner nahm an der Procession Theil.*) Der Markgraf Georg von Brandenburg erklärte dem Kaiser ins Gesicht: „ehe er seine evangelischen Ueberzeugungen verleugne, wolle er auf der Stelle hinknieen und sich den Kopf abschlagen laßen.“ Der Kaiser war bei diesen Unterredungen dadurch im Nachtheil, daß er zwar deutsch verstund, aber nur flaemisch-plattdeutsch sprechen konnte. Er vermochte also auch dem Markgrafen nur mit den Worten in die Rede zu fallen: „nit Kopf ab! nit Kopf ab!“ — und durch sein behutsam ceremonielles Auftreten, durch die Schweigsamkeit, zu der er durch Sprachunkenntniß gezwungen war, verlor er für die Fürsten, die in dieser Zeit sich an kühnes Herausplatzen mit Herzensmeinungen gewöhnt hatten, bald alles Imposante. Auch die evangelische Predigt stellten die Fürsten dieser Partei in ihren Quartieren nicht ein trotz des kaiserlichen Vorbotes, bis sich der Kaiser entschloß, auch den Katholiken während sei-

*) Diese Art Taktik, durch psychologische Einrechnung menschlicher Schwächen zu Zielen hinzustreben, die sich würdig nur durch Bewegung auf rein geistigem Gebiete erreichen laßen, hat die römische Kirche in ihrem Verhalten zu Protestanten bis auf den heutigen Tag nicht ganz verlaßen. Wenn sie sich doch überzeugen wollte, daß diese Schlauheit keine Weisheit ist, und daß die Früchte, die sie von solchen Bäumen schüttelt, alle faul sind! daß deren Geruch ihr bei den Leuten, auf das Verständniß mit denen es ihr ankommen müßte, wenn sie die wahre Weisheit besäße, zehnmal mehr schadet, als er ihr bei Leuten, die sie selbst nicht ansehnlicher machen können, hilft.

ner Anwesenheit in Augsburg die Predigt zu untersagen. Was man außerdem vorausgesehen hatte, traf ein. Der Kaiser verlangte von den Protestanten, sie sollten eine klare Zusammenfaßung ihrer Glaubenslehren und ein Verzeichniſs deſſen, was ſie an der katholiſchen Kirche als Misbrauch tadelten, einreichen. Dies geſchah. Melanchthon hatte, da man inzwiſchen Zeit gehabt, die Torgauer Artikel ausführlicher bearbeitet. Nachdem am 20ten Juni der Reichstag eröffnet worden war, ward dieſe ſ. g. augsburgiſche Confeſſion am 25ten Juni verleſen, welche den alten Grund der katholiſchen Kirchenlehre im Ganzen beibehielt, namentlich alle von der alten Kirche für Ketzereien erklärten Irrlehren auch dafür erklärte; auch Auguſtins Lehre von den guten Werken in minder ſchroffen Sätzen aufſtellte, als in welchen ſie Luther früher aufgeſtellt hatte. Faſt alle Differenzpuncte waren in den zweiten Theil, in das Verzeichniſs der Misbräuche verwieſen, da die Lutheraner noch durchaus nicht die Abſicht gehabt hatten, ſich von der bisherigen Kirche zu trennen, ſondern nur unter Beibehaltung des zeitherigen ewigen Glaubensgrundes die wilden Triebe und Verunſtaltungen, welche die Zeit an die katholiſche Kirche gebracht hatte, abzuſchneiden. Daß Misbräuche in dem damaligen katholiſchen Kirchenweſen vorhanden ſeien, gaben ja auch alle katholiſchen Fürſten zu, alſo nur über den Umfang deſſen, was man als Misbrauch bezeichnen ſollte, war man im Streite und hier muſten beide Richtungen feindlich an einander gerathen. Auch nach dieſer Seite aber traten die ſächſiſchen Theologen, wie immer, weit milder auf als früher die Ebernburger und fortwährend die Schweizer. Man wollte in Sachſen noch nicht an die fürſtliche Stellung der hohen Geiſtlichen Hand legen; man erkannte das Bisthum noch als das eigentliche Fundament der Kirchenordnung und die Hauptſache war und blieb der Grundſatz, daß die Kirchenlehre nichts enthalten dürfe, was gegen das Evangelium ſei.

In Beziehung auf das Abendmal bekannte auch die augsburgiſche Confeſſion „quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus“ und nur die „justi-

licatio ex opere operato“ bei den Sacramenten, nicht aber die Wirkung der Sacramente im Allgemeinen ex opere operato leugnete sie, so wie sie den Sacramentsbegriff überhaupt noch ganz in der Faßung der alten Kirche beibehielt, und also auch die Sacramente noch in der alten Zahl. Laienkelch und Priesterehe waren Puncte, in Beziehung auf welche die Kirche auch sonst schon im Einzelnen sich zu Zugeständnissen verstanden hatte. Kurz! ohne die Einmischung der persönlichen Abneigungen und Parteileidenschaften hätte damals die Wunde der Kirche noch recht wohl wider geheilt werden können.

Die Protestanten hatten, von ihrem Standpuncte aus klug, durchgesetzt, daß nicht, wie der Kaiser wünschte, zuerst die Hilfe des Reiches im Türkenkriege zur Sprache kam, sondern zuerst die Religionssache. Denn da das östreichische Haus einer nachdrücklichen Unterstützung des Reiches gegen die Türken nicht entbehren konnte, war der Kaiser dadurch genöthigt, auch in der Kirchensache nicht so streng aufzutreten, als er wohl anfangs im Sinne und um des guten Vernehmens mit dem Pabste halber gewünscht hatte.

Die anwesenden deutschen Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Salzburg, Mathäus Lang, der dem Kaiser besonders nahe stund, verhehlten gar nicht, daß auch sie glaubten, daß sich viele Misbräuche der katholischen Kirche verbunden hätten; aber einmal hielten sie es für unziemlich, daß deren Reformation nicht von den Fürsten der Kirche, sondern von einem Mönche ausgehen sollte *); und sodann waren sie der Meinung, Misbräuche hätten sich an jedes Institut unter Menschen, also auch an die Kirche zu jeder Zeit angehängt; man werde das für die weitere Zukunft auch durch eine Reformation nicht hindern, und es sei verwerflich, daß man um eines Uebelstandes willen, der nun einmal nicht ganz beseitigt werden könne, die Ordnung des Reiches und der Kirche im Ganzen störe. Da die augsburgische Confession das Glaubensbekenntnifs der alten Kirche

*) Unziemlich war das auch; aber wer war Schuld daran, als die Fürsten der Kirche?

im Wesentlichen auch enthielt, erklärte der päbstliche Legat Campeggi: er finde in den Hauptsachen einen Unterschied nur in Worten, und da nichts darauf ankomme, ob man sich hinsichtlich gewisser Vorstellungen so oder so ausdrücke, sei es doch unerträglich, daß diese Protestanten die Kirche in ein Schulgezänke verwickelten und dadurch deren ganze Ordnung bedrohten. Er hätte Recht gehabt, hätten nicht gerade wirkliche Misbräuche und Ausartungen zu strengerer formeller Faßung genöthigt. Darin mochten die Protestanten im Einzelnen vielleicht hie und da weiter gehn als nöthig war; im Ganzen aber muste es ihnen nöthig erscheinen, so lange ihren wahren Beschwerden nicht auf andere Art sicher abgeholfen war. Auf des Legaten Rath beauftragte der Kaiser die auf dem Reichstage anwesenden katholischen Geistlichen mit einer Widerlegung der Confession, und Mayer von Eck, Koch Wimpina, Cochläus, Faber und andere übernahmen sofort dieses Geschäft. Diese mit persönlichem Haße gegen ihre Gegner erfüllten gelehrten Streithähne waren freilich die allerungeeignetsten Werkzeuge zu einem Versöhnungswerke. Schon am 13ten Juli waren sie mit ihrer Arbeit fertig; der Kaiser fand sie aber viel zu leidenschaftlich abgefaßt. Er wollte durch persönliche Widerwärtigkeit nicht von neuem Oel in's Feuer gießen, und gebot eine Widerlegung in milder, gemäßigter Sprache; suchte aber inzwischen in widriger Weise durch weltliche Mittel die protestantischen Fürsten fügsamer zu machen. So versagte er namentlich dem Kurfürsten von Sachsen die feierliche Belehnung mit der Kur, und dem Ehe- und Erbvertrage des Kurprinzen mit der Princessin von Jülich und Cleve seine Bestätigung, so lange der Kurfürst dem Wormser Edicte widerstrebe. Der Kurfürst aber berief sich auf sein Recht, welches so klar sei, daß der Kaiser gar die Befugniss nicht habe, ihm die Belehnung zu versagen. In allem, was mit seinem Gewißen verträglich, werde er dem Kaiser gehorsam sein, in Gewißenssachen aber sei Gott allein sein Richter, und die ewige unvergängliche Wahrheit könne auch kein Kaiser zur Lüge machen. Am 3ten August waren die katholischen Theologen mit ihrer Umarbeitung

der Widerlegung fertig; da aber keine anderen Gründe zum Vorschein kamen, als die, deren Mayer von Eck sich schon von Anfang an bedient hatte, machte diese Widerlegung bei den Protestanten gar keinen Eindruck. Melanchthon fieng sogleich an unter dem Titel einer Vertheidigung der augsburgischen Confession eine Widerlegung der Widerlegung zu schreiben. Als sich der Kaiser gereizter zeigte, verließ der Landgraf von Hessen plötzlich am 6ten August den Reichstag. Der Kaiser ward dadurch, daß er keinen Schritt vorwärts kam (denn auch die bairische Partei wünschte nicht, daß er zu besonderem Ansehen käme und hinderte ihn bei jedem Schritte,) immer unruhiger. Er hatte seine Einwilligung zu einer Unterhandlung über Ausgleichung der verschiedenen Streitpuncte gegeben; Abgeordnete von beiden Seiten, unter deren Zahl aber die bairischen Fürsten nicht waren, waren ernannt, aber auch diese Commission kam zu keinem Ende, da sich sogar die Katholiken unter einander nicht einig hielten, und der Bischof von Augsburg geradezu aussprach, die augsburgische Confession verletze keinen Glaubensartikel und die von derselben bezeichneten Misbräuche seien unleugbar vorhanden und müsten abgestellt werden. Es kam in diesem Streite so weit, daß sich der Bischof von Augsburg und der Erzbischof von Salzburg einmal beinahe Maulschellen gegeben hätten. Diese Commission war eben zusammengetreten gewesen, als der Landgraf den Reichstag verließ. Man hatte die Unterhandlungen dann fortgesetzt; aber ohngeachtet man nur acht Puncte als die eigentlichen Streitpuncte bezeichnete, und sich dann auch über diese alle bis auf drei (die Lehren von der Buße, von der Anrufung der Heiligen und von der Privatmesse) verglich; ohngeachtet Melanchthon gern für die Kreise, wo die Reformation gesiegt hatte, die bischöfliche Gewalt, ja! die päbstliche gerettet hätte, um die Kirche nicht in die Sklaverei der weltlichen Gewalt, die er nun voraussah*),

*) Er schrieb damals an seinen Freund Camerarius: Utinam utinam possim non quidem dominationem confirmare, sed administrationem restituere episcoporum. Video enim qualem simus habituri ecclesiam, dissoluta πολιτείᾳ ecclesiastica. Video

gerathen zu laßen; ohngeachtet er durch persönlich mildes, freundliches Wesen die katholischen Kirchenfürsten zu gewinnen und die Vereinigung der Kirche zu erleichtern suchte; ohngeachtet Luther selbst zugab in seinen Briefen, daß man Pabst und Bischöfe gestatten könne, wenn nur die Berufung auf das Evangelium als auf letzte Autorität, und wenn nur die Rechtfertigung allein durch den Glauben zugegeben werde, kam man doch zu nichts. Denn nun waren die Juristen, die Staatsmänner der evangelischen Partei unbeugsam. Sie sahen dem Staate aus der Trennung von der römischen Kirche zu große Vortheile erwachsen, als daß sie gern darauf verzichtet hätten. Magistrate der Reichsstädte hatten sich besonders deshalb so geneigt der Reformation angeschloßen, weil sie durch dieselbe ihre Bischöfe, mit denen sie fortwährend fast alle im Streite gelebt hatten, loszuwerden hofften, und das Beispiel der Könige von Schweden und Dänemark war nun auch bald auf die deutschen protestirenden Fürsten von sichtbarer Wirkung. Als nämlich König Christian II. von Dänemark mit der Partei, welche ihm in Schweden den Gustav Wasa entgegenstellte, in härtesten Kampf gerathen war, und er selbst zugleich die katholischen Interessen vertrat und seine Gegner in Schweden zugleich als Ketzer zu verfolgen suchte, war sein Vetter Herzog Friedrich von Holstein Schleswig mit den, Gustav Wasa verbündeten Lübeckern ebenfalls in Verbindung getreten, und am Ende war Christian, der zugleich mit den dänischen Ständen in Streit gerieth, vertrieben worden. Friedrich war ihm auf dem Throne gefolgt und hatte sich mit Gustav Wasa, der inzwischen in Schweden die Krone erhalten hatte, im October 1527 verbündet. Da Christian II. die streng katholischen Interessen alle auf seiner Seite gehabt hatte, war es natürlich, daß sowohl Gustav als Friedrich, um diesen Interessen alle Kraft zu rau-

postea multo fore intolerabiliorem tyrannidem, quam antea unquam fuit. Semper ita sensit Lutherus, quem nulla de causa quidam, ut video, amant, nisi quia beneficio ejus sentiunt se episcopos excussise, et adeptos libertatem minime utilem ad posteritatem.

ben, die Einführung der Reformation in ihren skandinavischen Reichen begünstigten. Zuerst war hier Gustav vorangegangen, hatte die evangelische Lehre verkündigen, sie unter dem Volke verbreiten laßen, und als ein Theil des Adels auf dem Reichstage von Westeräs sich der Erhaltung der katholischen Kirche geneigt gezeigt hatte, hatte Gustav mit Niderlegung der Krone gedroht und alle dadurch so erschreckt, daß ihm der Reichstag nun in Allem zu Willen war, und namentlich bestimmte, daß er die Schlößer, Burgen und Herrschaften der Bischöfe sich zueignen, und für die Zukunft die Einkünfte der Bischöfe und Domherren selbst bestimmen solle, daß aber der Adel Alles wider erhalten solle, was nachweislich von seinen Vorfahren an Kirchen und Klöster vergabt worden sei. Dadurch hatten sich die Krone und der Adel in Schweden außerordentlich bereichert, und das Beispiel von Schweden wirkte sofort auf Dänemark. Schon 1527 auf dem Reichstage zu Odensee zeigten sich die Stände der Reformation nicht ungeneigt, und in Holstein, wo man an allen deutschen Angelegenheiten Theil nahm, breitete sie sich sofort aus. Da die Norweger der katholischen Kirche noch länger geneigt blieben, versuchte dann König Christian von hier aus seine Restitution, wobei ihm, was in Dänemark noch zur katholischen Kirche hielt, Vorschub leistete. Er unterlag dann bei diesem Versuche und ward im Juli 1532 Gefangener seines Gegners. Aber schon früher, schon zu der Zeit, als der Reichstag in Augsburg versammelt war, hatten auch die dänischen Kirchenangelegenheiten eine Wendung genommen, welche der Krone und dem Adel bei Durchführung der Reformation den größesten Gewinn verhieß. Diese Vorbilder wirkten zwar nicht auf den wirklich frommen und aus religiöser Ueberzeugung der Reformation anhängenden Kurfürsten Johann den Beständigen; aber die Kanzler und Räthe der weltlichen Fürsten, soweit sie sich der Reformation angeschloßen, zogen dergleichen allerdings schon in Betracht. Der Kurfürst von Sachsen war Schirmvoigt von Magdeburg, von Naumburg-Zeiz, von Merseburg und von Meissen — wie herrlich arrondirte er sein Gebiet, wenn

es ihm auch nur mit den drei letzteren Bisthümern gelang, ihr weltliches Gebiet seinen fürstlichen Herrschaften hinzuzufügen? — also die Deputirten der protestantischen Städte beim Reichstage und die Räthe der protestantischen Fürsten wollten von Melanchthons nachgiebiger Stimmung gar nichts wißen. Als sie ihn auf dieser Bahn fortschreiten sahen, verleumdeten sie ihn in aller Weise: er wolle das Evangelium an den Pabst verrathen. Melanchthon selbst beklagt sich bitter über sie in seinen Briefen an Luther; „Du kannst nicht glauben, schreibt er einmal, wie sehr ich von den Nürnbergern und einigen andern angefeindet werde wegen Herstellung der bischöflichen Gewalt. So sehr streiten unsere Genoßen für ihre Herrschaft, nicht für das Evangelium! Diese Leute, die nun der Freiheit einmal gewohnt sind und die Unterordnung unter die Bischöfe von sich geworfen haben, laßen sich ungern die alte Unterordnung wider aufladen. Und sonderlich sind die Reichsstädte der bischöflichen Regierung zum Heftigsten gram. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel; es ist ihnen allein um die Regierung und Freiheit zu thun." — Die Nürnberger Partei am Reichstage behauptete am Ende, Melanchthon sei von den Katholiken erkauft worden. Sogar Luther ward mit diesen Verleumdungen bestürmt. Er glaubte sie natürlich nicht; aber auch er, der schon geäußert hatte: „Ja! wenn der Pabst solches wollte (nämlich in Beziehung auf das Evangelium und auf die Rechtfertigung, wie Melanchthon hoffte, einiges gewähren,) so achte ich wir Lutherischen wollten seine Ehre und Obrigkeit beßer helfen schützen und handhaben, denn der Kaiser selbst und alle Welt" — ward der Vermittelung wider abgeneigt, und edirte mit einemmale eine Auslegung des 2. Psalmes, die er dem Erzbischofe von Mainz zuschickte, und worin er sich wider wie ein wüthender Mensch gegen das päbstliche Regiment gebährdete: „Wir Deutsche hören nicht auf, dem Pabste und seinen Wälschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Pabst, das florenzische Früchtlein, fröhlich machen,

daß er in die Faust lachen könnte, und sagen: da, ihr deutschen Bestien, ihr wollet mich nicht zum Pabste haben, so habet das! u. s. w.

Und so gieng es nun fort in allen Briefen, und hatte natürlich die Wirkung auf die Protestanten in Augsburg, daß sich alle Unterhandlungen zerschlugen, und daß zu Anfange November der Kaiser, der so viel Geduld und Ruhe auf diese Verhandlungen gewendet hatte, auch einen bestimmten Reichstagsabschied erließ, und erklärte, die Lutheraner sollten die Beurtheilung ihrer Differenzen einem künftigen Concile anheim geben und unbedingt sich der Kirche unterwerfen. Doch selbst in seiner Gereiztheit vergaß er der politischen Rücksichten nicht, und um nicht gezwungen zu sein, sofort seine Kräfte gegen sie zu wenden, um sie auch selbst nicht auf's Aeußerste zu treiben, setzte er ihnen noch eine Frist bis zum April 1531 — eine Frist, die man, wenn inzwischen fortwährend die Umstände einem energischen Angriffe auf sie nicht günstig waren, dann hängen laßen konnte, so lange es beliebte.

Neben den Ständen, welche dem sächsischen Kreise der Reformatoren, die ich kurz als Lutheraner bezeichne, anhiengen, und welches außer dem Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen noch der Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, die Mecklenburger, Holsteiner und die Städte Nürnberg, Reutlingen, Weißenburg, Kempten, Heilbronn, Windsheim, Magdeburg, Lübeck, Hamburg, Bremen und überhaupt die norddeutschen Städte waren, soweit sie sich der Reformation zuwandten — trat nun aber auch ein Kreis von Städten auf, welche sich mehr den früher auf der Ebernburg gepflegten, fortwährend von Oekolampadius und Bucer theologisch vertretenen freieren Ansichten anschloßen; das waren: Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz. Diese schloßen sich der augsburgischen Confession nicht an.

Die Stände aber der augsburgischen Confession hatten bald nachdem der Reichstagsabschied erfolgt war, im

Dec. 1530, in Schmalkalden einen Bund geschloßen auf 6 Jahre zu gegenseitiger Vertheidigung bei ihrem Glauben. Förmlich abgeschloßen ward diese Vereinigung im Februar 1531. Heinrich von Mecklenburg lehnte allein den Beitritt ab, weil er den Reichstagsabschied unterzeichnet hatte; dagegen traten die 4 Städte des oberländischen Kreises der Verbindung bei und 1532 auch Herzog Barnim von Pommern.

§. 2. Die Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden von 1555 und dem Schluße des Tridentinums 1563.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von L. Ranke. 3r—5r Bd. Berlin. 1840—43. 8.

Neuere Geschichte der Deutschen, von der Reformation bis zur Bundesacte, von K. A. Menzel. 2r u. 3r Bd. 1828. 1830. 8.

Moritz Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Fr. A. von Langenn. 2 Bde. Leipz. 1841. 8.

Der Kaiser, welcher zum Herbste 1531 seinen Schwager, König Christian von Dänemark, zu dem schon erwähnten Zuge nach Norwegen mit Geld zu unterstützen hatte, der während des ganzen Jahres 1531 die schon im Januar statt gehabte, aber weder von den Herzogen von Baiern noch vom Kurfürsten von Sachsen anerkannte Erwählung des Erzherzog Ferdinand zum römischen Könige zur vollständigen Anerkennung zu bringen suchte, und diesem wegen der ungarischen Angelegenheiten (denn die Türken drangen abermals die Donau herauf) in Deutschland eine so sichere Stellung zu schaffen suchte, wie möglich, hielt dann die den Lutheranern gesetzte Frist wirklich nicht. Vielmehr ließ er dieselben nicht nur weiter gewähren, sondern unterhandelte endlich mit ihnen einen neuen Vergleich, der zu Nürnberg am 23. Juli 1532 abgeschloßen ward, und dem zu Folge bis zu einem allgemeinen Concile jeder Reichsstand in seinen Territorien die kirchlichen Angelegenheiten sollte ordnen können, wie er es seinem Gewißen gemäß halte. So ward der augsburgische Schluß, welcher der territorialen Entwickelung der Reformation entgegen zu treten bestimmt war, abermals aufgehoben, und der gute Wille der protestantischen Reichsstände für den Türkenkrieg gewonnen. Ein herrliches Reichsheer, wie man noch kei-

nes gesehen (67000 M. zu Fuß und 11000 zu Roſs) gieng 1532 den Türken entgegen.

Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen war bald nach dem Nürnberger Religionsfrieden, am 16. August 1532, gestorben, und sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich verstund sich nicht mehr so gut mit dem Landgrafen von Hessen, der seinerseits auch an Luthers krankhaftem Eigensinne mannichfachen Anstoß nahm. Während aber die Fürsten von Hessen und Kursachsen sich einander mehr entfremdeten, traten beide zu süddeutschen Fürsten in Verhältnisse, welche ihnen großes Gewicht gaben. Der Schmalkaldener Bund nämlich hatte am 24. Oct. 1531 zu Salfeld einen Vertrag mit den Herzogen von Baiern geschloßen, in welchem man ausmachte, daß man durchaus Ferdinands Wahl zum römischen Könige nicht anerkennen und die deutsche Freiheit gegen das Umsichgreifen des Kaisers mit Leib, Gut, Land und Leuten vertheidigen wolle. Es schloß sich also hier die extreme katholische Partei mit den Evangelischen gegen den Kaiser zusammen, und durch diese Verbindung mit den Herzogen von Baiern kamen nun die Schmalkaldener auch mit dem Könige von Frankreich, der ja auch immer die extremste katholische Seite gehalten hatte, in Beziehung. Eine solche Stellung muste natürlich dem Kaiser wünschenswerth machen, sich mit den Schmalkaldener Bundesgenoßen zu vertragen, und sie von den Baiern wider zu trennen; dies aber war ihm durch den Nürnberger Religionsfrieden im Juli 1532 gelungen, und bald sollte er auch die bairischen Fürsten wider ganz und aufrichtig auf seiner Seite sehen. Die Besorgniſs der bairischen Fürsten gegen Oestreich war nämlich besonders rege und ihre feindselige Stellung war vornämlich veranlaßt worden dadurch, daß nach der zweiten Vertreibung des Herzogs von Würtemberg der schwäbische Bund dies Herzogthum östreichischer Verwaltung übergab. Die Besitzungen Oestreichs im Elsaß, wo die Grafschaft Pfirt und die Landgrafschaft im Sundgau den Habsburgern gehörten, ferner in der Ortenau und im Breisgau, und auf dem Schwarzwalde bildeten nun mit dem Herzogthume Würtemberg und mit

den Herrschaften östreichischer Diener, wie z. B. der Grafen von Sulz, eine ansehnliche Ländermasse im Westen der bairischen Besitzungen, während Tyrol und Vorarlberg Baiern im Süden und die steiermärkisch-östreichisch-böhmischen Lande Baiern im Osten einschloßen — kurz! Baiern hielt sich in Gefahr zu sein, von Oestreich erdrückt zu werden, und eben jene Festsetzung Oestreichs in Würtemberg hatte die Baiern besonders in die Opposition geworfen und dazu vermocht, in der Vertretung der streng katholischen Interessen im Reiche eine einflußgewährendere Stellung zu suchen, indem sie dadurch allein noch die Bischöfe von Salzburg, Brixen und Trident zuweilen gegen Oestreich auf ihrer Seite sahen. Das aber ward wesentlich verändert, als es im J. 1533 dem Einfluße des Landgrafen von Hessen, der ein naher Verwandter des vertriebenen Herzogs von Würtemberg war, gelang, den schwäbischen Bund zu bewegen, sich aufzulösen. Er stellte den Reichsstädten und kleineren Reichsständen im Bunde lebhaft vor, welche Gefahr auch sie liefen, von Oestreich erdrückt zu werden, wenn der Bund ferner Oestreichs Herrschaft in Würtemberg sichere. Kaum aber hatte sich der schwäbische Bund aufgelöst, als der Landgraf ein Heer rüstete, wozu ihm sogar der König von Frankreich Subsidien zahlte*), und im April 1534, nachdem Herzog Ulrich zu ihm nach Kassel gekommen war, auszog und diesen mit Gewalt in seinem Herzogthume restituirte. Der Sieg bei Laufen über den östreichischen Statthalter, den Pfalzgrafen Philipp, entschied; und kaum hatten sich die östreichischen Fürsten in diesen Verlust Würtembergs ergeben und König Ferdinand zu Kadan in Böhmen am 29ten Juni 1534 einen Vertrag geschloßen, durch welchen die Schmalkaldener Bundesgenossen ganz von dem Salfelder Bunde mit Baiern abtraten, Ferdinand als römischen König anerkannten, versprachen, den Kaiser fußfällig wegen Verletzung Seiner Majestät um Verzeihung zu bitten, und dagegen zugesichert erhielten, daß Herzog Ul-

*) Der Landgraf kam im Jan. 1534 mit dem Könige in Herzogen-Bar (Bar le Duc) zusammen.

rich ruhig im Besitze seines Erbes anerkannt werden würde, als die bairischen Fürsten, unwillig über diesen Bundesbruch und von der Besorgniss vor Oestreich großestheils befreit, sich nun wider freundlich an Oestreich anschloßen. Da Herzog Ulrich sofort in Würtemberg die Reformation durchgeführt und mit dem eingezogenen geistlichen Gute seine Schulden bezahlt hatte, hatte die Pertei der Protestanten auch im Süddeutschland eine ganz andere Stellung gewonnen. Vorher waren es fast nur kleinere Reichsstände und etwa die Ritterschaften in den landständischen Collegien der größeren gewesen, welche sich für sie interressirten; Markgraf Georg von Anspach war der bedeutendste Fürst. Nun gewannen sie in der Macht des Herzogs von Würtemberg einen festen Stützpunct. Auch zeigte sich der Einfluß dieses sicheren Bewusstseins sofort im schmalkaldischen Bunde; denn der Landgraf setzte nun durch, was man früher nicht gewagt hatte, eine feste Kriegsverfaßung des Bundes, so daß immer eine gewisse Kriegsmacht bereit gehalten ward und die Hauptmannschaft zwischen Kursachsen und Hessen wechselte.*)

*) In diese Zeit fällt auch der Unfug, welchen die Reste der münzerischen Partei in Münster trieben — Zwischen den evangelischen Einwohnern der Stadt Münster und dem Bischofe hatten schon 1532 feindliche Verhältnisse statt gefunden, die unter hessischer Vermittelung ausgeglichen wurden. Allein die münsterischen Lehrer der evangelischen Partei wurden zum Theil, namentlich Bernhard Rothmann, von der Lehre der Zwickauer Widertäufer angesteckt; indem ein Schüler Münzers, Melchior Hofmann, 1528 aus Holstein nach Emden gekommen war, hier andere Reste der münzerischen Partei fand und eine neue Gemeinde gründete. Ein Schüler Hofmans Jan Trypmaker kam, aus Emden vertrieben, nach Amsterdam, wo er eine neue Gemeinde stiftete, die Melchioriten, unter welcher ein Becker aus Haarlem, Jan Mathyszon, hervortrat; dessen Schule erstreckte ihren Einfluß auf Münster, indem neben dem durch Strapeda bewirkten Uebertritte Rothmanns zur widertäuferischen Lehre auch die Einwanderung niderländischer Handwerker diese religiöse Richtung in Münster hob. Was auch die hessischen Theologen zu Bekämpfung der Irrlehre thaten, Alles fruchtete nichts; und wie früher in Mühlhausen ward auch in Münster der alte Magistrat endlich gestürzt, und ein widertäuferisches Regiment, unter Leitung Jan Bockolds von Leyden, hergestellt. Die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Verbrennung aller Bücher außer der Bibel characterisirte diesen neuen

Als 1537 die sechs Jahre, auf welche man den Bund geschloßen hatte, abliefen und man denselben auf 10 Jahre erneuerte, traten auch der Herzog von Würtemberg und viele kleinere süddeutsche Reichsstände, die es früher nicht gewagt hatten, bei.

Während der Zeit aber, wo sich die Stellung der Protestanten im Reiche so wesentlich einflußreicher gestaltete, war auch ihre europäische Stellung eine weit mächtigere geworden. Schon auf dem Reichstage zu Odensee 1527 (ist bemerkt worden) waren die dänischen Reichsstände der Reformation nicht ungeneigt, d. h. die Reformirten erhielten Schutz zugesagt, der König Friedrich selbst erklärte sich für die Reform, und man ließ die Stände, die sich geneigt bewiesen, in ihren Jurisdictionen gewähren. Friedrich I. war inzwischen bald nach Gefangennehmung seines Gegners Christian II. (im Juli 1532) gestorben am 10ten April 1533. Er hinterließ einen majorennen Sohn Christian III. und drei unmündige, und da in Dänemark die Stände das Wahlrecht in altgermanischer Weise übten d. h. so, daß sie so lange männliche Descendenz des Königshauses vorhanden war, sich an diese hielten, aber unter den verschiedenen, vorhandenen Prinzen wählten, beschloßen sie, die Wahl aufzuschieben um ein Jahr und inzwischen das Reich interimistisch selbst zu verwalten durch einen Reichsrath. In Lübeck hatte damals die Einführung der Reformation zu einer Umwälzung des städtischen Regimentes, zu Vertreibung des alten Rathes und Einrichtung einer neuen demokratischen Verfaßung geführt, bis der Führer der demokratischen Faction Jürg Wullenweber war Bürgermeister geworden. Nun waren Gustav Wasa in Schweden und Friedrich in Dänemark mit Hilfe der Lübecker zur Regierung gekommen; dagegen hatte der vertriebene Christian II. seine Expedition nach Norwegen und Dänemark von den Niderlanden aus und namentlich mit Unterstützung der Hollän-

Staat, der sich durch tyrannische Mittel behauptete, bis die Stadt am 24. Juni 1535 dem Bischofe, der von einem Reichs- und Kreisheere unterstützt ward, wider in die Hände fiel, und gerechte Strafe die überlebenden Rädelsführer traf.

der unternommen. Da die Holländer zum Theil in Besitz des Ostseehandels und die bedeutendsten Rivalen der Lübecker waren, verlangten diese seit Christians Unterliegen sowohl in Schweden als in Dänemark die Ausschließung der Holländer und besondere Begünstigung ihres eignen Handels. Allein weder Gustav noch Friedrich hatten Lust gehabt, sich so ganz in mercantile Abhängigkeit von Lübeck zu begeben, und nun unternahm es Wullenweber den dänischen Reichsrath mit Gewalt zu Anerkennung der lübischen Forderungen zu zwingen. Seit Christians II. Unterliegen war die katholische d. h. seine Partei im Zustande des Verfolgtseins und leicht waren die Reste derselben zu bewegen, mit Hilfe Lübecks sich gegen den regierenden Reichsrath aufzulehnen und den gefangenen König Christian wider als ihren rechtmäßigen Herrn zu proclamiren. In Schweden sollte Swante Sture dem Könige Gustav entgegengestellt werden; — aber Gustav schlug die Lübecker, die in das südliche Schweden eingedrungen waren; die lübische Flotte ward von Dänen und Schweden in Verein besiegt; und auch die lübisch-dänische Partei Christians, die diesen nicht einmal aus dem Gefängnisse zu befreien vermocht hatte, erlitt auf der Insel Fünen eine Niderlage. Der dänische Reichsrath hatte nun am 4ten Juli 1534 Friedrichs I. Sohn Christian III. als König proclamirt; auch Kopenhagen, die Hauptstütze der Gegner desselben, muste den neuen König anerkennen und am 14ten Febr. 1536 ward durch Vermittelung des schmalkaldischen Bundes der Friede Lübecks mit den Königen von Schweden und Dänemark geschloßen. Wullenweber war, während er im Lande Hadeln hatte für den Krieg Truppen werben wollen, auf Befehl des Erzbischofs von Bremen gefangen genommen und dann auf Befehl Herzogs Heinrichs von Braunschweig, an den er ausgelifert ward, hingerichtet worden. Der Sieg des Reichsrathes und des von demselben aufgestellten Königes Christian III. über die lübische Partei war in Dänemark zugleich ein vollständiger Sieg der Reformation über die letzten Stützen des Katholicismus gewesen. Die Bischöfe wurden gefangen genommen, und erhielten ihre Freiheit und

ihr Privatvermögen nur unter der Bedingung zurück, daß sie einwilligten in die Einziehung des Vermögens ihrer Kirchen. Alle Pröbste und Pfarrer, die ihre Stellen behalten wollten, musten sich zu der lutherischen Richtung bekennen. Johann Bugenhagen, Luthers Freund, der schon 1530 und 1531 von Wittenberg berufen die Reformation in Lübeck eingerichtet hatte, ward nun auch nach Dänemark berufen und ordnete das neue Kirchenwesen, was nun auch in Norwegen mit Gewalt eingeführt ward. Die Kirche in Dänemark und Norwegen verlor zu Gunsten des Adels und der Krone den größesten Theil ihres Vermögens, wie in Schweden; doch traten die lutherischen Superintendenten (die in diesen Reichen den Titel Bischöfe fortführten) in ihrer Berechtigung um etwas höher auf als in Deutschland; behielten etwas mehr von selbstständiger kirchlicher Haltung und Stellung als in Deutschland, wo sich die Kirchenverfaßung in den protestantischen Ländern, weil sie nicht auf einmal geordnet, sondern allmälig, wie die Umstände es verlangten, hergestellt ward, gewissermaßen zerbröckelte. Indessen das eigentliche Wesen des Bisthums kam auch den Stellungen, an die in Dänemark, Norwegen und Schweden der bischöfliche Titel geheftet blieb, völlig abhanden. — Doch nicht bloß die skandinavischen Reiche waren nun entschieden auf die Seite der Reformation getreten, sondern auch England.

König Heinrich VIII. war, wie das früher bereits in dem Lebensabriße des Erasmus erwähnt ward, nicht der älteste Sohn seines Vaters, sondern ward Thronfolger erst durch den Tod eines ältern Bruders, Arthur, und so lange dieser lebte, war er dem geistlichen Stande bestimmt gewesen und hatte eine gelehrte thelogische Bildung erhalten. Er hatte ganz im Sinne eines gelehrten katholischen Theologen auch als König Theil genommen an den religiösen Bewegungen, welche Luthers Auftreten veranlaßte. Er hatte selbst ein Buch gegen Luther geschrieben, hatte deshalb vom Pabste den Titel eines defensor fidei erhalten und sich längere Zeit auf das Heftigste der Ausbreitung der Reformation in England widersetzt. Politische Gründe trenn-

ten ihn allmälig von seinem früheren Verbündeten, Karl V. wie dies schon bemerkt ist; er hatte im Jan. 1528 dem Kaiser den Krieg ankündigen laßen. Zu dieser feindseligen Stellung gegen den Kaiser trug aber ein Grund, der in häuslichen Verhältnissen lag, noch mehr bei als politische Motive. Er hatte sich nämlich vermählt mit der Wittwe seines verstorbenen älteren Bruders, Arthur, mit Catharina von Aragon, einer Tante Karls V. Diese Verwandtschaft hatte ihn dem Interesse des Kaisers innig verbunden, bis er etwa seit 1525 von Leidenschaft für Fräulein Anna Boleyn ergriffen ward. Ein ehebrecherisches Verhältniſs mit Anna's älterer Schwester Maria hatte dem guten Vernehmen mit dem Kaiser nichts geschadet, denn Maria hatte sich ihm hingegeben ohngeachtet er Ehemann war — aber Anna fand daran Anstoß und war nur um den Preis einer Trauung zu haben. Dies aber war nicht möglich, wenn der König nicht zuvor von Catharina von Aragon geschieden war. In der Zeit nun, wo Pabst Clemens VII. mit dem Kaiser zerfallen, mit ihm im Kriege war, war Hoffnung vorhanden, von ihm die Scheidung zu erreichen; auch hatte der Pabst schon Heinrichs Minister, den Cardinal Wolsey, beauftragt, die Scheidung einzuleiten und die Angelegenheit abzumachen — allein gerade das hinderte sie, denn Anna war dem Cardinal persönlich gram und er hatte sie zu fürchten, wenn sie Königin ward. Er verzögerte deshalb die Angelegenheit, weil er wünschte sich dem Kaiser nicht ganz zu verfeinden und hoffte Pabst Clemens solle bald sterben und so ihm selbst Platz auf dem päbstlichen Stuhle machen, wenn er vom Kaiser und von König Heinrich zugleich begünstigt würde. Clemens aber starb sobald nicht; Heinrich über die langen Zögerungen ungeduldig, ward endlich ingrimmig auf Wolsey und ließ ihn in politische Klagen verwickeln, in Folge deren er ins Gefängniſs kam und darin starb am 29ten Nov. 1529. Kurz! die Scheidungsangelegenheit war noch nicht ins Reine gebracht, als sich Kaiser und Pabst wider ganz ausgesöhnt hatten, und letzterer nun gar nicht mehr daran dachte, den Kaiser durch Scheidung seiner Tante von Heinrich VIII.

zu beleidigen. König Heinrich, der zügellos war in seinen Leidenschaften, war durch die Hinderung, die er bei seinen Wünschen durch Pabst und Kirche erfuhr, höchst aufgebracht, und nun ward außer seiner Wollust auch seine Habsucht rege, indem er hörte, wie in Schweden die Reformation dazu gedient habe, den König zum reichen Manne zu machen. Er war eine Zeitlang noch schwankend, ob er nicht das ganze Verhältniſs zu Anna fallen laßen und sich dem Pabste wider ganz anschließen solle, denn die Eitelkeit den Titel defensor fidei, den er erhalten hatte, nicht zu Schanden werden zu laßen, hielt ihn doch noch von Schritten, welche ihn offen in die Reihe der Reformatoren gestellt hätten, ab. Da kam in dem Zeitpuncte dieses Schwankens ein Mann, der früher Kaufmann, dann Wolsey's Agent gewesen war, in seine Nähe und rieth ihm, in der Art zu reformiren, daß er in seinem Lande selbst die päbstliche Stellung einnähme. Das war etwas anderes und ein neuer Ausweg, der dem Könige einleuchtete. Der König folgte diesem Rathe Cromwells und zog die ganze Geistlichkeit in die Hochverrathsanklage herein welche früher nur gegen Wolsey im Gange gewesen war: auch bedrängte er sie mit dieser Klage, die bei der fast absoluten Stellung, welche damals der König im Lande hatte, höchst gefährlich war, so lange, bis sie seine kirchliche Suprematie anerkannte — jedoch that sie es mit der Klausel: soweit es Christi Gebot verstatte. Diese Klausel aber trieb nun den König nothwendig ganz auf die Seite der Reformation, denn wollte er sich nun der Exceptionen zu Gunsten des römischen Bischofes erwehren, so muste er gleich den deutschen Reformatoren die heilige Schrift für die einzige Norm der Lehre und Verfaßung erklären, und so die geschichtlich begründeten Ansprüche des römischen Bisthums abzuwenden suchen. Obwohl sich nun Heinrich VIII. in einzelnen Puncten immer noch von dem Lehrbegriffe der deutschen Protestanten sonderte, obwohl er unter seiner eignen quasipäbstlichen Hoheit das ganze äußere Gerüst der älteren englischen Kirchenverfaßung bestehen ließ, ward doch im Wesentlichen die Reformation in England durchgeführt und sogar das englische Bis-

thum durch seine Lostrennung vom Bisthume der Kirche im Ganzen, durch sein eigenthümliches Abhängigkeitsverhältniſs in Beziehung auf die weltliche Macht in der Wurzel alterirt, wenn es auch äußerlich fortbestund. Ein englischer Theolog, der in Deutschland gelebt, mit den Reformatoren näheren Umgang gehabt, eine Verwandtin des Nürnberger Theologen Osiander geheirathet hatte, ward weil er zu Gunsten der Ehescheidung des Königes geschrieben, durch diesen im J. 1533 Erzbischof von Canterbury, also Haupt der englischen Kirche, und nachdem der König, zuerst noch ohne geschieden zu sein, sich mit Anna Boleyn hatte trauen laßen, sprach Craumer nachträglich die Scheidung aus, während Clemens VII. nun gerade Catharinens Ehe mit Heinrich für die einzig rechtmäßige und das Verhältniſs zu Anna Boleyn, und mit vollem Rechte, für ein ehebrecherisches erklärte.

Diese Erklärung des Pabstes vollendete die Losreißung der englischen Kirche von der katholischen. Alle Appellationen nach Rom wurden untersagt, und ein oberster Gerichtshof für Kirchensachen in England selbst eingerichtet. Indem man den Bischöfen ihre äußere Stellung, ihre Herrschaften und Einkünfte ließ, gewann man diese; indem man die Klöster aufhob und ihre Güter einzog, war eine Quelle der Bereicherung für den König eröffnet und diesem zugleich das Mittel gewährt durch Freigebigkeit gegen den Adel den Widerspruch, der etwa von dieser Seite kommen konnte, zu beseitigen. Um aber die Klöster aufheben zu können, muste man sich auch hinsichtlich der Lehre von den Gelübden ganz von der katholischen Kirchenlehre trennen.

So war also, als der schmalkaldische Bund in Süddeutschland durch die Restitution des Herzogs von Würtemberg eine festere Stellung einnahm, ein großer Theil der nordischen Reiche schon entschieden auf der Seite der Reformation, wenn auch zum Theil aus sehr schlechten, äußeren Motiven; wenn auch unter mancherlei Nuancen der kirchlichen Anordnung. In die äußerlich precärste Lage aber waren alle kirchlichen Verhältnisse bei den Anhängern der Neuerung offenbar gekommen in Deutschland, und diese precäre Lage trug bei, in dieser Zeit allmälig in Luther

selbst zuweilen schmerzliche Gefühle rege zu machen. Er war zuerst aufgetreten gegen die Autorität der herrschenden Kirche mit der Berufung auf die Worte der Schrift, in der Weise, wie er sie verstund. Daß dieses Verständniß im Ganzen ein richtiges war, davon konnte ihm wohl ein festes Gefühl einwohnen; aber die protestantisch theologische Wißenschaft war keinesweges so ausgebildet, daß sich dies Gefühl Luthers, auch wo es im Rechte war, immer objectiv begründen ließ. Als nun neben ihm andere Theologen: Bodenstein, Zwingli, Oekolampadius, Bucer u. s. w. anfiengen abweichende Meinungen vorzutragen, blieb er dabei, man müße sich an den **wörtlichen** Sinn der Schrift halten; — allein er sah bald, daß er damit nicht ausreiche; die Sprache ist ja in den Begriffen, die sie den Worten verbindet, selbst ein wunderbar fein-flüßiges, groben Disputirgriffen wenig faßbares Wesen; und so muste er nothwendig für die Richtigkeit seiner Auslegungen das Zeugniß der alten Kirche, der alten Kirchenlehrer aurufen — einerseits blieb aber dabei der Umfang, in welchem dies geschehen dürfe ein mehr oder weniger willkührlicher; andrerseits setzte er damit den einen Fuß wider auf die Basis der Tradition, so daß er aussprach: „es sey gefährlich und erschrecklich etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen, christlichen Kirche. Lieber wolle er nicht allein alle Rottengeister, sondern aller Könige, Kaiser und Fürsten Weisheit und Recht wider sich laßen zeugen, denn ein Jota oder Tüttel der heiligen christlichen Kirche wider sich sehen oder hören."

Luther nahm dadurch, freilich in sehr unklarem Umfange, einen ganz richtigen Grundsatz in seinen Bereich herein, denn ohne denselben läßt sich die Haltung der Kirche als Erziehungsinstitut der Völker nicht denken. So wie man von diesem Grundsatze abgeht, ist die Kirche um ihre feste Haltung gebracht und ganz dem Schwanken der jeweiligen Zeitinteressen und Zeitphilosophieen preis gegeben, die je nachdem sie geneigt sind, dies oder das als objectiven Grund der Kirche anzuerkennen, auch dies oder das

beliebige aus ihr machen — so wie man von diesem Grundsatze abgeht, hat die Kirche Christi ein Ende und die Menschenkirchlein fangen an. Nothwendig aber indem Luther die heilige Schrift in der Erklärung, welche die Kirchenväter und die älteste Kirche ihr nach der dogmatischen Seite unanimiter gegeben, als die Grundfeste der Wahrheit anerkannte, muste er sich gegen Ketzer in derselben Strenge wenden, wie die römische Kirche. Doch machte er in ihrer Behandlung einen Unterschied: die nämlich, deren ketzerische Meinungen zugleich die weltlichen Verhältnisse umzuwälzen drohten, wie z. B. die, welche lehrten, daß das Evangelium kein Sondereigenthum wolle, sollten seiner Meinung nach als Aufrührer gestraft worden, und so hatte es seine vollkommene Billigung sowohl als im J. 1525 die mühlhäuser Ketzer mit Feuer und Schwert gebändigt wurden, als das jene Verzweigung der zwickauer Widertäufer, die in Münster ihr himmlisches Reich eingerichtet hatte, im J. 1535 mit gleicher Härte ausgerottet ward. Andere die nicht so aufrührerisch aufträten, aber doch blasphemisch und z. B. lehrten: Christus sei nicht Gott, sondern ein schlichter Mensch und wie ein anderer Prophet, die solle die Obrigkeit als öffentliche Lästerer strafen. Auch wer da lehre, Christus sei nicht für unsere Sünden gestorben, sondern ein jeder solle und könne selbst dafür genug thun, oder wer die persönliche Auferstehung der Todten und deren ewiges Leben leugne, solle als öffentlicher Lästerer und gefährlicher Mensch gestraft werden; doch nicht hingerichtet, sondern nur in eine Lage gebracht, wo er so gefährliche Irthümer nicht weiter verbreiten könne. Wo man bloß über Cärimonien und alte Gewohnheit im Streite sei, solle man solchen Streit auf der Kanzel nicht zulaßen, aber übrigens gehen laßen. Man sieht: nur in den Dingen die er (zum Theil mit Unrecht) für adiaphora hält, ist Luther tolerant, und sonst schreibt er der kirchlichen Obrigkeit ziemlich dieselben Jurisdictionsrechte quo ad fidem zu, die sie in der katholischen Kirche hatte. Es war aber ein Act der Verzweiflung, daß Luther diese kirchliche Obrigkeit mit der weltlichen identificirte — denn er gab damit das Rich-

teramt aus den Händen derjenigen, die durch ihre ganze geistliche Bildung und Stellung zu Richtern berufen waren, in die Hände der Juristen, die nicht zu Richtern berufen sein konnten; von den wißenden an die unwißenden; und nur daß Luther seines bestimmenden, allgewaltigen Einflußes auf diese unwißenden in Sachen der Lehre in hohem Grade sicher war, konnte ihn zu diesem Schritte verführt haben. Aber wie sollte das in Zukunft werden? — Diese Frage muste sich ihm doch auch nahe legen, als sich nach und nach selbstständigere Meinungen in einzelnen Puncten von Seiten der weltlichen Behörden aussprachen. Zunächst konnte Luther daran denken, daß die Doctoren der Universität Wittenberg einen großen Einfluß behalten würden. Aber wie nun, wenn mit der Zeit mehrere Universitäten in protestantischen Kreisen zu gleichem Ansehen kamen, und die Statsmänner sich die gefügigste Meinung wählen konnten? Alles das muste sich Luthern almälig doch aufdringen, und es scheint ihm in den späteren Jahren seines Lebens manche Unruhe bereitet zu haben. Er trat nun wider als Schützer der geistlichen Gewalt auch gegen die weltliche auf. Aber was half es ihm nun? wenn er den Fürsten und weltlichen Obrigkeiten auch etwa hören ließ: „Ihr seid nicht Herren über die Pfarrer und Geistlichkeit! Ihr habt sie nicht gestiftet, sondern allein Gottes Sohn. Habt auch nichts dazu gegeben und viel weniger Recht daran, als der Teufel am Himmelreich. Sollt sie nicht meistern noch lehren, nicht wehren zu strafen; denn es ist Gottes und nicht Menschen, zu strafen, der wills ungewehret, sondern geboten haben!“ — was half ihm das Alles? Heftige Aeußerungen helfen nur, wenn ihnen der ganze Fluß der Dinge einen tieferen Nachdruck giebt — das war der Fall gewesen bei Luthers Worten gegen die Kirchengewalt — war aber nicht der Fall bei Luthers Worten für die Kirchengewalt. Von der päbstlichen Gewalt hatte er die kirchlichen Beziehungen seiner Kreise frei gemacht, um sie nun dafür in die Gewalt so lumpiger Herren gebracht zu haben, wie etwa die Grafen von Mansfeld und die Rathsherrn von Nordhausen waren — daß dereinst die von Krä-

mern und Subalternbeamteten besuchten Ressourcen und andere Tabackscollegien Norddeutschlands in kirchlichen Dingen auch ein gewichtiges Votum einlegen würden, konnte ihm freilich noch nicht in den Sinn kommen, aber er hatte doch selbst die ganze Kirchenverfaßung in seiner Umgebung, die dann in Deutschland vielfach Muster ward, in den Schick gebracht, daß die bischöfliche Gerichtsbarkeit an landesherrliche Collegien übergieng — und den Rest von geistlichem Ansehen, der den Pfarrern geblieben war, vermochten diese, mit Familiensorgen belastet, nicht in der Weise zu vertheidigen, wie früher die nicht verheiratheten katholischen Geistlichen. — Kurz! es war klar, und Luther selbst mußte es sehen, daß er die Geistlichkeit seines Kreises in Deutschland in eine künftige völlige Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt führte, und wenn wir diese Abhängigkeit der Kirche auch anbetrachtlich der übrigen großen Aufgabe des Protestantismus und anbetrachlich der Hoffnung, daß die protestantische Kirche nach Erfüllung ihrer Mission in die katholische Kirche wider wie in einen sicheren Hafen einlaufen wird, nur geringer in Anschlag zu bringen brauchen — auf Luther konnte der Hinblick auf dieselbe nicht anders denn als eine Art Gewißensbiß wirken — beunruhigend und zu mancherlei widersprechenden Aeußerungen fortreißend.

Inzwischen erkrankte Pabst Clemens VII. im Juni 1534 an einem schleichenden Fieber und starb am 25ten September dieses Jahres. Sein Nachfolger ward am 15. October der Cardinalbischof von Ostia, Alessandro da Farnese, der sich Paul III. nannte, und obwohl ein entschiedener Gegner seines Vorgängers, doch gleich ihm mit dem Kaiser auch weiter sich wohl verstund. Im J. 1536 kam dann Karl V. auf der Rückkehr von Tunis, wohin er einen Zug geführt, abermals durch Italien und befestigte mit diesem Pabste, der sogar scheinbar auf des Kaisers Wunsch nach einem allgemeinen Concile eingieng, freundliche Verhältnisse, die ihm um so nöthiger waren, als sich seine Beziehungen zu Frankreich wider mehr und mehr feindlich gestalteten. Am 2ten Juni 1536 erfolgte die päbstliche Bulle, welche das Concil zum 23ten Mai 1537 nach Mantau be-

rief, und die Lutherischen arbeiteten damals, um für die Verhandlungen mit dem Concile eine feste Basis zu haben, ihre articuli Schmalcaldici aus — die nun schon in hohem Grade das richtige Maß der augsburgischen Confession verließen. Der Pabst aber, um das Concil, an welchem ihm nichts lag, zu hintertreiben, bediente sich der Verbindung, welche der König von Frankreich noch immer mit dem Landgrafen von Hessen unterhielt, um von Seiten der Schmalkaldener Bundesgenoßen ein solches Benehmen und solche Forderungen hervorzurufen, daß er irgend einen Vorwand erhielte, das Concil wider abzukündigen. Die Schmalkaldener musten ohnehin ihrer theologischen Stellung gemäß verlangen, daß auf dem Concile nicht nach päbstlichen Decreten und Schulmeinungen, sondern nach der heiligen Schrift allein erkannt; daß die ganze Geschichte der Kirche Gottes, auch wo sie keinen Widerspruch mit dem Evangelio bilden konnte, für die Entscheidung des Streites bei Seite gelegt würde; und als der Pabst dringender das Bedürfniss fühlte, einen Vorwand zu Abbestellung des Conciles zu gewinnen, ließ er eine Erklärung ausgehen, daß das Concil bestimmt sei, die lutherische Ketzerei auszurotten. Diese Erklärung besonders wirkte auf die schroffere Abfaßung der articuli Schmalcaldici, die ohnehin Luther selbst, und in einer Zeit, wo er sehr heftig von Steinbeschwerden geplagt ward, in Worte faßte. Sie erhielten nun einen Inhalt, der alle Vereinigung mit der römischen Kirche, an die man früher noch gedacht, unmöglich zu machen schien. Die Art, wie sich die Protestanten überhaupt erklärten, und die Forderung des Herzogs von Mantau, wenn der Pabst das Concil in Mantau halten wolle, solle er die Mittel gewähren, eine größere Besatzung in der Stadt zu besolden, gaben endlich dem Pabste den erwünschten Vorwand, das Concil am 10ten April 1537 wider abzukündigen. Die schmalkaldischen Artikel waren im Januar vorher unterschrieben worden.

Das Verhältniſs zwischen dem Kaiser und Frankreich war inzwischen wider ein feindliches, kriegerisches geworden. Im October 1535 starb der Herzog Franzesco Sforza von Mailand. Kaiser Karl zog das Herzogthum als er-

16 *

öffnetes Reichslehen ein, und gab es seinem Sohne, dem nachmaligen Könige Philipp II. von Spanien zu Lehen, während König Franz von Frankreich, der fortwährend mit den Schmalkaldenern in innigster Verbindung war, und durch den Wechsel, der inzwischen, wie bereits erwähnt, auf dem päbstlichen Stuhle statt gefunden hatte, allen seinen Einfluß in Italien bedroht sah, von neuem Ansprüche auf diese mailändischen Territorien erhob. Schon 1534 hatte er wider ins Geheim mit Karl von Geldern zu unterhandeln begonnen, und bald hatte er ihn dazu bewogen, daß er den Kaiser verließ, und für 50,000 livres tourn. jährliche Rente sich als Lehensmann von Frankreich bekannte. Da das Herzogthum Mailand durch die enge Verbindung, in welcher seit 1530 der Herzog von Saveien mit dem Kaiser war, gegen Frankreich eine Deckung hatte, muste Franz nothwendig zuerst Saveien angreifen, und um dies zu können, erhob er Ansprüche auf einen Theil der saveiischen Territorien als Erbtheil seiner Mutter. Im J. 1536 hatte der Kampf mit den Waffen von Neuem begonnen. Franz drang in Saveien ein. Karl machte Anstalten dem Herzoge von Geldern seine frisischen Besitzungen in der Drente und in Groeningen zu entreißen, und der Graf von Nassau drang mit einem kaiserlichen Heere gegen Peronne vor. Der Herzog von Geldern war bald durch größere Zahlungen, die ihm der Kaiser bot, während er ihn mit einem Angriffe bedrohte, wider zu Anerkenung des früheren Vertrages bewogen worden. Der Graf von Nassau dagegen muste sich unverrichteter Sache von Peronne zurückziehen, und nach der italienischen Seite machten die Franzosen unter dem Admiral Chabot Fortschritte. Der Markgraf von Saluzzo schloß sich den Franzosen an und ein großer Theil von Pechmont (Piemont) kam in deren Gewalt. Schon fieng man an, zu unterhandeln und Franz faßte Hoffnung, daß einer seiner Söhne Mailand erhalten könne; aber der Kaiser kam selbst nach Italien; gewann den Markgrafen von Saluzzo; deutsche Söldner in ansehnlichem Zuge kamen zu seiner Hilfe und im Juli 1536 konnte im Gegentheil die kaiserliche Armee nach dem Rückzuge der Franzosen an

einen Einfall in die Provinz (Provence) denken. Dieser Einfall nahm dann aber ein so unglückliches Ende wie der frühere.*) Man konnte Marsilien (Marseille) nicht einnehmen. Bei der Belagerung fand Leyva den Tod. Seuchen und Unordnungen aller Art erfüllten das kaiserliche Lager; man muste sich im Herbste 1536 auch auf dieser Seite zurückziehen. Als Karl von Geldern den Kaiser an den niderländischen Grenzen wie an den italienischen im Nachtheil sah, hielt auch sein unruhiger Geist nicht friedlich aus, und als im März 1537 die Franzosen Hesdin an der niderländischen Grenze eroberten, stund Herzog Karl schlagfertig. Aber bald begannen wider Unterhandlungen. Im Juli schloß der Kaiser einen zehnmonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich nach der niderländischen Seite, und es gelang Herzog Karl noch leidlich, sich zu entschuldigen.

Inzwischen war 1533 das Fürstenhaus von Montferrat ausgestorben, und während seiner Anwesenheit in Italien sprach Kaiser Karl im Nov. 1536 dies Fürstenthum dem Herzoge von Mantau zu, indem er es dem Markgrafen von Saluzzo und dem Herzog von Saveien überließ ihre Ansprüche auf dem Wege Rechtens beim kaiserlichen Hofrathe zu verfolgen. Nachdem er den Herzog von Mantau feierlich belehnt hatte, hatte er Italien wider verlaßen; der Markgraf von Saluzzo hatte im Kriege seinen Tod gefunden, und die Franzosen waren nun im Besitze eines ansehnlichen Theiles von Pechmont, und giengen, das frühere Beispiel Lodovico Moro's nachahmend, sogar ein Bündniſs mit dem Erbfeinde der Christenheit, mit dem Sultan ein, der von der ungarischen Seite her das östreichische Haus fortwährend bedrängte. In dieser Lage schloßen sich der Kaiser und sein Bruder König Ferdinand auf das innigste mit dem Pabste und der Republik Venedig zusammen. Pabst Paul aber glaubte, eine persönliche Zusammenkunft der Betheiligten werde am Besten den Frieden wider herstellen und kam nach Nizzen (Nizza); der Kaiser kam in die Nähe nach Frankenweiler (Villa Franca); auch Franz

*) Siehe oben S. 55.

kam in die Nähe und nachdem Paul mit beiden mehrfach zusammengetroffen war, jedoch ohne daß die beiden Monarchen sich ihrerseits gesehen, gelang es ihm am 28ten Juni 1538 — also als der niderländische Waffenstillstand kaum abgelaufen war, einen neuen Waffenstillstand zwischen beiden Monarchen und auf 10 Jahre zu vermitteln. Weder solang dieser Krieg dauerte noch während dieses längeren Waffenstillstandes konnte der Kaiser etwas gegen die Protestanten in Deutschland unternehmen, denn er hätte fürchten müßen, sich an dem schmalkaldischen Bunde einen höchst gefährlichen Feind im Rücken zu schaffen, dessen entschiedener Angriff sofort auch König Franz wider unter die Waffen gebracht haben würde. Er muste also Alles, was in Deutschland den Protestanten entgegen gethan werden sollte, den katholischen Ständen überlaßen, und diese schloßen in demselben Monate, wo der 10jährige Waffenstillstand mit Frankreich zu Stande kam, im Juni 1538 die s. g. christliche Einung zu Nürnberg. Kaiser Karl und König Ferdinand nahmen zwar auch an dieser Theil, doch waren die Herzoge von Baiern dabei die thätigeren und entschloßeneren, ihnen hatten sich die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg und die Herzoge Erich der ältere und Heinrich der jüngere von Braunschweig angeschloßen. Der Bund organisirte sich gewissermaßen nach dem Muster des schmalkaldischen, und in dem süddeutschen Theile war Herzog Ludwig von Baiern, im norddeutschen Herzog Heinrich von Braunschweig Director. Da die Reichsgerichte eine vorwaltend katholische Besetzung hatten, schützten die Schmalkaldener alle ihre Bundesgenoßen gegen Urtheilssprüche der Reichsbehörden, und das Reich war in der That nur noch nominell vorhanden und bestund eigentlich aus *zwei* Staten, aus der schmalkaldischen Einung und aus der christlichen Einung. Die Lage aber, in die man dadurch protestantischerseits kam, bestimmte Luther einmal nachgiebig zu sein und zwar nach einer Seite, die eigentlich am meisten gegen seine Art gieng. Er willigte in Beziehung auf die Erklärung über die Abendmahlslehre in eine kleine Aenderung des betreffenden Artikels der augsburgischen Confession, in eine Aenderung, die

zwar den Glaubenssätzen der Lutheraner keinen Zwang anthat, aber den Artikel so vag machte, daß auch die anderen reformirten Stände, deren theologische Vertreter fortwährend Oecolampadius und Bucer waren, sich der augsburgischen Confession anschließen konnten, und daß mit Calvin der damals in Straßburg lebte und für diesen Theil Deutschlands und für die Schweitz von bestimmendem Ansehen war, eine Verständigung möglich ward.*) Auf diese Weise ist die augsburgische Confession das symbolische Buch aller deutschen Protestanten geworden und geblieben bis ans Ende des Reiches. Denn, wie man auch in Bezie-

*) Species und substantielle Materie waren im Mittelalter ganz richtig so geschieden worden, daß der Species alles was zur sinnlichen Wahrnehmung gehört zufiel, die Substantia also eigentlich die formal nicht gestaltete, unsichtbare, sinnlich unfaßbare innere Erfüllung, die geistige Grundlage der Dinge, das reale (nicht abstracte) Ding an sich aus dem sich die Keime der Form zu Gestalten entwickelten, war. Die Kirche hatte mit Recht die materielle Substanz dem Glauben, die Species dem Augenschein überwiesen, und hinsichtlich des Abendmahls also den Leib und das Blut Christi als realiter vorhanden, obwohl nicht sichtbar; das den Sinnen sichtbare, die species, das Ding der Erfahrung, aber als Brod und Wein bezeichnet. Die augsburgische Confession änderte an dieser Faßung nichts — sie hielt auch an der Wirkung des Sacramentes ex opere operato, nur verwahrte sie sich, daß diese Wirkung nicht zur Justification — sondern zu dieser *nur*, wenn der Glaube hinzukam — und sonst zum Gericht gehe. Das war dann ein Angelpunct des Streites ob der Glaube oder das Sacrament die Justification wirke da, wo der Glaube durch sein Vorhandensein sie möglich mache. — Nach calvinistischer Ansicht sind die alten einfachen Faßungen von Species und materieller Substanz verwirrt — dem nicht sinnlich wahrnehmbaren wird das reale Dasein, und in Folge davon dem Sacrament die reale Wirkung ex opere operato abgesprochen, und nur die Wirkung im Glauben, ohne diesen aber gar keine Wirkung statt findend, angenommen — d. h. das Sacrament verlor alle objective Bedeutung. — Diese calvinistische Ansicht ist allerdings ganz entsprechend dem Standpuncte der neueren Naturanschauung und von ihrem Standpuncte aus allein richtig — diese Naturanschauung selbst aber ist ohne Wahrheit von Anfang bis zu Ende — zu welcher Ueberzeugung sich freilich nur langsam und mühselig hindurchzuringen vermag wer unter dem Einflüßen dieser Anschauungen aufgewachsen ist. *Diese Lüge beherrscht jetzt eigentlich die Welt.*

hung auf einzelne Puncte lutherischer oder reformirterseits auseinandergieng, an der augsburgischen Confession hielten doch im Wesentlichen beide Theile und sie ward das Bekenntniſs, auf welches hin später die Protestanten im Reiche Eine kirchliche Partei bildeten.

Herzog Karl von Geldern hatte im Oct. 1537 noch einen Versuch gemacht, wider zu Frankreich abzufallen, und als er seine Stände einem solchen Plane ganz abgeneigt fand, wollte er wenigstens unmöglich machen, daß das habsburgische Haus in seinen Landen nach seinem Tode succedire. Er verheirathete zu diesem Ende seine Großnichte, Anna von Lothringen, mit dem Sohne des benachbarten Fürsten Johann von Cleve, mit Wilhelm von Cleve, den er den früheren Verträgen mit Karl entgegen zum Successor ernannte. Als er dann in demselben Monate, in welchem der Kaiser den 10jährigen Waffenstillstand mit Frankreich schloß und die katholischen Stände großestheils in der christlichen Einung zusammentraten, im Juni 1538, starb, glaubte Wilhelm von Cleve durch die Vereinigung der Territorien von Jülich, Cleve, Berg und Geldern eine hinreichend ansehnliche Macht beisammen zu haben, und im Nothfalle auf den Beistand der Schmalkaldener rechnen zu können, und trat nicht nur seinerseits als Landesherr in Geldern auf, sondern ward auch von den Ständen des Landes als solcher anerkannt, und als dann 1539 der Kaiser durch einen Aufstand in Flandern veranlaßt ward, nach den Niderlanden zu kommen, traf Herzog Wilhelm, der durch seines Vaters im Februar 1539 erfolgten Tod auch Herzog von Jülich, Cleve und Berg ward, alle Anstalten zu seiner Vertheidigung und schloß im Juli 1540 ein enges Bündniſs mit Frankreich. Die Macht der Protestanten im Reiche ward, troß dem daß man sich im April 1539 von Seiten beider kirchlicher Verbindungen der Stände geeinigt hatte, diese Verbindungen nicht vergrößern zu wollen, doch immer größer. Denn der Erzbischof von Cöln, Graf Hermann von Wied, ward persönlich für die Reformation gewonnen und richtete sie 1539 mit Hilfe Melanchthons, den er zu sich berief, freilich unter steter Protestation des Dom-

capitels und des Magistrates der Stadt Cöln, in seinen Territorien, aber so ein, wie Melanchthon es für das Beste hielt, nämlich so, daß eine Vereinigung mit der römischen Kirche nicht unmöglich schien, und deren hierarchische Ordnung so sehr als möglich geschont blieb, worüber nun Luther seinerseits, als der sich daran gewöhnt hatte überall sein Thun als entscheidend betrachtet zu sehen, doch auch in mancherlei Zorn gerieth. Um dieselbe Zeit aber, im April 1539, starb Herzog Georg von Sachsen von der albertinischen Linie — ihm folgte sein Bruder Heinrich, der nun auch in den sächsisch albertinischen Landen überall die Reformation durchführte. Im Magdeburgischen, was zwischen den sächsischen und lüneburgischen Landen ein vermittelndes Glied bildete, hatte sich die Reformation fortwährend in den Gemüthern befestigt. Die mächtigeren Ständeglieder, z. B. die Stadt Magdeburg selbst, hatten sich bereits dem Erzbischofe zum Trotze ganz auf der schmalkaldischen Seite gehalten. Nun sah Erzbischof Albrecht keine Möglichkeit mehr, die Reformation in diesen Gegenden aufzuhalten. Er hatte die letzte Zeit fast fortwährend in Halle residirt; gab aber jetzt auch diese Residenz auf, und ließ den Ständen der magdeburgischen Territorien dafür, daß sie seine Schulden bezahlten, volle Freiheit die Reformation einzuführen. Auch Markgraf Joachim I. von Brandenburg, der immer die alte Kirche in seinen Territorien geschützt hatte, war 1535 gestorben; sein Sohn Joachim II. war durch die Mutter, eine eifrige Protestantin, gewonnen und fand in Mathias von Jagow, dem Bischofe von Brandenburg einen eifrigen Förderer der Reformation, so daß er sich 1539 selbst ohne Rückhalt für die Reformation erklärte. Drei Kurfürsten — der von Cöln, vor Sachsen, von Brandenburg — waren also zu Anfange des Jahres 1540 auf protestantischer Seite; dazu eine ganze Reihe der mächtigeren anderen Reichsstände: die Herzoge von Würtemberg, von Sachsen, von Lüneburg, von Mecklenburg, von Pommern, der Markgraf von Anspach, der Landgraf von Hessen und die Territorien von Schleswig-Holstein und Magdeburg. Der Herzog von Jülich-Cleve und Geldern war

sehr geneigt, sich ebenfals der Reformation anzuschließen, und sogar der Bischof von Minden, Münster und Osnabrück; — eine unzählige Menge kleinerer Reichsstände stund entschieden auf der Seite der Reformation; ein großer Theil außerdem war wenigstens im Schwanken. Da hatte Karl V. also, die Sache von der politischen Seite betrachtet, alle Ursache, so mild er konnte aufzutreten; auch beschränkte er seine Bemühungen darauf, wo möglich eine gutwillige vertragsmäßige Einigung beider Religionsparteien herbeizuführen, wofür ihm Religionsgespräche das geeignete Mittel schienen. Sofern bei diesen Melanchthon sehr hervortrat und protestantischer Seits der leitende Theolog war, schienen sie auch ganz zu des Kaisers Wünschen auszuschlagen. Man disputirte in dieser Weise in Speier, in Hagenau, in Worms, dann 1541 in Regensburg; und da auch in der katholischen Kirche, ja! in Rom selbst sich eine Partei gebildet hatte, welche auf die augustinische Lehre von der Rechtfertigung eingieng und von dem Cardinal Contarini geführt ward, diesem aber päbstlicher Seits die Legation zu dem Religionsgespräch nach Regensburg zu Theil ward, schritt hier das Vereinigungswerk rasch vorwärts. Melanchthon übte bestimmenden Einfluß auf die anderen protestantischen Collocutoren Pistorius und Bucer; Contarini auf die katholischen Dr. Mayer, von Pflug und Gropper. Schon war man über die Lehren von der menschlichen Natur, von der Erbsünde, von der Erlösung und Rechtfertigung — die ja die ganze Reformation veranlaßt hatten — vollkommen einig, als mit einemmale die extremeren Bestandtheile beider Richtungen, d. h. Luther einerseits und der Cardinal Caraffa andrerseits, hemmend eingriffen. Jener fürchtete, die Vereinigung werde zu einem Flickwerke führen, bei welchem, wenn man einmal nachgegeben habe, man nicht hindern könne, daß die päbstliche Politik bald den ganzen früheren kirchlichen Unfug wider in Gang bringe; und der Cardinal Caraffa, von dem Cardinal S. Marcello unterstützt, wollte das Anerkennen der augustinischen Rechtfertigungslehre hindern. An diese Gründe einer höheren, religiös-motivirten Politik schloßen sich aber eine Menge eben

so mächtig wirkender Gründe anderer Art an. Der König von Frankreich z. B. fürchtete nichts so sehr als ein Aufhören der kirchlichen Spaltung in Deutschland, denn wenn diese aufhörte und es dem Kaiser gelang an der Spitze eines in sich einigen deutschen Reiches, wie an der Spitze der italienischen Liga und der spanischen Königreiche aufzutreten, hatte Franz einen sehr harten Kampf zu fürchten. Der französische Einfluß unterstützte also mächtig die caraffasche Partei am römischen Hofe, und bestimmte den Pabst, durch neue Instructionen dem Cardinal Contarini die Hände zu binden.

Auf der anderen Seite hatte sich Landgraf Philipp von Hessen (indem er sich auf das Beispiel der Patriarchen des Alten Testamentes bezog) durch eine am 4. März 1540 in Gegenwart Bucers und Melanchthons eingesegnete bigamische Ehe nun vollends, nachdem schon längere Zeit eine gewisse Entfremdung eingetreten war, den Zorn Luthers und den Widerwillen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zugezogen. Da sich Landgraf Philipp aber ebensosehr für das Vereinigungswerk der Kirche interessirte wie der Kaiser, sich in Regensburg auch persönlich vortrefflich mit dem Kaiser verstund und zu großem Ansehen bei diesem gelangte, regte sich nicht nur die Eifersucht der katholischen Fürsten, sondern auch die des Kurfürsten von Sachsen, welcher zeither als der bedeutendste Mann der schmalkaldischen Seite aufgetreten war. In dieser Stimmung ward der Kurfürst leicht von Luther bestimmt, nicht persönlich nach Regensburg zu gehen, und durch die Absendung des Nicolaus Amsdorf dem Melanchthon bei Fortführung des Religionsgespräches einen Mann zur Seite zu stellen, der eine so hemmende Schranke für die Vereinigungswünsche war, wie andererseits Contarini's neue Instruction. Bald sah man, daß es unmöglich sei, weiter zu kommen. Der Kaiser wollte nun wenigstens das bereits gewonnene Resultat, die Vereinigung über die oben aufgezählten 4 Puncte, retten und verlangte deren Bestätigung; aber der Pabst und die geistliche Fürstenbank des Reichstages versagten diese Bestätigung, und ebenso versagten sie Luther und der Kur-

fürst von Sachsen. Da ließ der Kaiser die Kirchensache für's Erste als eine unheilbare Angelegenheit fallen, und suchte wenigstens den guten Willen der nun so mächtigen protestantischen Stände für den Türkenkrieg zu gewinnen. Er suspendirte alle Urtheile der Reichsgerichte gegen schmalkaldische Bundesgenoßen, erlaubte diesen in ihre Vereinigung aufzunehmen wen sie wollten, und alle landsäßigen Stifter in ihren Territorien zu reformiren. Es war, als Ende Juli 1541 dieser Reichsabschied erfolgte, die höchste Zeit für den Kaiser zu solchen versöhnlichen Schritten, denn nicht nur waren die Türken wider die Donau heraufgedrungen und hatten Ofen abermals erobert, sondern Frankreich brach auch den 1538 geschloßenen Waffenstillstand. Der Kaiser hatte nämlich die geldrische Angelegenheit an den zu gleicher Zeit mit dem Religionsgespräch in Regensburg statt findenden Reichstag gebracht, und der Reichstag hatte des Kaisers Recht gegen den Herzog Wilhelm von Cleve anerkannt, und ihm frei gegeben, sich mit Gewalt der Waffen in Besitz der geldrischen Territorien zu setzen. Wilhelm aber, als er von dieser Wendung der Sache auf dem Reichstage hörte, war ins Geheim nach Amboise, wo damals der französische Hof war, gereist, hatte sich hier mit Johanna von Navarra vermählt und innig mit Frankreich verbunden, deßen Könige es höchst erwünscht sein muste, in diesen niderrheinischen Territorien fortwährend einen Verbündeten gegen den Kaiser zu haben. Der Kaiser hatte im October 1540 seinen Sohn Philipp nun auch feierlich mit Mailand belehnt, und dadurch neue Protestationen französischer Seits hervorgerufen, zugleich aber brachte Frankreich zur Sprache, daß im Juli 1540 ein Spanier, Rincone, im Mailändischen ermordet worden sei. Dieser Mensch nämlich war von dem Kaiser schon früher in die Acht erklärt, aber als geächteter von König Franz in Geschäften gebraucht worden. Er hatte die Keckheit gehabt, troß dieses Verhältnisses das mailändische Gebiet zu betreten, und hatte auf dem Po, von den Uferwachen angehalten, nicht Rede stehen wollen, weshalb auf ihn geschoßen und er in Folge davon getödtet worden war. Ohn-

geachtet sowohl der Kaiser als der Governatore von Mailand versicherten, daß sie an diesem Vorgange gar keinen näheren Antheil hätten, machte ihn König Franz doch als einen Klagpunct geltend: man habe seinen Geschäftsträger ermordet. So sammelte sich von allen Seiten der Anlaß zum Kriege und 1542 brach dieser von neuem aus.

Wären damals die schmalkaldischen Bundesgenoßen nicht durch die zwischen Hessen und Sachsen dauernde Verstimmung in allen ihren Maßregeln unsicher und gebrochen gewesen, so würde sich leicht die kirchliche Einheit in Deutschland durch das völlige Obsiegen der Reformation hergestellt haben; denn sogar in Oestreich und Baiern war ein großer Theil des Adels in den Landständen der Reformation geneigt, zum Theil ihr offen zugethan. Der König Ferdinand war durch die mildere Stellung des Kaisers gegen die Protestanten gebunden und so ruhte die eigentliche Kraft des Katholicismus nur auf den Herzogen von Baiern und auf einigen der braunschweigischen Herzoge, denn auch der Pfalzgraf von Neuburg war Protestant geworden, und wenn der Kurfürst von der Pfalz auch noch nicht öffentlich sich der Reformation anschloß, legte er doch deren Ausbreitung in seinen Territorien nichts mehr in den Weg. Sogar der Pabst war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß etwas bedeutendes geschehen müße in Beziehung auf die deutschen kirchlichen Angelegenheiten, und ließ auf dem Reichstage der 1542 zu Speier gehalten ward, ein Concilium ansagen für den August desselben Jahres, in Kammerich oder Trident zu halten. Die östreichischen Fürsten hatten ihr Hauptaugenmerk auf den Türkenkrieg, verloren aber ohngeachtet der Reichshilfe in den nächsten Feldzügen fast ganz Ungarn an die türkisch-zapolysche Partei und mußten dann 1545 sich dazu verstehen, einen Waffenstillstand für den kleinen Rest ihrer Herrschaft in Ungarn mit einem Tribute an die Türken zu erkaufen.

Hätten in den Jahren 1543 und 1544 die Schmalkaldener den Schutz des Herzogs von Cleve-Geldern, der in seinem Gebiete nun die Reformation einführte, des Kurfürsten von Cöln, der dasselbe gethan und des Bischofs

von Minden, Münster und Osnabrück, der dasselbe thun wollte, übernommen sie hätten nothwendig in ganz Deutschland die Bestimmung der Verhältnisse an sich gerißen; aber sie waren unter sich uneinig, der Bund war fast zerfallen und die einzelnen Glieder suchten sich mit dem Kaiser, der sich so mild und freundlich zeigte, so gut als möglich zu stellen, wodurch sie natürlich gehindert wurden, den Herzog von Cleve gegen Oestreich zu schützen, oder die Ausbreitung der Reformation über Cöln, Minden, Münster und Osnabrück zu begünstigen, weil man annahm, daß auch das dem Kaiser unangenehm sei. Dieser behielt seine freundliche Haltung gegen die Schmalkaldener, namentlich gegen den Landgrafen von Hessen auch in der nächsten Zukunft bei; aber auch der Pabst suchte sich den Kaiser so freundlich zu erhalten als möglich, weil er einen Theil des Kirchenstaates als besonderes Fürstenthum einem natürlichen Sohne, Pier Luigi da Farnese, übergeben und so seine Familie für immer in die Zahl der regierenden Häuser bringen wollte, was ohne des Kaisers Einstimmung nicht gut möglich war. Eine Zeitlang wünschte er dem Pier Luigi sogar Mailand zu verschaffen. — Der Pabst hatte dann das angekündigte Concil in Trident zwar eröffnen laßen wollen, es aber wider vertagt.

Der Krieg Karls mit Franz ward inzwischen im J. 1542 an den Grenzen Frankreichs gegen Navarra, gegen die Niderlande und gegen Pechmont hin geführt. Der Kaiser, der dieses Jahr in Spanien zugebracht hatte, kam 1543 nach Jenau (Genua) mit einem spanischen Heere, sammelte dazu italienische Truppen und führte sie nach Deutschland, den Rhein hinab, während in Pechmont der Krieg mit den Franzosen fortdauerte. Wie fast ganz Pechmont in Italien, so hatten die Franzosen 1542 das ganze Lützelburgische in den Niderlanden erobert, und die Gelderischen hatten den Krieg begonnen und machten Plünderungszüge nach Brabant und Holland. Als aber der Kaiser im Sommer 1543 mit 14000 deutschen Landsknechten, 4000 Italienern, 4000 Spaniern zu Fuß und 4600 deutschen, wallonischen und albanesischen Reitern an die cölnischen Gren-

zen kam, muste sich der von den Schmalkaldenern ohne Hilfe gelaßene Kurfürst von Cöln in allen Stücken dem Kaiser fügen und seine protestantischen Hofprediger entlaßen. Nun führte der Graf von Nassau, der inzwischen auch das Fürstenthum Oranien (Orange) ererbt hatte, 12000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter von der brabantischen, der Kaiser sein Heer von der cölnischen Seite gegen Herzog Wilhelm von Cleve und Geldern. Gegen solche Macht konnte dieser als vereinzelter sich nicht halten; die Schmalkaldener thaten für ihn nicht das Mindeste, und auch Frankreich vermochte ihm gegen solche Uebermacht nicht ausreichende Hilfe zu gewähren. Wilhelm, der die Unmöglichkeit weiteres Widerstandes erkannte, kam Anfangs September 1543 selbst ins kaiserliche Lager nach Venloo, räumte auf des Kaisers Verlangen alle geldrischen Territorien, die nun den kaiserlichen Beamteten übergeben wurden, und stund selbst in Cleve, Jülich und Berg, die ihm in ihrem alten Umfange gelaßen wurden, von Einführung der Reformation ab. So waren also endlich alle Niderlande von Groeningen bis Flandern und Lützelburg mit einziger Ausnahme des Bisthums Lüttich unter habsburgischer Hoheit. Im Lützelburgischen, was bis auf Diedenhofen (Thionville) ganz in den Händen der Franzosen war, eroberten Karls Truppen Arlon wider; auch nahmen sie Kammerich und Burg im Kammerich (Cateau Cambresis) wider gegen die Franzosen. Mit Herzog Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg ward dann im Jan. 1544 vom Kaiser ein Freundschaftsbündniss geschloßen. Auch Lützelburg ward wider erobert und Heinrich VIII. von England lag vor Montreuil und Boulogne. Dagegen erlitten die Kaiserlichen im April 1544 auf der Ebene von Cerisole in Pechmont eine entschiedene Niderlage. Man war aber auf beiden Seiten des Krieges satt. Die Unterhandlungen, welche man für den Frieden anknüpfte, hatten raschen Fortgang und am 18. September ward der Vertrag zu Crespy en Laonnais abgeschloßen. Franz entsagte allen Ansprüchen auf Geldern, Neapel und Mailand, die er erhoben hatte, doch sollte sein Sohn Karl entweder des Kaisers Tochter Maria und Flan-

dern als Mitgift, oder des Königs Ferdinand Tochter Anna und Mailand als Mitgift haben. Savoien erhielt alle Besitzungen mit Ausnahme von Pignerol und Montmélian zurück, und Frankreich verzichtete auf seine Lehensherrlichkeit über Flandern und Atrecht (Artois); Kaiser Karl auf alle Ansprüche an Bourgogne.

Durch diesen Frieden war nun der Kaiser in seinen italienischen, wie in seinen niderländischen Herrschaften vollkommen sicher gestellt. Durch den Waffenstillstand mit den Türken war man auch von dieser Seite ohne Sorge — und so konnte nun endlich der Kaiser die Deutschen Kirchenangelegenheiten mit ungetheilter Kraft zum Gegenstande seiner Plane machen. Er war schon vor dem Abschluße des Friedens von Crespy, schon im Februar 1544, nach Speier zum Reichstage gekommen, wo auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen persönlich erschienen. Mit größter Milde und Freundlichkeit verfolgte er fortwährend sein Ziel, die Widervereinigung nämlich der streitenden kirchlichen Parteien. Allein man war bis in den Juni, wo die Reichstagsverhandlungen geschloßen wurden, doch eben nur so weit, daß man die Kirchensachen auf einen ferneren Reichstag hinausschieben muste. Die Unterstützung, welche der Kaiser vom ganzen Reiche und namentlich auch von den Protestanten, welche über die Verfolgungen, welche Franz gegen die französischen Protestanten ergehen ließ, erbittert waren, erhielt, machte König Franz dann um so geneigter auf den Frieden von Crespy einzugehen. Der Kaiser war immer freundlich gegen die deutschen Protestanten gewesen, noch hatte er nicht das geringste Zeichen einer Sinnesänderung gegeben — aber schon daß er nun Frieden hatte mit Frankreich, daß er jetzt die Macht hatte, gewaltiger aufzutreten, war für die deutschen Protestanten hinreichend, sie mit Mistrauen und Besorgniss zu erfüllen; zumal wenn sie in Anschlag brachten, wie schwach sie selbst plötzlich dastunden und wie weit sie in ihren früheren Verhältnissen zu Frankreich selbst in der Treulosigkeit gegen ihren Kaiser gegangen waren. Daß sie das ganze nordwestliche Deutschland, Cöln, Cleve, Münster so

ganz im Stiche gelaßen bei den daselbst stattfindenden Reformationsversuchen, brachte die Schmalkaldener natürlich außer ihrem nächsten Bereiche um alle politische Achtung; und in ihrem eignen Bereiche wusten sie selbst am Besten, wie sie stunden, wie schwach sie ihre Uneinigkeit mache. Bei so unbedeutender politischer Stellung konnten sie aber auch von dem nun wider zum März 1545 ausgeschriebenen Concile, was jetzt bestimmt nach Trident berufen war, nicht viel erwarten, und so suchten sie, die ein solches Concil zeither fortwährend gefordert und verlangt hatten, sich davon los zu machen, indem sie behaupteten, es sei kein freies, sondern ein papistisches; während, wenn sie in politischer Stärke dagestanden hätten, sie leicht Ansehen genug gehabt haben würden, den Verhandlungen auf dem Concile eine so unparteiische Form zu verschaffen, wie sie wünschten. Es war eine von jenen merkwürdigen Krisen eingetreten, wie sie in der Geschichte öfter begegnen, wo sich, ohne daß sich äußerlich viel geändert hat, doch das moralische Gewicht plötzlich ganz umgestellt hat. Nur ein Paar, noch gar nicht in den schmalkaldischen Bund aufgenommen gewesener Stände waren zum Aufgeben der Reformation vom Kaiser genöthigt worden; der Kurfürst von Cöln blieb sogar für seine Person Protestant, obwohl er zugleich auch Erzbischof war, und der Kurfürst von der Pfalz, der das Ausbreiten der Reformation in seinen Landen zugegeben, schloß sich in dieser Zeit sogar offen den protestantischen Ständen an, so daß im Kurfürstencollegio die Protestanten die Ueberzahl hatten, denn nur Trier, Mainz und Böhmen waren noch römisch-katholisch, und davon Mainz und Böhmen sehr mild und nachgiebig gestimmt — aber daß der Kaiser seine Absichten gegen Cöln und Cleve durchsetzte, hatte den schmalkaldischen Bund, der 1542 in solcher Macht im Reiche erschienen war, nun so matt erscheinen laßen, daß 1545 die Glieder das Bundes selbst wünschten, die 10 Jahre, auf welche der Bund 1537 geschloßen worden, möchten nur erst vorüber sein, um ihn ganz aufzugeben.

Das Concil von Trident ward im März 1545 aber-

mals verschoben; aber ein Reichstag trat in diesem Monate zusammen in Worms. Auch hier zeigte sich der Kaiser den Protestanten nur freundlich, ihr Vertrauen suchend. Auf die strengeren Forderungen des Legaten gieng er gar nicht ein. Mit unüberwindlicher Ruhe ließ er auch andrerseits an sich vorübergehen, daß die härtesten Schmähungen Luthers gegen das Pabstthum gedruckt, unfläthige Caricaturen in Umlauf gesetzt wurden.*) Er versprach den Pro-

*) Luther war überhaupt in diesen letzten Jahren seines Lebens sehr intractabel, und man wird billig sein müßen bei der Beurtheilung dieser Schwächen eines von Krankheit und Unruhe gebeugten Mannes; aber sie zu verschweigen ist kein Anlaß. Die Reformation hatte ihren Anfang genommen auf einem sittlich-religiösen Gebiete, und so lange sie auf diesem Gebiete blieb, war Luther den Anforderungen seiner Stellung gewachsen; und weil man das fühlte, ward er von seiner Partei, auch allmälig von einigen Fürsten seiner Partei gewissermaßen vergöttert. Er genoß eines Ansehens, selbst (da die Kirchensachen überall in die Politik übergriffen) einer politischen Macht, wie sie weder vor noch nach ihm jemals ein Deutscher, der kein Fürst war, gehabt hat; aber eben indem die Reformation sich mehr und mehr auf einem politischen Felde entwickelte, entzog sie sich auch mehr und mehr seinem bestimmenden Einfluße, und er konnte diesen bald nur noch im sächsischen Gebiete in der anfänglichen Weise üben, und selbst hier gerieth er nun mit den weltlichen Mächten in manchen Conflict, denn er hatte diesen richtigen Grundsatz der katholischen Kirche sein ganzes Leben hindurch treu in sich bewahrt, daß die Lehre der Kirche von Christo übergeben worden sei, von ihr als ein unverlierbares Besitzthum unter Einwirkung des heiligen Geistes bewahrt werde; und nur dagegen setzte er sich daß das Priesterthum in seiner weiteren Gestaltung ausschließlicher Träger dieses Besitzthumes sein solle; er vindicirte es der gläubigen, auf dem Grunde des Evangelii stehenden Gemeinde, und machte nun für diese seine Kirche ähnliche Forderungen an die weltliche Macht, wie sie die katholische Kirche machte. Er war hier durch die Sünden der Hierarchie seiner Zeit in einen circulus vitiosus getrieben; unmöglich konnte die Gemeinde, die einer Obrigkeit bedurfte, zugleich das wesentlichste Recht dieser Obrigkeit selbst üben oder übertragen. Mit Recht stellte er an die weltliche Macht die Forderung der Unabhängigkeit der Kirche; aber den Ast, von welchem die Unabhängigkeit allein getragen werden konnte, hatte er selbst in seinem polemischen Eifer durchsägt. Daß er seine in sich inconsequenten Forderungen in dieser Richtung einerseits nicht durchsetzen konnte, während andrerseits der Kampf mit dem Priesterthume fortgieng, das

testanten er werde ihre und des Reiches Rechte auf dem Concile wahrnehmen und ihnen nirgends zu nahe treten laßen, aber gehalten müße es nun werden; er und sie selbst hätten es zu oft und mit allem Nachdrucke verlangt. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen blieb aber allen diesen Vorstellungen unzugänglich; er war ganz von Luthers Ansicht gewonnen, daß man sich auf gar keine Verhandlungen mit dem römischen Stuhle einlaßen dürfe. Er erklärte, er wünsche daß alle Widervereinigung vereitelt werde. Der Kaiser verlor demohnerachtet die Geduld nicht. Da man auf diesem Reichstage mit den Kirchensachen nicht vorwärts gekommen, ward für das folgende Jahr 1546 wider ein Religionsgespräch in Regensburg angesetzt, und die beiderseitigen Collocutoren sollten schon im Nov. 1545 zusammenkommen, um sich vorzubereiten und zu besprechen, damit man endlich einen Schritt weiter käme. Während aber der Kaiser so noch den letzten versöhnlichen Versuch machte, wollte er doch auch nicht durch bloßen Eigensinn sich bei seinen Planen in Deutschland hindern laßen. Sein Sinn gieng nämlich nicht dahin, die deutsche Freiheit (d. h. die rechtlich begründete Stellung der Stände) zu unterdrücken; aber die angemaßte Selbstständigkeit der Stände, wie sie während der 30 Jahre Religionsstreites erwachsen war, wollte er auch nicht dulden. Das Kirchenwesen wollte

---

machte ihn in sich unruhig, heftig — seine schmerzhafte Krankheit (Steinbeschwerden) kam hinzu, um ihn zuweilen wild aufzuregen. Da er in so großen Dingen seinen Willen durchgesetzt hatte, seine Meinung geachtet sah, wollte er, man solle ihm auch in allen Kleinigkeiten nachgeben. Er ward zuletzt eine Art Plage für alle seine Umgebungen. Im Zorne über die juristische Behandlung der Winkelverlöbnisse der Studenten, die er als null und nichtig betrachtet wißen wollte; im Zorne über die Kleidermoden der wittemberger Frauen und Mädchen und andere Dinge dieser Art, gerieth er in solche Aufregung, daß er im Mai 1545 mit einem male aus Wittemberg als einem neuen Sodom davonlief, nach Zeiz gieng, nicht wider kommen wollte; auch seine Frau ermahnte fortzugehn; und nur mit großer Mühe bewogen werden konnte zur Rückkehr, als Melanchthon erklärte (obwohl ihn Luther mit am Härtesten immer geplagt hatte) auch er gehe fort, wenn man nicht Alles aufbiete, Luther wider zu holen.

er nach Verständigung der Theologen unter einander und mit Schonung der Gewißen wider in allgemein gültiger Weise geordnet sehen; die Reichsbehörden sollten nun endlich nicht bloß Schatten sein, sondern die ihnen vom Reiche übertragenen Rechte wirklich üben, und an der Spitze dieses vielgegliederten, aber in sich einigen und wohlgeordneten Reiches wollte er dann als König und Kaiser in dem Sinne stehen, wie die früheren großen Könige der deutschen Nation an der Spitze desselben gestanden hatten. Er unternahm also was früher Berthold von Mainz, was Franz von Sickingen, was Wendel Hipler unternommen: eine allgemeine Einheit und Ordnung in das Reich zu bringen — er mit der meisten Schonung des bestehenden Rechts, wie Hipler mit der geringsten — aber der eine Versuch sollte scheitern wie der andere; eine solche äußere, allgemeine Ordnung fühlte die Nation als ein Joch und ertrug sie, wie wir sehen werden, vom Kaiser so wenig wie von dem Bauernkanzler.

Das Colloquium in Regensburg ward wirklich im Januar 1546 eröffnet, — und da nun Spalatin im Januar, Luther im Februar starben, also theologischer Seits die angesehensten Personen der protestantischen Partei, die sich am Entschiedensten einer Vereinigung entgegengesetzt, wegfielen, hätte sich von der Verständigung vielleicht Einiges hoffen laßen; allein die Verhältnisse hatten sich inzwischen so verwickelt, daß auch nun eine Vereinigung unmöglich ward. Der Kaiser war nämlich auf den Kurfürsten von Sachsen am Ende doch erbittert worden; beide Fürsten stunden schon Ende 1545 sehr gespannt, und die Folge war, daß sich der Kurfürst entschloßen zeigte, lieber unbedeutendere Theologen, die aber eine extrem lutherische Ansicht festhielten, nach Luthers Tode zu heben und ihnen ein Ansehen zu geben, namentlich Amsdorf und Brenz, als sich von Melanchthon in eine der Einheit der Kirche förderliche Stimmung hereinziehen zu laßen. Außerdem war das Concil zu Trident wirklich am 13. Dec. 1545 eröffnet worden, und ward der Politik des römischen Hofes gemäß gleich anfangs so geleitet, daß das Religionsgespräch zu

Regensburg zu einer Ausgleichung gar nicht mehr führen konnte.

Hätte man nämlich auf dem Concile zuerst die Streitigkeiten über die Kirchenverfaßung und über die Stellung des Priesterthumes zur Sprache gebracht, so würde man sich darüber *leicht* mit den protestantischen Fürsten, wie sie damals noch waren, fast allen geeinigt, auch die Einstimmung der angesehensten protestantischen Theologen gewonnen und in Folge der getroffenen Bestimmungen leicht den Weg gefunden haben, den Protestanten auf dem Concile eine Stellung anzuweisen, in welcher sie dann in einer gewissen Freiheit an den Verhandlungen über die Glaubenspuncte hätten Antheil nehmen können, und es wäre vielleicht gelungen der augustinischen Rechtfertigungslehre so viel Anerkennung zu erlangen, daß die Lutheraner sich dabei beruhigt und mit der Kirche in Deutschland wider geeinigt *hätten*, wenigstens die Mehrzahl, so daß in der kirchlichen Opposition nur eine politisch nicht in Betracht kommende Anzahl geblieben wäre, und doch durch die Stellung der Unirten alle wesentlichen Früchte der Kirchenreformation behauptet worden wären. Statt dieses Ganges wählte aber der römische Hof den entgegengesetzten, und ließ auf dem Concile gleich anfangs die Glaubenslehre bestimmen; da ward die augustinische Rechtfertigungslehre entschieden verworfen; der Tradition ein Gewicht in einem Umfange beigelegt, wie ihn die Lutherischen unmöglich annehmen konnten — kurz! man that alles die Protestanten von vorn herein von der Theilnahme an den Verhandlungen zurückzuschrecken. Durch dies Verfahren, selbst den Protestationen angesehener Kirchenfürsten gegenüber (denn der Bischof von Klotsch [Chiozza] wollte auch nur das Evangelium als Grundlage gelten laßen, und für die augustinische Rechtfertigungslehre erhoben eine ganze Anzahl Bischöfe und selbst ein Cardinal seine Stimme) — durch dies Verfahren ward alle Widervereinigung durch das Concil von vornherein unmöglich gemacht und allerdings der Beweis geführt, daß, wie krankhaft auch in Luther der Unwille über die Verhandlungen mit den Katholiken immer

hervorgetreten war, ihn doch ein richtiges Gefühl geleitet hatte, daß in dem größeren Theile der papistischen Theologen wirklicher Sinn für evangelische Wahrheit nicht zu finden; daß eine Widervereinigung mit diesen Leuten nur der Weg sei zu einer Gefangenschaft der Seele.

Diese dogmatischen Bestimmungen, durch welche die deutschen Protestanten nun entschieden von der Kirche die Stellung von Ketzern angewiesen erhielten und eine andere Stellung als die von in voraus Verurtheilten für sie auf dem Concile nicht mehr möglich war, erfolgten indessen doch erst im Jahre 1547 und das ganze Jahr 1546 hindurch hegte der Kaiser noch die Hoffnung, es könne eine Vereinigung möglich werden, wenn sich der Eigensinn des Kurfürsten von Sachsen überwinden laße. Er traf im März 1545 mit dem Landgrafen von Hessen in Speier zusammen, mit welchem er allezeit in näheren Verhältnissen gestanden hatte, als mit dem Kurfürsten, und suchte denselben in aller Weise zu Beschickung des Conciles zu bewegen. Allein so gern sich der Landgraf immer den in Deutschland selbst statt findenden Versuchen einer Vereinigung hingegeben hatte, so wenig hoffte er irgend etwas von Verhandlungen, wobei italienische Geistliche ihre Hand wesentlich im Spiele hätten. Er hatte an dem Ausgange des früheren Regensburger Religionsgespräches einen Beleg gehabt, welche zum Theil ganz außerhalb des theologischen Gesichtskreises liegende Motive in Rom wirkten. Er blieb also auch dem Kaiser gegenüber nun bei der Forderung eines Nationalconciles stehen, indem er der Meinung war, daß, wenn sich deutsche Protestanten und deutsche Katholiken einigten, sich dann auch von Rom eine sachgerechtere Behandlung erlangen laße, nie aber auf anderem Wege. Da der Kaiser aber nicht bloß in deutschen Landen, sondern auch in Italien-und Spanien Herr war, konnte er auf einen so engbeschriebenen Kreis nationaler Interessen nicht offen eingehen, und erregte dadurch nun auch das Mistrauen des Landgrafen — und die endliche Folge war, daß nachdem der Kaiser am 5ten Juni den Reichstag eröffnet hatte, gleich anfangs die Erklärungen der Protestanten so

ausfielen, daß Karl verzweifelte auf dem bisher eingeschlagenen Wege zum Ziele zu kommen, und sich nun am 22. Juni voll Verdruß über die schmalkaldischen Bundesgenoßen mit dem Pabste auf das Engste verbündete, um, nöthigesfalles mit Gewalt, die Schmalkaldener zur Fügsamkeit hinsichtlich der Anerkennung und Beschickung des Conciles zu zwingen. Mit den Protestanten, welche nicht im schmalkaldischen Bunde waren, also namentlich mit Herzog Moritz von Sachsen, welcher 1541 seinem Vater Heinrich in den albertinischen Ländern gefolgt war, und sich vom schmalkaldischen Bunde im folgenden Jahre getrennt hatte, blieb der Kaiser in einem höchst freundlich vertrauten Verhältnisse, ohngeachtet Moritz Protestant war; er machte ihn sogar mächtiger als er gewesen und übertrug ihm die Verwaltung der magdeburgischen Stiftslande, bis für den Erzbischof Albrecht, welcher im Sept. 1545 gestorben war, ein Successor in Magdeburg gewählt sein würde. Auch mit dem Kurfürsten und mit den Markgrafen von Brandenburg, so weit sie nicht im schmalkaldischen Bunde, aber doch protestantisch waren, so wie mit dem Kurfürsten von der Pfalz blieb Karl in einem freundlichen Verhältnisse, während er gegen den schmalkaldischen Bund, der in einer Weise im Reiche auftrat, die sich mit seinem kaiserlichen Ansehn nicht vertrug, Krieg vorbereitete.

Als sich nach der Verbindung des Kaisers und des Pabstes des ersteren feindlichere Plane gegen den schmalkaldischen Bund deutlich wahrnehmen ließen, verließen die sächsischen Gesandten den Reichstag und der Herzog von Würtemberg und die süddeutschen Städte, welche beim schmalkaldischen Bunde waren, brachten sofort zwei Heere auf, und begannen die Feindseligkeiten. Da sich die Herzoge von Pommern auch wider vom schmalkaldischen Bunde getrennt hatten, waren in Norddeutschland der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen die Stände, welche den Krieg vornämlich zu tragen hatten. In Ichtershausen kamen sie, als der Krieg im südlichen Deutschland bereits begonnen hatte, am 4ten Juli zusammen und beschloßen einen Zug nach Süddeutschland zu unternehmen, wegen dessen

sie sich durch ein Manifest rechtfertigten. Da sie durch ein solches Auftreten gegen den Kaiser wirklich die ganze Reichsverfaßung brachen, war der Kaiser berechtigt, sie in die Acht zu erklären und that es.*) Schon am 4ten August aber hatten sich die beiden geächteten Fürsten bei Donauwörth mit dem würtembergischen und dem süddeutschen Städteheere vereinigt. Es war nun eine Macht von 47000 Mann, mit der sie den Kaiser, der seine Rüstungen noch lange nicht beendigt hatte, hätten bezwingen können — aber während sie, den ersten Schritt zu thun, den Muth gehabt hatten, waren sie nun bei jedem weiteren Schritte, den sie thun sollten, besorgt, ob sie auch das Recht dazu hätten. Ueberdies waren sie nicht einig; einer hinderte den anderen. Der Kurfürst war noch besonders wegen des Benehmens seines Vetters Moritz, mit dem er fortwährend im Streite gelegen hatte und der auf des Kaisers Versicherung, es sei seine Absicht nicht, die Religion zu drängen, auf dessen Seite stund, besorgt, und fürchtete dessen Angriffe auf seine sächsischen Landschaften, da Moritz vom Kaiser mit Execution des Achtsmandates beauftragt war. So fehlte aller feste Entschluß, alles klare Wollen auf Seite der Schmalkaldener, denn auch auf erneuerte Unterhandlungen mit dem Kaiser, zu deren Einleitung Herzog Moritz von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg die Hand geboten hatten, waren sie nicht eingegangen, während der Kaiser recht wohl wußte, was er wollte und in demselben Maße zuversichtlich auftrat, als ihm seine Gegner Zeit ließen, Truppen an sich zu ziehen.

Nachdem der Kaiser hinlänglich italienische, spanische und deutsche Truppen gesammelt, zog er gegen das Heer

---

*) Allerdings brach nun auch Karl die deutsche Verfaßung, in wie fern er durch Einführung fremdes Kriegsvolkes nach Deutschland gegen die Wahlcapitulation handelte; auch konnte man, da das Bündniß mit dem Pabste wesentlich deutsche Verhältnisse im Auge hatte, sagen, es habe unter diejenigen gehört, die der Kaiser der Wahlcapitulation zu Folge nicht ohne Einwilligung der Kurfürsten zu schließen berechtigt gewesen; endlich hatte die Achtserklärung selbst ohne ordentlichen Proceß statt gefunden.

des schmalkaldischen Bundes bei Ingolstadt zu Ende August. Ohne irgend etwas Entscheidendes zu unternehmen, marschirten die Schmalkaldener in den Donaugegenden herum, bis im October dem Kurfürsten und Landgrafen das Geld ausgieng, und ersterem im November die Nachricht zugieng, Herzog Moritz habe, nachdem die Böhmen angefangen schon die Grenze zu überschreiten, seine Lande in Folge des Achtsvollstreckungs-Mandates besetzt, um zu verhüten daß sie wenigstens theilweise in fremde Hände kämen.*) Daß der Kaiser Moritz die Zusicherung der durch die Acht erledigten Kur ertheilte, machte ihn freilich seinen kirchlichen Genoßen sehr verdächtig. Nur Gotha, Eisenach und Wittemberg waren in den Händen von Johann Friedrichs Truppen und Beamteten geblieben.

In diesen Spätmonaten wollte nun der schmalkaldische Bund gern mit dem Kaiser wider unterhandeln; dieser aber, der nun alle Vortheile in Händen hatte, ließ sich nicht mehr darauf ein. Am 23ten November zogen Johann Friedrich und der Landgraf durch das Würzburgische ab und gaben ihre süddeutschen Bundesgenoßen Preis. Der Kurfürst von der Pfalz entschuldigte sich mit Thränen beim Kaiser wegen des Vorschubes, den er den Schmalkaldenern geleistet; Herzog Ulrich von Würtemberg that fußfällig Abbitte (Anfangs März 1547) vor kaiserlicher Majestät; die süddeutschen Reichsstädte unterwarfen sich dem Kaiser eine nach der anderen, zuletzt Straßburg im Februar 1547. Ein niderländisches Heer rückte durch Westfalen gegen Bremen vor; ein päbstliches Decret erklärte nun den protestantischen Kurfürsten von Cöln für abgesetzt; und im Frühjahre 1547 war vom schmalkaldischen Bunde nichts übrig als Johann Friedrich, der Landgraf Philipp und die Stadt Magdeburg.

Da aber der Verdacht, Herzog Moritz handele aus

*) v. Langenn Moritz B. I. S. 286. „Wenn Moritz so vielfältig betheuerte, er könne nicht anders die Gesammtheit Sachsens retten als durch Vollziehung kaiserlichen Willens, dafern ihm nicht Handlung eingeräumt und die Dinge gemildert würden, so giebt jener Vorschlag Ferdinands (einer Zertheilung der Lande Johann Friedrichs), auf den dieser sich nachher berief, hiezu einen festen Beweis."

eigennützigen Gründen gegen Johann Friedrich, aller möglichen Verleumdung die Thüre öffnete, und ein großer Theil der protestantischen Seelsorger in Johann Friedrichs Landen sich in ihrem kirchlichen Eifer und in ihrer Angst vor dem Kaiser zu bereitwilligen Werkzeugen der Verleumdung machte, gewann Johann Friedrich rasch gegen seinen Vetter fast alle seine Lande wider, und bedrohte Leipzig — ihm und den Magdeburgern sandten Erfurt, Goslar, Hildesheim, Hannover und Hamburg Unterstützung. Aber Johann Friedrich konnte, weil es ihm für den Krieg wie es scheint an allem Geschick fehlte, Leipzig nicht nehmen; Markgraf Albrecht von Brandenburg Kulmbach führte gegen Ende Januar einen Heerhaufen zu des Herzog Moritz Unterstützung herbei, und Johann Friedrich muste nun von Leipzig abziehen; der Kampf in Sachsen zog sich dann unter gegenseitigem Drangsaliren der Angehörigen hin, bis der Kaiser und König Ferdinand mit größerem Heere im April von Eger heranzogen. Johann Friedrich war eben an der Elbe herauf über Meissen gegen Dresden gezogen; nun gieng er zurück (nach Abbrennung der Elbrücke bei Meissen,) nach Mühlberg mit sehr geringem Kriegsvolke im Vergleich mit des Kaisers Heere. Am meisten schlug ihn aber sein Ungeschick in allen kriegerischen Anordnungen. Er wollte nach dem festen Wittemberg, aber Karl's Volk kam rasch über die Elbe und Johann Friedrich ward leicht und gänzlich am 24ten April bei Mühlberg geschlagen und nebst Herzog Ernst von Braunschweig gefangen. Wittemberg muste sich am 18ten Mai ebenfalls ergeben. Der Landgraf, vereinzelt, wagte nicht länger zu widerstehen. Am 19ten Juni that auch er in Halle fußfällige Abbitte und ward als Gefangener vom Kaiser fortgeführt. Johann Friedrich, auf welchen der Kaiser früher so erbittert gewesen, daß er nach seiner Gefangennehmung daran dachte, ihn hinrichten zu laßen, ward in leidlicher Haft gehalten, von seinen eignen Leuten bedient, und gewann bald den Kaiser durch seine liebenswürdige Persönlichkeit so, daß dieser ihm nachher aufrichtig freundlich gesinnt ward; während er sich dagegen gegen den Landgrafen Philipp bald in In-

grimm wandte, ihn hart gefangen halten, und dann, als er selbst nach Augsburg zum Reichstage, wo alle diese Angelegenheiten geordnet werden sollten, gieng, ihn in Donauwörth zurückbleiben ließ. Die Stadt Magdeburg aber blieb nun ganz allein vom schmalkaldischen Bunde unter den Waffen und trotzte Kaiser und Reich auch nachdem Kurfürst und Landgraf gefangen waren. Der Kaiser aber hielt es nicht der Mühe werth, sich selbst gegen sie zu wenden, sondern überließ ihre Bekämpfung dem Herzoge Moritz von Sachsen, dem er ja überhaupt die Verwaltung der magdeburgischen Stiftslande übertragen hatte, und der auch, als nun wider ein brandenburgischer Prinz, Johann Albrecht, Erzbischof ward, als Schirmvoigt die Heersachen und das Kriegswesen im Stifte zu besorgen hatte. Den Kaiser drängte es nach Süddeutschland zu gehen, denn Franz von Frankreich war im März 1547 gestorben, und sein Nachfolger Heinrich ließ, wie man erfuhr, in Deutschland Söldner werben. Da fürchtete der Kaiser einen neuen Krieg mit Frankreich und namentlich der Franzosen Einbruch nach dem südlichen Deutschland.

Bei allen seinen Siegen hatte sich übrigens der Kaiser in Kirchensachen mild und tolerant benommen, und streng den Gesichtspunct festgehalten, daß er nicht sowohl gegen die Schmalkaldener als Kirchenpartei, als vielmehr gegen sie als eine aufrührerische Verbindung im Reiche ziehe. Gegen den Pabst aber war er von Neuem deshalb aufgebracht, daß die Verhandlungen des Conciles seinen Wünschen ganz entgegen nun den oben bezeichneten Weg genommen, und daß sich das Concil, nachdem es so zuerst aller billigen Vereinigung einen Riegel vorgeschoben, im April 1547 wider getrennt hatte. Das machte den Kaiser um so geneigter, glimpflich mit den Protestanten auch auf dem Reichstage zu Augsburg, den er am 1ten September eröffnete, zu verfahren.

Man hatte allgemein das Gefühl gehabt von der Wichtigkeit dieses Reichstages in Augsburg und hatte ihn sehr zahlreich besucht, denn hier, so schien es, musten nun Reichs- und Kirchensachen für Deutschland zu einer gewissen Ord-

nung gebracht werden. Doch ward im Grunde nichts wahrhaft geordnet, als was durch die Gefangennehmung Johann Friedrichs und Philipps in eine Art Unordnung gekommen war. Zwar ward zuerst wegen des Conciles unterhandelt, und auf des Kaisers Versprechen hin, dafür sorgen zu wollen, daß es von Neuem in Trident versammelt werde, sagten alle Kurfürsten, bis auf den gefangenen Johann Friedrich von Sachsen, zu, sich den Beschlüßen des Conciles unterwerfen zu wollen, wenn der Kaiser zu Wege bringe, daß es ein freies sei und die Kirche an Haupt und Gliedern reformire. Jedoch sei zu einem freien Concile nöthig, daß auch die Stände augsburgischer Confession neben anderen nothdürftig (d. h. so wie es das Bedürfniß erfordere) gehört würden. Bis zu Endigung des Conciles möge aber doch ja der Kaiser selbst mit den Ständen des Reiches Sorge tragen, daß in Deutschland eine ziemliche (d. h. geziemende) Ordnung und Einheit in Kirchensachen hergestellt werde. Hiermit übereinstimmend war auch die Ansicht des Fürsten-Collegii, wo durch die zahlreichen geistlichen Fürsten das Uebergewicht auf Seiten der Katholiken war. Auch das Fürstencollegium erklärte, die früheren Schlüße des Conciles seien übereilt, und da die Stände augsburgischer Confession noch gar nicht gehört worden seien, nicht als reiflich erwogen zu betrachten; sie müßten rückgängig gemacht, und die früher verglichenen Artikel von der Natur des Menschen, von der Erbsünde, von der Erlösung und von der Rechtfertigung müßten in der Weise, wie beide Theile in Regensburg überein gekommen wären, aufrecht erhalten werden. Mehrere Fürsten erklärten, das Concil sei bisher so parteiisch und gegen die klaren Worte der heiligen Schrift geführt worden, daß es zu erbarmen sei und von den katholischen Theologen selbst nicht gebilligt werde. In ähnlichem Sinne sprach sich das Städtecollegium aus.

Der Kaiser antwortete auf diese Erklärungen, daß er als Voigt der römischen Kirche es für seine Pflicht halte, zu sorgen, daß das Concil in Trident wider eröffnet und zahlreich beschickt werde; daß die Stände augsburgischer

Confession auf demselben ein freies Gehör für ihre Anbringen fänden, und daß auf demselben eine christliche und gebürliche Reformation der Kirche vorgenommen werde. Dagegen versehe sich Se. Majestät zu allen Ständen, daß sie sich einem also gehaltenen Concile unterwerfen, und den Fußstapfen ihrer Väter folgen würden. Hierauf unterwarfen sich Kurfürsten und Fürsten in der Religionssache der Resolution des Kaisers — nur der gefangene Kurfürst von Sachsen erklärte: „er verlaße sich auf keines Menschen, auch nicht auf des Kaisers Standhaftigkeit und wolle sich nicht auf die Sorge, die dieser beim Concile etwa auf sich nehmen könne, mit seinem Gewißen gefangen geben. Er werde nimmermehr etwas annehmen, bevor er die Decrete des Conciles selbst gesehen und geprüft habe." Die Städte verklausulirten sich in ähnlicher Weise, und versprachen ebenfalls nur, die Schlüße des Conciles anzunehmen, wenn sie mit der heiligen Schrift und der Lehre der alten Kirchenväter übereinstimmten. Der Kaiser scheint vom Concile Anderes nicht erwartet zu haben und selbst entschloßen gewesen zu sein, deßen Beschlüße nur unter der Bedingung anzunehmen, denn er äußerte sich beifällig auf die Erklärung der Städte. Auch scheint man am päbstlichen Hofe Aehnliches geahnet und angenommen zu haben, denn Pabst Paul III., der überdies in dieser Zeit durch die Ermordung seines Sohnes und Lieblings, des Fürsten Pier Luigi da Farnese von Parmen und Placenz (10 Sept. 1547) in tiefe Trauer versetzt ward, war für's Erste durch keine Vorstellung des Kaisers zu Widereröffnung des Conciles zu bewegen; und als sich der Kaiser von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen bis zum Jan. 1548 überzeugt hatte, gab er die Hoffnung auf das Concil ganz auf, nahm deßen bis dahin zu Stande gebrachte Beschlüße nicht an, und schlug am 14ten Jan. wider einen Religionsvergleich vor zu Vereinigung der deutschen Kirche. Mit der Ausarbeitung dieses deutschen Religionsvergleiches wurden am Ende der Bischof von Naumburg (von Pflug), der Weihbischof von Mainz (Michael Heldung) und der brandenburgische Hofprediger Agricola beauftragt. Letzterer war leider früher Ultralu-

theraner gewesen, hatte namentlich gegen Melanchthon geeifert; aber seit Kurfürst Joachim II. doch während des schmalkaldischen Krieges treu zu dem Kaiser gehalten, hatte er sich milder geäußert, und hatte namentlich den Uebergang des Kaisers über die Elbe vor der Schlacht von Mühlberg mit Josuas Uebergang über den Jordan und Johann Friedrichs Niderlage mit der Niderlage der Canaaniter in einer Predigt verglichen. Natürlich haßten ihn die sächsischen Theologen persönlich und hatten in den erwähnten Umständen Material genug, um seine jetzige Haltung darzustellen als nicht aus der reinen Ueberzeugung einer in Gott freien Seele gefloßen, sondern als ein Werk nidriger Gesinnung. Dieser Mann aber hatte bei Abfaßung des Vergleiches einen sehr großen Einfluß — und so war dieser Vergleich auch in den Augen fast aller Lutheraner in voraus verurtheilt, so zweckmäßig er auch gefaßt war, denn die augustinische Rechtfertigung war erhalten, soweit es irgend nothwendig war; der Character des Opfers ward der Messe wider vindicirt; und die Sacramente wurden wider in der Weise der alten Kirche aufgestellt, so wie der ganze äußere Gottesdienst. Der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe blieben gestattet, wo es einmal so bestund.

Diese Arbeit nun ward als interimistische Ordnung der Kirche im deutschen Reiche vom Kaiser bestätigt und von den Kurfürsten zum Theil angenommen unter dem Namen des Augsburger Interim; aber sie fand bei den protestantischen Theologen und durch sie beim Volke den decidirtesten Widerstand, weil man ihr bei jedem Worte anzufühlen glaubte, daß sie nicht aus einem reinen Eifer für die Wahrheit und für das Wohl der Kirche, sondern aus politischen Rücksichten eines schwachen, eitlen Mannes erwachsen sei. Ein Machwerk solcher Interessen wollte sich niemand als Heilsordnung aufnöthigen laßen. Sowohl Melanchthon, der nach Luthers Tode an der Spitze der sächsischen Theologen stund, als Bucer, der die rheinischen Theologen führte, erklärten sich auf das Entschiedenste dagegen, und im Volke verbreitete sich die Ansicht, Agricola sei erkauft worden, und er habe darauf gerechnet, selbst

Bischof von Kamin zu werden. Eine Menge Spott- und Schmachlieder auf das Interim kamen in Umlauf. Die extremen Lutheraner, Leute wie Flacius Illyricus, Amsdorf, Gallus u. s. w. brüllten aus Leibeskräften dagegen, und sammelten sich nun meist in Magdeburg, welche Stadt gegen ihren von dem Grafen von Mansfeld und der märkischen Ritterschaft unterstützten Landesherrn, den Erzbischof, sich fortwährend vertheidigte. Andrerseits trat auch wider der französische Hof entgegen, denn Pabst Paul war schon im Begriffe gewesen, das Interim zu bestätigen und mit ihm alle Zugeständnisse in der Rechtfertigungslehre und hinsichtlich des Laienkelches und der Priesterehe; aber der französische Hof ließ erklären, er sähe diese Bestätigung als eine Aufopferung der kirchlichen Interessen an die kaiserlichen an, und werde sich demgemäß halten. Hierauf sandte der Pabst einen Nuntius nach Augsburg, der gegen das Interim protestirte, was aber den Kaiser nun nur um so entschloßener machte, die deutsche Kirchensache wo möglich auch in Deutschland allein zu Ende zu bringen.

Während dieser kirchlichen Verhandlungen, die am Ende zu keinem festen Resultate führten, weil sich die Protestanten überall gegen das, was der Kaiser als Resultat betrachten wollte, streubten, wurden nun aber mehrere weltliche Angelegenheiten erledigt. Für's Erste ließ der Kaiser mehrere von den Hauptleuten, die im Reiche für französische Rechnung Söldner geworben hatten und die ihm in die Hände gefallen waren, in Augsburg enthaupten. Bereits am 24ten Februar (dem Geburtstage des Kaisers) ward Herzog Moritz von Sachsen mit der sächsischen Kur, welche wegen Empörung dem Kurfürsten Johann Friedrich abgesprochen war, feierlich belehnt. Auf dieses Mannes dankbare Nachgiebigkeit hatte der Kaiser besonders hinsichtlich des Interim gerechnet; allein Moritz hatte, nun da er vom Kaiser zunächst nichts mehr erwartete, zumeist das Bedürfniß, sich mit seinen alten und neuen lutherischen Unterthanen, die ihn großestheils zeither als einen eigennützigen Verräther ihrer Interessen betrachteten, auszusöhnen, wozu sich ihm als bequeme Gelegenheit bot die Opposition

gegen das Interim. Die Ausliferung Melanchthons, der nun als Hauptwidersacher gegen das Interim erschien, an den Kaiser versagte er, und am 16ten Mai reichte er selbst eine Protestation ein und verließ am 18. Augsburg. Nur die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg nahmen das Interim an. Des Kurfürsten Joachim Bruder aber, Markgraf Johann von Küstrin, blieb trotzdem ein eifriger Gegner des Interim.

So war es auch im fürstlichen Collegio, einige nahmen das Interim an, andere nicht. Die süddeutschen Reichsstädte musten sich ziemlich alle dazu bequemen — aber das Hauptresultat war doch nur, daß nun eine Sonderung mehr vorhanden war, außer der katholischen Kirche in Deutschland und lutherischen Pártei auch noch eine interimistische.

Auf dem päblichen Stuhle gieng inzwischen ein Wechsel vor. Pabst Paul III. starb am 10. Nov. 1549. Nach einer langdauernden Parteiung des Cardinalscollegii in eine französische, eine kaiserliche und eine farnesische Partei ward endlich in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1550 einstimmig Giovan Maria del Monte aus Monte S. Sovino im Aretinischen gewählt und nannte sich Julius III. Er verlegte das in Bologna fortgesetzte, hier aber von den Deutschen fast gar nicht beschickte Concil am 1ten Mai 1551 wider nach Trident wie der Kaiser immer verlangt hatte. In Deutschland gieng der Krieg gegen Magdeburg fort, und die Stadt fügte sich nicht, obwohl das Domkapitel und die magdeburgische Ritterschaft sich der Sache auch an und Herzog Georg von Mecklenburg gegen sie in Sold nahmen. Die Magdeburger nahmen sogar am 19ten Dec. 1550 den Herzog Georg gefangen. Moritz, der um diese Zeit den Krieg gegen Magdeburg als Schirmvoigt des Erzbischofes nachdrücklicher führte, wollte doch nun nichts thun, einen so wichtigen evangelischen Stand wie Magdeburg war, ganz zu brechen und gewährte der Stadt endlich im Nov. 1551 eine leidliche Capitulation. Er blieb aber nicht dabei stehen; denn da die Verlegung des Conciles nach Trident und die Art, wie der Kaiser sich fort-

während in der Kirchensache interressirte und des Reiches Verhältnisse zu seinem Willen zu ordnen suchte, dem Kurfürsten Moritz die Freiheit der deutschen Stände zu bedrohen schien (der Kaiser hielt namentlich Moritzens Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, fortwährend in strengem Gewahrsam) schloß Moritz bereits im October 1551 für sich und sein Mündel, den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach, für den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und den jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen auf dem Jagdschloße Friedewald in Hessen ein Schutz- und Trutzbündniß mit König Heinrich II. von Frankreich, in welchem sie gegen französische Geldhilfe zum Kriege gegen den Kaiser dem Könige die deutschen Reichsstädte Kammerich, Metz, Tul (Toul) und Virten (Verdun) obwohl unter Reichshoheit doch als eine Art Reichsvoigtei (als Vicarie) überließen. Markgraf Johann von Küstrin, der vorher mit Moritz zum Schutze der protestantischen Interessen verständigt gewesen, trennte sich nun wider von ihm, da er mit so reichsverrätherischen Practiken nichts zu thun haben wollte.*) Moritz und seine Verbündeten ließen sich dadurch nicht irren und am 15ten Jan. 1552 vollzog Heinrich II. den Bundesvertrag in Chambord.

Während der Kaiser von den Verbündeten fortwährend geteuscht (Moritz ließ sich in dieser Zeit sogar eine Wohnung in Inspruck, wo der Kaiser residirte, besorgen, und trat zum Scheine die Reise dahin an), Moritz für einen treuen Freund hielt, und sich selbst die aufrichtigste Mühe gab, den sächsischen und würtembergischen Gesandtschaften auf dem Concile in Trident eine solche Aufnahme und Stellung zu verschaffen, daß sie damit zufrieden sein könnten (was aber freilich bei der schroffen Widerwärtigkeit der katholischen Prälaten und lutherischen Theologen gegen einander nirgends gelingen wollte), rüstete sich Moritz in aller Stille

*) Er war wohl der Meinung, nur zum Schutz und zur Nothwehr gegen Zumuthungen, die ihrer Freiheit in Religionssachen zu nahe träten, hätten die Fürsten ein Recht sich mit Fremden gegen den Kaiser zu verbünden, nicht aber zum Angriffe auf das Oberhaupt des Reiches.

gegen den Kaiser. Er hatte sein gegen Magdeburg aufgebrachtes Kriegsvolk noch nicht entlaßen und brach im März 1552 mit seinem Heere aus Düringen auf, vereinigte sich am 23ten Mai zu Bischofsheim mit dem Landgrafen Wilhelm und begann den Zug gegen den Kaiser, welcher nun wohl einige Ahnung hatte der französischen Practiken, aber sich eines solchen Anfalles doch entfernt nicht versah, denn Moritz machte sich ja nun desselben Verbrechens der Empörung gegen kaiserliche Majestät schuldig, wegen dessen vorher seinem Vetter die Kur ab und ihm zugesprochen worden war. Er konnte die Kur nicht mit Recht inne haben, wenn er die verbrecherische Natur dieser Handlungsweise nicht erkannte. Was dem Kaiser von den Rüstungen Moritzens zu Ohren kam, ward damit entschuldigt, es geschähe zum Scheine, denn Kurfürst Moritz, als Schwiegersohn des gefangenen Landgrafen, könne nicht anders als (nach so viel abschlägigen Bescheiden auf seine Bitten um Freilaßung des Landgrafen Philipp) in einer Weise, die ein ernstes Ansehen habe, auftreten; doch werde er sich wohl hüten die äußersten Schritte zu thun. Melanchthon, der auch von der französischen Verbindung gehört, mahnte seinen Landesherrn in aller Weise ab, er möge sich doch ja nicht mit den Franzosen einlaßen. König Franz habe früher die Briefe, die ihm Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich geschrieben, nachmals selbst dem Kaiser gezeigt und so die Fürsten verrathen. Wenn aber einige sagten, man müßte dem Kaiser zuvorkommen, weil dieser sonst die Beschlüße des Concilii executiren und die deutsche Freiheit unterdrücken werde, so sei darauf zu antworten: niemand solle Böses thun damit Gutes daraus folge. Der Kurfürst möge bedenken, was es heiße, im Reiche Zerrüttung und Confusion machen. Auch die sächsischen Landstände hatten abgemahnt — aber alles war fruchtlos. Moritz kam rasch über Donauwörth und Augsburg zur Ehrenberger Klause, welchen Punct er am 19ten Mai besetzte. Ein Manifest, was die Verbündeten erließen, erklärte im Wesentlichen dem Kaiser, es könne ihnen nicht verdacht werden, wenn sie — da er beabsichtige ihre wahre, christ-

liche Religion durch geschwinde Proktiken, Listen und Anschläge von Tage zu Tage mehr einzuzäunen, — zu Abwendung solcher Bedrängniss der Gewißen mit dem Munde und mit der Faust trachteten. Sodann sei die Gefangenschaft des Landgrafen ihnen durchaus unleidlich, und wollten sie lieber Noth und Tod leiden, denn eine solche Infamie und Unbilligkeit länger mit Geduld ansehen. Drittens, was der vornehmste und höchste Punct sei, so hätten sie angesehen den gegenwärtigen, elenden Zustand deutscher Nation und des geliebten Vaterlandes, wie derselbe in Abfall gerathen, wie man die Deutschen, dem kaiserlichen Eide entgegen, mit Kriegsvolk aus fremden Nationen überführe, dasselbe viele Jahre lang auf den armen Unterthanen liegen laße, unter erdichteten Farben eine Schatzung nach der anderen abdringe, dergestalt die löbliche Freiheit bei Hohen und Nidern schwäche und schmälere, ihr aller Hab und Gut, Schweiß und Blut aussauge, die Räthe und Botschafter auswärtiger Potentaten, die dem Gegentheile in die Karte sehen und sich der deutschen Nothdurft annehmen könnten, unter allerlei erdichteten Ursachen von den Reichstagen ausschließe, und also dieser und anderer Gestalt alle zugleich zu einer solchen unerträglichen, viehischen, erblichen Servitut, Joch und Dienstbarkeit, wie bei anderen Nationen vor Augen sei, zu bringen vorhabe, über welche Nachkommen und Kindeskinder bis in den Himmel schreien und, die solchen zugesehen, unter der Erde verfluchen würden. Demnach hätten sie einmal Herz und Mannheit geschöpft und zu Offenbarung dessen mit anderen christlichen Potentaten, als der hochlöblichen Krone zu Frankreich und anderen Herren und Freunden, welchen der Feind gleichergestalt nach ihrer zeitlichen Wohlfahrt getrachtet, sich treulich zusammengethan und also geeinigt, daß sie im Namen des Allmächtigen, seines geliebten Sohnes Jesu Christi und des heiligen Geistes mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung des Landgrafen und des gefangenen Herzogs Johann Friedrich zu Sachsen suchen, die Kurfürsten Moritz und Joachim ihrer Verpflichtung entheben, das beschwerliche Joch der vorgestellten viehischen Servitut von

sich werfen und (wie sie ihrer ausländisch geschminkten Sprache getrost zusetzen durften) die alte löbliche libertatem deutscher Nation accerime vindiciren wollten.*) Man sieht, zu aller Zeit haben die am meisten den Mund überfließen laßen von deutscher Herrlichkeit und Freiheit, die dabei waren, sie am gründlichsten zu ruiniren. Die, welche die große Hälfte Lothringens an die Franzosen verriethen und sie dadurch wirklich vom Reiche abgebracht und weiter dadurch den Verlust auch des übrigen Lothringen und des Elsaß erleichtert haben, hatten nur den Ruhm und das Wohl deutscher Nation auf der Zunge. Aber sicherlich handelten sie, da sie sich nun einmal die Empörung gegen den Kaiser und die Vernichtung der Absichten desselben hinsichtlich des Regimentes in Deutschland vorgenommen hatten, einsichtiger und entschloßener, als früher die schmalkaldischen Bundesgenoßen, denn sie ließen dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand kaum Zeit, über das Gebirge von Inspruck nach Villach zu flüchten an demselben Tage, wo sie die Ehrenberger Clanse einnahmen. Der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich hatte sofort vom Kaiser volle Freiheit erhalten, war aber bis dahin in ein so freundliches Verhältniſs zu Karl getreten, und hatte ein solches inneres

*) Ein besonderes Manifest des Markgrafen Albrecht von Culmbach, der sich den Verbündeten angeschloßen hatte, hob als der deutschen Freiheit beschwerlich hervor, daß das deutsche Reichssiegel von einem fremden Rathe des Kaisers (dem Bischof Granvella von Atrecht, der aber seiner Herkunft nach ein Freigrafschäftler, also aus dem Reiche wirklich war) geführt werde; daß wider alles Herkommen den deutschen Ständen ausländischer Kriegsdienst untersagt werde; daß Angelegenheiten der Stände statt vor dem Kammergerichte vor kaiserlichen Commissarien abgemacht würden; daß der Historiker Don Luis de Avila, ein verlogener hispanischer Erzbube, in der von ihm verfaßten Geschichte des schmalkaldischen Krieges die deutsche Nation in ihrer Ehre gekränket habe, und müße es einem jeden ehrliebenden Deutschen, hohen und nidern Standes, sein Herz erkalten, daß die ehrlichen Fürsten und Kurfürsten und die gesammte deutsche Nation, die vornehmste und edelste der ganzen Christenheit, zu ewigem Schimpfe also mit Unwahrheit (obendrein mit kaiserlicher Begnadung und Freiheit) abconterfeit, als ob es eine barbarische, unbekannte Nation ohne ehrliche, mannhafte und adelige Tugend wäre."

Grauen vor seinem Vetter Moritz, daß er mit dem Kaiser nach Villach flüchtete.

Während nun auch die Franzosen in das Reich einbrachen, Lothringen besetzten und sogar schon nach Straßburg die Hand ausstreckten, zog sich das Heer der verbündeten Fürsten, als sie Inspruck vom Kaiser verlaßen gefunden hatten, über Füßen aus Tyrol zurück und bezog Winterquartiere im Bisthum Aichstädt. Moritz selbst aber, der sein Unternehmen, weil ihm die Person des Kaisers, auf die er es abgesehen hatte, entgangen war, als halb gescheitert betrachtete, begab sich nach Passau, wohin die Verbündeten die Fürsten berufen hatten. Kaiser Karl blieb sich auch im Unglücke treu und, wie immer, mild und ruhig. Er sagte: er habe es zu jeder Zeit gut mit Deutschland gemeint; habe aber, wie er wohl sehe, bei keinem Theile Dank damit verdient. Er habe auf seine Weise das Recht überall zu schützen und Ordnung herzustellen gesucht — da habe er nun gar nichts ausgerichtet; so wolle er denn nun die deutschen Sachen Gott befehlen, und sie ihren Gang gehen laßen, wie sie möchten.

Daß er wirklich nie die Unterdrückung der Ständefreiheit gewollt, geht aus seinem Benehmen klar hervor, denn sonst hätte er bei dem Unterliegen der Schmalkaldener ganz anders auftreten können. Nur in seinen Niderlanden, die er als burgundischen Kreis des Reiches ordnete, und sie vom Kammergerichte und den anderen allgemeinen Reichsbehörden eximirte und dadurch in eine ähnliche Entfremdung vom Reiche brachte, als in welcher schon die schweizerische Eidsgenoßenschaft war, stellte er ein strenges, geordnetes Regiment her; doch unterdrückte er hier keinen Stand des Reiches, da hier keine unmittelbaren Reichsstände außer dem Bischofe von Utrecht mehr gewesen waren, und dieser freiwillig und vertragsmäßig seine Territorialhoheit in des Kaisers Hände gab. Ueber das Verhältnifs dieser so in den burgundischen Kreis vereinigten Niderlande (d. h. Utrecht, Flandern, Hennegau, Namen, Lützelburg, Brabant, Mecheln, Antwerpen, Limburg, Geldern, Zutphen, Seeland, Holland, Utrecht, Frisland, Drente und Groe-

ningen) zum Reiche hatte Karl am 26ten Juni 1548 ebenfalls einen Vertrag mit dem Reiche geschloßen, und das war im Grunde der einzige Gebrauch, den er von seinem damaligen Uebergewicht machte.

In Passau kamen König Ferdinand, dessen Sohn (Erzherzog Maximilian), Kurfürst Moritz, Herzog Albrecht von Baiern und mehrere Bischöfe in Person, sämmtliche übrigen Kurfürsten und viele Fürsten z. B. die Herzoge von Würtemberg, Cleve, Pommern u. s. w. durch Gesandte zusammen. Moritz übergab eine Beschwerdeschrift; der französische Gesandte bewies in weitläuftiger Rede, daß Deutsche und Gallier ursprünglich so gleichartig seien, daß die Deutschen von den Galliern Germani, das bedeute: Brüder, genannt; daß beide Nationen von den Franken in Ein Reich gebracht worden seien, deshalb könne auch aus Deutschland etwas Tüchtiges nur werden, wenn sich wie diesmal die Franzosen der deutschen Angelegenheiten annähmen. Mit dieser Rede freilich ließ sich die kaiserliche Armee, die inzwischen aus den Niderlanden in die Champagne eingerückt war, nicht wider herausschlagen; aber sie gab doch dem Verlangen des Kurfürsten Moritz, daß der Landgraf frei würde, und daß die Beschwerden gegen den Kaiser wegen Verletzung der Reichsverfaßung untersucht würden, größeres Gewicht. Der Kaiser weigerte sich lange, auf die in Passau gemachten Vorschläge einzugehen. Er bestund darauf, daß das Unternehmen Moritzens als Empörung und Landfriedensbruch behandelt werde. Aber in Ungarn war der Türkenkrieg von Neuem ausgebrochen, und die Türken drängten mit Macht die Donau herauf. Da machte sich König Ferdinand auf den Weg nach Villach, um seinen Bruder zum Nachgeben zu bewegen; und während er diese Unterhandlung führte, zogen Moritz von Sachsen, Wilhelm von Hessen und Albrecht von Culmbach mit ihren Banden in den Gebieten der katholischen Bisthümer und Reichsstädte, welche treu zum Kaiser hielten, umher und trieben wildes Brandschatzen und Plündern, bis Moritz von Passau her Nachricht erhielt, daß der Kaiser in einen interimistischen Vertrag gewilligt, während dessen Dauer ein

Reichstag berufen werden solle zu Abschluß eines Religionsfriedens und zu Untersuchung der Gebrechen des Reiches. Der Kaiser hatte zugleich erklärt, wenn man noch mehr von ihm verlange, werde er zu Erhaltung seiner kaiserlichen Ehre Alles aufs Spiel setzen — er gebe auch soweit nur nach, um der Noth seines Bruders in Ungarn zu Hilfe zu kommen. Mit Abscheu äußerte er sich über die Hingiebigkeit der deutschen Fürsten; daß sie die aufschneiderische, gleißnerische Rede des französischen Gesandten auch nur angehört hätten. Es sei der Plan des Königes von Frankreich und des Sultan, ihn und seinen Bruder zu Grunde zu richten, um dann, wenn sie dies Bollwerk des Reiches, die Macht Oestreichs, gebrochen, das Reich selbst und die ganze deutsche Nation in Knechtschaft und Elend zu bringen.

Da der Kaiser sich wirklich zum Kampfe entschloßen zeigte, und Johann Friedrich bei den Fürsten in Passau anfragen ließ, weßen er sich von ihnen zu versehen habe, wenn er, im Falle gegen Moritz die Acht ausgesprochen werde, die Kur und die Kurlande wider zu erobern ausziehe, schien es Moritz doch räthlich nachzugeben, und so kam bis zum 2ten August 1552 der Passauer Vertrag zu Stande, welcher im Wesentlichen enthielt: 1) daß bis zum 12ten August Moritz und dessen Verbündete ihr Kriegsvolk entlaßen, oder dem Könige Ferdinand überlaßen und Sorge tragen sollten, daß bei dessen Abzuge keine neuen Wüstungen statt hätten; 2) daß Philipp von Hessen seine Freiheit wider erhalten, aber geloben solle, sich weder selbst, noch sein Sohn an kaiserlicher Majestät für die Gefangenschaft zu rächen; daß sie vielmehr dem Kaiser gehorsam sein sollten; 3) daß der Kaiser aber auch sein Kriegsvolk gegen die ihm feindlich gewesenen Stände nicht gebrauchen, dagegen sorgen solle, daß innerhalb eines Jahres ein Reichstag gehalten, und durch ein Nationalconcil oder Religionsgespräch ein Religionsfriede hergestellt würde; 4) von beiden Seiten sollten bis dahin alle Feindseligkeiten ruhen, und namentlich alle noch wegen des schmalkaldischen Krieges geächtete oder von Land und Leuten vertriebene Herren, wie

der Graf Albrecht von Mansfeld, der Rheingraf und die Grafen von Aldenburg, Heideck und Reifenberg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Pfalzgraf Otto Heinrich u. s. w. zu Gnade angenommen werden.

Diesen s. g. Passauer Vertrag nahm nur Markgraf Albrecht von Culmbach, der sein Kriegsvolk weiter durch Plündern und Wüsten in katholischen geistlichen Territorien erhielt, nicht an, weshalb auch gegen ihn allein die Acht ausgesprochen ward. Moritz selbst ward zum Achtsvollzieher ernannt, und brachte seinem ehemaligen Verbündeten bei Sievershausen im Juli 1553 eine völlige Niderlage bei, bei welcher Gelegenheit er selbst jedoch so verwundet ward, daß er wenige Tage nachher starb.

Auch Kurfürst Moritz hatte in Deutschland nicht erreicht, was er gewünscht. Sein Bruder August, der ihm folgte, hielt es dann für zweckmäßiger, mit Johann Friedrich einen billigen Vergleich zu schließen, dem zu Folge letzterer, also die ernestinische Linie des sächsischen Hauses, alle ihre alten Besitzungen in Düringen und Franken zurückerhielt. In Deutschland stellten sich also die Verhältnisse so ziemlich auf dem Fuße her, wie sie vor dem schmalkaldischen Bunde gewesen. Nur war jetzt jedermann überzeugt, daß eine andere allgemeine Ordnung als eine solche vertragsmäßige, wobei die Stände eine volle landesherrliche Freiheit behielten, in Deutschland nicht hergestellt werden könne, und so hatte die Zeit, welche wir betrachtet haben, außer der Durchführung der Reformation in einem großen Theile des deutschen Landes, noch dies wichtige Resultat, daß der alte Begriff des deutschen Königthumes, der es wenigstens immer noch in der Phantasie seit dem Abgange des staufischen Hauses begleitet hatte, von nun an völlig aufgegeben werden muste. Während sich am Ende des Mittelalters in Spanien, Frankreich, England und in den skandinavischen Reichen das Königthum befestigte, und die Stände zur Unterordnung nöthigte, fiel es in Deutschland fast bis auf den Namen auseinander, und ließ die Nation in einer bunten Reihe besonders eingerichteter Territorien sich weiter politisch und kirchlich entwi-

deln. Aber was man in dieser Zeit innerer Kämpfe verloren hatte gegen Frankreich und im Kriege mit den Türken, vermochte man in der nächsten Zeit nicht, und gegen Frankreich überhaupt nicht wider zu gewinnen.

Der Reichstag, welcher zu allgemeiner Anordnung der deutschen Angelegenheiten im Passauer Vertrage festgesetzt worden war, trat dann erst 1555 in Augsburg zusammen und brachte den s. g. Religionsfrieden zu Stande, welcher zwar auch noch, wie alle früheren ähnlichen Verträge, die Möglichkeit einer Widervereinigung der Kirche durch das Concil in Aussicht stellte, aber bis dahin (und, wenn es dem Concile nicht gelingen sollte, auch für die weitere Zukunft) feststellte, daß jeder Reichsstand in seinen Territorien sich zur katholischen Kirche oder zur augsburgischen Confession sollte halten können, wie er es für seinem Gewißen gemäß halte. Eine andere christliche Religionsauffaßung aber als die römisch-katholische oder die auf die augsburgische Confession sich gründende sollte im Reiche nicht geduldet werden. Die deutschen Landesherrschaften erhielten hierdurch das s. g. *jus reformandi* in ihren Gebieten; und die Unterthanen, welche von ihren Landesherrschaften die Uebung ihres katholischen oder augsburgischen Bekenntnisses nicht erhalten könnten, sollten das Recht haben, nach anderen Territorien, wo ihnen dies gestattet wäre, auszuwandern. Das s. g. reservatum ecclesiasticum,*) was König Ferdinand, ohne

---

*) Es ist in §. 18 des Reichtagsabschiedes enthalten folgendermaßen: „und nachdem bei Vergleichung dieses Friedens Streit fürgefallen, wo der Geistlichen einer oder mehr von der alten Religion abtreten würden, wie es der von ihnen bis daselbst hin beseßenen und eingehabten Erzbisthum, Bisthum, Prälaturen und Beneficien halben gehalten werden soll, welches sich aber beider Religionsstände nicht haben vergleichen können: demnach haben wir in Kraft hochgedachter Röm. Kaiserl. Mayestät uns gegebenen Vollmacht und Heimstellung erklärt und gesetzt, thun auch solches hiemit wißentlich, also, wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer geistliches Standes von unser alten Religion abtreten würde, daß derselbig sein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohne einige Verwiderung und Verzug, jedoch seinen Ehren ohnnachthei-

daß es die Anerkennung der der augsburgischen Confession zugethanen Contrahenten erhielt, in den Frieden einrückte, bekam erst später eine practische Wichtigkeit, indem es dann benutzt ward, die immer weiter um sich greifende Reformation in geistlichen Territorien wenigstens zu hemmen. Mit dem Religionsfrieden hört auf länger als sechzig Jahre die äußere Bekämpfung der Reformation, die sich während dieser Zeit in Deutschland befestigen und einleben konnte, in Deutschland auf, und sobald einmal in einem großen Theile des Reiches eine Generation erwachsen war, die von Kindesbeinen an das katholische Kirchenwesen gar nicht mehr gekannt hatte, also auch aller jener Jugenderinnerungen, die den Menschen so fest an kirchliche Gebräuche zu binden und selbst zu ihnen, wenn er sie eine Zeitlang verlaßen hat, zurückzuziehen pflegen, ledig war, erhielt das Verhältniß beider Confessionen im Reiche eine ganz andere Farbe, an Vereinigung war dann im Ernste nicht mehr zu denken, während sie früher fortwährend als ein unerledigtes Gemüthsbedürfniß in der Sehnsucht der Menschen gelegen hatte.

Was den Gang des Krieges des Kaisers mit Frankreich anbetrifft, so war dafür der Wechsel von großer Bedeutung, der auf dem päbstlichen Stuhle statt hatte. Bis zum Tode Pabst Julius III. (del Monte) mischte sich der päbstliche Hof nicht näher in die politischen Angelegen-

lig, verlaßen, auch den Kapituln und denen es von gemeinen Rechten oder der Kirchen und Stifts Gewohnheiten zugehört, ein Person der alten Religion verwandt, zu wählen und zu ordnen zugelaßen sein, welche auch sammt der Geistlichen Kapituln und andern Kirchen, bei der Kirchen und Stifts Funktionen, Electionen, Präsentationen, Confirmationen, altem Herkommen, Gerechtigkeiten und Gütern, liegend oder fahrend, unverhindert und friedlich gelaßen werden sollen, jedoch künftiger, christlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvorgreiflich." — Dies reservatum ecclesiasticum ist so einfache Folge ordinärer Gerechtigkeit, daß uns Wunder nimmt, wie überhaupt jemand es habe bestreiten können, es müßte denn jemand die freche Stirne solcher freien Gemeinden unserer Zeit auch damals beseßen haben, die, nachdem sie von dem Bekenntniß der Kirche, zu der sie sich zeither gehalten, abgefallen, doch die impertinente Forderung der weiteren Benutzung der Kirche und Kirchengüter erhoben.

heiten, und der Krieg gieng, ohne daß die Franzosen aus Metz, Tul und Virten vertrieben werden konnten, seinen unbedeutenden Schritt fort. Die kaiserlichen Truppen belagerten unter dem Grafen von Roeulx im Frühjahre 1553 die Stadt Teerenborch (Terouanne) und eroberten sie bis zum 20ten Juni; dann auch Hesdin. Beide Orte hatten die Franzosen früher den Kaiserlichen entrißen. Lamoral van Egmond drang mit seinen Reitern bis gegen Amiens hin vor, und bedrängte die Franzosen hart. Während dieses Krieges knüpfte der Kaiser zugleich Unterhandlungen an wegen Verheirathung seines Sohnes Philipp mit der Princessin Maria von England, und die förmliche Werbung hatte 1554 durch eine kaiserliche Gesandtschaft statt, an deren Spitze Lamoral van Egmond stund. Die Heirathsbedingungen sind merkwürdig, weil sie zeigen, wie überall der Kaiser einen ruhigen, eindringenden Blick in politischen Verhältnissen hatte. Nämlich es ward bestimmt, Don Carlos, Philipps Sohn aus der früheren Ehe mit der Princessin Maria von Portugal, solle einmal Spanien, Neapel, Sicilien, Mailand und die Besitzungen der Spanier jenseits des Oceans erhalten; dagegen der erstgeborne Sohn aus der Ehe mit Maria von England solle die Niderlande erben, sie also mit England verbinden. Man sieht, es lag dem Kaiser daran, die Niderlande mit dem Lande Europas, zu dem sie durch politische Lage, Handel und Schiffarth die nächste Beziehung haben, in Verbindung zu bringen, während er sich nicht darüber teuschte, daß die Verbindung der Niderlande mit den romanischen Ländern der Krone Spaniens eine unnatürliche, also unpolitische und auf die Dauer unhaltbare sei.

König Heinrich VIII. von England war damals schon todt. Er hatte sein Lebenlang sich von seinen Leidenschaften herumwerfen laßen — Anna Boleyn, die Liebe zu welcher ihn zum Pabste in England gemacht, hatte er hinrichten laßen — mit einer Reihe anderer Frauen hatte er versucht zu glücklichen Gemüthszuständen zu kommen, immer hatten ihn seine wilden heftigen Triebe in neue unglückliche Verhältnisse verwickelt, bis endlich seine letzte Gemahlin

Catharina Par, die Wittwe Lord Latimer's, die sechste, die er nach und nach geheirathet, ihn überlebte. Nur von der dritten, Jane Seymour, hatte er bei seinem Tode im Jan. 1547 einen Sohn Eduard VI., der ihm gefolgt war. Unter diesem setzte der Erzbischof Cranmer die Reformation durchgreifender durch als unter Heinrich VIII. der Fall gewesen war; doch vermochte er nicht, Heinrichs älteste Tochter von Catharina von Aragonien, die Princessin Maria eben, welche, wenn Eduard VI. ohne Descendenz starb, Thronerbin war, von ihrer Anhänglichkeit an die alte Kirche abzuziehen, und die zum Theil harten Mittel, die zu diesem Ende angewandt wurden, erbitterten sie nur noch mehr auf die Reformation. Als also Eduard wirklich bald kränklich ward nach schlecht geheilten Masern, und im Juli 1553 gestorben war, ein Versuch aber, den eine Partei machte, die Princessin Maria so wie die schottischen Erben auszuschließen*) und Johanna Gray und deren Gemahl Guilford Dudley auf den Thron zu führen mit Hinrichtung dieser im Febr. 1554 geendet hatte, war Maria bereits gefolgt und zeigte bald den entschiedenen Entschluß, die katholische Kirche in England zu restituiren. Wenn sie auch selbst dabei schonend zu Werke gehen wollte, hatten doch nicht sobald die katholischen Geistlichen ihre Absicht errathen, als sie die Königin in heftigeres Auftreten hereinrißen. Diese kirchliche Stellung Mariens machte sie der spanischen Heirath um so geneigter, und sie schloß sie ab im Juli 1554. Die katholische Kirche ward in England auf das Gewaltsamste hergestellt; Cranmer ward im März 1557 verbrannt; eine Menge andere Verfolgungen hatten statt, und viele Engländer, die sich der katholischen Kirche nicht

*) Heinrich VII.

Margaretha Gem. König Jacob IV. von Schottland.
- Jacob V.
  - Maria Stuart.
- Margaretha Gemahl Matthäus Stuart Graf von Lenox.
  - Henry Darnley.

Heinrich VIII.
- Maria.
- Eduard VI.
- Elisabeth.

Maria Gem. Charles Herzog von Suffolk.
- Francisca Gem. Henry Gray Herzog von Suffolk.
  - Johanna Gray Gem. Guilford Dudley.

fügen wollten, verließen ihr Vaterland und nahmen in Deutschland oder der Schweiz ihren Aufenthalt. –

Im Monate zuvor, ehe die Ehe Philipps und Mariens geschloßen worden war, im Juni 1554, waren drei französische Heere in die Niderlande eingedrungen. Der Herzog von Savoien, der die kaiserlichen Truppen befehligte, ward bei Renti im Atrechtschen geschlagen, und ganz Lützelburg und Atrecht ward von den Franzosen besetzt. Während die Heere noch in den Winterquartieren lagen, im März 1555, starb Pabst Julius III. Er hatte am 9. April den Cardinal Marcello Cervino aus Montepulciano zum Nachfolger, der sich als Pabst Marcellus II. nannte und (obwohl er erst 55 Jahre alt war) schon am 1. Mai starb. Auf diesen folgte nun am 23. Mai ein Mann, der wider einen thätigeren Einfluß in den politischen Verhältnissen entwickelte, der Cardinal Giovan Pietro Caraffa, der sich als Pabst Paul IV. nannte; ein Mann der sich auch nach der religiösen Seite sehr lebhaft interessirte, einen Trieb in sich hatte, den Anforderungen des Christenthums an den Menschen zu genügen, aber gegen das augustinische Dogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben eingenommen und deshalb schon früher als Cardinal der contarinischen Richtung entgegen, als Pabst der Reformation in aller Weise feind war. Der Kampf mit der Reformation hatte dahin geführt, daß in dieser Zeit eine ganze Reihe neuer Mönchsorden gestiftet wurden zu Bekämpfung der protestantischen Lehren. So war ein Theil der Franciscaner in den Capuzinerorden umgebildet worden, der darauf berechnet war, die katholische Kirche gerade in den Kreisen des nideren Volkes zu befestigen; so waren die Jesuiten von einigen eifrigen Studirenden der Theologie in Paris, unter denen Don Iñigo Lopez de Recalde von Loyola der den Anstoß gebende gewesen, gestiftet worden.*) Diesen

*) Iñigo (oder Ignatius) Lopez war etwa 1491 auf dem Hause Loyola zwischen Azpeytia und Azcoitia am Flüßchen Urrola geboren aus einem Landjunkergeschlechte, was aber auch vornehmere Verwandtschaften hatte mit den Familien Xaver und Borgia. Sein Vater hieß Bertram Yanez, seine Mutter Marina de Saenz. Von acht

Orden zeichnete das Gelübde des **unbedingten** Gehorsams gegen den Pabst aus; es war der Anfang eines ste-

---

Brüdern war er der jüngste, noch hatte er fünf Schwestern. Er soll als Page an König Ferdinands Hofe erzogen worden sein, diente dann unter dem Herzoge von Nájera in dem Kampfe gegen die empörten spanischen Communen, und zeichnete sich durch edles, ritterliches Benehmen schon in jungen Jahren aus. Bei der Vertheidigung von Pampelona zerschmetterte ihm am 20. Mai 1521 eine französische Stückkugel das linke Bein. Halb geheilt kam er heim, wo der Wundarzt sein Bein für falsch geheilt erklärte, und er es sich von neuem brechen ließ. Er erkrankte so schwer, daß man die Hoffnung aufgab; schon hatte er die Sterbesacramente erhalten — doch kam er davon, aber das Bein war abermals falsch geheilt; er ließ sich nun ein Stück Knochen aussägen — aber lahm blieb er zuletzt doch. Während dieser langwierigen Curen hatte er das Leben Christi und das mehrerer Heiligen gelesen, und vor allen hatte das Leben des heilgen Franciscus und des heil. Dominicus tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Religiöse Gedanken begannen seine Seele ganz zu erfüllen, und sofort nach seiner Genesung wallfahrtete er zum Monserrate in Catalonien. Drei Tage lang beichtete er hier, verschenkte dann sein Maulthier, und legte Schwert und Dolch auf dem Altar der heil. Jungfrau nider, indem er aller weltlichen Ritterschaft entsagte. Hierauf lebte er in Manresa längere Zeit im St. Lucien Hospital unter strengsten Bußübungen und Casteiungen — da kamen ähnliche Gedanken über ihn, wie über Luther in seinem Kloster zu Erfurt; er fürchtete vor Gott ohne Rechtfertigung zu sein, und schritt fort in immer härteren Büßungen ohne den trostlosen Gedanken dadurch entfernen zu können, bis er zu dem Entschluße kam, das frühere Leben als durch die Absolution gereinigt zu betrachten, den Blick nach vorwärts zu wenden, und nun sah er bald in allem, was er erblickte, in Natur und Menschen, lichtvolle Erläuterungen des christlichen Glaubens, namentlich in den fluthenden Wogen des Llobregat. Nun mit gestärkter Seele schiffte er sich im ärmsten Pilgerkleide, mit einigen erbettelten Broden als Wegzehrung, in Barcellona zu Anfange 1523 ein nach Gaeta; dann bettelte er sich weiter als Pilger durch nach Rom, nach Venedig. Hier angekommen, ohne Obdach legte er sich unter den Arcaden des Marcusplatzes schlafen, wo ihn der Senator Marco Antonio Trevisani fand, beherbergte, dem Dogen Gritti vorstellte und ihm freie Ueberfahrt nach Cypern verschaffte. Von da kam er am 31. Aug. nach Jaffa, am 4. Sept. nach Jerusalem. Hier wollte er bleiben als Missionar unter den Muhamedanern — darob erschrak der Provincial der Franciskaner und entfernte ihn, so daß er Ende Jan. 1524 wider nach Venedig kam. Es hatte sich ihm auch die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es ihm an den einem Missionar

henden Heeres für die päbstliche Autorität. Anfangs war dieser Orden in der Form der regularen Cleriker ohne klö-

---

nothwendigen Kenntnissen fehle, da gieng er, als er bald nach Barcellona heimgekehrt war, nun zunächst in die Knabenschule und lernte lateinisch, dann 1526 bezog er die Universität von Alcalá. Schon in Barcellona hatten sich ihm drei, in Alcalá ein vierter Freund angeschloßen; die lebten nun nach selbst erwählter Regel. Mit ihren Studien verbanden die Freunde selbstgewählte Thätigkeit innerer Mission. Als sie dadurch auffielen, untersuchte die Inquisition ihr Treiben, that ihnen zwar nichts, untersagte ihnen jedoch die selbstgewählten Mönchsäußerlichkeiten; als aber zwei vornehme Frauen, auf welche Iñigo Einfluß gewonnen, bettelnd eine Wallfahrt unternahmen, betrachtete man dies als Extravaganz, steckte ihn dafür ins Gefängniß und veranlaßte ihn, als man ihn frei ließ, seine Studien lieber in Salamanca fortzusetzen. Aber auch hier kam er wegen seiner Missionsthätigkeit ins Gefängniß, und nun wanderte er nach Frankreich, als er frei ward. Ende Febr. 1528 kam er nach Paris; was er an Hilfsmitteln mitgebracht, ward ihm gestohlen, — und so sah er sich gezwungen, sein täglich Brod vor den Thüren zu betteln und in einem Hospitale zu wohnen. Er gewann bald wider Freunde, drei Spanier, die auf seinen Sinn eingiengen; aber auch hier ward er durch sein Missioniren verdächtig und kam in Untersuchung. Auch seine Lehrer waren eine Zeitlang auf ihn aufgebracht; dann aber fiengen sie an, ihn zu verstehen; der eine brachte ihn mit Pierre le Fèvre aus Saveien, der als Hirtenknabe aufgewachsen, sich einst Gott und der Theologie geweiht hatte, in Verbindung, und dieser gieng ganz auf Iñigos Ansichten und Treiben ein. Iñigo erlangte nach $3\frac{1}{2}$ Jahren in Paris den Magistergrad; auch gelang es ihm einen vornehmen Navarresen, den Franz Xaver, zu gewinnen, und dann noch einige andere, mit denen allen er am 15. Aug. 1534 durch ein Gelübde sich verband, sich in Jerusalem der Pflege der Christenpilger und der Bekehrung der Ungläubigen zu widmen, oder falls das unmöglich sei, ihre Dienste dem Pabste zu bieten, wo und wie er sie brauchen könne, ohne Lohn und Bedingung. In Venedig wollten sie im Jan. 1537 zusammentreffen — nämlich er, le Fèvre, Xaver, Salmeron, Lainez, Bobadilla und Simon Rodriguez de Azevedo. Inzwischen gieng er zu Herstellung seiner Gesundheit heim — traf dann schon Ende 1535 in Venedig ein, wo er wider für innere Mission sich thätig zeigte, wider in Untersuchung kam, aber sich vor dem päbstlichen Nuntius rechtfertigte. Hier schon schloß sich Iñigo dem Cardinal Caraffa längere Zeit auf das Innigste an, zerfiel dann aber wider mit ihm, weil er nicht alle Einrichtungen des Teatinerordens billigte. Er diente in den unter Caraffa's Aufsicht stehenden Hospitälern, bis im Januar 1537 wirklich

sterliche Tracht, ohne gemeinschaftliche klösterliche Andachtsübung, bloß der Predigt, der Beichte, dem Jugendunterrichte, mit einem Worte der Seelsorge gewidmet — es war der Gedanke des protestantischen Pfarramtes auf einen Mönchsorden übertragen, der dies geistliche Hirtenamt vorzugsweise unter dem Gesichtspuncte verwaltete, die ihm anbefohlene Heerde dem Pabste treu zu bewahren und wo

---

seine Freunde und mit ihnen Le Jay, Codure und Paquier Brouet, die sich ihnen angeschloßen, in Venedig eintrafen, wo sich nun auch Jacques Hozez ihnen verband. Sie giengen nach Rom, um den Segen des Pabstes zu der vorhabenden Pilgerfahrt zu erbitten; Iñigo aber begleitete sie nicht, um nicht durch sein getrübtes Verhältniß zu Caraffa, der wider in Rom war, ihnen zu schaden. Der Pabst gab ihnen seinen Segen und Geld zu der Pilgerfahrt; die von ihnen, welche noch nicht Priester waren, erhielten in Venedig die Priesterweihe — aber der Türkenkrieg machte dann ihre beabsichtigte Wanderung unmöglich. Da traten die Freunde nach längeren Gebetsübungen plötzlich in Vicenza theils auf der Kanzel, theils auf den Ecksteinen in den Straßen der Stadt als Prediger auf. Dann gaben sie sich einstweilen eine Regel und ordneten Iñigo, Le Fèvre und Lainez an den Pabst ab, ihm ihre Dienste anzubieten — ihre Gesellschaft nannten sie societas Jesu. Lainez und Le Fèvre erhielten sofort Lehrämter bei der Sapienza, Iñigo blieb in missionirender Thätigkeit in Rom; Xaver und Bobadilla lehrten und wirkten in Bologna; Le Jay und Azevedo in Ferrara; Brouet und Salmeron in Siena; Codure und Hozez in Padua — zu gleicher Zeit auf fast allen bedeutenderen Hochschulen Italiens machte sich diese neue Richtung geltend. Erfolge begleiteten überall die Bemühungen der Freunde und im J. 1538 kamen sie wider in Rom zusammen und gründeten nun hier ihre Gesellschaft als Orden — aber noch einmal schien alles zu scheitern — sie wurden auch hier in eine Untersuchung verwickelt, aber bald als fälschlich beschuldigt wider frei entlaßen. Der Pabst ließ ihren Orden einstweilen gewähren, brauchte die Mitglieder auf den verschiedensten Puncten — so ward Le Fèvre zu dem Religionsgespräche nach Worms, Xaver und Azevedo wurden als Missionare nach portugisisch Indien geschickt; — erst 1540 erfolgte die wirkliche Bestätigung, aber mit der Beschränkung auf 60 Professen und am Ostersonntage 1541 trat Iñigo als einstimmig gewählter Ordenshaupt (weil er sie alle in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt habe) das Regiment an. Als er am 31. Juli 1556 zu Rom starb, hatte sein Orden in 13 Provinzen wenigstens 100 Collegien und in Aegypten, Nordafrika, Brasilien und Ostindien zahlreiche Missionen.

möglich durch Bekehrungen zu mehren. Caraffa nahm sich als Cardinal auch dieses Ordens an, und er ward zuerst 1540 bedingter weise, sodann 1543 unbedingt bestätigt und neben der Klasse der eigentlichen Cleriker oder der Professen entstund eine zweite vorzugsweise dem Jugendunterrichte gewidmete Klasse der Scholastiker, und dann die Klassen der geistlichen und weltlichen Coadjutoren, welche wider aus dem Orden austreten durften, und ihm nur für geistliche Functionen oder weltliche Administrationen zu Diensten waren.

Wie Caraffa nun diesen Orden in aller Weise begünstigt hatte, weil dessen Tendenz ganz in seinem Sinne war, so hatte er selbst einen gestiftet, dessen Form auch seinen persönlichen Ansichten und Wünschen entsprach; es war der Orden der Teatiner. Auch diese Mönche waren, wie die Professen und geistlichen Coadjutoren der Jesuiten, Priester mit Mönchsgelübden und ohne eigentlich klösterliches Leben, mehr der Lehre gewidmet als der Ascetik, ursprünglich für die Predigt und Seelsorge bestimmt und hinsichtlich ihres Unterhaltes auf freiwillige, nicht erbettelte Gaben gewiesen. Da aber die Leute, welche in diesen Orden der Teatiner traten, gleich von Anfange an fast alle vom vornehmsten Stande waren, fielen die Gaben, welche sie erhielten, sehr reich aus, und der Orden nahm bald die Gestalt an eines Seminares nicht für die kleinen Pfarrämter, sondern für Bisthümer. Es ist durchaus der vornehmste, gewissermaßen ein adeliger Priesterorden, den Caraffa in diesen Teatinern stiftete. Die Capuziner in der Bearbeitung des Volkes in seinem täglichen Leben, die Jesuiten durch Eintreten als Seelsorger, Lehrer, Beichtväter überall an den gefährdetsten und wichtigsten Stellen, die Teatiner durch streng-katholische Ausbildung vornehmer junger Leute für die Verwaltung von Bisthümern brachten nun allerdings eine weit größere geistige Frische und Spannung in die katholische Kirche, als diese früher gehabt hatte. Der Gegensatz des Protestantismus hatte aufregend, geistig spannend, zum Theil läuternd auf den Katholicismus zurückgewirkt. Um aber nun auch die Gegenden, wo in-

zwischen die Reformation doch einzelne bedeutende Anhänger gefunden hatte, ohne daß die Bevölkerung im Ganzen davon ergriffen worden wäre, wider von diesen feindlichen Elementen zu säubern; um namentlich den unwillkührlichen Einflüßen, welche fortwährend die protestantische Litteratur auf die Denk- und Lehrweise in katholischen Gegenden übte, consequent entgegenzutreten, besonderes um die von Contarini vertretene, der Reformation verwandte Richtung in der katholischen Kirche, die man bei Gelegenheit des Regensburger Religionsgespräches so klar hatte kennen lernen, und die schon einen großen Theil Italiens ergriffen hatte, wider zu unterdrücken, ward, ebenfalls auf Caraffas Betrieb, schon 1542 nach dem Muster der früher in Spanien eingeführten Inquisition eine päbstliche gegründet.

Dieser Mann nun, der Cardinal Giovan Pietro Caraffa, der keineswegs eine gemeine, sondern eine hochgespannte und ganz auf Ein Ziel gerichtete Seele hatte, der decidirteste Gegner der lutherischen Richtung sein ganzes bisheriges Leben hindurch, bestieg am 23ten Mai 1555 als Paul IV. den päbstlichen Stuhl. Die Milde des östreichischen Hauses war überall der Reformation zu Gunsten ausgeschlagen, war überall den eifrig katholischen Fürsten in Deutschland hemmend in den Weg getreten; schon deshalb haßte Caraffa den Kaiser und dessen Sohn Philipp, und König Ferdinand. Er haßte sie aber noch aus einem anderen Grunde, denn wie in Pabst Julius II. war auch in ihm, neben der Begeisterung für die Ehre des päbstlichen Stuhles, die Begeisterung für Italien mächtig. Er hatte noch aus seiner Jugend die Erinnerung jenes Gleichgewichtsverhältnisses der italienischen Mächte, bei welchem Italien, frei von Fremdlingen, in eigenthümlicher, ungekränkter Weise sich entwickelt hatte. Dies Gleichgewicht war durch alle die seitdem erfolgten Kämpfe zerstört und aufgehoben worden, und wie lange dabei auch französischer Einfluß gegen den östreichischen gekämpft, und durch diesen Gegensatz eine Art Gleichgewicht in Italien dann und wann hergestellt hatte, seit 1530 hatte das kaiserliche Haus ein entschiedenes Uebergewicht erhalten. Nea

pel, Mailand, ein Theil der Küsten der tuscischen Landschaft waren in östreichischen Händen unmittelbar; die Fürstenhäuser von Mantau (dem nun auch das Montferrat gehörte), von Ferrär, von Saveien, von Parmen, von Florenz waren mit dem Kaiserhause durch Heirathen nahe verwandt und von ihm in entschiedenster Abhängigkeit. Cosimo de' Medici, der in Florenz als Fürst gefolgt war, der Sohn jenes Giovanni de' Medici, der bei dem Zuge Frundsbergs nach Italien seinen Tod als Führer der päbstlichen Truppen gefunden (s. oben S. 60), hatte auch das Gebiet von Hohen-Sinne (Siena) und diese Stadt erobert. Venedig war nach der Landseite ganz durch östreichisches Gebiet, oder durch das Gebiet der mit Oestreich verbundenen Fürsten eingeengt; Jenau (Genua) und Luca (Lucca) waren unbedeutende Staaten geworden — kurz! Italien hieng von den Winken des Kaisers, des östreichischen Hauses ab bis auf den Kirchenstaat, und auch als Unterdrücker Italiens haßte Caraffa die östreichischen Fürsten. Da beschloß er noch einmal zu versuchen, ob sich durch Frankreich nicht das Uebergewicht des Kaisers in Italien brechen laße, und er begann mit Verfolgung der Anhänger des Kaisers unter den Baronen des Kirchenstaates, mit einer Verfolgung der Colonna. Alle colonnesischen Herrschaften im Kirchenstaate erhielt des Pabstes Neffe, der Graf von Montorio, der zum Herzoge von Pagliano und zum Feldhauptmanne der Kirche ernannt ward. Der Herzog von Alba war damals des Kaisers Vicekönig in Neapel. Er versuchte anfangs durch Unterhandlungen den Pabst anderes Sinnes zu machen. Als diese nicht halfen, sammelte er 1556 in S. Germano ein Heer von 14000 Mann und drang damit in den Kirchenstaat ein, von welchem er einen großen Theil eroberte, wie er erklärte: für den künftigen Pabst d. h. man wollte diese Landschaften erst zurückgeben nach Pauls Tod. Der Pabst hatte sich inzwischen immer enger an Frankreich angeschloßen, die Orsini im Kirchenstaate, alle Gegner der mediceischen Herrschaft aus Tuscien schloßen sich ihm an; er erhielt französische Hilfstruppen; doch ward im Februar 1556 auf einige Zeit wider

Waffenstillstand geschloßen zu Vaucelles, weil der Kaiser sich in dieser Zeit aller weltlichen Sorgen entschlagen und das Regiment in seinen Erbstaaten seinem Sohne Philipp II. übertragen wollte, wozu er Ruhe wünschte. Karl hatte schon im Herbste 1555 seinen Sohn Philipp aus England zu sich nach den Niderlanden beschieden. Am 8ten Sept. hielt derselbe seinen Einzug in Brüssel. Um die Mitte Octobers kamen in Brüssel die Generalstaaten des ganzen burgundischen Kreises zusammen: und nachdem der Kaiser noch am 21ten October, ehe er sich seiner Regierungsgewalt in den Niderlanden ganz begab, die Herrschaften Bossu im Hennegau und Kuilenburg in Geldern zu Grafschaften, die Herrschaften Vere und Vliessingen in Zeeland zu einer Markgrafschaft erhoben hatte, fand die feierliche Resignation des Kaisers und die Uebertragung der Regierungsgewalt in den Niderlanden an Philipp am 25ten Oct. in Gegenwart der Generalstaaten statt. Dann blieb Karl noch bis in den September 1556 in den Niderlanden, und trat während dieser Zeit auch alle Regierungsgewalt in Deutschland an seinen Bruder Ferdinand, in Spanien und in dessen italienischen und indischen Nebenländern an seinen Sohn Philipp ab — dann zog er sich — verzweifelnd daran, daß menschliche Dinge eine feste, ruhige, ausgedachte Ordnung, wie er sie immer gewünscht, erhalten könnten und regierungsmüde in das Kloster S. Justi in Estremadura zurück, wo er sich im Wesentlichen, überzeugt von der Gebrechlichkeit irdischer Dinge, frommen Betrachtungen hingab, ohne jedoch seinem Sohne den noch oft und bei allen wichtigen Angelegenheiten erfragten Rath vorzuenthalten, und also demnach fortwährend mit der Regierung seines ehemaligen Reiches beschäftigt. Er starb am 21. Sept. 1558.

Inzwischen aber war der Waffenstillstand von Vaucelles, und zwar zuerst vom Pabste gebrochen worden; denn dieser hatte, im Einverständniſs mit Frankreich am 27ten Juli 1556 den König Philipp II. des Thrones von Neapel für verlustig erklärt, theils wegen nicht geleistetes Lehenzinses, theils wegen der Verletzung des päbstlichen Gebietes durch den Herzog von Alba. Auch gewann der

Pabst den Herzog Ercole von Ferrár, der sich durch die Abhängigkeit Italiens von Oestreich doch auch bedrückt fühlte. Auch Venedig gegen Oestreich zu gewinnen, wie er versucht e, gelang ihm dagegen nicht. Da der Herzog von Guise eine ferrarische Prinzessin zur Gemahlin hatte, ward ihm im J. 1557 die Führung des nach Italien bestimmten Heeres von 13000 M. übertragen, und bei Montecchio im Gebiete von Regen (Reggio) vereinigte sich das französische Herr mit dem ferraresischen (etwa 7000 M.). Guise zog dann aber rasch weiter nach den Abruzzen und drang im April in das Neapolitanische ein, während Ercole gegen Norden den Kirchenstaat zu decken suchte und ein zweites französisches Heer unter Brissac sich in Pechmont behauptete. Da indessen die französische Armee im Neapolitanischen nicht hinlänglich vom Pabste unterstützt werden konnte, zog sich Guise wider auf den Kirchenstaat zurück, und nun lief der Krieg auf einer anderen Seite sehr unglücklich. Der Herzog Franz von Guise nämlich und dessen Bruder, der Cardinal, waren (gegen Franz I. hinterlaßenen Rath) bald diejenigen unter den französischen Großen geworden, denen König Heinrich II. vorzugsweise seine Gunst zuwandte. Guise hatte deshalb den Oberbefehl in Italien erhalten und hatte durchgesetzt, daß ihm zu diesem Feldzuge die auserlesensten französischen Truppen anvertraut worden waren. Mit den weniger guten sollte Gaspard de Coligny, der Statthalter der Picardie, den Krieg an den niderländischen Grenzen führen, wo ihm gerade die besten Truppen Philipps unter dem Herzoge von Saveien entgegenstunden, nicht weniger als 50,000 zu Fuß und 13000 zu Roſs, und 10000 Engländer, welche Maria ihrem Gemahle zu Hilfe gesandt hatte. Coligny konnte Dauway (Douai) nicht nehmen, und ward im August 1557 in St. Quentin eingeschloßen. Der Connetable Anne de Montmorenci wollte St. Quentin entsetzen, ward aber vom Herzoge von Saveien völlig geschlagen und selbst gefangen. Wenige Tage nachher muste sich der belagerte Platz und in ihm Coligny ergeben. Da muste Guise mit seinem Heere den Kirchenstaat verlaßen und zu Schiffe nach Frankreich

zurückkehren, wo man seiner selbst und seiner Truppen bedurfte.

Die Römer waren durch das Unwesen der päbstlichen Truppen und durch den ganzen ihnen so lange Zeit nun ungewohnt gewordenen Kriegszustand, in welchen sie durch den Caraffa gekommen, höchst unzufrieden. Ercole allein konnte den Pabst nicht stützen; da muste auch dieser, obwohl mit innerem Grimme, in das Uebergewicht Oestreichs in Italien sich fügen und seinen Frieden schließen. Am 14ten September 1557 ward dieser Friede geschloßen, der sogar den Herzog Ercole ganz preis gab; doch ward dieser zunächst nur durch Ottavio da Farnese, den Herzog von Parmen, bedrängt, während Pabst Paul seinen Neffen, den Cardinal Caraffa nach Brüssel sandte, um einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln, für welchen sich aber noch wenig Geneigtheit fand. Im April 1558 vermittelte dann Herzog Cosimo von Tuscien auch für Ercole einen Frieden, so daß das ferrarische Gebiet unvermindert blieb, Ercole aber der Verbindung mit Frankreich entsagte, und sich ebenfalls wider dem Einfluße des östreichischen Hauses fügte.

Die Theilnahme der Königin Maria von England an diesem Kriege hatte übrigens zur Folge, daß sich der Herzog von Guise, sobald er nach seiner Rückkehr nach Frankreich an die Spitze der französischen Armee getreten war, gegen Calais wandte und am 8ten Jan. 1558 diesen einzigen Rest der ehemals so großen Besitzung der Engländer in Frankreich erobere. Dann machte er auch gegen die Niderlande hin wider Fortschritte; aber am 13ten Juli ward ein französisches Heer unter dem Marschall de Tremes bei Gravelingen von Lamoral van Egmond geschlagen. Dieser Sieg von Philipps Truppen sollte aber bald durch einen Verlust mehr als aufgewogen werden. Maria von England war durch den Eifer ihrer Geistlichkeit in der kirchlichen Angelegenheit zu gewaltsameren Maßregeln verleitet worden, als wozu sie ihre eigne Neigung geführt haben würde. Sie gerieth dadurch in inneren Zwiespalt. Sie fühlte, daß sie durch die in ihrem Namen geübten Verfolgungen der Nation ein Abscheu werden müße, und wußte

doch ein Nachlaßen in diesem Eifer nicht mit ihren kirchlichen Pflichten zu reimen. Ueberdies liebte sie ihren Gemahl leidenschaftlich; dieser aber besaß die ganze phlegmatische Ruhe und das gleichgültige Aeußere seines Vaters, ohne noch so viel durchscheinende Gutmüthigkeit zu zeigen. Sie nahm seine Kälte für Mangel an Liebe und fühlte sich auch deshalb unglücklich. All dieser Kummer zehrte an ihrem Herzen. Sie starb am 17ten Nov. 1558 und ihr Tod beraubte Philipp natürlich der englischen Hilfe. Da war dieser bald so geneigt wie der französische Hof auf Friedensunterhandlungen einzugehn, und so kam am 3ten April 1559 der Friede von Chateau en Cambresis zu Stande, ohngeachtet die Guisen dagegen waren. Der Friede, für dessen Zustandebringung der Pabst sehr thätig gewesen war, sollte nun wenigstens den kirchlichen Wunsch des Caraffa erfüllen und zu einer Vereinbarung aller mächtigen katholischen Fürsten gegen den Protestantismus führen. Der Friede hatte weiter eine Doppelheirath zur Folge; der Herzog von Savoien heirathete die Schwester, Philipp II. heirathete die Tochter Heinrichs II. von Frankreich. Bei einem glänzenden Turniere, welches diesen Hochzeiten zu Ehren im Juni 1559 gehalten ward, hatte der Graf de Montgomery das Unglück, den König Heinrich mit einer abgebrochenen Lanze so ins Auge zu rennen, daß derselbe in Folge dieser Verwundung am 10ten Juli starb, worauf die Königin Wittwe, Caterina de' Medici, mit Hilfe der Guisen die Regierung für ihren minorennen ältesten Sohn, Franz II., übernahm, und sie zunächst in eben so eifrig katholischer Gesinnung führte, wie die Guisen wünschten, wie auch ihr Schwiegersohn, Philipp II., wünschte und in seinen eignen Reichen führen ließ.

Dies waren die allgemeinen Constellationen, und gewiß dem Interesse des päbstlichen Stuhles sehr günstige, unter denen das tridentinische Concil zu Ende geführt ward, denn wenn auch König Franz II. bereits am 5 Dec. 1560 starb, hatte das doch keine Aenderung zur Folge, da ihm sein ebenfalls minorenner Bruder Karl IX. wider unter der Mutter vormundschaftlicher Regierung folgte. Auch das

feindselige Verhältniss zwischen dem östreichischen Hause und dem päbstlichen Stuhle hatte sich inzwischen ausgeglichen. Pabst Paul IV. freilich hatte noch einmal seinem Grimme freien Lauf gelaßen; denn als Kaiser Karl V. auf die Kaiserkrone resignirt hatte und nach St. Justi gegangen war, waren die deutschen Kurfürsten im Frühjahre 1558 auf einem Reichstage zu Frankfurt zusammen getreten und hatten am 8ten März den römischen König Ferdinand auch als erwählten römischen Kaiser anerkannt. Paul aber widersprach unter dem Vorwande, zuvor müße e r die Gültigkeit der Abdankungsgründe Karls V. untersucht haben. Man kümmerte sich in Deutschland um diese Protestation weiter nicht, und unterdeßen ward Paul's Herz durch einen anderen Kummer gebrochen. Er war ein Mann, der für christliche Tugend und christlichen Lebenswandel begeistert war. Seine nächsten Verwandten hatten aber, ohne daß ihm jemand die Augen zu öffnen wagte, seine hohe Stellung zu den heillosesten Nichtswürdigkeiten und Erpressungen im Kirchenstaate benutzt. Als er endlich davon erfuhr, entfernte er sofort seine Neffen vom Hofe und aus den Geschäften, nahm dem Cardinal die Legation von Bologna; dem Grafen von Montorio die päbstliche Feldhauptmannsstelle; dem Marchesen von Montebello alle Aemter, die er verwaltet hatte, und schickte sie sämmtlich ins Exil. Der Gram über diese Familienschmach, der noch vermehrt ward, als der Graf von Montorio in der Verbannung zu Gallese seine schwangere Gemahlin aus Eifersucht ermorden ließ, stürzte Paul schleuniger in's Grab, als sein vorgerücktes Alter und die Waßersucht ohnehin gethan haben würden. Er starb am 18ten Aug. 1559. Die Römer waren so erbittert, daß selbst diese Verstoßung der Neffen sie nicht ausgesöhnt hatte. Sie stürmten das Inquisitionsgebäude, befreiten alle Gefangenen, verbrannten die Acten; rißen des Pabstes Statue auf dem Capitole herunter und der röm. Senat ließ alle öffentlichen Inschriften zerstören, die an die Regierung der Caraffen erinnerten. Auch mit dem Herzoge Cosimo von Toscana war eben Paul, als er starb, im Begriffe gewesen in Krieg zu gerathen, und die Stellung, welche Co-

simo gegen den Kirchenstaat angenommen, gab ihm einen ungewöhnlichen Einfluß auf die nächste Pabstwahl, weil man diese so zu treffen suchte, daß er dadurch allein schon beruhigt würde. So kam es daß ein Candidat, den er aufgestellt, der Cardinal Giovanangelo de Medicis (nicht von der florentinischen, sondern von einer lombardischen Familie dieses Namens) in der Weihnachtsnacht 1559 zum Pabste gewählt ward und den Namen Pius IV. annahm. Er war ganz in kaiserlichem Interesse, was Italien anbetraf, und betrieb auch die Angelegenheiten des Conciles, die zuletzt (durch die widrigen Verhältnisse zum Kaiser zum Theil veranlaßt) ganz unterbrochen worden waren, von Neuem mit ungewöhnlichem Eifer.

Am 18ten Jan. 1562 konnte das Concil endlich wieder eröffnet werden. Die Protestanten nahmen nun gar keinen Antheil mehr daran. Sowohl Kaiser Ferdinand, als der Cardinal von Lothringen, welche für die deutschen und französischen Lande am bedeutendsten auftraten, genehmigten die früheren Bestimmungen über die Lehre ganz; aber sie verlangten Laienkelch, Priesterehe und Kirchengesänge in der Landessprache, und außerdem eine christliche Reformation aller Misbräuche in der Kirchenverwaltung an Haupt und Gliedern. Die Spanier waren, mit Ausnahme des Laienkelches und der Priesterehe, derselben Meinung; aber die Mehrzahl der anwesenden italienischen Geistlichen überstimmte die Deutschen, Franzosen und Spanier, da man auf diesem Concile nach Köpfen abstimmte, und die Unterhandlung des Cardinal Morone bestimmte endlich im April 1563 den Kaiser Ferdinand, seinen Widerspruch aufzugeben gegen das Versprechen, daß der päbstliche Hof aus eignem Antriebe für eine Reformation sorgen werde. Sobald der Kaiser gewonnen war, war der Widerspruch der Spanier und Franzosen vollends ohnmächtig, da sie in Nationaleifersucht mit einander, jeder Theil in dem, was gerade der andere wollte, den Italienern eher beipflichteten, und sie sich so gegenseitig hinderten. Philipp II. war selbst gegen die Hinderungen, die die spanische Geistlichkeit noch dem Abschluße der Arbeiten des Conciles entgegensetzte, und da

am Ende auch die guisische Partei sich dieser dem päbstlichen Hofe geneigten Stimmung der östreichischen Fürsten anschloß, und des Cardinal Morone Gewandtheit auch die einzelnen Prälaten zu gewinnen wuste, kam das Concil zum Schluße; aber in ganz anderer Weise, als es begonnen hatte — als man erwartet hatte; — nirgends war mehr die Absicht zu erblicken, einem ursprünglichen religiösen Triebe der Seele durch klare Bestimmungen Genüge zu thun, sondern man verhandelte in diplomatischer Weise und hatte die Defension des römisch-katholischen Kirchenbestandes, nicht die Widerherbeiführung der Einheit der abendländischen Kirche als Ziel im Auge. Am 4. Dec. 1563 ward das Concil geschloßen.

Der Schluß des tridentinischen Conciles hat auf den ersten Anblick etwas sehr Unbefriedigendes — für ein protestantisches Auge etwas sogar Zurückstoßendes. Sehen wir näher zu, und bemühen wir uns einen Blick zu thun, wenn auch in aller menschlichen Schwäche, in die Oekonomie Gottes!

Das Christenthum hat die Aufgabe alles Menschenwesen zu verklären, geistig zu durchläutern und dadurch innerlich zu befreien. Dieser Aufgabe wäre nimmer genügt worden, wenn ganze Bildungsmassen fortwährend einerseits durch ihren Inhalt hätten imponiren können und andererseits wie unverdaute Steine als Producte des Heidenthums zwischen christlichen Bildungsmotiven liegen geblieben wären. Die Philosophie, auch die Religionsphilosophie, so wie das ganze Verhältniss des Menschen zur sinnlichen Welt will, nicht bloß in abstracto betrachtet und zerlegt oder aufgebaut (denn das führt nie zu wahrer Belehrung), sondern erprobt, geistig wahrhaft durchlebt sein. Ein Assimilationsprocess des in jenen Bildungsmassen Tüchtigen mit der christlichen Bildung muste also fortwährend im Gange bleiben, und zu diesem Ende ein Zersetzungsprocess dem Assimilationsprocesse vorhergehen. Hätte die Kirche in ihrem Inneren diesen Processen in allen ihren Stadien Raum gewähren wollen, so würde sie selbst davon ergriffen und desorganisirt worden sein; auf jeder Stufe der Entwickelung, in welcher ihr diese Processe nahe traten, hatte sie Anlaß auch zur Klage; auf christlichem Boden aber musten diese Dinge vorgehen, sollten sie ihre Aufgabe erfüllen. Da sind für diese Aufgaben des Geistes als das geeignete Terrän die protestantischen Kreise entstanden, welche die christlichen Lebensmotive durchaus nicht aufgaben; aber sie der subjectiven Entwickelung

hin und frei gaben, und dadurch zu jenem geschmeidigen Medium wurden, welches der gestellten Aufgabe gewachsen war. Wenn Aehnliches auch von Katholiken geleistet worden ist, so wäre genau zu unterscheiden, ob die leistenden nicht zu denen gehört haben, die der Stückreligion verfallen sind, und also in äußerlicher Haltung und in Beziehung auf ganze Lebensseiten Katholiken sein, und doch in Beziehung auf Einzelnes ganz wie Protestanten denken und sich wie Protestanten verhalten konnten. Daß solch, im Grunde geistloses, Verhalten dem Einzelnen möglich ist, macht aber noch nicht unwahr, daß es der Kirche im Ganzen und als Kirche unmöglich ist. Der Kirche müßen diese Bildungsstoffe durch (wenigstens stückweis) außer ihr stehende Arbeiter vorbereitet werden. Aber in diesen Aufgaben des Protestantismus würde man sich nicht nur Einzeln, wie es allerdings geschehen ist, subjectiv verlaufen haben, bei Heidenthum und Nihilismus angekommen sein, sondern in Masse; man würde also die Aufgabe auch nicht erfüllt haben; wenn nicht im Rücken dieser geistigen Kampfmasse die Kirche in ihrem alten Bestande geblieben wäre. Wenn morgen die katholische Kirche aufhörte zu sein, bräche übermorgen die ganze protestantische Welt in geistiger Verwirrung zusammen; wir müßten die römische Kirche (wenn so etwas möglich wäre) erfinden, wenn sie nicht wäre, oder wir wären nothwendig rand- und bandlos, denn nur von Seite der alten Kirche hat der Protestantismus den Vorwurf der Unchristlichkeit zu scheuen und scheut ihn — von anderen gegensätzlichen Seiten wird er nicht erhoben, oder in einer Weise, daß seine Vermeidung eher wirklich zur Unchristlichkeit führte. Die Spannung gegen die alte Kirche ist es fortwährend, welche für die protestantischen Kreise nach der Seite des Christenthums zusammenziehend wirkt und gänzliches Zerfahren hindert. Die Nothwendigkeit der Reformation, die Nothwendigkeit der Entstehung nicht nur dieser von der Kirche getrennten christlichen Sphären, sondern auch die scheinbar zufälligen Ereignisse, welche diese Nothwendigkeit zu einer noch dauernden gemacht haben, haben wir in dem Vorhergehenden weitläuftig betrachtet — und wer uns unbefangen gefolgt ist, wird sich davon überzeugt haben, daß für die Dauer der Trennung und des Gegensatzes beide Glieder desselben eine gleiche Berechtigung hatten und noch haben. Auch gilt: peccatur extra et intra. Aber die Kirche würde sich selbst in ihrem ferneren Bestande bedroht haben, hätte sie die letztliche Feststellung des Verhältnisses auf dem Concile von Trident anders als durch die unvermittelte Berufung auf kirchliche Autorität abschließen wollen. Dadurch ist es allerdings nun gekommen, daß wir Protestanten, so lange ein pro-

testantischer Funke in uns ist, uns nicht der Kirche anschließen können, und der protestantische Funke wird in uns bleiben, so lange die Aufgabe des Protestantismus noch nicht erfüllt, das heißt so lange dem Antichrist nicht alle Waffen von geistigem Werthe abgerungen sind, und er noch nicht gezwungen ist nackt und mit unverschleiertem Angesichte aufzutreten. So oft wir dem Antichrist eine seiner Hüllen abgeschmeichelt oder abgerungen haben, ist ein Zittern durch die protestantische Welt gegangen, welches der alten Kirche wider anerkennend näher führte — und die erste, der alten Kirche noch nächste Darlegung unserer Stellung, die augsburgische Confession mit ihrer (wenn auch verklausulirten) Achtung des Bisthums, der alten Sacramentsordnung und der alten Liturgie bleibt immer der Merkstein und Leuchtthurm, nach dem wir uns wider gerichtet haben, diese erste Darlegung wird auch einst wider die letzte, wird die Pforte sein, durch die wir gehen werden um der alten Kirche uns wider zu vereinen, denn sobald man von den langen Kampferinnerungen und von den damaligen Persönlichkeiten und Eigensinnigkeiten von beiden Seiten absieht, stehen die Bekenner der augsburgischen Confession der alten Kirche so nahe, daß der Schritt zur Aussöhnung ein sehr kleiner ist — und alle Glieder der protestantischen Welt, die diese Leuchte aus den Augen verloren, und sich lediglich mit ihrem Verstande und ihrer ganz gebrechlichen subjectiven Meinung eingeschifft haben, sind bald früher bald später, wie die Erfahrung gezeigt hat, gescheitert und der Unklarheit, Indifferenz oder geradezu dem Antichrist verfallen. Einstweilen brauchen wir die Katholiken; wie sie uns; denn wie leicht es ist, daß der Antichrist sich in ihre Formen hülle und daß er, wo ihm nichts als Autorität entgegensteht, durch Formen (die auch die Autorität für sich haben) gedeckt die Seelen der Menschen fange, das religiöse Verhalten der Menschen zu einem diplomatischen Rechenexempel mache, hat man mehr als einmal durch in katholischen Gegenden in den höchsten wie in den nidersten Gesellschaftskreisen weit verbreiteten Atheismus ersehen können. Der Gegensatz gegen uns, die Aufnahme von Anregungen, die aus der gegensätzlichen protestantischen Welt kamen, haben ebenso erfrischend auf die katholische Kirche, wie die katholische Kirche erfrischend auf die protestantischen Kreise gewirkt. Wir und die Kirche sind Gliedmaßen desselben Ganzen; das sollen wir jetzt schon in der Trennung erkennen und danach handeln, selbst wenn es die Katholiken verleugnen — wie wir und sie es einst in klarerem Lichte erkennen werden. Daß uns aber die Kirche in ihrem festen, meinetwegen einstweilen eigensinnigen Bestande erhalten worden ist, verdanken wir dem triden-

tinischen Concile, dessen Werk, wenn wir uns ihm auch nicht anschließen können, von uns die Achtung eines Werkes Gottes verdient, in dessen Händen auch der Eigensinn der Menschen zum Segen, ja! ein Mittel seiner Führungen werden kann.

Die Reformationsperiode erhielt ihren Schluß durch das Tridentinum, nicht ohne daß auch die durch die Reformation nothwendig angeregten politischen Auffaßungen zu einer Art Abschluße geführt wurden. Wenn auch Melanchthon (und wir dürfen ihn hier als Interpreten der Ansichten der lutherischen Kreise überhaupt betrachten) noch ganz in mittelalterlicher Weise sowohl die geistliche Würde als die politische Macht als von Gott gegebene, auf göttlicher Institution ruhende Dinge betrachtet, musten doch nothwendig seine Gedanken und noch mehr die anderer, heftigerer Naturen unter den Reformatoren hinsichtlich der Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt sehr von denen abweichen, von denen zeither die kirchlichen Kreise vorzugsweise erfüllt waren. Die Reformatoren beschränkten die Strafgewalt der Kirche auf das Wort, und auf die im äußersten Falle anzuwendende Excommunication. Die zeitherige Aufsichtsgewalt der Bischöfe ward, so weit sie blieb, der Landesherrschaft übertragen, und nun auf der einen Seite dieser zur Pflicht gemacht, für die Ausbreitung und den Bestand des Glaubens zu dem sie sich bekannte zu sorgen, anderstheils den Unterthanen in weltlichen Sachen leidender Gehorsam und Unterordnung der Subjectivität eingeprägt, in geistlichen aber das Gewißen, also das subjective Seelenverhalten zur entscheidenden Norm gemacht. Nur daß aus der alten Kirche her ein so fester christlicher Unterbau für die Gedanken und Sitten der Einzelnen trotz aller Kirchenänderung vorhanden war und blieb, machte möglich, daß bei so widersprechenden Forderungen, daß einerseits die Obrigkeit das Bekenntniſs sollte erzwingen, andererseits die Unterthanen in Bekenntniſssachen ein Recht des Widerstandes sollten haben können, nicht alles in Anarchie auseinander fuhr. Die scheinbare Lösung dieses Widerspruchs dadurch, daß man der Gemeinde die Bestimmung anheim gab, daß man die souveräne Gemeinde zur

Quelle der kirchlichen Autorität machte, spielte wohl hie und da eine Zeitlang auch in die Gedanken lutherischer Kreise, doch kam man bald gründlich davon zurück. In reformirten Kreisen aber werden wir sehen gieng man tiefer auf diese Richtung ein, wenn man auch sehr davon entfernt war, Gemeinde und Urbrei der Gesellschaft in ähnlicher Weise, wie in unserer Zeit geschehen ist, zu verwechseln. Der Gegensatz gegen diese Art, die kirchliche obrigkeitliche Gewalt zu begründen, war es, der dann die katholischen Kreise auf einen höchst gefährlichen und in der That verderblichen Abweg führte.

Die weltliche Ordnung, wie sie schon im Decalog eine allgemeine Grundlage erhalten hatte, erschien in den Zeiten vor der Reformation denen, die darüber nachdachten, ganz richtiger Weise gegründet auf der dem Menschen ursprünglich eingebornen Natur, auf einer göttlichen Ordnung, welche man als Naturrecht bezeichnete; man betrachtete mit einem Worte den Staat als Theil und Ausfluß der Schöpfung, als nothwendig gegeben mit der angeschaffenen gesellschaftlichen, sittlichen Natur des Menschen. Dabei hatte die ältere kirchliche Auffaßung die Kirche in höchster Instanz als Bewahrerin und Richterin über die Ausführung dieser göttlichen Ordnung in den einzelnen Staaten betrachtet; während die Reformatoren nun der weltlichen Gewalt diese Rolle zutheilten, sie also eigentlich aufhoben. Diese letztere Richtung war es, die den Widerspruch, namentlich des zweiten Jesuitengenerals, das Lainez, so weit trieb, daß er behauptete, die weltliche Obrigkeit ruhe nicht unmittelbar auf göttlicher Institution, sondern nur die kirchliche; — die weltliche Obrigkeit ruhe überhaupt nicht ihrem Ursprunge nach auf einer göttlichen Offenbarung, sondern auf dem freien Entschluße der Menschen. Der Beschluß der Gemeinde sei der Ausgangspunct der weltlichen Gewalt. Die Gemeinde übertrage der Obrigkeit die Gewalt zur Handhabung und bleibe zugleich wie deren ursprünglicher so ihr fortwährender letzter Inhaber. Daß eine weltliche Obrigkeit sei, sei göttliche Einrichtung — aber deren Einrichtung im Besonderen sei ein Ausfluß freies Entschlußes

der Gemeinden. Die Jesuiten behaupteten also (im Gegensatz der reformirten Ansicht, daß sich die kirchliche Obrigkeit aus der Gemeinde hervor bilde und in der Gemeinde, wie ihren Grund, so ihren fortwährenden Träger habe): vielmehr sei es die weltliche Gewalt, die sich menschlich und von unten aufbaue. Damit sind wir bei dem ersten Satze der Theorie, welche die neuere Geschichte bewegt hat, angelangt – und wie viel Kämpfe hat es schon gekostet und wie viele wird es noch kosten, bis man zu der deutlichen Einsicht gelangt, daß sowohl die reformirte, als die jesuitische Lehre von der Obrigkeit eine abstracte, falsche, zu Caricaturen führende ist! — Mit der Verkennung der Natur der Obrigkeit und mit der schlechten, abstracten, wahrheitslosen Vorstellung der Gemeinde beginnt der Kampf, der erst mit gerechter Anerkennung göttlicher Ordnung im geistlichen wie im weltlichen Staate zu seiner Ruhe, d. h. zur Wahrheit, wider gelangen wird; erst dann, wenn man wider erkennt, daß alle Ordnung, Sitte und Gewalt, wie jeder höhere Gedanke, nur von oben sich nach unten, von einem auf viele ausdehnt, und daß in entgegengesetzter Richtung von unten nach oben, von vielen auf einen nie etwas anderes als Verfall, Anarchie und Destruction aller Art hervorgegangen ist, wenn auch scheinbar kurze Zeiträume hindurch sich solcher Bewegung ein teuschendes Gedeihen zu verbinden scheint.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter des Abfalles der Niderlande von Spanien.

Erstes Kapitel.

Calvins Leben und Wirken.

Das Leben Johann Calvins, des großen Reformator mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden u. s. w. von Paul Henry. 3 Bde. 1835—44. Hamburg. 8.

Für alle die Länder, deren Leben in dem Abschnitte, den wir zunächst zu durchlaufen haben, bedeutend in die Schicksale der Welt eingreift, für die Niderlande, für Frankreich und England, ist Jean Caulvin, der zu Noyon am 10ten Juli 1509 geboren war, von der größesten Wichtigkeit.

Caulvin oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Calvin ist, wie aus dem Geburtsjahre hervorgeht, um ein Bedeutendes jünger als Luther. Daraus folgte, daß er, als er zu selbstständigem Alter heranwuchs, die Reformation in vollem Gange und die streitigen Puncte der Lehre schon vielfach besprochen und erörtert vorfand; ferner daß er, da er in dem bisherigen Streite noch kein Wort gegeben, also auch keines zu vertreten hatte, in einem gewissen Sinne freier wählen und sich entscheiden konnte; was für einen, der von Anfange an in den Streit hereingerathen war, ohne Retractationen nicht wohl mehr angieng. Calvin übersah einerseits das Feld, auf welches er sich stellen wollte, klarer von Anfang an; andrerseits hatte der Streit selbst, dessen Wellen ihn von Kindesbeinen an umbrandeten, in ihm gewirkt und er war auch von dem unbewusten Eingewachsensein in den alten Kirchenbestand weit gelöster als Luther, und abstracte Consequenzen imponirten seinem Geiste leichter. So folgt von selbst, daß seine Auffaßung der Lehre den Character größerer Einseitigkeit, reinerer d. h. abstracterer Durchführung trägt. Luther war auf einem

einzigen Puncte in eine abstractere Richtung tief hereingerathen, das war in seinem Streite mit Erasmus über das Verhältniss der göttlichen Gnade und des menschlichen freien Willens, und obwohl er auch stehen blieb bei einem Resultate, was Calvin anerkannte, führte doch dieser auch auf diesem Puncte seine Auffaßung noch unerschrockener durch. Luther hatte sich außerdem aus ganz niderem Stande, aus sehr armen Verhältnissen emporgearbeitet; — Calvins Vater dagegen war Procureur fiscal und Secretär des Bisthums Noyon und Calvin erhielt frühzeitig eine seinen ausgezeichneten Gaben angemeßene Erziehung; bald, ehe er sie noch selbst verwalten konnte, eine Pfarrei, deren Einkünfte er bezog, während er junge Edelleute nach Paris auf die Universität begleitete. Wie Luther von der Jurisprudenz zur Theologie, so gieng Calvin von der Theologie zur Jurisprudenz über, doch ohne das theologische Interesse zu verlieren, und nachdem er in Paris, Orleans und Bourges Jurisprudenz studirt, bestimmte ihn die Bekanntschaft mit einem deutschen Gelehrten, mit Melchior Wolmar, der der Reformation ergeben war, in seinem 23. Jahre (1532) sich wider zu Bourges ganz den theologischen Wißenschaften, aber im Sinne der Reformation hinzugeben.

Von alle dem war die Folge, daß auch sein ganzes Auftreten frei blieb von den Schlacken, die sich aus dem früheren gedrückten Leben an Luthers Art, sich zu äußern, anhieng. Calvin, troß der großen Strenge und Bestimmtheit seines Wesens, hatte nie etwas Rauhes, Leidenschaftliches in seiner Aeußerung; er hatte stets eine gebildete, wohlzusammengenommene Haltung, der man ansah, daß er eine Erziehung gehabt, die Luther gefehlt hatte. Wie die Franzosen überhaupt eine größere Neigung als die Deutschen haben, Gedanken auf ihre abstracteste Spitze hin zu verfolgen, so interessirte ihn vor allem die Lehre von der Gnade und der Freiheit und de clementia war seine erste theologische Schrift. Bald ward er in Verfolgung verwickelt. Er hatte für den Rector der Sorbonne eine feierliche Rede ausgearbeitet, die dieser öffentlich las, und hatte als

Thema die Rechtfertigung allein durch den Glauben, also das Hauptthema der Reformation gewählt und im Sinne der Reformation ausgeführt. Man kann sich denken, welches Aufsehen es machen muste, daß der Vorsteher der obersten theologischen Lehranstalt in einem ganz katholischen Lande am Allerheiligentage mit einemmale den Grundgedanken der Reformation öffentlich empfahl. Der Rector Cop und Calvin musten beide fliehen. Calvin gieng auf einige Zeit zu Jacques le Fevre d'Estaples, der als Erzieher der Kinder des Königes von Navarra in Nérac in hohem Alter lebte, die Bibel in die Landessprache übersezt und schon lange die Lehren der Reformation verbreitet hatte. Bald kehrte aber Calvin nach Paris und Orleans zurük, arbeitete in früherer Weise fort, und gieng dann in seinem 26. Jahre nach Basel, wo er unter Capito Hebräisch studirte, dessen Kenntniſs ihm zu seiner theologischen Bildung noch gefehlt hatte.

Die Schweiz war damals schon scharf in zwei kirchliche Parteien, die auch politische waren, getrennt. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug nnd Lucern bildeten eine katholische Liga, mit welcher auch Wallis im Bunde war. Zürich, Bern, Schaffhausen und Basel, so wie die Stadt St. Gallen, stunden schon als ganz evangelische Orte entgegen. Es war am 11. Oct. 1531 zu der Schlacht von Cappel gekommen, in welcher die Zürcher eine Niderlage erlitten, Zwingli den Tod gefunden hatte. Nach derselben war zwar die Reformation in den bereits reformirten Orten nicht ausgerottet, aber doch ihrem weiteren Umsichgreifen durch den Frieden beider Parteien, der im November geschloßen ward, Einhalt gethan worden. Nun stunden Bullinger in Zürich, Oecolampadius in Basel an der Spitze der reformirten Theologen in der Schweiz, als Calvin im J. 1535 dahin kam. Während seines Aufenthaltes in Basel gab Calvin seine christianae religionis institutio heraus, und dedicirte sie dem Könige von Frankreich in der Absicht, ihn für die Reformation zu gewinnen. Es ist ein Lehrbegriff des reformirten Christenthums in strengerer, abstracterer Faßung, als der lutherische. Luther, obwohl per-

sönlich sich immer leidlich mit Calvin verständigend, scheint doch fortwährend und mit Recht Apprehensionen gegen diese abstractere Schärfe Calvins genährt zu haben. In einem Puncte aber trat Calvin besonders schärfer als Luther, man kann sagen: revolutionärer, der alten Kirche entgegen, und dies ist ein Punct der uns besonders interessirt, in der Lehre nämlich von der Anordnung der kirchlichen Gewalten.

Die katholische Kirche hat hinsichtlich der Anordnung der kirchlichen Gewalten allein mit Strenge und Consequenz das Richtige festgehalten, nämlich das monarchische Moment, — also dies: daß die Apostel von Christo erwählt, daß die späteren Bischöfe Successoren der Apostel sind; daß das bischöfliche Amt seine Gewalt von Gott hat, die Bestellung der Bischöfe nur durch Bischöfe möglich und eine göttliche Berufung ist.

Calvin dagegen führt aus, die Apostel seien eine singulare Institution, die nach dem Tode der zu Aposteln Berufenen sich nicht fortgesetzt habe. Weil in den Schriften des Neuen Testamentes der Ausdruck Bischof noch mit dem Ausdrucke Presbyter promiscue gebraucht erscheint (indem erst nach dem Tode des heiligen Jakobus und nach der Zerstörung Jerusalems sich das Episcopat in seiner eigenthümlichen Bedeutung als Fortsetzung des Apostolates durch die noch am Leben seienden wenigen Apostel gesondert ausbildete *), was aber Calvin nicht annahm) nimmt er die Ausdrücke Bischof und Presbyter für gleich bedeutend und wendet nun auf die Bischöfe an Alles, was für die Presbyter gilt, d. h. er hebt eigentlich das bischöfliche Amt ganz auf und setzt fest, wie er glaubt, auf den Grund des Neuen Testamentes, daß alle Geistlichen von den Gemeinden zu berufen seien. Im 3ten Cap. des 4ten Buches seiner chr. religionis institutio sagt er gleich zu Anfange des 14ten Paragraphen: at vero ut ab h o m i n i b u s designentur episcopi omnino ex ordine legitimae vocationis esse, nemo sobrius inficietur — also alle Berufung der Bischöfe geht von Menschen aus nach seiner Ansicht, ist ein menschliches Werk, und die göttliche Berufung ist allein den Aposteln zu Gute gekommen, nicht mehr mittelbar durch die apostolische Succession auch den Bischöfen. Und nachdem Calvin das Thema weiter ausgeführt, giebt er im 15ten Paragraphen als Resultat: Habemus ergo esse hanc ex verbo Dei legitimam ministri vocationem, ubi ex p o p u l i consensu et approbatione creantur, qui visi fue-

*) S. B. II. S. 140. ff.

rint idonei — also: von der Gemeinde nach der Maßgabe erscheinender Zweckmäßigkeit sollen die Oberen in der Kirche bestellt, das ganze Kirchenregiment soll demokratisch geordnet werden.

Diese Ansicht ist für die ganze weitere Entwickelung der Welt von der äußersten Wichtigkeit geworden, denn 1) ward, wie wir bereits gesehen haben, diese scharfe Faßung der Ansicht vom Kirchenregimente Veranlaßung, daß Lainez die Sache umdrehte, und sagte, die weltliche Obrigkeit habe wohl diesen demokratischen Ursprung, nicht die geistliche — und 2) ward sie nothwendig Veranlaßung, daß auch in reformirten Kreisen, indem man sich nach der kirchlichen Seite an streng demokratische Auffaßung gewöhnte, jene jesuitische Ansicht von der Entstehung der weltlichen Gewalt leicht Eingang fand, und wir werden eben in dem weiter Folgenden zu betrachten haben, wie in der niderländischen und englischen Revolution diese Ansicht zur Geltung geführt, und dadurch die ganze spätere statsrechtliche Entwickelung auf lange hin fundirt ward. Calvins institutio, kann man behaupten, ist Quelle und Ursprung alles später Europa zerreißenden revolutionären Stoffes geworden.

Calvin wollte die Herzogin von Ferrar, die, obwohl eine französische Princessin, doch der Reformation zugethan war, im J. 1536 besuchen, sah sich aber in Italien von der Inquisition bedroht, und wandte sich von da nach Genf. Diese Stadt, früher dem Bischofe unterthänig, hatte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters wie die meisten bischöflichen Städte eine Freiheit nach der andern gewonnen, und war so zur Republik, zur burgundischen Reichsstadt im heil. römischen Reiche geworden, wie es Basel war. Der Bischof hatte nur noch einzelne Rechte in der Stadt behauptet, wie etwa der Erzbischof von Magdeburg in Magdeburg. Genf aber, auf den Confinien Frankreichs, Deutschlands und Italiens gelegen, an dem Zusammentreffen dreier großer Handelsstraßen, gerade wie Basel, war überaus reich, wohlhabend und bei der größeren Genußsucht der mehr romanischen Einwohner weit üppiger und sittenloser geworden als Basel. Besonders war die katholische Geistlichkeit, welche auf die Macht des benachbarten Schirmvogtes des Bisthums, des Herzogs von Savoien, pochte, hier sicher in Ausgelaßenheit. Gerade das hatte die Einwohner geneigt gemacht, Opposition gegen die Geistlich-

keit zu nähren und danach zu trachten, sich wo möglich ganz von der bischöflichen Gewalt zu befreien mit Hilfe der Reformation, sobald jemand den Muth hatte energisch für die Reformation herauszutreten. Diesen Muth hatte ein Schüler des alten Le Fevre d'Estaple, ein Geistlicher Namens de Farel aus dem Delfinate (Dauphiné). Da der Herzog von Saveien den Bischof und die katholische Geistlichkeit in Genf bei ihren Rechten schützen und die Reformation unterdrücken wollte, wandte sich Genf um Hilfe in dem Kriege gegen Saveien an Bern, und die Berner unter Anführung des Seckelmeisters Nägeli eroberten das ganze Bisthum Losann oder das s. g. Waadland, was sie als Vogtei ihrem Territorium zufügten und reformirten. Dann schloßen sie mit Genf ein 25jähriges Bündniſs, so daß Genf, als sich Calvin 1536 dahin wandte, eben ein s. g. zugewandter Ort bei der schweizerischen Eidsgenoßenschaft geworden war.

Farel brauchte in Genf zu Befestigung der Reformation Hilfe und sah Calvin als einen ihm von Gott gesandten Helfer an. Er hielt ihn in Genf zurück, und drohte ihm mit dem Fluche Gottes, wenn er dies ihm angewiesene Feld der Arbeit wider verlaße. Farel rief auch Viret*) nach Genf, und diese drei, zu denen etwa 12 Jahre später auch de Bèze kam, gründeten nun die Reformation in Genf fest, aber nicht bloß für diese Stadt, sondern für einen weiten Länderkreis, denn da Calvins Schriften durch Klarheit, Schärfe und Kraft das Gebiet von Gedanken, wie er es sich zusammen erobert hatte, beherrschten, wirkten sie auch in allen den Gegenden, die sich der Reformation zuneigten, ohne daß Luther als oberste Autorität gegolten hätte, also in der reformirten Schweiz, in den re-

*) Pierre Viret 1511 zu Orbe geboren, studirte in Paris und war dann in der Schweiz als Reformator thätig. Farel rief ihn 1536 nach Genf, von wo er nachher als Pfarrer nach Losann gieng, und dort blieb, bis ihn 1557 eine Anklage wegen Disciplinarsachen wider nach Genf verscheuchte. Später war er Pfarrer in Nemis (Nismes) und Wälsch-Leyden (Lyon); er starb 1571 als Lehrer der Theologie in Orthez.

formirten Rheinlanden und in England sofort, mit der Zeit in Frankreich, in den Niderlanden und Schottland als Fundamentalschriften, und indem dann aus diesem ganzen Länderkreise die geistig Aufgeregteren nach Genf giengen, um daselbst Calvin persönlich kennen zu lernen und seine Kirchenordnung und Gemeindezucht in lebendiger Entwickelung zu sehen, ward die Genfer Reformation eben so maßgebend für diese westlicheren Länder, wie die Wittemberger für Sachsen, Hessen, Würtemberg, Braunschweig, die brandenburgischen Territorien in Deutschland und Preussen, für Mecklenburg, Pommern, Holstein, Dänemark, Schweden, Norwegen und Island. Das aber, was diese Genfer Reformation außer der abstracteren Faßung der Lehre und außer der demokratischeren Verfaßung der Kirchengemeinde vor allem auszeichnete, war die strenge sittliche Kirchenzucht.

Um die Entstehung dieses characterischen Zuges zu begreifen, müßen wir einige Lebensverhältnisse der Stadt Genf genauer ins Auge faßen.

Auch in Frankreich nämlich, wie in Deutschland, schloß sich anfangs an die Opposition gegen die katholische Kirche ein wilderes, durch und durch revolutionäres Element an, welches im Grunde völlige Zuchtlosigkeit erstrebte; nur war diese Partei nicht sowohl wie in Deutschland auf Umstürzung des politischen Bestandes, als vielmehr auf Befriedigung subjectiver Lüste gerichtet. In den französischen Kreisen waren zahlreiche Anhänger einer Doctrin von der Emancipation des Fleisches, wie wir sie in Deutschland nur in den ausgelaßensten Theilen der aufständischen Bauern und dann bei den münsterischen und anderen Widertäufern anklingend finden; doch selbst dieses deutsche Analogon ist noch geistlicher, als die Partei der Libertiner im damaligen Frankreich und namentlich auch in dem Frankreich benachbarten und französisch redendem Genf. Diese Libertiner machten gewissermaßen zum Eckstein ihrer Lehre, daß Christus das ehebrecherische Weib nicht habe richten wollen. Sie stellten einen solchen Begriff der christlichen Freiheit auf, um ein ungebundenes freies Leben noch scheinbar auf christlichem Boden begründen zu können. Sie stellten die Emancipation des Fleisches als ein System christlicher Glaubenslehre auf, und den Stellen, die man gegen sie aus der Bibel anführte, setzten sie eine allegorische Auslegung der Schrift entgegen, indem sie gleich den freien Gemeinden unserer Zeit den Spruch misbrauchten, der Buchstabe des Gesetzes tödtet, die Liebe aber macht

lebendig. Sie sagten, es gäbe nur Einen Geist, der in Allem lebe, in Natur und Menschen, in Gott und den Engeln; das Böse, der Teufel sei nur die Schranke, die Negation und sei also so nothwendig als das Gute; auch die Sünde habe ihren Platz im göttlichen Leben, und Teufel und Gott seien in der That nur Eine geistige Substanz. Die Auferstehung, sagten die Libertiner, gehe schon in diesem Leben vor, ein Jenseits kenne der Geist nicht.

Da diese libertinische Philosophie in sehr gebildeten Formen auftrat, und von vielen, geistig höchst bedeutenden Leuten aufgenommen und begünstigt ward, bemächtigte sie sich besonders derer, die in den vornehmsten Kreisen sich der Opposition gegen die Kirche anschloßen. Namentlich begünstigte die Königin von Navarra diese Lehre, und deren Lieblinge, Quintin und Paques, hiengen derselben an, wofür sie Calvin mit beißender Satire züchtigte. Calvin wandte sich aber außerdem so ernst und würdig an die Königin selbst, daß er ihr wirklich das Verderbliche der Lehren, die sie durch ihre Freunde fördern ließ, einsah, und nachdem sie sich eine Zeitlang von dem strengen Calvin abgewandt hatte, sich wider mit ihm aussöhnte.

In Frankreich hatte diese libertinische Lehre nie die Maske ganz abwerfen, nie in ihrer schroffen Verderblichkeit heraustreten dürfen. Dagegen in Genf fühlte sie sich, als der Bischof zurückgeschlagen war, frei, weil ihre Vertreter einflußreiche Stellen im Rathe der Stadt einnahmen. Ein offenes Antichristenthum trat in der hier ausgebildet erscheinenden libertinischen Philosophie ans Licht, und als schriftstellerischer Vertreter derselben trit besonders Jacques Gruet hervor. Das Werk dieses Mannes, welches freilich erst bei Calvins zweiter Anwesenheit in Genf abgefaßt ward, aber als Ausdruck der Gesinnung, die Calvin, Farel und Viret auch schon früher entgegentrat, als Glaubensbekenntniſs der Libertiner gelten kann, ist zwar nie gedruckt, aber später handschriftlich wider aufgefunden, und in Folge davon durch einen Auszug (den Calvin davon für die Acten gemacht hatte) bekannt worden. Es hat im Allgemeinen folgenden Inhalt:

Zuerst sucht Gruet zu erweisen, wie das neuerdings Strauß nur in würdigerer Sprache und mit reicherem gelehrten Material wider versucht hat, daß die Evangelien keinen Glauben verdienten. Während aber Strauß den Evangelien, weil sie nicht authentisch, die Glaubwürdigkeit bestreitet, hält sie Gruet allerdings für verfaßt in Christi Kreise, und beschuldigt nun, weil er so vieles darin findet, was er für streitend mit seiner Art Einsicht erklärt, Christum der Lüge und Heuchelei. Er sei ein eitler Jude gewesen, der sich für Gottes Sohn ausge-

geben und in diesem Sinne die Welt betrogen habe. Seine Wunder seien Zauberei und Aefferei gewesen. Er nennt ihn: grand ivrogne, detestable traitre, méchant pendu, dessen Auftreten nur Unglück und alle Art Elend über die Welt gebracht habe. Die früheren Propheten seien phantastische Narren, die Apostel aber Schurken und Betrüger gewesen. Von der Jungfrau Maria müße man annehmen, daß sie in Hurerei ihr Kind empfangen habe, und das Gesetz Gottes, wie es im Evangelium stehe, sei gerade so wenig werth, wie die, welche es gemacht hätten. Das Evangelium sei ein Sammelsurium von Lüge und Widerspruch, weniger werth als die Fabeln Aesops. Gott sei nichts als der vernünftige Geist, der in Allem walte. Ein jenseitiges Leben des Geistes gebe es nicht.

Dieser Gruet nahm viele Jahre lang eine der ansehnlichsten Stellen in der Stadt ein, und man kann denken, welch ein Leben in solch einer Stadt war. Ein eignes großes Quartier der Stadt ward von den öffentlichen Huren, die hier einen Staat im Staate bildeten, bewohnt. Sie wählten sich jährlich eine Bordel-Königin (regina bordelli), welche wie ein Fürst eine Art Wahlcapitulation zu beschwören hatte. Die Hurerei war in Genf zu einer Art öffentlicher Anerkennung gelangt, wie nirgends sonst. Diese Art Ueppigkeit hatte auch schon früher in der reichen Handelsstadt statt gefunden; aber erst die Libertiner brachten sie auf ein dogmatisches System. Es ward nachher, als Calvin eine strengere sittliche Ordnung bei seiner zweiten Anwesenheit durchsetzte, eine vornehme Frau in der Stadt, die Frau des Rathsherrn Ameaux, verhört und erklärte sich über die sittlichen Grundsätze der Frauen, welche diesen libertinischen Kreisen angehörten, folgender Gestalt: Die Gemeinschaft der Heiligen bestehe in der liebevollen Darbietung ihres Leibes gegen einander, denn die Gemeinschaft sei eine vollkommene nur, wenn alle Dinge gemein seien, die Güter, die Häuser, der Leib. Die Gläubigen hätten den höchsten Grad der Liebe nur dann erreicht, wenn sie dies verstünden, und diese Gemeinschaft könne niemandem verboten werden, selbst nicht den nächsten Blutsverwandten. Eine solche Verbindung sei auch heilig zwischen einem Reformirten und einem Katholiken, da nach Paulus der gläubige Theil den ungläubigen heile; und wenn irgend ein Mann oder irgend eine Frau diese Vereinigung wünschten, könne ihr Wunsch nicht ohne Frevel verworfen werden, da das erste Gebot, welches Gott dem Menschen gegeben, sei: wachset und mehret Euch auf Erden — und da Mann und Weib nur Ein Fleisch wären nach der Schrift. Es sei eben so hart, diejenigen zurückzuweisen, die um die Vereinigung ihrer Leiber in Liebe bäten, als einem hungri-

gen Bettler Eßen und Trinken zu verweigern. — Ein anderer Repräsentant dieser Libertiner ist Raoul Monnet, der sich rühmen konnte, den vornehmsten Frauen in Genf sämtlich beigewohnt zu haben, und eine Sammlung obscöner Bilder besaß, die er sein Neues Testament nannte.

Es wäre unnatürlich, wenn eine so sittenlose Gesinnung, ein solches rückhaltloses Hingeben an die Wollust nicht auch mit Freveln der Grausamkeit verbunden gewesen wäre; denn in einer nothwendigen, man möchte sagen, physisch bedingten Verbindung stehen überall Wollust und Grausamkeit. Auch in Genf fehlte es nicht an Zügen der Unsittlichkeit nach dieser Seite; so als 1530 die Pest in Genf wüthete, fand sich nachmals, daß eine Gesellschaft von Leuten eine mit Pestgift versetzte Salbe bereitet und damit die Thürklinken bestrichen hatte, um die Krankheit recht zu verbreiten. Sie scherzten über die Schrecken des Todes und fragten sich unter einander, wenn sie sich begegneten, höhnend, ob die Pest auch guten Fortgang habe. Eine Art frevelhafter Begeisterung hatte sie ergriffen, wie die Verehrer der Kali, die Thugs. Auch mit Giftmischerei und Zauberei gaben sich diese Leute ab. Der Genfer Gifthandel war weit und breit bekannt. Jene Pestgesellschaft aber widerholte sich bei ähnlichen Gelegenheiten später wider, und ward Veranlaßung zu mehrfachen Hinrichtungen.

Diese religiösen Libertiner hatten nun auch eine politische Richtung (der freilich auch viele Inconsequentere anhiengen, die im Uebrigen gute Christen zu sein suchten); überall gehen ja im Ganzen politische und religiöse Auffaßung aus einer Quelle hervor und bedingen einander, obgleich es in sich inconsequentere Naturen giebt, die, wo neue Richtungen aufkommen, in der einen Beziehung mitgehen, in der anderen nicht. An der Spitze dieser politischen Libertiner stund der Rathsherr Perrin, dessen Frau freilich auch unter die gehörte, mit denen Monnet in Ehebruch gelebt hatte. Diese politisch-libertinische Partei suchte nach der Seite des Staates die breitesten demokratischen Grundlagen, und arbeitete so mit der religiösen auf ein Ziel, weil diese unter den demokratischesten Formen sich am Entschiedensten auszubreiten und ihre Lehre ins Leben zu führen hoffen durfte. Solchen unsittlichen Elementen hatte nun in Genf die reformirte Geistlichkeit entgegen zu treten, als Calvin seine Wirksamkeit in dieser Stadt begann.

Um Farel, Calvin und Viret bildete sich bald ein ernstreligiöser, streng-sittlicher Kreis. Aber je mehr dieser an Macht und Einfluß wuchs, je lebhafter regte er die Opposition der Libertiner auf und am Ende kamen die Geist-

lichen zu der Erklärung, in einer so ruchlosen Stadt würden sie das heilige Abendmahl nicht eher wider austheilen, bis eine entschiedene, durchgreifende Beßerung eingetreten sei. Da gewann die Partei Perrins das Uebergewicht im Rathe, indem sie solches Verfahren als geistliche Anmaßung darstellte und binnen drei Tagen muste Calvin und musten die anderen Geistlichen, welche dieselbe Erklärung gegeben, die Stadt verlaßen, in welcher nun die Zügellosigkeit sich ohne Scham zeigte und bald so entsetzliches Unglück und Schmerz über viele Einzelne brachte, daß diese voll Reue und Sehnsucht an Calvin zurückdachten und dessen Rückkehr wünschten. Calvin war indessen nach Straßburg gegangen, wo er einer französischen reformirten Gemeinde als Prediger vorstund und Vorlesungen hielt und von wo aus er, besonders in den Jahren 1539 und 1540 lebhafter in die deutschen Angelegenheiten eingriff, namentlich in Beziehung auf die damals recht eigentlich in Gang kommenden Religionsgespräche. Er heirathete während seines Aufenthaltes in Straßburg die Idelette de Bures, Wittwe eines gewissen Störder aus Lüttich.*)

In Genf aber wüthete das Reich der Unterwelt, weil es nun freie Hand hatte, gegen sich selbst. Einer der Syndici, welche die Verbannung der Prediger bewirkt hatten, ward des Aufruhrs überwiesen, und brach, da er durch ein Fenster entfliehen wollte, den Hals. Ein zweiter kam wegen eines Mordes in Anklage und ward enthauptet. Ein dritter und vierter wurden des Verrathes an der Stadt überwiesen, waren aber glücklich entflohen und wurden abwesend verurtheilt. Durch die Handlungsweise dieser Leute war die Zahl derer, welche Calvins sittlich ordnenden Geist zurücksehnten, sehr vermehrt worden, und nun, da diese libertinische Partei so schlecht im Regimente bestund, konnte sie Calvins Zurückrufung nicht länger hindern. Der Magistrat selbst muste an ihn schreiben, und ihn zur Rückkehr einladen. Auch an Farel, der inmittelst nach Neuf-

*) Sie starb 1549. Ein Sohn aus dieser Ehe starb noch vor dem Vater.

chatel gegangen war, und welchen die Neufchateller nicht wider ziehen ließen, ergieng eine ähnliche Einladung. Schon vor Calvin war Viret zurückgekommen und hatte dessen Wirksamkeit vorbereitet — und man sieht an dem Benehmen der Genfer, wie sie das Bewußtsein des früher geübten Unrechtes und die Begeisterung für Calvin fast ganz durchdrungen hat. Sie senden ihm einen Herold zu Pferde bis Straßburg entgegen nebst einem Wagen und drei Pferden, um auch Calvins Frau und seine Habe, so weit er sie zu transportiren wünschte, auf Unkosten der Stadt herbeizuschaffen. Ein Haus in der rue des chanoines mit einem Gärtchen hinter demselben ward für Calvin eingerichtet, für 8 Sonnenthaler Tuch zu einem Rocke für ihn gekauft und die Kanzel von St. Pierre vor seiner Ankunft bequem zu seinen Vorträgen eingerichtet.

Damals, als Calvin zurückkehrte, wüthete die Pest wider in einem großen Theile Europa's; das Religionsgespräch zu Regensburg hatte sich eben im Frühlinge 1540 zerschlagen; die Türken drängten in Ungarn auf die Oestreicher; harte Religionsverfolgungen waren in Frankreich über die evangelischen Christen verhängt. Drangsale so mancher Art waren über die Christenheit, ins Besondere über die evangelische Christenheit verhängt; nicht bloß in Genf also, sondern auch ringsum lagen Veranlaßungen zu ernstem, bußfertigem Leben, und bald, nachdem Calvin angekommen war, tönte Clemence, die große Glocke der Stadt, weit über die Gegend und rief das Volk zu einem feierlichen Bußtage nach den Kirchen. Alles strömte nun nicht bloß in die Kirche, wenn und wo Calvin predigte, sondern seine und seiner Freunde Ermahnungen hatten überhaupt eine Freudigkeit in dem Herrn erweckt, wie nie zuvor, so daß Calvin in seinen Briefen an Farel die geistliche Folgsamkeit des Volkes rühmen konnte. Da that es Noth, daß er die günstige Stimmung des Augenblickes benutzte und Einrichtungen traf, welche geeignet waren, einen geistlichen Sinn auch für die Zukunft in Genf zu pflanzen, und welche dann in größerem oder geringerem Grade Muster und Vorbild geworden sind überhaupt für die calvinistisch-refor-

mirte Christenheit. Er war nur unter der Bedingung zurückgekehrt, daß ein festes Sittenregiment in der Gemeinde eingeführt würde, wie es die ältesten Christengemeinden in ihrem Schoße gehabt und durch ihre Vorsteher geübt hatten. Um über die Einrichtung dieser Behörde Bestimmungen zu treffen, waren Calvin vom Rathe sechs Männer beigegeben worden, von denen drei gleich von Anfang an sich seinen Ansichten anschloßen. Wenige Wochen nach Calvins Rückkehr ward seine neue Gesetzgebung sanctionirt, die übrigens an den laueren früher in Genf gebliebenen Geistlichen selbst das größeste Hinderniſs fand, denn obwohl diese sich schämten, offen einer solchen Einrichtung zu widersprechen, steckten sie sich doch hinter den Rath und reizten diesen an, er möge sich nicht durch Calvin einen Theil seiner Gewalt aus den Händen winden laßen. Doch Calvin wuste auch klug zu handeln, und setzte troß dieser Verrätherei seiner Amtsbrüder seine Absichten durch.

Die Stadt ward diesen neuen Einrichtungen zu Folge in drei Parochien eingetheilt: St. Pierre, St. Madelaine und St. Gervais. Auch in der Woche wurden Predigten und ein stehender Bettag eingeführt. Die Feier des Weihnachtsfeiertages, der zu vielen Ausgelaßenheiten Anstoß gegeben, ward abgeschafft. Wer lästerte, muste nun im Büßerhemde mit einer angezündeten Kerze durch die Stadt ziehen und um Vergebung schreien. Ehebrecher, zeither nur mit geringer Einsperrung und kleinen Geldbußen bestraft, wurden mit schwerem Gefängniſs und größerer Geldbuße belegt, und musten sich einer öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen. Alle Spiele um Geld wurden verboten und in den Straßen, auf Befehl des Sittengerichtes, welches Consistorium hieß, ausgerufen, daß niemand ausgelaßene Lieder singen und dagegen jedermann fleißig in die Predigt gehen solle.

Um aber diesem Sittengerichte bei Erziehung des Genfer Volkes in die Hände zu arbeiten, ward eine gute Schule errichtet unter der Leitung des Mathurinus Cordier (Corderius). Als Viret bald nachher Genf verließ und als Oberpfarrer nach Losann gieng, veranlaßte Calvin die Be-

rufung zweier Hilfsprediger, um die beiden anderen Parochien in seinem Sinne zu versehen, da er dem Detail der Pastoralgeschäfte nur in einer vorzustehen vermochte. Den Eingriffen des Magistrates in das Kirchengut und der Beraubung der Kirche durch die weltliche Macht suchte er für die weitere Folge entgegen zu arbeiten, indem er die Freiheit der Kirche von der weltlichen Gewalt weit energischer behauptete, als dies Luther in seiner Lage vermochte. Er gieng bei den Streitigkeiten über das Kirchengut von dem Grundsatze aus, daß nicht der weltlichen Macht zukommen könne, was einmal Christo und der Kirche geweiht sei. Es war natürlich, daß alles dies rasche Reactionen hervorrufen muste. Gleich anfangs ward er deshalb von einem Herrn Alberge öffentlich insultirt. Er aber gieng des göttlichen Fundamentes seines Thuns gewiſs ungeirrt seinen Schritt fort und war durch nichts zu beugen.

Ohngeachtet Calvin nun aber in einem gewissen Sinne eine demokratische Richtung in der Kirchenverfaßung begründete, war er doch keineswegs für demokratische Formen der Geschäfte: in der Kirche so wenig als im Staate, und deshalb den politischen Libertinern so feind, wie den religiösen. Er wollte allerdings, daß das Regiment in der Kirche in den Händen der Gemeinde, aber nicht der Gemeinde als Masse, sondern auserwählter Gemeindeglieder sei, und so war seiner Meinung nach auch die beste Verfaßung einer weltlichen Republik; und dabei hielt er sich an die Einrichtung, wie sie die ältere germanische der Schöffencollegien und Stadträthe war, daß die einmal Erwählten nicht durch Volkswahlen ergänzt würden, wenn Lücken entstünden, sondern durch Cooptation. An die Gefahr, welche entstehen muste, wenn die Gesinnung einer also begründeten Oligarchie einmal verdorben ward, und niemand, wie hinsichtlich der Schöffencollegien und Stadträthe im Reiche der Kaiser, die Gewalt hätte, sie abzusetzen, mochte er nicht zu denken brauchen, da er neben der weltlichen Obrigkeit, d. h. den städtischen Räthen, und neben der geistlich-sittlichen Obrigkeit, d. h. dem Consistorium, auch noch die Geistlichen, in deren Stelle er nur treue Hirten dachte,

in solchem Ansehen und in solcher Gewalt sah, daß sie ihm ausreichend als controlirende, in Schranken haltende Macht erscheinen konnten. Die früheren Formen der Stadtverfaßung von Genf ließ Calvin unangetastet, aber er durchdrang sie mit einem neuen sittlichen Geiste und veranlaßte 1543 eine Zusammenstellung aller Gesetze, bei welcher Gelegenheit manche Verbeßerung getroffen, manches Unpassende bei Seite geschoben ward. Diese unter Calvins Einfluße nidergeschriebene Gesetzgebung dauerte bis 1568, wo man sie revidirte, aber im Wesentlichen auch ungeändert ließ, und so hat sie dann bestanden bis in das 18te Jahrhundert.

Diese Verfaßung von Genf war nun folgende: So lange das bischöfliche Regiment noch in einigen Beziehungen bestanden hatte, also bis zur Reformation, bestund das conseil général der Bürger aus allen, die Bürgerrecht oder ein Haus in der Stadt hatten. Seit der Reformation wurden die bloßen Hausbesitzer ausgeschloßen. Es war also ein Bürgerregiment, wie wir es in so vielen deutschen und italienischen Städten des Mittelalters finden, nicht ein patricisches Regiment. Das conseil général hatte die Bestätigung aller Verträge, welche die Stadt schloß, und aller Gesetze, die sie gab.

Dieses conseil général wählte außerdem die Gerichts- und Verwaltungs-Beamteten der Stadt. Das Gericht, was nach älterer germanischer Art zugleich die Sicherheitspolizei übte, war mit Syndicis besetzt. Die Syndici wurden vor der Reformation jährlich gewählt; nach derselben nur alle vier Jahre. Es waren deren vier, welche sich 16 Räthe wählten, und welchen der große Rath noch einen Dresler (tresorier) beigab. Zu diesen 21 Personen kamen die vier zuletzt abgegangenen Syndici hinzu und bildeten so, 25 an der Zahl, den s. g. kleinen Rath der Stadt, der die legislative, gerichtliche, polizeiliche und allgemein-politische Gewalt in der Stadt übte, aber, wie schon bemerkt, bei auswärtigen Tractaten und bei der Gesetzgebung an die Zustimmung des großen Rathes (des conseil général) gebunden war. Da der große Rath aber eine zu unbeholfene Masse war, und man überdies nicht zu oft die demokratische Gemeinde berufen wollte, hatte man sich schon früher auf andere Weise geholfen, indem man eine ähnliche Einrichtung einführte, wie die der pregadi in Venedig. Diese Einrichtung bildete sich seit 1447 und bestund darin, daß der kleine Rath statt der Bürgergemeinde nur diejenigen berief, deren Ansehen und Einstim-

nung ihm für eine einzelne Anordnung besonders wichtig erschien. Es waren 50 — 60 Personen in der Regel, von den Syndicis für den einzelnen Fall berufen und erwählt. Seit der Verbindung mit Bern hatte man eine zahlreichere Berufung dieser Art neben der engeren eingeführt, und neben dem Rathe der 50 oder 60 war auch ein Rath der 200 entstanden, ganz auf dieselbe Weise berufen, wie der der 50 oder 60. Das demokratische Princip war dabei insofern gewahrt geblieben, als jeder einzelne Bürger das Recht hatte, von den Syndicis die Berufung dieses Rathes der 200 zu fordern, wenn er sich entschloß, für jeden der zu berufenden 1 Sou Diäten zu zahlen. Calvin setzte durch, daß dieses demokratische Vorrecht der Bürger abgeschafft ward, weil es zu oft zu aufrührerischen Zwecken, wenigstens zu Beunruhigung der Stadt, gemißbraucht worden war. Auch beschränkte Calvin die Berufung des conseil général auf zweimal im Jahre; das einemal im Februar, um, wenn Syndici abgegangen waren, die neuen zu wählen; das zweitemal im November, um das Gericht zu besetzen, was bis zur Reformation der Bischof noch neben dem städtischen Gerichte in der Stadt gehabt hatte, das Gericht der Vicedomini, dessen Beisitzer nun, seitdem die Stadt es an sich genommen, lieutenant et auditeurs hießen. Auf diesen beiden Versammlungen sollte Alles zur Sprache gebracht werden, was außerdem noch an das conseil général zu gelangen hatte. Doch mußte das Alles vorher vom Rathe der 200 berathen sein. Dieser aber durfte nichts berathen, was nicht schon der Rath der 60 berathen hatte, und dieser nichts, was nicht bereits die Genehmigung des kleinen Rathes erhalten hatte. Das demokratische Princip ward also nur in dem Sinne beibehalten, daß Gesetzgebung und Wahl der obersten Beamteten bei dem conseil général, bei der Bürgergemeinde war, und für alle Beschränkungen, die es erfuhr, ward es nur insofern auch begünstigt, als die Ernennung ihrer 16 Räthe den Syndicis genommen, und dem Rathe der 200, den aber die Syndici auswählten, übertragen ward; jedoch so, daß die 200 aus einer von den Syndicis gemachten Liste von 30 Personen die 16 Räthe auszulesen hatten. Auch bei den Wahlen des conseil général lag immer eine von den Syndicis gefertigte Candidatenliste zu Grunde. Durch diese Einrichtung war nun in der That alle höhere Gewalt in Genf in den Händen des kleinen Rathes zusammengebracht.

Dies ist eigentlich der Punct, der Calvin interessirte: daß die öffentliche Gewalt in den Händen eines engeren, möglicher Weise von derselben frommen Gesinnung durchdrungenen Kreises zusammengenommen ward. Sonst schließt sich das For-

melle dieser Verfaßung möglichst eng an die frühere Verfaßung an. Dagegen das Materielle war ganz darauf eingerichtet, den Geist des Abgrundes, der so lange in Genf regiert hatte, mit geistlichem Ernste auszutreiben, und die vorhergegangenen Anordnungen des Sittengerichtes waren, gegen den Geist der neuen Gesetzgebung gehalten, noch sehr milde, weltfreundliche Einrichtungen. Auf Diebstahl stund zwar nur Gefängnißstrafe, aber: den Aeltern fluchen oder sie schlagen, und: die Ehe brechen ward nun mit dem Tode bestraft. Daß das vierte Gebot das Fundament alles sittlichen Völkerlebens sei, hatte Calvin wohl erkannt, so wie daß gegen dasselbe nicht bloß undankbare, ungehorsame Kinder sündigen, sondern überhaupt alle, welche Zweifel und Zerrüttung in die Liebesbeziehungen des Hauses tragen. Die sittliche Ordnung der Familie des Hauses gieng nächst Gottes Ehre Calvin über Alles. Gotteslästerung aber und Aufruhr, welcher, wo die Obrigkeit von Gottes Gnaden ist und als an Gottes Statt richtend und regierend betrachtet wird, immer zugleich eine Gotteslästerung einschließt, ward mit der höchsten Todesstrafe belegt, denn wenn jene Verbrechen der Auflehnung der Kinder und des Verrathes der Ehegatten nur die sittliche Ordnung Eines Hauses bedrohen, so bedroht dagegen, wer Aufruhr anstiftet oder an den Glaubensfesten eines Volkes rüttelt, dessen gesammtes sittliches Dasein, und nun war ein so fester, ernster Sinn in Calvins Umgebung eingekehrt, daß man Nervenfrische genug in dem Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit besaß, um ihr ungebeugt Platz zu machen. Eine Ehebrecherin, die man überführte, ward in der Rhone ertränkt. Zwei Ehebrecher, Henry Philippe und Jacques le Neveu wurden wegen desselben Verbrechens enthauptet. Ein Bauernkind, welches seine Mutter diablesse genannt und sie mit Steinen geworfen hatte, ward öffentlich ausgepeitscht und an einem Galgen unter den Armen aufgehängt, zum Zeichen daß es eigentlich den Tod verdient habe, und ihn nur wegen seiner Jugend nicht erleide (ein anderes Kind ward 1568 wirklich geköpft, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte). Wer zum Abendmahle gehen wollte, ward vorher über seinen Glauben und Wandel geprüft, und wer, ohne excommunicirt zu sein, das Abendmahl ein ganzes Jahr versäumte, ward auf ein Jahr aus dem Gebiete verbannt.*)

---

*) Hier ist nun auch der Hinrichtung des aus Villanueva in Aragonien gebürtigen Arztes Michael Servede zu gedenken, der wegen Gotteslästerung im October 1553 den Tod erlitt, weil er das Mysterium der Dreieinigkeit in einem gedruckten Buche bestritten hatte. Die Dreieinigkeitslehre Servedes enthielt eine Hinneigung zu dem Pantheismus der Libertiner, wovon die consequente Folge war, daß er auch die Seelen der Menschen als Emanationen, als Strahlen nur des

Nach manchen Seiten hin erscheint die Strenge der Sittenpolizei uns zu streng und pedantisch; allein wenn man bedenkt, welch entsetzlicher Pfuhl in Genf zu reinigen war, wird man wohl annehmen müßen, daß diese so verständigen Männer, wie Calvin und seine Freunde, ihre Maßregeln nach den Umständen ergriffen haben; daß sie zweckmäßig gewesen sein werden, wenn sie uns auch nicht immer so erscheinen. Z. B. niemand durfte ungestraft drei Tage bettlägerig sein, wenn er es nicht dem Geistlichen seiner Parochie anzeigte, weil alsdann, wie das Gesetz sagt, Ermahnung und Trost zu hören weit mehr Noth thue als zu andern Zeiten. Es kam vor, daß drei Kinder eine harte Züchtigung erhielten, weil sie, statt in die Kirche zu gehen, während der Predigt für einen Gulden Kuchen gegeßen. Ein Bauer ward in Anklagestand gesetzt, weil er bei Führung seines Viehes geflucht hatte. Lüderliche Gesinnung suchte sich zuweilen dahinter zu verstecken, daß man ausgelaßene Texte, aber auf Psalmenmelodien sang, wo die nicht näher stehenden und scharf zuhörenden also gar keine Ahndung hatten, daß es Lüderlichkeiten seien. Wer das that, ward mit Ruthen gehauen. Spieler wurden an den Pranger gestellt mit dem Spiel Karten um den Hals.

Mit Einem Worte: es durchdrang in Genf zuerst jene Furcht vor der Sünde, jener eiserne, religiöse Ernst das ganze Leben, dem wir später in den gomaristisch-puritanisch-presbyterialen Kreisen Hollands, Englands, Schottlands und Nordamerika's begegnen. Dieser Puritanismus ist der eigentlich strenge Calvinismus, der aber da, wo er nicht wie in Genf als Kriegszustand gegen einen wahren Pfuhl der Sünde eintritt und also selbst eine Reaction ist, in der sich die Natur des Menschengeistes wider ins Gleichgewicht zu setzen sucht, — wo er ohne Rechtfertigung durch traurige Erkrankung des Lebens sich ohne erfordernde Umstände Platz zu machen sucht, die volle Anlage zur Caricatur in sich trägt, und überall in seiner Neigung, Gemeindeverhältnisse, wie sie sich in calvinistischer Weise gestalteten, auf weltliche Beziehungen zu übertragen, die eigentliche Wurzel des modernen Republikanismus und selbst wider ein Hauptelement des Verderbens, auch der völligen sittlichen Verschrobenheit geworden ist und noch wird.

Daß die Opposition, die seit Calvin seinen Einfluß auf das ganze Leben mit solcher Macht entwickelte von Tage zu Tage wuchs, nicht mehr im Stande war, den Refor-

Einen Geistes faßte, und den Unterschied der Personen in Gott zu einem bloßen dogmatischen Verhältnisse machte, zu einem Verhältnisse in der Betrachtung ohne realen Grund.

mator zu bezwingen, hatte er dem Umstande zu verdanken, daß wachsende Verfolgungen in Frankreich alle die eifrigsten und strengsten Anhänger der Reformation aus Frankreich vertrieben. Calvin zog die ausgezeichneteren derselben nach Genf, und wuste sie in Genf fest zu halten. Selbst aus Italien, Spanien und den Niderlanden sammelten sich Flüchtlinge zu ihm. Andere, aus bereits evangelischen Ländern, kamen ihn zu hören, seine Einrichtungen kennen zu lernen. Genf ward ein Centralpunct wie Wittemberg und wir werden sehen, daß ebensowohl Graf Ludwig von Nassau, der eifrigste Förderer des Aufstandes und der Reformation in den Niderlanden, als John Knox, der Reformator Schottlands, in Calvins Schule ihre Begeisterung geholt haben. Diese Fremdlinge stifteten in Genf zum Theil neue Kirchen, zum Theil ward ihnen in ihrer Landessprache in anderen Kirchen zuweilen gepredigt. Die Italiener richteten sich die chapelle des Maccabées ein; die Engländer und Schotten in Notredame la neuve; den Spaniern ward in St. Gervais, den Niderländern in St. Germain gepredigt. Natürlich sahen sich die alten Genfer, namentlich die Reste der Libertiner, durch den Geist, den diese Fremdlinge nährten, sehr beengt und bedroht, und sie suchten ihnen das Leben in Genf möglichst zu verleiden. Calvin aber setzte Gesetze durch zu deren Schutze, und selbst die von Neuem mehrmals in Genf hausende Pest vermochte das Zuströmen der Fremdlinge nicht zu hemmen. Calvin setzte Alles daran, von diesen christlich eifrigen Fremdlingen so viele in das Bürgerrecht zu bringen als möglich, um durch diesen Anhang, dessen Schutz gewissermaßen in seiner Person ruhte, selbst wider mächtiger wider seine Gegner dazustehen. Einmal, als er gerade eine entschiedene Majorität im kleinen Rathe hatte, ließ er 300 französische Refugiés auf einmal zu Bürgern aufnehmen. Da kam es endlich zum letzten, zum Todeskampfe der Libertiner, in welchem sie gänzlich unterlagen. Sie sahen, daß ihnen halbe Fügsamkeit nicht weiter helfe. Da warfen sie die Maske ab und waren entschloßen das Aeußerste zu wagen. Sie erkannten die Autorität des Sittengerichts nicht län-

ger an; dieses aber, vom Staatsrathe unterstützt, entwickelte doppelte Strenge; und nun unterlag einer der Führer der Libertiner nach dem anderen in den Processen, die gegen sie eröffnet wurden. Pierre Ameaux, derselbe, dessen Frau schon früher, wie erwähnt ward, wegen Libertinismus bestraft worden war, hatte in einer Abendgesellschaft gesagt: que Mr. Calvin prêchait une fausse doctrine, était un tres méchant homme et n'était qu'un Picard. Dafür kam er ins Gefängniſs, aber zugleich ward der Rath berufen, um zu untersuchen, ob vielleicht in Calvins Treiben wirklich etwas Sträfliches, Anmaßliches liege. Der Rath gab Calvin einstimmig das ehrenvollste Zeugniſs und Ameaux sollte 60 Rth. Strafe zahlen nnd erklären, er sei bei jenen Schmähungen, nachdem er getrunken, nicht recht bei Sinnen gewesen, und werde Calvin in Zukunft alle erforderliche Achtung beweisen. Damit aber war Calvin nicht zufrieden. Er klagte über die Gelindigkeit des Spruches und verlangte Cassation des Urtheiles. Er brachte es zu Erneuerung der Untersuchung; und nun ward Ameaux verurtheilt im Büßerhemde, baarhaupt, mit angezündeter Fackel durch die Stadt zu ziehen, und dann öffentlich niderzuknieen und sein Unrecht zu bekennen.*) Da traten zwei jener älteren, laxen Prediger in Genf für Ameaux auf. Sie wurden ihres Amtes entsetzt. Calvin war sie los. In einem Stadtviertel gerieth das Volk in Aufruhr und

*) Man kann sich hier leicht veranlaßt sehen, Calvins Benehmen egoistisch und fanatisch zu finden. Allein er kannte Ameaux und wußte recht wohl, welch' entsetzlicher Haß dieser überhaupt gegen die christliche Richtung in sich trug, und daß dies nur eine der gewöhnlichen schlechten Wendungen gewesen, ihn persönlich anzugreifen, um in der That der Sache zu schaden. Dieser durfte Calvin nichts vergeben auf die Gefahr hin, daß er sich dem Verdachte unlauterer Absichten aussetzte. Man wird einwenden, auf diese Art schaffe man nur Heuchler. — Möglich! — Die Heuchler wird Gott richten, und einstweilen ist das schon ein glückseliges Land, wo jeder Schurke sich so benehmen muß, als wäre er ein ernster Christ. Die faule Humanität unserer Zeit freilich, die am liebsten die heiligsten Güter des Menschen dem subjectiven Ermeßen jedes unreifen oder verwahrlosten Lumpes preis gäbe, kann sich in solche Auffaßungen nicht finden.

tobte gegen Calvin. Dieser blieb ruhig, der ganze Rath aber begab sich in das Stadtviertel, ließ ohne viel zu unterhandeln einen Galgen aufbauen, und das Volk verkroch sich in seinen Häusern. Ameaux muste am 5. April 1546 wirklich seiner Buße sich unterziehen. Das Sittengericht schritt nun aber sofort zur Untersuchung des Lebenswandels einer Menge von Personen. An der Spitze der politischen Libertiner, die sich nun mit den religiösen zu einer Opposition verbunden hatten, stund Amied Perrini oder Perrin. Er war der Schwiegersohn von Franz le Fèvre, der bei Befreiung der Stadt vom Bischofe eine große Rolle gespielt hatte. Perrin war militärischer Chef der Republik Genf, und er wollte nun die Autorität des Consistoriums mit Trotz brechen. Mehrere vornehme Familien wurden vor dem Sittengerichte zur Verantwortung gezogen, weil sie in Bellerive auf einer Hochzeit ausgelaßen getanzt und weltliche Ziererei getrieben hatten. Le Fèvre war unter ihnen. Alle trotzten und verhöhnten in ihren Antworten die neue Sittenordnung. Le Fèvre sollte deshalb drei Wochen in's Gefängniſs. Er gieng mit dem Rufe: Freiheit! Freiheit! in den Kerker. Auch Perrin's Frau muste ins Gefängniſs. Perrin, früher, ehe er sich mit den religiösen Libertinern verbunden hatte, mit Calvin befreundet, war damals gerade in Wälsch-Leyden (Lyon). Er war Calvin nun so feind, daß er unter der Hand mit Savoien unterhandelt zu haben scheint, um dem Herzoge die Stadt wider in die Hände zu spielen. Als er von Wälsch-Leyden zurückkehrte, rechnete er auf die Anhänglichkeit des Volkes, und klagte laut vor dem Rathe; drohte sogar. Gerade wegen seines gefährlichen Ansehens beim Volke, glaubten die Räthe ihn demüthigen zu müßen. Eine Klage auf Hochverrath ward gegen ihn instruirt. Er verlor seine Stellung als Generalcapitain, welches Amt nun ganz abgeschafft ward; auch alle seine anderen Aemter verlor er. Das erbitterte noch mehr. Perrins Partei gieng in Harnisch und Waffen einher, und beschimpfte Calvin offen. Es wurden Aussöhnungen versucht zwischen Calvin und Perrin, und zweimal fügte sich Perrin äußerlich. Zuletzt

ward er mit seiner ganzen Partei von Neuem des Hochverraths angeklagt, floh nach Frankreich und ward in effigie gehängt. Inzwischen aber war der Führer der religiösen Libertiner, Jacques Gruet, wirklich hingerichtet worden. Er hatte, als Le Fèvre gefangen worden war, an die Kanzel der Hauptkirche von St. Pierre ein Pasquill, welches eine Mordandrohung gegen Calvin enthielt, angeschlagen. Während des Processes entdeckte man die ganze Scheuslichkeit der Richtung, welcher der kecke Gruet angehörte. Er leugnete nicht; gestund alles; trotzte; und in der Ueberzeugung, daß man ihn doch nicht begnadigen werde, verlangte er Beschleunigung des Processes, um's kurz zu machen. Am 26ten Juli 1547 ward Gruet durch das Schwert gerichtet. Wenn Calvin einzelnen Schmähungen auch später nach ausgesetzt war, im Wesentlichen hatte er gesiegt, und wenigstens auf einem Puncte allen wilden Leidenschaften und Ausgelaßenheiten zum Trotze einen christlichen Staat im strengsten Sinne durchgesetzt, seit Gruet hingerichtet und Perrin geflohen war. Mit Ernst und consequenter Strenge stund er der Gemeinde, und der allmälig von ihm in Genf begründeten Universität, die eine große, weitgreifende Pflanzschule für seine Richtung war, vor bis zu seinem Tode am 27. Mai 1564, indem ihm in den späteren Jahren seines Lebens besonders sein eifriger Freund de Bèze (Beza) zur Seite war, und dann nach seinem Tode in seine Stelle eintrat und in gleichem Sinne fortwirkte bis zum 13ten Oct. 1605.*)

---

*) Theodore de Bèze, am 24ten Juni 1519 in Vezelay in Bourgogne geboren, wo sein Vater Baillif war. Seines Vaters Bruder war Parlementsrath in Paris und nahm ihn als unmündiges Kind zur Erziehung an sich. Er war von ausgezeichneten Gaben, deren Ausbildung von 1528 an dem Rothweiler Melchior Wolmar in Orleans, und, als derselbe nach Bourges gieng, in Bourges überlaßen ward. Im J. 1535 kam Wolmar als würtembergischer Rath nach Tübingen; de Bèze aber bezog nun die Universität in Orleans um Jura zu studiren. Vier Jahre später gieng Bèze nach Paris zurück, wo er bald im Besitze ansehnlicher Pfründen, jung und schön wie er war, ein ziemlich lockeres Leben führte. Eine Leidenschaft, die in ihm sich entzündete, führte zu einer heimlichen Verheirathung,

Zweites Kapitel.

Der Abfall der Niderlande vom habsburgischen Hause und die damit in Verbindung stehenden oder gleichzeitigen Begebenheiten.

J. A. Thuani historiarum sui temporis libri CXXXVIII.

Zwölf Bücher niderländischer Geschichten von Dr. H. Leo. 2er Th. Halle 1835. 8.

Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Par Mr. G. Groen van Prinsterer. 1er vol. 2e edit. 1841. 3e —8e voll. et supl. 1ère edit. 1835—47. 8.

Völker und Fürsten von Süd-Europa. Von Leopold Ranke. Erster Band. Hamburg 1827. 8.

§. 1. Die Niderlande von Kaiser Karls V. Resignation bis zur Einnahme von Brielle 1572.

Indem wir an die Darstellung der niderländischen Unruhen herantreten, werden wir nochmals auf jene Unglücksbrut, auf die Zwickauer Propheten, hingewiesen. Ohngeachtet nämlich eine holländische Uebertragung der lutherischen Bibel, fast unmittelbar nachdem Luthers Bibelwerk deutsch erschienen war, herauskam, ohngeachtet frühzeitig von Ostfrisland, von den Hansestädten und von Schweden und Dänemark her lutherische Anregungen nach Holland kamen, waren doch die Niderlande im Ganzen wenig gestimmt auf diese religiösen Interessen einzugehen. Das Volk war zu sehr mit seinen materiellen Angelegenheiten, namentlich mit Handelsgeschäften, die ohnehin religiöse Stimmungen nicht

---

und diese Lage endlich, so wie eine schwere Krankheit, in welche er 1548 verfiel, wirkte so auf ihn, daß der von Wolmar in sein Herz gestreute Saame des Protestantismus keimte und aufgieng. Am 22. Oct. reiste de Bèze, der sich nun zur Reformation bekannte, nachdem er seine Beneficien zum Theil verkauft, mit seinem Freunde Crispin nach Genf, um hier mit ihm eine Buchhandlung zu gründen; gab aber diesen Plan wider auf und wandte sein Studium den theologischen Wißenschaften zu, besuchte auch Wolmar in Tübingen. Calvin verschaffte ihm dann 1549 noch die Stelle eines Lehrers der griechischen Sprache in Losann, und wuste recht wohl die große Rednergabe und Lebensgewandtheit seines jüngeren Freundes zu schätzen. Im J. 1558 kam de Bèze nach Genf, wo man eine neue Academie gründete, und ihn auf Calvins Betrieb 1559 zum Rector ernannte. Bei Calvins Tode trat er, wie oben bemerkt, an dessen Stelle.

gerade zu nähren pflegen, beschäftigt, und dann sorgte auch Karl V. in diesen seinen Territorien für strenge Beobachtung des Wormser Edictes und für polizeiliche Hinderung der Ausbreitung der Reformation. Um so gewaltsamer wirkten diese Anregungen in Einzelnen, die ohne sich recht unterrichten zu können, ohne in einem großartigen Zusammenhange mit der Bewegung im Ganzen zu stehen, in dieselbe hereingerißen wurden, und sich nun in ganz abnormen Weisen fanatisirten. Jan de Baker, ein Priester zu Woerden, war der erste Niderländer, der um der Reformation willen als Ketzer verbrannt, vorher aber aus Barmherzigkeit erdroßelt ward. Eine Anzahl anderer Executionen folgten und musten folgen, da einerseits der ausgebreitete Handelsverkehr Antwerpens und Amsterdams immer neue Anregungen brachte, und andrerseits die Theilnahme des gemeinen Volkes, wenn man auch dann und wann einen herausgriff, im Ganzen (und namentlich um der Schonung des Handelsverkehrs willen in Antwerpen) straflos ausgieng, also doch immer Elemente blieben, welche Führer forderten und sie fanden. So blieb Alles, was mit der Reformation zusammenhieng, abnorme, krankhafte Erscheinung, und es fanden auch gerade die abnormeren Erscheinungen von anderwärts her in den Niderlanden am Ersten einen günstigen Boden, gerade wie in Tyrol, wo es nur zu keinem Ausbruche kam, wo aber auch widertäuferische Secten während des ganzen 16. Jahrhunderts Anklang fanden.

Ein Mann, der aus der Schule der Zwickauer Propheten und Thomas Münzers (der ja früher einmal Pfarrer auch in Zwickau gewesen war) hervorgegangen war, Melchior Hofmann, war im mittleren Deutschland den Verfolgungen gegen diese Secte entgangen und nach Holstein gekommen. Von hier gieng er nach Emden, wo er Reste des münzerischen und Zwickauer Anhanges vorfand und mit ihnen eine neue Widertäufergemeinde stiftete. Er trieb es doch auch hier so bunt, daß die Geistlichkeit bei Graf Edzard von Ostfrisland klagbar ward, und dieser ihn und die öffentlich von ihm widergetauften vertrieb. Doch blieb ein kleiner Stock durch die älteren Mitglieder der Gemeinde

noch länger und an deren Spitze Jan Trypmaker, der, nachher auch aus Emden vertrieben, nach Amsterdam kam und hier eine Gemeinde in Melchior Hofmanns Sinne, die s. g. Melchioriten, stiftete. Ein Schüler Trypmakers, Jan Matthyszon, ein Becker aus Harlem, ward einer der bedeutendsten Anzettler des münsterischen Greuelwesens, was sich überhaupt durch den Zulauf der fanatischeren, krankhafteren Reformirten in den Niderlanden nährte. Ohngeachtet man nun an dem Beispiele von Münster bald sah, zu welcher völligen Auflösung aller bisherigen sittlichen Bande diese widertäuferische, aus der Reformation hervorgewucherte Richtung führte, verfuhr man doch in den Niderlanden, wo sie sich verhältnissmäßig am meisten ausbreitete, mild genug dagegen. Trypmakern selbst ward zwar mit anderen Häuptern seiner Partei im Haag als Ketzer hingerichtet, aber seine Secte breitete sich doch fort und fort aus, und diese Ausbreitung durch s. g. Apostel war völlig organisirt.

Die Milde, die man den Widertäufern in den Niderlanden im Ganzen erwies, scheint sie ermuntert; der Fall Münsters, von wo sie Alles Heil erwartet hatten, scheint sie vielmehr fanatisirt zu haben. Kurz! in der nächsten Zeit finden sich fortwährend die gewaltsamsten und zum Theil sinnlosesten Plane der Widertäufer, sich einzelner niderländischer Städte zu bemächtigen, und von da aus ihr Gottesreich zu gründen. In Deutschland waren diese Bestrebungen im Bauernkriege und in dem münsterischen Aufruhre zu offenen Schäden ausgebrochen und konnten deshalb auch nachhaltig geheilt werden; dagegen in den Niderlanden schlich sich diese Richtung wie ein Krankheitsstoff, der nicht recht zur Erscheinung kommen kann, herum. Unter diesen Umständen aber kann es niemand den Regierungsbehörden in den Niderlanden übel nehmen, wenn sie, die von der Reformation nur so krankhafte Erscheinungen kennen lernten, dieser wirklich innerlichst gram wurden und sie endlich mit großem Eifer verfolgten. Wenn Leute, die sich zur Reformation bekannten, es machten wie 1535 ein Haufe Widertäufer unter Anführung Dierick de Snyders, und behaupteten, speciell Gott in seiner Herrlichkeit gesehen (am 12.

Februar früh nach 3 Uhr — !!!) und Himmel und Hölle im Gebete besucht zu haben; und um alles Irdische an sich zu vertilgen, ihre Kleider im Kamine verbrannten und, 7 Männer und 5 Frauen an der Zahl, fasernackt im Februar aus ihrem Versammlungshause in Amsterdam heraus auf die Straße zogen, und die Leute zur Bekehrung aufforderten, muste man sie da nicht für verrückt und die Obrigkeit für jedesfalls verpflichtet halten, selbst mit den härtesten Mitteln weitere Ansteckung durch solche Tollheit zu hindern oder doch zu erschweren? Wenn Haufen von Widertäufern, zuweilen 1000 Mann stark, im Lande herum zogen und Unfug trieben oder, wie Jan van Geelen mit seinem mehrere Hundert Mann starken Haufen, Klöster überfielen, die Mönche vertrieben und allen Kirchenschmuck zerstörten, muste man da nicht zu Sicherung des Landfriedens und Eigenthumsrechtes gegen solche Bewegungen Anstalten machen? und wenn man dann sah, daß Führer dieser Widertäufer, wie eben dieser van Geelen, nachdem sie scheinbar von ihrem Unsinne zurückgekommen waren und Gnade erhalten hatten, doch neue Rottirungen anzettelten, muste man da nicht auf den Gedanken kommen, Feuer und Schwert seien noch die einzigen Mittel solcher Krebskrankheit an der bürgerlichen Gesellschaft zu steuern?

Kurz! man darf sich nicht wundern, wenn in den Niderlanden die Regierung denen, die sich zur Reformation bekannten, mehr und mehr abgeneigt ward; wenn die Bevölkerung im Ganzen sich von den Reformationsinteressen lange Zeit ganz abgewandt zeigte. Doch blieb nicht aus, daß in so weit wenigstens die Reformation einen Einfluß auf die Niderlande gewann, daß man mit großer Freimüthigkeit auch hier die Misbräuche, die sich in das Verhalten der Kirche eingeschlichen hatten, in bürgerlichen und adeligen Kreisen tadelte; daß eine gewisse satirische, spöttische Stimmung (ohne ein bestimmtes Ziel im Auge zu haben) gegen die Kirche Platz griff. In solcher Stimmung macht niemand eine Revolution, aber eine solche Stimmung bereitet Revolutionen vor — in ihr löst sich der Mensch von den Fundamenten, auf denen er im Leben stehen soll

und die Gesellschaft verwandelt sich in den Winden der Meinung preis gegebene Spreuhaufen.

Die Vorgänge aber, welche directer den Abfall der Niderlande vom habsburgischen Hause einleiteten, haben eine Seite der Aehnlichkeit mit den Vorgängen der deutschen Reformationszeit. Wie es nämlich in Deutschland zuerst die Fürsten, dann der Adel, dann das gemeine Volk und zuletzt der Kaiser waren, welche Neuerungen begannen, so war auch der Verlauf in den Niderlanden. Zuerst waren es die Fürstenmäßigen vom Adel, dann der kleine Adel, dann das übrige Volk. Alle diese Versuche wurden von der Regiernng besiegt; — dann aber fieng die Regierung Neuerungen an und hatte nun alle, früher vereinzelt besiegten Stände in Verein zusammt den bisher ganz ruhig gebliebenen Unterthanen gegen sich. Da unterlag sie, wie in Deutschland der Kaiser.

Um das Auftreten der Fürstenmäßigen von Adel im rechten Lichte zu sehen, müßen wir zuvörderst die hervorragendsten Persönlichkeiten unter denselben kennen lernen. Wenn auch die niderländischen Herrschaften des habsburgischen Hauses unter dem Namen des burgundischen Kreises in eine Gesammtmasse verbunden worden waren, behielten doch die einzelnen Territorien ihre besondere Verfaßung. Für das Ganze ward zwar ein Generalstatthalter bestellt, und schon Karl V. hatte so viel als möglich allgemeine Ständeversammlungen unter dem Namen der Generalstaaten in Gang zu bringen gesucht; aber auch alle einzelnen Fürstenthümer, aus denen der burgundische Kreis sich zusammensetzte, hatten ihre Unterstatthalter und ihre besonderen Stände oder Provincialstaaten. Für alle seine niderländischen Besitzungen hatte schon Karl der Kühne Gesammtbehörden einzuführen gesucht und Karl V. hatte diesen Plan, der so gut zu seinen Bestrebungen passte, wider aufgenommen und ihn durchgeführt. Ein Geheimraths-Collegium, welches hohe Justiz- und Gnadensachen im burgundischen Kreise verwaltete; ein Staatsraths-Collegium, welches die allgemeine politische Gewalt handhabte, die Landesvertheidigung, das Kriegswesen leitete, für Aufrecht-

haltung der Verträge sorgte u. s. w. und ein Finanzraths-Collegium (oder: Oberrechenkammer), welches Einkünfte und Domänen im Allgemeinen beaufsichtigte, war eingerichtet worden. Aber neben diesen allgemeinen Verwaltungsbehörden hatte auch wider jedes Fürstenthum in's Besondere seine Administration. Diese allgemeinen Bemerkungen musten vorausgeschickt werden, weil die Personen von Adel, welche eine höhere Bedeutung hatten, wenn sie auch fürstenmäßiges Standes waren, ihre Bedeutung doch nicht wie in Deutschland durch Landesherrlichkeiten, sondern durch ihre Stellung in den Statthalterschaften, Staaten und Landescollegien wesentlich erhielten.

Die Uebertragung der Regierungsgewalt von Karl V. an Philipp II. brachte gewissermaßen überhaupt eine neue Generation in den Niderlanden an's Ruder, denn auch die Generalstatthalterin, Karls mit König Ludwig von Ungarn vermählt gewesene Schwester Maria, welche seit 1536 an der Spitze der Regierung in den Niderlanden gestanden hatte, legte ihre Stelle nider und an ihren Platz trat zunächst Herzog Emanuel Philibert von Saveien, der Sohn einer Schwester von Karls V. Gemahlin, dem wir schon in den Kriegen des Kaisers gegen Frankreich als kaiserlichem Feldherrn in den Niderlanden begegnet sind. Nächst diesem Manne traten aber durch Reichthum, fürstenmäßige Abkunft und persönliches Ansehn am meisten hervor: Lamoral Graf van Egmond und Wilhelm Graf von Nassau, Fürst von Chalons und Oranien (Orange).

Aus dem Hause der alten Vicegrafen des reichen Klosters Egmond in Nordholland, aus welchem wir schon einem bedeutenden Nebenzweige, dem der letzten Herzoge von Geldern, begegnet sind, stammte Lamoral, dessen Vater, Herr Jan van Egmond, von Maximilian zum Grafen erhoben worden, Karls V. Kämmerer und Ritter des goldenen Vliesses gewesen war. Seine Mutter war Francisca von Lützelburg-Ligny, Fürstin und Erbin von Gavre in Flandern. Sein älterer Bruder starb als junger Mann in Spanien, und so erbte er allein des Vaters und der Mutter reiche Herrschaften. Seine Schwester ward Ge-

mahlin des Herzogs von Lothringen und hob durch diese ansehnliche Heirath ebenfalls den Glanz des Hauses. Lamoral war ein gutmüthiger, lustiger, jugendlich-unbefangener Niderländer, der anfangs, als er an des Kaisers spanisch-ernsten, überall fein wahrnehmenden Hof kam, den Hofleuten eben seiner Unbefangenheit wegen zum Gespött ward. Bald aber ward er Meister seines Terräns und bediente die Spötter mit Spott, ohne seine Unbefangenheit und sein heiteres Wesen aufzugeben. Im Kriege zeichnete er sich schon als neunzehnjähriger Officier auf dem Zuge des Kaisers nach Afrika aus. Nachher heirathete er Sabina von Pfalz-Simmern, eine Schwester des Kurfürsten von der Pfalz, und so war er nach allen Seiten mit den ansehnlichsten Fürstenhäusern des deutschen Reiches verwandt. Seine Ehe war durch die häuslichen Tugenden beider Gatten ein beneidenswerthes Glück. Lamoral war so recht das Musterbild eines deutschen, frommen und tapfern und dabei heiteren, ritterlichen Fürsten, und Karl V. achtete und liebte ihn sehr und ertheilte ihm 1546 den Orden des goldenen Vliesses. Wir haben ihn später als Feldherrn und Gesandten thätig gesehen. Er war überall geliebt, am Hofe wie vom Volke, und lebte ganz in alter guter Weise, um seine Landgüter und Gärten ebensosehr besorgt, als um seine Ehren am Hofe. Nur zu einer solchen Natur, wie Philipp II. war, passte er nicht. Zwar ist Philipp II. keineswegs ein so carikirter Character, als wozu ihn die leidenschaftliche Geschichtschreibung der protestantischen und revolutionären Kreise gemacht hat, die in ihm gewissermaßen das Urbild eines Tyrannen ausmalt; sondern vielmehr war auch er, gleich seinem Vater, ein ruhiger, milder Mann, der es gern sah, wenn seine Räthe sehr verschiedener Ansicht waren, damit er sich um so unparteiischer unterrichten könne; ein Mann, der nie rasch zufuhr — aber eben deshalb wuste er auch Verhältnissen, die ein rascheres, lebendigeres Eingreifen erforderten, nirgends gerecht zu werden und verdarb sie durch sein langes, scheinbar unthätiges Zusehen. So rasche, lebendige Leute, wie die südlichen Niderländer zumal waren, wurden durch dieses Zaudern

oft verführt, nämlich dazu gebracht, zu glauben, er billige etwas, was ihm doch in Tod zuwider war; und wenn sie dann durch diese Annahme verleitet weiterhandelten und er dazwischen griff, fühlten sie sich sehr ungerecht behandelt. Zuweilen war auch dies Zaudern Schuld, daß er Diener und Verhältnisse, welche Unzufriedenheit erregten, noch lange ließ, während durch ein rasches Abstellen hätte geholfen werden können. Endlich auch hatte er eine Eigenschaft, die man oft bei Menschen von langsamem und schwerem Entschluße findet, daß sie nämlich auf gewissen einzelnen Puncten im voraus und auf ihr ganzes Leben entschloßen und hierin aller Bewegung, aller Berücksichtigung des lebendigen Flußes der Verhältnisse unfähig sind, als wollten sie die Schwäche der Unentschloßenheit, die sie wohl in sich fühlen, durch solche einzelne Starrheiten verdecken und gut machen. Auch sein äußeres Wesen war so, daß es zu dem lustigen, etwas derb genießlichen, aber freundlichen Wesen der Niderländer durchaus nicht passte; seine Milde hatte äußerlich mehr den Character eines stolzen Phlegma. Es war etwas Fremdes, durchaus Spanisches in ihm. Zu einem Manne wie Egmond bildete er den geraden Gegenpart.

Ein ganz anderer Mann als Egmond war Wilhelm von Nassau. Auch er war gern bei lustigem, früher sogar bei ausgelassenem Leben, wie es damals eben in den Niderlanden hergieng; ein lockerer Character; aber von jenen, die dabei zugleich mit Adlerblicken wahrnehmen, was ihnen förderlich oder nachtheilig sein möchte, und die still überlegen, während sie in unbefangenster Aeußerung sich hinzugeben scheinen. Dieselben Historiker, welche Philipp zu einem Scheusale von Tyrannen gemacht haben, haben Wilhelm zu einem Tugendbilde der Frömmigkeit und Uneigennützigkeit gemacht. Beides war er nicht. Er war ein feiner Hofmann, der seine Freude eher am genußreichen Leben, der aber auch die Kraft hatte, höhere Plane zu verfolgen und diese nicht aus dem Auge zu verlieren. In jüngeren Jahren waren ihm sicherlich, noch als er des verstorbenen Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter heirathete, und die frommen Manieren des sächsischen Hofes ver-

spottete, alle kirchlichen Interessen sehr gleichgiltig. Der ernste Kampf, in welchen er nachher verwickelt, in welchem er vielfach in bittere Noth und Gefahr gebracht ward, hat ihn dann allerdings erzogen und auch ernst-religiöse Seiten in ihm erweckt — aber anfangs stürzte er sich in diese Bewegungen gewiss nur aus weltlichen, aus eignen persönlichen Interressen, und ein Zug zu weltlicher Klugheit, der zuweilen fast dämonisch hervortritt, blieb durchaus in ihm überwiegend.

Die erste Erwerbung, welche die Linie des Hauses Nassau, welcher Wilhelm angehörte, im Bereiche der Niderlande machte, war die Herrschaft Vianden im Lützelburgischen. Otto II. von Nassau-Dillenburg erheirathete sie. Dessen Enkel, Engelbert I., erheirathete die Herrschaft Bredá; Otto's Urenkel, Heinrich, der mit seinen Brüdern so getheilt hatte, daß sie die deutschen dillenburgischen Herrschaften, er Vianden und Bredá erhielt, heirathete die Claudia von Chalons, die Schwester jenes Philibert von Oranien (Orange), der nach Karl von Bourbons Tode dessen Schaaren in Rom führte.*) Heinrichs Sohn, Renatus, erbte von Claudien und Philibert auch das Fürstenthum Oranien in der Provinz (Provence) und die Güter des Hauses Chalons in der Bourgogne und im Leberberg. Als Renatus 1544 starb, folgte ihm in den niderländischen und französischen Besitzungen (also in Vianden, Bredá, Chalons und Oranien) sein Vetter Wilhelm von der dillenburgischen Linie, der erst 11 Jahre alt war. Dies ist nun der uns zunächst interessirende Fürst. Kaiser Karl V. zog ihn an seinen Hof und gewann ihn sehr lieb. Er war als Kind im protestantischen Glauben erzogen worden; am Hofe lebte er nach katholischer Weise. Die Gegensätze der Zeit hatten sich seines Lebens bemächtigt, ehe er noch erwachsen genug war, sie zu begreifen, und so verhielt er sich lange gegen sie ganz gleichgiltig; aber der Zwang, den er sich doch anfangs wohl am Hofe authun muste, hatte jene ihm eingeborne Gabe scharfer, stiller Beobachtung genährt. Er

---

*) cf. oben S. 63.

war nicht schweigsam überhaupt, aber seine Intentionen wußte er zu verbergen; über sie war er, außer wo es gerade Zeit war zu reden, so still wie ein Grab. Dieser Characterzug trat so hervor an ihm, daß er den Beinahmen des Stillen (Tacitus) bekam. Er bildete in dieser Hinsicht zu dem unbefangenen Egmond, der sein Herz überall auf der Zunge hatte, den schärfsten Gegensatz. Karl V. hatte 1551 Wilhelm von Nassau, der damals 18 Jahre alt war, mit der Erbtochter einer dritten Linie des Hauses Egmond, mit der Tochter Maximilians van Egmond, Grafen von Buuren, und Herren von Ysselstein vermählt, welche Wilhelm die Grafschaft Buuren, die Herrschaft Ysselstein und andere reiche Besitzungen in Geldern und Holland zubrachte.

Neben diesen beiden Männern traten noch zweie fürstenmäßiges Standes hervor. Davon ist der Eine Philipp de Montmorenci, Graf von Hoorn, der noch einen minder bedeutenden Bruder, Floris de Montmorenci, Baron von Montigny hatte. Hoorn war die ritterlichste und eine wahrhaft tollkühne Seele, aber ohne Vorsicht, ohne großartigen Verstand und in seinen Entschlüßen vielfach von Egmond geleitet und bestimmt. Er sowohl als Egmond waren, als die Regierung auf Philipp II. übergieng, diesem als treue Unterthanen von Herzen ergeben, während Wilhelm von Nassau mit seinem Scharfblicke wohl schon ahnden mochte, daß sich Spanien und Niderland auf die Dauer nicht zusammen vertragen würden, und sicher dann auch entschloßen war, für einen solchen Fall nicht eben zu kurz kommen zu wollen.

Philipp de Croy, Herzog von Aerschot, ist der vierte in dieser Kategorie zu erwähnende Mann. Durch die reichen Besitzungen seiner Familie in Hennegau und Brabant würde er wohl so wenig als durch persönliche Bedeutung sehr hervorgetreten sein. Er ward aber nachmals, als die Unruhen des Adels ausbrachen, der Pfeiler, an welchen sich die der Regierung zugethanen Edelleute lehnten, um den sie sich sammelten, so daß das Bild Unserer Lieben

Frauen von Hall, welches die Familie Croy immer besonders verehrt hatte, Parteizeichen ward.

Neben diesen Fürsten hatten den bedeutendsten Einfluß drei Räthe des Königes. Der eine war Antoine Perenot de Granvelle, dessen Vater Nicolas schon in Karls V. Geheimenrathe gesessen hatte und im Aug. 1550 gestorben war, nachdem er noch vor seinem Tode seinen Sohn zu hohen geistlichen Würden hatte emporsteigen sehen, denn er war Bischof von Atrecht (Arras) geworden. Dieser jüngere Granvelle war ein durchaus ausgezeichneter Mann, geistig bedeutend, gelehrt (er sprach 7 Sprachen), persönlich gewandt, als Hofmann gebildet — nichts fehlte ihm, als daß er für den großen Einfluß, den er auf König Philipps Entschließungen übte, den fürstlichen Leuten in den Niderlanden von zu geringem Herkommen erschien, denn man wuste noch, daß sein Großvater Amtmann (Bailly) in Dole gewesen, sein Vater in der Schreibstube der Herzogin Margaretha von Savoien sich in die Höhe gedient hatte. Granvelle ist wegen der Treue, die er seinem Herrn dem Könige, und die er der Kirche, deren Diener und Prälat er war, bewährt hat, von den protestantischen Historikern im Ganzen sehr übel behandelt worden. Sie haben den ganzen hochmüthigen Haß, den die beleidigte Eitelkeit eines Grafen von Nassau dem Enkel des Amtmanns von Dole trug, welcher mehr zu gelten wuste, als er, adoptirt; während doch in der That Granvelle nichts gethan hat, als wozu er durch Eid und Pflicht verbunden war. Nur das läßt sich allerdings Granvelle zum Vorwurfe machen, daß er gern mit der Macht, die er besaß, prunkte; daß er oft seinen Willen bei Beförderung eines Menschen etwa oder bei ähnlichen Gelegenheiten ohne rechten Grund durchsetzte, bloß um zu zeigen, daß sein Einfluß mächtiger sei als der anderer, wodurch er natürlich den Haß herausforderte. In jüngeren Jahren war er mit Wilhelm von Nassau wohl befreundet gewesen, bis er den Muth hatte, mehr gelten zu wollen als Wilhelm; seitdem haßte ihn dieser tödtlich.

Nächst Granvelle war unter den Dienern des Königes am Bedeutendsten ein Frise, Viglius van Zuichem

Aytta.*) Er war schon längere Zeit der gelehrteste Jurist, der Publicist an Kaiser Karls Hofe gewesen und dem Hause seines Herrn so treu wie der Kirche, in der er erzogen war. Er hatte den Unsinn des Widertäuferwesens, so wie die Zerrüttungen im deutschen Reiche, die in Folge der Religionsstreitigkeiten eintraten, mit eigenen Augen gesehen, und sowohl diese Greuel und dieses Unglück, die den Protestantismus äußerlich nothwendig zu begleiten schienen, wenigstens ihm so schienen, als das schreiende Unrecht, was offenbar, vom rein juristischen Standpuncte aus betrachtet, der Kirche während der Reformation durch der letzteren äußere Entwickelung zugefügt ward, bestärkten ihn immer mehr in der Treue für die Kirche. Er war Präsident des niderländischen Geheimenrathes. In einem solchen Verhältnisse zu Granvelle, wie der Graf von Hoorn zu Egmond, stund dann noch Graf Charles de Barlaimont, der unter des Königs Dienern, die nicht durch fürstenmäßiges Ansehen, sondern durch ihr Amt ihren höchsten Einfluß hatten, den dritten Platz einnimmt, d. h. er ward in seinen Entschlüßen großestheils von Granvelle bestimmt.

Als der Friede von Burg im Kammerich (Chateau Cambresis) im J. 1559 geschloßen worden war, kehrte Herzog Emanuel Philipp von Saveien in sein Land zurück und gab die Oberstatthalterschaft in den Niderlanden auf. Mit der Widerbesetzung dieser Stelle beginnt eigentlich der Abfall, nämlich sowohl Lamoral als Wilhelm hatten auf diese Stelle oder doch auf deren Besetzung in der Art gerechnet, daß sie den bedeutendsten Einfluß üben würden, und beider Wünsche giengen nicht in Erfüllung. Sie hatten gehofft, wenn keiner von ihnen diese Generalstatthalterschaft erhielte, würde sie der Herzogin Christine von Lothringen zu Theil werden, mit welcher Lamoral nahe verwandt war und Wilhelm durch die Heirath ihrer Tochter Dorothea, da seine Gemahlin unterdessen gestorben war, nah verwandt zu werden hoffte. Aber König Philipp, der mit seinen

*) Aytta d. h. Ayttorum, unter denen vom Geschlecht Ayt, denn die frisischen Namen, die in a auslauten, sind Genitive des Plural.

Vertrauten alle politischen Combinationen durchsprach und überlegte wie die Züge eines Schachspieles, war klug genug einzusehen, daß er durch eine solche Disposition über die Statthalterschaft die Macht des hohen Adels in den Niderlanden noch vergrößern werde, und daran konnte ihm nichts liegen; denn der fürstenmäßige Adel, wie treu er auch noch dem Könige zu sein schien, hatte doch nothwendig ein Interesse, die allgemeinen Regierungsgewalten zu schwächen und an deren Stelle möglichst seine persönliche Entscheidung zu schieben. Beamtete hingegen, wie der streng rechtliche Viglius oder wie der, den Staat als kluge Combination einander begegnender und mäßigender Gewalten ansehende Granvelle theilten ein solches Absehen des hohen Adels gar nicht. Der König suchte also die Oberstatthalterschaft so zu ordnen, daß der entscheidende Einfluß ganz in den Händen des Granvelle und Viglius, auf die er sich allerwege verlaßen durfte, bliebe; und so gab er die Oberstatthalterstelle seiner natürlichen Schwester Margaretha, die früher mit dem nachher ermordeten Herzog Alessandro de' Medici von Florenz*), später mit dem jungen Herzog von Parmen vermählt war. Diese sollte an der Spitze stehen und an den Rath des Granvelle, Viglius und Barlaimont gewiesen sein. Dabei war sie selbst eine kluge und überaus kräftige Frau, die in Italien schon Lebenserfahrung genug gesammelt hatte, um einer so schwierigen Stellung gewachsen zu sein. Philipp glaubte die anderen Herrn satisfacirt zu haben, indem er die Unterstatthalterschaft in Holland, Seeland und Utrecht dem Wilhelm von Nassau; die in Flandern und Atrecht dem Lamoral van Egmond; die Würde eines Admirals der Niderlande dem Grafen von Hoorn und die Unterstatthalterschaft in Doornik (Tournai) dessen Bruder, dem Baron von Montigny gab. Daß er dadurch diesen Herren die Gewalt in die Hände gäbe, sich dafür zu rächen, daß der Haupteinfluß nicht in ihre Hände gegeben worden, ahnete der König doch nicht, weil er deren verletzte Eitelkeit nicht für so

*) cf. oben S. 66.

mächtig hielt. Zwischen Granvelle und Wilhelm von Nassau aber war, weil jener des letzteren lothringische Heirath durch seinen Rath hintertrieben hatte, der Haß nun schon so groß, daß Wilhelm kaum zu Annahme einer ordentlichen Stelle im Statsrathe zu bewegen war.

Nachdem Philipp die niderländischen Angelegenheiten wohl geordnet zu haben glaubte, schiffte er sich am 20ten August 1559 zu Vliessingen ein, und verließ diese Landschaften, deren Volks- und Lebensart der seinigen so wenig homogen war, für immer. Diese Abreise war gewissermaßen das Signal zur ausbrechenden Unzufriedenheit.

Gegen Philipp selbst wagten die Herren vom hohen Adel nichts zu thun; aber der von ihm hinterlaßenen Generalregierung ließen sie fühlen, wie wenig sie geneigt seien, zu verzeihen, daß Philipp Verstand genug gehabt, sich nicht ganz ihren Interessen hinzugeben. Die Verstimmung des fürstenmäßigen Adels fand aber nur zu viele Sympathieen bei dem kleinen Adel. Noch Karl V. hatte immer eine ganze Anzahl niderländischer Edelleute an seinem Hofe gehabt. Er hatte dem niderländischen Adel in Hof- und Staatsämtern eine Entschädigung und Erholung finden laßen für die großen Ausgaben, zu welchen das gesellschaftliche Leben, wie es sich damals in den Niderlanden gestaltet hatte, nöthigte, denn bei dem außerordentlichem Reichthume, den in den niderländischen Gegenden der Bürgerstand gewonnen, bei dem prachtvollen Auftreten des spanischen Adels, konnte der niderländische Adel würdig sich gar nicht zeigen ohne Ausgaben zu bestreiten, die bei den meisten dieser Edelleute in gar keinem Verhältnisse stunden zu ihren Einnahmen und sie also jährlich mehr in Schulden und Verarmung verwickelten, wenn man ihnen nicht durch Besoldungen und andere Emolumente unter die Arme griff. Viele hatten auf Dienste in Philipps Umgebung, oder bei dieser Umgebung, oder in seinen Staaten gerechnet, und so lange ihnen in dieser Hinsicht irgend eine Hoffnung blieb, hatten sie guten Muth erhalten; hatten sich in diesen Hoffnungen länger am Hoflager oder in der Nähe desselben aufgehalten und noch tiefer in Schulden gesteckt. Als nun der König das Land verließ, ohne ihre Hoffnungen erfüllt zu haben, brach ihr Unmuth aus und machte sich Luft in Spott über des Königes unpopulares Wesen und in der Verfolgung der Ausländer, welche der König in den Niderlanden angestellt hatte. Deren waren außerordentlich wenige und nur solche, die in irgend einem Betracht als Niderländer gelten konnten z. B., Granvelle, der zwar aus der Freigrafschaft stammte,

der aber selbst Bischof von Utrecht war, dessen Brüder durch niderländische Frauen sich den Besitz niderländischer Herrschaften erheirathet hatten. Wilhelms Haß gegen Granvelle fand so in der Stimmung des kleinen Adels eine breite Basis; ja! sogar in der Stimmung des Bürgerstandes, denn auf Granvelles Rath hatte Philipp 3000 M. spanische Soldaten in den Niderlanden gelaßen. Granvelle hatte geglaubt, daß diese Truppen nöthig sein dürften, um der Regierung eine festere Stellung zu geben, und war der Meinung gewesen, deren Anwesenheit werde nicht schaden, wenn man sie ganz in die Grenzterritorien gegen Frankreich hin verlege. Allein um Furcht zu erregen waren es zu wenig Leute, und bei der ungeschlachten wilden Art der damaligen spanischen Truppen waren es doch zu viel, um sie den Städten, in die sie vertheilt waren, nicht als wahre Last fühlen zu laßen; das ganze Land aber sah darin eine Verletzung seiner Privilegien, weil Philipp in der joyeuse entrée beim Antritte der Regierung beschworen hatte, keine fremden Truppen in den Niderlanden zu halten. Obgleich nun auch diese Maßregel als eine bloß interimistische, durch den vorhergehenden Krieg mit Frankreich veranlaßte, dargestellt ward, gab sie doch dem Unmuthe über die Regierung einen Anlaß zu rechtlich begründeter Klage. Philipp hatte die Maßregel weniger gehäßig machen wollen dadurch, daß er den Oberbefehl über diese Truppen Egmond und Wilhelm von Nassau antrug, und in der That ward dadurch, daß diese den Oberbefehl annahmen, auch der entfernteste Argwohn, daß diese Truppen der niderländischen Freiheit zu nahe treten könnten, entfernt. Wilhelm aber, damals schon verstimmt, nahm den ihm angebotenen Oberbefehl nur unter entschiedenen Remonstrationen gegen das Dabehalten der Truppen an, und der König erkannte recht wohl schon bei seiner Abreise, daß alle die Klagen, welche die Generalstaaten über die Handvoll Truppen erhoben, eigentlich von Wilhelm angeregt seien, und sagte es ihm auch in's Gesicht.

Wäre die Regierung ruhig ihren Gang gegangen, hätte sie, wie Philipp schon bei seiner Abreise versprochen hatte, auch den einzigen rechtlichen Anhalt für gegründete Beschwerde, die Anwesenheit der Paar Tausend Spanier nach einigen Monaten beseitigt, so hätte sich vielleicht Alles so eingelebt, daß der unzufriedene hohe und nidere Adel mit seiner Stimmung isolirt geblieben wäre. Aber die Regierung that in dieser Zeit einen unklugen Schritt, der nur als Folge der Aufhebung des alten Verhältnisses

dieser Provinzen zum deutschen Reiche durch die Abschließung des burgundischen Kreises betrachtet werden kann. Ein einmal zur Darstellung gekommener politischer Gedanke enthält immer in sich eine Aufforderung, einen Trieb, ihn vollständig auszuführen. Der Gedanke aber den burgundischen Kreis als selbstständigen Staat zu betrachten, war von Karl V. nur unvollständig ausgeführt worden; denn während er ihn vom Reiche so sehr als möglich in weltlicher Hinsicht trennte, ließ er ihn ganz in der kirchlichen Verbindung mit dem Reiche. Die beiden Diöcesen Lüttich und Utrecht umfaßten etwa vier Fünftheile des burgundischen Kreises, aber nur Utrecht gehörte diesem ganz an. Der Bischof von Lüttich war außerdem in seinen Stiftslanden ein unabhängiger Reichsfürst und hatte Theile seiner Diöces außerhalb des burgundischen Kreises, im deutschen Reiche. Aber auch Utrecht stund, eben so wie Lüttich, unter der Cölner Erzdiöces und der Bischof von Utrecht konnte schon deshalb nicht ganz als Landesbischof des burgundischen Kreises erscheinen, weil er unter dem Kurfürsten von Cöln stund. Bei allen Verhandlungen der Regierung mit den Bischöfen von Lüttich und Utrecht konnten sich die letzteren, wenn sie fürchteten daß ihren Rechten zu nahe getreten werde, durch den Erzbischof von Cöln auf das deutsche Reich stützen. Die südlichen Theile des burgundischen Kreises, nämlich Atrecht, stunden nun sogar unter einem französischen Erzbischofe. Diese Durchbrechung der Landesinteressen durch deutsche und französische kirchliche Mächte war König Philipp ein Anstoß; er muste, nachdem sein Vater diese Territorien weltlich von den Nachbarstaaten ausgesondert hatte, auch ihre kirchliche Aussonderung wünschen. Von der rechtliche Seite ließ sich, sobald Pabst und Kaiser und die actuellen Bischöfe und Erzbischöfe der Niderlande in eine neue Diöcesanordnung willigten, nichts einwenden, und Philipp machte geltend, daß die veränderten Zeitumstände eine solche Ordnung dringend nöthig machten; daß die Anregungen von stets sich erneuernden Verwirrungen durch die Reformation in den benachbarten deutschen Territorien eine strengere kirchliche Aufsicht und Wahr-

nehmung der kirchlichen Interessen nöthig machten, und daß unter diesem Gesichtspuncte die zeitherigen Diöcesen zu groß sein. Ueberdies war diese ganze Maßregel der kirchlichen Aussonderung des burgundischen Kreises dem Könige von seinem Vater, der sie schon beabsichtigt, aber immer verschoben hatte, als eine Art Erbschaft hinterlaßen und zur heiligen Pflicht gemacht worden.

Am meisten Aufregendes lag zunächst darin, daß die neu zu errichtenden Bisthümer nicht wohl anders dotirt, die fremden Bischöfe nicht wohl anders abgefunden werden konnten, als auf Kosten der Klöster und Collegiatstifter. Dies trug von einer neuen Seite her Aufregung in viele adelige Familien, verbreitete sie aber auch über einen Theil des Volkes, über die Stifts- und Klostergeistlichen, die den ausgebreitetsten Einfluß hatten; und ein anderer Theil des Volkes, der nämlich, welcher im Stillen neuen Lehrmeinungen zuneigte, gerieth durch die Aussicht auf vervielfältigte kirchliche Aufsicht in Schrecken. Als Hauptbeförderer dieser ganzen Maßregel ward aber widerum Granvelle genannt, und er erschien dabei in um so übleren Lichte, als man sah, wie diese ganze Maßnahme ihm, dem verhaßten Ausländer, außerordentlichen Geldgewinn verhieß. Die Absicht war nämlich, die Niderlande in drei Erzdiöcesen zu theilen; Kammerich, Utrecht und Mecheln. Der neue Erzbischof von Mecheln sollte aber zugleich Primas des Landes, eine Art niderländischer Patriarch sein, und Granvelle ward, sobald der Pabst seine Einwilligung in die Maßregel gegeben, als neuer Erzbischof von Mecheln genannt.

In Brabant sollten noch zwei Bisthümer: Antwerpen und 's Herzogenbusch gegründet werden. Da gerieth die Kaufmannschaft in Antwerpen in Schrecken, denn eine strengere kirchliche Aufsicht schien zu Wegwendung eines Theiles des hanseatischen, scandinavischen und englischen Handels führen zu müßen. Außerdem sollten zu der Erzdiöces von Mecheln noch neue Bisthümer in Gent, Brügge und Ypern gehören, so wie ein geldrisches Bisthum in Roermonde. Unter die Erzdiöces Kammerich sollten die schon bestehenden Bisthümer von Doornick und Atrecht kommen, und die neuen von St. Omer und Namen (Namur). Unter Utrecht sollten die neuen Bisthümer von

Haarlem, Middelburg, Deventer, Leuwaerden und Groeningen stehen. Man sieht die Aenderung traf am Härtesten die mittleren und nördlichen Niderlande, und hier ward also auch die Unzufriedenheit am Größesten unter allen Ständen, während der Süden weniger aufgeregt ward.

Diese zu erwartende kirchliche Umänderung und die Anwesenheit der spanischen Truppen bildeten fortwährend die ostensiblen Puncte der Unzufriedenheit. Ein Heer anderer Gründe verbarg sich dahinter. Die Stellung der Regierung war aber außerordentlich erschwert dadurch, daß Philipp in Spanien von der Ansicht ausgieng, es werde, was er wolle, in den Niderlanden mit Energie ausgeführt, und deshalb Anordnungen traf, zu deren Durchführung ein ungebrochener Wille gehörte, während doch in den Niderlanden von den Dienern des Königes keiner einen solchen Willen hatte als Granvelle. Die Oberstatthalterin, eine wie kräftige auch, war doch eine Frau; Viglius fand die Grenze seiner Schritte überall auch in politischen Dingen in der Linie dessen, was das formelle Recht gestattete oder nicht, und der fürstenmäßige Adel hinderte soviel er konnte. Die Oberstatthalterin gab dem Geschrei gegen die Truppen so weit nach, daß sie sie nach Vliessingen hinüber schiffen ließ. Der König sah den Anschein einer Schwäche darin, und verlangte deren Zurückführung in ihre früheren Quartiere. Da verließen die Arbeiter in Seeland die Deiche am Meeresufer, und erklärten, sie wollten ihre Inseln lieber von der See überfluthen laßen, als länger das fremde Kriegsvolk im Lande haben, und doch war vorauszusehen, daß man diese Truppen auch den Städten, wo sie ihre früheren Quartiere gehabt, ohne Blutvergießen nicht wider würde aufnöthigen können. Das Ansehn der Regierung hätte nun gerade verlangt, daß man Alles darangesetzt hätte, die Maßregel, die der König angeordnet, auch durchzuführen — allein die Regierung hatte keinen reinen Boden. Es war wirklich ein Unrecht an den Landesprivilegien, und das Unrecht der Regierung hatte den Troß der Unterthanen nothwendig provocirt, und so war man in das üble Dilemma gekommen, entweder die Maßregel mit Blutver-

gießen durchzuführen, Kraft zu zeigen, aber dadurch wirklich tyrannisch, rechtsverletzend, revolutionär aufzutreten – oder aber nachzugeben, aber dadurch eine gewisse Schwäche, ein schlechtes Gewißen zu offenbaren, was möglicher Weise die Unzufriedenen veranlaßen konnte, auch da zu trotzen, wo das Recht auf Seiten der Regierung war. Am Ende hielt es doch sogar Granvelle für das Beste nachzugeben, und Anfangs des J. 1561 wurden die Truppen eingeschifft und aus dem Lande geschafft.

Kaum aber hatte die Partei Wilhelms auf diesem Puncte gesiegt, kaum hatte die Oberstatthalterin geglaubt durch das Abstellen dieser rechtlich gegründeten Beschwerde die Opposition gegen die Regierung zu beseitigen, als auch sofort Wilhelm ein neues Beschwerdepferd ritt. Alle Provinzen hatten Unterstatthalter erhalten, nur Brabant nicht. In Brabant war die Oberstatthalterin zugleich Unterstatthalterin der Landschaft. Wilhelm behauptete, daß sei gegen die Landesverfaßung. Als man ihm den Willen nicht that, schrie seine ganze Partei nach einer Versammlung der Generalstaaten. Anfangs erklärte die Oberstatthalterin, es sei ihr vom Könige untersagt, eine solche Versammlung ohne ausdrücklichen Befehl zu berufen; aber sie trat doch nicht fest genug diesen Anforderungen entgegen, sondern ergriff bald eine halbe Maßregel: sie berief nämlich eine Versammlung der Ritter vom goldenen Vließe, als der Notabeln des Landes, und gab so dem vornehmeren Adel selbst eine Veranlaßung sich zu versammeln, zu conspiriren und auf Maßregeln zu denken, welche den König bewegen sollten, Granvelle abzuberufen. Wenn dieser Mann beseitigt wäre, hofften die Fürstenmäßigen vom Adel bei der Oberstatthalterin selbst solchen Einfluß üben zu können, wie sie ihn wünschten.

Während aber alle diese Unterhandlungen über die Einschiffung der Truppen, über die Versammlung der Generalstaaten oder der Vließritter statt fanden, und die Oberstatthalterin durch ihre Maßregeln so oft Granvelle's Rathe gerade entgegen handelte, hatte sie doch darauf gedacht, diesen wichtigen Mann sich selbst zum Freunde zu erhalten,

und hatte sich beim Pabste für ihn um einen Cardinalshut bemüht. Der Pabst ertheilte den Cardinalshut am 26ten Februar 1561; allein Granvelle hielt die Sache geheim bis Philipp II. seine Einwilligung ausgesprochen hatte. Philipp gewährte diese gern, und nun waren die fürstlichen Herren in den Niderlanden vollends ergrimmt. Als Cardinal hatte der Enkel des Amtmanns von Dole den Vorrang vor allen Kurfürsten, geschweige denn vor den Grafen von Nassau, Egmond und Hoorn; und nun kam seine größeste Schwäche mit in's Spiel — er glaubte seinen hohen Rang äußerlich geltend machen zu müßen durch zahlreiche Dienerschaft, glänzende Livréen u. s. w. Das beleidigte von Neuem den hohen Adel, der freilich durch ein bescheideneres Benehmen von Granvelle auch nicht mehr zu gewinnen gewesen wäre. Während aber Egmond und seine Freunde in ihrer unbefangenen Offenheit ihren Aerger über die Cardinalspromotion ganz offen an den Tag legten, wühlte und grub Wilhelm in aller Stille unter dem Boden, auf welchem der Cardinal stund.

Die Egmondischen waren in dieser Zeit einmal bei einem Gastmahle im Hause des Herrn van Grobbendonk versammelt und spotteten weidlich über die Eitelkeit des Cardinals. Da machte man den Vorschlag, gerade im Gegensatze zu dem Prunke des Cardinals sich der äußersten Einfachheit zu befleißigen. Egmond ward aufgefordert, da er so reich war, daß bei ihm niemand auf den Gedanken beabsichtigter nidriger Ersparniß kommen konnte, mit gutem Beispiele voranzugehen, und sofort ließ er seine ganze Dienerschaft höchst einfach in die alte lothringische Farbe, in Grau kleiden; aber in die hängenden Aermel in den Livréen ließ er rothe Köpfe sticken, als Spott auf die Cardinalswürde Granvelle's. Alle machten es nach. Die Statthalterin lachte anfangs über die adelige Kücheníntrigue; allein Granvelle's Eitelkeit war verletzt; er nahm die Sache übel auf und so ernst, daß der Statthalterin bange ward. Sie verbot die rothen Köpfe; aber nun ließen die Edelleute dafür einen Bündel Pfeile hineinsticken mit der Umschrift: concordia res parvae crescunt, welcher Spruch nachher Devise der aufrührerischen Niderländer geblieben ist. Diejenigen Edelleute, welche die grauen Livréen nicht angeschafft hatten, sammelten sich zum Theil um den Herzog van Aerschot und als Lamoral und Wilhelm nun dazu vorschritten: der Adel

solle seine Concordia durch das einmüthige Verlangen der Abberufung Granvelle's bethätigen, schloß sich diese aerschotische Partei von der Theilnahme an diesem Verlangen aus und erklärte, sie sei nicht so anmaßend, dem Könige vorschreiben zu wollen, wen er zu seinem Dienste zu wählen habe. Durch diese Entzweiung unter dem Adel ward es unmöglich, indirect auf Granvelle's Abberufung zu wirken, weil alle zu dem Ende vorgeschlagenen Küchenintriguen bekannt wurden. So blieb dem grauen Theile des Adels nichts übrig als direct zu verfahren, und beim Könige eine offene Beschwerdeschrift gegen Granvelle einzureichen. Am 11ten März 1562 ward dieselbe unterzeichnet. Allerdings konnte der Adel davon reden, daß die Maßregeln der Regierung in der letzten Zeit immer dazu gedient hätten, dieselbe in Verlegenheiten zu verwickeln; allein einem unbefangenen Beobachter konnte es nicht verborgen bleiben, daß der eigentliche Hebel dieser Unzufriedenheit und der eigentliche Grund des Mangels an Erfolg auf Seiten der Regierung keinesweges Granvelle war, sondern eben nur die Partei, die sich über Granvelle beklagte. Freilich waren auch noch einige andere Rubriken von Beschwerden im Gange — aber wo sind diese nicht? sie hängen an allem menschlichen Anordnen — und daß diese Beschwerden einen solchen Accent bekamen, daß sie am Ende bürgerliche Bewegungen motivirten, daran war doch nur der unzufriedene Adel schuld durch sein Benehmen, womit er allen anderen Klassen vorangieng. Der König antwortete auf die Beschwerdeschrift gegen Granvelle lange gar nicht. Er war nicht von raschen Antworten. Und als er endlich am 6ten Juni 1563 darauf antwortete, vertröstete er die Beschwerdeführer darauf, daß er nächstens selbst nach den Niderlanden kommen werde, und sprach den Wunsch aus, es möge einer von ihnen an den Hof kommen, damit er von demselben Näheres erfahren könne, denn ohne triftige Gründe sei es nicht seine Gewohnheit seine Minister übel zu stellen.

Die Oberstatthalterin brachte inzwischen ihrer weiblichen Natur ihren Tribut. Frauen wißen in der Regel mit sehr gewandtem Verstande augenblicklichen Verlegenheiten durch einzelne Maßregeln abzuhelfen; aber sie sind ebenso auch geneigt alles, was sie in Verlegenheit setzt, in seiner Oberflächlichkeit und persönlichen Motivirung zu sehen. Allgemeine Verhältnisse faßen sie schwer auf. So hatte die Oberstatthalterin früher gemeint, wenn man nur die spanischen Truppen fortschaffe, werde man aus aller Verlegenheit sein. Daß die Beschwerde über die Truppen nur eine einzelne Aeußerung eines tiefer liegenden Uebels sei, daß man also, sobald man dieser Beschwerde abgeholfen habe, sofort eine neue in Gang kommen sehen werde,

hatte sie nicht erkannt. Und auch nun machte sie denselben Fehler. Sie kam am Ende auf den Gedanken, Granvelles Person sei der Stein alles Anstoßes und wenn man diese nur beseitige, werde sich alles Andere sofort finden und die Regierung ungehemmt ihren Gang gehen können. Alle ihre Verlegenheiten schrieb sie nun dem Cardinal zur Last und ward diesem von Tage zu Tage abgeneigter, sah ihn zuletzt als eine Bürde an, die ihre Geschäftsführung drücke.

Es war aber in der Zeit, wo der König auf seine Antwort hatte warten laßen, der Zustand in den Niderlanden weit verwickelter geworden; denn das lange Ausbleiben einer Zurechtweisung hatte den Adel in seinen Hoffnungen kühner gemacht, hatte ihn zu dem Glauben vermocht, sein Schreiber habe in Madrid einen dem Cardinal nachtheiligen Eindruck hervorgebracht. Diese widerwärtige Gesinnung des Adels hielt aber die Regiernng im Schach, so daß diese auch gegen die geringeren Klassen des Volkes nicht mit der wünschenswerthen Energie aufzutreten vermochte. Ketzerische Ueberzeugungen breiteten sich unter dem Schutze, den der Adel jeder der Regierung widerwärtigen Gesinnung gewährte, täglich mehr aus. Die Regierung konnte dagegen nur so viel thun, als eben hinreichte um zu erbittern und zu empören, nicht so viel um einzuschüchtern und in Ordnung zu halten. Sie schlug ihren Gegnern kleine Wunden, welche sie wüthend machten; nicht große, welche sie hätten niderwerfen können. Der Widerwille gegen den Cardinal war ein Thema, an welchem sich allmälig die Spottlust der ganzen Bevölkerung versuchte. Satiren erschienen auf Satiren und die bittersten unter denselben sollen einen Mann zum Verfaßer gehabt haben, der früher vom Vater des Cardinales, dann von ihm selbst erst gehoben worden war, einen Landsmann der Granvelle's, einen gewissen Rénard aus der Freigrafschaft. Neben diesen einzeln erscheinenden anonymen Flugschriften war aber eine breitere Basis für Verbreitung der Regierung widerwärtiger Gesinnung in den Kameren van Rhetoryke gegeben. Es waren dies Vereinigungen, wie die deutschen Meistersängercorporationen, wie die französischen Rhetoriciens, denen sie unmittelbar nachgeahmt waren. Diese bürgerlichen Dichter, die sich in Gesellschaften bildeten, als die Hofpoesie der Ritterzeit im 14. und 15. Jahrhundert in Verfall gerieth, behielten immer einen Beigeschmack der nideren, handwerkerischen Umgebungen, in denen ihre Kunst gepflegt ward, und hatten besonders zwei Richtungen: einmal gewisse breite Dramatisirungen religionsgeschichtlicher Themata, und sodann ironische Behandlungen solcher allgemeiner Verhältnisse, welche der Bürgerstand unangenehm und drückend empfand, und wel-

che er nach seiner Weise gern als misbräuchlich und als Ueberfluß in der Welt auffaßte. In den Niderlanden war die Lust an diesen bürgerlichen Dichtervereinen weit allgemeiner als im eigentlichen Deutschland. Fast jede größere Stadt hatte im Laufe des 14ten und 15ten Jahrhunderts drei oder vier solcher Kameren entstehen sehen und selbst in ganz kleinen Ortschaften und Dörfern bildeten sich dergleichen. Da aber Dinge, an denen die Menge nicht bloß einen genießenden, sondern einen producirenden Antheil nimmt, nothwendig immer in Kurzem der Plattheit verfallen, erhielten auch diese Dichtungen in den Kameren immermehr einen geistlosen Inhalt, und wetteiferten vorzüglich in allerhand handwerkerischen Künsteleien und Schnörkeleien der Form, wie das ja auch bei unseren deutschen Meistersängern der Fall gewesen ist. Aber wie wenig diese Kameren auch nach der dichterischen Seite leisteten, nach der Seite des gesellschaftlichen Lebens waren sie ein sehr wichtiges Moment. Philipp der Schöne hatte 1493, in einer Zeit, wo sich die Regierung im Ganzen in Einklang mit ihren niderländischen Unterthanen befand, und nur einzelne locale Streitigkeiten mit denselben im Gange waren, alle einzeln entstandenen Kameren deutscher Zunge, also überall, wo flaemisch oder holländisch gesprochen ward in den Niderlanden, in eine große Corporation vereinigt; und die Kamer: Jesus mit der Balsamblume zu Gent hatte er als Oberkamer gestiftet. Sie versammelte sich in St. Barbara Capelle in des Fürsten Niderhof in Gent. An ihrer Spitze stund ein Vorsteher, der zugleich Vorsteher aller Kameren deutscher Zunge war. Außer dem Vorsteher hatte diese Kamer nur 14 Mitglieder, dazu 15 jüngere Mitglieder als Lehrlinge und 15 Frauen — alles zu Ehren der 15 Freuden, welche die gebenedeite Mutter des Heilandes durch die Gnade ihres lieben Sohnes gehabt hat. Einmal im Jahre am St. Vincenztage hielt diese Kamer offene Schule; außerdem hatte sie 14 Versammlungen im Jahre und war ihrer ganzen Haltung nach noch mehr in Art und Sinn unserer deutschen Meistersängerschulen als die anderen Kameren. Man nannte die von der Regierung selbst in ihrem Zusammenhange constituirten Kameren: die freien Kameren. Daneben aber entstunden seitdem eine Menge neue Vereine dieser Art, welche sich der großen Verbindung nicht anschloßen und für nichts gelten wollten als für Privatvereine. Man nannte diese: unfreie (d. h. unprivilegirte) Kameren, und sie entzogen sich natürlich durch ihr Einzelbestehen in bei weitem höheren Grade der Aufsicht und Kenntnißnahme der Regierung. In diesen Kameren ward über alle Erscheinungen der Zeit, welche dem Bürgerstande unverständig schienen, gespottet.

Einerseits über die widertäuferischen Versuche die Reformation in den Niderlanden in Gang zu bringen; andrerseits aber auch über alle Gebrechen der Kirche und ihrer Geistlichkeit. Der behagliche Bürgerstand liebt es alles, was ihn drückt oder ihm auffällt, in Spottblasen sich geistig zu Nichte zu machen, sich ironisch darüber zu erheben und es für sein Bewustsein als etwas Lächerliches hinzustellen, und so kehrte man sich, seit unzufriedene Urtheile über die Maßregeln der Regierung in Gang kamen, mit demselben Spotte auch gegen diese. Gegen solche Quellen der in das Volk dann allgemein übergehenden Ansichten, Witze und Verhöhnungen ließ sich durchaus nichts Bedeutendes thun, denn so sprudelte in der einen Kammer kühner Witz nicht, daß man gegen sie vereinzelt hätte verfahren können, sondern h i e r kam e i n m a l vielleicht im Jahre eine treffende, komische Bemerkung zu Tage und d o r t einmal wider — da aber hunderte solcher Vereinigungen waren, so entstund doch eine ansehnliche, vom Volke dann weiter ausgebeutete Spottmaße, und hätte man sämmtliche Kameren unterdrücken wollen, so wäre das eine so umfaßende Maßregel gewesen, daß alles Zeter geschrieen hätte. Man hätte dem Volke in seinem gesellschaftlichen Leben ans Herz gegriffen und doch ward man allmälig zu Aehnlichem hingedrängt. Der Spott persönlich über den Cardinal führte zu Spott über die hohen Kirchenwürden im Allgemeinen und man nahm allmälig zur Prälatur der römischen Kirche eine fast protestantische Stellung ein. Da glaubte die Regierung helfen zu können, indem sie diese Vereinigungen der Aufsicht der Ortsgeistlichen unterwarf. Waren das billige oder gar selbst humoristische Leute, so half diese Aufsicht natürlich gar wenig und hinderte nu[illegible]vorsichtigere Aeußerung; waren sie moros und eifrig, so führte diese Aufsicht zu Klagen der Geistlichen gegen einzelne Kameren, die man nun strafen und aufheben muste um Lumpereien willen; und so ließ sich die Regierung in einen kleinen Krieg ein, der ihr im Wesentlichen keine Frucht, dagegen eine entsetzliche Gehäßigkeit in ihr ganzes Verhalten zum Volke brachte.

Es entstund aus diesem erfolglosen Kampfe mit dem Adel und mit dem Volke, in welchen die Statthalterin (die man daneben persönlich immer lobte und erhob) scheinbar nur wegen Granvelle's Persönlichkeit und wegen dieses Mannes Intereßen verwickelt ward, in ihr selbst immer mehr der Wunsch, sich des Cardinals entledigt zu sehen. Die Oberstatthalterin sah nicht ein, daß ihre Lage weit schwieriger werden würde, sobald dieser Ableiter der der Regierung feindlichen Gesinnungen wegfiele. Sie konnte sich nicht überzeugen, daß es die Regierung zu thun habe mit Großen, die unverbeßerlich waren, so lange

man ihnen nicht den Willen that, und ihnen den Einfluß gewährte, den sie in Anspruch nahmen; und außerdem mit einem aus den verschiedensten Gründen zu unruhigem Wesen geneigtem Volke. Wo eine Regierung solche Gegner hat, haben ihr so lange die Welt steht nur zwei Mittel geholfen, entweder wenn man diese Gegner mit der Schärfe des Schwertes energisch gebrochen hat, oder aber wenn man sie eine Zeitlang völlig gewähren und sich in ihren egoistischen Interessen verwickeln ließ, wo man dann fast mit Bestimmtheit vorauswißen konnte, daß man in Kurzem einen Theil von ihnen gegen den anderen im Kampfe erblicken und daß beide an der Regierung eine Anlehnung suchen werden.

Der Adel war am Ende zu der Taktik gekommen, sich den Sitzungen des Statsrathes, so weit er dazu berufen war, zu entziehen. Nur wenige noch nahmen an diesem Collegio Theil, und Egmond, Wilhelm von Nassau und der Graf van Hoorn, sagten geradezu, so lange Granvelle im Statsrathe sei, würden sie denselben nicht mehr besuchen. Das gab bei der Oberstatthalterin den Ausschlag. Sie sandte ihren vertrauten Secretär, Thomas d'Armentières, mit ausführlichen Instructionen und Belegen an den Hof, um Granvelles Abberufung zu betreiben. Der König, der die Verhältnisse klarer durchschaute, als die Oberstatthalterin, zeigte sich lange allen Vorstellungen taub. Es war seine Art sind, mit seinem Vertrauen zu spielen. Er gab es schwer; aber wer es einmal besaß, wie Granvelle, durfte auch darauf rechnen, an ihm einen Schutz zu haben. Am Ende aber scheint der Cardinal, der natürlich von diesen Bemühungen der Oberstatthalterin Nachricht erhielt und der, wenn er seine Stelle in den Niderlanden aufgab, nur eine drückende Last von Arbeit und Unannehmlichkeiten los ward, der Oberstatthalterin selbst den Beweis haben führen zu wollen, wie unverständig sie handle, und scheint also selbst den König bestimmt zu haben, einmal nachzugeben. Er verschaffte sich, um der Sache eine Form zu geben, vom Könige zunächst ein Schreiben, wodurch er auf einige Monate Urlaub erhielt, seine alte Mutter in der Freigrafschaft zu besuchen. Der König äußerte sich durchaus nicht gegen d'Armentières, daß er unzufrieden mit Granvelle's Be

nehmen sei, oder daß er ihn überhaupt abberufen wolle; aber schon die Nachricht, daß er freiwillig sich auf einige Zeit entferne, erregte überall in den Niderlanden die größeste Freude, und natürlich bildete sich der Adel doch ein, er habe diesen Schritt ertrotzt und seine Kühnheit wuchs. Der Adel wünschte dem Cardinal nun einen solchen Eindruck mit auf den Weg zu geben, daß er die Lust zur Rückkehr verlöre, und dem Könige wünschte man einen so eclatanten Beweis der Unzufriedenheit des Volkes mit Granvelle zu geben, daß auch er den Gedanken der Zurückführung dieses Ministers nach den Niderlanden fallen laßen müße. Die Verhöhnung steigerte sich also in der Zeit, die der Cardinal noch zu Vorbereitung seiner Reise bedurfte, in Pasquillen, Satiren, Maskeraden bis aufs Ungezogendste und Unglaublichste. Am 10ten März 1564 reiste er endlich ab nach Bisanz (Besançon) und unmittelbar nach seiner Abreise erschienen die bisher aus dem Statsrathe weggebliebenen Edelleute wider in demselben.

In der That brachte Granvelle's Abreise seinen Gegnern keinen Vortheil, als daß ihnen der Anblick seiner Person erspart ward. Von Bisanz und nachher von Rom aus, wo der Cardinal sich aufhielt, zog Philipp über alle niderländischen Geschäfte seinen Rath ein — und wie sehr ihn der König fortwährend ehrte und achtete, bewies er, indem er ihm 1571 die Regierung des Königreiches Neapel als seinem Vicekönige anvertraute und 1580 sogar, als Philipp längere Zeit in Portugal abwesend sein muste, die Regierung Spaniens selbst. Granvelle starb in Madrid im Sept. 1586 im 72ten Lebensjahre und ärntete in seinem ruhigen und geehrten Alter reichlich die Früchte, die er durch seinen lebenslänglichen treuen Dienst im Interesse seines Herrn verdient hatte. Ehe Granvelle die Niderlande verlaßen hatte, war auch der Anfang gemacht worden mit Einrichtung der neuen Bisthümer; er bezog als bereits eingeführter Erzbischof von Mecheln die Einkünfte nun im Auslande.

Das, was das Volk in den Niderlanden diesen neuen Bischofssitzen besonders abgeneigt machte, war die Meinung, daß

diese vielen Bisthümer ein Surrogat sein sollten der spanischen Inquisition. Ohngeachtet der Baron von Montigny, welcher 1563 am Hofe gewesen, die ausdrückliche Versicherung des Königes hinterbrachte, Se. Majestät habe nicht daran gedacht, dies spanische Justitut auf die Niderlande zu übertragen, fürchteten doch die Niderländer stets etwas Aehnliches, und in der Zeit, wo Wilhelm von Nassau der Regierung mehr und mehr entgegen war, waren solche Befürchtungen in aller Weise genährt worden, um das Volk gegen die von Granvelle's Rath geleitete Regierung einzunehmen.

Nach Granvelle's Abberufung kam nun wirklich, wie er es vorausgesehen hatte, der fürstenmäßige Adel an's Ruder, und die Herrschsucht dieser Leute trat sofort auf das Leidenschaftlichste hervor. Jeden treuen Diener des Königes, nicht etwa bloß Granvelle, suchten sie nun zu verdrängen. Alle die es nicht mit ihnen hielten, gaben sie den Ekelnamen: Cardinalisten, Granvellisten — und es lief nun also die Tendenz dieser Partei dahin, alle s. g. Granvellisten aus ihren Aemtern zu bringen und ihre Anhänger und Creaturen an deren Stelle. Da an der Spitze des Geheimen- und des Finanzrathes Freunde des Cardinals, aber in ihren Fächern höchst ausgezeichnete, tüchtige Männer stunden, nämlich Viglius und Barlaimont, trat der Statsrath diesen beiden Collegien überall hinderlich in den Weg. Nassauische, egmondische, hoornische Creaturen drängten sich, wo sie konnten, in die Stellen, und konnten darauf rechnen, weder von den Justiz- noch von den Finanz-Behörden eine wesentliche Controle zu erfahren, da der Statsrath überall den höchsten Justiz- und Finanzbehörden feindlich war, und diese hinderte, ihre Geschäfte an sich riß. Sogar Verbrecher rechneten auf Straflosigkeit, wenn sie in dieser jetzt nach der Herrschaft strebenden Adelspartei Verbindungen hatten. Weltliche Würden und geistliche Aemter waren den Meistbietenden feil, so weit sie vom Einfluße dieser Herrn abhiengen und die Edelleute, so weit sie an dieser im Statsrathe dominirenden Partei einen Rückhalt hatten, durften sich getrost Alles erlauben. Da der größte Theil der Herren, welche diese Partei führten, zugleich Unterstatthalter waren, opirirten sie dahin, sich in diesen Un-

terstatthalterschaften so mächtig zu machen wie möglich. So lange Granvelle da gewesen war, hatte er gesorgt daß jeder, der sich mit einer Bitte oder Beschwerde direct an die Generalstatthalterin wandte, von ihr seine Angelegenheit aufgenommen sah. Seit er fort war, wusten die Unterstatthalter dafür zu sorgen, daß nur solche Gesuche berücksichtigt wurden, die durch ihre Hände an die Oberstatthalterin gelangt waren. Kurz! an die Stelle von Granvelle's wohlgeführtem Regimente trat der Despotismus und die Willkühr einer adeligen Faction.

Die Statthalterin blieb aber auch in dieser Lage bei halben Maßregeln, mit denen sie früher Alles verdorben hatte. Da sich ketzerische Ueberzeugungen in den Niderlanden immer mehr ausbreiteten, verlangte der König 1565 strenge Execution der gegen die Ketzer vorhandenen Edicte. Viglius war der Meinung, hierin nicht sofort des Königs Willen zu thun, sondern ihm erst noch einmal eine ausführliche Vorstellung deshalb einzureichen. Einen so selbstständigen Schritt wollte sich die Oberstatthalterin nicht erlauben. Sie wollte die Nichtausführung den Unterbehörden aufbürden, und erließ an diese zu Ende des Jahres 1565 Circulare, in welche sie die strengen Ausdrücke des Königes aufnahm, wodurch sie Alles verdarb und zu Furcht aufreizte — und als sie diese Wirkung erfuhr, machte sie den Unterbehörden in einem neuen Circulare zu Anfange 1566 die bittersten Vorwürfe, daß sie den Inhalt jener Circulare hätten bekannt werden laßen, während sie diesen Erfolg hatte voraus wißen können, da die meisten dieser Behörden zu der Adelspartei hielten und diese nun allmälig ihre Taktik dahin wandte, die Oberstatthalterin selbst zu vertreiben, indem sie darauf rechnete, daß dann ein Mann aus ihrer Mitte zum Oberstatthalter ernannt werden müße. Diese Adelspartei, natürlich immer so, daß die Häupter ganz unbetheiligt erschienen und ihre Hände frei hielten, brachte nun im Volke Darstellungen in Umlauf von der Grausamkeit der Inquisition in Spanien, besonders von dem grausamen Verfahren der Inquisition gegen die armen heidnischen Indianer, mit denen man, weil sie auch Einwohner eines spanischen Re-

benreiches waren, die Niderländer verglich. Man brachte nun schon jene Theorie von der fürstlichen Gewalt, die durch die Jesuiten laut geworden war, daß nämlich die weltliche Obrigkeit die Quelle ihrer Macht im Volke zu sehen habe, daß der Fürst des Volkes wegen (statt an Gottes Statt) da sei, und daß, wenn er dies vergeße, zumal wenn er die dem Volke bei seinem Regimentsantritte beschworenen Zusagen (natürlich nach der Auslegung, die sie vom Volke erhielten) nicht halte, das Volk seines Gehorsames entbunden sei, auf das Lebhafteste in Gang; erinnerte an die Hilfe, die man nöthiges Falles von den benachbarten Protestanten in Deutschland und England zu erwarten habe, und bereitete so immer größere Unruhen vor. Die Statthalterin erfuhr jetzt, wie unklug sie gehandelt hatte, auf Granvelle's Abberufung hin zu arbeiten, denn nicht nur sah sie sich täglich durch die Fürsten und deren Anhang in allen ihren Schritten gehemmt, sondern sie mußte nun auch schon eigentlichen Unruhen entgegensehen, und die ganze Masse der Satire und Verleumdung, die sich früher über Granvelle ergoßen hatte, wandte sich nun gegen ihre eigne Person. Als sich der König auf die einlaufenden Berichte nun in Widerspruch mit seinen früheren, milderen Aeußerungen streng zu äußern anfieng und drohte, stellte sofort die unzufriedene Partei diese frühere Milde als Lüge und Heuchelei dar. Sie nahm keine Rücksicht darauf, daß auch ein König seine Ueberzeugung in Beziehung auf das, was er zu thun habe, erst nach und nach ausbildet und nach den Umständen faßt; daß ein König ohne sich einer Lüge schuldig zu machen, früher sich milder aussprechen und dann, wenn seine Milde misbraucht wird, strenger verfahren kann — man nahm darauf gar keine Rücksicht, sondern stellte das Verhalten des spanischen Hofes überhaupt als eine niderträchtige Perfidie dar.

Es ist im Gange der Geschichte so, daß zuweilen gewisse Entwickelungen sich wie Ströme verhalten mit reißender Gewalt — jeder Damm, der ihnen entgegengesetzt wird, verstärkt ihre Gewaltsamkeit und macht sie höher anschwellen. Alles dient ihnen. So schien damals Alles, was und in welcher

Sinne es auch geschah, dienen zu müßen, der spanischen Herrschaft in den Niderlanden Haß zu bereiten. Allerdings muß man anerkennen, daß in dieser Herrschaft etwas Unnatürliches lag, daß hier politisch gar nicht zusammenpassende Völker und Zustände verbunden waren, daß also die nachher eintretende Trennung der Niderlande von Spanien eine gewisse Art welthistorischer Berechtigung hat. Schon Karl V. hatte, wie wir gesehen, das Widersinnige dieser Verbindung erkannt und dahin gearbeitet, daß einmal die Niderlande mit England verbunden, von Spanien getrennt würden. Alles war die Folge des politischen Fehlgriffes, den sich der Kaiser hatte zu Schulden kommen laßen, indem er die Niderlande aus ihrer natürlichen, engen und nationalen Verbindung mit Deutschland herausriß. Allein wenn man dies auch Alles anerkennt, bleibt nichts destoweniger der Vorwurf wegen einzelnes pflichtwidrigen und egoistischen Handelns auf dem niderländischen Adel haften. Die Diener des Königes, welche die meiste Aufforderung in sich hätten fühlen müßen, dem üblen Verhältnisse der niderländischen Unterthanen zur Krone Spanien so lange entgegen zu wirken, bis einmal eine rechtmäßige, politisch zu billigende Möglichkeit der Abscheidung der Niderlande von Spanien eingetreten wäre, die Unterstatthalter, welche dem Könige durch Eid und Gewißen, durch ihr Amt zur Treue verpflichtet waren, waren, während dem Könige mit Unrecht der Vorwurf der Perfidie gemacht ward, wirklich zu perfide, um dem Könige jenen Dienst der Treue zu leisten und seine Person durch die ihrige zu decken; denn in der That war damals am Hofe so wenig als früher von Einführung der spanischen Inquisition in den Niderlanden irgend wie die Rede. Man wollte nur streng bei den Einrichtungen bleiben, welche hinsichtlich der geistlichen Gerichte schon Kaiser Karl getroffen hatte, und welche damals, wo der Adel noch nicht in Opposition gegen die Regierung war, ohne Widerspruch in den Niderlanden Eingang gefunden hatten, welche also König Philipp als integrirenden Theil der Regimentseinrichtung und Verfaßung bei seinem Regierungsantritte übernommen hatte. Zu den Puncten, welche in den Niderlanden in Beziehung auf die Kirche die Gemüther beunruhigten, gehörte außer den erwähnten auch noch die fast vorbehaltslose Annahme der Schlüße des tridentinischen Conciliums durch Philipp II. im J. 1565. Die entschiedene Verurtheilung abweichender Lehren, in Beziehung auf welche man in den Niderlanden noch einige kirchliche Nachgiebigkeit gehofft hatte, die feste Abschließung des römisch-kirchlichen Lehrbegriffes war es vorzüglich, was die Gemüther in den Niderlanden aufregte; denn die Rücksichten der

Toleranz, welche die Blüthe des Handels in diesen Gegenden aufgelegt hatte, hatten nicht bloß eine Menge abenteuerliches, gewinnsüchtiges Gesindels, sondern auch viele, denen es nur um ein freieres, geistiges Gehaben zu thun war, nach den reichen Städten der Niderlande, besonders nach Antwerpen gelockt, und von den befürchtenden Stimmungen dieser Leute aus, die nicht gern abermals ihren bequemen Aufenthalt wechseln wollten, giengen fortwährend feindliche Anregungen gegen die Regierung auf das Volk über.

Nachdem das niderländische Volk in seinen verschiedensten Theilen und aus den verschiedensten Ursachen und Quellen in Aufregung gerathen war, mochte Wilhelm, der inzwischen Correspondenzen nach allen Seiten mit Philipps und der katholischen Kirche Widersachern in Deutschland, England und Frankreich angeknüpft hatte, ohngeachtet er des Königs Diener war und öffentlich fortwährend als Katholik lebte, — mochte Wilhelm glauben, es sei nun Zeit dem Könige weiter durch entschloßenere Schritte zu imponiren, um ihn dahin zu treiben, daß er, um nur die Niderlande nicht zu verlieren, das Regiment in denselben ganz ihm anvertrauen solle, der sich persönlich außerordentlich vorsichtig genommen hatte und nahm und sich wohl gehütet hatte, unmittelbar bei irgend einem der bedrohlichen Zustände betheiligt zu erscheinen. Zu diesen weiteren Schritten waren die geeignetsten Werkzeuge theils sein Bruder Ludwig von Nassau, der immer in der protestantischen Kirche geblieben und darin aufgewachsen war, ein ehrlicher deutscher Degenknopf, tapfer, trotzig, aber von wildleidenschaftlicher Art; theils Wilhelms vertrauter Freund Philipp van Marnix, Herr von St. Aldegonde, von niderem Adel aus Brabant, ein Mann von außerordentlichen Gaben und großer Gelehrsamkeit, der aus wißenschaftlichen, geistigen Interessen sich schon längere Zeit entschieden der Reformation zugewandt und ebenso wie Ludwig von Nassau in Genf unter Calvin sich weiter zu unterrichten gesucht hatte. Diese beiden waren ganz von Calvins mächtiger Persönlichkeit ergriffen, nur Marnix, weil er immer in einer mehr beschränkten Lage aufgewachsen war, vorsichtiger, ruhiger; Ludwig gerader, stürmischer, leidenschaftlicher. Was in dem

Aufstande der Niderlande an edlerem religiösen Interesse mit wirkte, und nach dieser Seite wenigstens von Protestanten anerkannt werden muß, fällt auf Rechnung vorzüglich der beiden Männer; und ihr Umgang und Einfluß ist es auch wohl nur, der in Wilhelms eigenem Wesen almälig ein tieferes religiöses Interesse anregte. Beide aber waren auch ganz durchdrungen von den demokratischen Elementen, die in Calvins Auffaßung der kirchlichen Verfaßung lagen, beide waren geeignet die Verwandtschaft der jesuitischen Doctrin von der Construction des bürgerlichen Gemeinwesens mit der calvinistischen Doctrin von der Construction des kirchlichen Zusammenhanges, instinctartig wenigstens wenn nicht mit klarem Bewustsein, zu verbinden. Wir werden sehen, wie später, nach Ludwigs Tode, Marnix vorzüglich es ist, der dann jene jesuitische Doctrin von der Ausströmung aller weltlichen Gewalt aus dem Volke zu einer practischen Geltung in den Niderlanden durch seinen Einfluß zu bringen weiß.

Marnix traf damals, als eben die Aufregung in den Niderlanden durch die Circulare der Oberstatthalterin im Wachsen war, im Febr. 1566 in Wilhelms nordbrabantischer Herrschaft, in Bredà, mit neun Freunden zusammen — offenbar, da die Zusammenkommenden nicht in der Nähe lebten, sondern von den verschiedensten Seiten sich zusammenfanden, einer Verabredung zu Folge, und diese zehn schloßen hier in Bredà eine Eidsgenoßenschaft zu gemeinschaftlicher Vertheidigung der niderländischen Freiheit gegen fremde Unterdrückung. — Es kam hier eine aus einer Reihe Artikeln bestehende Acte als Grundlage ihrer eidsgenößischen Verbindung unter dem Titel eines Compromisses zu Stande, deren Entwurf Marnix wahrscheinlich schon früher besorgt und mitgebracht hatte, wobei nun wider die Befürchtung, König Philipp möge die spanische Inquisition einführen wollen (was er selbst fortwährend und ohne alles Wanken in Abrede stellte) als Hauptmotiv geltend gemacht ward. Die Verschworenen gelobten sich eidlich, wie sie sagten: zu des Königes Ehre und Dienst und zu des Vaterlandes Nutzen, daß sie nie die Einführung der spa-

nischen Inquisition in den Niderlanden dulden wollten, von welcher doch in der That gar nicht die Rede war. Aber bei den einmal in Gang gekommenen Befürchtungen war das der ganz zweckmäßige Punct, für welchen sich sehr viele, auch viele, die übrigens strenge Katholiken waren, in eine Verbindung vereinigen ließen. Daß unter den sich diesem Compromiſs bald von allen Seiten verbindenden viele von reinem Interesse entweder für das evangelische Christenthum oder für die rechtmäßige niderländische Freiheit, die sie bedroht glaubten, beseelt waren, wird man nicht in Abrede stellen können; aber diese vielen waren doch neben der großen Zahl der übrigen völlig unklaren, eitlen oder böswilligen nur wenige und im Allgemeinen wirkten gewiſs auch hier die von Anfang an in den Niderlanden mächtigen Hebel zur Unzufriedenheit, nämlich die große Verschuldung und Geldbedürftigkeit des nideren Adels bei frivolem Hingeben an lustiges, reichliches Leben, und der krankhafte Zug hie und da nach religiöser Ungebundenheit. Auf keinen Fall kann man der katholischen Landesregierung es verdenken, wenn sie, die ja auf ganz anderem kirchlichen Standpuncte stund und das, was jene begeisterten, edleren unter den Anhängern des Compromisses evangelische Freiheit nannten, eben nicht als evangelische Freiheit anerkannte und anerkennen konnte, sondern vielmehr als ein Verderben der Kirche betrachtete, sich gegen die Absichten dieser Verbindung ihrerseits aus allen Kräften wehrte.

Daß diese Abwehr nun aber wider nicht von vornherein in klaren, entschiedenen Schritten, sondern in halben Maßregeln statt hatte, fällt abermals der Oberstatthalterin zur Last. Nichts wirkt aufregender, zu einer Revolution provocirender, als Geheimniſskrämerei von Seiten der Regierung da wo es nicht einzelne momentane Maßregeln, sondern Tendenzen gilt; denn die aufgeregten Massen gehen in ihrer Phantasie mit ihren Befürchtungen dann immer auf das Aeußerste und werden in ihrer Feigheit die Beute derer, die diese Furcht zu nähren verstehen. Das Zweckmäßige wäre durchaus gewesen, wenn die Regierung entschiedene Erklärungen gegeben hätte über die äußersten Consequenzen ihrer Absichten und zu gleicher Zeit mit diesen Erklärungen die unnachsichtigste Bestrafung derer hätte eintreten laßen, welche über diese offenen Erklärungen hinaus

die Stimmung des Volkes durch weiteren Argwohn zu vergiften suchten. Beides aber geschah nun in den Niderlanden nicht. Das eine nicht, weil die Oberstatthalterin selbst nicht recht auf Philipps II. Betrachtungs- und Sinnesweise eingehen, also auch von ihm nicht erfahren oder selbst mit Sicherheit abnehmen konnte, was er in letzter Instanz nach allen Seiten beabsichtigte; — das andere nicht, weil die Gesinnung der Unterstatthalter selbst z. Th. mit dem aufgeregten Volke gegen die Oberstatthalterin im Bunde war und deren Maßregeln überall hinderte und brach. Die Verbindung des Adels aber wuchs von Tage zu Tage, und ihrer Abkunft nach die Vornehmsten in diesem Bunde waren außer Graf Ludwig noch Herr Hendrik van Brederode, ein ganz verwilderter niderländischer Edelmann, dessen Familie sich mit alten Erbansprüchen auf die Grafschaft Holland trug, der aber tief in Schulden war, und ein so ausgelaßenes haltloses Leben führte, daß er bald, nachdem er hernach aus den Niderlanden nach Deutschland flüchten muste, sich zu Tode soff. Er war zu Allem entschloßen und arbeitete entschieden auf offene Empörung und Bürgerkrieg hin. Ferner Floris Palland, Graf van Kuilenburg, und Willem Graf von Berg von's Heerenberg aus Geldern. Damit die Glieder des nideren Adelstandes um so leichter geneigt würden, sich dem Compromiß anzuschließen, sorgten die bereits verbündeten für die Ausbreitung ihnen günstiger Gerüchte. Die Königin von England, der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Cleve sollten diesen Gerüchten zu Folge schon bereit sein, ihnen im Nothfalle militärische Hilfe zu leisten. Graf Günther der Streitbare von Schwarzburg, einer der berühmtesten Condottieren des damaligen Deutschlands, der Admiral de Coligny, der eine ähnliche Stellung in Frankreich hatte, sollten sich geneigt erklärt haben, sofort Söldnerhaufen zu Unterstützung des niderländischen Adels herbeizuführen, und die Erinnerung an den früheren und noch bei Menschengedenken nahen Zusammenhang mit dem deutschen Reiche wirkte so, daß die Verbündeten nicht bloß an eine engere politische Verbindung mit den deutschen protestantischen Fürsten dachten, sondern sich auch an Kaiser Maximilian, der inzwischen auf seinen Vater Ferdinand gefolgt war, also an das Oberhaupt des Reiches wandten, um von ihm eine Vermittelung zu ihren Gunsten bei König Philipp zu erlangen. Die Unterschriften des Compromisses sollen sich unter diesen Umständen bald auf mehr als 2000 Namen belaufen haben; und nun verabredete man, in Brüssel eine Versammlung halten, und mit den Vornehmsten der Bundesglieder an der Spitze der Oberstatthalterin eine Beschwerdeschrift überreichen zu wollen.

Etwa der achte Theil der durch den Compromiss Verbündeten kam am 3ten April 1566 in Brüssel zusammen, und am 5ten April überreichten sie ihre Beschwerdeschrift. Die Statthalterin nahm dieselbe an und sagte: da ihr versichert werde, daß nichts darin stehe, als was zu des Königes Ehre und zu des Landes Besten sei, zweifle sie nicht alle Wünsche befriedigen zu können. Am anderen Tage gab sie die Schrift mit Randbemerkungen zurück, welche wider vertröstendes, halbes Inhaltes waren. Selbstständig, sagte die Oberstatthalterin, könne sie in so wichtiger Angelegenheit keinen Beschluß faßen; sie müße erst an den König berichten.

Bis auf einige wenige verließen nun auch alle diese Edelleute in den nächsten Tagen Brüssel. Jene zurückbleibenden drangen durch neue Unterhandlungen in die Statthalterin, die Religionsprocesse ganz zu sistiren, die Edicte zu mildern. Sie entschuldigte sich fortwährend mit mangelnden Vollmachten; doch wolle sie den Behörden überall sorgfältige Rücksichtsnahme empfehlen. Das war nun also alles, was man positiv erreicht hatte; im Grunde: gar nichts. Allein das Zusammentreffen des Adels aus allen Gegenden in Brüssel, die Einigkeit und Festlichkeit des Zusammenseins wirkte mächtig auf die Stimmung. Barlaimont hatte, als diese Edelleute zuerst vor der Statthalterin erschienen, und sie doch über deren Anzahl und feste Haltung erschrocken schien, ihr, um sie zu ermuthigen, zugeflüstert: Ce n'est qu'un tas de gueux! — Es waren nämlich fast durchgängig verarmte, tief in Schulden steckende Leute, die so viel wagten und der feierlichen Uebergabe der Beschwerdeschrift beiwohnten. Wilhelm von Nassau, Egmond, Hoorn und die anderen in hohen Aemtern befindlichen hatten sich wohlweise dem Compromiss gar nicht angeschloßen, und um sich gar keiner Strafe als Diener des Königes auszusetzen, auch die Edelleute, die unmittelbar in ihren Diensten waren, gehindert Theil zu nehmen. Auch die wohlhabenderen Glieder des Bundes hatten sich doch persönlich nicht so thätig einmischen wollen, um nicht die Regierung zu sehr gegen sich herauszufordern; und so kam

es, daß der Zug der Edelleute in Brüssel, mit Ausnahme von Graf Ludwig und von dessen Schwager, dem Grafen von Berg, fast nur aus Männern bestund, die mehr Schulden als Habe hatten, weshalb sie Barlaimont gueux, Bettler, genannt hatte.

Er hatte das Wort nicht so leise ausgesprochen, daß es nicht gehört worden wäre, und so ward es von den Verbündeten sofort aufgenommen und als Parteiname gewählt. Sie nannten sich gueux oder flaemisch geuzen und alle Embleme des Bettlerordens, der leinene Quersack, der Bettelstab u. s. w. wurden sofort Parteizeichen. Bald wurden bei dieser Partei Medaillen als Abzeichen gewöhnlich, welche auf einer Seite das Bild des Königes, auf der andern den Bettelsack führten und auf jener Seite die Inschrift hatten; fidèle au roi, auf dieser: jusqu' à la besace. Dagegen trug der Theil des Adels, der entschieden zur königlichen Regierung hielt, und der, wie schon früher bemerkt ward, seinen vornehmsten Repräsentanten in dem Herzoge von Aerschot hatte, als Abzeichen eine Medaille mit dem Gnadenbilde Unsrer Lieben Frauen von Hall.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn politische Parteien sich in verschiedene Fractionen trennen (wie hier auf der unruhigen Seite sich die fürstenmäßigen und ihre nächste Umgebung mit Ausnahme des Grafen Ludwig und des Grafen von Berg abgesondert hielten von dem im Compromiß verbündeten nideren Adel oder den Geuzen), daß dann der eine Kreis von dem anderen das Gerücht in Umlauf setzt, es sei in demselben etwas beschloßen oder geschehen, was man doch nur wünscht, daß es geschehen möge: so setzten die Geuzen damals in Umlauf, die Vließritter d. h. der höhere Adel hätte sich durch schriftlichen Vertrag (von dem man sogar, obwohl er erlogen war, Abschriften circuliren ließ) verbunden, die Aufhebung der Glaubensgerichte und der königlichen Edicte in Kirchensachen zu bewirken; und alle diese wirklichen oder fingirten Schritte des Adels wirkten auf ihn selbst und auf das übrige Volk im höchsten Grade aufregend, ermuthigend. Immer kühner traten nun auf allen Seiten, besonders im südlichen Nider-

land, Anhänger Calvins auf, und Schüler Calvins drangen als Prediger in das Land. Nach mehreren anderen Tagfahrten, welche der geuzische Adel gehalten hatte, kam er im Juli wider in St. Trujen zusammen, nun wohl 2000 an der Zahl. Alle waren bewaffnet, von bewaffneter Dienerschaft begleitet; zahlreiche Schaaren anderes Volkes fanden sich dazu — man hatte in dem Städtchen kein Unterkommen mehr und lagerte sich auf dem Felde. Die Statthalterin, als sie davon hörte, gerieth in die größeste Angst. Sie sandte Wilhelm von Nassau und Egmond nach St. Trujen, um mit den Geuzen zu unterhandeln; diese Abgesandten fanden aber nun als Forderung: wenn nicht unbedingte Religionsfreiheit, dann wenigstens Sistirung der Religionsprocesse und Widerruf der königlichen Edicte und Bürgschaften für das Gewähren dieser Forderungen. Darauf konnte sich die Statthalterin ihren Vollmachten nach nicht einlaßen; sie suchte weiter zu unterhandeln. Man ließ Ludwig von Nassau und zwölf andere, unter denen auch Brederode war, nach Duffel bei Lier kommen. Endlich kam Ludwig sogar zur Statthalterin nach Brüssel und setzte ihr geradezu einen Termin, bis wie lange die Geuzen ruhig bleiben wollten; bleibe dann erwünschte Antwort aus, so stünden sie für nichts mehr. Unruhen, die in Antwerpen (welches voll der katholischen Kirche misgünstiger Leute war, wohin nun auch calvinistische Prediger kamen, wo Brederode einzog und den Spectakel aufs Aeußerste trieb) ausbrachen, nöthigten die Statthalterin in ihrer Verlegenheit, die Beruhigung der Stadt Wilhelm von Nassau zu übertragen. Dieser übernahm diesen Auftrag erst, als er außerordentliche Vollmachten erhalten hatte, und erklärte dann, als er in Antwerpen war, er könne die Stadt nur beruhigen, wenn man den Calvinisten einstweilen Duldung zusage; und erhalten könne er Ruhe nur, wenn man ihm erlaube, Truppen zu werben.

Aber kaum war das der Statthalterin abgetrotzt, als sich auf allen Seiten, und zwar zuerst im südwestlichsten Flandern, das Volk noch wilder erhob. Ein Pöbelhaufe drang am 14ten August in die Cistercienserabtei von We-

velghem und brachte einen Kirchen- und Bildersturm in Gang, der bald über ganz Niderland hintobte bis nach Amsterdam und Utrecht. Um sich mit ihm zu berathen, hatte die Statthalterin Wilhelm am 15ten August zu sich nach Brüssel beschieden; während seiner Abwesenheit brach der Sturm auch in Antwerpen los. Die Statthalterin hatte anfangs diesen Pöbelhaufen Gewalt entgegensetzen wollen. Das hatte ihr Egmond ausgeredet, weil ein entsetzliches Blutvergießen über das ganze Land, vor welchem ihre weibliche Natur schauderte, die Folge sein werde — und so war sie denn in Folge aller ihrer halben Maßregeln dahin gedrängt, daß sie endlich am 25ten August auf alle Forderungen der Geuzen eingehen, die Zusage der Sistirung der Glaubensprocesse, der Zurücknahme der königlichen Edicte geben und den Calvinisten Freiheit der Predigt gewähren mußte. Sie fügte nur die Clausel bei: „vorbehaltlich der Genehmigung des Königes" — und an diesen schrieb sie, er möge seine Genehmigung nicht gewähren, denn sie sah natürlich das, was sie selbst hatte gewähren müßen, als lediglich durch Gewalt ertrotzt an.

Indessen waren auch diese Schritte wider halbe Maßregeln; denn in den Niderlanden durfte sie ihre widerwärtige Gesinnung gegen die abgenöthigten Zusagen nicht so bloß geben, und sie verführte dadurch, daß so eine Zeitlang die Regierung selbst auf die Absichten der Geuzen einzugehen schien, eine große Menge auch ansehnlicherer Leute, sich ebenfalls den geuzischen Projecten mehr hinzugeben und dadurch unrettbar zu compromittiren, und veranlaßte, daß die noch größere Zahl der den Stimmungen der Zeit gedankenlos sich Hingebenden mehr und mehr ganz für die revolutionäre Bewegung gewonnen ward. Margarethe wird gewöhnlich von den Historikern sehr hoch gestellt; — allerdings war es eine Frau von halbmännlichem Wesen, aber dennoch kann man sagen, ihre Schwäche habe überall der Empörung in den Niderlanden eine breitere Basis geschaffen, als Wilhelm von Nassau jemals mit allen seinen Intriguen herzustellen vermocht hätte. Wenn man aber bezweifelt, daß der Aufstand und die Unruhe planmäßig und künstlich vom höheren Adel genährt und geleitet worden seien, so läßt sich dieser Zweifel leicht beseitigen, auch wenn man nicht solche einzelne Züge anführen will, wie jenes Schreiben Ludwigs von Nassau an die calvinistischen Prediger und die Füh-

rer der Haufen in Gent, welches der doornicker Advocat Leclerc überbrachte, und welches anbefahl, nun, nach Sicherung der Freiheit des reformirten Gottesdienstes, die Anhänger derselben zur Ruhe zurück zu führen. Vielmehr ist der Umstand, daß der kirchenstürmerische Unfug, welcher das ganze Land durchtobt hatte, wie durch einen Zauberschlag aufhörte, sobald die Geuzen erreicht hatten, was sie wollten, vollständiger Beweis, daß nur die Verbindungen der Geuzen es gewesen waren, welche den ganzen Unfug hervorgerufen hatten, um ihren Forderungen ein momentanes Gewicht zu geben.

Uebrigens führte die Maßregel der Geuzen bis auf einen gewissen Grad ihre Strafe sogleich mit sich, denn durch diese Kirchengreuel wurden eine große Anzahl wohlgesinnter, besonnener Männer, die zeither wirklich geglaubt hatten, durch das Anschließen an die Geuzen nur des Landes Freiheiten zu vertheidigen, aufmerksam, daß hier noch andere Zwecke betrieben würden, als welche ihnen bekannt wären, und so zogen sie sich zurück; und unter ihnen auch Egmond, welcher meinte, noch auf der einmal betretenen Bahn einhalten zu können, obgleich er durch die Art wie er mit Wilhelm von Nassau unter der Hand den Geuzen Vorschub geleistet, schon über und über dem Hofe verdächtig und compromittirt war. Auch er hatte wohl nie die Absicht gehabt, auf ein äußerstes Ziel hinzudringen, sondern nur, der Regierung gewisse Zugeständnisse, namentlich einen Oberstatthalter in seinem Sinne abzunöthigen. Auch mochte damals Wilhelm von Nassau selbst noch nichts anderes eigentlich vor Augen haben; doch muß in ihm, wie man an seinem nachmaligen Benehmen sieht, schon der Entschluß festgestanden haben, falls er dies Spiel verliere, sich der spanischen Regierung nicht zu fügen. Egmond gieng nach dem Vertrage von St. Trujen aufrichtig darauf ein, der Regierung bei Beruhigung des Landes Beistand zu leisten; Wilhelm allerdings auch scheinbar; doch ließ er fortwährend Verhältnisse mit deutschen Condottieren und Werbeofficieren, wie mit Graf Günther von Schwarzburg, Graf Wolf von Hohenlohe, dem Obristen Hol und anderen unterhalten, so daß man deutlich sieht, er für seine Person dachte und sorgte schon für äußerste Fälle eines offenen, blutigen Kampfes mit der Regierung.

In der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königes ankam, ward der abgeschloßene Vertrag leidlich beobachtet. Dabei überließen die Geuzen die Leute aus dem Pöbel, welche der von ihnen ausgegangenen Anregung gefolgt waren, d. h. die Kirchenstürmer, ihrem Schicksale. Viele von ihnen wurden zur Verantwortung gezogen und hingerichtet.

Die Bedingungen, welche endlich der König für die Niderlande stellte, und bei deren Beschließung er vielfach Rath und Auskunft von dem Abgeordneten des niderländischen Adels in Spanien, von dem Baron von Montigny, suchte, waren im Verhältnisse zu den stattgehabten Vorgängen sehr mild. Er erklärte nochmals und gab sein königliches Wort, es solle in den Niderlanden von keiner Inquisition als von der der Bischöfe, die ja seit der Zeit des heiligen Bonifacius schon bestanden hatte, die Rede sein. Die Edicte, über welche man so sehr klagte, sollten einige Aenderungen erfahren. Den Geuzen sollte Amnestie bewilligt werden. Es waren dies in der That die äußersten Zugeständnisse, die man vom Könige nur irgend erwarten konnte; allein den niderländischen Verhältnissen, die sie unmittelbar beruhigt haben würden, wenn sie *sofort* nach dem Vertrage von St. Trujen eingetroffen wären, thaten sie nicht mehr genug, weil der König zu lange Zeit brauchte, ehe er sich entschloß und dann noch die Entfernung des Hofes von den Niderlanden hinzukam. So war in den Niderlanden ein längerer Zeitraum verstrichen, während dessen man sich schon ganz in den neuen Zustand fast vollkommener Religionsfreiheit einlebte, so daß, als die Antwort des Königes endlich ankam, seine Zugeständnisse nicht mehr erschienen, als gewährten sie etwas, sondern nur als nähmen sie sehr vieles.

Wilhelm von Nassau beurtheilte nun die Verhältnisse so, daß es für die Stellung zum Könige einen Mittelweg nicht mehr gebe: entweder müße man eine von ihm fast unabhängige Stellung in den Niderlanden gewinnen oder sich gegen ihn wehren. Er hatte der Statthalterin in diesem Sinne sogar zugemuthet, zu genehmigen, daß er Brederode als seinen Unterstatthalter in Holland bestellen dürfe, einen Mann, der, wenn er auch nicht in Vianen selbst die Bilderstürmer geführt gehabt hätte, doch als Haupt der Unruhestifter berüchtigt genug war, und der offenbar mit einer Empörung umgieng. Die Statthalterin gab ihm nicht nur hierin nicht nach, sondern nahm ihm im October auch wider die Statthalterschaft in Antwerpen, welche ihm in

den Zeiten der ärgsten Noth übertragen worden war, und für welche ihm nun ein Stellvertreter in der Person des Grafen van Hooghstraten bestellt ward. Zugleich störte sie ihn ganz in seinen nächsten Planen dadurch, daß sie beim Kaiser ein Verbot auswirkte an die deutschen Fürsten und Obristen, Truppen gegen König Philipp nach den Niderlanden zu führen. Zur selben Zeit aber ließen die Kurfürsten von Mainz und Trier Truppen werben, um mit denselben die Regierung in den Niderlanden nöthigesfalles gegen die Unruhstifter zu unterstützen und alle diese Umstände bewogen die Grafen Wilhelm und Ludwig, ihre früheren Vertrauten, Egmond und Hoorn, zu einer Besprechung in Dendermonde einzuladen. Sie fühlten wohl, daß sie zunächst nur dann glücklich vorwärts schreiten könnten bei ihren Operationen, wenn Egmond und Hoorn mit ihnen einverstanden seien; denn an diesen Männern hiengen alle, welche es mit den Freiheiten des Landes wohl meinten, welche aber treu zu der katholischen Kirche hielten, und deren war durchaus die Mehrzahl unter den Geuzen. Handelte man also mit Egmond nicht weiter in Einverständnifs, so verlor man auch die Theilnahme aller derer, die auf ihn als auf ihren Compafs und Leitstern sahen, und dann war es unmöglich im Lande selbst der Regierung Widerstand zu leisten. Es ward also das Aeußerste aufgeboten, um Egmond von Neuem in die weitere Bewegung hereinzuziehen, und zu diesem Ende ward eine Anzahl Briefe bei dieser Zusammenkunft in Dendermonde von Wilhelm zum Vorschein gebracht, theils von Niderländern geschrieben, die sich in Spanien aufhielten, und welche darin übereinkamen, daß der König durch die letzten Vorfälle sehr erzürnt sei, und dieselben (mit Recht) ganz dem Adel zur Last schreibe — theils aber auch Abschriften angeblich aufgefangener Briefe des spanischen Gesandten d'Alava in Paris.

Den Inhalt dieser Briefcopieen, welche Wilhelm seinen Freunden in Dendermonde vorzeigte, giebt Bor in seiner Geschichte des niderländischen Krieges wörtlich, doch nur in holländischer Uebersetzung. In welcher Sprache, ob spanisch oder französisch, die angeblichen Copieen Wilhelms waren, wird nirgends

angegeben; die Originale hat nie ein namhafter Mensch gesehen; doch ist der erste der beiden Briefe so plump, daß ihn unmöglich ein Mann, wie d'Alava, verfaßt haben kann und Wilhelms Character, der es mit den Mitteln zu keiner Zeit sehr genau nahm und auch später Lüge und Verleumdung, wo er etwas damit erreichen konnte, sehr wohl zu gebrauchen wuste, erlaubt vollkommen die Annahme, daß er diese Briefe untergeschoben habe. Groen van Prinsterer, der für die Rechtfertigung Wilhelms streitet, vermag keinen einzigen directen Beweis für die Authenticität dieser Briefe beizubringen; er stützt sich hauptsächlich auf die Behauptung, ein so feiner Kopf wie Wilhelm könne unmöglich, wenn er einmal Briefe habe unterschieben wollen, einen so plumpen Brief untergeschoben haben, wie jener erste sei; dieser müße also ächt sein gerade wegen seiner Plumpheit. Allein sehr woht konnte ein so feiner Kopf so plumpe Briefe unterschieben, denn er hatte es damals in den Niderlanden mit leidenschaftlich aufgeregten Leuten, die voller Befürchtungen und voller Ueberzeugung von der plumpen Perfidie der Spanier waren, zu thun — mit Leuten also, welche, wie in der Regel in solcher Stimmung, das Aeußerste von den Gegnern, die sie fürchteten, zu glauben geneigt waren, und namentlich Egmond war ein überall sich einer ehrlichen Miene leicht hingebender, gutmüthig gläubiger Mensch. Auch der zweite allerdings in bedachteren Ausdrücken geschriebene Brief enthält doch so manches völlig Unnöthige und höchst Gefährliche in seinen Aeußerungen, daß auch da der Gedanke, der ganze Brief sei in den Niderlanden nach allerhand Informationen (die Oranien bei seinen weitausgedehnten Verbindungen wohl haben konnte) und nach gern geglaubten Vermuthungen zusammengeschmiedet, nicht eben ungereimt genannt werden darf. Wie war es möglich, daß ein Gesandter, der an einem so wichtigen Hofe, wie der französische, bestellt war, wozu man also doch nicht einen dummen, unvorsichtigen Mann gewählt haben wird, sich z. B. über die Abgeordneten des niderländischen Adels in Spanien, den Baron von Montigny und den Markgrafen von Berghenopzoom etwa folgendermaßen ausdrückte: „was die beiden zu Sr. Majestät gekommenen Edelleute anbetrifft, so hat man nichts versäumt, sie so gut zu empfangen, so bequem hinzuhalten und so zutraulich zu machen, daß sie auf die Gnade und das Vertrauen Sr. M. schwören; doch hat man sich hinsichtlich ihrer sehr sicher gestellt, daß sie nichts sagen, berichten oder thun können, was man nicht wünscht. Man wird sie selbst aber zunächst durchaus nicht vom Hofe abreisen laßen" u. s. w. Man begreift durchaus nicht, an wen und zu welchem Ende ein Gesandter

in Paris solche Confidentien und auch diese in so plumper Weise über die Absichten des Madrider Cabinettes gemacht haben soll. — Auch war in der That diese Falle für Egmond etwas zu grob. Auch er war sofort der Meinung, daß es mit diesen Briefen unmöglich richtig sein könne. Er gieng auf den Wunsch der Nassauer Brüder, das Verhältniſs zur Regierung zu einem unheilbaren Bruche fortzutreiben, nicht ein; sondern wollte nur dahin wirken, daß die Generalstaaten berufen würden, oder der König veranlaßt würde, selbst nach den Niderlanden zu kommen. Das letztere wäre allerdings für die Niderlande das Zweckmäßigste gewesen; aber Wilhelm lag daran gar nichts. Kam der König selbst, so war Wilhelm mit allen seinen Planen am Ende. Abschriften von den in Dendermonde zum Vorschein gebrachten Briefen legte Egmond der Statthalterin vor, welche auch sofort erkannte, daß es der Natur der Sache nach unmöglich sei, daß ein Gesandter des Königes so plump wie in dem ersten Briefe das Verderben Egmonds und Wilhelms habe besprechen können; daß diese Briefe nothwendig untergeschoben sein müßten. Egmond selbst ward so überzeugt von der Richtigkeit dieser Ansicht, daß er gar nichts weiter auf diese Briefe gab.

Um zunächst für die Beruhigung der Niderlande doch etwas zu thun, wurden vom spanischen Hofe alle Vorbereitungen zu einer Reise des Königes nach seinen niderländischen Provinzen getroffen. Es war dies keineswegs eine bloße Maske, sondern eine Partei am Hofe war wirklich für diese Reise. Im spanischen Kabinette waren damals zwei einander sehr heftig, obwohl in den Formen höfisches Anstandes, anfeindende Parteien. An der Spitze der einen stund der Herzog von Alba; an der Spitze der anderen der Herzog von Eboli. Beide Parteien waren überzeugt, daß, wenn der König reise, nur das eine Parteihaupt in seiner Nähe bleiben könne, und betrieben anfangs beide Parteien den Plan, nur in verschiedener Weise. Alba bestund darauf, daß der König mit einem Heere nach den Niderlanden gehen solle, denn dann war er sicher, daß er ihn begleiten werde. Eboli suchte durchzusetzen, daß der König ohne Heer gienge, denn ein solches werde Schrecken und Aufregung verursachen, — und dann hoffte er Begleiter des Königes zu werden. Welcher von beiden in des Königes Nähe blieb, hatte natürlich den Sieg in den Hän-

den. Als aber später Alba durchsetzte, daß der König mit einem Heere nach den Niderlanden gehen und er ihn begleiten sollte, war Eboli auch sehr erfreut, denn bei der Scheu des Königes vor aller persönlichen Unruhe, vor allem unangenehmen Zusammentreffen mit anderen, konnte es nicht schwer werden, ihn zu überzeugen, daß es doch eigentlich für seine Würde angemeßener sei, wenn er in den Niderlanden erst auftrete, wenn das ganze Land beruhigt sei und er nicht mehr zu strafen und persönlich streng aufzutreten brauche, sondern Gnade üben könne. Da hatte die Intrigue Ebolis gesiegt; denn nun muste Alba allein vorausgehen, der König und Eboli blieben in Spanien, und letzterem ward es leicht, den König dann von Termin zu Termin und endlich ganz von der Reise abzuhalten. Alba blieb die ganze Zeit über, wo er in den Niderlanden war, vom Hofe, vom Mittelpuncte der Geschäfte und von höherem Einfluße entfernt.

Unterdeßen aber, während sich diese Intrigue am Hofe noch nicht entschieden hatte, während man in den Niderlanden der Ankunft des Königes entgegen sah und Alles in einem interimistischen Zustande und Verhalten war, hatte es die Oberstatthalterin für ersprießlich gehalten, im Frühjahre 1567 von allen Beamteten, also auch von den Statthaltern die Versicherung zu verlangen, daß sie dem Könige treu gegen alle Majestätsverbrecher ohne Ausnahme dienen würden. Die Grafen Mansfeld, Egmond, Barlaimont und Meghem, also die Statthalter in Lützelburg, Flandern, Atrecht, Namen, Geldern und Zütphen, so wie der Herzog van Aerschot leisteten diesen neuen Eid ohne Bedenken. Hoorn (der Admiral) und Hooghstraten (Wilhelms Stellvertreter in Antwerpen) beriefen sich auf ihren früheren Diensteid, welcher hinreichend sei und die verlangte Versicherung ohnehin einschließe. Brederode, welcher Rittmeister in königlichen Diensten war, zögerte einen Augenblick; dann gab er, um den Eid nicht zu leisten, sein Patent zurück. Als Wilhelm die ersten Eröffnungen wegen dieses Eides gemacht wurden, erklärte er, er sehe wohl, wie man ihn durch solche für seine Ehre beleidigende Zumuthungen von seinen

Aemtern zu treiben suche. Da es zu gefährlich war, wenn Wilhelm mit einem Scheine des Rechts in den Augen des Volkes seine Stelle niderlegte, so versuchte die Statthalterin eine weitere Unterhandlung. Er erklärte hierauf, indem er eine in der That etwas alberne Ausflucht wählte, er sei deutscher Reichsfürst und als solcher dem Kaiser eher als dem Könige Treue schuldig; er könne sich also doch unmöglich gegen jedermann dem Könige verpflichten. Natürlich ward ihm sofort entgegnet, so begründete Clauseln dürfe er dem Eide anhängen wie es ihm beliebe. Als Wilhelm nun sah, daß ihm auch dies nichts helfe, ward er aufgebracht und sagte: wenn er den Eid so leiste, wie er vorliege, werde er am Ende seine eigne Gemahlin, die eine Lutheranerin sei, auf den Scheiterhaufen führen müßen. — Er war zu weiterer Erklärung nicht zu bringen.

Brederode, der in dieser Zeit seine Burg in Vianen unter dem Vorwande, sie vor dem zahlreichen landläuferischen Pack sicher zu stellen, mit Mannschaft besetzte und gegen die Kirche gerichtete Schriften daselbst zu drucken erlaubte, suchte von Antwerpen (wohin er wider kam) aus die Erlaubniſs, sich der Statthalterin vorstellen und bei ihr vertheidigen zu dürfen. Sie lehnte aber die Begegnung dieses wüsten Menschen ab: was er suche, möge er schriftlich einreichen. Auch hatte sie nun Mannschaft nach Brüssel genommen und streng untersagt, ein Mitglied des Geuzenbundes ohne ihre ausdrückliche Erlaubniſs in die Stadt zu laßen. Brederode reichte nun eine Beschwerdeschrift ein: die Bundesglieder hätten ihrerseits den Vertrag vollständig gehalten, aber die Regierung gewähre nicht vollständig, was sie hinsichtlich der Freiheit des Gottesdienstes zugesagt habe. Die Statthalterin behandelte ihn in ihrer Antwort als einen unberufenen Sprecher, und in so entschiedener Weise that sie das, daß viele von seinen Anhängern erschracken und ihn verließen. Da suchte er, geängstigt wie er war eben so wie die, die noch zu ihm hielten, durch Egmond sich Verzeihung von der Statthalterin auszuwirken; allein deren Forderung, daß sie sich vorher unbedingt des Königes Gnade anheim geben sollten, scheuchte sie wider von

dieser Bahn des Friedens zurück. Der Argwohn gegen die Regierung des Königes, den sie früher durch absichtliche Verleumdung unter dem Volke hervorgerufen und großgezogen hatten, der sich dann aller sich darbietenden Elemente bemächtigt und gewissermaßen ein eignes Leben gewonnen hatte, ward ihrem bösen Gewißen nun selbst zum Schreckbilde — und in diesem Schrecken schritten sie zu Thaten fort, die den König berechtigten und zwangen zu der Ansicht, nur die äußerste Strenge könne die Krankheitszustände der Niderlande noch heilen — denn sie beschloßen, wie so oft die angstvollen aus purer Furcht muthig werden, troß ihrer verringerten Macht und troß des herabgebrachten Ansehens der Geuzen, Truppen zu werben und sich einer der Hauptstädte des Landes zu bemächtigen. Sie ersahen sich zuerst Antwerpen dazu aus, und hier war ihnen Wilhelm von Nassau behilflich, der troß dem, daß ihm hier ein Stellvertreter bestellt war, in die Stadt kam und eine scheinbar sehr legale Maßregel ausführte. Er erklärte nämlich, die vielen ohne bestimmtes Geschäft in Antwerpen lebenden Ausländer seien die Quelle aller Unruhe und aller Ketzerei in der Stadt und ließ sie plötzlich ausweisen. Darunter waren allerdings sehr viele, die nur in dem toleranten Antwerpen bestehen konnten; die, so wie sie ausgewiesen waren, sich der größesten Gefahr ausgesetzt sahen und sich also nun zu eigner Nothwehr bewaffneten. Sie bildeten ein Corps in Dambrugge, und Marnix's Bruder, der Herr van Tholouze, stellte sich an ihre Spitze und führte sie ganz in die Nähe von Antwerpen, nach Oosterweel, von wo aus sie hofften, sich der Stadt bemächtigen zu können, in welcher sie eine Menge Freunde und Gleichgesinnte hatten. Wilhelm verwies sie von da; sie zogen sich auf kurze Zeit zurück und kehrten dann verstärkt wider. Der Magistrat von Antwerpen wollte nun, Wilhelm solle Gewalt gegen Tholouzes Haufen brauchen; er wuste das unter Vorwänden abzulehnen und operirte unter der Hand darauf hin, Tholouze Terrän gewinnen zu laßen — aber der Magistrat hatte dieser Winkelzüge genug und wandte sich nun direct an die Statthalterin, welche sofort, ohne

Wilhelm weiter zu benachrichtigen, durch ihre Truppen einschreiten ließ. Tholouze ward geschlagen und erschlagen; sein ganzer Haufe ward vernichtet. Die Reformirten in der Stadt drangen zu spät zur Hilfe heraus und Wilhelm von Nassau, den sie für einen Verräther hielten (weil sie entschieden auf ihn gerechnet hatten und er doch aus lauter Vorsicht Tholouze zuletzt im Stiche ließ), wäre bald von ihnen ermordet worden. Endlich ward die Stadt wider beruhigt und eine Capitulation mit den Reformirten geschloßen, welche sie zufrieden stellte.

Brederode hatte, während Tholouze diesen Anschlag auf Antwerpen ausführte, sich Amsterdams zu bemächtigen gesucht; aber als er Tholouzes Niderlage erfuhr, verlor er ganz den Muth und verließ die Niderlande. Er gieng nach Ostfrisland, wo er sich bald hernach, wie bereits bemerkt ward, zu Tode soff. Auch Wilhelm muste sich nun überzeugt halten, daß er in seinem zweideutigen Benehmen zu weit gegangen sei, um noch auf die Verzeihung des Königes rechnen zu können. Er wollte also nicht die Ankunft der spanischen Truppen, der man mit Schrecken entgegensah, in den Niderlanden abwarten, sondern, nachdem er so viel an ihm lag die Verhältnisse verwirrt, die Menschen irre gemacht hatte, verließ er die Niderlande und brachte sich in Deutschland in Sicherheit. Kurz vor seiner Abreise traf er in Dendermonde mit Egmond zusammen; Anfangs April 1567. Noch hatten viele der durch die früheren Vorfälle Compromittirten an offnen Widerstand gedacht und sich demgemäß gehalten — als sie aber Egmond und Hoorn wider ganz einig mit der Statthalterin sahen und erfuhren, daß Wilhelm das Land verlaßen habe, während nun zugleich bestimmte Nachricht kam, daß Alba, dessen unerbittliche Strenge im königlichen Dienste man kannte, an der Spitze der zu erwartenden spanischen Truppen stehe, ward unter ihnen die Flucht allgemein, und bald muste die Statthalterin nach Spanien berichten: „über hunderttausend Menschen hätten die Niderlande verlaßen. Diese seien ganz beruhigt. Der König möge ohne Heer kommen.“ Alba’s ganz richtige Angabe, daß die Ruhe der Niderlande

bloß Wirkung des Schreckens sei, daß die Umtriebe sofort von Neuem beginnen, die Geflüchteten zurückkehren würden, wenn sie den König ohne Heer sähen; so wie das Interesse von Albas Gegnern im Kabinette, ihn mit einem Heere zu entfernen und also das Heer doch nach den Niderlanden zu senden, hinderte, daß auf diesen Vorschlag der Statthalterin eingegangen ward.

Alba führte nun spanische Truppen über See nach Jenau (Genua); vereinigte in Mailand italienische Truppen damit und kam dann durch Saveien, die Freigrafschaft und Lothringen nach den Niderlanden, wo er Anfangs August 1567 anlangte mit einer Truppenmacht von nicht vollen 20,000 Mann. Was nun aber die Stellung aller Verhältnisse in den Niderlanden wesentlich veränderte, war, daß Alba nicht bloß Feldherr, sondern militärischer Statthalter neben der Herzogin sein und namentlich alle Untersuchungen und Strafen wegen Hochverrath und Ketzerei in seinen Händen haben sollte. Während Alba sich erst gegen die Statthalterin zu stellen und das Terrän zu recognosciren suchte, that er noch keinen feindlichen Schritt, und der gutmüthig zutrauliche Egmond war dadurch so sicher, daß er sogar seinen Freund Hoorn verleitete nach Brüssel zu kommen. Plötzlich am 9ten September ließ Alba beide Herren arretiren, so wie Egmonds Secretär, den Herrn van Backerzele, und den Bürgermeister von Antwerpen, Anton van Straelen. Gewiss lagen aus der früheren Zeit, wo der Adel alles aufgeboten hatte, das Volk in Aufregung zu bringen, selbst in Egmonds Benehmen Klagpunkte genug offen da, wenn man einmal seine spätere Umkehr nicht gelten laßen und ihm gnädig nachsehen wollte. Zunächst aber verletzte dieser Schritt (der Alba's Machtvollkommenheit nicht nur vollständig offenbarte, sondern auch die Statthalterin, welche Egmond und Hoorn freundlich und zutraulich behandelt und dadurch gewissermaßen in's Verderben gelockt hatte, vor ihrem eignen Gewißen und ihrer Umgebung compromittirte) Margarethen so, daß sie ihre ganze Stellung aufgab und am Ende des Jahres die Niderlande ganz verließ. Alba's Verfahren hatte mit einem Worte wohl einen vollkommenen

Rechtsgrund, aber die Form in welcher man nach diesem griff, war diabolisch.

Nun hatte also Wilhelm wirklich erreicht, was er so sehnlich gewünscht hatte: die Statthalterin war entfernt; aber wie so oft, wo der Mensch einen leidenschaftlichen Wunsch hegt, die Erfüllung war in sehr unwillkommener Weise eingetreten, über die Oberstatthalterschaft, die nun ganz an Alba übergieng, war in einer Weise verfügt worden, wie Wilhelm es schwerlich als möglich gedacht hatte.

Alba richtete zu Untersuchung der früher stattgehabten Unruhen und Unbilden einen Rath der Unruhen (raedt van beroerten) ein, den man seines Verfahrens wegen bald den Blutrath nannte. Dieser Rath und sein Verfahren haben allerdings nach mehreren Seiten etwas das Gefühl schwer verletzendes — ich rede hier nicht von dem weichlichen Gefühle, welches schon schaudert, wenn es überhaupt Blut sehen soll, sondern auch von kräftigeren, männlicheren Gefühlen. Nämlich daß eine Regierung, wenn sie sich gegenüber eine feindliche Masse gebildet sieht, sich zu dieser Masse verhalte, wie ein feindliches Kriegsheer zum anderen und sie, wenn kein anderer Weg des Sieges übrig ist, als der durch Blut, allesfalls durch Hinrichtungen vernichtet, hat so wenig das Gefühl verletzendes im Grunde als daß im Kriege ein Heer auf das andere schießt und sich vom Schießen auch nicht etwa dadurch abhalten läßt, daß für den Moment des Feindes Pulvervorrath in die Luft geflogen ist, er also nicht wider schießen kann. Daß im Momente die Niderländer wehrlos waren, weil gerade die meisten früher kräftig Hervorgetretenen über die Grenze geflohen waren, konnte die Regierung nicht von strengem, nöthigesfalls vernichtendem Verfahren gegen ihre Gegner abhalten — aber darin lag das schwer verletzende, daß man für dieses Verfahren gerichtliche Formen wählte. Es war im Grunde ein politisches, rein polizeiliches Verfahren; es war die politische Verfolgung einer Revolutionspartei, die man anordnete, zu der man in soweit vollständig berechtigt war. Daß man aber solches Thun, was tausendfach rein auf dem Boden der Gewalt verlaufen muste, in die heiligen Formen von Gerichtshandlungen kleidete, darin liegt allerdings etwas Empörendes, und empörender wird die Sache noch dadurch, daß man, damit das Gericht nicht zu sehr die juristische Seite seines Bestandes festhielte, in dasselbe eine Anzahl solcher Subjecte setzen muste, die wirklich vor einem gerichtlichen Verfahren nicht die mindeste Achtung, also in demselben auch kein Gewißen hatten. Hätte man Alles, was nachher

dieses Gericht vollbrachte, auf einfachem polizeilichen oder militärischen Wege vollbringen laßen, so hätte es alles ein anderes Gesicht gehabt. Napoleon hat auf rein militärischem Wege hundertmal Aergeres thun laßen, als dieser Blutrath that, und niemand hat darüber geschrieen; aber wo er, wie in einzelnen Fällen, z. B. gegen den Buchhändler Palm u. s. w. das militärische Verfahren durch Gerichtsformen zu decken suchte, hat man auch das, und mit Recht, empörend gefunden — und in diesem Sinne empörend war das ganze Verfahren von Alba's Blutrath. In die Hände polizeilicher oder militärischer Behörden zu fallen, wäre einfach als ein Unglück angesehen worden, wie etwa, daß einem im Kriege eine Kugel die Brust zerschmettert — aber daß dies Unglück zugleich sich in das Kleid richterlicher Function hüllte, das erschien entsetzlich. Eigentlich hatte in dem Blutrathe den Vorsitz Alba selbst, da er aber nie in demselben erschien, fiel die Präsidentur immer dem Don Juan de Vargas, einem Spanier zu, den sich Alba apart zu diesem Ende mitgebracht hatte. Das Collegium hatte außerdem noch 12 Beisitzer, die zusammen mit dem Präsidenten eine königliche Immediatcommission bildeten und an des Königes Statt ohne Berufung an ein höheres Gericht verfuhren. Viglius hatte unter den Assessoren dieses Gerichtes sein sollen, hatte aber seinen Namen nicht zu diesem ungerichtlichen Gerichte hergeben wollen, und brauchte es nicht, da er, ohne seine weltliche Stellung aufzugeben, in den geistlichen Stand getreten war und nun seine geistliche Würde vorschützen konnte. Er hinderte auch, daß irgend ein anderer aus dem Geheimenrathe Antheil nahm, denn obwohl Barlaimont wirklich zum Beisitzer ernannt ward, erschien er doch nie in den Sitzungen. Auch der Baron de Noircarmes gieng nie hinein. Da die gerichtlichen Acte des Blutrathes in der That nichts anderes waren, als polizeiliche oder militärische Executionen, konnten natürlich Männer, die die Stellung dieser Behörde nicht in diesem Sinne auffaßen wollten, keinen Platz darin haben. Auch dies war natürlich, daß der Blutrath zunächst und zumeist seine Verfolgungen richtete gegen den Adel, der der ganzen unruhigen Bewegung Einheit, Anfang und Bedeutung gegeben hatte; allein man würde sehr wenig erreicht haben, hätte man sich damit begnügen und nur die hervortretendsten Häupter zur Rechenschaft ziehen wollen. Man hätte durch das Straflos-Davonkommen der untergeordneten Personen diese nur ermuthigt, sobald einmal wider vornehmer Adel Hals und Gut daransetzen wollte, denselben wider zu unterstützen.

Der Rath der Unruhen lud außer den bereits Gefangenen noch zunächst Wilhelm und Ludwig von Nassau, die Grafen

van Hooghstraten, von Berg, van Kuilenburg, die Herren van Brederode, de la Mark und überhaupt alle vor, welche den Compromiſs unterzeichnet hatten. Gegen ſie alle, wie gegen Wilhelm in's Beſondere, hatte man nur zu gute Anklagegründe. Es war ganz klar, daß er trotz ſeines dem Könige geleiſteten Dienſteides überall Förderer und Günſtiger widerſprechender Geſinnung und unruhiger Meuterei geweſen war. Daß ſich aber Wilhelm ſo wenig wie die anderen Angeklagten, ſo weit ſie einmal entkommen waren, dem Gerichte ſtellte, iſt ihm natürlich nicht zu verdenken; auch nicht dies, daß er alle Gründe zuſammenſuchte, zum Theil ſehr künſtlich zuſammenſuchte, die zu ſeiner Vertheidigung dienen konnten. Allein wenn man einerſeits die Zweckmäßigkeit ſeiner Handelsweiſe zugiebt, muß man andrerſeits daneben erkennen, daß er ſich in die Lage eben ſo handeln zu müßen ſelbſt dadurch verſetzt hatte, daß er als Lehensmann und Beamteter Philipps II. dieſem weder Lehens- noch Amtstreue bewahrt und ſich einer wirklichen Felonie ſchuldig gemacht hatte.

Daß die in Gang gekommenen Criminaluntersuchungen zum Theil mit Torturen; alle, wenn ſie für den Beklagten unglücklich endeten, mit Confiscation des Vermögens verbunden waren, lag im damaligen Rechtsgange und war in ganz Europa und bei allen Criminaluntersuchungen ſo; ſelbſt andere niderländiſche Gerichte würden nur ſo haben verfahren können. Die bei weitem größere Zahl derer, die während Alba's Regiment in den Niderlanden das Leben verloren, kömmt auch durchaus nicht auf Rechnung des Blutrathes, obgleich dieſer eine ganz hübſche Anzahl executiren ließ; ſondern vielmehr auf Rechnung der Militärgerichte, zu denen die Niderländer ſelbſt Alba zwangen. Nämlich ſo mild anfangs die Strafen in Vergleich mit den entſetzlichen Unordnungen und Vergehen waren, welche dieſelben hervorgerufen hatten, wäre es doch ganz gegen alle natürlichen Vorausſetzungen geweſen, wenn außer der Flucht vieler bedrohter Individuen nicht auch manche andere Reaction eingetreten wäre. Die roheſte oder vielmehr in ſich hilfloſeſte dieſer Reactionen war unzweifelhaft die, daß viele Bedrohte Haus und Hof verließen und, da ſie die Mittel nicht fanden, ſich über die Grenze zu retten, nun in Verſtecken lebend, ſich räuberartig zunächſt auf Koſten der Stände und Perſonen (beſonders der Kirchen und Klöſter) nährten, von denen ſie glaubten, daß ſie ihnen am meiſten feindlich geſinnt ſeien. Man nannte dies Geſindel: Boſchgeuzen, wilde Geuzen — und es bildete ſich beſonders zahlreich in den Gegenden von welchen auch früher zuerſt die kirchenſtürmeriſchen Horden ausgegangen waren, wo Wälder und Dünen den ſpaniſchen

Fremdlingen die Verfolgung erschwerten, wo dagegen sich die einheimische Bevölkerung zum Hehlen am geneigtesten zeigte, nämlich in Westflandern. Anfangs versuchte Alba die Verfolgung dieser Räuberhaufen, welche bald dieses, bald jenes Kloster oder adelige Schloß überfielen, auch Gemeinden, die es mit der Regierung hielten, oder einzelne der Regierung zugethane Gemeindeglieder plünderten, und oft nicht am Plündern genug hatten, sondern Nase und Ohren abschnitten — anfangs versuchte Alba die Verfolgung dieser Leute mit den gewöhnlichen polizeilichen Mitteln; da aber bald deutlich ward, daß diese Räuber von der ganzen ländlichen Bevölkerung unterstützt wurden, von ihr ins Geheim Nahrungsmittel und Vorschub aller Art erhielten, forderte er durch ein Placat die Gemeinden auf, gute Wache zu halten und ihre Geistlichen gegen diese Horden zu schützen, widrigenfalls sie allen durch ihre Fahrlässigkeit entstehenden Schaden, so weit er mit Geld ersetzt werden könne und so weit er in ihrer Flur zugefügt sei, zu ersetzen hätten ohne alle juristische Ausrede. Allein auch dies mildere Mittel half nichts. Die Räuber wurden dennoch von den Gemeinden, zum Theil aus Furcht vor ihnen, gehegt; da sah sich Alba zu militärischen Executionen gegen alle Gemeinden gezwungen, die dieses Vorschubes verdächtig wurden. Durch bis in den April 1568 andauernde Kälte und daraus entstehende Heutheurung kam nun über das Landvolk nebenbei große Noth und es war durch die Bedrohung von zwei Seiten, von den Räubern, wenn sie sie nicht hegen wollten, von der Regierung, wenn sie sie hegten, die Bevölkerung in vielen Gegenden der Niderlande in der entsetzlichsten Lage.

Eine andere Reaction gieng von Wilhelm von Nassau in Deutschland aus. Sobald dieser von der Fruchtlosigkeit seiner Vertheidigungsschrift hörte und von der erfolgten Beschlagnahme seiner im burgundischen Kreise belegenen Herrschaften, ward er klagbar bei Kaiser und Reich. Der Kaiser verwandte sich für ihn bei Philipp; dieser aber erklärte ganz richtig: Wilhelm von Nassau sei angeklagt wegen Vergehen, die er sich nicht als deutscher Reichsfürst, sondern als Beamteter und Lehensmann des Königes habe zu Schulden kommen laßen, und habe sich wegen dieser Anklage dem Gerichte nicht gestellt; er könne also auch von Recht oder Unrecht nicht reden; erst solle er sich dem Gerichte stellen; so lange er dies nicht thue, bleibe den königlichen Gerichten nichts übrig, als in contumaciam zu verfahren. Wilhelm war natürlich klug genug, sich nicht in die Gewalt derjenigen zu begeben, gegen deren Rechte und Gewalt er so offenbar gearbeitet hatte. Er suchte vielmehr ebenso wie sein Bruder Ludwig bei den deutschen protestantischen Für-

sten Hilfe zu gewinnen, sprach überall von spanischer Inquisition, die in den Niderlanden nie geübt worden war, und von dem Greuel der Tyrannei Philipps, zu denen er, soweit sie statt fanden, den König erst durch seine früheren Umtriebe gezwungen hatte. Er machte die Befürchtungen der deutschen Protestanten rege, daß, wenn Philipp erst in den Niderlanden sich ganz fest gesetzt haben werde, er der katholischen Partei in Deutschland mächtig unter die Arme greifen werde. Er brachte es dadurch dahin, daß mehrere deutsche Fürsten, namentlich Günther der Streitbare von Schwarzburg, Hilfe zusagten und Werbungen anfiengen. Dabei kam nun zu Statten, daß Albas spanische Truppen den Niderlanden allmälig wirklich eine große Last wurden; aber auch das veranlaßte erst ein deutscher protestantischer Fürst. Der Kurfürst von der Pfalz ließ nämlich 150,000 Ducaten, welche florenzische und jenauische Kaufleute dem Herzoge von Alba zu Besoldung seiner Truppen zuführen wollten, und welche sie wegen größerer Sicherheit in den damals durch Raubwesen, selbst noch des Adels, troß des ewigen Landfriedens ganz verrufenen Rheinlanden während der Thalfahrt unter anderen Waaren verborgen hatten, wegnehmen und als Güter behandeln, in Beziehung auf welche eine Zolldefraudation statt gefunden habe. Alba kam dadurch in die größeste Verlegenheit und muste ein Auge zudrücken, wenn seine Leute in Ermangelung des Soldes sich einstweilen auf unerlaubten Wegen bezahlt machten; wobei sich dann natürlich, sobald die Truppen bemerkten, daß diese Nachsicht stattfinde, eine leidliche Linie nicht halten ließ. Erst lange nachher gelang es, den Kurfürsten zu Herausgabe des Geldes zu bewegen.

Um seine Sache unter dem deutschen Volke, ohne dessen Beifall die Werbungen doch keinen Erfolg haben konnten, Anhang zu verschaffen, ließ Wilhelm von Nassau eine Vertheidigung in deutscher Sprache drucken, und nun muß man gestehen, daß nicht leicht jemand beßer und seiner Zeit angemeßener diese Art Waffen zu handhaben wuste, als Wilhelm oder derjenige seiner Freunde, der ihm dergleichen besorgte — wahrscheinlich Marnix, der ihm wenigstens die Grundlage des Textes lieferte, wenn auch nicht die deutsche Darstellung besorgte. Der Ursprung der Unruhen in den Niderlanden ist scheinbar so objectiv und doch so mit Umgehung aller Wilhelm und seiner Partei zur Last fallenden Umstände und Handlungsweisen dargestellt; die erläuternden Parallelen aus der Geschichte sind so geschickt und doch so perfide gewählt; die Dosis kirchliches Intereßes und kirchlicher Besorgnisse ist in so verständigem Maße eingewebt und die wirklichen Misgriffe auf Seiten des Königes und sei-

ner Diener sind so scharf hervorgehoben; die Briefe d'Alava's wider erwähnt; die Vertheidigung gegen die von dem niderländischen Blutrathe gegen Wilhelm erlaßene Klage ist vor dem Publicum (was nämlich nicht im Mindesten im Stande war, die Sache zu untersuchen und die eigentliche Wahrheit ans Licht zu stellen) so beredt geführt, daß es kein Wunder ist, daß damals Wilhems Sache unter den deutschen Protestanten bald wirklich den entschiedensten Beifall fand.

Der Friede, der im Frühjahre 1568 zwischen den kirchlichen Parteien in Frankreich geschloßen worden war, brachte Alba neue Noth. Deutsche Condottieren hatten zum Theil das hugonottische Heer verstärkt und es war mit großer Wahrscheinlichkeit zu besorgen, daß Wilhelm von Nassau und seine Freunde sofort diese Leute zu einem Anfalle auf die niderländisch-spanischen Territorien bewegen würden. Einem solchen Angriffe wäre Alba, der schon von der deutschen Seite her durch Rüstungen der ausgewanderten Niderländer bedroht war, nicht im Stande gewesen, mit seinen wenigen Tausend Mann, die überdies zum Theil in Vestungen und Hauptstädten als Besatzungen zerstreut bleiben musten, Widerstand zu leisten. Doch hier müßen wir überhaupt eine kurze Uebersicht der französischen Händel dieser Zeit einflechten, da wir der Verhältnisse Frankreichs seit dem Tode Heinrichs II. im J. 1559 nicht mehr gedacht haben.

Als nach Heinrichs Tode dessen minderjähriger Sohn, Franz II., folgte, stunden am französischen Hofe zwei Parteien einander feindlich entgegen. Das eine war die Partei der Familie Guise, eines Nebenzweiges des lothringischen Hauses; das andere war die der Familie Montmorency, welche mit der bourbonischen Linie des königlichen Hauses, an deren Spitze damals Anton, König von Navarra, und dessen Bruder Ludwig, Fürst von Condé, stunden, durch den gleichen Haß gegen die Guisen verbündet war. Da die Königin Wittwe, Caterina (de' Medici) das Haupt des montmorenceischen Geschlechtes, den Connetable Anne de Montmorency, aus persönlichen Gründen haßte, ward sie durch diesen Haß ganz auf die Seite der Guisen getrieben, nahm mit deren Hilfe die vormundschaftliche Re-

gierung an sich und trat nun in strengst katholischer Weise auf und verhängte über die Protestanten in Frankreich die vielfachsten und härtesten Verfolgungen.

Ohngeachtet Anne de Montmorency persönlich ein eifriger Katholik war, würde doch schon aus Opposition gegen die Guisen seine Partei diesen harten Maßregeln bis auf einen gewissen Grad misbilligend haben entgegentreten müßen; allein es kam hinzu, daß der Hof von Navarra durch die Königin schon längere Zeit eine Pflanzschule, und ein Anhaltepunct des Protestantismus in Frankreich war, und daß auch die den Montmorencys nah verwandte Familie Chatillon, zu der die drei Brüder: de Coligny, d'Andelot und der Cardinal Chatillon gehörten, ebenfalls für den Protestantismus gewonnen war, seit Coligny in der Gefangenschaft nach der Uebergabe St. Quentins*) die Bibel näher hatte kennen lernen. Diese, den Guisen entgegenstehende, Hofpartei wünschte natürlich den König in ihrer Gewalt und Einfluß auf die vormundschaftliche Regierung zu haben, und Coligny, welcher dem Protestantismus in Frankreich Stützen zu schaffen suchte, wuste einleuchtend zu machen, daß man eine große Macht gewinne, wenn man die Interessen der französischen Protestanten vertrete und die Sache so stelle, als suche man den König von der Herrschaft und von dem Einfluße der Guisen zu befreien. Nachdem ein von dieser Partei betriebener, aber von einem geringeren Edelmann, einem Herrn de Barry, geleiteter Versuch, den König den Guisen zu entreißen, im März 1560 gescheitert war, wagte es die Königin-Regentin und die guisische Partei im November auf einem Ständetage zu Orleans, den König von Navarra und den Prinzen von Condé gefangen zu nehmen und eine Untersuchung über sie zu verhängen. Schon war der Prinz von Condé zum Tode verurtheilt, als der König Franz starb am 5ten Dec. 1560 und der Kanzler de l'Hopital der Königin Caterina begreiflich machte, wie gefährlich ihre Stellung sei, wenn sie die Gegner der Guisen ganz ver-

*) cf. oben S. 293.

ichte. Sie werde sich dann ganz in Abhängigkeit von dieser Familie befinden. In der That waren die Guisen geistig zu bedeutend, als daß sich die Königin neben denselben nicht zuweilen bedrückt hätte fühlen sollen; dagegen waren die Bourbonischen Prinzen geistig unbedeutender — und so faßte sie den Plan und führte ihn aus, mit Hilfe der Montmorencyschen Partei und der Bourbonen vielmehr die Guisen herabzudrücken und selbst freier die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Karl IX. weiter zu führen. Condé ward frei; der König von Navarra ward Generalstatthalter des Reiches. Um die Feindseligkeiten und Gewaltsamkeiten zwischen Protestanten und Katholiken in vielen Theilen des Reiches zu beendigen, ward dann im Juli 1561 ein Edict erlaßen, wodurch für alles früher Vorgefallene Amnestie bewilligt, die Glaubenssachen ganz der Geistlichkeit überwiesen wurden. Ein Religionsgespräch zu Poissy sollte die französischen Protestanten mit den Katholiken wider ausgleichen. Der Cardinal von Chatillon hatte sich nun ganz den Protestanten angeschloßen; der Cardinal von Guise war für eine verständige Ausgleichung der verschiedenen Parteien; aber der Eifer und die abstracte Auffaßung Beza's auf der einen Seite und die ebenso große Verstocktheit des Cardinal Tournon, der absichtlich jede Verständigung hinderte, auf der anderen Seite, ließ auch diesen Versuch gänzlich scheitern gleich den ähnlichen früheren Versuchen in Deutschland. Philipp II. bot seinen ganzen Einfluß am französischen Hofe auf, ähnliche Versuche für die Zukunft unmöglich zu machen, und es gelang sogar, den König Anton von Navarra wider ganz auf die katholische Seite zu ziehen. Unter diesen Constellationen ward im Jan. 1562 ein neues Edict erlaßen, welches den Protestanten befahl, alle von ihnen usurpirten Kirchen zu räumen. Doch außerhalb der Städte wurden ihnen kirchliche Versammlungen zugestanden und die Obrigkeiten wurden angewiesen, sie vor Beleidigungen bei Ausübung dieses Rechtes zu schützen. Das Gefolge des Herzogs von Guise kam am 1ten März 1562 zu Vassy mit einer solchen Versammlung, die in einer Scheune gehalten ward, in Streit, wobei einige Pro-

testanten getödtet wurden. Dies s. g. Blutbad von Vassy brachte durch ganz Frankreich die Protestanten unter die Waffen und die lange Reihe der französischen Religionskriege begann. Da der König von Navarra und der Connetable von Montmorency entschieden wider für die Katholiken gewonnen waren, und sie mit dem Marschal von St. André das s. g. katholische Triumvirat bildeten, trat Ludwig von Condé offen als Führer der Protestanten in diesem Kriege auf und ward von der Familie Chatillon treu unterstützt. Bald concentrirte sich der Kampf um Rouen, bei dessen Belagerung König Anton von Navarra zum Tode verwundet ward. Nachdem Rouen von den Katholiken erobert war, kam es zur Schlacht bei Dreux im Dec. 1562, in welcher einerseits Montmorency, andrerseits Condé gefangen wurden, St. André aber fiel. Coligny trat nun als Haupt der Protestanten auf und der Herzog Franz von Guise fand vor Orleans, welches er belagerte, seinen Tod durch einen Meuchelmord im Febr. 1563. Ihm folgte in seiner Stellung sein Sohn, Heinrich von Guise. Am Ende ward dieser erste Krieg durch das Pacificationsedict von Amboise am 19ten März 1563 beendigt. Da diese Pacification von Condé unter stetem Widerstreben der protestantischen Geistlichen abgeschloßen worden war, auch Coligny sie misbilligte, hatte ihre Ausführung große Schwierigkeiten. Doch wurden alle glücklich überwunden, und um für Karl IX. um so ungehinderter regieren zu können, ließ ihn, der doch zunächst ganz abhängig von ihr bleiben mußte, Caterina für majorenn erklären am 17ten Aug. 1564. Die Königin wünschte den jungen König den Südfranzosen zu zeigen und die Reise zugleich zu benutzen, um mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien, in Bayonne zusammen zu kommen. Bei diesem Aufenthalte im Süden Frankreichs sah der junge König allenthalben die Verwüstungen des Bürgerkrieges und überall wurden ihm die Protestanten als die Urheber dieser Verwüstungen genannt, so daß sich der heftigste Haß und Abscheu gegen die Protestanten seines Gemüthes bemächtigten. Das Zusammensein mit der Königin von Spanien in Bayonne diente aber zugleich po-

litischen Zwecken; denn in der Begleitung der Königin von Spanien war der Herzog von Alba mit ausgedehnten Vollmachten zu politischen Unterhandlungen. In der nächsten Zeit verschlimmerte sich durch eine Menge kleiner Chicanen die Lage der Protestanten im höchsten Grade in Frankreich, und namentlich ward ganz deutlich, daß man sie wehrlos zu machen suchte. Man riß die Mauern ihrer Städte nieder und baute Citadellen bei denselben, kurz! man rüstete sich königlicherseits zu einem entscheidenden Schlage. Condé, de Coligny und d'Andelot glaubten demnach, auch nicht ruhig sitzen zu dürfen, und auch sie bereiteten sich vor auf neuen Krieg. Ein Versuch, den sie machten, die Person des Königes in ihre Gewalt zu bringen, brachte sie in ein Gefecht mit den Schweizern des Königes, und so war der zweite Bürgerkrieg begonnen, Ende Sept. 1567. Bei St. Denys kam es zu einer Schlacht zwischen beiden Parteien, in welcher der Connetable Anne de Montmorency den Tod fand, am 9ten Nov. Condé aber zog sich nach Lothringen zurück, wo Johann Kasimir, der Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, ihm deutsche Reiter zuführte, während Alba, der nun schon in den Niderlanden war, dem königlichen Heere eine Abtheilung spanischer und rasch in den Niderlanden aufgebrachter Truppen unter dem Grafen von Aremberg zu Hilfe gesandt hatte. Weniger in größeren Gefechten, als in einem fast alle südlichen Provinzen des Reiches umfaßenden kleinen Localkriege zog sich dieser Kampf hin, bis der Kanzler de L'Hopital am 23ten März 1568 den Frieden von Lonjumeau vermittelte, der aber die nun so heftig zum Ausbruche gekommene Feindschaft nur schwach verschleierte.

Dieser Friede war es, in Beziehung auf welchen oben bemerkt ward, daß er Alba in Verlegenheit gesetzt habe, weil er fürchten muste, daß die Truppen Johann Kasimirs nebst den anderen deutschen Söldnern sofort einen Angriff auf die Niderlande versuchen würden, dem er mit seinem geringeren Heere nicht gewachsen gewesen wäre, da die geflüchteten Niderländer auch in den Rheinlanden rüsteten und so die Ostseite des burgundischen Kreises bedrohten.

Nur in deren und Wilhelms Sold aber trat ein Theil der in Frankreich thätig gewesenen Söldner und das Hauptcorps wartete auf Widerausbruch der Feindseligkeiten in Frankreich selbst, dem man mit Gewisshеit entgegensehen konnte, und mit Recht ward von der militärischen Seite der Kampf in Frankreich als der wichtigere betrachtet, denn wäre er nach der einen oder anderen Seite vollständig entschieden worden, so hätte seine Entscheidung nothwendig auch die gleiche Entscheidung in den Niderlanden bedingt, wenigstens in den südlichen.

Aber auch ohne daß die Niderlande von der Südseite angegriffen wurden war Alba in Verlegenheit, denn er muste seine Kriegsmacht in den Niderlanden selbst zu vermehren suchen, und hatte doch, wie wir gesehen haben, nicht einmal die Mittel, seine mitgebrachten Truppen ordentlich zu besolden, und zugleich war es ihm zur Pflicht gemacht, Philipps Organisationsplane vollständig durchzuführen, denn die neue Diöcesaneintheilung hatte bis dahin nur in den südlichen und mittleren Theilen des Landes in den neuen Erzdiöcesen von Kammerich und Mecheln durchgeführt werden können, nicht aber in der Erzdiöcese Utrecht; auch war das Tridentinum, welches Philipp schon angenommen und durch dessen Annahme er die Niderlande mit Befürchtungen erfüllt hatte, in den Niderlanden noch nicht förmlich publicirt. Als es nun geschah, machte die Geistlichkeit der Utrechter Erzdiöcese Einwendungen, namentlich wollten sie ihre Concubinen, die in diesen Gegenden geradezu stehende Sitte waren, nicht abschaffen — aber es half nichts, sie musten sich fügen, was den Herren doch an's Herz griff und in diesen nördlichen Theilen der Niderlande selbst die katholische Geistlichkeit dem Könige abgeneigt machte.

Wilhelm von Nassau hatte inzwischen seine Werbungen fortgesetzt. Man hatte dazu in den Niderlanden selbst unter den nicht ausgewanderten Freunden seiner Sache Gelder gesammelt und sie ihm zugesandt. Die Edelleute, welche ausgewandert waren, schloßen sich ihm zum Theil an, und so brachte sein Bruder Ludwig im April eine ansehnliche Truppenmasse in Ostfrisland zusammen, um von Em-

den aus zu Schiffe nach den holländischen Küsten zu gehen. Das hinderte aber der Magistrat von Emden, wecher den Verkehr der Stadt mit Holland nicht gefährden laßen wollte. Ludwig muſte nun darauf denken, in das eigentliche Frisland einzubrechen, und sich zu diesem Ende zunächst der Stadt Groeningen zu bemächtigen.

Wilhelms Schwager, der Graf von Berg, der auch geflüchtet war, und dessen geldrische Herrschaften Alba ebenfalls hatte confisciren laßen, rüstete sich mit Hilfe anderer niderländischer Edelleute in den Rheinlanden und wollte von da aus in Geldern einbrechen. Beide Herren setzten ihre Plane in's Werk; aber ehe Ludwig Groeningen hatte einnehmen können, erlitt er bei Jemmingen eine gänzliche Niderlage durch Alba selbst am 21ten Juli 1568 und rettete sich nur auf einem kleinen Kahne wider über die Ems nach Ostfrisland. Gegen den Grafen von Berg hatte Alba Lodogno gesandt, und auch Berg ward zurückgeschlagen. Ein dritter niderländischer Haufe unter Herrn van Vilers, der sich im Jülichschen rüstete, ward in der Nähe von Dalem an den limburgischen Grenzen in Alba's Auftrage vom Grafen von Lodron überfallen, ebenfalls gänzlich geschlagen und Vilers selbst ward gefangen.

Ehe aber Alba diesen Feinden entgegen gieng, hatte er für nöthig gehalten durch einen auffallenden Schritt der Strenge alle Niderländer einzuschüchtern. Er hatte am 28ten Mai in Brüssel durch den Blutrath die geflüchteten und nicht vor dem Gerichte erschienenen Herren, nämlich Wilhelm und Ludwig von Nassau, Antoine de Lalaing Grafen van Hooghstraten, Floris Palland, Grafen van Kuilenburg, Hendrik van Brederode und den Grafen Wilhelm von Berg in contumaciam verurtheilen, ihre Personen in die Acht und ihre Güter im burgundischen Kreise für confiscirt erklären laßen. Dann hatte er am 1ten Juni achtzehn gefangene und der Theilnahme an den früheren Umtrieben überführte Edelleute hinrichten laßen. Am 2ten Juni ließ er noch drei Edelleute und einige Prediger enthaupten; und am 3ten ließ er die Grafen Egmond und Hoorn unter Bedeckung von 10 Fähnlein Fußknechte und

einer Fahne Reiter aus Gent, wo sie gefangen gehalten worden waren, nach Brüssel bringen, wo sie weiter im Brodhause, dem Rathhause gegenüber, bewacht wurden. Schon am folgenden Tage ward Egmonds und Hoorns Verurtheilung ausgefertigt, daß sie als schuldig des crimen laesae majestatis et rebellionis und weil sie sich verpflichtet und verbunden haben mit den Conföderirten und sich zu Gesellen gemacht haben der verfluchten Conjuration Wilhelms von Nassau, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollen. Dies Urtheil ward ihnen noch am 4. Juni Abends publicirt und am 5ten des Morgens ward es vor dem Rathhause in Brüssel vollzogen.

Da das Groeningerland dem Grafen Ludwig bei dessen Einbruch doch mancherlei Vorschub geleistet hatte, ward es von Alba für ein erobertes erklärt und für aller seiner Freiheiten und Privilegien verlustig. In Groeningen selbst sollte ein neues Castell gebaut werden, und als Gouverneur in Stadt und Ommelanden (so nannte man die Landschaft von Groeningen), zugleich in Frisland, Drente und Overyssel ward der Graf van Meghem bestellt. Dann gieng Alba durch Holland nach Brabant zurück, wo er nun auch die Herren van Backerzele und van Straelen hinrichten und den Hof des Grafen van Kuilenburg in Brüssel, wo zuerst die Geuzenverbindung recht in Gang gekommen war, schleifen und eine Schandsäule auf dem Platze errichten ließ. Inzwischen behielt, trotz alles Schreckens, den diese Maßregeln verbreiteten, die verfolgte Partei immer noch so viel Anhang im Lande, daß eine Menge kleine verläumderische Schriften gegen Alba, gegen den Blutrath, gegen die Regierung überhaupt fortwährend ausgestreut wurden. Dieser Flugschriften wurden so viele, daß Alba im November ein besonderes Placat dagegen publiciren muste. Aber auch das half nicht, denn zwischen den aus dem Lande gegangenen Niderländern und ihren zurückgebliebenen Freunden war nun schon ein zusammenhängender Verkehr organisirt, und Wilhelm hatte nicht aufgehört, einen größeren Heerzug gegen Brabant vorzubereiten, zu welchem Ende er fortwährend in den Niderlanden gesammelte,

große Geldbeiträge übermacht erhielt. Er verfehlte nicht diesen Zug seinerseits vom Monat August an durch eine Reihe Flugschriften, also mit einem Federkriege einzuleiten, in welchem er sich aller möglicher Mittel bediente, auf die Gemüther der Protestanten in Europa und namentlich in Deutschland zu wirken, wo der damals im Reiche herrschende Friede den kriegslustigen Gesellen und den glaubensstreiteifrigen Herzen gar keinen Raum ließ, sich in Deutschland selbst zu bethätigen. Dieser Federkrieg ist die eigentliche Quelle aller der über Philipps II. persönliche Verhältnisse verbreiteten Schand- und Schmachgeschichten.

Wie Wilhelm von Nassau früher, so lange es ihm diente, zur Messe gegangen war, dann eine Zeitlang alle Parteien in suspenso und sich nach jeder Seite den Weg offen gehalten hatte, indem er sich noch nicht vom Katholicismus lossagte, aber den Protestanten Hoffnung dazu machte, und nur vorgab, sich noch nicht entscheiden zu können, ob er sich zu den Reformirten oder zu den Lutheranern wenden solle, erklärte er sich nun, weil die reformirte Partei doch da, wo er der meisten Hilfe bedurfte, nämlich in den Rheinlanden, in Frankreich und in den Niderlanden selbst mehr Anhänger hatte als die lutherische, für die Reformirten. Allerdings mögen geistige Gründe, die namentlich in dem Einfluße seines Bruders Ludwig und seines Freundes Marnix wurzelten, auch das ihrige zur Entscheidung beigetragen haben. Wilhelm sammelte endlich die Kriegshaufen, die ihm von seinen Werbeofficieren und von seinen fürstlichen Freunden zugeführt wurden, oder selbst ihm zuliefen, im Trierischen. Allein die zuletzt in den Niderlanden zugesagten Gelder blieben aus, und ohne Geld war damals mit deutschen Söldnern nicht viel anzufangen. Erst nach langem Zureden, und nachdem er die unruhigsten mit einigem Gelde, was er eben zusammengebracht, zufrieden gestellt hatte, brachte er alle soweit in Ordnung, daß er eine Musterung des Heeres vornehmen konnte. Es waren 44 Fähnlein deutscher Landsknechte; 4000 französische und wallonische Fußknechte, großestheils Hakenschützen; 7 Fahnen deutsche Reiter; 6 Falconetlein und 4 Karthaunen.

Nach der Musterung führte er sein Heer auf Kerpen im Cölnischen und dann in die Gegend von Stockum über die Maas. Alba dagegen zog seine Truppen in Maastricht zusammen, und da er Wilhelms Geldmangel kannte, mied er jede entscheidende Action, und richtete ihn durch Aufhalten, Zögern, Ausweichen, zu Grunde. Im December muste Wilhelm durch die Picardie und Lothringen abziehen und seine Truppen entlaßen. Mit einem kleinen Reste derselben trat er dann selbst in Dienst der französischen Protestanten; denn als im Sept. 1568 die Königin in Frankreich von neuem harte Edicte gegen die Protestanten erlaßen hatte, sahen diese den Frieden von Lonjumeau als gebrochen an, brachten eine ansehnliche Kriegsmacht zusammen und liferten den königlichen Truppen in März 1569 das Treffen von Jarnac, in welchem der Prinz von Condé von dem übrigen Heere abgeschnitten und von einem Hauptmann de Montesquiou erschoßen ward. Da schienen die Protestanten in Frankreich wie in den Niderlanden ganz unterlegen zu sein, denn des König Anton von Navarra nachgelaßener Sohn, Heinrich von Navarra, war erst 16; des Prinzen von Condé Sohn, Heinrich von Condé, erst 17 Jahre alt; doch die Königin-Wittwe von Navarra, seit so langer Zeit schon die Hauptstütze der Protestanten in Frankreich, richtete den Muth derselben auf, stellte die beiden Prinzen den Häuptern der protestantischen Partei vor, und sie ernannten den jungen Heinrich von Navarra zu ihrem nominellen Führer; wirklicher Führer war und blieb in der nächsten Zeit de Coligny — und diesem eben schloß sich auch Wilhelm von Nassau zunächst an. Nachdem man sich eine Zeitlang vom Juni 1569 an in Belagerungen und anderen nichts entscheidenden Unternehmungen hingezogen hatte, trafen beide Heere am 3. October bei Montcontour auf einander, indem die deutschen Truppen des protestantischen Heeres Coligny zum Schlagen zwangen. Die Protestanten wurden auch hier, nach einer mörderischen Schlacht, geschlagen und musten sich auf Niort zurückziehen; aber Coligny hielt ihren Muth aufrecht und auch die königlichen Truppen konnten aus Mangel an Geld nicht zusammen

gehalten werden. Nach langen Unterhandlungen schloß der französische Hof am 18. Aug. 1569 mit den Protestanten den Frieden von St. Germain en Laye, von welchem freilich Coligny ganz richtig argwöhnte, daß ihn der Hof nur eingehe, um inzwischen Vorbereitungen zu anderen Vernichtungsplanen gegen die Protestanten zu treffen.

Da der Zug Wilhelms von Nassau gegen Brabant deutlich und klar gezeigt hatte, daß die mit dem spanischen Regimente, wie es früher gewesen war und wie man die Hoffnung hatte, daß es nach Vorübergehen des obwaltenden Gewaltszustandes wider werden würde, unzufriedene Partei fast nur die der Ausgewanderten war; daß Wilhelm wenigstens nirgends in den Niderlanden, als er mit starker Macht eindrang, irgend ein freudiges Entgegenkommen gefunden hatte; daß selbst seine heimlichen, entschiedenen Anhänger sich zu vereinzelt wusten, als daß sie zu seinem Gunsten im Rücken Alba's etwas hätten wagen können, erschien nach seinem Abzuge Wilhelms Einfluß in den Niderlanden zunächst moralisch vernichtet. Inzwischen war es doch in der Natur der Dinge begründet, daß das fremdartige, spanische Regiment in den Niderlanden nicht von Dauer sein sollte, nur sollte nicht unrechtmäßiger Aufruhr, wie ihn Wilhelm geplant, diese Gegenden befreien, sondern die Sünden der Spanier, eigentliche Tyrannei derselben, sollte zuvor einen rechtmäßigen, sogar in der Verfaßung der Hauptprovinz vorgesehenen Grund des Aufstandes gewähren.

Alba nämlich, verführt durch die Succesſe, die er gehabt, trat mit einer Forderung an die Niderlande auf, welche nicht bloß für den Moment, sondern für alle Zukunft die niderländische Verfaßung, wie sie vom Könige beschworen war, mit einem unheilbaren Bruche bedrohte. Es war allerdings billig und recht, daß die Niderländer die außerordentlichen Ausgaben, welche der König zu Beruhigung ihres Landes und zu Behauptung der ihm verfaßungsmäßig zustehenden Rechte in demselben hatte machen müßen, ganz und allein trugen — allein, es war nicht bloß unklug, sondern auch ein schreiendes Unrecht, ein

eigentlicher Bruch altes, gutes, beschworenes Rechtes, daß, um diese außerordentlichen Ausgaben zu decken, eine Steuer für alle Zukunft angeordnet werden sollte; eine Steuer, die völlig neu und undeutsch der Regierung ein höheres Einkommen auf Kosten der Privaten verschafft haben würde, als irgend die Bedürfnisse nothwendig erscheinen ließen. Dergleichen war in deutschen Landen, war namentlich in den Niderlanden unerhört, und es ward durch diese Zumuthung der burgundische Kreis gar nicht mehr wie eine mit bestimmten Freiheiten und Rechten ausgestattete Landschaft des Reiches, sondern ganz als eroberte, rechtlose Provinz behandelt. Wenn Alba in Beziehung auf die groeningischen Ommelande Neuerungen aller Art einzuführen beabsichtigte, so konnte er dabei allenfalls zu seiner Rechtfertigung anführen, daß die Provinz einem feindlichen Heere Vorschub geleistet habe; daß er in Folge davon die Provinz mit den Waffen in der Hand habe zum Gehorsam zurückführen müßen, daß sie also als eine eroberte Provinz zu betrachten sei. Allein dergleichen konnte Alba von keinem irgend bedeutenden oder wesentlichen Theile einer anderen Provinz aussprechen; im Gegentheil sie hatten sich alle bei dem Einbruche Wilhelms so treu bewiesen, als Alba es nur irgend erwarten durfte, und an dieser Treue vornämlich, nicht an Alba's Heeresmacht, war Wilhelms Unternehmung gescheitert. Daß er nun im März 1569 diese Treue mit dem s. g. 10ten Pfennig, also mit Einführung einer Abgabe, die ganz gegen alles alte Recht in ihrer Natur und Form war, lohnen wollte, war nicht bloß ein arger Misgriff, sondern offnes Unrecht und eigentliche Tyrannei. Dieser 10te Pfennig bestund in einer Abgabe von 1 pr. c. von allem Vermögen, in 10 pr. c. von allem Kauf und Verkauf und in 5 pr. c. von allem Erbe.

Diese Zumuthung hatte die weitläuftigsten Unterhandlungen mit den Ständen der einzelnen Provinzen zur Folge. Die Stände weigerten sich gar nicht, die Regierung für den Moment durch außerordentliche Abgaben zu unterstützen; sie bewilligten als augenblickliche Abgabe überall 1 pr. c. vom Vermögen, nur wollten sie diese Steuer nicht

durch eine detaillirte Vermögensuntersuchung aufbringen laßen, sondern in runden Summen abkaufen, wobei sich die Regierung leicht noch beßer stehen konnte — aber gegen die 10 pr. c. von Kauf und Verkauf und gegen die 5. pr. c. vom Erbe protestirten alle Provinzen einmüthig, so wie gegen die Dauer solcher Abgaben überhaupt. Die Abgabe der 10 pr. c. würde allen Verkehr, namentlich mit Liegenschaften, auf das Härteste gedrückt, das Besitzthum selbst bis auf einen gewissen Grad entwerthet haben. Die Abgabe der 5 pr. c. aber führte gewissermaßen ein in früherer Zeit der Regierung mit großen Opfern von den nideren Klassen der Bevölkerung abgekauftes Zeichen ehemaliger Hörigkeit, das s. g. Todfallsrecht oder Besthaupt von neuem und selbst für die Theile der Bevölkerung ein, die von jeher vollkommen frei davon gewesen waren.

Gegen diesen Angriff auf die beschworene Verfaßung stunden auch alle Niderländer, Katholiken wie Reformirte, Anhänger des Königes und Wilhelms wie Ein Mann. Auch Viglius, dieser treue Diener seines Fürsten, der aber zugleich ein streng rechtlicher Mann war, protestirte; und Alba machte, als er einigermaßen nachgab und eine Zeitlang mit einem Abfindungsquantum von den einzelnen Provinzen zufrieden sein wollte, die Sache noch weit übler durch die Nebenumstände, indem er bald wider auf die ursprüngliche Forderung zurückkam, bald diese oder jene Stadt oder Provinz von der Vergünstigung, die in dem Abfindungsquantum lag, eximirt wißen wollte. Außerdem ruinirte Alba durch eine andere unkluge Maßregel den Handel der Niderlande nach England in der Zeit dieser Unterhandlungen und dieses Schwankens fast gänzlich. Bis dahin war er aller gegnerischen Elemente Herr geworden — mit seiner saracenischen Steuer aber des 10ten Pfennigs trat er in den Niderlanden in eine Wurmgrube, deren Gewimmel mächtiger ward, als er. Ohne Bedenken glaubte nun das Volk, Alba habe den Vorsatz in zehn Jahren alles baare Geld aus dem Lande zu ziehen. Sofort wurden neue und nun ernstlichere Verbindungen mit Wilhelm von Nassau angeknüpft, und Schimpflieder und Schmach-

anecdoten aller Art kamen gegen die Spanier überhaupt und gegen Alba in's Besondere in Menge in Umlauf. Der zehnte Pfennig ward nun die Losung, die alle Interessen des Widerstandes vereinigte.

Wilhelm von Oranien hatte, weil nach der Niderlage seines Bruders bei Jemmingen und nachdem er selbst sich hatte zurückziehen müßen, der Kampf nur zur See sich mit Vortheil fortsetzen ließ, während des Jahres 1569 eine Anzahl Kaperbriefe ausgegeben. An der Spitze seiner Kaper stund Adrian van Berghes, Herr von Dolheyn, und unter diesem die Junker Lancelot van Brederode, Albrecht van Egmond u. a. Diese Schiffe, wie man sie eben hatte herstellen können, sammelten und hielten sich dann in den benachbarten Häfen Englands, wo die Königin Maria, wie bereits erwähnt worden ist, im Nov. 1558 gestorben war und ihre Halbschwester von Anna Boleyn, Elisabeth, zur Nachfolgerin gehabt hatte, welche, schon um ihre Succession zu behaupten, gezwungen war, in England Alles in die Geleise des Protestantismus zurückzuführen; denn da die katholische Kirche die Scheidung ihres Vaters von Maria's Mutter nicht anerkannte, war sie, so wie sie sich auf katholischen Gesichtspunct stellte, selbst im Ehebruche erzeugt und hatte gar kein Recht an die Krone, sondern dieses stund der jungen Königin Maria Stuart von Schottland zu, deren Mutter eine Guise war, und die deshalb von der ganzen guisischen und Hofpartei in Frankreich unterstützt ward, und um so mehr, da sie als Gemahlin Franz II. von Frankreich bald durch Heinrichs II. Tod auch den französischen Thron bestieg. Obgleich Frankreich die Ansprüche Mariens auf den englischen Thron im Frieden von Burg im Kammerich (Chateau Cambresis) hatte fallen laßen, lebten sie doch nachher bald genung wider auf, um Elisabeth fortwährend nach dieser Seite in Besorgniß, gegen alle eifrig katholische Höfe in Spannung zu halten, und solche Begünstigungen, wie unter der Hand Wilhelms von Nassau Anhängern zu Theil wurden, troß ihres Widerwillens gegen alles aufrührerische Wesen, möglich zu machen. Die Kaperschiffe Wilhelms giengen

im Herbste 1569 aus den Häfen Englands in See und plünderten Schiffe, die den hanseatischen Handel mit Holland betrieben und andere holländische. Diese Beeinträchtigung des Handels schrieb der Volkshaß nun aber nicht den Watergeuzen (wie man Wilhelms Kaper nannte) zu, sondern Alba ganz allein, der durch frühere Misgriffe das Verhältniſs zu England so verschlimmert hatte, daß solche Seeräubereien nun in diesem Lande Schutz und Unterstützung fanden.

Das was die Watergeuzen thaten, war zum Theil gegen Wilhelms Absicht. Er fürchtete, man möchte ihm diese Beeinträchtigung des niderländischen Handels zur Last schreiben und hätte gewünscht, daß sich die Watergeuzen nur an die spanischen Schiffe gehalten hätten. In Amsterdam scheint man allerdings auch auf Wilhelm ergrimmt worden zu sein, denn obwohl diese Stadt sich am hartnäckigsten gegen den 10ten Pfennig wehrte, blieb sie doch nachmals am längsten in *diesen* Gegenden Wilhelm entgegen, und zeigte sich bald Spanien so ergeben, daß Alba in den letzten Zeiten seines Aufenthaltes in den Niderlanden seine Wohnung großestheils in ihr nahm.

Die Zerwürfnisse mit dem englischen Hofe, die sich so *nachtheilig* für Alba's Stellung in den Niderlanden entwickelten, machten ihm um so wünschenswerther, in den Niderlanden selbst rasch zu einem Ziele zu kommen, woran ihn vornämlich die Stände von Utrecht, die am herbsten und hartnäckigsten gegen den 10ten Pfennig protestirten, *hinderten*. Um sie einzuschüchtern, ließ er sie sammt und sonders sammt dem Magistrate der Stadt Utrecht am 15ten Dec. 1569 vor den Blutrath vorladen. Er erreichte aber auch damit seinen Zweck nicht, und die Folge war nur eine Reihe langer juristischer Streitschriften, die man in den ersten Monaten des Jahres 1570 wechselte, und wobei die Angeklagten noch im Juni behaupteten, ihre Sache sei präcipitirt; sie könnten das Verfahren nicht anerkennen. Wilhelm bot aber die ganze Zeit über Alles auf, in den Niderlanden sich Verbindungen zu erhalten, um sich von da mit Gelde versehen und ein neues Heer

aufstellen zu können. Alba setzte allerdings durch, daß die schon länger dem habsburgischen Hause gehörigen Provinzen der Niderlande den 10ten Pfennig mit der Summe von zwei Millionen Gulden, die als Aequivalent gelten sollte, einstweilen auf 3 Jahre ablösten. Die später in habsburgischen Besitz gekommenen Landschaften Geldern, Frisland, Overryssel, Drente, Groeningen thaten ähnliches, und sogar das Utrechte Niderstift suchte nun ein leidliches Abkommen, um sich auf einige Zeit wenigstens von den unaufhörlichen Plackerein zu befreien. Allein auf Utrecht war Alba durch das Vorhergegangene zu erbittert und in den Unterhandlungen Utrechts, in den Unternehmungen der Wassergeuzen und in den durch Wilhelms heimliche Agenten betriebenen Geldsammlungen schien um die Mitte des Jahres 1570 sich alles, was von widerstrebenden Elementen noch übrig war, zusammengezogen zu haben.

Um diese Zeit, im Sommer 1570, ward von Kaiser Maximilian II. in Speier ein Reichstag gehalten, wo Wilhelm von Nassau, wo die geflüchteten niderländischen Edelleute theils, wenn sie Reichslehn hatten, einzeln, theils, wenn dies nicht der Fall war, an der Stelle der Stände ihrer Provinzen klagbar wurden über Philipps II. verfaßungswidriges Verfahren. Hätte Karl V. die Niderlande nicht in ein so unklares, halbes Verhältniſs zu Deutschland gebracht gehabt, sicher wäre irgend eine Vermittelung oder Abhilfe von dieser Seite möglich gewesen; allein so wie das Verhältniſs einmal war, wo das Reich halb verschmäht, fast nichts mehr im burgundischen Kreise zu verlieren hatte, ward es den Katholiken auf dem Reichstage nicht schwer, alles zu hintertreiben, was etwa gegen Albas Plane war.

In den Niderlanden that Alba durch ein Urtheil vom 14ten Juli 1570 gegen einen Theil der utrechtischen Stände noch einen letzten Schritt der Strenge, denn er schloß diesen Theil von den ständischen Rechten aus, und nahm der Stadt Utrecht und drei anderen Städten der Provinz alle ihre Previlegien und Rechte. Dann verkündigte er endlich in den nächstfolgenden Tagen zu Antwerpen feierlich

eine von Philipp II. schon früher ausgefertigte, bis dahin aber zurückgehaltene Amnestie. Nur die ketzerischen Prediger, diejenigen welche solche wißentlich in ihren Häusern aufgenommen hätten, die Kirchenstürmer, die Unterzeichner des Compromisses, die Ausgewanderten und neuerlich gegen des Königs Lande mit den Waffen Ausgezogenen, endlich alle Beamtete, welche Ketzern oder Rebellen wißentlich Vorschub geleistet hatten — mit einem Worte nur alle diejenigen, welche einer Amnestie gerade bedurften, sollten davon ausgeschloßen sein. Es war ein wahrer Spott.

Dennoch schien es, als wenn sich nun alles in den Niderlanden beruhigen würde, da hinsichtlich des 10ten Pfennigs ein halbes Abkommen getroffen, Utrecht mit Gewalt gedemüthigt war, viele Küstenlande, namentlich Frisland durch hohe Fluthen und Deichbrüche in dieser Zeit in ihrer Kraft gebrochen wurden und mehrere Unternehmungen der Watergeuzen verunglückten. Zwar kamen noch einzele Greuelthaten der Boschgeuzen, Seeräubereien der Watergeuzen vor, indessen würde Alba zuletzt doch über alle diese Widerwärtigkeiten gesiegt haben, hätte er zu rechter Zeit seine Forderung des 10ten Pfenniges ganz eingestellt und diese das Volk immer von neuem aufregende, revolutionäre Maßregel ganz beseitigt. So aber erschien hinsichtlich derselben all sein Nachgeben nur interimistisch und die Unterhandlungen über den 10ten Pfennig dauerten das ganze Jahr 1571 mit den Ständen der einzelnen Provinzen fort. Endlich erneuerte er die Forderung in ihrem ganzen Umfange geradezu, und wollte von keinem Abfinden durch ein Pauschquantum etwas mehr wißen. Zuerst erhob er die Forderung wider in Brabant. Sofort schloßen in Brüßel alle Kaufleute ihre Läden, alle Brauer ihre Brauereien, alle Bäcker ihre Bäckereien. Niemand wollte kaufen oder verkaufen, um nur den 10ten Pfennig nicht zu zahlen. Da in aller deutschen Welt nie einem Fürsten, und noch weniger dessen fremdhergeschickten Statthalter das Recht zugestanden hat, einen freien, nicht strafsfälligen Menschen wider seinen Willen zu Ausübung eines Gewerbes zu zwingen, und da Alba doch soweit die beste-

henden Verhältnisse scheuen muste, daß er diesen Zwang ohne Recht nicht zu usurpiren wagte, geriethen seine Truppen, die weder Brod, noch Fleisch, noch Bier noch Wein mehr kaufen konnten, in arge Aufregung. Hatte nun schon die Opposition der Utrechter Theilnahme gefunden, so fand die der Brüsseler überall offenen Beifall. Die Utrechter hatten sich bei ihrem Verfahren allerdings nach manchen Seiten hin straffällig gemacht, die Brüsseler aber überschritten nach keiner Seite die Linie des Rechts nur einen Zoll breit. Ihre Opposition war ganz innerhalb der Sphäre gehalten, wo auch kein Kaiser und König, ohne zum Tyrannen zu werden, ihnen etwas anhaben konnte. Wie früher der König anführen konnte, daß sich seine Unterthanen in den Niderlanden offenbar gegen das Recht empört und ihm also ein Recht gegen sich als gegen Rebellen gewährt hatten: so muß man bei dem eigenthümlichen, überall durch Verträge der Stände mit den Fürsten und auf kaiserlichen Anordnungen ruhenden Statsrechte in Brabant, wo die Fürsten ursprünglich fast nur kaiserliche Beamtete, Beamtete des deutschen Reiches und in dieser Stellung durch die Verträge mit den Ständen zum Theil rechtlich festgehalten waren auch nun, wo die Beziehung zum Reiche ein Schatten war, — so muß man hier auch sagen, daß diese Steuerforderung Alba's (wenn dieser sie mit Gewalt durchsetzt und der König diese Gewaltthat gut hieß) eine Empörung gegen das gute Recht, daß in diesem Falle der König ein Rebell war. Bei dem früheren Verbande mit dem Reiche wären dann Kaiser und Reich die nothwendigen Richter und Vermittler zwischen Fürsten und Unterthanen gewesen; nun aber war der Schutz des Rechtes, der sonst im Reiche lag von einem der Kaiser selbst zum Schatten gemacht, und es war also, falls Alba auf dieser Bahn fortgieng, wirklich nichts auf der Welt übrig zwischen den streitenden Parteien, als die Entscheidung der Waffen.

Alba erkannte recht wohl diese Consequenzen und wollte nicht die letzte Entscheidung auf sich nehmen. Er erlaubte Deputationen der Stände von Brabant, Flandern, Hennegau und Atrecht nach Spanien zu gehen, um Sr. Maje-

stät unmittelbar die obwaltende Unordnung und den vorhandenen Rechtsbruch vorzustellen. Diese Deputationen erhielten am 26ten Juni 1572 den Bescheid, daß der König auf der Einführung des 10ten Pfennigs bestehe. Dieser Bescheid war eine letzte, entschiedene Kriegserklärung gegen das gute Recht der Niderländer; es war eine offene Tyrannei, und der König von diesem Augenblicke an selbst ein Rebell, gegen welchen die, welche das gute, beschworene niderländische Statsrecht vertraten, um so mehr ohne Rechtsverletzung die Waffen brauchen mochten, als er in dem Eide, den er bei der Huldigung in Brüssel geleistet, den Ständen von Brabant selbst das Recht zugeschworen hatte, sie sollten Krieg gegen ihn mit den Waffen führen dürfen, wenn er einmal die ihnen beschworenen Rechte nicht achte.

So lange, bis zu dieser letzten Antwort, hatten inzwischen die Niderländer nicht mit dem Beginne der Waffenerhebung gegen den König gezögert. Ein Zufall hatte den Aufstand gegen die Regierung früher beginnen laßen. Die Königin von England hatte den Watergeuzen solchen Schutz in ihren Häfen gewährt, daß sie alle gegen die Niderländer und Spanier aufgebrachten Prisen in englischen Städten verkaufen konnten. Gegen solche Hehlerei der Seeräuberei waren endlich Alba's Vorstellungen so drohend geworden, daß die Königin fürchtete, sich durch weiteren Schutz der Watergeuzen einen Krieg mit Spanien aufzuladen. Sie verwies also im Frühjahre 1572 alle Watergeuzen aus ihrem Reiche.

An die Spitze der Watergeuzen war inzwischen ein Edelmann aus dem Lüttichschen, den das Gelübde für Egmonds Hinrichtung Blutrache zu nehmen gegen Spanien unter die Waffen gebracht, Guillaume, Baron de Lumey, Graf de la Mark, getreten. Er und sein Viceadmiral Bertholt Entes Mentheda sammelten alle watergeuzischen Fahrzeuge und nahmen den Weg nach Nordholland, um da einen Angriff zu versuchen, da sie nirgends mehr ein friedliches Ankommen hatten. Widriger Wind hinderte sie auf der Fahrt und nöthigte sie, die Richtung nach den Ausgängen der Maas zu nehmen. Es war am 1ten April

1572 nach Mittag 2 Uhr, als die ersten beiden geuzischen Fahrzeuge in die Maasmünde einliefen; 26 andere folgten ihnen. Eine solche Seemacht der Geuzen hatte man gar nicht vermuthet und der Magistrat von Brielle, welcher die Wildheit dieser Seeräuber und den Unfug, den sie anderwärts getrieben, kannte, wollte das Städtchen in Vertheidigungszustand setzen und ließ die Thore schließen. Da kam aber ein Mann, welchen die Geuzen auf der Maas aufgefangen, als Abgesandter Guillaume's und brachte den Briellern die Botschaft: Guillaume komme nicht, um der Stadt Uebles zuzufügen, sondern um sie vom 10ten Pfennig zu befreien, und zugleich sagte der Bote (der sich absichtlich oder aus Mangel an Uebung im Schätzen von Mannschaftszahlen geteuscht) er glaube, nach dem, was er gesehen, seien die Watergeuzen wohl 5000 M. stark. Da sandte der Magistrat zwei Männer an Guillaume zur Unterhandlung und letzterer verlangte Uebergabe des Städtchens an Wilhelm von Nassau, welcher, so fingirte er, da man bisher noch nicht rechtlich gegen ihn procedirt habe, fortwährend rechtmäßiger Statthalter des Königes in Holland sei. Das Städtchen solle 2 Stunden Bedenkzeit haben. Die katholischen Geistlichen und viele Bürger, welche die verrufenen Geuzen fürchteten, hatten schon, als die erste Nachricht von dem Annahen und den Absichten der Geuzen gekommen war, angefangen zu flüchten; Alles war voll Unordnung und der Magistrat sah ein, daß an Widerstand gegen die Geuzen mit den Waffen nicht zu denken sei, denn nur etwa 50 Bürger waren zurückgeblieben, und dies natürlich solche, die ohnehin den Geuzen und Wilhelm von Nassau zugethan waren. Dennoch konnte der Magistrat nicht sofort zu einem Entschluße kommen — da brachen endlich die Geuzen in der Ungeduld zwei Thore ein und Guillaume ließ Abends zwischen 8 und 9 Uhr durch 250 Wallonen aus den Ardennen, die ihm gefolgt waren, das Städtchen Brielle besetzen. Dies war der erste Anfang der in ganz kurzer Zeit für die ganze weitere Entwickelung der Weltgeschichte so hochwichtigen Republik der Vereinigten Niderlande; es war der erste Punct des Landes, der dem

Könige, seit dieser das gute Recht des Landes mit Füßen getreten, mit den Waffen abgestritten ward.

Guillaume de la Mark fürchtete, sich in Brielle nicht halten zu können und wollte den Ort wider aufgeben; aber der holländische Junker Willem Treslong bestund darauf, daß man diesen Anfang einer Eroberung des Landes gegen Alba nicht aufgeben dürfe; denn laße man diesen Punct fahren und gebe den Ort Alba's Rache Preis, so werde nicht so leicht irgend ein anderer Ort sich entschließen, ihnen die Thore zu öffnen; halte man sich aber hier, so werde das kühne Wagestück bald alle umliegenden Städte geneigt machen, sich anzuschließen. Diese Gründe waren überzeugend; und so schloßen die Anführer der Watergeuzen in Brielle am 3ten April einen neuen Compromiss, sich in Brielle bis auf den letzten Mann zu halten, und diese erste Eroberung in keiner Weise wider fahren zu laßen. Durch diesen neuen Bund wurden in den Niderlanden selbst zwei mit einander Krieg führende Mächte constituirt, und hatte vorher das Benehmen der Brüsseler allgemeinen Beifall gefunden, so brach nun andrerseits in Brüssel über die Vorgänge in Brielle fast lauter Jubel aus. In Vlissingen war, wie in Groeningen und Antwerpen, der Bau einer Citadelle begonnen worden. Die Einwohner sahen in ihr natürlich eine Zwingburg. Alba, als er von der Besetzung Brielle's hörte, sah ein, daß Vlissingen bei der Stimmung der Einwohner leicht ein zweiter Punct werden dürfte, wo man sich den Geuzen anschlöße; er wollte deshalb zu der wallonischen Besatzung eine stärkere spanische legen. Da erhoben sich die Einwohner, ehe die Verstärkung ankam, am 5ten April (Ostersonntag), schlugen die Wallonen aus der Stadt, brachen die angefangene Citadelle und vertheidigten sich gegen die anrückenden Spanier. Ein Angriff der spanischen Besatzung von Utrecht auf Brielle, welchen Alba anordnete, scheiterte an der Natur der leicht durch ein Paar Deichdurchstiche überschwemmten Umgegend. Auf dem Rückzuge in Dortrecht nicht eingelaßen, weil man das wilde, raublustige, spanische Gesindel kannte, wurden die Spanier wüthend, wandten sich plötzlich von Dortrecht auf Rotter-

dam und hausten hier mit Mord, Nothzucht und Plünderung auf das Empörendste. Ein solches Auftreten hatte nur gefehlt, um Alles zu tapferen Entschlüßen zu treiben; das junge Volk von allen Seiten lief den Watergeuzen in Brielle zu. Vlissingen schloß sich ihnen an und von Vlissingen aus ward auch Vere für Wilhelm von Nassau besetzt.

Inzwischen war Alba in der größesten Verlegenheit; die begonnenen Vestungsbauten, das Ausbleiben von Zahlungen aus Spanien, das Hingewiesensein allein auf die niderländischen Einnahmen bei dem nothwendigen Verfolgen so vieler Absichten zur See und zu Lande, hatten ihm wenig Geld zur Disposition gelaßen. Seine Truppen hatten bedeutende Soldreste zu fordern und waren deshalb schwierig, das Land war ringsum in Gährung. Bei Hofe aber, wo man die letzten rasch einander folgenden Eräugnisse noch nicht erfahren hatte, die allerdings einen militärisch-kräftigen Mann, wie Alba, verlangten, wo man nur die Stimmung im Allgemeinen kannte, glaubte man, Alba's Natur sei minder geeignet für die weitere Beruhigung des Landes und bestimmte ihm den Herzog von Medina Celi zum Nachfolger. Bis dieser im Juli mit neuen Geldern und Truppen aus Spanien an den niderländischen Küsten ankommen konnte, war aber ganz Seeland mit einziger Ausnahme der Stadt Middelburg den Geuzen zugefallen; hatte sich Enkhuyzen in Nordholland gegen die Spanier erhoben und hierin rasch die Nachfolge fast aller nordholländischer Städte: Medemblicks, Hoorns, Edams, Alkmars u. s. w. gehabt und französische Protestanten, die während der Dauer des in St. Germain en Laye geschloßenen Friedens im eigenen Lande keine kriegerische Beschäftigung hatten, hatten unter Anführung der Herren de Famars und de la Noue Schwanenthal (Valenciennes) besetzt. Dies zwar verloren sie wider, aber Ludwig von Nassau, der mit ihnen war, hatte mittlerweile Bergen (Mons) erobert, und hielt sich hier, so daß der Krieg nun auf allen Seiten begonnen hatte.

§. 2. Die Niderlande bis zum Waffenstillstande von 1609.

Bis auf die Einnahme von Brielle und die in Folge davon stattfindende Erhebung des Landes muste die Geschichte der Unruhen in den Niderlanden so weitläufig erzählt werden, weil deren Darstellung wie eine gute Ouverture zugleich mit allen Motiven der späteren politischen Gestaltung des Landes bekannt macht. Man überzeugt sich aus dem Vorhergehenden leicht, daß der Schöpfungsact der niderländischen Republik wie der aller Republiken der Welt identisch ist mit dem Lüderlichgewordensein der vorhergehenden monarchischen Regierung. Das eigentlich conservative Element der neuen Zustände bildeten dann bald eine große Anzahl reicher städtischer Familien oder ständischer Familien, also Stadt- und Landadel — jener aber überwiegend, wie in diesem Städtelande natürlich war. Diese conservative Aristokratie des Landes hat zunächst nichts im Auge, als das Recht und dessen Verletzung durch Alba und den König; ihr Einfluß hindert deshalb auch, daß die Umwälzung ins Blaue hinein sich fortsetzt oder ganz in nassauischem Interesse ausgebeutet wird; denn nach beiden Seiten hin war die Gefahr wirklich vorhanden, da einerseits mit den Ausgewanderten nach Erhebung des Landes auch alle schlechteren Bestandtheile der früheren Unruhen, namentlich der banqueroutte Theil des Adels und überhaupt revolutionär aufgeregtes Volk in Menge zurückkam und andererseits Wilhelm von Nassau, da ihn die früheren Unruhen einmal zur Hauptperson gemacht hatten, sich auch entschloßen zeigte, diese Stellung nun mit allen Kräften sich zu behaupten. Er war klug und gewandt genug, sich allen Elementen des Aufstandes wichtig und werth zu machen. Der Landadel sah in ihm seine Stütze und wünschte daß er Graf von Holland und Seeland würde, um durch seinen Hof wider eine eigentlich adeliche Stellung gegen die übrigen Einwohner zu erhalten; die eifrigen Calvinisten sahen in ihm nun den wärmsten Vertheidiger ihrer Interessen und blieben ihm und seinem Hause unwandelbar treu; die Stadtaristokratie erkannte in ihm einen vortrefflichen Mittelpunct, der alle Interessen zusammenhielt, die sich ohne einen solchen Punct zu lösen drohten; doch war sie zugleich

besorgt, daß er nicht usurpatorisch immer weiter griff, und in sofern erscheint dieses Element, aus welchem sich später die antistatthalterische Partei in den Niderlanden herausbildete, als die Hauptschranke für Wilhelms ehrgeizige Pläne.

Zunächst wirkte der Sinn, der in diesen Leuten war, verständig dahin, daß, als sich die Stände von Holland, nachdem die Provinz mit Ausnahme von Amsterdam und einiger Puncte in dessen Nähe frei war, in Dordrecht versammelten, und Marnix ihnen ankündigte, Wilhelm von Nassau werde von neuem ein Heer in's Land führen zu dessen völliger Befreiung, aber es sei ihm dazu Geld vonnöthen, sie das Geld schafften, aber zugleich alle Verhältnisse unter diesem Gesichtspuncte betrachteten, daß man in Folge der vom Könige ausgegangenen Rechtsverletzung wohl befugt sey, dessen Gewaltmaßregeln sich mit Gewalt entgegen zusetzen, keineswegs aber, ihm überhaupt die Herrschaft abzusprechen. Diese müße ihm erhalten werden, er müße in sie wider eintreten können, sobald er sich geneigt zeige, die verfaßungsmäßigen Rechte zu achten, und sobald er dafür, daß er dieser Neigung folgen wolle, Garantieen gebe. Wilhelm könne also überall nur als vom Lande anerkannter königlicher Statthalter auftreten. Weiter hatte indessen Wilhelm für's Erste auch nicht verlangt.

Zu dem Aufstande in Holland und Seeland, zu dem Eindringen Ludwigs von Nassau in's Hennegau kam nun auch der Abfall Gelderns (in welche Provinz Graf Wilhelm von Berg von's Heerenbergh mit einem Heerhaufen eindrang) und der Aufstand eines großen Theiles von Friesland. Während sich nun Alba vor allen Dingen und mit ganzer Macht gegen Graf Ludwig wandte, um wenigstens den wallonischen Süden des Landes rein zu behaupten, drang Wilhelm von Nassau mit einem Heere durch das Geldernsche Oberquartier in Brabant ein; allein hier vermochte er sich nicht zu halten; seine wilden deutschen Söldner und Geuzen waren zu verrufen. Brabant blieb Spanien treu, so fest es auch gegen Alba seine Rechte ver-

wahrte, und auch Graf Ludwig muste in Bergen (Mons) capituliren und abziehen. Auch Geldern, Overyssel, Zutphen und Frisland wurden wider unterworfen. Der Krieg concentrirte sich also seit dem Herbst 1572 in Holland, Seeland und dem utrechtischen Niderstifte d. h. in den Provinzen, in welchen Wilhelm von Nassau früher vom Könige bestellter Unterstatthalter gewesen war, wo er den größesten Einfluß hatte und des größesten Ansehens genoß. Es erhielt aber der Krieg hier eine Zeitlang einen Character entsetzlicher Grausamkeit, weil auf die Stimmung in den Niderlanden die Vorgänge in Frankreich eine nothwendige Rückwirkung übten.

Wie Coligny sofort richtig bemerkt hatte, hatte der französische Hof den Frieden von St. Germain en Laye bloß geschloßen, um andere Plane in Ruhe vorbereiten zu können. Coligny ließ sich aber troß seines anfänglichen Mistrauens sicher machen, indem man sich das Ansehen gab, als interessire man sich für die Geuzen gegen Philipp II. und habe den Plan, die im Lande vorhandenen protestantischen Kriegsleute in ein Heer zu vereinigen und unter Coligny's Anführung den Niderländern zu Hilfe zu schicken. Im Sinne dieser Verstellung hatte man auch nichts dagegen gethan, als im Frühjahre 1572 de la Noue Ludwigs von Nassau Plane im Hennegau unterstützte. Coligny war zwar lange nicht zu bewegen gewesen, an den Hof zu kommen, weil er die Rache der Guisen fürchtete, die ihm immer noch den Meuchelmord an Franz von Guise (obwohl er ganz unbetheiligt war) auf Rechnung schrieben; als er aber im Herbste 1571 endlich doch wider an den Hof gekommen war, fand er überall den teuschendsten Anschein freundlicher Gesinnung, namentlich bei dem jungen Könige Karl IX. Man knüpfte nähere Verbindungen an mit den deutschen protestantischen Fürsten, mit der Königin Elisabeth von England; es schien als wäre der Einfluß des spanischen Hofes in Frankreich vernichtet. Coligny und alle Protestanten wurden so sicher, besonders als im Frühjahre sich der Zug de la Noue's nach dem Hennegau so ungehindert vorbereitete, daß sogar die Königin von Navarra sich verleiten ließ, an

den Hof zu kommen. Auch Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé kamen. Der junge König von Navarra ward am 11ten April mit der Princessin Magarethe, Karls IX. Schwester, verlobt; Alles schien kurze Zeit in wünschenswerthester Einigkeit. Ein gewisses Grauen freilich, ein finsterer Argwohn ergriff von neuem die Gemüther der Protestanten, als die Königin von Navarra plötzlich erkrankte und schon 5 Tage nach ihrer Erkrankung starb am 8ten Juni — indessen blieb es doch bei verhaltenem Argwohn. Man setzte das scheinbar innige Verhältniss fort und am 17ten August hatte die wirkliche Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarethe statt. Es scheint für den Moment dachte man nun, da die beiden bourbonischen Prinzen der mütterlichen Leitung Johanna's beraubt waren, der eine dem Hofe innig verbunden schien, man werde sie gütlich ganz für die katholische Sache gewinnen können, und glaubte also, wenn man Coligny und dessen nächste Anhänger vernichte, werde man die Protestanten aller ansehnlichen Häupter beraubt haben. Man ließ deshalb am 22ten August aus einem Verstecke auf Coligny schießen, als dieser vom Hofe nach seiner Wohnung in der Stadt zurückgieng. Coligny ward aber nur leicht verwundet, und da man nun in der Lage war, ihm entweder eine Untersuchung zugestehen und Satisfaction schaffen oder auf einen Kampf mit ihm und den Protestanten gefaßt sein zu müßen; man aber die Untersuchung nicht führen konnte, ohne daß der Antheil der Königin Caterina an dem versuchten Morde an den Tag kam, faßte man den Entschluß, durch ein allgemeines Blutbad unter den Protestanten einem Kampfe zuvorzukommen. Karl IX. der, seit Coligny am Hofe lebte, den tapfern, ritterlichen Mann lieb gewonnen zu haben scheint, war lange Zeit, als man in diesem Sinne am 23ten August geheimes Conseil hielt, nicht zu überzeugen, daß so gewaltsame Maßregeln nothwendig seien; bis man seine Furcht erregte, die Protestanten würden für den Mordversuch an Coligny an seiner eignen Person Rache zu nehmen suchen. Da willigte er ein. In der Nacht vor dem 24. August hatte die unter dem Namen der Bluthochzeit bekannte

Greuelthat statt, welche Coligny selbst und vielen tausend französischen Protestanten das Leben kostete und die beiden bourbonischen Prinzen zu Gefangenen des Königes machte, der sie theils durch Androhung der Hinrichtung, theils durch gütliches Zureden bewog, von der protestantischen Kirche (scheinbar) abzufallen und sich zur katholischen zu bekennen. Die Greuelthat brachte nicht einmal dem Hofe in Frankreich, geschweige der katholischen Kirche irgend einen Vortheil; denn nur für den ersten Moment konnten die Protestanten in Frankreich vernichtet erscheinen. Als man ihnen die wenigen festen Plätze, in denen sie die Ueberzahl hatten, nehmen wollte, hielten sich nicht nur Montauban und la Rochelle auf das Entschloßenste, weil man nun sah, daß es gar kein anderes Heil mehr gab, als im Schwerte; sondern durch das ganze protestantische Europa gieng ein Schrei des Entsetzens. Die französischen Protestanten erhielten im Auslande die bereitwilligste Unterstützung, und überall ließ man in protestantischen Ländern den Katholiken eine Rückwirkung dieser That fühlen. Besonders in den Niderlanden nahm der Kampf der beiden Parteien, da man die spanische und die katholische Partei als identisch ansah, einen wild leidenschaftlichen Character an, so daß eine Zeitlang jeder Sieg der einen oder anderen Partei von Hinrichtung einer Anzahl ausgezeichneter Gegner begleitet war. Diese Stimmung in Europa verschafte den gegen ihren König kämpfenden Niderländern in den protestantischen Nachbarländern entschiedene Geneigtheit. Viele aus Frankreich flüchtende Protestanten kamen nach Holland, kämpften hier gegen die Spanier und verstärkten auf der Seite der aufgestandenen Provinzen die calvinistische Partei, die immer mehr Anhang erhielt und bald in den Provinzen Holland und Seeland als die herrschende auftrat. Auch überdauerte die durch die Bluthochzeit hervorgebrachte Stimmung lange den in Frankreich damit beginnenden vierten Religionskrieg, den die Wünsche von Karls IX. Bruder, Heinrich von Anjou, beendigten. Er wollte ihn nämlich nicht unbeendigt hinterlaßen und wünschte doch bald nach Polen gehen zu können, wo man ihm nach dem Tode

des letzten Jagellonen,*) Sigismund II., die Krone angeboten hatte. In diesem Interesse bot er den Protestanten in Frankreich so gute Bedingungen, als sie nur irgend unter obwaltenden Umständen erwarten konnten, d. h. allgemeine Amnestie wegen des Krieges; die festen Plätze: la Rochelle, Montauban und Nismes und in ihnen und auf den Schlößern protestantischer Edelleute freie Religionsübung. So endigte dieser Kampf für's Erste wider am 1ten Juli 1573.

---

*) Wir haben früher Th. II. S. 267 gesehen, daß die Polen mit den Böhmen, Sorben und anderen in Norddeutschland wohnenden Slawen einen Hauptstamm des großen slawischen Geschlechtes bildeten. Die polnische Sage deutet dies darin an, daß sie Polen und Böhmen einst von zwei Brüdern: Lech und Czech führen läßt. Der Stamm der Polen war, wie die slawischen Stämme in Deutschland, in viele kleine selbstständige Gemeindewesen gespalten, deren Fürsten die Sage einen gemeinsamen Stammvater giebt in dem Sohne des Choscisko (der Wanderer von: Chodzic, gehen, wandern), dem Piast oder Past (der Hirt, von pasc, weiden, hüten) und in Piast's Sohn Ziemowit (das ist: Landesbaum, Landeswuchs — ein Mann welcher Land hat — über die Ableitungen mit wit s. Th. II. p. XV u. 264). Alle die kleinen polnischen Fürsten, selbst die Könige des älteren Stammes, sollen von diesem Piast stammen, dessen Geschlecht auf dem polnischen Throne erlosch mit Kasimir III. im J. 1370. Diesem folgte zunächst König Ludwig von Ungarn bis 1382 (ein Sproß des anjouischen Hauses s. Th. II. S. 672 die Stammtafel, jedoch in der Rectification, wie sie in der Vorrede zu diesem Bande gegeben werden wird, da sie im 2ten Th. durch Versehen falsch aufgestellt ist) der Schwestersohn Kasimirs III., dessen Tochter Hedwig oder Jadviga, also eine Piastin von der Großmutterseite dann Erbin des Reiches in Polen ward und 1386 den Großfürsten von Litthauen, den Jagiel, heirathete und ihn dadurch auf den Thron der Piasten hob. Als Herzoge von Masovien haben noch Piasten d. h. Männer von altpolnischem Fürstenstamme regiert bis 1528 — und da auch die kleinen Fürsten in Schlesien, die sich seit 1290 mehr und mehr von Polen trennten, zu den Piasten gehörten, gieng deren Geschlecht 1675 mit Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz erst zu Ende. Aus dem Geschlechte aber Jagiels oder der Jagellonen regierten über Polen nach einander Jagiel — oder wie er nach der Taufe hieß Wladislaw (II.) bis 1434; dessen Sohn Wladislaw III. — 1444, dann Jagiels anderer Sohn Kasimir IV. bis 1492; dessen Sohn Johann Albrecht bis 1501; dessen Bruder Alexander bis 1506; dessen Bruder Sigismund I. bis 1548; Sigismund II. — 1572.

Der Herzog von Medina Celi, der zu Alba's Nachfolger vom Könige bestimmt war, war inzwischen im Juli 1572 an der flaemischen Küste angekommen. Er war aber theils für so wilden Krieg, wie er nun im Gange war, nicht ein geeigneter Character, theils gar für solche Verhältnisse, wie er sie nun in den Niderlanden fand, nicht ausgerüstet, theils beraubten ihn auch die Seeländer sogleich eines Theiles seiner wirklichen Ausrüstung, indem sie seine Schiffe angriffen und mehrere nahmen. Er war unter diesen Umständen zurückgegangen, ohne die Statthalterschaft von Alba zu übernehmen. Der König aber blieb dabei; einen neuen Statthalter zu ernennen, weil er glaubte, Alba's bloßer Name führe solchen Haß im Geleite, daß ihm dieser Mann in den Niderlanden nicht mehr nützlich sein könne. Er sandte Don Luis de Zuñiga, der Alba am 1ten Dec. 1573 ablöste.

Die Niderländer hätten nun wohl zu dem in ihren Proclamationen so vielfach gerühmten Gehorsam gegen den König zurückkehren können, denn die verfaßungswidrigen Auflagen, gegen welche der Aufstand begonnen hatte, waren nun auch schon zurückgenommen worden, und der verhaßte Alba war abberufen — allein nun hatte die Pariser Bluthochzeit alle Gemüther mit Entsetzen vor dem eifrig katholischen spanischen Hofe, dessen Einfluß am französischen man die Greuelthat in Rechnung schrieb, erfüllt. Alles Vertrauen war gewichen, und überdies waren nun die Angelegenheiten Hollands und Seelands auf das Innigste mit den Verhältnissen Wilhelms von Nassau verflochten, der für seine Person auf keinen Fall Amnestie zu hoffen hatte. Auch hatte sich der Calvinismus nun schon in diesen Provinzen in herrschender Weise festgesetzt; denn nicht nur waren alle geflüchteten Reformirten zurückgekehrt, nicht nur aus Frankreich viele Reformirte, so wie aus den südlichen Niderlanden, wo die Spanier noch festen Fuß hatten, hinzugekommen, sondern auch die immer im Lande gebliebenen Holländer und Seeländer fast alle waren nun offen Calvinisten geworden, hatten neuerdings in ihrem Grimme über die französischen Vorgänge die katholischen Kirchen geplün=

dert und verwüstet, die eifrigen Katholiken ihrerseits so grausam verfolgt, wie nur irgend einmal Alba die Protestanten, kurz! wenn Philipp seinem einmal ausgesprochenen und bekannten Grundsatze, lieber gar nicht zu regieren als über Ketzer, irgend treu blieb, hatten diese Provinzen von ihm zunächst nur Unheil zu erwarten. Es handelte sich jetzt, die Sache in ihrer Wahrheit beschaut, nur noch um einen Vernichtungskrieg des Königes gegen alle nicht bereits aus den Provinzen Holland und Seeland Geflüchteten, gegen alle nicht ganz eifrigen Katholiken sogar, geschweige denn Calvinisten. Nur so konnte man spanischerseits, wenn man bei ausgesprochenen Principien beharren wollte, wie man denn dabei beharrte, zu einem glücklichen Ende kommen. Der Kampf war jetzt ein anderer, als früher mit den Anhängern des Compromisses. Damals hatte man nur einzelne Calvinisten in der Masse gegen sich gehabt, so einzeln, daß man allenfalls sich denken konnte, sie könnten ja auch auswandern. Die Masse des Volkes hatte sich nur hie und da dem Calvinismus geneigt erzeigt, eine eindringende Ueberzeugung hatte sie noch nicht ergriffen — nun waren in Holland und Seeland fast alle Reformirte aus den Niderlanden concentrirt, ihre Ueberzeugungen hatten sich dem Volke mitgetheilt, dieses durchdrungen, die Bluthochzeit hatte die wildeste Leidenschaft erregt. Hier war nun ein eigentlicher Religionskrieg im Gange.

Von den kriegerischen Begebenheiten der nächstfolgenden Zeit brauchen wir nur die entscheidendsten zu erwähnen. Middelburg, die einzige Stadt in Seeland, die sich noch für Spanien hielt, muste im Febr. 1574 an die Aufständischen übergeben werden. Die Bürger von Middelburg musten ihre Treue gegen Spanien ihren Landsleuten mit einer Tonne Goldes büßen, durch welches Geld Ludwig von Nassau in den Stand gesetzt ward, in Deutschland wider ein Heer aufzubringen, bei welchem auch sein Bruder Heinrich und der Pfalzgraf Christoph waren. Bei Mook auf dem Bommeler Weerd begegnete er, ehe er sich mit seinem Bruder Wilhelm vereinigen konnte am 14ten April 1574 einem spanischen Heere, welches über ihn ei

nen Sieg erfocht — er, sein Bruder Heinrich und Pfalzgraf Christoph fanden den Tod in dieser Schlacht. Dann bedrängten die Spanier das Städtchen Leyden auf das Härteste. Wilhelm erkrankte schwer in Rotterdam. Einen Augenblick sahen die Angelegenheiten der kämpfenden Niderländer ganz verzweifelt aus, denn Amsterdam hielt sich noch für Spanien; Haarlem hatten die Spanier widergewonnen; Leyden war seinem Falle durch Hunger ganz nahe — wenn Wilhelm starb, schien es, fehlte es an einem Vereinigungspuncte für die, welche den Kampf noch fortsetzen wollten. Aber bald änderte sich Alles. Wilhelm genas. Leyden ward am 3ten October von den Seeländern entsetzt. Als sich die Angelegenheiten der Niderländer auf diese Weise wider beßer gestellt hatten, nahm sich Kaiser Maximilian derselben an und leitete Unterhandlungen ein in Bredá; allein diese scheiterten an den verschiedenen Ansichten, indem die Niderländer vor allen Dingen eine vollständige Anerkennung ihrer vertheidigten Landesfreiheiten verlangten; die Spanier aber diese als durch den Aufstand verwirkt angesehen, und jedes Zugeständniſs von ihrer Seite als eine Gnade betrachtet wißen wollten. So zerschlugen sich diese Unterhandlungen, und die Spanier suchten, um Antwerpens Handel einen freien Ausgang in die See zu schaffen, wider einen Theil von Seeland zu erobern, namentlich Zierickzee, was auch bis zum 29ten Juni 1576 in ihre Hände kam. Inzwischen aber war bereits im März 1576 Zuniga plötzlich gestorben und der niderländische Statsrath hatte in den bei Spanien verbliebenen Provinzen die Regierung übernommen. Zuniga war schon unter sehr üblen Constellationen nach den Niderlanden gekommen; denn trotz dem daß Philipp II. Herr der reichsten Länder der Welt war, war seine Geldwirthschaft so schlecht, daß er einem Bankerutte ganz nahe war. Als Zuniga starb, war den spanischen Truppen in den Niderlanden der Sold fast seit zwei Jahren rückständig, und der Statsrath hatte keine Mittel ihn zu zahlen. Da brachen sie aus Seeland und Antwerpen, in welchen Gegenden sie concentrirt waren, auf und in Ostflandern ein, um sich an des Königes getreuen Unterthanen selbst bezahlt

zu machen. Das Volk in Flandern und Brabant, was zeither treu zu der Regierung gehalten hatte, ward über diese heillose Behandlung durch die spanischen Truppen so empört, daß es an eine Verrätherei des Statsrathes glaubte, und sofort knüpfte Wilhelm von Nassau in diesen Gegenden Verbindungen an. Es gelang ihm, einen Theil des Adels zu bewegen im Gegensatz des Statsrathes in eine s. g. patriotische Partei zusammen zu treten. Der Herr van Glimes, welcher an der Spitze dieser Partei stund, brachte in den wallonischen Gegenden Truppen zusammen; rückte mit denselben nach Brüssel und nahm die Statsräthe gefangen bis auf ein spanisches Mitglied des Statsrathes, Rueda, welcher zufällig in Antwerpen war und nach Verhaftung seiner Collegen behauptete, nun sei er allein als interimistischer Statthalter zu betrachten. Die brabantischen Stände kamen in Brüssel, die flaemischen in Gent zusammen, und übernahmen den Kampf gegen die meuterischen, wüstenden Truppen des Königes, und sowohl die Stände dieser beiden Provinzen, als die von Hennegau wandten sich nun an Wilhelm von Nassau, er solle kommen und helfen. Allmälig schloßen sich auch die anderen südlichen Provinzen an mit Ausnahme von Lützelburg und Namen und schloßen im Nov. 1576 den Genter Frieden mit Wilhelms drei Provinzen: Holland, Seeland und Utrecht, indem sie sich vereinigten, die fremden Truppen aus dem Lande zu treiben. Nominel erkannten noch alle Provinzen Philipp II. als ihren Herrn an. Bis zum Frühjahre 1577 schloßen sich dann auch Geldern, Overryssel, Frisland und Groeningen dem Genter Frieden an; abermals aber nach mehrjährigem Kriege waren die Generalstaaten aller niderländischen Provinzen, obwohl nicht vom Könige berufen, zusammengetreten, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathen. Sie schloßen am 9ten Jan. 1577 die s. g. Brüsseler Union d. h. einen Bund, daß sie zusammenstehen und sich wehren wollten bei Strafe der Ehrlosigkeit, bis sie die fremden Truppen aus dem Lande getrieben hätten. In den anderen Provinzen sollte die katholische Kirche geschützt sein — nur nicht in Holland und Seeland,

wo eine katholische Kirche fast nicht mehr zu finden war. Auch wuste Wilhelm von Nassau durchzusetzen, daß sein statthalterisches Verhältniss in Holland und Seeland so weit anerkannt ward, daß die Beschlüße der Generalstaaten für diese beiden Provinzen nur Geltung haben sollten, wenn sie Wilhelm und die höheren Landescollegien als giltig bestätigten. Wilhelms Stellung in den beiden Provinzen unterschied sich überhaupt mehrfach wesentlich von seiner früheren statthalterischen Stellung. Früher war er nur Unterstatthalter — nun muste er die oberstatthalterischen Functionen, soweit sie seine Provinzen betrafen, auch an sich nehmen. Sodann hatte sich auch der Hof von Holland, welcher früher, wie alle deutschen Gerichtsbehörden zugleich Polizeibehörde war, eine Zeitlang während des Kampfes aufgelöst. Als ihn Wilhelm und die Staaten der Provinz wider constituirten, entzog man ihm die weltliche Polizeigewalt und übertrug diese dem Statthalter. Dagegen die kirchliche Polizei, die sonst zu Gunsten der katholischen Kirche vom Statthalter geübt worden war, fiel ganz weg. Die Staaten ernannten Wilhelm zum Protector und Haupt der Provinz und sagten ihm zu, ohne seinen Rath nichts Wichtiges vornehmen zu wollen, und so war nun seine Stellung diese, daß er die auswärtigen Angelegenheiten und die Kirchensachen in der Art in Händen hatte, wie früher der Generalstatthalter; nur war er nicht wie dieser an die königliche Bestätigung, sondern an die Gutheißung der Provincialstaaten gebunden. Zur See übte er nicht alle Rechte, die früher dem Admiral zugestanden hatten, weil sich hier sowohl die Provinzialstaaten, als die einzelnen reicheren Handelsstädte manche Rechte vorbehielten. Auch war Wilhelm hiebei durch einen Admiralitätsrath beschränkt. Justiz und Polizei war in seinen Händen in höchster Instanz, doch auch dabei stund ihm ein Rathscollegium zur Seite. Privilegien-Gnaden- und Dispenssachen verwaltete Wilhelm ganz wie früher der Generalstatthalter. Aber diese ganze über seine frühere statthalterische hinausgehende Gewalt besaß er durch einen Vertrag mit den Provincialstaaten, welche, indem sie sich das Recht zuschrieben Ge-

walt zu ertheilen, das Bewustsein gewannen, daß sie diese Gewalt auch limitiren und bestimmen könnten, daß sie die eigentlichen Träger der Souveränitätsrechte in den Niderlanden seien. Schon damals kam es, weil man von beiden Seiten nicht zur Klarheit über dies Grundverhältniſs gelangen konnte, zu Streitigkeiten. Im October 1574 sagte Wilhelm den Provincialstaaten von Holland, als ihm ihre Prätentionen zu groß wurden, geradezu den Vertrag auf; es war in einer Zeit, wo sie seiner durchaus nicht entbehren konnten. Sie bequemten sich in der nächstfolgenden Zeit dazu, seine Gewalt zu erweitern — nur hinsichtlich der Geld- und Abgabeverhältnisse behielten die Provincialstaaten alles in ihren Händen. Auch schloßen die beiden Provinzen Holland und Seeland unter sich ein engeres Bündniſs und in beiden Provinzen hatte Wilhelm ziemlich die gleiche Stellung. Schwankender war lange sein Verhältniſs in Utrecht, bis es sich später fast noch günstiger, als in jenen beiden Provinzen gestaltete, zumal der Adel in Utrecht mehr zu bedeuten hatte.

Der König war unterdessen durch die unter dem Regimente des Statsrathes in den Niderlanden ausgebrochenen Unordnungen bestimmt worden, einen neuen Generalstatthalter für die Niderlande zu ernennen in der Person seines Halbbruders des Don Juan d'Austria. Bis zu dessen Ankunft waren die spanischen Truppen aus Ostflandern und Brabant herausgetrieben worden, hatten sich in Antwerpen concentrirt und plünderten, eben als Don Juan in Lützelburg ankam, diese reiche Kaufstadt, wodurch sie eben den Abschluß des Genter Friedens beschleunigt hatten. D. Juan unterhandelte von Lützelburg aus; konnte aber nicht hindern, daß die schon erwähnte Brüsseler Union zu Stande kam, und muste sich im Febr. 1577 entschließen, durch das s. g. ewige Edict selbst die Brüsseler Union und den Genter Frieden anzunehmen. Obwohl auch nun Holland und Seeland sich der Forderung der Aufrechthaltung der katholischen Kirche nicht fügten, ruhte doch der Krieg, und nie während der ganzen Dauer desselben

war Wilhelm von Nassau näher daran, alle Früchte seiner Mühen und Intriguen zu verlieren, als damals.

Der im Jahre 1839 erschienene sechste Band der archives von Groen van Prinsterer giebt nun für die nächstfolgenden Begebenheiten eine Ansicht und belegt sie, welche von den früheren Auffaßungen der Begebenheiten dieser Zeit ganz abweicht. Bis dahin war man im Ganzen der Meinung, Don Juan sei, nachdem er am 1ten Mai 1577 unter dem Jubel des Volkes in Brüssel als Generalstatthalter eingezogen sei, mit der durch die Brüsseler Union ihm gewährten Stellung nicht zufrieden gewesen und habe plötzlich deren Bedingungen gebrochen und sich der Vesten von Namen (Namur) und Karlsberg (Charlemont) bemächtigt. Allein Groen van Prinsterer, der eifrige Advocat des nassau-oranischen Hauses, muß gestehen, daß nicht D. Juans Treulosigkeit, sondern lediglich Wilhelms Intriguen die Brüsseler Union wider zerstört und die Niderlande in zwei streitende Hälften auseinander gerißen haben. Die historischen Quellen, welche man bis dahin benutzen konnte, berechtigten zu einem solchen Ausspruche noch nicht; man konnte annehmen, in diesen späteren Jahren sei Wilhelm zu so verhohlenem, intriguantem Wesen nicht mehr zurückgekehrt und habe die Gewalt der Dinge sich selbst entwickeln laßen — Groen van Prinsterer aber spricht es gerade aus, daß D. Juan, seinen gegebenen Zusagen wirklich getreu, nun ein friedliches, mildes Regiment führen wollte, daß es aber seinen Gegnern (welche alle von Wilhelm aufgereizt und geleitet wurden) gelungen ist, durch Ausstreuungen und Argwohn aller Art, durch ungerechte Vorwürfe und freche Forderungen, durch Demüthigungen, Beleidigungen und selbst auch Verschwörungen D. Juan das Vertrauen des Volkes zu rauben, alle seine Anstrengungen zu nichte zu machen, sein Ansehen zu untergraben, ihn in einer unaufhörlichen Besorgniß um sein Leben und seine Freiheit zu erhalten, und ihn endlich dahin zu treiben, daß er in dem Gewaltstreiche der Besetzung Namens und Karlsbergs allein noch sein Heil erblickte.

Selbst nachdem D. Juan so gehandelt hatte, ward

es Wilhelm noch schwer, die Generalstaaten zu bestimmen, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Sie trauten Wilhelm nicht; und Marnix, der überall dessen rechte Hand war, und durch welchen er auch damals mit den Generalstaaten unterhandeln ließ, schreibt ihm von Brüssel, die Sache seiner Partei sei wunderbar verhaßt bei den Staaten; man suche hinter jedem Worte, was er (Marnix) in Wilhelms Interesse rede, noch etwas anderes, und fast alle seien zweifelhaft, ob sie nicht lieber ohne Wilhelm offenem Verderben entgegen gehen, als in Verbindung mit ihm sich retten sollten. Einen solchen Argwohn hatte damals dieser intriguante Character eingeflößt. Die Friedenspartei war zahlreich, und D. Juan, als er sah, daß ihm sein Gewaltstreich durchaus keinen Vortheil gebracht, war bei sich ganz resignirt und verlangte vom Könige in der Verzweiflung, noch etwas Tüchtiges in den Niderlanden schaffen zu können, seine Abberufung. Der König war geneigt, ihm diese zu gewähren und die Herzogin von Parma wider nach den Niderlanden zu senden, um doch ja den Frieden zu erhalten. Wilhelm von Nassau aber weiß alle diese dem Frieden günstige Umstände zu nichte zu machen; er bietet alle seine Anstrengungen, alle Intriguen auf, um eine Aussöhnung D. Juans mit den Generalstaaten zu hintertreiben; er bringt jeden Vorschlag D. Juans in neuen Verdacht; treibt durch die Deputirten von Holland und Seeland die Generalstaaten zu Zerstörung der festen Burgen in den Städten fort, zu Anwerbung von Truppen und kommt, als endlich doch ein Arrangement zwischen D. Juan und den Generalstaaten im Werden ist, selbst wider nach Brüssel und zerstört alle Einigkeit und alles Verständniß. Den Herzog von Aerschot, der ihm am meisten entgegen gewesen war, hatte er durch eine Intrigue, bei welcher er scheinbar die Hand gar nicht im Spiele hatte, von dem Volke in Gent gefangen nehmen und gefangen halten laßen, bis er, nachdem er in Brüssel vollständig alle seine Absichten erreicht hatte, selbst nach Gent kam und nun auch noch die Rolle eines Befreiers des Herzogs spielte, der doch nur durch sein verschmitztes Spiel in Haft gekommen war. Er

hatte indessen in Brüssel durchgesetzt, daß D. Juan am 18ten Dec. 1577 für einen Feind der Niderlande von den Generalstaaten erklärt, und von diesen ein Vertrag geschlossen worden war, der eine neue Union für alle Niderlande, so wie Duldung für die Reformirten in denselben, enthielt.

Wenn wir früher manchen Anlaß hatten, auch das Benehmen Philipps II. und seiner Statthalter nicht ganz in der Ordnung und in dem Aufstande der Niderlande, wie er nach Einführung des 10ten Pfennigs statt hatte, eine Berechtigung zu sehen, so wird doch kein einigermaßen billiger Mann nach diesen Vorgängen dem Könige und dessen Kabinette verdenken, daß sie im höchsten Grade erzürnt waren und in den Niderländern nun ein nicht zufrieden stellbares Volk sahen, was durch keine Milde, durch kein Anerkennen seines Rechtes von der Bahn der Revolution abzubringen sei, gegen welches nichts übrig bleibe, als Gewalt der Waffen. D. Juan hatte das Aeußerste gethan, er hatte die Brüsseler Union angenommen, hatte seine fremden Truppen aus dem Lande geschickt; sie waren schon unterwegs, um sich in Jenau nach Spanien einzuschiffen. Nun ließ er sie zurückkommen, um dem Heere der Generalstaaten etwas entgegen zu setzen zu haben. Es waren 17000 M., welche D. Alessandro da Farnese, der Sohn der ehemaligen Herzogin Statthalterin, zurückführte und mit welchen dieser sofort bei Gemblach (Gembloux) am 31ten Jan. 1578 das Heer der Generalstaaten schlug und das südöstliche Brabant so wie einen Theil von Hennegau zu den beiden D. Juan allein übrig gebliebenen Provinzen Lützelburg und Namen wider hinzu eroberte.

Unterdessen hatte die Partei unter den Generalstaaten, welche Wilhelm von Nassau hinlänglich kannte und sich diesem Manne nicht hingeben wollte, ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht, der ihn hinderte seine Plane rasch weiter zu führen. Die Aerschotische oder Croysche Partei nämlich hatte die Ansicht aufgestellt, wenn man auch Ursache habe, mit Philipps II. Regiment unzufrieden zu sein, berechtige das doch keinesfalles, ganz vom habsburgischen Hause abzufallen. Diesem auf jeden Fall müße man die

Niderlande erhalten, auf deren Regiment Wilhelm von Nassau, den seine Partei nun auch in Brabant, Antwerpen und Mecheln zum Ruwaard gemacht hatte, kein Recht habe. In diesem Sinne wandte sich diese aerschotische Partei, ohne daß Wilhelm etwas davon wuste, an den Erzherzog Mathias in Wien und bot ihm die Generalstatthalterstelle an. Man hoffte an ihm einen Mann zu gewinnen, der im Stande sei, wenn nicht ein erträgliches Verhältniß zu Philipp II. herzustellen, doch zu hindern daß die fürstliche Herrschaft im Lande dem Nassauer zu Theil werde. Allein man teuschte sich am Ende doch ganz, wenn man glaubte, der ehrliche östreichische Prinz werde dem schlauen Nassauer irgend wie gewachsen sein. Auch hinderte dieser, als er von der Berufung des Erzherzogs hörte, dieselbe in keiner Weise, denn er wuste in voraus, daß er diesen Mann ganz in seine Gewalt bringen, und nicht nur unschädlich, sondern, so lange es ihm beliebe, zu einem Mittel der Herrschaft über die aerschotische Partei machen, und wenn er ihn nicht mehr brauchen werde, ihn leicht vertreiben könne. Noch ehe Mathias ankam, wuste Wilhelm, während Aerschot noch in Gent gefangen war, solche Bedingungen seines Kommens durchzusetzen, daß er ganz von den Generalstaaten abhängig blieb; wuste er die Ernennung solcher Glieder in den Statsrath zu erreichen, daß in diesen seine Freunde die Ueberzahl hatten; ja! er setzte durch, daß er selbst zum General-Lieutenant des Erzherzogs ernannt und ihm in einer Weise an die Seite gestellt ward, daß der Erzherzog ohne ihn gar nichts vermochte. Als Mathias in Jan. 1578 seine Functionen in Brüssel antrat, war er durch Wilhelms Schlauheit in eine Lage gebracht, in welcher er nur dazu diente, Wilhelms Macht und Einflüß zu decken und zu vermehren.

Wenn wir also oben bemerkten, daß Wilhelms Plane in den Niderlanden nie bedrohter, nie dem Scheitern näher waren, als damals, als D. Juan, den Generalstaaten in allen gerechten Forderungen nachgebend im Febr. 1577 die Brüsseler Union annahm, so muß nun dazu bemerkt werden, daß Wilhelm bis zum Febr. 1578 sich so gestellt hatte, daß sein Ansehen und sein Einfluß wider ganz gesichert,

der Bruch mit Spanien nie heftiger und gehäßiger war, als gerade damals — aber im Verlaufe dieses Jahres hatte Wilhelm auch die mephistophelischeste Politik entwickelt und seinem Talente für politische Intrigue den weitesten Spielraum gewährt. Auch Amsterdam ward inzwischen gegen die Spanier erobert, so daß nun die Provinz Holland ganz von ihnen frei war, und wenn einen Augenblick noch die zahlreich in Amsterdam wohnenden Katholiken ein störendes Element in der Haltung der Provinz zu sein schienen, so dauerte auch dies nicht lange, denn nicht nur kehrten alle früher aus Amsterdam ausgewanderten Calvinisten dahin zurück, sondern auch viele aus dem Süden der Niderlande und aus Frankreich ausgewanderte erwählten gerade Amsterdam zum Wohnorte und verstärkten die calvinistische Partei hier so mächtig, daß sie sich im Mai 1578 des Regimentes in der Stadt bemächtigen konnte, wobei die katholische Geistlichkeit theils ermordet theils vertrieben, die Kirchen ihr genommen wurden. Da sich Jesuiten und Franciskaner überhaupt in den Niderlanden, so weit sie gegen D. Juan kämpften, nicht zu dem Eide verstunden, den die Generalstaaten gegen D. Juan forderten, wurden sie überall, auch in den südlichen Niderlanden, so weit sie D. Juan nicht unterthan waren, vertrieben, und der größeren Zuverläßigkeit wegen wurden von den Generalstaaten in öffentlichen Aemtern überhaupt lieber Protestanten angestellt. Als hierauf, um die Verhältnisse der Religionsparteien zu ordnen, der Erzherzog Mathias in Wilhelms Interesse die Abfaßung eines Religionsfriedens in Vorschlag brachte, vertrieb eine eifrig calvinistische Partei in Gent auch hier alle katholische Geistliche, zog die Kirchengüter ein, und Gent, was sich unter dem Einfluße eifriger Calvinisten schon zu einer zünftischen Republik gestaltet hatte, erneuerte die Plane, die man hier im 14. Jahrhunderte gehegt hatte, die Herrschaft der Stadt Gent über ganz Flandern auszudehnen. Mit Ypern gelang es; die Genter bemächtigten sich der Stadt, führten auch hier ein zünftisches Regiment ein, trieben die katholische Geistlichkeit aus der Stadt und confiscirten die Kirchengüter.

Ebenso gelang es ihnen hernach in Kortryk, Oudenaerde, Dendermonde u. a. a. O.

Die aerschotische Partei fühlte sich indessen noch zu stark, um sofort durch Unterwerfung des Erzherzogs unter den Einfluß Wilhelms decontenancirt zu werden. Sie dachten an ein anderes Mittel, Wilhelm ein Gegengewicht zu geben. Dieser hatte, in seiner Weise nach allen Seiten hin Correspondenzen unterhaltend, auch fortwährend mit dem ehemaligen Herzog von Alençon, dem Bruder König Karls IX. (der seit Heinrich von Anjou den polnischen Thron bestiegen hatte, den Titel eines Herzogs von Anjou führte und am französischen Hofe immer eine Art von Opposition gebildet hatte) Verbindung erhalten. Die aerschotische Partei rechnete nun darauf, wenn man diesem Manne eine ansehnliche Stellung in den Niderlanden anbiete, werde Wilhelm nichts dagegen haben; er selbst, Anjou, werde auf den Plan eingehen und doch in den Niderlanden brauchbar sein, um die Interessen der aerschotischen, katholischen Partei gegen Wilhelm zu vertreten. Man kam durch die calvinistische Reformation eines großen Theiles von Flandern, welche besonders von Elisabeth von England unterstützt ward, um so rascher zu Ausführung dieses Entschlußes, weil es den Katholiken die höchste Zeit schien, ihrer Sache auch einiges Gewicht zu geben, und so setzte diese Partei es bei den Generalstaaten durch, daß Anjou am 13. Aug. 1578 zum Protector der niderländischen Freiheit ernannt und unter sehr annehmlichen Bedingungen mit einem französischen Heere nach den Niderlanden gerufen ward. Wäre, was ursprünglich der Plan der aerschotischen Partei gewesen, Anjou berufen worden, um als Haupt der wallonischen Provinzen aufzutreten, so hätte Wilhelm wahrscheinlich in ihm einen schwer zu beseitigenden Gegner gefunden; aber auch hier war Wilhelm schlau, gieng abermals scheinbar auf die Absichten dieser Partei ein, beförderte die Berufung Anjou's, wuste aber die aerschotische Partei dahin zu bringen, daß sie ihren ursprünglichen Plan aufgab und Anjou nicht in ein besonderes, näheres Verhältniss zu den Wallonen, sondern in ein allge-

meines zu den Generalstaaten stellte. Sie glaubte dadurch seine Macht zu mehren, machte es nun aber Wilhelm möglich, durch die Generalstaaten (da sich Anjou in seinem Vertrage mit ihnen anheischig gemacht hatte, in kein näheres Verhältniſs zu irgend einer besonderen Provinz zu treten, da er also ganz an sie gewiesen war und von ihnen abhieng) den französischen Prinzen so degoutiren und in eine solche Stimmung setzen zu laßen, daß dieser mit den Niderländern nichts mehr zu thun haben wollte und bereits am 8. Nov. 1578 den eingegangenen Vertrag wider aufsagte und gar nicht wirklich nach den Niderlanden kam. Den Pfalzgrafen Johann Kasimir, den die Königin Elisabeth mit Geld ausgestattet hatte, um der eifrig calvinischen Partei in Flandern zu Hilfe zu kommen, und welcher, da er durch seine Gesinnung (falls er anders zum Handeln gelangte) alle eifrigen Calvinisten an sich gekettet haben würde, für Wilhelm weit gefährlicher als Rival werden konnte als Anjou, wuste er in solcher Weise langsam hinzuhalten, zu ermüden, daß er bei seiner heftigen Gemüthsart endlich allen Muth und alle Lust verlor, für die Niderlande etwas zu thun, und ebenfalls das Feld räumte. In dieser Weise nach allen Seiten hinschauend, nach allen Seiten hin intriguirend wuste der schlaue Mensch im Trüben weiter zu fischen, und die Unordnung und das Unglück, das er in den Niderlanden angestiftet, zur Basis seiner Macht zu machen.

Es war unter diesen Umständen kein Wunder, wenn sich in den wallonischen Theilen des Landes die aerschotische Partei, welche weder mit Wilhelm von Nassau, noch mit den flaemischen Republicanern etwas zu thun haben wollte, endlich an den, den Letzteren widerstehenden flaemischen Adel anschloß und mit ihm die Partei der Malcontenten bildete. So war in den Niderlanden damals eine entsetzliche Verwirrung aller Interessen, nichts als Haß und Eifersucht, Trennung und Intrigue. Es war ein fast unerträglicher Zustand, der sich auf keinen Fall auf die Dauer so halten konnte, denn jeder machte Ansprüche und jeder suchte sich der Unterordnung und Aufopferung zu entziehen.

Noch war alles in diesem Chaos, als D. Juan plötzlich starb am 1ten Oct. 1578 und den Sieger bei Gemblach, D. Alessandro da Farnese, zum Nachfolger hatte, welcher sofort aussprach, es sollten alle Provinzen, die sich ihm als königlichem Statthalter unterwürfen, ihre alten Rechte und Privilegien wider erhalten; auch die fremden Truppen wolle er, um zu beruhigen, aus dem Lande senden; nur hinsichtlich der Kirche könne er keine Zugeständnisse machen. Die katholische Kirche müße auf dem früheren Fuße erhalten werden. Da mit diesen Erklärungen die Wünsche der Malcontenten ganz übereinstimmten, schloßen sie sich ihm bald wider an durch einen Vertrag vom 6ten Jan. 1579. Zu Lützelburg, Namen und einem Theile von Hennegau und Brabant, gewann er also auch das übrige Hennegau, Atrecht, Dauway und wallonisch Flandern. Die Protestanten dieser Gegenden wanderten aus und setzten sich größestestheils in Holland, wo sie widerum dazu beitrugen, die calvinistische Partei zu verstärken. Kurz vor dem Abfalle der Malcontenten von der Brüsseler Union hatte übrigens Wilhelm auf einer anderen Seite eine wichtige Verstärkung erhalten. Im Sommer 1578 nämlich war sein Bruder Johann von Nassau von den Ständen Gelderns zum Statthalter berufen und von Wilhelm und Mathias, so wie von den Generalstaaten in dieser Stellung bestätigt worden. Außer auf Holland, Seeland und Utrecht konnte Wilhelm also nun sicher auch auf Geldern rechnen, und da sich der Graf Rennenberg, der in Overyssel, Frisland und Groeningen in gleicher Weise Statthalter war, damals auch dem nassauischen Interesse noch nicht feindlich zeigte, konnte Wilhelm überhaupt auf die sieben nördlichen Provinzen zählen. Graf Johann brachte dann zu Stande, daß aus diesen sieben Provinzen Deputirte in Utrecht zusammen kamen und nach längeren Unterhandlungen am 23. Jan. 1579 die s. g. Utrechter Union schloßen, eine Antwort gewissermaßen auf die Vereinigung aller wallonischen Landschaften mit Alessandro da Farnese. Rennenberg ward freilich durch dies Anwachsen des nassauischen Hauses kopfscheu und trat um so bereitwilliger mit Farnese wegen der

Widerunterwerfung seiner Provinzen in Unterhandlung; doch waren diese Unterhandlungen noch nicht weit genug vorgerückt, um sicher auf ein Resultat derselben zu bauen, und so sah er sich gezwungen einstweilen mit den Nassauern noch fortzugehen, und sogar die Utrechter Union im Juni 1579 noch zu unterschreiben, die in der Art ein Werk der Nassauer war, daß der Erzherzog Mathias nicht einmal etwas davon erfahren hatte.

Auch der Abschluß der Utrechter Union enthielt keine entschiedene Bestimmung über den eigentlichen Sitz der Souveränität in dem neu sich bildenden niderländischen Staate. Sie ordnete an, daß man sich auf ewige Zeiten zu wechselseitigem Schutze vereinigen und eine Generalitätscasse durch gemeinschaftliche Abgaben herstellen wolle. Den Bundesbehörden ward die Entscheidung über Krieg, Frieden, Waffenstillstand und neue Auflagen beigemeßen; aber über andere Sachen soll die Stimmenmehrheit zwischen den einzelnen Provinzen entscheiden und keine derselben selbstständig mit fremden Mächten Verbindungen eingehen können. Religionssachen sollte jede Provinz nach ihrem Gutbefinden einrichten können. Die Landtage sollten in Utrecht gehalten werden. Das Alles waren Bestimmungen, die zwar mehr dahin neigten, die sieben vereinigten Provinzen für einen Bundesstaat zu erklären; doch war der einzelnen Provinz so vieles und wichtiges anheim gegeben, und ihr neben dem Bundesleben ein so weit greifendes eigenes Leben zugestanden, daß die Bestimmungen allenfalls auch mit einem Staatenbunde bestehen konnten, denn neben der Kriegsmacht des Bundes konnte sich ja jede Provinz für sich ungehindert Heer und Flotte halten; sie hatte für sich die ganze Justiz und Polizei, die Kirchensachen; sie hatte ihre eignen Finanzen kurz! es mußte den späteren Entwickelungen vorbehalten bleiben, was sie aus der Verbindung machen würden, einen Bundesstaat oder Staatenbund.

Nachdem die Malcontenten sich Farnese wider angeschloßen, die sieben nördlichen Provinzen die Utrechter Union geschloßen hatten, blieben nun zwischen beiden größeren politischen Massen zwei kleinere in der Mitte, um deren Besitz jene beiden weiter kämpften, nämlich die den Generalstaaten gehorchenden und von ihnen, nach den früheren Grundsätzen im Ganzen, unter der Vorstandschaft des Erzherzogs Mathias und Wilhelms von Nassau geleiteten Land-

schaften von Brabant, Mecheln und Antwerpen und sodann das Gebiet der eifrig calvinistischen Republicaner in Flandern. Kaiser Rudolf II. suchte noch einmal seine kaiserliche Autorität in's Mittel zu legen und brachte im Mai 1579 einen Congreſs in Cöln zu Stande, der aber scheiterte, wie der frühere in Bredá, denn wenn sich jetzt auch die spanischen Unterhändler nicht mehr weigerten, Rechte der Niderländer anzuerkennen, konnten sie doch nicht darein willigen, daß die Regierung in den Niderlanden so ganz von den Generalstaaten abhängig würde, wie diese es durchzusetzen wünschten. Der Congreſs zerschlug sich also unverrichteter Sache. Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse schon bedeutend vereinfacht. Farnese hatte bereits im April 1579 Maastricht eingenommen, wodurch er nun Brabant auch an der ganzen Ostgrenze umfaßte, und da sich die Brabanter nicht entschließen konnten, sich Wilhelm von Nassau so hinzugeben, wie man annehmen konnte, daß die Staaten der Utrechter Union ihm untergeordnet sein würden, nahmen sie nun die Anerbietungen Farneses an, der ihnen alle alten Rechte garantirte, falls sie nur einwilligten, daß die Kirche in ihrem alten Bestande bliebe. Diese hatte in Brabant ohnehin bis dahin keine wesentliche Alteration erfahren. Mit Brabant unterwarf sich auch Mecheln; also nur Antwerpen und diejenigen flaemischen Städte, in welchen die calvinistische Republik gesiegt hatte, und endlich Doornik (Tournai) und Kammerich (Cambrai) — nur diese Puncte hielten sich noch und wurden der Siegespreis zwischen Farnese und der Utrechter Union.

Einen Augenblick schien es als würde Farnese ganz den Sieg davon tragen, denn mit einemmale erklärte sich Rennenberg, der Statthalter in Overyssel, Frisland und Groeningen, als seine Unterhandlungen so weit gediehen waren, im J. 1580, wider für Farnese; vermochte sich dann aber nur in Groeningen und den Ommelanden zu halten. Doch hatte dies die Folge, daß die Staaten der Utrechter Union ihre Kräfte theilen musten. Wilhelm von Nassau ward von den Generalstaaten der Farnese widerstrebenden Provinzen zum Statthalter für die Gegenden

stimmt, wo Rennenberg sich als königlicher Statthalter zu behaupten suchte. So lange er aber mit Rennenberg zu kämpfen hatte, konnten Antwerpen und die flaemischen Städte nicht so kräftig gegen Farnese unterstützt werden, wie nothwendig gewesen wäre. Ohngeachtet diese Städte nur ein kleines Territorium bildeten, waren sie doch durch ihren alterworbenen Reichthum und ihre ungeheuere Bevölkerung fast so viel werth, als damals die vereinigten Provinzen des Norden zusammen. Auch eroberte man Mecheln wider gegen Farnese. Da aber diese südlichen Provinzen fortwährend Anstoß nahmen an Wilhelms von Nassau persönlichem Einfluße in der Union, da außerdem diesen südlichen Territorien eine Unterstützung von der französischen Seite sehr erwünscht sein muste, gab Wilhelm nochmals nach, daß Unterhandlungen mit Franz von Anjou wider angeknüpft würden, um diese aber ganz in seiner Hand zu haben, wuste er die Karten so zu mischen, daß die Führung dieser Unterhandlungen Marnix anvertraut ward. Der Vertrag kam so zu Stande, daß Anjou Fürst der gesammten Niderlande werden sollte; doch sollte die Succeßion so sein, daß unter seinen Descendenten (deren er keine hatte und seiner ganzen Leibesbeschaffenheit nach auch keine zu hoffen hatte) die Generalstaaten immer den Nachfolger zu wählen hätten. Anjou sollte seine ganze französische Umgebung entlaßen bis auf einen oder zwei französische Herren, welche einen Platz im Staatsrathe erhalten sollten. So isolirt, wuste Wilhelm, konnte Anjou nie daran denken, im Staatsrathe etwas auszurichten, und dessen Verhältniß zu den Generalstaaten ward so geordnet, daß er ganz von diesen abhieng, und unter den Generalstaaten waren wider die Deputirten der Utrechter Union, die ganz von Wilhelm dirigirt wurden, entscheidend. So, indem Wilhelm nachgab, ließ er in den Niderlanden überhaupt eine fürstliche Stellung ausbilden, die ihm zu Gute kommen muste, selbst wenn sie Anjou einigermaßen ausfüllte; denn wenn Anjou starb, muste sie wohl auf ihn übergehen, und er hatte bei seinem speciellen Verhältniße zu den nördlichen Provinzen auch sofort eine andere Stellung, denn er

benutzte Anjou's Berufung, um sich in einem Theile der nördlichen Niderlande selbst eine weit bevorzugtere Stellung zu verschaffen, als er bis dahin gehabt hatte. Er gab Holland und Seeland eine fast unabhängige Stellung in der Union dem neuen Fürsten gegenüber, so daß dieser daselbst nur eine Art Oberhoheit haben sollte, während alle wesentlichen fürstlichen Rechte auf Wilhelm übertragen wurden und in Anregung kam, letzteren geradezu zum Grafen von Holland und Seeland zu ernennen.

Nachdem Anjou diesen Vertrag im Jan. 1581 zu Bordeaux beschworen hatte, gieng er nach England um für sein neues niderländisches Fürstenthum Elisabeths Hilfe, wo möglich aber für sich auch Elisabeths Hand zu gewinnen. Während er diesen Absichten nachgieng, entwickelten sich die Folgen des neuen Verhältnisses bereits in den Niderlanden. Die wider unter die königliche Autorität zurückgekehrten Provinzen hatten sich unterdessen von Farneses gutem Willen überzeugt, aber auch davon, daß es ihnen auf die Dauer ohne eine zu Grunde richtende, gewaltsame Anstrengung unmöglich sein werde, den Krieg allein zu bestreiten. Sie selbst also trugen darauf an, daß fremde Truppen des Königes zu ihrer Unterstützung gesandt würden, und nun hatte Farnese bald eine Kriegsmacht von im Ganzen 60000 Mann, mit denen er bald Doornik (Tournai) und Kortrik (Courtrai) erobern konnte. Eine andere Folge jener Entwickelungen war, daß durch die Bestellung des Herzogs von Anjou zum neuen Fürsten der Niderlande die Nothwendigkeit eintrat, das alte Band zwischen den abgefallenen Provinzen und dem Könige von Spanien und dem ganzen habsburgischen Hause entschieden zu zerreißen. Der Erzherzog Mathias, der nun eine Zeitlang als Statspuppe in den Händen Wilhelms figurirt hatte, ward ohne Umstände mit dem Versprechen entlaßen, ihm jährlich 50000 fl. zahlen zu wollen, von denen er nie einen Pfennig ausgezahlt erhielt, sobald man ihn los war, und er nicht die geringste Macht hatte, die Zahlung zu erzwingen. Von dem Könige aber und seinem Geschlechte sagten sich die Generalstaaaten durch ein Manifest vom 26ten Juli 1581

förmlich los, indem sie die ganze von den Jesuiten in Gang gebrachte, in den calvinistischen Kreisen aber zuerst populär gewordene Theorie von der öffentlichen Gewalt gegen ihn geltend machten.

Das Manifest sieht in der fürstlichen Obrigkeit nur insofern noch ein von Gott geordnetes Verhältniss, wie man es in jedem Menschenwerke sehen kann, daß sie nämlich an gewisse göttliche Ordnungen gebunden sei; aber es betrachtet dieselbe doch wesentlich als von Menschen zu bestimmten einzelnen menschlichen Zwecken eingerichtet. Dieser Ansicht liegt immer eine historische Chimäre zu Grunde, daß nämlich irgend einmal die obrigkeitliche Gewalt unter den Menschen gefehlt habe, daß sie für menschliche Zwecke von Menschen eingerichtet und also nur so lange giltig sei, als sie diesen Zwecken entspreche. Der Fürst ist nach dieser Ansicht zum Nutzen des Volkes und wesentlich für dessen äußeren Vortheil da (nicht unter Umständen auch zu dessen Strafe und Züchtigung) wodurch die ganze Staatsgewalt unter ein wesentlich falsches Licht gebracht wird. Wie immer, wenn ein solcher Grundton angeschlagen wird, die aus demselben hervorgehenden Disharmonien sich erst almälig entwickeln, diente dieser Satz zunächst nur dazu, Philipp zu beseitigen; er hatte für's Erste nur eine negative Wichtigkeit. Allein die positive Wichtigkeit muste sich in der Theorie alsbald anschließen, zwar nicht in den Niderlanden, wo alle anderen Verhältnisse außer dem der höchsten Obrigkeit in ihrem historischen Zusammenhange gelaßen und weiter entwickelt wurden; wo es niemandem einfiel, auf jener Grundlage ein ganz neues Statswesen zu construiren; aber der Grundsatz war doch ausgesprochen und muste in der Theorie weiter wirken und so almälig auch für das wirkliche Leben einen umfaßenderen Einfluß gewinnen. Da wird sich uns später zeigen, wie aus dem Satze, daß die Obrigkeit des Nutzens des Volkes wegen da sei, zunächst folgte, daß der Nutzen des Volkes das eigentliche Grundgesetz der neuen Theorie ist. Der Nutzen des Volkes aber erheischt eine Bestimmung dessen, was man unter Volk zu verstehen habe. Versteht man darunter das natürliche, organische, so hebt sich der ganze Satz auf, denn dann ist der Fürst selbst oder wer sonst hergebrachter Träger der Gewalt sein mag, ein untrennbarer und mächtiger Theil des Volkes, ja! dieses ohne solchen Mittelpunct ist gar nicht Volk — dies also konnte man nicht darunter verstehen, wenn man den Satz geltend machen wollte, wie er calvinistischerseits in den Niderlanden und in Schottland geltend gemacht ward, wie ihn nachher die englischen Calvinisten und Puritaner aufnahmen — und so

war man also auf einem ganz chimärischen, revolutionären Terrän angelangt, wo man in äußerster, abstractester Consequenz auf das hingewiesen war, was die Mehrzahl des Volkes, der größere Theil des Urbreies, als welchen man die menschlichen Gesellschaften dachte, also der Pöbel, als seinen Nutzen betrachtete, und wo man, wenn man consequent verfahren wollte, wie es zuletzt in der Theorie nur Rousseau, in der Praxis nur die Franzosen gethan haben, mit allen höheren, edleren Tendenzen und Aufgaben der Menschheit brechen muß.

Durch dies Manifest traten die Generalstaaten, welche zeither noch nicht bloß die sieben (oder, nach dem Abfall Groeningens unter Rennenberg, die sechs) in Utrecht unirten Provinzen, sondern auch die südlichen, nämlich Antwerpen, Mecheln, den Rest von Flandern und Kammerich vertreten hatten, entschieden den Grundsätzen der Utrechter Union bei. Bald sollten sie sich aber auch auf die Provinzen der Utrechter Union beschränken. Die südlichen Provinzen hatten sich durch die Berufung des Herzogs von Anjou ein selbstständigeres Dasein zu retten geglaubt; die wahre Folge aber war, daß diese Provinzen dadurch ganz an Farnese verloren giengen und die calvinistischen Elemente auswandern und in den nördlichen Provinzen, in denen gerade Wilhelm am meisten vermochte, in Holland und Utrecht, ein Unterkommen suchen musten. Als nämlich Franz von Anjou, ohne weder die Hand Elisabeths noch eine namhafte Hilfe von ihr erhalten zu haben, im Februar 1582 nach den Niderlanden kam, und für sein neues Fürstenthum den Titel eines Herzogs von Brabant und eines Markgrafen des heiligen römischen Reiches angenommen, auch durch einen besondern Revers die besondere fürstliche Stellung Wilhelms in Holland und Seeland anerkannt hatte, mochte er anfangs noch sich so fremdartig in den ihn umgebenden Verhältnissen fühlen, daß er die völlige Nullität seiner Stellung nicht sofort erkannte. Da ward in dieser Zeit von einem Spanier versucht, Wilhelm von Nassau zu tödten (von einem Morde kann bei einem Spanier nicht die Rede sein, denn da Philipp II. zuletzt Wilhelm — und mit vollem Grunde — in die Acht und vogelfrei erklärt, auch jedem treuen Unterthanen zur Pflicht gemacht hatte, Wilhelm zu bekäm-

pfen und ihn zu tödten wo und wie er könne, erfüllte ein spanischer Unterthan im Grunde nur eine Pflicht, wenn er diesen Widersacher seines Königes niderschoß *]). Noch hatten Holland und Seeland dem Herzoge von Anjou nicht einmal gehuldigt, weil sie vorher einen noch entschiedeneren Revers der Anerkenung ihrer besonderen Stellung und namentlich der Verhältnisse Wilhelms zu ihnen verlangten. Diesen Revers hatte Anjou bis dahin verweigert. Als er aber, während Wilhelm in Lebensgefahr war, die Macht dieses Mannes auf die Gemüther in allen nicht unter die Herrschaft des Königes zurückgekehrten Provinzen sah, begriff er allerdings die Nutzlosigkeit seines Widerstrebens, stellte den Revers aus und erhielt nun die Huldigung, die aber nach diesem Revers eine bloße Formalität war.

Anjou, von seinem Bruder, dem Könige, ohne Hilfe gelaßen, von den französischen Herren, die ihn nach den Niderlanden begleitet hatten, aufgereizt, durch Wilhelm von den Landschaften Holland, Seeland, und Utrecht gewisser maßen ausgeschloßen, aber durch denselben auch in seinem Einfluße auf Antwerpen, Mecheln, einen kleinen Rest von Brabant, auf Geldern und die frisischen Provinzen benachtheiligt, glaubte nun einem solchen Zustande durch Gewaltstreiche ein Ende machen zu können. Das Interresse, den katholischen Glaubensgenossen überall wenigstens Duldung zu verschaffen, konnte dieser Opposition gegen die früher eingegangenen Beschränkungen seiner fürstlichen Gewalt einen objectiveren Anhalt gewähren und ihr wenigstens unter den

*) Die Achtserklärung hatte Wilhelm den Raubthieren des Waldes und tollen Hunden gleichgestellt. Was aber edle Unterthanentreue hätte unternehmen können, versuchte der damit verknüpften Belohnungen wegen die Elendigkeit eines Bankeruttirers, Gaspar d'Anastro, der selbst nicht einmal Muth genug besaß zu Ausführung der Sache. Er bewog einen jungen Mann, der in seinen Diensten stand, Juan Jauregui, und dieser schoß am 18ten März 1582 Wilhelm unter dem rechten Ohre queer durch den Hals. Der Thäter ward auf der Stelle umgebracht. Wilhelm aber, der anfangs leblos hingesunken war, kam wider zu sich, und es fand sich, daß die Kugel wunderbarer Weise ihn nirgends absolut tödtlich verletzt hatte; bis zum 2ten Mai war er wider hergestellt.

katholischen Niderländern Beifall erwerben. Zu Ausführung dieser Gewaltstreiche wurden die Tage unmittelbar nach der ersten Hälfte des Jan. 1583 bestimmt. Zufall scheint die Sache in Dunkirchen beschleunigt zu haben. Die französische Besatzung bemeisterte sich am 15ten Jan. dieser Stadt. Sofort vertrieben aber die Niderländer die Franzosen aus Ostende und Nieuwpoort. Dagegen setzten sich dieselben in einer Anzahl anderer Städte fest. Nur von den Hauptstädten hatten sie keine in ihrer Gewalt und auf Brügge mislang ihr Anschlag durch die Entschloßenheit des Oberbailli. In Antwerpen blieben Anjou's Absichten nicht verschwiegen genug, weshalb Wilhelm ihn, als er am 17ten denselben einlud, mit vor die Stadt zu kommen zu einer Musterung der Truppen, nicht begleitete. Wirklich waren alle Vorkehrungen getroffen und soweit gelungen, sich des einen Thores der Stadt zu bemächtigen und die französischen Truppen aus dem Lager in der Nähe hereinzuführen. Allein das Geschrei der Eindringenden: ville gagnée! vive la messe! tue! tue! und das Anstecken eines Hauses am Thore brachte alle Einwohner zu energischer Gegenwehr. Aus den Fenstern, von den Dächern, aus den Straßen ward geschoßen; beim Mangel an Kugeln mit Geld oder silbernen Knöpfen; man warf mit Steinen, Blöcken, Bänken, Stühlen, Tischen unter die Franzosen. Sie musten zurück. Die Thore wurden sofort geschloßen und die meisten Franzosen fanden noch auf den Wällen oder in den Stadtgräben den Tod. Etwa 2000 blieben; 1500 größestestheils Edelleute, fielen den Bürgern gefangen in die Hände.

Dieses misglückende und in den Augen jedes mit dem Character der Niderländer vertrauteren nothwendig unsinnig erscheinende Unternehmen machte Anjou plötzlich bodenlos und gab Farnese, der trotz alles Muthes und trotz aller Anstrengung durch Mangel an Geld und an anderen Hilfsmitteln in die größeste Noth gerathen war, neue Hoffnungen. Wilhelm hatte recht wohl in voraus gewust, daß die Stellung, die er Anjou bereitete eine für diesen Fürsten unleidliche sein, daß aber jeder Versuch desselben, sich aus

ihr zu helfen, ihm alle Macht rauben müße. Er hatte in dieser Aussicht selbst die Berufung des Prinzen betrieben, dessen Aufstellung zugleich das Verhältniſs zu Spanien vollständig entzwei brechen muste. Er suchte auch nun noch bei den Generalstaaten für Anjou zu vermitteln, denn wenn er ihn, den machtlosen, jetzt noch hielt, hatte er an ihm einen eben so bequemen Figuranten, wie früher an dem Erzherzoge. Er berechnete aber dabei entweder nicht, wie groß der Widerwille der südlichen Niderländer gegen Anjou und seine Franzosen erwachsen war, und daß er (Wilhelm), der ohnehin nicht ganz der Mann dieser südlichen Niderländer war, sie durch sein Verwenden für Anjou noch mehr von sich stieß — er berechnete dies entweder nicht, oder, was wahrscheinlicher ist, er hatte schon ohnehin die Ueberzeugung, daß diese südlicheren Landschaften sich nicht würden behaupten laßen. Dies letztere wird besonders dadurch wahrscheinlich, daß Wilhelm nicht zu bewegen war, nun den Titel eines Herzogs von Brabant, den man ihm bot, anzunehmen. Farnese aber machte sich diese veränderte Lage der Dinge rasch zu Nutze. Er ließ Anjou, der nach Dunkirchen gegangen war, hier belagern. Anjou flüchtete nach Frankreich, und Farnese eroberte außer Dunkirchen bis zum Frühjahre 1584 fast das ganze übrige Flandern; im April 1584 fiel Ypern, im Mai Brugge und nur Gent behauptete sich noch mit Hilfe der Nordniderländer bis zum September, wo dann ganz Flandern wider den Spaniern unterworfen ward, bis auf einen kleinen Rest an den Confinien Seelands. Die Protestanten aber aus den flaemischen Gegenden wanderten nun aus und verstärkten die eifrig calvinistische Partei in Holland und Utrecht.

Während aller dieser Vorgänge war Wilhelm von Nassau bereits im Sept. 1582 zum Grafen von Seeland, im März 1583 zum Grafen von Holland durch die Staaten dieser Provinzen ernannt worden. Er unterhandelte mit ihnen nur noch über die einzelnen Bedingungen und Beschränkungen seiner neuen fürstlichen Gewalt. Auch in Utrecht und Westfrisland war die Rede davon, ihm dieselben fürstlichen Rechte wie in Holland zu übertragen, und

es schien als wenn in demselben Maße, in welchem der König den Süden wider gewann, Wilhelm die fürstliche Gewalt in immer größerem Umfange in Nordniderland zufallen werde. Da ward er plötzlich von Balthasar Gérard aus Villefons in der Freigrafschaft am 10ten Juli 1584 zu Delft erschoßen; — in demselben Augenblicke, wo er am Ziele aller seiner Bestrebungen angekommen schien, nahm sein Leben ein gewaltsames Ende.

Wenn viele namentlich die Spanier, die Ueberzeugung gehegt hatten, Wilhelm von Nassau sei den abgefallenen Niderlanden für die gedeihliche Fortsetzung ihres Kampfes gegen Spanien unentbehrlich, so zeigte sich das Ungegründete dieser Ansicht sofort. Ohne ihn würde es schwerlich zu einem Kampfe dieser Art gekommen sein; ohne ihn wäre der Kampf vielleicht früher ausgeglichen worden; aber unentbehrlich war nun seine Person der Sache nicht mehr. Die Staaten von Holland, die eben in Delft versammelt waren, erklärten sofort, sie würden den Kampf nicht aufgeben, und meldeten diesen Entschluß den Staaten von Brabant d. h. des kleinen Stückes Brabant, welches noch nicht unter Farneses Herrschaft zurückgekehrt war, und fast allein aus der Stadt Brüssel bestund. Der Regierungsrath, welcher Wilhelm von Nassau als berathendes Collegium beigegeben gewesen war, führte einstweilen die Geschäfte fort, bis zum 18ten August die Generalstaaten der abgefallenen Provinzen zusammenkamen und einen Statsrath einsetzten für Holland, Seeland, Utrecht und Westfrisland d. h. für die vier Landschaften, in welchen man Wilhelm die gräfliche Würde schon zugesagt hatte oder zuzusagen eben bereit war, so wie für Antwerpen, Mecheln und die kleinen Reste von Flandern und Brabant, welche nur in festem Anlehnen an jene vier Hauptlande Wilhelms noch eine Rettung sehen konnten, wenn sie sich den Spaniern nicht wider unterwerfen wollten. Dagegen die nordöstlichen Provinzen blieben für sich: nämlich Wilhelms Bruder, Johann, hatte bereits 1581 die Statthalterschaft nidergelegt und sie war Wilhelms Schwager, dem Grafen von Berg, übertragen worden. Dieser trat mit Farnese in Unterhandlung und

ward von den Generalstaaten völlig der Verrätherei überführt. Nur aus Rücksicht auf Wilhelm hatte man ihm Leben und Freiheit geschenkt im März 1584. Auf kurze Zeit ward Statthalter Graf Adolf von Meurs, den aber bald Johanns Sohn, Wilhelm Ludwig von Nassau, der zeitherige Unterstatthalter von Frisland, ablöste. Dieser war nach Wilhelms Tode selbst Statthalter von Frisland geworden. Auch Overyssel und Geldern kamen nun unter seine Leitung und diese Provinzen Geldern, Overyssel, Frisland und was von Groeningen wider gewonnen war, bildeten einen zweiten Anhaltepunct gegen Spanien. An die Spitze des Staatsrathes von Holland, Westfrisland, Seeland und Utrecht trat mit einigermaßen ähnlichen, doch lange nicht so ausgedehnten Attributen der Macht, wie sie früher sein Vater geübt hatte, Wilhelms von Nassau Sohn von Anna von Sachsen, Prinz Moritz von Oranien. Von der Erneuerung gräflicher Rechte und fürstlicher Stellung war aber in diesen Provinzen nicht weiter die Rede, und obwohl Moritz dem damaligen Pensionarius von Rotterdam, Jan van Oldenbarneveld, wesentlich mit zu danken hatte, daß er diese Stellung erhielt, scheint es vorzugsweise doch auch dieser Mann gewesen zu sein, der hinderte, daß Moritz die fürstliche Stellung erbte, wie sie seinem Vater zugedacht war, woraus sich der spätere unversöhnliche Haß Moritzens erklärt.

Daß die holländischen Staaten es wagten mit diesem jungen Manne an der Spitze (Moritz war erst 17 Jahr alt) damals, wo Farnese Antwerpen bereits hart bedrängte, den Kampf fortzusetzen, giebt ein schönes Zeugniß für ihren Muth, zeigt aber noch mehr, wie überflüßig bereits Wilhelm für seine Person gewesen war. Der Muth der abgefallenen Provinzen sollte freilich in der nächsten Zeit auf harte Proben gestellt werden. Die Einnahme Gents durch Farnese im September hatte einige Zeit große Muthlosigkeit der Generalstaaten zur Folge. Sie dachten sogar daran, sich dem Könige von Frankreich in die Arme zu werfen und boten sich ihm als Unthanen an. Als aber Farnese im März 1585 auch Brüssel eroberte, hatte der fran-

zösische Hof den Muth nicht mehr, das Anerbieten anzunehmen und nun eroberte Farnese im Juli auch Mecheln und im August Antwerpen. Auch aus allen diesen Gegenden wandten sich alle Calvinisten, aus Antwerpen viele der reichsten Kaufmannsfamilien nach Utrecht und Holland, wo sie Aufnahme fanden, aber als neueingewanderte Fremdlinge keinen Antheil am Stadt- und Statsregimente gewinnen konnten, und so die mit der städtischen Aristokratie unzufriedene Masse bedeutend verstärkten.

Doch nicht bloß die westlichen der abgefallenen, unter Moritz von Oranien verbundenen Provinzen sollten in dieser Zeit Kriegsbedrängniss erleben, sondern auch die östlichen unter Moritzens Vetter, Wilhelm Ludwig von Nassau-Diez; denn gegen diese gewann Farnese durch Einverständniss mit den katholischen Einwohnern Nymegen, Doesburg und Zutphen, so daß er wie in einer keilartigen Spitze mitten in Wilhelm Ludwigs Provinzen vordrang. In dieser Bedrängniss wandten sich die Generalstaaten, die nun wirklich auf die sieben Provinzen der Utrechter Union beschränkt waren, da sie bei Frankreich nichts erreicht hatten, an die Königin Elisabeth von England. In den Provinzen der Utrechter Union, oder — wie wir sie in Zukunft nennen müßen — in den vereinigten Niderlanden standen sich schon seit längerer Zeit eine mehr zu Frankreich und eine mehr zu England hinneigende Partei von Staatsmännern entgegen. Von der französischen Partei ließ sich schon wegen der Religions- und völligen Sinnesverschiedenheit der Franzosen von den Nordniderländern nicht erwarten, daß sie je einem französischen Prinzen oder auch der Krone Frankreich eine wirkliche, solide Staatsgewalt in den Niderlanden zu schaffen im Stande wäre. Eben deshalb, weil er sie nicht zu fürchten hatte, war Wilhelm von Nassau entschieden für diese französische Partei gewesen. Seit Wilhelms Tode erhielt mehr und mehr die englische Partei das Uebergewicht. Elisabeth hatte, weil sie wahrscheinlich so fest wie Wilhelm von dem nothwendig nichtigen Resultat aller Unterhandlungen der Niderländer mit Frankreich überzeugt war, den Versuchen der Nider-

länder, den König von Frankreich in ihr unmittelbarstes Interesse zu ziehen, nichts entgegengesetzt und nachher die Unterhandlungen, die im April 1585 wider mit ihr selbst angeknüpft wurden, gern aufgenommen. Sie hatte den Zustand der Niderlande genau erkundet, und die Souveränetät, die man ihr anbot, hatte so wenig Reziendes in diesen Landschaften für die kluge Königin, daß auch sie dieselbe ausschlug im Juli 1585. Allein ihren Einfluß in den Niderlanden durch Hilfeleistung fest zu begründen, um an ihnen einen Anhaltepunct auf dem festen Lande zu gewinnen, dazu war sie bereit, und da man ihr, um nur ihre Hilfe zu erlangen, selbst in diesem Verhältnisse einer Protectorin noch, mehr einräumte als den Fürsten, mit denen man früher wegen der Souveränetät unterhandelt hatte, befand sie sich wesentlich im Vortheil. Am 20. Dec. 1585 kam Robert Dudley, Graf von Leicester, den die Königin zum Befehlshaber ihrer Truppen in den Niderlanden ernannt hatte, nach Vlissingen und dann nach Holland. Er trat sofort als Oberstatthalter auf, und Moritz von Oranien und Wilhelm Ludwig von Nassau-Dietz nahmen von ihm als Unterstatthalter, jener in Holland und Seeland, dieser in Frisland besondere Bestallungen. In den übrigen Provinzen kam die Statthalterschaft unmittelbar in Leicester's Hände. Nun waren aber Seeland, Holland und Frisland die für den Handel bedeutendsten, die reichsten Provinzen der Vereinigten Niderlande, von ihrer Unterstützung hiengen vor allem die Mittel ab, die Leicester brauchte, um sich in Ansehen und gegen Farnese zu behaupten — allein die Staaten dieser Provinzen wollten über ihre Bewilligungen hinaus keine Einmischung in ihre Finanzen, nicht einmal eine Einsicht in dieselben erlauben, und wurden bei diesem verfaßungsmäßigen Bestreben von ihren beiden Statthaltern vertreten. Dadurch entstund nicht nur ein übles Verhältniß zwischen Leicester einerseits und Wilhelm Ludwig und Moritz andrerseits, sondern Leicester hatte auch einen Widerwillen gegen jede Berührung mit diesen drei Hauptprovinzen und nahm seine Residenz nicht in Holland, sondern in Utrecht, von wo aus er versuchte,

seine Gewalt in den beiden Hauptprovinzen (in Holland und Seeland) zu erweitern. Dabei traten ihm nun überall die Magistrate der Städte als Hauptglieder der Staaten, also die Stadtaristokratie, in deren Besitz die Magistratsstellen waren, hindernd in den Weg. Für Leicester waren in jeder Weise die aus Flandern, Antwerpen, Brabant, überhaupt aus den südlichen Provinzen und aus Frankreich Zugewanderten, die auf öffentliche Verhältnisse nirgends einen rechtlich zugestandenen Einfluß hatten, und ihn durch Leicester zu gewinnen suchten. Dies gegen die Stadtaristokratie gespannte mehr demokratische, den zeitherigen Verfassungsverhältnissen fremdartige Element, so wie überhaupt die nach bisherigem Gange der Dinge bei dem Gemeinwesen einflußlose Einwohnerschaft erhielt durch Leicester mit einemmale einen Vertreter seiner Wünsche und Interessen. Mit diesem politischen Gegensatze aber vermählte sich ein kirchlicher. Die Eingewanderten nämlich waren alles strenge und eifrige Calvinisten und zugleich durchdrungen von der eigenthümlich demokratischen Richtung der calvinistischen Kreise. Die reichen Stadtgeschlechter dagegen hielten sich nach der religiösen Seite mehr in bequemer Unerregtheit und hatten vor allem das Handelsinteresse im Auge. Ließ man nun nach der kirchlichen Seite die eifrig calvinistische Partei gewähren, so war die unmittelbare Folge die Herstellung eines so streng sittlichen, auch nach der Seite der Lehre so exclusiven und verfolgenden Kirchenregimentes, daß der Handel dadurch leiden muste, und so behauptete die magistratische Partei eine Oberherrschaft der weltlichen Obrigkeiten in Kirchensachen, welche diese puritanische Partei für einen tyrannischen Eingriff in die kirchliche Sphäre hielt. Zu alledem kam, daß damals zuerst die Streitfrage über den Sitz der Souveränetät in den vereinigten Niederlanden klar zur Sprache kam, und daß auch in dieser Hinsicht die Stadtaristokratie und die Leicestersche Partei von ganz verschiedenen Standpuncten ausgiengen. Man hatte sich in der Bestallung Leicesters so ausgedrückt, daß diesem „die absolute obrigkeitliche Gewalt" übertragen werde. Elisabeth, wahrscheinlich um ihrem Günstlinge durch die Ge-

örterungen, die sie durch ihre Klage hervorriefe, noch entschiedenere Erklärungen über die ihm übertragene Gewalt zu verschaffen, nahm nun die Miene an, als beklage sie sich darüber, daß Leicester, ohne daß man sie vorher deshalb gefragt habe, die Souveränetät in den Niderlanden übertragen worden sei. Die staatische Partei erschrak über diese Auslegung, die die Königin der Bestallung Leicesters gab und Jan van Oldenbarneveld, der inzwischen Pensionar der Staaten von Holland geworden, antwortete in deren Namen, es sei ihnen nicht in den Sinn gekommen, Leicester die Souveränetät zu übertragen. Jener Ausdruck: absolute obrigkeitliche Gewalt, solle nur den Unterschied der Gewalt Leicesters von der der Unterstatthalter deutlich bezeichnen. Die Souveränetät sei in den Händen der Provinzen und werde von deren Staaten geübt. Natürlich erbitterte diese Erklärung wider Leicester.

Leicester, der sich der Ausgewanderten sehr annahm, nahm sie theils in seine Umgebung auf, theils suchte er sie in öffentliche Aemter zu bringen. Drei besonders hatten bei ihm Einfluß: Jacob Reingoud, Herr van Kouwenberge; Daniel de Burggraf (der namentlich Leicester als Dolmetsch diente, denn beide sprachen italienisch — englisch damals fast niemand in den Niderlanden und Leicester nicht niderdeutsch); endlich Geeraert van Prounink. Von dem erstem dieser Männer, der sehr gewandt und thätig war, erhielt Leicesters ganze Partei den Namen der Reingoudisten. Er sollte im Juni 1586 Rentmeister einer neuen Finanzkammer; Paul Buys, der ehemalige Pensionar der Staaten von Holland, sollte unter ihm Unterrentmeister werden. Letzterer weigerte sich unter Reingoud zu dienen. Leicester ließ ihn deshalb verhaften und bis zu Anfange 1587 in Haft halten. Den Prounink brachte Leicester in die Stelle eines zweiten Bürgermeister von Utrecht u. s. w. Allein bald zeigte sich, daß Reingoud bei der Finanzverwaltung seinen eignen Vortheil im Auge hatte; Leicester vermochte ihn nicht zu schützen und konnte ihm erst später Gelegenheit nach Vlissingen, wo er unmittelbarer unter englischer Protection war, zu entkommen, verschaffen. Später, als

Leicester die Niderlande verließ, gieng Reingoud nach Brüssel und ward wider Katholik.

Das Verhältniſs Leicesters zu den Staaten von Holland, die doch auch in allen anderen Provinzen eine ihnen gleichgesinnte Partei hatten, verschlimmerte sich durch alle diese Vorgänge außerordentlich. Das Mistrauen der Niderländer wuchs, und im Kriege war das Glück nicht beßer als früher, denn am 7ten Juni 1586 war Grave an Farnese verloren worden und wenige Wochen später Venlo, so daß fast das ganze geldrische Oberquartier in den Händen der Spanier war. Leicester gab im Nov. 1586 englische Verhältnisse als Vorwand an für eine Reise nach England. Während derselben übergaben von ihm bestellte Commandanten die Vestung Wouw in Nordbrabant und die Stadt Deventer den Spaniern, wodurch ein unsäglicher Widerwille gegen sein Regiment entstund. Er verlor alles Vertrauen; der Staatsrath setzte Preise auf die Köpfe der beiden englischen Commandanten und änderte eigenmächtig Leicesters Anordnungen, die er vor der Abreise getroffen. Die Königin ward über diese Behandlung ihres Günstlings höchlich erzürnt. Bald nachher lief die Zeit ab, für welche Leicesters Staatsrath bestellt war. Die Staaten verringerten ihn bei der neuen Bestellung an Gliederzahl und entfernten so mehrere Anhänger Leicesters aus demselben und die Staaten von Holland und Seeland trugen dem Prinzen Moritz von Oranien auf, die ihm in diesen Provinzen übertragene Generalcapitänsstelle in einer Weise zu verwalten, welche direct gegen Befehle anstieß, die Leicester hinterlaßen hatte. Nun waren wohl über den vorwaltenden Einfluß, welchen bei diesen Gelegenheiten Holland übte, die östlicheren Provinzen aufgebracht und schrieben an Elisabeth, sie solle Leicester bald möglichst zurücksenden; auch eiferten die calvinistischen Prediger überall für Leicester und gegen die Staaten von Holland; aber als Leicester nun endlich zurückkam, trat er so leidenschaftlich auf, daß er bald alles von sich entfernte und mit Argwohn erfüllte. Als er sah, daß sein Einfluß zu Ende war, verließ er im Dec. 1587 die Niderlande wider; diesmal für

immer. Die Staatenpartei, an deren Spitze Jan van Oldenbarneveld auftrat, hatte ihn verdrängt. Gegen diese Partei hatte Leicester allerdings eine eigne statthalterische Partei ausgebildet, die im geringeren Volke, in der calvinistischen Geistlichkeit und besonders in den Provinzen Utrecht, Geldern und Overyssel ihren Sitz, in den Generalstaaten aber und im jedesmaligen Generalstatthalter, wenn er sein Interesse verstund, ihr Haupt hatte. Durch die Ausbildung dieser beiden Parteien, an deren Kampf sich später die ganze Geschichte der niderländischen Republik anknüpft, hat Leicesters kurzes Regiment doch eine wahrhaft welthistorische Folge gehabt.

Der Krieg zwischen den Niderländern und Spaniern lebte nun nur noch ein einzigesmal zu einer größeren Bedeutung und Spannung auf, als nämlich Philipp II., der durch die Unterstützung, welche Elisabeth den Niderlanden gewährt hatte, mit England in offnen Krieg gekommen war, eine große Expedition zu einer Landung in England vorbereitete, wodurch, da man der Richtung, die diese Expedition nehmen würde, nicht sofort sicher war, längere Zeit auch die Vereinigten Niderlande in große Besorgniß und Spannung versetzt wurden, im Laufe des J. 1587 und bis Mai 1588.

Uebrigens war nicht allein die Erbitterung wegen Unterstützung der Niderlande Schuld an dem Kriege, welchen Philipp gegen England mit so großer Anstrengung betrieb, sondern Elisabeth hatte auch durch die Hinrichtung der Maria Stuart alle katholischen Staaten, als deren Vorkämpfer sich Philipp (besonders seit Granvelle von Juli 1579 an als Präsident des Rathes von Castilien in des Königes Nähe und sein vornehmster Rathgeber war) betrachtete, herausgefordert und erbittert. Wir müßen aber, um diese Verhältnisse in ihr rechtes Licht zu stellen, etwas weiter zurückgreifen.

Als im J. 1542 Jakob V. Stuart, König von Schottland, in Wahnsinn gestorben war und nur eine 7 Tage alte Tochter Maria Stuart hinterlaßen hatte, stritten sich der Cardinal Beatoun, Erzbischof von St. Andrews, und Graf Arran um die vormundschaftliche Regentschaft, welche letzterem vom Parlement von Schottland zugesprochen ward. Arran, der schon früher der protestantischen Ansicht zuneigte, ward durch den

Versuch des Cardinals, sich durch ein untergeschobenes Testament die Regentschaft zu erschleichen, noch aufgebrachter auf die Geistlichkeit; doch wuste die Partei des Cardinals es noch durchzusetzen, daß Tractaten mit Heinrich VIII., die schon geschloßen waren, und denen zu Folge dessen Sohn Eduard die Princessin Maria von Schottland heirathen sollte, wider abgebrochen wurden. Man muste sich nun in Schottland inniger an Frankreich anschließen, und durch diese Verbindung des Reiches mit einem eifrig katholischen Hofe verlor Arran sehr an persönlichem Ansehen. Unter seinem Schutze hatten calvinische Prediger in Schottland die Reformation auszubreiten gesucht; er vermochte sie aber bald nicht mehr zu schützen und schloß sich selbst wider fester der katholischen Kirche an. Endlich machte sich der Grimm der verfolgten Calvinisten in der Ermordung des Cardinal Beatoun Luft, im Mai 1546. Als Erzbischof von St. Andrews folgte ihm John Hamilton, ein natürlicher Bruder des Grafen Arran, der aber ebenfalls den Bestand der alten Kirche in Schottland, trotz vieler Uebelstände und Unstatthaftigkeiten die auch hier sich in deren Leben und Verfaßung eingeschlichen hatten, zu schützen suchte, und deshalb die Lehrer der neueren Richtung verfolgte. Unter diesen war geistig sowohl als besonders in Willenskraft der bedeutendste John Knox, der 1505 auf einem Dorfe der Landschaft von Haddington geboren war, und nach Beatouns Ermordung zu St. Andrews selbst als begeisterter Prediger der neuen Lehre auftrat und zu beweisen suchte, das Pabstthum sei der Antichrist. Als sich St. Andrews, auf welchem festen Puncte sich die Anhänger der neuen Lehre mit Gewalt der Waffen gehalten hatten, ergeben muste, ward Knox mit den anderen Gefangenen nach Frankreich geführt und auf die Galeeren geschickt. Als er nach 19 Monaten wider aus der Gefangenschaft entlaßen ward, gieng er nach England, wo ihn Erzbischof Cranmer zuerst nach den nördlichen Grafschaften sandte als Reiseprediger zu Verbreitung des Protestantismus, dann aber als Kaplan bei Hofe anstellte und vielfach bei den neuen kirchlichen Ordnungen zu Rathe zog. Endlich trug man ihm eine Stellung als Pfarrer in London an, die er aber ausschlug, weil ihm die Einrichtung der englischen Kirche noch viel zu katholisch war, denn er war ganz jener Richtung zugefallen, welche die kirchlichen Verhältnisse ohne alle Entwickelung dachte und sie in dem engen Kreise, den das Leben der ersten Jünger Christi ausfüllte, allein beschloßen wähnte. Mit solchen Ansichten natürlich verlor er nach König Eduards Tode allen sicheren Boden in England; er wich nach Dieppe in Frankreich, von wo er sich nach Genf zu Calvin begab, mit dem er schon länger

Zeit in Briefwechsel war. Der Aufenthalt in Genf förderte ihn auch in wißenschaftlicher Hinsicht mannichfach, nur natürlich immer innerhalb des engbeschloßenen Kreises des Calvinismus, der seinem eigenen Wesen so verwandt war, daß er sich nun ganz mit demselben identificirte. Da in dieser Zeit sehr viele Engländer vor den Verfolgungen der von der Königin Marie wider gehobenen katholischen Geistlichkeit nach der Schweiz, dem Mittel- und Oberrhein geflohen waren, erhielt Knox einen Ruf als Prediger einer englischen Gemeinde, die sich in Frankfurt am Main gebildet hatte — gerieth aber auch hier bald in Streitigkeit mit denen, die nicht die englische Liturgie gegen die der französischen Calvinisten vertauschen wollten, und folgte dann der Mahnung des Frankfurter Rathes, der seine Entfernung zu Vermeidung heftigerer Ausbrüche dieses Streites wünschte. Im März 1555 verließ er Frankfurt, gieng zuerst wider nach Genf und dann über Dieppe im August nach Schottland. Hier hatte Graf Arran im J. 1554 die Regentschaft der Wittwe Jakobs V., der Maria de Guise, übergeben die sich anfangs den Anhängern der Reformation, bei denen ihre Wünsche nach der Regentschaft Unterstützung gefunden, sehr gnädig erwies. Die Ankunft des John Knox brachte in dies Verhältniß eine wesentliche Aenderung, denn zeither hatten die Anhänger der Reformation in Schottland das äußere Band mit der Kirche zu erhalten, und im Ganzen nur deren Misbräuche und Gebrechen abzustellen gesucht. Er aber trat mit der vollständigen Doctrin Calvins auf und verlangte die Zerreißung aller Bänder, durch die man noch mit der alten Kirche zusammenhieng. Er gewann einen großen Theil des Adels für seine Ansichten und so ward im J. 1557 der erste Covenant d. h. eine Eidsgenoßenschaft (wie man sagte) zu Ausrottung der katholischen Abgötterei geschloßen. Die Regentin, Maria de Guise, suchte mit Strenge dies Wesen zu unterdrücken; goß aber dadurch nur Oel in's Feuer. Die religiöse Aufregung stieg so sehr, daß nicht nur in Schottland, wie nachher in den Niderlanden, Kirchen gestürmt und zerstört wurden, sondern daß die Regentin selbst längere Zeit nach Dunbar flüchten muste. Als die Reformirten mit solcher Macht auftraten, erhielten sie mehr und mehr Vertreter in den vornehmsten Kreisen, namentlich trat als solcher ein natürlicher Sohn Jakobs V. auf, der Prior Jakob von St. Andrews und entschieden nun auch wider Graf Arran. Elisabeth unterstützte, da die schottischen Katholiken von Frankreich her Hilfe erhielten, die schottischen Reformirten. Als aber die Regentin Maria fremde, französische Truppen ins Land gebracht hatte, nahmen ihr nun die schottischen Reformirten die Regentschaft wider und schloßen mit

Elisabeth einen Vertrag, durch welchen diese die schottische Verfaßung garantirte, also namentlich auch das, daß keine fremden Truppen ohne Einwilligung des Parlementes in das Land gezogen werden dürften. Die Regentin Maria starb 1560; die von ihr ins Land gebrachten französischen Truppen mußten wider abziehen, und das schottische Parlement hob im Sommer 1560 unter Opposition von nur drei Lords den katholischen Gottesdienst im ganzen Lande auf. Die Messe ward so verpönt, daß wer sie las oder hörte alle seine Güter verlieren sollte; wer sich mehrfach desselben Vergehens schuldig machte, sollte hingerichtet werden. Eine streng calvinistische, presbyterianische Kirchenverfaßung ward in Schottland gegründet und alles, was in Schottland mit der katholischen Kirche zusammenhieng, ward methodisch zerstört. Gegen diese Maßregeln erklärte sich natürlich die junge Königin Maria, welche früher im Kloster, dann am Hofe in Frankreich erzogen, nun mit König Franz II. von Frankreich vermählt war. Allein Franz II. starb, wie wir gesehen haben, bald und wohl nie sind die Contraste der römischen Kirche und des Calvinismus in schrofferer Weise an einander gebracht worden, als damals, als Maria Stuart nach dem Tode ihres Gemahls Frankreich verließ und in das ihr ganz fremde Erbreich Schottland zurückkehrte. Sie war ganz unbekannt mit der Sinnesweise ihrer Unterthanen, an das leichte, graciose Weltwesen des französischen Hofes gewöhnt, wie es ihre italienische Schwiegermutter Caterina de' Medici gestaltet hatte, an ein Weltwesen, welches sich auf eine Auffaßung und Praxis der Kirche stützte, die es damals und in Frankreich mit den Sünden der Vornehmen nicht zu genau nahm, und auf jeden Fall durch übernommene, in der Regel durch leichte Bußen zufrieden zu stellen war. Eine leichte, lockere, Lebensgenuß suchende Ansicht lag dem Wesen der Maria zu Grunde; und sie traf auf ein in den strengsten Calvinismus eingeführtes, leidenschaftlich gegen Alles, was an die alte Kirche erinnerte, erregtes Volk, als dessen geistlicher Führer ein Mann auftrat von unbeugsamer sittlicher Herbigkeit, der dabei die demokratisirende Richtung des Calvinismus schon so in sich aufgenommen hatte, daß er (und dies schon ehe er nach Genf gieng) der Meinung war, an einem todeswürdigen Verbrecher, der zu hoch im Leben gestellt sei, als daß ihn das Gesetz erreichen könne, könne jeder Christ Gesetzvollstrecker werden, ohne durch den Mord eine Sünde auf sich zu laden. John Knox war gewissermaßen der Superlativ eines ganz abstract und enggefaßten Calvinismus, so wie man Maria Stuart einen Superlativ nicht etwa der katholischen Kirche überhaupt (denn diese hat Seiten, von denen Maria Stuart schwerlich

etwas ahnete, und Gebote, die in einfacher Anwendung ihr Leben so fest geregelt hätten, wie es nur irgend eine Kirche thun kann), aber der damaligen römisch-französischen Kirche nennen kann. Als Maria im August 1561 in Schottland ankam, sollte sie sich nun der Weise des armen, harten, calvinistisch eifrigen Volkes, welches sie, die Katholikin, nicht anders denn als eine Götzendienerin betrachtete, und angaffte, wie man einen Delinquenten angafft, fügen. Freilich der Adel hatte überall französische Bildung und umgab sie mit ritterlichen Sitten; freilich das Volk hatte eine eingeborne Achtung vor dem Blute seiner Könige und war ihr troß des Abscheu's vor ihrer kirchlichen Richtung noch ergeben, und so weit sie dem Rathe ihres Halbbruders, des Priors von St. Andrews folgte, gieng auch alles noch leidlich; allein bald muste sie sich überzeugen, daß dieser Halbbruder ein höchst eigennütziger und dabei zu allem entschloßener, intriguanter Mann war, der sie so zu leiten suchte, daß er die Regierung ganz in die Hände bekäme. Wo sie mit ihm in dieser Weise gieng, bahnte er ihr die Wege; wo sie selbstständig fortschreiten wollte, verwickelte er sie in die bösesten Verlegenheiten. Er spielte in Schottland eine ganz ähnliche Rolle, wie Wilhelm von Nassau in den Niderlanden — und der Punct, von wo aus sich nun der Unglücksproceß entwickelte, bei welchem sie bei jedem Schritt weiter, den sie that, auch eine Stufe tiefer herabgedrückt ward, war für sie die Messe. In Beziehung auf diese nämlich waren die Schotten, war namentlich Knox unbeugsam. Nicht bloß das gemeine Volk drang einmal in ihre Hofcapelle über Nacht und zerstörte alles heilige Geräth, sondern selbst der Adel am Hofe störte die Messe. Der Graf von Argyle und ihr eigner Halbbruder fiengen einmal, schon bald nachdem sie nach Schottland gekommen war, im Sept. 1561 so skandalose Unruhe an, daß die Priester und einige Leute, die diesen helfen wollten, mit zerschlagenen Köpfen und blutigen Ohren aus der Kapelle geworfen wurden. Archibald Douglas, der Gouverneur von Edinburg, befahl troß der Königin allen Katholiken bei Todesstrafe, Edinburg zu verlaßen und die Geistlichkeit stellte die Frage auf, ob man der Königin, da sie eine Götzendienerin sei, in allen bürgerlichen Handlungen zu gehorchen habe. Sie aber hatte nicht männliche Kraft genug, um den Gegenstand einer eindringenden Untersuchung zu unterwerfen und dann entweder mit rechtfertigenden Gründen auf der Forderung der Messe für ihre Hofhaltung zu bestehen oder aber die Messe entschieden aufzugeben und sich selbst dem Calvinismus anzuschließen. Sie suchte, wie in der Regel weibliche Naturen, medios terminos, traute der Einwirkung ihrer Persönlichkeit zu viel zu, und

wich daher, wenn von *Sachen* die Rede war, um durch *Personen* wider zu erreichen, was sie in der Sache aufgegeben hatte. Ein solches Benehmen mag in tausend anderen Lagen zweckdienlich sein, nur nicht wo man sich gegenüber eine frische, sachliche Begeisterung hat, denn da muß es als ein jämmerliches Herumwanken, als ein elendes Unterhandeln mit dem Weltgeiste erscheinen und muß alles Vertrauen vernichten. Und so geschah es. Die schottischen Geistlichen giengen, ohne rechts oder links zu sehen, auf *einen* Punct los. Sie glaubte durch Ausweichen zu gewinnen, und ward nun von ihnen als in jeder Hinsicht unzuverläßig verschrieen. Sie wünschte vor allen Dingen ein leichtes, vergnügliches Hofleben in Schottland einzuführen, wie sie es in Frankreich kennen gelernt hatte; „es gieng zu unter Freuden und Scherzen, großer Pracht und bewunderungswürdigen Vorstellungen; wo es ihr Vergnügen galt, hatte sie immer Kraft zum Reiten, Jagen, Falkensteigen, Bällen und Maskeraden, Tag für Tag; dagegen war sie bei Geschäften so bequem, daß sie fremden Gesandten im Bett liegend Audienz gab." Bald galt sie als durch und durch leichtfertig. Weibliche Eitelkeit und das Bedürfniß in dieser fremdartigen Umgebung sich ergebene Anhänger zu gewinnen, ließen sie nicht bloß freundlich, sondern auch im höchsten Grade nachsichtig gegen die Ritter ihres Hofes sein. Das machte die ernsteren irr an ihr; die leichtfertigeren wurden über die Maßen frech. Einer von diesen, Chastellet, ward zweimal unter der Königin Bett versteckt gefunden, indem er versuchen wollte, ob er sie nicht in einsamem Zusammensein irgendwie gewinnen könnte. Das erstemal, wo die Sache weniger Aufsehen machte, war ihm verziehen worden; er ward nur aus der Königin Nähe verwiesen. Er hatte aber doch, als die Königin auf der Reise war, Gelegenheit gefunden, sich einzuschleichen, und nun glaubte sie ihrer Ehre wegen einwilligen zu müßen in die Forderung der Großen, daß er hingerichtet würde. Aber es war doch unmöglich, daß dieser Edelmann dergleichen wagte ohne eine vorherige zu große Freundlichkeit der Königin, und so betrachteten viele wider diese Hinrichtung als eine entsetzliche Grausamkeit. Kurz! in Zeit von zwei Jahren brachte es die Königin mit ihrem Benehmen und ihr Halbbruder mit seiner berechnenden Perfidie dahin, daß sie von dem Volke als leichtfertig verachtet, als ganz unzuverläßig angesehen und von den Großen nur noch als eine Person behandelt ward, durch die man sein Glück machen könnte. Die Königin Elisabeth von England, die ein ähnlicher trocken egoistischer, intriguanter Character war, wie Marias Halbbruder, hatte natürlich auf Schottland fortwährend ein Auge

Daß die schottische Königin ihr Ansehen verlöre, daß die schottischen Angelegenheiten in Verfall und Verwirrung geriethen, war ihr vollkommen erwünscht und so weit unterstützte ihr Einfluß den Prior von St. Andrews. Aber daß dieser kräftige Mann allein entscheidenden Einfluß gewönne, daran lag Elisabeth nichts, und so kreuzten sich beider Intriguen. Wer in dieser Weise, wie Maria, zu ihren Umgebungen steht, muß natürlich allen richtigen Tact und Blick einbüßen, denn die, welche ihn brauchen wollen, schmeicheln seinen Schwächen; die, welche daran verzweifeln, ihn zu brauchen, verhöhnen seine Schwächen. Leidenschaft und Trotz mischt sich bald in Alles Handeln. Die beßer gesinnten drängten endlich die Königin, die sich in dieser Stimmung gerade denen zum Trotze, die mit pedantischer Sittlichkeit ihrem Wesen zu steuern suchten, immer mehr einem gewissen Libertinismus zuwandte, sich zu verheirathen. Sie hatte sich bald nach ihrer Ankunft in Schottland in den Grafen Bothwell leidenschaftlich verliebt, und obwohl sie dieser Liebe treu blieb, sah sie doch zunächst keine Möglichkeit diesen Mann zu heirathen, denn da Bothwell ein zwar verwilderter aber kräftiger Mann war, war sowohl der Prior von St. Andrews als Elisabeth einer solchen Verbindung entschieden entgegen. Ja! Elisabeth war, wenn sie auch scheinbar gewisse Heirathsprojecte Mariens begünstigte, im Grunde jeder Heirath derselben entgegen und suchte jedes Verhältniß zu stören. In dieser Hofnungslosigkeit muste sich Bothwell zurückziehen und schritt dann zu anderweitiger Verheirathung. Endlich um sich durch eine Heirath selbstständig zu stellen, wählte Marie einen hübschen, aber ganz eitlen und schwachen Mann, einen Edelmann aus Nordengland, der aber auch in Schottland begütert war, den Sohn ihrer Tante Margaretha, der an ihren Hof gekommen war, in den sie scheinbar sich verliebt hatte, und dem sie glauben machte, sie liebe ihn zärtlich. Sie ward wegen dieser Unschicklichkeit von allen Seiten getadelt, aber da sie einsah, daß diese Wahl allenfalls die einzige sei, gegen die Elisabeth nichts thun werde, setzte sie ihren Kopf darauf — es schien der einzige Weg, sie selbstständig zu machen, und zugleich wollte sie die schottische Partei, welche sie drängte, dadurch ärgern, daß sie gerade diesen Mann, einen Sohn des Grafen Lenox, Henry Darnley,*) heirathete, der Katholik war, wie sie. Man spielte ihr Possen über Possen; ließ z. B. einmal einen wahnsinnigen Menschen während der Messe in ihre Kapelle, der auf dem Altare alles zertrümmerte u. dergl. Gerade deshalb trotzte sie nun recht und ließ

*) S. oben S. 284. die Stammtafel.

mit Hilfe ihres leichtfertigen Anhanges zu Ostern 1565 wider prachtvollen katholischen Gottesdienst in Edinburg in ihrer Schloßkapelle halten mit großer Musik, Trompeten und Trommeln, Pfeifen, Flöten und sogar schottischen Dudelsäcken. Nun sprachen die reformirten Unterthanen laut ihr Aergernisſ über ihre äußerliche Haltung aus; gerade deshalb trozte sie hierin; verkleidete sich mit anderen Frauen ihres Gefolges am Ostermontage als Bürgerweiber, und so giengen sie maskirt und zu Fuße in den Straßen der Stadt herum, nahmen von jedem Manne, dem sie begegneten, in ihrer ausgelaßenen Lustigkeit ein Stück Geld oder ein Pfand, was er hernach lösen muste, zu einem Gastmahle und feierten dann ein lustiges Mittageßen. Kurz! sie schlug almälig absichtlich überall die pedantische, enge Art der Schotten, deren Regentin sie doch sein sollte, in's Gesicht. Da sie die Königin von England drängen ließ, leztere solle sie doch als nächst ihr berechtigtste zur englischen Krone anerkennen, verlezte sie dieselbe und als die im Norden Englands unter dem Adel noch zahlreichen Katholiken dies Misverhältnisſ wahrnahmen, schloß sich diese mit Elisabeths Regiment unzufriedene Partei enger an Maria an und erregte nun auch Elisabeths Besorgnisſ. Nun wollte Maria einen Katholiken, einen Mann der aus dem Kreise dieser englischen malcontenten Partei hervorgegangen war, heirathen. Dennoch erklärte sich Elisabeth, wie Maria richtig gerechnet hatte, nur scheinbar scharf gegen die Heirath mit Darnley und hatte im Grunde nichts dagegen — wie Maria glauben mochte, weil Darnley ein ganz unbedeutender Mensch war — in der That, weil Elisabeth annahm — und wie sich nachher zeigte, richtig annahm, diese Heirath müße Marien ganz ruiniren. Mit ihrem Halbbruder zerfiel Maria ganz. Mit dem französischen Hofe war sie schon anfangs dadurch in ein übles Verhältnisſ gekommen, daß sie sich den Reformirten und Knox gegenüber so schwach zeigte. Sie vertrozte sich immer mehr, je mehr sie sich verlaßen und vereinzelt sah, und kam dadurch in eine unaufhaltbare Bewegung zu ihrem Verderben hin, denn bei nur ein wenig ruhiger Ueberlegung hätte sie sehen müßen, daß sie gegenüber von Darnley, der ein völlig gedankenlos leidenschaftlicher Mensch war, auch ihre Liebesrolle nicht fortzuspielen im Stande sein werde. Er war zu kindisch; so z. B. als seine Ausstattung mit einem Herzogstitel einigen Aufschub erlitt, wollte er den Schreiber des Hofgerichtes, der ihm dies ankündigte, mit dem Dolche niderstoßen. Indem Darnley den Rückhalt sah, den er an Marien hatte, und ihn wirklich ihrer Liebe zuschrieb, die doch nur eine Rolle war, zugleich aber bemerkte, wie er allen anderen verhaßt sei, wollte er sei-

nen Gegnern seine Macht fühlen laßen und ward unerträglich übermüthig und hochfahrend. Als Marie aus Frankreich nach Schottland kam, war sie noch persönlich liebenswürdig — die schiefe Stellung, in die sie allmälig gerathen war; Haß, Mistrauen, Trotz brachten sie in hohem Grade sogar um ihre natürliche Liebenswürdigkeit. Maria hatte in dieser Zeit einen vertrauten Geheimschreiber, einer Italiener Davide de' Ricci, der bei ihr sehr viel galt und dessen sich Darnley bediente um seinerseits seine Heirath mit seiner Cousine, der Königin, zu betreiben — und wirklich fand diese Heirath endlich allen Hindernissen zum Trotze statt. Der Pabst ertheilte Dispensation von der nahen Verwandschaft und am 29ten Juli 1565 ließ sich Maria mit Darnley trauen. Rasch aber entwickelten sich nun die Strafen für alle Betheiligte wegen dieses Hineinrennens in ein lügenhaftes Verhältniß, was doch in der That allen den heiligsten Gefühlen Hohn sprach. Da Marias Halbbruder und dessen Partei am Hofe fortwährend der Heirath entgegen gewesen waren, behandelte Darnley sie sofort als seine Feinde. Die Unzufriedenheit der Unterthanen erhielt an dem ehemaligen Prior von St. Andrews, nun Grafen Murray, einen Vertreter, und wie Maria mit der katholischen Partei in England Verbindungen unterhielt, so stützte sich nun Murrays Partei in Schottland auf Elisabeth. Aber selbst zwischen Maria und ihrem Gemahle entstund bald Zwist. So lange er ihr Bräutigam gewesen, hatte sie die Rolle der Verliebten zu spielen vermocht, denn es waren am Ende doch nur einzelne Stunden wo man sich traf. Als er ihr Gemahl war, fühlte er bald trotz seiner Eitelkeit durch, daß sie ihn nicht liebe. Er war aber doch zu eitel, einzusehen daß sie ihn auch nie geliebt, daß sie ihn bloß zu ihren Absichten mit Liebe geteuscht habe; und so nahm er an, die Liebe die er früher wirklich beseßen habe, sei ihm durch einen dritten entwendet worden. Er ward eifersüchtig. Der arme, betrogene Mensch wuste sich nirgends zu rathen und zu helfen. Er hatte gehofft, sobald er ihr Gemahl sein werde, über alle Verhältnisse im Reiche nach Gefallen verfügen zu können; sie dagegen fühlte sich bald unangenehm beschränkt doch seinetwegen nicht in allen Dingen mehr ihrem Köpfchen folgen zu können. Roch leidenschaftlich wie er war, verletzte er sie. Sie, um ihn zu strafen, verzögerte nun, worauf er gerechnet hatte, verzögerte daß er selbst den königlichen Titel erhielte. Da er niemanden in so vertautem Verhältnisse zu ihr sah, als de' Ricci, erhielt nun in diesem seine Eifersucht ein festes Ziel. Es scheint, gerade aus Trotz gegen ihn gab sie nun, doch erst nachdem sie schon gesegnetes Leibes war, dem Verhältnisse zu de' Ricci eine Haltung, über welche er als Gemahl alle Ur-

sache hatte sich zu beklagen. Um sich zu rächen gieng Darnley nun auch seinem Vergnügen nach, ohne sich um sie zu kümmern; er ward lüderlich; trieb sich in der Verzweiflung mit Saufgesellen und gemeinen Weibern herum. Einige Monate nach der Verheirathung war zwischen Darnley und Marien heftigste Feindschaft. In der Trunkenheit behandelte er zuweilen die Königin übel auch vor anderer Augen. Als sie ihm einmal im Hause eines Kaufmannes von Edinburg, wo sie zu Gaste waren, Vorwürfe machte über sein Treiben, schimpfte er sie so aus, daß sie mit Thränen von dannen gieng. Dagegen als er nach mehreren Monaten, wo er die Nacht nicht bei ihr zugebracht, weil er mit ihr verfeindet und sie überdies hochschwanger war, einmal nach Mitternacht in ihre Schlafkammer wollte, fand er diese verschloßen und als sie nach langem und heftigem Pochen doch geöffnet ward, fand er de' Ricci bei der Königin in der Kammer versteckt im Schlafrocke und bloßem Hemde. Er wagte nicht, ihn niderzustoßen — wohl weil er nicht entschloßen genug war im Augenblick, oder weil er dem künftig gebornen Kinde keinen untilgbaren Makel anhängen wollte. Auch war er noch immer nicht zu königlichen Ehren erhoben — und es scheint die Schuld, die er nun der Gemahlin vorrücken konnte, vermochte diese endlich, um ihn zu beschwichtigen, sich nachgiebiger zu zeigen. Nachdem er dies erreicht hatte, und Marie mit ihren katholischen Tendenzen der Volksstimmung immer kühner Troz bot, fand Darnley Helfer unter dem vornehmen Adel des Reiches, welche de' Ricci als den Vermittler zwischen der Königin und dem Pabste, als den Buhlen, der ihrer Königin Ehebett beflecke, ermordeten, indem sie ihn am 9ten März 1566 von Mariens Seite wegrißen und in einem benachbarten Zimmer niderstießen. Anfangs hatte Darnley erklärt, der Mord sei auf seinen Befehl geschehen; ja! es wird behauptet, er selbst habe de' Ricci von den 55 Wunden, die dieser erhielt, mehrere beigebracht.

Marie kochte nun in sich Rache. Sie sah aber ein, daß sie diese bei dem Haße des Volkes nicht zu nehmen vermöge, solange Darnley und der Adel einig seien. Da bot sie alles, was sie von Liebenswürdigkeit noch besaß, auf, Darnley für's Erste wider zu gewinnen. Es gelang. Er gab die Herren von Adel, die ihm beigestanden hatten, preis. Er bezeugte vor dem Geheimenrathe, er habe nie zu de' Riccis Ermordung seine Zustimmung gegeben; sie sei gegen seinen Willen erfolgt und er werde die Thäter nicht schützen. Sie musten theils flüchten, theils soweit man ihrer habhaft ward, wurden sie gestraft. Als Marie dadurch erreicht hatte, daß Dar-

ley auch bei dem Theile des Adels, der zuletzt zu ihm gehalten, in allgemeine Verachtung kam, schloß sie sich wider mehr an ihren Halbbruder Murray an. Das Verhältniss zu Elisabeth aber verschlimmerte sich, weil diese de' Riccis zu ihr geflüchtete Mörder nicht ausliferte. In der Zeit, wo sie so auf ihre Rache hin arbeitete, gebar sie einen Sohn, den nachmaligen Jacob VI. am 19ten Juni 1566, den sie von ihrem neuen katholischen Erzbischofe von St. Andrews taufen ließ. Darnley sah die Geburt dieses Kindes wohl als ein politisch glückliches Eräugniss an, denn es schien ein gewisses unauflösbares Band zwischen ihm und Marien zu knüpfen. Marie aber gab die Rachegedanken nicht auf, und ersah sich zum Werkzeuge den Mann, dem sie seit ihrem Erscheinen in Schottland mit unveränderter Liebe im Inneren zugethan gewesen war, den Grafen Bothwell. Auch dies war ein zwar schöner und kräftiger, aber äußerst leidenschaftlicher Mensch, ein frechkühner Wildfang. Marie vergrößerte seine Macht uud seinen Reichthum, wo sie konnte, und trat mit ihm in ein so vertrautes Verhältniss, daß Darnley von neuem einen Ehebruch argwöhnte, und da er jetzt ohne allen Rückhalt war nach dem elenden Preisgeben seiner früheren Freunde, dachte er in seiner Verzweiflung nun daran, über die Grenze zu gehen. Er erkrankte aber in Glasgow an venerischen Uebeln. Da erwachte Marias Gewißen. Es ist aus dieser Zeit ein Brief von ihr vorhanden, der zeigt, wie tief sie bereute, den armen Menschen in diese Verwilderung, in dieses Unglück getrieben zu haben. Sie besuchte ihn; pflegte ihn in der Krankheit, ohngeachtet diese bald scheuslich ekelhaft ward, so daß man es vor Gestanke in seiner Nähe kaum aushalten konnte und sein Gesicht verstümmelt ward. Sie bewog ihn durch freundliches Wesen, wider nach Edinburg zu kommen am 31ten Jan. 1567. Hier ließ ihn aber die Königin nicht im Palaste, sondern seiner Ekelhaftigkeit wegen in einem abgesonderten kleinen Gebäude wohnen, und in diesem ward er in der Nacht vom 9. zum 10. Februar erdroßelt und das Haus hernach in die Luft gesprengt, um die That zu decken. Sie selbst, Marie, hatte nicht das mindeste Interesse ihn ermorden zu laßen, denn sie wuste, daß er unheilbar war, daß er in wenigen Wochen ohnehin sterben müße. Aber Murray hatte ein Interesse, denn starb Darnley an seiner Krankheit, so war Marie frei und konnte wider eine klare, verständige Stellung zur Nation gewinnen, wenn sie sich einigermaßen würdig nahm. Da benutzte er den Umstand, daß Darnleys Krankheit verheimlicht worden war; daß niemand den Grund kannte, weshalb er in dem abgesonderten Hause wohnen muste; daß so viele Um-

stände zusammenkamen, den Verdacht des Mordes auf Maria zu werfen, um sie ganz zu ruiniren, da er nun als Regent für ihren Sohn auftreten konnte. Er ließ Darnley ermorden und durch Gerüchte seine Halbschwester in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten. Ohngeachtet Maria einen Preis auf den Kopf des Mörders setzte, glaubte doch jedermann daß sie selbst um die That gewust habe, daß Bothwell der eigentliche Thäter sei. Als Maria gegen diesen nichts that, trat Darnley's Vater als Kläger gegen Bothwell auf. Maria aber, die von dessen Unschuld überzeugt war, kam wider in ihre trotzige Art und gab Bothwell unkluger Weise, während er unter dieser Criminalklage war, die Befehlshaberstelle in Edinburgcastle. Murray selbst gieng, um den ausgestreuten Samen wuchern zu laßen, einstweilen nach Frankreich. Die Königin aber gieng ihre leichtfertigen Wege weiter. Das Gericht über Bothwell muste ihn nach schottischem Rechte schon aus rein formellen Gründen frei sprechen. Nun wollte sie durchaus Bothwell heirathen, und ohngeachtet alle ihre besten Diener sie beschworen, sich nicht ewiger Schande preis zu geben, indem sie den nach der Volksansicht präsumtiven Mörder ihres Gemahles heirathe, heirathete sie ihn dennoch. Um die Sache nur einigermaßen zu bemänteln, ließ sie sich von ihm scheinbar mit Gewalt entführen auf dem Wege von Edinburg nach Stirling; die Entführung hatte aber ohne alles Streuben und auf das Fröhlichste statt, ohngeachtet Bothwell selbst seit einiger Zeit verheirathet war. Er ließ sich nun scheiden von einer katholischen Behörde, indem die Ehe wegen zu naher Verwandtschaft seiner Frau annullirt ward; von einem protestantischen Gerichte, weil er selbst die Ehe gebrochen habe. Ohngeachtet ein protestantischer Geistlicher gegen diese Verheirathung Bothwells mit Marien das Volk in Bewegung zu setzen suchte, weil, wer des Ehebruchs überführt sei wie Bothwell, nicht wider heirathen dürfe, ließ sich doch Maria schon drei Monate nach ihres früheren Gemahles Tode, am 15ten Mai, mit Bothwell trauen.

Soweit hatte Maria immer noch einen gewissen Succeß gehabt. Nun aber brachen die Strafen für alle ihre Unachtsamkeiten über sie herein. Der Mensch, dem sie sich allen menschlichen Rücksichten zum Trotze vermählt hatte, kehrte, sobald sie in seiner Gewalt war, die ganze Roheit seines Wesens gegen sie. Er war so von Eifersucht geplagt, daß er nicht erlauben wollte, daß sie jemanden nur freundlich ansehe, denn er wiße wohl, daß sie ihr Vergnügen liebe und ihre Zeit verbracht habe wie andere Weltkinder. Beßer als er konnte freilich niemand wißen, daß sie früher einen anderen geliebt

einen anderen geheirathet hatte, und da er in seiner rohsinnlichen Art sich auch Mariens Wesen nur rohsinnlich erklärte, war seine Eifersucht so begründet als sie nur sein konnte. Der schottische Adel aber nahm sich Bothwells geschiedener Frau an, erklärte die Scheidung und folglich auch die neue Heirath für null und nichtig und schloß eine Verbindung gegen Bothwell und Marien. Bothwell muste fliehen; trieb dann an den norwegischen Küsten Seeraub, ward gefangen, im Gefängnisse wahnsinnig und starb in den elendesten Verhältnissen. Die Königin aber kam am 15ten Juli, vier Wochen nach ihrer Heirath mit Bothwell, in die Gewalt des gegen sie verbündeten Adels, dessen Benehmen bei allem Volke den entschiedensten Beifall fand. Sie wollte nun diesem Menschen, dem Bothwell, treu bleiben, und bat, man möge sie doch mit ihrem Manne auf ein Schiff setzen und hintreiben laßen, wohin das Glück wolle. Man gab aber nicht zu, daß sie Bothwell nachreiste, denn man fürchtete, sie möge nach Frankreich gehen und mit Unterstützung der guisischen Familie und des Pabstes zurückkehren.

Aus den Aeußerungen, daß man sie mit Bothwell ziehen laßen möge, schloß man, sie sei überhaupt geneigt, auf die Regierung zu verzichten. Das wäre die beste Auskunft gewesen; denn während man für ihr Söhnchen, Jacob VI., dann eine vormundschaftliche Regierung eintreten ließ, mochte sie irgend wie im Auslande leben sobald sie wirklich formel resignirt hatte. Aber als ihr der Adel in diesem Sinne Anträge machte, wies sie sie entschieden zurück. Sie blieb also in Haft. Man hatte ihre Correspondenz mit Bothwell gefunden und legte sie dem Parlemente vor; dies erkannte sie und Bothwell des Mordes an Darnley schuldig, weil in einem der früheren Briefe, ehe Darnley noch zum Tode erkrankt war, einmal der sündliche Wunsch ausgedrückt ist, auf irgend eine Weise von Darnley befreit zu werden. Sie blieb also gefangen im Schloße Lochleven. Ein Halbbruder Murrays, Lord Douglas, verliebte sich in sie und verschaffte ihr Mittel zur Flucht. Sie sammelte sofort einen kriegerischen Anhang, ward aber am 13ten Mai 1568 bei Langside geschlagen und flüchtete nun nach England.

Elisabeth kam durch diesen Schritt Mariens in die größeste Verlegenheit. Mischte sich Elisabeth näher in die schottischen Angelegenheiten, so würde sofort auch Frankreich alles Mögliche gethan haben, um eine Partei dort zu unterstützen. Ließ sie Marien ganz gehen, so war die Folge, daß diese nach Frankreich gieng und ebenfalls mit einem französischen Heere zurückkehrte. Elisabeth antwortete also, als das Hilfegesuch Mariens an sie kam, theilnehmend aber klug: wenn sie sich von dem

ihr zur Last gelegten Verbrechen reinigen könne, wolle sie si ihrer weiter annehmen. Während aber Maria ihre Unschul weiter betheuerte, spann sie sofort mit englischen Katholik eine Verschwörung an gegen Elisabeth, und suchte ihr näh res Erbrecht auf die Krone von England geltend zu machen Da ward sie strenger bewacht und unterwarf sich im Oct. 1568 einer Untersuchung. Murray fragte an, was Elisabeth thun wolle, wenn Mariens Verbrechen erwiesen würde und zugleich legte er ins Geheim die Briefe an Bothwell vor. Elisabeth erklärte, in diesem Falle würde sie Marien des Thrones un würdig erachten. Als Maria von dieser Wendung Ahnung erhielt, ließ sie sich nicht vertheidigen, sondern bestund auf ih rem Königsrechte, nur Gott verantwortlich zu sein. Nun leg ten die Schotten dem in York durch Bevollmächtigte Elisabeths bestellten Gerichte offen die Beweise, die sie in Händen zu ha ben meinten, vor. Aus diesen von Buchanan und Campbell erhaltenen Briefen geht deutlich hervor: 1) daß Maria, wäh rend sie mit Darnley verheirathet war, das frühere innig Freundschaftsverhältniſs zu Bothwell wider aufnahm in einer Weise, die man allerdings bei pedantischer Beurtheilung als einen geistigen Ehebruch bezeichnen kann. Da die Königin ein mal als leichtsinnig verrufen war, und nachher sich Bothw so frivol in die Arme geworfen hatte, galt aber dies Verhält niſs gewiſs Tausenden auch als der Beweis eines leiblichen Eh bruches. — 2) geht daraus hervor, was wir schon erwähn ten, daß Maria einmal, ehe Darnley selbst von ihr gieng un zum Tode erkrankte, selbst gegen ihren geliebten Bothwell an deutete, daß sie den Wunsch hege, des verhaßten Darnle quitt zu werden. Das Gericht, ohngeachtet es zum The aus Katholiken, zeitherigen Anhängern Mariens, bestund, e kannte Marien als der Verbrechen des Ehebruches und d Hilfe zum Morde ihres Gemahls vollkommen überwiesen a Es gab nun keinen billigen Ausweg mehr, als daß Maria d Regierung in Schottland ihrem Söhnchen, Jakob VI, un einer Regentschaft überließ und ruhig in England blieb, fü welchen Fall ihr Elisabeth Schutz und anständigen Unterha zusagte. Maria aber im Gefühl einer gewissen Unschuld — denn sie betrachtete das Verhältniſs zu Bothwell bei Darnley Lebzeiten nur als eine nicht zu bescheltende Seelenfreundsch und den vorübergehenden Ausbruch der Ungeduld über d Plage, die sie an Darnley zu tragen hatte, als einen zw sündlichen, aber längst bereuten, folgelosen Wunsch — wand sich nun mit demselben leidenschaftlichen Trotze, den sie sch früher bewiesen, gegen Elisabeth, und erkannte durchaus sich ni als schuldig, was ihr auch unter obwaltenden Umständen nic

zu verdenken war. Restituiren aber konnte man die von den Schotten als offenkundige Verbrecherin betrachtete Königin nicht; gehen laßen konnte man sie auch nicht, da sie sofort in Frankreich und durch die katholischen Mächte Hilfe gefunden und das Land von neuem in Verwirrung gestürzt haben würde. So blieb also nichts übrig, als sie in England gefangen zu halten; was sie jedoch als himmelschreiende Gewalt und Ungerechtigkeit von ihrem Standpuncte aus betrachten, und sich dadurch zu jeder Feindseligkeit gegen Elisabeth berechtigt halten muste. Sie spann immer von neuem, immer kühner, troß aller allmälig eintretenden Beschränkung und troß der dann endlich eintretenden eigentlichen Gefangenhaltung, Verschwörungen an zum Sturze Elisabeths, so daß diese am Ende für einen Fall, wo man einer solchen Verschwörung nicht anders Meister werden könne, als durch den Tod Mariens, deren Todesurtheil, was, vom englischen Standpuncte die Sache betrachtet, durch eine Reihe hochverrätherischer Anzettelungen in England gerechtfertigt schien, vorläufig ausfertigen ließ. Elisabeths Räthe aber glaubten, sie habe nur der äußeren Haltung wegen selbst nicht weiter gehen und das Uebrige der Treue ihrer Diener überlaßen wollen, und ließen das Todesurtheil vollstrecken am 16ten Febr. 1587.

Stellt man sich auf den Standpunct, von welchem aus die Katholiken damals das Schicksal der Königin Maria betrachteten, so enthält ihre Hinrichtung die herbste Ungerechtigkeit. Sie gehen davon aus, daß Elisabeth als im Ehebruch erzeugter Bastard gar kein Recht auf England gehabt, sondern durch ihre Usurpation Maria Stuart, ihre eigentlich berechtigte Königin, in England verdrängt habe. Sie gehen weiter davon aus, daß Maria als Königin von Schottland nur Gott Rechenschaft schuldig gewesen sei und daß, wenn sie die Verfaßungs- und Rechtsverhältnisse Schottlands verlezt habe, und in Folge davon geflüchtet sei, dies auf keinen Fall Elisabeth ein Recht gegeben habe, sie festzuhalten als Gefangene und ein Gericht über sie zu bestellen. Aber alle solche Raisonnements, welche ohne Rücksicht auf wirkliche Verhältnisse sich bloß auf der Linie des abstracten Rechts bewegen, gehen im Leben nothwendig in Luft aus. Inzwischen bilden sie vortreffliche Kriegsvorwände, wenn anderweitig das Bedürfniss derselben entsteht, und so unterstützte Pabst Sixtus aus allen Kräften Philipps große Expedition zu Eroberung Englands und verhieß noch größere Hilfe, sobald einiger Erfolg gesichert sei. Die Vorgänge in den Niderlanden, die Misachtung des hergebrachten niderländischen Rechts durch Alba und die Verleumdungen, welche Wilhelm von Nassau gegen Philipp II., diesen indolenten (und in einem gewissen

29 *

Sinne lammfrommen) Fürsten in Curs gesetzt, wirkten inzwischen so mächtig auf England, daß hier bei dem Angriffe der Spanier alle für Einen Mann stunden. Sogar die englischen Katholiken, so sehr sie mit Elisabeth unzufrieden waren, wollten doch deren Regiment nicht mit dem Philipps vertauschen.

Was John Knox anbetrifft, so war er natürlich bei dem, was gegen Maria Stuart in Schottland geschehen war, immer voran gewesen. Auch nach ihrer Vertreibung war er stets ein Hauptgegner ihres im Lande sich noch regenden Anhanges. Murray war im Jan. 1570 ermordet worden; bald nachher ward Knox vom Anhange der Königin aus der Pfarrei, der er in Edinburg vorstund, vertrieben und flüchtete wider nach St. Andrews. Erst als J. 1572 ein Waffenstillstand zwischen beiden Parteien geschloßen ward, konnte er zurückkehren; aber die Bartholomäusnacht brach sein Herz. Er war ohnehin schon schwach; noch ließ er sich einmal auf die Kanzel tragen, um Gottes Strafen gegen den treulosen Mord herabzuflehen. Am 24ten Nov. 1572 starb er.

Medina Sidonia, welcher die große Flotte, welche Philipp im Hafen von Lissabon zusammengebracht, gegen England führte, litt unterwegs nach dem Canal hin durch Stürme; fand Farneses Rüstungen in den Niderlanden, welche den Angriff unterstüßen sollten, noch nicht weit genug vorgerückt, und muste, um sich vor dem unaufhörlichen kleinen Kriege der Engländer zu sichern, auf der Rhede von Calais vor Anker gehen. Er fand die Flotte bei näherer Untersuchung in einem Zustande, welcher ihm nicht zu erlauben schien, die Landung zu unternehmen, und wollte sie nach Spanien zurückführen; da er aber annahm, englische Schiffe würden ihm den directen Weg von Calais nach Lissabon verlegt haben, wollte er sie durch ein Umfahren Schottlands umgehen, wodurch er die Fahrt verzögerte und in diesen nordischen Gewäßern so entsetzlich durch Stürme zugerichtet ward, daß die ganze Expedition als gescheitert betrachtet werden muste. Damit war nun aber auch im Wesentlichen der Kampf in den Niderlanden beendet; denn war schon früher Philipp in großer Geldverlegenheit gewesen, so hatte er nun vollends alle noch übrigen Kriegsmittel concentrirt gegen England, und als diese Expedition gescheitert war, war Farnese so ziemlich auf die Hilfsmittel

…l reducirt, welche ihm der Theil der Niderlande gewährte, …elcher unter spanische Herrschaft zurückgekehrt war. So… …r in der vertheidigenden Haltung, welche er nun allein …nahm, verlor er noch bedeutend an Terrain, denn im …rühjahre 1590 eroberten die Vereinigten Niderlande Bredá …der; im J. 1591 Gelderland mit Ausnahme des Ober… …uartiers; im J. 1592 was die Spanier noch in Over… …ssel besetzt hatten. In diesem letzten Jahre hatte Farnese …inen ganz besonders harten Stand, denn er muste die ge… …inge militärische Macht, die ihm zu Gebote stund, noch …eilen, um eine der mit Philipp verbündeten katholischen …artei in Frankreich günstige Diversion zu machen. Das …ieng nun folgendermaßen zusammen.

Nachdem Heinrich von Anjou den durch die s. g. Blut… …ochzeit in Frankreich hervorgerufenen Krieg mit den Hu… …enotten mit einem Vertrage, wie wir früher erzählten, …eendigt hatte und gegen Ende September 1573 nach Po… …n abgereist war, um in diesem Lande die Krone zu em… …fangen, hatten die Protestanten einige Zeit Ruhe im Lande. …nzwischen ward die Regierung in Frankreich so schlecht, … bloß im Interesse der am Hofe mächtigen Parteien ge… …ührt, daß sich eine neue Oppositionspartei der s. g. Poli… …ker oder Malcontenten bildete, die aus den Montmoren… …ys, aus dem Marschall Cossé, aus dem Feldzeugmeister …iron und anderen bestund, und an Franz von Alençon …oder wie er nun hieß, von Anjou) einen Stützpunct in …er königlichen Familie selbst suchte. Franz gieng auf diese …lane ein, und knüpfte, um seiner Opposition Nachdruck …u geben, auch wider Verbindungen mit den Protestanten …n. Man entdeckte aber Alles von Seiten des Hofes; …njou ließ die Sache fallen; Heinrich von Condé aber, …urch seine Verbindungen mit Anjou compromittirt, floh …ach Straßburg, wo er nun offen erklärte, sein Uebertritt …ur katholischen Kirche sei erzwungen gewesen, und wider …als Chef der Hugonotten auftrat, die sich im ganzen Sü… …den erhoben und unter seiner Führung den fünften Reli… …gionskrieg begannen. Schon im Beginne desselben aber …tarb König Karl IX. am 30ten Mai 1574 und hatte sei…

nen Bruder, König Heinrich von Polen, dem es in diesem Lande sehr schlecht gefiel, und der sofort, nachdem er Nachricht von der eröffneten Succession in Frankreich erhielt, am 18ten Juni, den Polen in einer Art Flucht durchgieng, zum Nachfolger. Da aber König Heinrich seinen Weg durch Oberitalien zurück nahm, kam er erst im September in Frankreich an, welches er noch in die drei Parteien der Hugonotten, der Politiker und der Guisischen, eifrig katholischen getheilt fand. Der Hof war König Heinrich nach Wälsch-Leyden (Lyon) entgegen gegangen. Die Politiker suchten ihn zu Beendigung des Krieges gegen die Hugonotten zu bewegen; die Guisen aber setzten durch, nicht nur daß der Krieg fortgeführt ward, sondern auch daß König Heinrich III. im folgenden Jahre eine ihnen nahe verwandte Princessin von Lothringen heirathete. Im Nov. 1575 schloß man dann auf einige Zeit Waffenstillstand; als aber Prinz Condé sah, daß der König diesen Waffenstillstand nur benutzte, um ein mächtigeres Heer aufzustellen, begann er schon im Febr. 1576 den Kampf von neuem. Auch der junge König Heinrich von Navarra entfloh vom Hofe, und trat unter ähnlichen Erklärungen, wie früher Condé, wieder zum Protestantismus über. Am 6ten Mai 1576 aber kam durch der Königin Caterina Vermittelung in der Abtei Beaulieu ein Friedensschluß zu Stande, der nun den Protestanten mehr Rechte einräumte, als sie je zuvor in Frankreich gehabt; denn nicht nur Amnestie und mit Ausnahme von Paris und dessen Bannmeile Religionsfreiheit ohne Einschränkung im ganzen Reiche erhielten sie, sondern auch zu den sechs ihnen und den Politikern bei dem früheren Waffenstillstande zugestandenem Vestungen noch acht besonders eingeräumt, um ihnen Sicherheit zu gewähren.

Bald jedoch zeigte sich, daß dieser Friede kein wahrer, sondern nur ein politisches Mittel war. König Heinrich hatte durch die Anerkennung seines Bruders Franz im Besitze des Herzogthums Anjou diesen ganz von den Protestanten, mit denen er und die Politiker fortwährend Verbindungen unterhalten hatten, getrennt; und sobald er die erreicht sah, gab er dem Andringen der über die Zugestän-

isse empörten guisischen Partei nach. Diese Partei trat ber nun offener mit den Planen hervor, die sie schon längere Zeit im Stillen verfolgt hatte. Man konnte nämlich hon längere Zeit als Folge des überaus lüderlichen Lebens, welches alle Söhne Caterina's führten, mit Sicherheit annehmen, daß keiner von ihnen Descendenz hinterlaßen würde. Die Könige Franz II. und Karl IX. waren un bereits ohne Descendenz gestorben; König Heinrich III. nd Franz Hercules von Anjou waren durch Lüderlichkeit örperlich schon ganz herunter gekommen, und die Linie alois gieng also zusehends dem Aussterben entgegen. chon lange aber hatten die Guisen darauf hin intriirt, wenn dieser Fall einträte, die Linie Bourbon von r Succession auszuschließen, in dem sie die Nation, e ihren Haupttheilen nach doch zur katholischen Kirche elt, durch ihr eifrig kirchliches Streben an sich zu ketn suchten. Es scheint von diesen Bestrebungen hatte s bourbonische Haus schon lange Kenntniss. Die Guin hatten besonders immer geltend gemacht, daß sie von rl dem Großen abstammten, und hatten in aller Weise ran zu erinnern gesucht, daß dem Hause Karls des roßen doch eigentlich Frankreich gehöre, daß es demlben durch das Haus Hugo Capets widerrechtlich entrin worden. Mit diesen Interessen scheint sogar der Name r Protestanten in Frankreich zusammen zu hängen, dessen rsprung freilich dunkel ist und in mancherlei etymologihen Spielereien gesucht wird, am Wahrscheinlichsten aber ch auf König Hugo hinweist und also andeutet, daß die ugonotten zugleich eine Partei seien, welche die Rechte s hugonischen oder capetingischen Hauses gegen die Anrüche des angeblich karolingischen guisischen Hauses vereidigen wolle.

In diesen Bestrebungen waren die Guisen, sobald wie beide bourbonische Prinzen auf hugonottischer Seite nden und den Hugonotten durch den Frieden von Beaulieu so große Rechte eingeräumt waren, einen Schritt weier gegangen, indem sie die Empörung der eifrigen Kathoiken über diese Einräumungen benutzten, eine Verbindung,

die s. g. Ligue, zu Stande zu bringen zu Aufnahme der katholisch-kirchlichen Interessen; an welcher Verbindung Spitze sie natürlich stunden und durch welche sie auch für ihre anderweitigen politischen Bestrebungen eine feste Basis erhielten. Eine noch festere Stütze für ihre Operationen erhielten sie an der innigen Verbindung, in welche sie mit Philipp II. traten, denn so oft in Frankreich der Religionskrieg ruhte, zogen viele von den Protestanten in Frankreich den Niderländern zu Hilfe, und zu gleicher Zeit hatten dann allemal auch die Werbungen der abgefallenen Niderländer in Deutschland beßeren Succeſs, weil sie nicht durch gleichzeitige Werbungen der bourbonischen Prinzen erschwert wurden. Um also in dem niderländischen Kriege Erleichterung zu haben, und zugleich nun im kirchlichen Interesse das Umsichgreifen der Reformation in Frankreich zu hindern, unterstützte Philipp in aller Weise die Plane der Guisen in Frankreich. Durch die Verfolgungen, welche sich die Mitglieder der Ligue in Frankreich gegen Protestanten erlaubten, kam es noch im Herbste 1576 wider zum Bürgerkriege in Frankreich, und in den Ständen des Reiches, welche im December zusammentraten, bildeten die Anhänger der Ligue eine so ansehnliche Macht, daß sie deren Entschließungen bestimmten und dieselben veranlaßten, in einer solchen Weise aufzutreten, daß im Grunde die ganze Statsgewalt an die Stände kommen sollte. Offenbar hieng das mit den Planen des guisischen Hauses zusammen, welches dahin arbeitete, die Stände zu einer ansehnlichen Macht zu führen, damit sie, wenn das wirkliche Aussterben des Hauses Valois erfolgte, im Stande sein sollten mit Erfolg über die Succession Bestimmungen zu treffen, und diese den angeblichen Karolingern, den Guisen, zuzuwenden. In diesem Sinne fiengen die Anhänger der Guisen auch schon an, nach dem Vorbilde Wilhelms von Nassau das Volk mit Pamphleten mancher Art zu bearbeiten, und so ward unter anderem in dieser Zeit ein Schreiben eifriger Mitglieder der Ligue an den Pabst bekannt, welches die Folgen hervorhob der Succession ketzerischer Fürsten und im Gegensatze der Bourbonen eben die karolingische Abkunft

der Guisen pries. Auf diese Weise machte man zuerst, als giengen sie gar nicht unmittelbar von den Guisen aus, deren Ansichten und Ansprüche auf den Thron in weiteren Kreisen populär, und in der That war König Heinrich III. noch verständig genug, die ganze Gefahr zu übersehen, die ihm selbst und seinem Ansehen drohete, wenn es den Guisen gelang, sich dem Volke als präsumtive Thronerben zu empfehlen. Ihr Einfluß unter den Ständen des Reiches muste dadurch sofort außerordentlich wachsen und wenn der König nicht in Zeiten entgegentrat, muste er es kommen sehen, daß die Guisen an der Spitze der Stände alle Gewalt im Reiche vorläufig an sich rißen und ihn, bis sie selbst succediren könnten, in einer Art Vormundschaft hielten. Um diesem Schicksale zu entgehen, glaubte er sehr klug zu handeln, wenn er selbst der Ligue beiträte, sich zu deren Haupte erklärte und so die Direction ihrer gefährlichen Macht an sich brächte. Dieser Schritt hatte die Folge, daß die Ligue eine öffentliche Sanction erhielt, daß sie eine legitime Macht, also noch einflußreicher ward; allein dem Könige half er nichts, denn der Einfluß der Guisen auf die Verbindung war zu gut organisirt, als daß sein Hintreten als Haupt der Ligue mehr als ein leerer Name gewesen wäre. Der von der Ligue hervorgerufene Religionskrieg ward dadurch wider ein Kampf der Protestanten auch gegen die Regierung des Königes und dieser sah sich dennoch durch die Stände in allen seinen Maßnahmen gehindert und beschränkt. Unter diesen Umständen muste der König um jeden Preis einen Frieden mit den Hugonotten wünschen, und da in der letzten Zeit die königlichen Heere doch manchen wesentlichen Vortheil erfochten hatten, lag ein Friede auch in den Wünschen der bourbonischen Prinzen, wenn sie ihn ohne zu große Opfer erhalten konnten. Der König gestund ihnen fast alle früher in Beaulieu zugesagten Vortheile wider zu, und schloß so mit ihnen den Frieden von Bergérac am 17. Sept. 1577.

Die nächsten Jahre war nun im Ganzen Ruhe, obwohl die Edelleute der verschiedenen Confessionen in den Provinzen bei dem Fehderechte, was ihnen damals noch zu-

stund, fortwährend sich bekriegten, und die Religionsparteien in den Städten, wo sie einander einigermaßen die Wage hielten, sich fortwährend chicanirten und im bürgerlichen Kampfe lagen. Auch im Frieden wuchs der Einfluß der guisischen Familie, besonders in den östlichen Provinzen des Reiches, ungeheuer, und so war es natürlich daß der König von Navarra, als die Zeit für welche den Protestanten Sicherheitsplätze gegeben waren, abgelaufen war, sich unter dem Vorwande, die übrigen Friedensbedingungen seien nicht gehalten worden, weigerte, diese Plätze zu räumen. Das führte zu Anfange des Jahres 1580 zu neuem Ausbruche des Krieges. Da aber der König von Frankreich einerseits in diesem Kriege die Ligue immer bedeutender werden sah; der König von Navarra aber durch die Erfolge, welche die königlichen Heere erfochten, besorgt ward, näherten sich beide Theile durch die Vermittelung des Herzogs Franz von Anjou. Besonders um Philipp II. in den Niderlanden mehr zu beschäftigen und ihn dadurch zu hindern, der Ligue fortwährend so bedeutende Hilfe zukommen zu laßen, erlaubte der König von Frankreich seinem Bruder Franz auf die Unterhandlungen der Niderländer, die wir bereits kennen, einzugehen und Verbindungen mit der Königin Elisabeth zu suchen. Mit den Protestanten aber ward im September **1580** zu Flex ein Friede geschloßen, welcher den von Bergérac fast nur widerholte. Der Krieg ruhte nun beinahe über vier Jahre. Da aber der König von Frankreich ein durch und durch verlumpter Mensch war, der den Elenden, die er zu seinen wollüstigen Vergnügungen brauchte und welche man deshalb Mignons nannte, alles Mögliche erlaubte, sank er immer tiefer in der Achtung der Nation. Auch die schlechten Geschäfte, welche der Herzog von Anjou, wie wir sahen, in den Niderlanden machte, trugen nicht eben bei, der königlichen Familie mehr Ansehen zu geben, und als Anjou dann, nachdem er als Flüchtling aus den Niderlanden zurückgekehrt war, im Jahre **1583** starb und also das ganze Geschlecht Valois nur noch in der Person des Königes vorhanden war, schienen alle Saaten der guisischen Familie rasch zu

reißen. Inzwischen bedachten sie, daß doch eine Entthronung des bourbonischen Geschlechtes ein zu schroffer Schritt sei, um nicht selbst bei vielen Katholiken in Frankreich lebhaften Widerspruch zu finden; noch waren die Trümmer der Partei der Politiker im Lande, die man durch eine solche Maßregel nothwendig dem Könige von Navarra verbunden hätte, und so sannen die Guisen auf einen anderen Ausweg. Damit es nämlich das Ansehen gewinnen sollte, als handelten sie wirklich nur in kirchlichem, nicht in egoistischem Interesse, ließen sie durch einen Dr. Zampini ausführen, daß die nächsten Anrechte auf den Thron beim Aussterben der Valois (da der König von Navarra und der Prinz von Condé durch ihre Ketzerei ausgeschloßen seien) der Cardinal Karl von Bourbon (ein Bruder der Väter der beiden jüngeren Prinzen) habe. Dies war dem Cardinal selbst so einleuchtend, daß er Dispensation von seiner geistlichen Würde beim Pabste nachsuchte. Es war aber einleuchtend, daß eine Ausschließung Navarra's und Condé's zu Gunsten eines Gliedes der bourbonischen Familie weniger Widerspruch fand, als zu Gunsten der Guisen. War man dann aber einmal von der Successionsordnung abgegangen, war es einmal statsrechtlich festgestellt, daß ketzerische Prinzen kein Successionsrecht hatten — und daß die ketzerischen Bourbonen, da sie relapsi waren, also streng genommen in die katholische Kirche nicht wider aufgenommen werden konnten, auch nie ein Successionsrecht erlangen könnten, dann muste der Rechnung der Guisen nach in Kurzem der Punct eintreten, wo sich die Stände des Reiches selbst nach einem anderen Geschlechte umzusehen hatten. Für diesen Fall schien ihnen dann ihr eignes Geschlecht so zu stehen, daß kein zweites ihm den Vorrang streitig machen dürfe — allein der Königin Caterina machten sie wahrscheinlich, daß dann das Erbrecht auf die weibliche Linie des Hauses Valois, also auf ihre Lieblingsenkelin, Claudia, die Tochter des Herzogs von Lothringen und deren dereinstige Söhne übergehen werde, und gewann so auch sie für den Plan, den Cardinal von Bourbon den anderen bourbonischen Prinzen entgegenzustellen.

Unter solchen Umständen schloß der Herzog Heinrich von Guise am Schluße des Jahres 1584 mit König Philipp II. von Spanien ein gegenseitiges Schutzbündniss. Der König wollte Karl von Bourbon als präsumtiven Thronerben anerkennen; nur die römisch-katholische Kirche als Reichskirche in Frankreich dulden und bedeutende Geldvorschüße zu Durchführung dieser Absichten in Frankreich machen; dagegen wollte Guise dem Könige zu seinem Kampfe in den Niderlanden Unterstützung zukommen laßen und den Kampf in Frankreich selbst beginnen, um den Protestanten ihre Sicherheitsplätze zu entreißen um dadurch sie zu hindern, den Vereinigten Niderländern hilfreich zuzuziehen. Bald nach Abschluß dieses Bündnisses kam es über erneute Unterhandlungen zwischen den Vereinigten Niderlanden und dem französischen Hofe zu heftigen Begegnungen des Königes mit dem spanischen Gesandten und in Folge davon zum Widerausbruche des Bürgerkrieges, bei welchem nun Karl von Bourbon den Guisen zur Seite stund. Der König war in der größesten Verlegenheit, denn er sah ein, daß er ganz in Abhängigkeit käme, wenn er sich der guisischen Faction anschlöße, daß er aber als Ketzerfreund in Verruf und in Gefahr käme, die Krone zu verlieren, wenn er sich den beiden bourbonischen Prinzen zuwendete; ja! schon sein Zweifeln, was er thun solle, ward der Ligue Veranlaßung, in ganz Frankreich zu verbreiten, der König neige sich den bourbonischen Prinzen zu, und so entschloß er sich unter den ungünstigsten Verhältnissen endlich doch zu Unterhandlungen mit Guise und Karl von Bourbon, die er nur dadurch günstiger stellte, daß er, besonders mit Hilfe schweizerischer Regimenter, eine eigne königliche, von der Ligue unabhängige Kriegsmacht aufstellte. Doch war auch so der Vergleich von Nemours, welchen er am 7ten Juli 1585 mit den Häuptern der Ligue schloß, noch demüthigend genug, da er in demselben sanctionirte, daß nie ein ketzerischer Prinz in Frankreich sollte König werden können; daß alle Protestanten binnen sechs Monaten gezwungen werden sollten, das Königreich zu verlaßen; daß jeder, der in Zukunft wider in Frankreich von der katholischen

Kirche abziele, hingerichtet werden sollte, und daß der Krieg, welcher zu Durchführung dieser Bestimmungen zu führen war, ganz der Ligue überlaßen bleiben sollte, welche vom Könige Subsidien zu beziehen hätte und Sicherheitsplätze eingeräumt erhalten sollte.

So drohend das Alles für die Hugonotten aussah, so ward doch wenig damit ausgerichtet, denn da der König die Unmündigkeit, zu welcher er durch diesen Vertrag verurtheilt ward, nur mit höchstem Widerwillen ertrug, benutzte er alle ihm noch bleibende Macht, um die Ligue überall zu hindern und zu hemmen. Inzwischen folgte in der Person Sixtus des Fünften wider im J. 1585 ein höchst unternehmender, energischer Mann auf dem päbstlichen Stuhle und erließ im September eine Bulle gegen den König von Navarra, welche den Eifer der katholischen Franzosen für die Absichten der Ligue bedeutend belebte. Die Protestanten sahen ein, daß sie alle Kräfte aufbieten müßten, indem es einen Todeskampf galt, bei dem für sie Alles auf dem Spiele stund. König Heinrich von Navarra erlangte auch bald solche Erfolge, daß die Königin Caterina, die inzwischen zweifelhaft geworden war an der Aufrichtigkeit der Guisen in Beziehung auf die dereinstige Succession der Familie der Herzogin von Lothringen, dem Könige von Navarra vorschlug, wenn er sich von ihrer Tochter Margarethe trennen und dagegen ihre Lieblingsenkelin, die Princessin Claudia von Lothringen heirathen und wider zur römischen Kirche übertreten wolle, wolle sie ihm die Wideaufnahme in diese Kirche und dadurch die unbestrittene Succession in Frankreich verschaffen; allein der König von Navarra gieng darauf nicht ein. Die Ligue aber und namentlich die Guisen sahen, daß sie keine Zeit verlieren dürften, ihre Pläne zu fördern, indem ihnen König Heinrich III. sonst doch noch durch eine Vereinigung mit dem Könige von Navarra einen schweren Stand zu bereiten drohte. Sie organisirten also, nachdem König Heinrich III. am Ende des Jahres 1587 von Wälsch-Leyden (Lyon), wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hatte, nach Paris zurückgekehrt war, diese Stadt ganz revolutionär. Da diese Organisation ei-

ner geheimen, aber in der That sich allmälig über einen großen Theil der Bevölkerung der Stadt ausdehnenden politischen Macht in Paris nach den 16 Stadttheilen geordnet war, nannte man sie die Ligue der Sechzehner, denn 16 Quartierspräsentanten stunden an der Spitze. Bei einer so weit und in so nidrigen Schichten der Gesellschaft verbreiteten Verbindung, wie diese war, ward es natürlich leicht für den Hof, fortwährend gut unterrichtet zu sein über die Absichten derselben. Man konnte längere Zeit auf diese Weise alle Pläne der Verbündeten in Paris scheitern machen, und durch die ausdrücklichsten Befehle hielt der König auch Guise von der Stadt entfernt. Während König Heinrich III. in dieser Lage eines halben Gefangenen in Paris war, starb Prinz Heinrich von Condé im März 1588 von seiner ehebrecherischen Gemahlin vergiftet, wodurch die Protestanten ihr kriegsgewandtestes, tüchtigstes Haupt verloren. Der Herzog von Guise hatte unterdeßen der Ligue der Sechzehner in Paris Officiere gesandt. Sie hatte eine organisirte Streitmacht wohl von 20,000 Menschen in der Stadt, und solche Basis hielt er endlich für stark genug, der Ungnade des Königes mit Erfolg trotzen und gegen dessen strengen Befehl doch an Hof kommen zu können. Da ihn die ganze Bevölkerung in Paris mit Enthusiasmus aufnahm und man die organisirte Macht der Sechzehner kannte, erschrak der König anfangs nicht wenig — Heinrich von Guise aber verlor den einzigen günstigen Moment, weil er nicht entschloßen genug war, den König (zwischen dessen Truppen und den Sechzehnern es schon zum Kampfe gekommen war, in welchem die letzteren siegten,) geradezu gefangen zu nehmen; und so konnte der König noch, während Guise mit Caterina unterhandelte, entfliehen.

In der Lage, in welcher der König nun war, wo er gar keine eigne Macht mehr hatte, sondern sich der einen oder anderen der beiden kriegführenden Parteien anschließen muste, und dann auf der einen Seite so ohnmächtig war als auf der anderen, kam er zu dem verzweifelten Entschluße, den Herzog von Guise niderstoßen zu laßen. Durch die Vermittelung seiner Mutter söhnte er sich scheinbar mit

dem Herzoge aus durch das Reunionsedict vom 9ten Juli 1588, welches alle Thaten und Absichten der Ligue gut hieß; und ernannte am 12ten August den Herzog zum Generalissimus mit unbeschränkten Vollmachten. Die Stände, die im September in Blois zusammenkamen, machten das Reunionsedict zum Grundgesetze des Reiches und als nun Guise durch alle diese Vorgänge vollkommen sicher gemacht, durch den dominirenden Einfluß, den er auf die Reichsstände übte, dem Ziele aller seiner Bestrebungen ganz nahe gekommen zu sein schien, mit dem Hofe wie sonst verkehrte, ward er am 24ten Dec. 1588 im Vorzimmer des Königes auf Befehl desselben ermordet. Am folgenden Tage ward auch der Cardinal von Guise, des Herzogs Bruder, umgebracht; Karl von Bourbon ward gefangen gehalten. Die Königin Mutter aber, Caterina, scheint doch von den Erschütterungen, die diese Vorgänge begleiteten, zu sehr angegriffen worden zu sein. Sie starb wenige Tage später am 9ten Jan. 1589.

Die nächste Folge dieser Vorgänge war die Empörung aller der Städte, in denen die Ligue besonders mächtig war, also zunächst die Empörung von Paris; zumal als die theologische Facultät der Universität von Paris (die Sorbonne) nach der Ermordung des Cardinals erklärte, das Volk sei seiner Unterthanenpflichten gegen einen solchen Tyrannen ledig. Orleans, Chartres, eine ganze Reihe anderer Städte erklärte sich in demselben Sinne. An die Spitze des empörten Landes trat des Herzogs von Guise jüngerer Bruder, der Herzog von Mayenne, so daß also der König von dem Morde nicht den geringsten Gewinn hatte und sich nun doch gezwungen sah, sich dem Könige von Navarra in die Arme zu werfen. Auf die Anhänglichkeit der Katholiken durfte er ohnehin nicht mehr rechnen, da der Mord des Cardinals von Guise alle und namentlich Pabst Sixtus höchlich empört hatte, welcher letztere nun auch die Freilaßung Karls von Bourbon, welcher seiner Cardinalswürde noch nicht entbunden war, forderte. Nach der Verbindung des Königes von Frankreich und des von Navarra brachten diese beiden ein ansehnliches Heer

auf und bedrängten Paris. Da trug die Sündensaat des Königes von Frankreich noch eine andere Frucht, nämlich seine eigne Ermordung durch einen jungen Dominicaner Jacques Clément am 1ten August 1589.

Der mittlere Punct zwischen beiden Parteien, welcher zeither in dem herumschwankenden Könige gegeben war, fiel nun weg. Hugonotten und Liguisten stunden einander ganz unvermittelt entgegen. Jene erkannten die Succession des Königes Heinrich von Navarra an, und huldigten ihm als Heinrich IV. von Frankreich. Diese riefen den noch immer gefangenen Cardinal von Bourbon als Karl X. aus, und der Herzog von Mayenne trat als dessen Generalstatthalter einstweilen auf. Ziemlich der ganze Westen Frankreichs erkannte Heinrich IV., der Osten Karl X. an. Indessen waren zwei Umstände Heinrich IV. so günstig, daß sie die Thätigkeit des Pabstes für Karl X. bald überwogen. Das eine war sein Glück in den Waffen, denn der ganze Nordwesten Frankreichs beugte sich seinem Kriegsglücke, namentlich nach der Schlacht von Jvry in der Normandie im März 1590. Das andere war, daß man in Frankreich bald die Ueberzeugung gewann, Philipp II. operire nicht bloß zu Unterstützung der Ligue, sondern darauf hin, selbst Herr in Frankreich zu werden; und darin hatten auch damals schon die Franzosen denselben Sinn wie jetzt, daß sie lieber unter einem ihrer Landsleute stehen wollten, auch wenn sie ihn haßten, als unter einem fremden. Die spanische Unterstützung schadete der Ligue bald mehr, indem viele ihrer Anhänger, welche dadurch für Frankreichs Unabhängigkeit besorgt wurden, von ihr abfielen und sich zu Heinrich wandten, der seinerseits eine weit wirksamere und doch keine Besorgniss erregende Unterstützung gewann durch die Königin Elisabeth. Philipps II. Hilfe, die er der Ligue gewährte, bestund besonders darin, daß er seinem Statthalter Farnese in den Niderlanden auftrug, den Herzog von Mayenne zu unterstützen. Farnese that dies auch mehrfach, stund aber in Folge davon bald in den Niderlanden seinerseits so schwach da, daß er die zeither für Spanien behaupteten Vestungen in Nordbrabant, Gelderland und

Overyssel, wie bereits erwähnt ward, verlor. Ein sehr harter Schlag für die liguistische Partei war es, als Karl X. im Mai 1591 starb, denn selbst als Candidat für die Krone aufzutreten, wie es wohl Herzog Heinrich von Guise gewagt hätte, dazu hatte der Herzog von Mayenne den Muth nicht; und doch hatte er jetzt auch niemand, für welchen er als Statthalter handeln konnte. Bald nachher im August entkam Mayenne's Neffe, der junge Herzog Karl von Guise, der Haft, in welcher er gewesen war, und trug die französische Krone, indem er nun als Haupt der Ligue auftrat, Philipp dem Zweiten für dessen Tochter Isabella an. Er hoffte deren Gemahl zu werden. Philipp gieng darauf ein. Aber nicht allein entstund dadurch Eifersucht zwischen Herzog Karl und seinem Oheim Mayenne, sondern das Parlement von Paris trat nun auch im Sinne einer nationalen Partei in der Ligue auf und erklärte, in Frankreich könne keine Prinzessin ein Successionsrecht haben. Noch vor dieser Erklärung war aber auch der bedeutendste Helfer, auf welchen die guisische Partei gerechnet hatte, Farnese, am 3ten Dec. 1592 gestorben, und als sich nun Heinrich IV. aus politischen Gründen, weil er eine Vereinigung Frankreichs unter seinem Scepter nicht anders möglich sah, entschloß im Juli 1593 wider in die Messe zu gehen und als Katholik aufzutreten, war die ihm noch widerstrebende guisische Partei bald so gering an Macht, daß sie den Sieg nicht mehr hoffen durfte und im Grunde nur noch um einen vortheilhaften Frieden kämpfte. Im Februar 1594 ließ sich Heinrich krönen; im März kam Paris in seine Gewalt. Da die guisische Partei sich nun ganz auf Philipp II. stützte, erklärte Heinrich IV. diesem direct den Krieg und schloß Bündniss mit der Republik der Vereinigten Niderlande, an deren Spitze mehr und mehr Prinz Moritz von Nassau-Oranien auftrat; denn nicht lange nachdem Leicester die Niderlande verlaßen hatte, war Moritz zum Statthalter in Utrecht, dann in Overyssel, endlich in Geldern und Zutphen ernannt worden. Sein Vetter Wilhelm Ludwig war Statthalter in Frisland, Groeningen und den Ommelanden. Da an Farneses Stelle als General-

statthalter der spanischen Niderlande der alte Graf Peter Ernst von Mansfeld getreten war, für diesen aber im Grunde alle Verhältnisse zwei Spanier, der Graf de Fuentes und Don Estevan d'Ibarra leiteten, erhielt der Kampf wider einen weit herberen Character; aber auch schon dadurch, daß durch die Verbindung mit der liguistischen Partei in Frankreich, die sich nun fast nur noch in den nordöstlichsten Provinzen hielt, der Religionshaß von Seiten der spanisch gebliebenen Niderländer wider recht dem Kriege die dominirende Färbung gab. Man löste und wechselte keine Gefangenen mehr; und machte auch fast keine, da in der Regel kein Pardon gegeben ward. Man pflegte die Gefangenen zu hängen; und die Grenzgebiete dieser spanisch-französischen Kriegspartei rings um Brabant und Hennegau wurden fast in eine Wüste verwandelt. Da durch die Stellung, welche sie nun für den französischen Krieg erhielten, die niderländischen Besitzungen dem Könige Philipp wider wichtiger erschienen, ernannte er endlich den Erzherzog Ernst zu seinem Generalstatthalter und sandte wider bedeutendere Verstärkungen. Der neue Generalstatthalter hielt seinen Einzug in Brüssel am 30ten Jan. 1594 und brachte ein zahlreiches, in Deutschland geworbenes Heer mit. Dennoch eroberten die Ver. Niderländer im Juli 1594 den letzten Punct, der sich für Spanien in diesen nördlichen Theilen des Landes noch gehalten hatte, die Stadt und Festung Groeningen nämlich, und der Erzherzog Ernst, der das Land, was er regieren sollte, durch den Krieg im größesten Elende sah, suchte bei den Generalstaaten der Vereinigten Niderlande Frieden; allein diese, die jetzt durch die Verbindung mit Heinrich IV. und mit Elisabeth im Siegen waren und in der Person des Prinzen Moritz einen kriegerisch tüchtigen Führer hatten, wollten nichts von Frieden wißen und erklärten, sie wollten lieber der Vorsehung, als ihren treulosen Feinden, den Spaniern, vertrauen; sie brauchten keinen Frieden. Der Erzherzog starb dann plötzlich an einem Blutsturze im Febr. 1595 und hatte den Grafen Fuentes zum einstweiligen Nachfolger, bis im Febr. 1596 der Cardinal Erzherzog Albrecht als neuer Statthalter mit

nigen spanischen Hilfstruppen ankam. Dieser machte zwar nach der französischen Seite Eroberung; aber nun nicht mehr für eine französische Partei, sondern direct für Spanien; denn nach dem Tode des Pabstes Sixtus V. war Pabst Clemens VIII. auf versöhnlichere Maßregeln in Beziehung auf Heinrich IV. eingegangen, was die Folge hatte, daß sich alle Franzosen Heinrich IV. nun anschloßen. Im Sept. 1595 löste der Pabst ihn vom Banne und im Jan. 1596 hatte ihm sogar der Herzog von Mayenne gehuldigt. Die niderländische Flotte, die sich mit einer englischen verbunden hatte, nahm in diesem Jahre 1596 die Stadt Cadix, plünderte und verbrannte sie. Im folgenden Jahre 1597 erlitten die Spanier unter Anführung des Grafen de Varax eine Niderlage bei Turnhout in Nordbrabant, welche Varax selbst das Leben kostete am 24ten Jan. Dagegen konnte zwar als ein Ersatz angesehen werden, daß die Spanier, die schon Calais besaßen, in dieser Zeit auch Amiens eroberten; allein Heinrich IV. wandte sich nun persönlich gegen die Niderlande und eroberte Amiens wider; und während die Spanier ihre Streitkräfte gegen ihn im Südwesten des belgischen Landes concentrirten, nahm ihnen Prinz Moritz eine Reihe fester Plätze, die sie noch gegen den Rhein hin besetzt gehalten hatten: Rheinbergen, Meurs, Grol, Breevort, Ootmarsum, Oldenzal und Lingen. Unter solchen Umständen gieng Philipp II. gern auf einen Frieden ein, der unter päbstlicher Vermittelung mit Frankreich geboten ward und am 12ten Juni 1598 zu Vervins zu zu Stande kam. Dieser stellte zwischen Frankreich und Spanien die alte Grenze her und nöthigte also zum Aufgeben aller von den Niderlanden aus gegen Frankreich gemachten Eroberungen. Indem nun die ganze Verwickelung der französischen Verhältnisse mit den niderländischen wegfiel, die Vereinigten Niderländer aber die Unterstützung durch die Königin von England behielten, ja sogar unter dem Namen von Schuldentilgung jährliche Subsidien von Frankreich, so lange der Krieg zwischen Niderland und Spanien noch dauerte, durfte Philipp nicht weiter die Hoffnung hegen, die abgefallenen Provinzen wider zu unterwerfen. Er

sah die Nothwendigkeit herannahen, mit den abgefallenen Provinzen einen Vertrag zu schließen, wenn er die treugebliebenen nicht auch verlieren wollte. Er traf also eine Auskunft, die ihn der demüthigenden Lage überhob, selbst mit gegen ihn empörten Unterthanen unterhandeln zu müßen. Er sorgte dafür, daß der Erzherzog Albrecht von seiner Cardinalswürde entledigt ward, verheirathete ihn mit seiner Tochter Isabelle und übertrug diesem Fürstenpaare die zeither spanischen Niderlande als eignes Fürstenthum unter der Bedingung des Rückfalles an Spanien, wenn diese Ehe, wie vorauszusehen war, kinderlos bliebe. Der Erzherzog erhielt die Huldigung als Fürst der Niderlande am 15ten Aug. 1598.

Die französischen Angelegenheiten erhielten ebenfalls eine Ordnung, welche keinen vollständigen Sieg weder der katholischen noch der protestantischen Partei darstellte — schon dadurch, daß der zeitherige Führer der Protestanten, der sich ja doch unmöglich aller anerzogenen Sympathien entäußern konnte, zur katholischen Kirche übertrat und König ward; — dann weiter durch das Edict von Nantes vom 13ten April 1598, welches die Verhältnisse der Protestanten in Frankreich trotz der Herrschaft katholischer Könige ordnete und sicher stellte, aber weil es weder der eifrig protestantischen, noch der eifrig katholischen Partei genug that, erst im Februar 1599 vom Parlemente bestätigt ward. So hatten sich also die Verhältnisse in dem französisch-niderländisch-englischen Kreise dahin festgestellt, daß in Frankreich im Wesentlichen der Katholicismus, in England und Schottland im Wesentlichen der Protestantismus siegte, in den Niderlanden aber die beiden kämpfenden Parteien sich dem Terrän nach sonderten und die südlichen Niderlande im Wesentlichen spanisch, folglich katholisch blieben; die nördlichen sich durch einen Vertrag im Aug. 1598 an England anlehnten und protestantisch blieben. Wie aber hatte die in den Niderlanden in dem Kampfe gegen die angestammten, aber das Recht des Landes verletzenden Fürsten aufgenommene und weiter entwickelte Theorie weithin ihre Wurzel schlagen müßen, da in der Zeit, wo die Lossagung in

den Niderlanden statt hatte, noch in Frankreich gegen einen verächtlich lüderlichen, in jeder Weise nichtswürdigen König zu kämpfen war, und von Schottland noch eine des Ehebruches und Gattenmordes beschuldigte Königin, wenn auch in Gefangenschaft lebte — dann, kurz nach einander diese, die Königin von Schottland, förmlich hingerichtet; jener, der König von Frankreich, erwordet ward, und die empörten Niderlande ihre Sache so glänzend und siegreich, ja! bis zu Gründung eines selbstständigen, bald auf allen Seiten anerkannten und geachteten Staates durchführten!

Daß diese revolutionäre Theorie vom Staate ihren Anfang bei den Jesuiten genommen habe, hat wohl in unserer Zeit erst durch Ranke's Ausführungen wider in Erinnerung gebracht werden müßen; in damaliger Zeit aber gegen Ende des 16ten und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts war es, wie aus den Schriften über das Wesen des Staates, die dieser Zeit angehören, hervorgeht, allgemein bekannt, und muste es jedermann wißen; denn wenn auch die Protestanten in den Niderlanden, Schottland und Frankreich practisch die meisten Consequenzen aus der Theorie von der menschlichen Entstehung des Staates (zwar nicht der obrigkeitlichen Gewalt im Allgemeinen, doch jeder einzelnen weltlichen Obrigkeit) geltend machten, ließen sich doch die geistlichen Herren nicht nehmen, ihrerseits die Theorie weiter zu pflegen, und sie nun auch gelegentlich gegen Heinrich IV. und gegen die Königin Elisabeth zu wenden. Nach Bellarmins Ansicht kam die weltliche Gewalt, da es einen ähnlichen göttlich bestimmten Träger und weiteren Ausgangspunct für sie nicht gab, wie für die geistliche im Pabste gegeben war, der Menge zu, dem Volke, welches die Obrigkeit bald monarchisch, bald republicanisch, bald so bald so ordnen und bestimmen mochte. Gegen die geistliche Gewalt schützte Bellarmin die weltliche so weit, daß sie ihre eigne Ordnung und Entwickelung haben müße, nur daß diese den Zwecken der geistlichen Gewalt nicht entgegentreten dürfe; und nur für den Fall solches Widerstreites gestattete er ein Uebergreifen der geistlichen Gewalt auch auf das weltliche Gebiet. Schon bestimmter schrieb der Jesuit Suarez dem Pabste ein Recht der Einmischung in weltliche Händel, namentlich bei den Kriegen der weltlichen Mächte unter sich zu, denn die Einheit im Leben der Völker sei in der Kirche, also im Pabste repräsentirt. Den Ursprung der weltlichen Gewalt sieht auch er im Volke, durch welches die Obrigkeit ihre Herrscherrechte erhält, um sie mit Gerechtigkeit zu üben. Mariana gieng

sogar von der Chimäre eines Urzustandes der Menschen und eines aus demselben sich entwickelnden Krieges aller gegen alle aus. Die Noth habe die Construction der menschlichen Gesellschaft erzwungen. Die Monarchie rühmt er als die natürlichste Form der Herrschaft und als die, bei welcher auch im Gange der Entwickelung am leichtesten die Einheit bewahrt bleibe. Daß eine wahre d. h. eine von einem Puncte nach allen Seiten hin gedeihlich fortschreitende Entwickelung ohne Monarchie überhaupt nicht möglich sei; daß jede Republik das Statsleben im Innersten still stellt und nur einzelne Erbstücke aus der Monarchie oder formelles Recht — und allerdings beides dann oft weit feiner sowohl, als energischer — weiter entwickeln kann, sieht er bei der äußeren mechanischen Grundlage seiner Ansicht nicht klar, und der Gedanke des Ursprunges des Staates aus einer Uebertragung von Seiten des Volkes verwirrt wider alle guten Ansätze. Die Nothwendigkeit, daß die Monarchie an die ihr selbst einwohnenden Lebensbedingungen gebunden sei, und daß sie diese, sei es durch äußere Rechtsinstitute dazu genöthigt, sei es aus eignem richtigen Tacte einhalten müße, wenn sie nicht krank werden oder zu Grunde gehen soll (wie jeder organische Körper an die Gesetze seines organischen Lebens gebunden ist), die Nothwendigkeit also der Beschränktheit der Statsgewalt leitet er aus der Entstehung des Staates ab, und da er diese schief auffaßt, ebenfalls auf das Schiefste. Ebenso muß ihm die Erblichkeit der Monarchie (die ein wesentliches Attribut ihres gesunden Daseins ist) von seinem Standpuncte aus als eine Art Misbrauch erscheinen. Endlich muß er nothwendig gegen den Inhaber der öffentlichen Gewalt, sobald dieser die ihm vom Volke gesetzten Schranken nicht halte und berechtigte Organe zu seiner Zurechtweisung nicht vorhanden seien, dem Einzelnen die Macht der Selbsthilfe einräumen als einfache Consequenz seiner Ansicht.

Während sowohl auf protestantischer, als auf katholischer Seite sich so die Doctrin der Volkssouveränität chimärisch festsetzte, war es kein Wunder, daß sich in dem jugendlichen Gemüthe des Königes, der als Elisabeth am 3ten April 1603 starb, ihr rechtmäßiger Nachfolger ward, in dem Gemüthe des jungen Königes Jakob VI. von Schottland eine krankhaft entgegengesetzte Theorie recht festsetzte. Er sah in Schottland, wo er unter einer Vormundschaft aufwuchs und wo er von der kirchlich-demokratischen Substanz des Presbyterianismus, so wie von jener revolutionären, demokratischen Statsrechtstheorie auf allen Seiten be-

engt und bedrängt ward, mit sehnsüchtigen Blicken nach der Episcopalverfaßung der englischen Kirche hin und bildete bei sich eine carikirte, in ihren einzelnen Ausführungen auch unwahre Ansicht von dem göttlichen Rechte der Könige und dem leidenden Gehorsam der Unterthanen aus. Wir werden das Zusammentreffen dieser karikirt monarchischen Ansicht mit der revolutionären Theorie und den Sieg der letzteren später in der Geschichte der englischen und schottischen Verhältnisse zu betrachten haben.

Inzwischen haben wir hinsichtlich des continentalen Kreises von Ländern, deren Kämpfe wir zuletzt betrachteten, noch zu erwähnen, daß Philipp II. den Abschluß des Friedens mit Frankreich und das hinsichtlich der Niderlande geschloßene Arrangement nicht lange überlebte. Er starb am 13ten September 1598. Statt der verlornen Niderlande hatte er ziemlich in derselben Zeit, wo diese ihm entschieden verloren giengen, Portugal mit seinen spanischen Staaten vereinigt, eine in jeder Hinsicht angemeßenere Besitzung. König Sebastian nämlich, der letzte eheliche Nachkomme des unächten Hauses Burgund, hatte 1578 bei einer Unternehmung gegen Marokko in der Schlacht von Elmahassen den Tod gefunden, und Philipp II. hatte 1581 als Sohn einer portugisischen Prinzessin und nächster legitimer Erbe durch den Herzog von Alba Besitz von Portugal ergreifen laßen, und das Land, dessen Rechte er nach den in den Niderlanden gemachten Erfahrungen beßer achtete, behauptet. Doch auch diese Erwerbung Philipps brachte nun den Niderländern unberechenbare Vortheile, denn in den Händen der Portugisen war zeither hauptsächlich der Handel nach Ostindien gewesen, und indem nun die portugisischen Besitzungen in Ostindien in die Hände des Königes Philipp übergiengen, erhielten die Niderländer, deren Marine in dem seeräuberischen Kampfe gegen Spanien sich außerordentlich gehoben hatte, erwünschte Vorwände, Angriffe auf die zeitherigen portugisischen Besitzungen zu machen und deren wichtigste Niderlaßungen, namentlich die Molukken und Ceylon, zu erobern. Diese Erwerbungen kamen erst nach Philipps II. Tode gegen seinen

Sohn und Nachfolger Philipp III. recht in Gang und wurden Veranlaßung der Gründung einer mächtigen politisch-mercantilen Corporation in den Vereinigten Niderlanden, der ostindischen Compagnie.

Von dem Vordringen der Portugisen an der Westküste Afrika's, der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und eines Weges um dieses herum nach Ostindien war schon früher (B. II. S. 772) die Rede. Wir schalten hier noch ein, daß der Hauptsitz der Portugisen seit 1510 Goa ward. Die Anhaltepuncte auf der Ostküste Afrika's wurden vornämlich Mozambique, Sofala, Melinda; dann im persischen Meerbusen Mascate und Ormus und an den ostindischen Küsten Diu, Daman, Cochin, Negapatam, Meliapur und Malakka. Cochin war die erste portugisische Niderlaßung. Die Entdeckung der Molukken hatte 1511 statt und ihr folgten portugisische Niderlaßungen in Ternate und Tidor. Unter den portugisischen Vicekönigen sind besonders die beiden ersten berühmt geworden: Francisco von Almeida 1505—1509 und Affonso von Albuquerque 1509—1515. Die nächsten sind schon deshalb weniger hervortretend, weil es keine neuen Eroberungen in dem Maße wie früher zu machen gab, sondern nur eine schrittweise Erweiterung der Herrschaft, so daß dann auch der so wichtige Handel von Ceylon von Portugal abhängig ward. In China erhielten die Portugisen 1518 in Macao einen Anhaltepunct und bis 1542 erlangten sie auch in Japan eine für ihre Handelsverhältnisse wohlthätige Stellung. König Emanuel regirte bis 1521 und unter ihm war, wenn nicht die reichste, doch die glänzendste Zeit der portugisischen Handelsunternehmungen; denn was unter ihm in Gang gekommen war, wirkte nachher stiller, aber immer neue Reichthümer zuführendnach. Ihm folgte João III. bis 1557 und hatte den oben erwähnten Sebastian zum Nachfolger.

Das Hauptergebniß der merkantilen Bestrebungen der Portugisen ist von der höchsten welthistorischen Wichtigkeit; es ist *die gänzliche Veränderung des Weges, den der Welthandel für Europa nahm*, worin allerdings auch ein Grund des allmäligen Zurücktretens Italiens und Deutschlands von der hohen politischen Stellung, die diese Mittellande Europa's im Mittelalter einnahmen, zu suchen ist. Die Wichtigkeit, welche blühender Handel nach der politischen Seite hin geben kann, hat sich seitdem in dem Hervortreten der Vereinigten Niderlande, dann Englands in der Reihe der europäischen Staaten offenbart. Merkantiler Reichthum ward ein zweites entscheidendes Gewicht für Ansehen der Staaten und nur

dadurch, daß nachher Frankreich eine Zeitlang alle Mittel darauf wandte, nach der merkantilen Seite nicht ganz zurückzubleiben, konnte es sich auf dem Continent in einer England und den Niderlanden die Wage haltenden Wichtigkeit behaupten.

Der Erzherzog Albrecht, welcher seine Gemahlin 1598 noch vor Philipps Tode in Spanien geheirathet hatte, war von da im August mit ansehnlichen Verstärkungen zurückgekehrt und hatte die Absicht, sich eine so starke Stellung durch diese letzte Anstrengung, die Pilipp II. für ihn gemacht, zu erkämpfen, daß er auf günstigen Vertrag rechnen könnte — allein das Kriegsglück blieb Moritz von Oranien treu. Moritz schlug am 2. Juli 1600 des Erzherzogs schönes Heer bei Nieuwpoort, wohin er in Flandern vorgedrungen war. Des Erzherzogs (oder vielmehr der Generalstaaten in des Erzherzogs Provinzen) Unterhandlungen um einen Vertrag mit den Vereinigten Niderlanden hatten keinen Fortgang, weil Oldenbarneveld den Grundsatz aufstellte, so lange Ein Mann spanischer Truppen in des Erzherzogs Gebiete sei, könne man den Erzherzog nicht als unabhängigen Fürsten ansehen, und also auch nicht mit ihm um einen Frieden verhandeln. Indessen entwickelten sich doch auch allerhand den Prinzen Moritz hemmende Verhältnisse und so reducirte sich der Krieg in den nächsten Jahren fast ganz auf Belagerungen einzelner Städte. Des Erzherzogs Heer führte der Marchese Spinola, der gerade in Belagerungen großes Geschick bewies, und dem es nach langen Anstrengungen gelang den Vereinigten Niderlanden im Sept. 1604 Ostende zu entreißen; aber kurz zuvor, im August, hatten die Niderländer unter Moritzens Führung Sluys erobert, so daß sie doch einen kleinen Rest von Flandern fortwährend behaupteten. Die Vereinigten Niderlande verloren aber in dieser Zeit, da König Jacob bald, nachdem er in England succedirt hatte, Frieden mit Spanien schloß, die englische Hilfe, und so hielten sich die beiden Kämpfer mit ziemlich gleichen Kräften. Die Generalstaaten der Vereinigten Niderlande beschloßen 1606 den Krieg zu Lande nur noch als Vertheidigungskrieg fortzusetzen. Spinola eroberte die niderländischen Vestungen in

den Rheinlanden wider: Lingen, Rheinbergen, Grol u. s. w. aber die Macht, welche die Vereinigten Niderlande jährlich großartiger zur See entwickelten, ließ endlich Philipp III. die Beendigung des Krieges dringend wünschen. Er versagte dem Erzherzoge alle weitere Unterstützung, und nun begannen im März 1607 Unterhandlungen um einen Frieden. Am 4ten Mai dieses Jahres kam man zunächst über einen achtmonatlichen Waffenstillstand überein, um die weiteren Unterhandlungen zu erleichtern. Während der Unterhandlungen schloß Heinrich IV. von Frankreich von Neuem ein inniges Bündniſs mit den Vereinigten Niderlanden am 23ten Jan. 1608 und der Waffenstillstand, der verlängert worden war, dauerte weiter fort, weil sich die Friedensunterhandlungen in die Länge zogen, bis man sich überzeugte, daß die von beiden Seiten gestellten Forderungen keine definitive Uebereinkunft zuließen. Nachdem man sich hiervon im August 1608 überzeugt hatte, richtete man die Unterhandlungen nur noch auf Herstellung eines mehrjährigen Waffenstillstandes, der endlich am 9ten April 1609 unter folgenden wesentlichen Bedingungen zu Stande kam: „der Krieg sowohl zu Lande als zur See solle auf 12 Jahre aufhören und hinsichtlich des Territorialbesitzes solle der status quo des Augenblickes gelten. Gegenseitig wolle man den Unterthanen Verkehr und Handlung gestatten, und die Niderländer sollen hiebei in den spanischen Territorien ganz derselben Rechte genießen, wie den Engländern bereits zugestanden waren. Während des Waffenstillstandes solle man von beiden Seiten nicht befugt sein, neue Befestigungen in den Niderlanden anzulegen. Alle noch vorhandenen Kriegsgefangenen sollen ohne Löſegeld ihre Freiheit erhalten und die Garantie dieses Vertrages, der den Zustand der Niderlande bis 1621 feststellte, ward von den Königen von England und Frankreich übernommen.

So war denn für's Erste dieser Kreis von Ländern, den wir zeither durch Calvins reformatorische Richtung bewegt sahen, wider beruhigt; allein während des Kampfes hatten die Kämpfenden nur zu oft Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie wichtig für sie Deutschland war. Die

Kriegsleute fast aller streitenden Parteien waren aus diesem Lande gekommen. Die deutschen Fürstensöhne hatten als Söldner und Volontairs den lebhaftesten Antheil an den westlichen Kriegen genommen. Es hatten sich aber die Reformirten der Westländer mehrfach durch die Zustände Deutschlands beengt gefühlt. Kaiserliche Befehle hatten zuweilen Werbungen untersagt und der Calvinismus hatte in Deutschland nur sehr untergeordnete Duldung. Zwar war er in einigen Territorien z. B. in Bremen, im Anhaltischen, in der Pfalz in gemilderter Form nun die herrschende Confession geworden; allein er war es nur nach harten Streitigkeiten mit den Lutheranern, und selbst wo er in einzelnen Territorien zur Herrschaft gelangt war, gewann er im Reiche Duldung nur unter dem erweiterten Mantel der augsburgischen Confession. Allein je näher dadurch einerseits die Calvinisten in Deutschland den lutherischen Kreisen rückten, je ängstlicher suchten sich streng lutherische Territorien gegen sein Eindringen in die Ueberzeugungen der Unterthanen sicher zu stellen. Man scheute die Reformirten hier zum Theil mehr als die Katholiken, namentlich in Sachsen und Würtemberg. Man gestattete ihnen kein Bürgerrecht; Einheimische, die sich ihnen zuneigten, vertrieb man; die lutherischen Theologen schloßen ihre Kreise durch Ausarbeitung neuer, hinsichtlich der Prädestination und des Abendmahls schärfer bestimmter Bekenntnißschriften — kurz! in Deutschland waren die Calvinisten in einem Zustande halber Verfolgung. Gerade von den calvinistischen deutschen Fürsten aus aber (aus den Häusern Pfalz und Anhalt) hatten mehrere in den französischen und niderländischen Kämpfen eine sehr bedeutende Rolle gespielt und konnten sich nun in ein untergeordnetes, friedliches Dasein im Reiche auch persönlich nicht gut finden. So entstund in Deutschland eine Partei, welche die Absicht hatte das Reich umzugestalten; seine Zustände den republikanischen Zuständen der Vereinigten Niderlande zu nähern; die Macht der katholischen Häuser Oestreich und Baiern zu brechen; dem Calvinismus nicht bloß vollständige Duldung, sondern den ersten Platz im Reiche zu verschaffen. Diese

Partei hatte im Reiche ihre Hauptstützen an den Häusern Pfalz und Anhalt; stützte sich aber außer dem Reiche theils auf Moritz von Nassau-Oranien, der, nachdem er in den Niderlanden zu friedlichem Verhalten durch den Waffenstillstand mit Belgien und Spanien genöthigt war, sich freute, wenn er durch Kämpfe in Deutschland Gelegenheit gewönne, kriegerische Bedeutung auch in den Niderlanden zu behalten, und der natürlich auch in seinem Interesse ein Obsiegen des Calvinismus in Deutschland wünschte, theils auf König Jakob von England und Schottland, der als König von Ländern, in welchen calvinistische Ueberzeugungen herrschten, dasselbe Interesse hatte, obwohl man diesen Mann hauptsächlich durch äußerliche Motive in's Interesse zu ziehen suchen muste, indem ihn seine religiöse Ueberzeugung allenfalls zu Abfaßung von theologischen Streitschriften, nicht aber zu Geldopfern und Truppensendungen vermocht haben würde. Endlich, solange Heinrich IV. lebte, stützte sich die calvinistische Partei in Deutschland auch auf diesen, der ja (soweit er überhaupt eines eigentlich religiösen Interesses fähig war) im Grunde seiner Seele Calvinist seiner Weltanschauung nach war und blieb, und der hoffen durfte, wenn die Macht des deutschen Zweiges des habsburgischen Hauses durch seine Mitwirkung gebrochen würde, an der Spitze der in Deutschland siegenden Calvinisten und in gutem Verständnisse mit England Europa Gesetze geben zu können. So erwuchsen halb im Auslande, halb bei einer ausländernden Partei im Reiche Plane, die Verfaßung des deutschen Reiches umzustürzen, Plane, deren Inswerksetzung Deutschland in einen dreißigjährigen, unglückseligen Krieg verwickelten; es mit dem französischen, aber andrerseits auch mit einem mächtigen schwedischen Einfluße belasteten und es in Europa in eine Stellung brachten, wo es jede Bewegung, jedes Unglück, mochte sich dasselbe zutragen an welchem Ende es wollte, mitzuleiden, mit durchzukämpfen hatte. Statt daß sonst deutsche Truppen alle Kriege im Auslande durchgefochten hatten, ward von nun an zwei Jahrhunderte lang Deutschland das Terrän, wo das ganze übrige Europa seine Kriege

ausfocht — und alles das haben wir dem zu danken, daß der Stoff unruhiger Bewegung, revolutionärer Gedanken, den wir zeither in Frankreich, in den Niderlanden, in Großbritannien ausbreiten sahen, nun sich nach Deutschland fortzusetzen, das deutsche Reich anzustecken suchte; was ihm auch gelang — doch nur in der Art, daß er sich hier todt kämpfte und einstweilen seine Flammen löschte, bis er später einmal von neuem mächtig in Frankreich aufloderte. Unter diesen Gesichtspuncten kann der dreißigjährige Krieg nicht als ein lebengebender, principienentwickender Kampf gelten; denn die Einführung Schwedens unter die Großmächte Europas auf einige Zeit ist sein einziges positives Resultat; im Uebrigen erscheint er nur als eine Episode der neueren Geschichte, als die Auslöschung der Brandfackeln, die man früher in Frankreich, den Niderlanden und Großbritannien angezündet hatte.

Dritter Abschnitt.

Motive des dreißigjährigen Krieges und dieser selbst.

Erstes Kapitel.

Bis zur Eindrängung Schwedens in die Entscheidung deutscher Angelegenheiten.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland von K. A. Menzel. 1—3r B. Breslau. 1835—39. 8.

Mailath Geschichte des östreichischen Kaiserstaates. 3r B. Hamburg. 1842. 8.

Breyer Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus bisher ungedruckten Papieren. München. 1812. 8.

Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges u. s. w. von Fr. Gr. von der Decken. 1—4r Th. Hannover. 1833. 34. 8.

§. 1. Die Motive des dreißigjährigen Krieges.

Zeither haben alle neueren Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges die Veranlaßung zu seinem Beginne gesucht bloß in einheimisch deutschen Verhältnissen. Daß aber hier außer dem Misverhältnisse der Calvinisten nur ganz secundäre Veranlaßungen lagen, geht schon daraus hervor, daß alle diese gewöhnlich angeführten Dinge so bitter einzeln aus einem Zeitraume von mehr als einem Vierteljahrhundert zusammengelesen werden müßen, und mehr den Eindruck machen des Gewebes eines künstlich combinirenden Antiquarius, als der natürlichen Zusammenhänge wirklicher Verhältnisse. Da wird aufgezählt die aus einer Streitigkeit der Reichsstadt Donauwörth mit dem Kloster zum heiligen Kreuze sich entwickelnde Unterdrückung dieser Stadt von Seiten des Reichsexecutors, Herzogs von Baiern*) aus dem J. 1607; — ferner wird sogar angeführt die Geltendmachung des reservatum ecclesiasticum in den Jahren 1583 und 1584 gegen den lüderlichen Erzbischof Gebhard (von Truchseß-Waldburg), der, weil er von deren Brüdern mit den Waffen in der Hand dazu gezwungen worden war, seine Kebse, die Gräfin Agnes von Mansfeld, heirathen muste und nun den Versuch machte, ob er nicht als verheiratheter, also natürlich protestantischer Fürst sein Kurfürstenthum Cöln weiter behaupten könnte; — da wird aufgeführt das Scheitern des Versuches des protestantischen Theiles der Domherren in Straßburg, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum protestantischen Bischofe in Straßburg zu machen gegen den von dem katholischen Theile aufgestellten Cardinal Karl von Lothringen im J. 1593; — da werden endlich aufgeführt die Reactionen in katholischen geistlichen Fürstenthümern, wie in Salzburg, Würzburg, Bamberg, Cöln und Münster gegen den sich eindrängenden Protestantismus in den Jahren 1587—1590. Allerdings wirkten alle diese Umstände als secundäre Ursachen mit, indem sie überhaupt die Spannung zwischen den beiden Religionsparteien vermehren hal-

*) d. h. der Herzog behandelte die Stadt als bairische Landstadt bis er zu seinen Executionskosten gekommen sein würde.

sen; allein weder darf man vergeßen, daß diesen Aeußerungen der Katholiken in den Gegenden, wo sie die Macht in Händen hatten, ebensoviele ganz gleichschwer wiegende Aeußerungen der Protestanten in anderen Gegenden des Reiches entgegenstunden (so z. B. gieng das Bisthum Halberstadt, giengen die Bisthümer Verden und Osnabrück, in welchen dreien braunschweigische Prinzen die fürstliche Stellung hatten, also protestantische Prinzen, die sich demohnerachtet zum Theil noch vom Pabste hatten bestätigen laßen, und diese Bestätigung, um die päbstlichen Beziehungen zu diesen Fürstenthümern nicht ganz in Verfall gerathen zu laßen, auch erhalten hatten, in vorwiegend protestantische Territorien über) — weder also darf man dies vergeßen, noch übersehen, daß aus diesen Dingen allein zwar endloses Dinten- aber nur sehr geringes Blutverbrauchen gefolgt sein würde, denn diese Art innerer Kampf in Deutschland hatte schon viel zu lange gedauert und sich gewißermaßen organisirt, als daß von dieser Seite der Ursprung des 30jährigen Krieges gesucht werden dürfte. Vielmehr liegt dieser Ursprung in den Bemühungen zuerst Heinrichs IV., dann der mit ihm in Verbindung gewesenen, nach Heinrichs Tode von Moritz von Oranien hauptsächlich geleiteten Partei der calvinistischen Fürsten im Reiche — in deren Bemühungen, das Haus Oestreich herabzubringen und ihrem Anhange die Entscheidung in den deutschen Verhältnißen zu verschaffen.

Als Heinrichs IV. Umgebung giengen, seit für Frankreich wider Ruhe gewonnen war, ausgedehnte Plane aus zu einer künftigen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europas. Das Wesentliche an diesen Planen war, daß man, nachdem das verfloßene sechzehnte Jahrhundert mit vergeblichen Unterdrückungskämpfen und ebenso vergeblichen Einigungsversuchen nach der kirchlichen Seite hingebracht worden war, nun an eine gleichberechtigte, friedliche Nebenordnung der drei streitenden Confessionen dachte. Man sah aber wohl ein, daß eine solche friedliche Nebenordnung einen friedlichen Bestand nur haben könne, wenn man auch nach der weltlichen Seite eine Art Gleichgewicht herstelle;

und da sich diesem Gleichgewichte besonders die Macht des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland und in deren Nebenländern nicht wohl einfügen ließ, sollte Habsburg herabgebracht und auf das Gewaltsamste und Revolutionärste das Verhältniss der europäischen Staten in eine Art Statenrepublik umgestaltet werden. Die Schweiz nämlich sollte weiter ausgedehnt, Tyrol und die Freigrafschaft Burgund sollten dem habsburgischen Hause entrißen und mit der Schweiz verbunden werden. Die Niderlande sollten einen zweiten mächtigen Freistat bilden; natürlich so, daß auch Belgien dem habsburgischen Hause entrißen und mit den Vereinigten Niderlanden verbunden würde. Einen dritten mächtigen Freistat sollte Venedig bilden, dem man zu seinen actuellen Besitzungen noch die Insel Sicilien zugedacht hatte, welche man also ebenfalls Spanien entreißen wollte. Ferner wollte man auch Neapel Spanien entreißen und mit dem Kirchenstatte verbinden. Auch Mailand wollte man den Habsburgern nehmen und es mit Saveyen verbinden, um hieraus (da Pechmont schon den Saveyern gehörte) einen dritten mächtigen Stat in Italien zu schaffen. Böhmen sollte ebenfalls den Habsburgern entrißen und zu einem freien Wahlreiche gemacht werden, wie Polen bereits ein solches war. Die deutschen Fürsten sollten vollständige Landesherrschaft und hinsichtlich ihrer auswärtigen Verbindungen volle Unabhängigkeit erhalten; doch das Kaiserthum sollte bleiben. Man sieht leicht, wie sehr bei einer solchen Ordnung der europäischen Verhältnisse, nach der Trennung Tyrols und Böhmens von Oestreich, der Franche-comté, Belgiens, Mailands, Neapels und Siciliens von Spanien, bei der verstärkten Macht der Schweiz, Venedigs und der Niderlande das habsburgische Haus herabgedrückt worden wäre — und dies war die eigentlich zunächst als practisch bedeutend den Franzosen vorschwebende Seite der Sache, für die man die Nebenverhältnisse mit einer Rechtsverachtung und inneren Gleichgiltigkeit gegen die edelsten Keime im Leben der Völker ausgedacht hatte, wie man sie nur von Heinrich IV. zu erwarten berechtigt war. Frankreich war, sobald diese Ordnung wirklich zur

Durchführung kam, entschieden das mächtigste Reich des damaligen Europa's. Zu dieser ganz mechanisch zusammengedachten Territorialordnung erträumte man nun ebenso eine höhere Statsordnung, deren mechanischer, tabellarischer Character einem Bureaukraten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Ehre gemacht hätte: man wollte ein europäisches Statengericht constituiren, zu diesem sollten der Pabst, der Kaiser, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen und Venedig — jedes vier Abgeordnete; Ungarn, Böhmen, Neapel, Sardinien, Sicilien, die Schweiz, die Niderlande, Toscana, Mailand, Savoyen, Mantau, Parmen, Moden und Jenau jedes zwei Abgeordnete bestellen (man sieht wie zweckmäßig Deutschland zu kurz gekommen wäre: Jenau zwei Abgeordnete und sämmtliche deutsche Reichsstädte keinen einzigen; Parmen zwei Abgeordnete und sämmtliche deutsche Kurfürsten nicht einen einzigen) — und diese 64 Deputirten sollten entweder in drei Collegien gesondert (in Krakau, Trident und Paris) Sitzungen halten; oder einen gemeinsame Bundesrath aus ihrer Mitte bestellen und die übrigen in sechs Localbundesräthen (in Danzig, Nürnberg, Wien, Bologna und einem noch zu bestimmenden sechsten Orte) vertheilt sein. Alle so verbundenen Staten sollten vollkommenste Handelsfreiheit unter sich herstellen und gemeinschaftlich Krieg gegen die Ungläubigen führen. Die Eroberungen sollten nach dem Beschluße der Stimmenmehrheit, aber wo möglich nicht an die Erbstaaten, sondern an die Freistaaten, und Wahlreiche vertheilt werden.

Es ist zu glauben, daß solche Entwürfe nie zu einer eigentlich festen Proposition geworden, sondern im Grunde immer ein Phantasiebrei geblieben sind, mit dem man sich in gewissen hohen Kreisen herumdrückte und den man besalbaderte, wie ja höhere Kreise zu keiner Zeit ihrer modischen Salbadereien haben entbehren können. Indessen wie sehr auch unter der wirklich zunächst practisch sich zeigenden Seite dieser Dinge der mephistophelische Klumpfuß zum Vorschein kömmt, einige Gedankenkeime, gewissermaßen prophetische Anticipationen lagen doch in diesem politischen

Traume — man sieht deutlich eine gewisse Ahndung davon, daß es in Europa nothwendig mehr und mehr zu Gemeinsamkeit der politischen Beziehungen kommen müße — außerdem erblickt man deutlich das bestimmte Bedürfniss Frankreichs, der Niderlande und der deutschen Calvinisten — mit einem Worte des Kreises Heinrichs IV. — das Haus Habsburg zu schwächen; und endlich den Drang jenes in den westlichen Ländern erwachsenen revolutionären Geistes, sich ein weiteres Terrän der Bethätigung zu suchen. Jene vorschwebende Ahndung muste dem Ganzen die geistige Rechtfertigung gewähren, das Bedürfniss Heinrichs IV. und das Drängen revolutionäres Geistes waren aber das eigentlich Practische an der Sache.

In Deutschland nun machte sich die mit Heinrich IV. einverstandene Partei zuerst Bahn im J. 1608. Der kaiserliche Hof hatte nämlich fortwährend seit Karls V. zurücktreten, weil er so oft das Bedürfniss der Kriegs- und Geldhilfe durch das ganze Reich, also auch durch die protestantischen Fürsten hatte, nicht die eigentlich katholischen Interessen vertreten, sondern diese entschiedenere Vertretung Baiern überlaßen. Maximilian II., welcher 1564 auf seinen Vater, Ferdinand I., gefolgt war, hatte sogar eine Zeitlang gezweifelt, ob er nicht selbst Protestant werden solle und nur die ihm Ekel erregenden theologischen Streitigkeiten unter den Protestanten, die so oft vorkommende gemeine Streithahnnatur ihrer Prädicanten und Professoren einerseits, und die Interessen die sein Haus an Spanien knüpften andererseits hatten ihn endlich dieser Neigung entschieden absagen laßen, aber selbst sein Sohn und seit 1576 Nachfolger, Rudolf II., hatte doch geschehen laßen, daß sich der Protestantismus in Böhmen, Schlesien, Oestreich und dessen Nebenländern (mit Ausnahme von Tyrol) fast jedes Jahr mehr ausbreitete, wozu besonders beitrug, daß der landständische Adel (die Landleute, wie man sie nannte) in den Religionsbeschwerden und kirchlichen Forderungen ein höchst bequemes Mittel fand, ein Recht nach dem anderen dem östreichischen Landesfürsten abzutrotzen und eine Pflicht nach der anderen zu verweigern. Der Mangel an

Zusammenstimmung unter den Gliedern des deutsch-östrei-
ischen Hauses und die mit wunderlichen Neigungen und Prätensionen verbundene Schwäche des kaiserlichen Hauptes desselben machte das Alles zu einem wahren Jammerzu-
tande, der zuletzt nicht einmal an den Grenzen gegen die Ungläubigen größeren Anforderungen gewachsen war. Die Folge dieser politischen Stellung, in die das östreichische Haus gekommen war*), war, daß auch die bedeutendsten Für-
ten der Protestanten, nämlich Kursachsen und Kurbran-
enburg, sich durch treues Anschließen an den Kaiser nicht u gefährden glaubten. Da aber, seitdem die sächsische Li-
ie der Albertiner im schmalkaldischen Kriege der Linie der Ernestiner die Kurwürde entrißen hatte, zwischen den bei-
en Linien tödtliche Feindschaft war, war die Folge, daß in ben dem Maße, wie sich das Kurhaus Sachsen zum Kai-
er hielt, die Herzoge von Sachsen in der Opposition ge-
en den Kaiser stunden. Ebenso hatte sich das hessische Haus in dieser Zeit in zwei Linien gespalten, und in eben em Maße, wie sich das lutherische Hessen-Darmstadt bei inem Rechte gegen Beeinträchtigungen von Seiten des re-

*) Der Uebersicht wegen fügen wir hier eine Stammtafel der deut-
hen Habsburger jener Zeit bei:

Ferdinand I.
10. März 1503 — 25. Jul. 1564.

- Maximilian II. 1. Aug. 1527 — 12. Oct. 1576.
  - Rudolf II. 18. Jul. 1552 — 10. Jan. 1612.
  - Matthias 24. Febr. 1557 — 20. März 1619.
  - Ernst † 1592.
  - Maximilian † 1618.
  - Albrecht, Statthalter in den Niederlanden.
- Ferdinand 1529 — 1595.
  - Karl, Markgraf v. Burgau † 1618.
- Karl 1540 — 1590.
  - Ferdinand II. 9. Jul. 1578 — 15. Febr. 1637.
  - Leopold † 1632.

formirten Hessen-Kassel mit Hilfe des Kaisers hielt und diesem treu anschloß, stund Hessen-Kassel gleich den sächsischen Herzogen in der Opposition. Eine ähnliche Trennung der Interessen war im braunschweigischen Hause. Es war mit einem Worte eine Reihe protestantischer Fürsten vorhanden, welche sich an Oestreich anschloßen und eine andere Reihe, die aus Haß gegen jene nun auch gegen Oestreich waren und eine heftige protestantische Opposition auf den Reichstagen bildeten. An der Spitze dieser protestantischen Opposition stund aber nicht mehr wie früher Kursachsen, was ja jetzt zu Oestreich hielt, sondern der calvinistische Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, welcher seit sein Vormünder, Johann Kasimir von der Pfalz, im Jan. 1592 gestorben war, die Regierung selbst übernommen und den Calvinismus, den sein Vater und Vormünder zu unterdrücken gesucht hatten, in der Kurpfalz zum Siege führte, und sich an Heinrich IV. anlehnte. Die lutherischen Pfalzgrafen von Zweibrücken und Simmern hielten aus eben dem Grunde, weil der Kurfürst die Opposition gegen den Kaiser führte, zu dem Kaiser. Zuerst schieden sich die deutschen protestantischen Fürsten klar und entschieden in diese kaiserlich gesinnte, lutherische, die deutschen Interessen schützende und in die anti-kaiserlich gesinnte, großestheils calvinistische, den französischen Interessen ergebene Partei auf dem Reichstage von 1594 d. h. auf dem ersten Reichstage, der seit Heinrich IV. einigermaßen in Frankreich obgesiegt hatte, gehalten ward. Doch hatte die deutsch gesinnte, lutherische Partei hier noch das Uebergewicht. Es blieb ihnen dies Uebergewicht auch in den nächsten Jahren fortwährend, doch hatten die Calvinisten auf ihrer Seite einen persönlich außerordentlich einsichtigen, gewandten, kühnen und thätigen Mann in dem Fürsten Christian von Anhalt, der, solange Heinrich IV. in Frankreich zu kämpfen hatte, ihm deutsche Söldner zuführte, in Frankreich ganz für den Calvinismus gewonnen ward und nach seiner Rückkehr nach Deutschland auch seinen Bruder Johann Georg gewann und mit diesem in Vereine in den anhaltischen Territorien 1596 den Calvinismus zum Sie

ührte. Dieser Mann war, seit er die französischen Dienste, achdem in diesem Lande der Krieg aufhörte, verlaßen atte, in die Dienste des Kurfürsten Friedrich von der falz getreten, und er besonders war das Werkzeug, wel- es Heinrichs IV. Plane in Deutschland ins Werk setzen llte. Eben in diese Zeit fällt auch die Hinneigung des andgrafen Moritz von Hessen-Kassel zum Calvinismus, elche Hinneigung durch das Ausharren Ludwigs von Hes- en-Darmstadt beim Lutherthume und beim Kaiser, wie chon erwähnt, gefördert ward, und die Durchführung ei- er reformirteren Gestaltung der Kirche in Hessen-Kassel n Jahre 1604 zur Folge hatte.

Alle jene gewöhnlich angeführten Ursachen des drei- igjährigen Krieges, wie das Obsiegen der katholischen omherren bei Besetzung des Bisthums Straßburg, die xecution gegen Donauwörth u. s. w. waren eigentlich nur inzelne Anläße, welche diese calvinistische, französirende artei benutzte, gegen die Verwaltung der Reichsangele- enheiten zu schreien und die Spannung gegen den Kaiser, eren sie bedurfte, absichtlich und künstlich zu mehren. iese Spannung ward besonders lebhaft auf dem Reichs- age zu Anfange des Jahres 1608. Der Kaiser hatte Hilfe on dem Reiche verlangt gegen die Türken und gegen eine n Ungarn sich unter Stephan Boczkai an die Türken an- ehnende Partei, mit welchen sein Bruder Mathias einen rieden geschloßen hatte, den aber der Kaiser, der mit sei- er eignen Familie zerfallen war, nicht anerkennen wollte. u dieser Reichshilfe erklärte sich die pfälzische Partei im eiche nur geneigt, wenn alle Hofprocesse abgestellt und er Religionsfriede von 1555 bestätigt würde, denn als egen diesen anlaufend ward die Entscheidung der Straß- urger und Donauwörther Angelegenheit und andere ähn- iche angesehen. Der Kaiser und die katholische Partei ollten das gern zufrieden sein, wenn ihrerseits auch die rotestanten wider auf die Linie von 1555 zurückgiengen nd die inzwischen protestantisch gemachten Bisthümer in orddeutschland und was sie sonst gegen den Religions- rieden occupirt hatten, wider herausgäben. Diese Forde-

rung bedrohte auch mehrere zeither noch zu Kursachsen haltende protestantische Fürsten in Süddeutschland, und da Kursachsen in dieser Sache auf Seiten des Kaisers stund und der Reichstag im Mai 1608 sich ohne Resultat auflöste, benutzte Christian von Anhalt rasch die Unzufriedenheit der süddeutschen Lutheraner mit Kursachsen, sie auf die pfälzische Seite zu ziehen, und bewog sie zunächst eine eigne Verbindung zu schließen. Ihm, der so klug die Karten zu mischen verstund, war es für den Moment genug, wenn er diese Fürsten von Sachsen trennte, und er war überzeugt, daß sie dann doch bald durch das Anlehnen an die mächtigere Kurpfalz allen übrigen Planen seiner Partei zufallen müßten. Er bewog sie also, im Kloster Ahausen im Anspachischen am 4ten Mai 1608 in eine s. g. Union zusammen zutreten. Es waren außer Kurpfalz und ihm, Christian, selbst noch der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Brandenburg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden — alles im Uebrigen eifrige Lutheraner — und sie schloßen ihre Union: um in Sachen, die der deutschen Stände Hoheit und Freiheit und die Beschwerden der Protestanten auf den Reichstagen beträfen, zusammen zu halten und, im Falle einer von ihnen angegriffen würde, Maßregeln zu seiner Vertheidigung zu treffen, falls vorher versuchte Verwendung nichts helfe. In Friedenszeiten sollte Kurpfalz dirigiren, in Kriegszeiten der angegriffene. Man ordnete dann auch bald das ganze Kriegswesen des Bundes und setzte sich mit Heinrich IV. und mit der Republik Venedig, die man wegen ihrer gespannten Verhältnisse zu Oestreich in alle diese Plane glaubte hereinziehen zu können, in Verbindung.

Nachdem diese ausländernde Partei sich so im südlichen Deutschland eine mächtige Stellung gegeben hatte, sollte die clevische Erbschaftsangelegenheit, deren Eröffnung man damals schon mit Gewißheit entgegen sehen konnte, und das Interesse an welcher in der That auch allein den eifrig lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg, der im Uebrigen durch die kaiserlichen Plane nicht bedroht war, zum

Anschließen an die Union vermocht hatte, den Anlaß gegeben, in der Ausführung von Heinrichs IV. Planen einen Schritt weiter zu gehen.

Die Territorien nämlich von Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg waren im J. 1608 in den Händen des letzten Herzogs von diesem Hause, in den Händen Johann Wilhelms. Sein Tod muste eine Reihe Successionsstreitigkeiten eröffnen; denn als Herzog Wilhelm von dem Kaiser, wie wir gesehen haben,*) gedemüthigt, zur Verzichtleistung auf Geldern genöthigt worden war und dann wider freundlichere Verhältnisse gewann, hatte ihm Karl V. bei der Aussöhnung 1546 zugestanden, daß falls sein Mannsstamm ausstürbe, auch die Töchter seines Hauses successionsfähig sein sollten. Mit Wilhelms Sohne, Johann Wilhelm, starb nun der Mannsstamm am 25ten März 1609 wirklich aus und die Ansprüche der Prinzessinnen des Hauses traten in Wirksamkeit. Die Ehepacten der älteren, 1572 an den Herzog Albrecht Friedrich von Preussen vermählten Tochter Wilhelms, Marie Eleonore, hatten ihr die Succession zugesagt. Ihre Rechte waren inzwischen auf ihre Tochter Anna, die seit 1608 Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg war, übergegangen. Allein dieser Uebergang ward von dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, dem Gemahle der jüngeren Schwester Johann Wilhelms, der Prinzessin Anna von Cleve, bestritten, weil Marie Eleonore von Preussen vor Erledigung der Erbschaft gestorben war — und diese Rechtsauffaßung hatte vieles für sich; also Brandenburg und Pfalz-Neuburg waren die berechtigtsten. Daß die beiden jüngsten, mit dem Pfalzgraf von Zweibrücken und dem Markgraf von Burgau verheiratheten Schwestern des letzten Herzogs gleiche Succession aller vier Schwestern und Theilung der Erblande verlangten, konnte leicht durch die Hausgesetze, welche Untheilbarkeit der Erblande festsetzten, beseitigt werden. Aber neben den erbberechtigten Prinzessinnen trat auch der Kurfürst von Sachsen auf als Erbansprecher, weil sein Haus schon 1483 eine kaiserliche Lebensanwartschaft erhalten hatte, welcher die spätere Gnadenbewilligung des Kaisers von 1546 doch im Grunde keinen Eintrag thun durfte. Gerade um gegen Kursachsen einen Anhalt zu haben, hatte sich der Pfalzgraf von Neuburg der Union angeschloßen.

Brandenburg, welches in der Clever Erbschaftsangelegenheit Pfalz-Neuburg neben sich am berechtigsten annahm,

*) s. oben S. 255.

erkannte sofort, welch ein Vortheil daraus erwüchse, wenn man wirklich im Besitze der zu vererbenden Lande wäre! muste aber, wenn es allein Besitz ergreifen wollte, den Widerspruch der ganzen pfälzischen Union und des Kaisers fürchten und machte so Pfalz-Neuburg den Vorschlag, vereint zuzugreifen und gemeinschaftlich die streitigen Territorien zu besetzen, ehe die übrigen Erben ihre Ansprüche beim Kaiser anbringen und eine Sequestration durchsetzen könnten. Beide Fürstenhäuser kamen zu diesem Ende am 10ten Juli 1609 durch den Dortmunder Receß überein, daß sie die occupirten Lande gemeinschaftlich regieren wollten, bis sie sich Rechtens geeinigt und sich auseinander gesetzt hätten. Gegen dritte Erbansprecher wollten sie die Fürstenthümer gemeinsam vertheidigen. Der Kaiser aber kehrte sich an diese Abmachung nicht und übertrug dem Erzherzog Leopold die Sequestration der erledigten Lande. Dieser brachte ein kleines Heer zusammen, bemächtigte sich der Vestung Jülich und ward von Spinola aus dem benachbarten Belgien her unterstützt, da in dieser Zeit eben der zwölfjährige Waffenstillstand den Kampf Belgiens und der Vereinigten Niderlande unterbrochen hatte.

Dies war nun der Punct, von wo aus Heinrich IV. und die ihm anhängende pfälzische Partei im Reiche den Kampf gegen das Haus Oestreich eröffnen wollten. Die Festsetzung eines Erzherzogs von Oestreich als Executor einer Sequestration, deren Ende, wenn sie in Wirklichkeit trat, sich nicht absehen ließ, am Niderrheine alarmirte die in der Opposition gegen Oestreich begriffenen unirten Fürsten, denen nun auch der Kurfürst von Brandenburg und der Landgraf von Hessen-Kassel, so wie funfzehn Reichsstädte beigetreten waren, so, daß sie in offene Verbindung mit den Franzosen, mit den Nationalfeinden Deutschlands, traten und am 11ten Febr. 1610 ein förmliches Bündniß mit Frankreich auf einem Unionstage in Schwäbisch-Hall schloßen. Die süddeutschen Unirten eröffneten den Kampf durch Besetzung der zwischen ihren Territorien gelegenen katholischen Stiftslande von Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Würzburg und Bamberg; und indem sie behaupteten

ten, es geschähe dieses zu Aufrechterhaltung des Landfriedens, schrieben sie Brandschatzungen in den besagten Territorien aus und schafften sich so die Mittel zu weiterer Kriegführung. Französische Truppen drangen gegen den Erzherzog Leopold in das Jülichsche vor. Vierzigtausend Franzosen sollten den nun gegen Oestreich beginnenden Kampf sofort unterstützen und die Umgestaltung Europas in Deutschland ihren Anfang nehmen.

Mehrere der unirten Fürsten, welche weniger als Christian von Anhalt für die französischen Plane gewonnen waren, wurden, als sie dieselben sich entwickeln sahen, als sie von allgemeiner Handelsfreiheit und dergleichen reden hörten, stutzig und wegen des französischen Einflußes wider besorgt; doch urtheilte Heinrich IV. ganz richtig, wenn sie nur erst in den Kampf hereingerißen wären, würden sie schon aus eigner Noth mit ihm weiter gehen müßen. — Deutschland war im höchsten Grade bedrängt, als ihm das Schicksal zu Hilfe kam und die Plane der ausländernden Partei für's Erste vereitelte und auf zehn Jahre weiter hinausschob. In einer Zeit nämlich, als in Heinrich IV. eben der Zorn über einen fehlgeschlagenen Versuch, dem jungen Prinzen von Condé die Gemahlin entführen zu laßen, vollends alle Bedenklichkeiten gegen den Beginn des ausgedehntesten Kampfes mit dem Hause Habsburg überwunden hatte am 14ten Mai, nach Tafel, als König Heinrich IV. zu seinem vertrauten Minister Sully fuhr, und unterwegs, als der Wagen von der rue St. Honoré in die Ferronnerie einbog, Lastwagen im Wege stunden, und des Königes Diener einen Augenblick seinen Wagen verließen, um die Fortschaffung dieser Hindernisse zu betreiben, sprang ein Mann auf das Rad am Wagen des Königes und stieß diesem zweimal ein Meßer in den Leib. Die Wunde war tödtlich. Der Mörder hieß, wie sich bei der Untersuchung ergab, Ravaillac. Er war aus dem Angoumais und blieb unter allen Torturen dabei, er habe keinen Mitschuldigen. Er habe geglaubt durch den Mord dem Volke in Frankreich einen Dienst zu erzeigen; hätte er ahnen können, daß Heinrich so geliebt sei, wie sich

nun zeige, so würde er nimmermehr die That unternommen haben.

Schon allein Heinrichs IV. Tod muste alle ausgedehnteren Plane der pfälzischen Partei vernichten. Nur eine kleine Abtheilung Franzosen rückte nun in die deutschen Rheinlande ein und halfen die Vestung Jülich dem Erzherzoge wider entreißen. Nicht volle drei Wochen nach der Widereroberung Jülichs starb aber auch Friedrich IV. von der Pfalz am 19ten Sept. 1610 und hinterließ seinen Sohn, Friedrich V., unmündig unter Vormundschaft des lutherischen Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken. Christian von Anhalt muste nun die Majorennität Friedrich V. abwarten, ehe er an weitere Unternehmungen in seinem Sinne denken konnte.

Der Union gegenüber hatte Herzog Maximilian von Baiern am 11ten Juli 1609 zu München eine Verbindung der katholischen Fürsten im Reiche, die schon längere Zeit von dem tüchtigen Erzbischofe Lothar (von Metternich) zu Trier in Verhandlungen mit den beiden anderen geistlichen Kurfürsten vorbereitet worden war, unter dem Namen der Liga zu Stande gebracht, zu welcher die drei geistlichen Kurfürsten, die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Passau, Regensburg und Constanz und dann 1610 der Erzherzog Ferdinand (welchem letzteren Steiermark, Kärnthen und Krain untergeben waren, und der in diesen Landschaften schon mit Erfolg contrareformirt hatte) gehörten. Diese Verbindung würde zunächst die Aufgabe gehabt haben, der Union in den cleveschen Angelegenheiten entgegenzutreten; that aber nichts, da Kaiser Rudolf, aus Verdruß, daß Brandenburg und Neuburg gewaltthätig zugegriffen, und nur Kursachsen den Weg des Rechtes gesucht hatte, die Eventualbelehnung Sachsens wirklich als das vorzüglichere Recht anerkannte. Für den Vortheil des lutherischen Sachsen wollte Maximilian und wollte die Ligue nichts thun, und nachdem Heinrich IV. von Frankreich und Friedrich IV. von der Pfalz gestorben, hatte auch die Union nicht Lust, sich weiter der clevischen Angelegenheit anzunehmen. So kam also zwischen beiden Verbindungen am 24ten Oct. 1610 zu München ein Friede zu Stande.

Das Reich hatte nun wohl zunächst keine Gefahr zu bestehen, indessen blieb es doch in der nächsten Zeit in drei Parteien schroff gespalten. Das eine war die in ihren Hauptständen calvinistische Union, das zweite die durchaus katholische Liga, das dritte die in sich sehr wenig geeinigte kaiserliche Partei, bei der nicht nur diejenigen Lutheraner, die nicht zur Union hielten, doch wider etwas anders stunden als die Katholiken, sondern sogar die kaiserliche Familie in sich selbst im höchsten Grade zerfallen war; denn der Erzherzog Mathias, aufgebracht, daß Kaiser Rudolf seine Abmachung mit Ungarn und Türken nicht anerkennen wollte, brachte unter den ungarischen Ständen eine Conföderation zu Stande, um diese Abmachung gerade aufrecht zu halten, und Rudolf ward so mit Haß gegen seinen Bruder erfüllt, daß ihm dieser zutraute, er werde bei seinem Tode seinen Vetter Ferdinand von Steiermark vor seinen Brüdern den Vorzug geben und ihm seine Königreiche zuzuwenden suchen. Rudolf hatte, als ihm die Reichsstände im Frühjahre 1608 ohne Hilfe ließen, unter sächsischer und brandenburgischer Vermittelung endlich Frieden mit Mathias schließen und diesem Ungarn, Mähren und Oestreich abtreten müßen; besonders auch weil ihn die Stände des einzigen Reiches, was ihm treu geblieben war, die protestantischen Stände von Böhmen nämlich, ängstigten. Nachdem er Frieden geschloßen, hatte er sich an den protestantischen Ständen Böhmens dafür zu rächen gesucht; hatte diese aber dadurch dazu gebracht, daß auch sie sich in Vertheidigungszustand setzten und ihm endlich am 9ten Juli 1609 den s. g. Majestätsbrief abdrangen, wodurch ihren Religionsbeschwerden abgeholfen ward. Aber auch nun traten die böhmischen Stände mit Mathias in nähere Verbindung, riefen ihn im Frühjahre 1611 nach Böhmen und übertrugen ihm die böhmische Krone. Rudolf aber starb in Zorn und Kummer über alle diese Widerwärtigkeiten im Jan. 1612, wodurch nun auch die kaiserliche Krone erledigt, und da französischer Einfluß für den Augenblick im Reiche nicht mächtig war, dem Erzherzoge Mathias, Könige in Ungarn und Böhmen, im Juni 1612 zu Theil ward.

Dem neuen Kaiser lag vor allen Dingen daran, die beiden Verbindungen im Reiche, die Liga und die Union, aufzuheben, und da er nicht daran denken durfte, beide zugleich unterdrücken zu können, wünschte er die Liga gewissermaßen zu absorbiren, um dann mit der ganzen, ungetheilten Kraft des Reiches der Union entgegentreten zu können. Zu diesem Ende wünschte er die Aufnahme der sächsischen lutherischen Partei in die zeither bloß katholische Liga; dadurch würde diese Verbindung eine solche geworden sein, die ohne Rücksicht auf die Confessionsverschiedenheit die deutsch-vaterländischen Intressen vertreten hätte gegenüber der nun nach Heinrichs IV. Tode an die Niderlande und England sich anlehnenden pfälzischen Partei. Um aber die Lutheraner mit vollem Zutrauen in die Liga eintreten zu laßen, wünschte Mathias auch das reservatum ecclesiasticum ganz aufgehoben. Diesem Anliegen jedoch, und überhaupt der Aufnahme der Lutheraner in die Liga, setzte sich Maximilian von Baiern entgegen, theils in wohlverstandenem Intresse der katholischen Kirche, der durch die formelle Beseitigung des reservatum ecclesiasticum eine schwere Wunde geschlagen worden sein würde, theils im eignen Interesse; denn er war klug genug einzusehen, daß nach Aufnahme der Lutheraner der Kaiser mächtiger in der Liga sein würde, als er selbst, und daß es ihm fernerhin unmöglich sein würde, die Liga in seinem Sinne zu dirigiren. So blieben also beide Verbindungen, und an der Spitze einer jeden von ihnen ein Zweig des wittelsbachischen Hauses. Beide intriguirten gegen einander auf den Reichstagen der nächsten Zeit, und namentlich die Union verlangte nicht nur, daß die Stimmenmehrheit, die seit dem Religionsfrieden in Religionssachen im Reiche aufgehoben war, auch in vielen anderen Dingen aufhören solle (wodurch eigentlich das ganze Reich ein Ende genommen hätte), sondern schloß auch mit den vereinigten Niderlanden eine enge Allianz, welche zwar herkömmlicher Weise die Treue gegen Kaiser und Reich vorbehielt, aber doch im Grunde der Union eine vom übrigen Reiche getrennte politische Stellung gab.

Gewöhnlich klagen die Darstellungen des dreißigjährigen Krieges darüber, daß die Union in Religionssachen sobald lau geworden sei. Dies ist aber ein ganz wunderlicher Misverstand. Die Union war nichts als eine durch momentane Stimmungen und Interessen im J. 1608 herbeigeführte Verbindung einer Anzahl besonders süddeutscher lutherischer Fürsten mit der pfälzischen Partei. Die Religionssachen bildeten dabei überall nur den Vorwand, und nachdem die eigentlichen Interessen der pfälzischen Partei nach Heinrichs IV. und Friedrichs IV. Tode nothwendig zurückgeschoben wurden, verwischten und vermittelten sich allmälig auch die Motive, aus denen jene süddeutschen Lutheraner sich der Union angeschloßen hatten. So z. B. verlor sich das ganze Interesse der Pfalzgrafen von Neuburg, als der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur katholischen Kirche übertrat und im Nov. 1613 eine bairische Prinzessin heirathete; denn nun hatte er auf die Hilfe der Liga und der spanischen Truppen unter Spinola in Belgien zu rechnen; während der Kurfürst von Brandenburg, um gegen ihn und seine Partei für seine Rechte größeren Beistand zu finden, sich noch in eine specielle, innige Verbindung mit den vereinigten Niderlanden einließ und überdies im Dec. 1613 zur calvinistischen Confession förmlich übertrat. Seit Anfang des Jahres 1614 lagen nun die katholischen Pfälzer, welche Spinola unterstützte, und die protestantischen Brandenburger, für welche Moritz von Oranien als Bundesgenoße auftrat, in den jülich-cleveschen Ländern im Kampfe und machten sich dies Erbe mit den Waffen streitig d. h. der Kampf, der bis 1609 zwischen Spinola und Moritz in den Niderlanden um eigentlich niderländische Angelegenheiten geführt worden war, setzte sich seit 1614 am Niderrheine fort um die Angelegenheiten der Verbündeten beider Theile, und eigentlich sollte man den dreißigjährigen Krieg einen vier und dreißigjährigen nennen, denn er begann in diesen niderrheinischen Händeln. Daß aber Christian von Anhalt überhaupt auf einen Theil der früheren Plane Heinrichs IV. zurückkam, machten die Verhältnisse Böhmens möglich, wie sie sich in den nächsten

Jahren entwickelten und die Aussicht boten, Böhmen dem östreichischen Hause zu entreißen und vollständig in ein Wahlreich umzuwandeln.

§. 2. Der dreißigjährige Krieg bis zu Gustav Adolfs Eingreifen.

Die Gedankenlosigkeit der meisten Geschichtsschreiber des dreißigjährigen Krieges zeigt sich nirgends in glänzenderem Lichte, als bei der Darstellung des Beginnes der böhmischen Händel. Während sie in der Regel zufrieden sind mit allen Erfolgen der protestantischen Partei, und Gustav Adolfs: pacta non sunt pacta, silent leges inter arma nur gar zu gern anerkennen, auch alle Thaten des Faustrechts preisen, sobald sie in ihren Kram passen, geben sie sich das Ansehen, als wollten sie bei diesen böhmischen Händeln auf juristischem Boden Fuß faßen, und schreien über die schnöde Rechtsverachtung des Kaiser Mathias. In der That aber hat niemand strenger das gute Recht geachtet als Kaiser Mathias, niemand es schnöder und revolutionärer mit Füßen getreten, als die rebellischen Böhmen und die pfälzische Partei, welche die Böhmen unterstützte und zu Ausführung ihrer Plane gebrauchen wollte.

Der Majestätsbrief gestund den Augsburgischen-Confessionsverwandten in Böhmen Religionsfreiheit und namentlich, so weit der König in Böhmen etwas zu erlauben hatte, die Errichtung von Schulen und Kirchen zu. Allein es war in dem ganzen staatsrechtlichen Zustande Böhmens begründet, daß der König in diesem Lande die Erlaubniſs, Kirchen und Schulen zu errichten, nur in seinen unmittelbaren Herrschaften vollständig gewähren, hinsichtlich der mittelbaren Territorien aber nur die Versicherung geben konnte, daß er der Sache nichts in den Weg legen wolle, wenn sie bei den Inhabern dieser Herrschaften keinen Anstand habe. Die königliche Erlaubniſs hatte hier durchaus keinen anderen Sinn; sie konnte sich durchaus nicht über die Rechte des Königes hinauserstrecken und etwa einen Zwang für die Besitzer dieser Herrschaften enthalten, ihrerseits solche Gründungen zu gestatten. Vielmehr hieß die Erlaubniſs des Königes in mittelbaren Herrschaften nichts anderes, als daß alles abhängen solle von dem Willen der Gebietsherren; wo der König selbst Ge-

bietsherr war, war seine Erlaubniss vollständig; wo er es nicht war, war sie limitirt, von der Einstimmung des Gebietsherrn abhängig; und wenn diese verweigert ward, war der König durch seine Pflicht gezwungen, den Gebietsherrn bei seinem Verweigerungsrechte zu schützen. Die protestantischen Böhmen wollten aber, auf eine ganz rechtsverachtende, rohe Auslegung des Majestätsbriefes gestützt, auch die eifrig katholischen Gebietsherren zwingen, ihnen die Errichtung protestantischer Kirchen und Schulen zu gestatten.

Während diese Streitigkeiten in Böhmen schon im Gange waren, muste sich der Kaiser Mathias sagen, daß das ganze Bestehen der Macht des Hauses Oestreich in Deutschland davon abhänge, daß man nach seinem Tode seinen Vetter, Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain, an die Spitze des Hauses und zur kaiserlichen Krone bringe; denn die beiden Brüder des Kaisers, Maximilian und Albrecht, waren auch schon alt und ohne Erben; Ferdinand dagegen war nicht nur in frischester Manneskraft, sondern auch von einem mächtigen geistigen und sittlichen Triebe beseelt, mit den ausgezeichnetsten Gaben der Erkenntniss und des Willens ausgestattet und seine ganze Bildung hatte sich mit Klarheit von einer fest ergriffenen Basis aus entwickelt — er war ein rechter Fürst nicht bloß durch Geburt, sondern auch am Geiste. Des Kaisers Brüder gewannen dieselbe Ansicht, und so setzte man durch, daß Ferdinand im Juni 1617 in Böhmen zum Könige gewählt und gekrönt, daß er im Juli 1618 auch König von Ungarn ward. Es war nun zu hoffen, daß Ferdinand, wenn Mathias stürbe, Ansehen genug im deutschen Reiche besäße, um (zumal da Sachsen seine Kurstimme schon zugesagt hatte, die böhmische Kurstimme in seinen eignen Händen und auf die der drei geistlichen Kurfürsten wohl zu rechnen war) auch die deutsche Krone zu erhalten; denn nur die beiden calvinistischen Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg waren entgegen. Während aber der Kaiser in diesen Angelegenheiten in Ungarn abwesend war, schritten die protestantischen Böhmen zu offner Empörung

fort, und daran war besonders noch die beleidigte Eitelkeit eines ziemlich wüsten, aber an Gütern und Einfluß reichen Mannes, des Grafen von Thurn, Schuld. Mathias hatte nämlich nicht lange zuvor, ehe er Böhmen verließ, um in Ungarn Ferdinands Wahl zu betreiben, diesem Grafen Thurn die Würde eines Burggrafen vom Karlsstein genommen und dieselbe dem Grafen Martinitz übertragen. Alle Entschädigungen, die man Thurn dafür bot und gewährte, vermochten dessen Zorn nicht zu beschwichtigen. Als nun Mathias Böhmen verlaßen muste, übergab er die Regierung einem Collegio aus den bömischen Ständen, welches aus sieben Katholiken und drei Protestanten bestund; unter den Katholiken war aber auch der dem Grafen Thurn so verhaßte Graf Martinitz, und als sich nun auch während des Kaisers Abwesenheit der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau der Errichtung protestantischer Kirchen auf ihrem Gebiete, wie schon früher, widersetzten, nahmen dies die protestantischen Stände zum Vorwande heftiger Opposition, die um so gefährlicher war, als diese Stände seit ihrer früheren Widersetzlichkeit gegen Kaiser Rudolf ihre Defensionsordnung beibehalten hatten. Die Regentschaft glaubte sie durch Vorlesung eines kaiserlichen Schreibens, welches sie an ihre Pflicht erinnerte und ihnen den eigentlichen Rechtsbestand darlegte, beschwichtigen zu können, regte sie aber dadurch noch leidenschaftlicher auf und trieb sie zu einem gewaltsamen, rohen Schritte fort. Am 23. Mai 1618, zwei Tage nachdem ihnen jenes Schreiben mitgetheilt war, drang eine Anzahl protestantischer Stände auf die Regierungskanzlei, fiengen hier heftigen Zank an, warfen die Grafen Martinitz und Slawata und den Regentschaftssecretär Fabricius aus dem Fenster und verhafteten den Oberstburggraf, Adam von Sternberg, und den Dippold von Lobkowitz, welche ebenfalls Glieder der Regentschaft waren. Dann schloßen die Rebellen eine Verbindung, die usurpirte Freiheit gegen jederman zu behaupten; ernannten dreißig Directoren, denen sie die Regierung übergaben; brachten ein Kriegsheer auf und stellten an dessen Spitze den Grafen Thurn, welcher die Seele des gan-

zen Aufruhrs war. Dieser Aufstand der Böhmen war das Erwünschteste, was sich für die pfälzische Partei im Reiche, deren politischer Director noch immer Christian von Anhalt war, eräugnen konnte. Friedrich V. von der Pfalz war inzwischen zur Majorität herangewachsen und hatte Jacobs I. Tochter, die Prinzessin Elisabeth von England geheirathet, deren Eitelkeit als Königstochter mit Unternehmungen, wie sie Christian von Anhalt plante und die ihr eine Königskrone in Aussicht stellten, nur zu wohl zufrieden war. Auch ward die Nachricht von den Vorgängen in Böhmen sofort in Heidelberg am pfälzischen Hofe als ein Signal angesehen, daß eine neue Zeit anbreche, und sofort ein Zug gegen den Bischof von Speier unternommen, der damit umgieng, eine neue Bestung (Philippsburg) bei Udenheim anzulegen, die man nun überfiel und schleifte. In Böhmen aber giengen die Rebellen sofort einen Schritt weiter; nahmen auf die milderen, ausgleichenden Maßregeln des Kaiser Mathias keine Rücksicht und suchten sich der Städte, die sich ihrer Sache nicht anschloßen, sondern zum Kaiser hielten, zu bemächtigen. Endlich willigte Mathias ein, daß Kriegsvolk unter den Grafen Dampierre und Bucquoi gegen die böhmischen Rebellen gesandt werden durfte. Nun baten zwar die böhmischen Rebellen Ende August 1618, der Kaiser möge von Gewaltmaßregeln abstehen und Vermittelung annehmen, allein die Bedingung unter welcher allein sich der Kaiser dazu verstund hierauf einzugehen, daß nämlich die böhmischen Stände ihre Truppen entlaßen sollten, lehnten die Stände ab. Sie wollten nicht eher ihre Truppen entlaßen, bis auch der Kaiser seine Truppen aus Böhmen zurückgezogen haben werde.

Man muß sich nun erinnern, daß in den Planen, die früher in Heinrichs IV. Umgebung gehegt worden waren, der Herzog von Savoien und die Republiken Venedig und Schweiz eine ebenso große Rolle spielten, als die Umwandlung Böhmens in ein Wahlreich. Gelang es, Venedig und die Schweiz für die Sache der pfälzischen Partei zu gewinnen, so war dem östreichischen Hause die Möglichkeit abgeschnitten, aus Italien von der spanischen Linie des habsburgischen Hauses Hilfe zu beziehen; denn in den oberen Gegenden der Gebiete von Wälsch-Ber-

gen (Bergamo) und Wälsch-Brixen (Brescia) grenzten die venetianischen Territorien so nahe an die schweizerischgraubündischen, daß selbst der Paſs durch das Veltlin und über das Wormser Joch gesperrt war; das Veltlin war damals Graubünden unterthan. Man rechnete um so mehr auf Venedig, als die Republik kurz zuvor mit Ferdinand von Steiermark in Krieg verwickelt gewesen war. Nämlich es hatte sich, vor den Türken weichend, aus Dalmatinern und anderen an das adriatische Meer grenzenden Slaven ein räuberischer Haufe gebildet, welcher sich die Uskoken d. i. Flüchtlinge*) nannte, und sich zuerst in dem festen Schloße Klis nicht weit von Salona festsetzte; dann vom Grafen Frangipani in Segna aufgenommen und vom Erzherzoge Karl geschützt worden war. Kaiser Mathias sah diesen Uskokenhaufen an als eine Gegenmacht gegen ähnliche kriegerische Haufen auf den türkischen Grenzen, welche man Mortolosen nannte; aber Venedig hatte allmälig durch die Seeräubereien der Uskoken, die sich anfangs nur gegen die Türken richteten, ebenfalls zu leiden und endlich muſste Venedig, welches eifersüchtig darauf war, daß es allein den Schutz des Friedens und Handels auf dem adriatischen Meere behielte, dem Andringen der Türken nachgeben, und auch feindlich gegen die Uskoken auftreten, wenn es nicht in Krieg mit der Pforte verwickelt werden wollte. Es kam zu einem wilden Kriege zwischen den Uskoken und den Venetianern, und bei Verfolgung der ersteren geschah es, daß die Truppen der Republik einen Theil des östreichischen Gebietes in Istrien verwüsteten. Schon dadurch war man einem Kriege mit Oestreich nahe gekommen, doch schloß die Republik noch einmal einen Vertrag mit dem Erzherzoge Ferdinand, durch welchen auch die uskokischen Angelegenheiten geordnet sein sollten. Die uskokischen Räubereien hörten aber nicht auf, und nun bot die Republik, um sie unschädlich zu machen, ihnen ihren Sold an; dagegen aber setzten sich die östreichischen Fürsten und nun verbreiteten die Uskoken die Nachricht, sie seien von der Republik zu den Räubereien gegen die Türken autorisirt. Der Sultan forderte so drohend Auskunft, daß den Venetianern nichts übrig blieb, als ein Ausrottungskrieg gegen die Uskoken, der aber nothwendig in Kampf mit Oestreich verwickeln muſste, denn die Oestreicher schützten die bedrohten Uskoken und traten zuletzt mit der Forderung ganz freier Schiffarth auf dem adriatischen Meere auf. Da begannen die Venetianer 1615 den Krieg gegen Oestreich mit Einnahme der frangipanischen Burg von

*) Von **uskoczitì**, entspringen, entfliehen, entwischen (**skoczitì**, springen, **skók**, ein Sprung); **uskók**, ein Entspringer, Ausreißer, Deserteur.

Novi und Zerstörung des Salzwerkes in deren Nähe, so wie in der Nähe von Triest. Im Frühjahre 1616 belagerten die Venetianer die östreichische Vestung Gradisca vergebens mit 12000 Mann. Der Pabst suchte zu vermitteln; aber während nun auch Pietro de Toledo, der spanische Statthalter in Mailand, eine Armee an den Westgränzen der Republik sammelte, brachen die Oestreicher in Friaul ein, und die Venetianer suchten gegen das habsburgische Haus Anhalt durch innige Verbindung mit dem Herzoge von Saveien und mit den vereinigten Niderlanden. Der Herzog von Saveien war nämlich damals ebenfalls im Kriege mit Habsburg. Herzog Francesco von Mantau war im Dec. 1612 gestorben; wenige Wochen vorher sein Sohn Lodovico. Francesco's Bruder, Ferdinando, war Cardinal; er eilte aber herbei und übernahm die Regierung, während doch von Francesco und dessen Gemahlin (einer Prinzessin von Saveien) noch eine Tochter, Maria, am Leben war. Nun behauptete der Herzog von Saveien, Mantau sei schon durch Frauen vererbt worden, folglich sei Maria, nicht aber Ferdinando, Erbe. Der Statthalter von Mailand bestärkte den Herzog in dieser Ansicht; aber der Kaiser verlangte mit Recht, die Sache müße vom kaiserlichen Reichshofrathe entschieden werden, da Mantau Reichslehn sei, und als der Herzog dennoch den größesten Theil des Monferrat gegen Ferdinando eroberte, nahm sich das spanische Kabinet der Sache nun im Sinne des Kaisers an, und der Herzog muste aus Monferrat wider abziehen, ja! endlich ward dem Herzoge Karl Emanuel gedroht, wenn er seine Truppen nicht entlaße, werde ein spanisches Heer in Pechmont (Piemont) einrücken. Er, stolz und kräftig wie er war, protestirte gegen diese Anmaßung Spaniens und so kam es ziemlich gleichzeitig mit dem venetianisch-östreichischen Kriege zu einem saveiisch-mailändischen, der zwar nach einem ersten Acte unter französischer Vermittelung im Juni 1615 verglichen ward; aber auch nach diesem Vergleiche und demselben zuwider hatte der Herzog sein Heer zusammengehalten, und dies gab dem Statthalter Pietro de Toledo im J. 1617 Anlaß zu einem Einfalle in Pechmont. Sofort schloß sich nun der Herzog eng an Venedig an und erhielt von der Republik sofort 300,000 und sodann monatlich 50,000 Ducaten Subsidien. Die Franzosen unter dem Vorwande, den früheren Vergleich gegen Pietro de Toledo schützen zu wollen, kamen ebenfalls dem Herzoge zu Hilfe.

Mit den Ver. Niderlanden schloßen die Venetianer ein Bündniß, daß die Venetianer ihnen, falls sie angegriffen würden, monatlich 50,000 fl. Subsidien zahlen, sie aber, wenn die Venetianer angegriffen würden, mit Geld, Mannschaft und Schif-

fen, je nachdem es dieselben wünschten, in demselben Maße Hilfe leisten sollten. In Folge dieser Verbindung kamen 4300 Mann unter dem Grafen Johann von Nassau nach Venedig, die dann im Friaul gegen Oestreich verwendet wurden. Nun nahm sich aber überhaupt Frankreich dieser Angelegenheiten an, und in einem ganz anderen Sinne als Heinrich IV. gethan haben würde. Vielmehr war der französische Hof damals in ganz anderen und, bis Richelieu zur Leitung der Geschäfte kam, mehr den Habsburgern günstigen Tendenzen. Durch Frankreich ward also sowohl Venedig, als Saveien zum Frieden genöthigt und dieser Friede dann in Madrid ratificirt am 26ten Sept. 1617, weshalb er der Madrider Friede genannt wird. Die Beschwerden wegen der Uskoken wurden beseitigt.

Da sowohl Saveien, als Venedig durch diesen Frieden im frischesten Siegeszuge (denn die Venetianer waren eben dabei gewesen Gradisca zu erobern) gehemmt worden war, nahm Christian von Anhalt an, es werde nicht schwer werden, sie von neuem in die antihabsburgische Bewegung herein zu ziehen. Sein Plan war, Venedig und Saveien sollten gegen das östreichische Haus in das südliche Deutschland eindringen und hier ihre Heeresmacht mit der der Union vereinigen. Inzwischen lagen diese Plane doch den beiden italienischen Staaten zu fern und unsicher, um sich unbedingt ihnen hinzu geben. Sie nahmen also nur im Allgemeinen eine freundliche Stellung zur Union ein, und namentlich entließ der Herzog von Saveien einen unehelichen, nachher legitimirten Sohn jenes Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dem wir als Generalstatthalter in den Niderlanden begegnet sind, den Grafen Ernst von Mansfeld, einen energischen, kleinen, bucklichen Mann, der früher in Ungarn und den Niderlanden dem habsburgischen Hause gedient hatte, und der dann, weil er sich zurückgesetzt und nicht hinlänglich belohnt zu sein glaubte, bei der Union Dienste genommen hatte und Calvinist geworden war. Die Union hatte ihn, als Saveien mit Spanien im Kriege war, dem Herzoge von Saveien überlaßen, und dieser entließ ihn nun wider, um ein Hilfsheer, was Christian von Anhalt in den pfälzischen Territorien für die böhmischen Rebellen werben ließ, diesen zuzuführen. So kam Mansfeld in böhmische Dienste im August 1618; langte mit seinem Heerhaufen in Böhmen im October an, und eroberte das dem Kaiser noch getreue Pilsen im November.

Während der Unterhandlungen um einen Waffenstillstand, welchen die böhmischen Rebellen suchten, starb Kaiser Matthias am 20ten März 1619. Ferdinand trat nun

sofort gegen die Böhmen mit der Strenge auf, die er von Anfange an gegen sie entwickelt zu sehen gewünscht, aber von Mathias nur allmälig und nicht vollständig erreicht hatte. Er bestellte die früher zur Regierung verordneten, zum Theil aus den Fenstern geworfenen Herren abermals zu seiner Regentschaft in Böhmen. Neben dieser entschloßenen Strenge zeigte er jedoch zugleich die entschiedene Absicht, alle wahren Rechte der Böhmen anzuerkennen und zu schützen, und versprach im April 1619 urkundlich, alle ihre Privilegien und Freiheiten ihnen erhalten zu wollen. Die böhmischen Rebellen waren aber nun schon so weit in die Verbindung mit der pfälzischen Partei hereingezogen, daß sie ihrerseits diese urkundliche Versicherung nicht annahmen. Sie rechneten auf eine ähnliche Gesinnung unter dem östreichischen Adel; denn die östreichischen Lande im engeren Sinne waren dem Erzherzoge Albrecht zugefallen, der, da er in Belgien residirte, den Erzherzog Ferdinand mit deren Verwaltung beauftragt hatte, während davon die östreichischen Stände nichts wißen wollten und gleich den rebellischen böhmischen Ständen das Regiment an sich zu reißen trachteten. Graf Thurn kam ihnen mit einem böhmischen Heere zu Hilfe, und Ferdinand ward in Wien bedrängt, bis Bucquoi Mansfeld bei Budweis überfiel, was Thurn zum Rückzuge nöthigte.

Ferdinand in seinem geraden, entschloßenen Wesen benahm sich, wie so oft die kräftigsten unter den Päbsten, die, während sie in Rom selbst von den kleinen Baronen der Stadt bedrängt, vielleicht gewissermaßen gefangen waren, zugleich durch ihre Entscheidung die Zustände entfernterer großer Reiche ordneten und da für ihre Interessen die bedeutendsten Eroberungen machten. Er, wie sie, fühlte felsenfesten Grund unter seinen Füßen, obwohl seine Gegner weder Augen dafür, noch für ihre eigne Bodenlosigkeit hatten. Er trat, während in Oestreich noch Alles in Gährung und Rebellion war, während die böhmischen und östreichischen Rebellen nun auch in Ungarn Verbindungen suchten, die Reise nach Frankfurt an, wo eben die deutsche Königs- und römische Kaiserwahl betrieben ward, und die

pfälzische Partei Alles aufbot, seine Wahl zu hindern. Zuerst hatte es die pfälzische Partei für möglich gehalten, Maximilian von Baiern auf die Wahl zu bringen, wodurch man diesen gelähmt hätte in seiner Stellung; denn er würde dadurch mit Oestreich und mit der an Oestreich hängenden lutherischen Partei zerfallen sein; und da schwerlich die eifrig Katholischen in Deutschland Macht genug in jener Zeit gehabt hätten, um allein Maximilian eine hinreichende Macht durch ihre Hilfe gewähren zu können, glaubten die Pfälzer, daß er sich würde auf die Calvinisten zugleich stützen müßen. Indessen diese Plane fanden an Maximilian selbst und an den anderen Reichsfürsten Hinderungen genug, so daß sie sich bald als nicht ausführbar zeigten. Da dachten die Pfälzer an den Herzog von Saveien, den sie durch diese Wahl ganz zu gewinnen hofften, und der seinerseits dann auch keine andere Stütze im Reiche gehabt hätte, als die pfälzische Partei. Allein auch er war klug genug, sich nicht darauf einzulaßen. Hierauf dachten die Pfälzer auch an den König von Dänemark, dessen Familie damals schon längere Zeit den Plan verfolgt hatte, in Norddeutschland die entweder schon ganz evangelisch gewordenen oder doch von evangelischen Landen umgebenen Stifter mit dänischen Prinzen zu besetzen und so allmälig, indem es gelänge diese Herrschaften der Familie zu erhalten, friedliche Eroberungen in Norddeutschland zu machen. Dänemark war auf diese Weise schon in halbem Besitze der Stiftslande von Bremen, Verden und Schwerin. Allein bei diesen Planen muste nun nothwendig das Interesse des Hauses Braunschweig, welches dieselbe Politik befolgte, entgegengetreten; so wie das Interesse Kursachsens, welches keinen anderen Kaiser als Ferdinand wollte, und so scheiterten auch diese Absichten und Ferdinand ward wirklich am 28ten August **1619** zum Könige in Deutschland und römischen Kaiser gewählt. Pfalz, zuletzt sogar von Kur-Brandenburg verlaßen, konnte den sechs übrigen Kurfürsten nicht allein hindernd in den Weg treten. Während aber die pfälzische Partei in Frankfurt unterlag, siegte sie in Böhmen, wo sie eine völlige Union der Lan-

sitz, Schlesiens und Mährens, die zeither zwar Nebenländer von Böhmen, aber mit eigenthümlichem Verfaßungsrechte gewesen, durchsetzte, und (da Lausitz und Schlesien fast ganz evangelisch waren) dadurch der antiöstreichischen Partei auf dem böhmischen Reichstage ein solches Uebergewicht verschaffte, daß man die frühere, bei Mathias Lebzeiten statt gehabte Königswahl Ferdinands für erzwungen erklärte, Ferdinand am 19ten August absetzte und am 26ten August Friedrich V. von der Pfalz zum Könige wählte, der troß der Abmahnungen seiner Mutter und seiner würtembergischen und hessischen Freunde auf diese Wahl eingieng, und im Vertrauen auf die Hilfe, welche ihm die Union in Deutschland, Bethlen Gabor von Siebenbürgen (der nun an der Spitze der Oppositionspartei in Ungarn stund) von da aus, Moritz von Oranien von den Niderlanden aus und sein Schwiegervater Jakob von England leisten würden, die angebotene Rebellenkrone annahm. In der That hatte er die besten Aussichten, denn die Macht des östreichischen Hauses war nur in den Alpenländern, in Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und den vorderen Landen unangefochten; in allen anderen Landschaften waren die Stände ganz oder zum Theile in Abfall, und dem äußeren Anscheine nach hatte Friedrich Hoffnung auf einen leichten Sieg. Nur daß überall, auch wo so günstige äußere Constellationen zum Siege führen sollen, ein Mann dazu gehört, der sie zu benutzen versteht, und daß Friedrich V. ein leichtfertig unternehmender, launiger, sogar unverständiger junger Herr, Ferdinand aber ein in mancher Noth bereits geprüfter und durchaus heldenmüthiger Mann von den ausgezeichnetsten Fürstengaben war, der die wenigen ihm bleibenden Hilfsmittel vortrefflich zu brauchen wuste, der auf Kursachsens Anhänglichkeit rechnen konnte, der leicht Maximilian von Baiern und durch ihn der ganzen katholischen Liga deutlich zu machen verstund, daß der Sieg der pfälzischen Partei in Böhmen für die ganze katholische Partei im Reiche ein Unglück sei, der endlich der schwächlichen Union, deren verbindende Interessen schon seit mehreren Jahren abgestorben waren, imponirte und sie lähmte, — also bald ganz Süd-

Deutschland zu einer freundlichen oder neutralen Haltung bewog, und gerade in der Zeit, wo er des Glückes am meisten bedurfte auch Glück hatte, denn Johann Sigismund von Brandenburg starb in dieser Zeit, am 23. Dec. 1619 und sein Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, der schon im November die Regierung übernommen, war durch den allmälig bitterer gewordenen Gegensatz des fast ganz lutherischen Landes gegen den calvinistischen Hof, welcher Gegensatz in des Kurfürsten eigner Familie einen Nachklang fand in seiner eifrig lutherischen Mutter, die ihre Tochter ihm gewissermaßen zum Trotz mit Gustav Adolf von Schweden vermählte, halb gelähmt, wagte seinen Schwager, den Rebellenkönig von Böhmen nicht zu unterstützen, und kam allmälig in den nächsten Jahren ganz unter den Einfluß seines ausgezeichnet thätigen und klugen Geheimenrathes, des Grafen von Schwarzenberg, der Katholik und dem kaiserlichen Hause sehr freundlich gesinnt war. Im Wesentlichen hatte Ferdinand aber auch schon 1620 nichts von dem Kurfürsten von Brandenburg zu besorgen, so daß die Unionsinteressen in der That nur noch in dem pfälzischen und in dem anhaltischen Hause lebendig waren.

Während auf diese Weise Oestreich durch Ferdinands Tüchtigkeit wider eine stärkere Stellung gewann, ruinirte Friedrich von der Pfalz seine scheinbar starke Stellung durch die Leichtfertigkeit, die er bewies (schon im Annehmen einer solchen Stellung), und welche den kräftigeren Persönlichkeiten in seinen Umgebungen Raum gewährte, ihren Egoismus zu entwickeln. Christian von Anhalt, der so lange Zeit hindurch am pfälzischen Hofe Alles entschieden, der alle politischen Combinationen geleitet und das pfälzische Haus dadurch zur böhmischen Krone geführt hatte, wollte natürlich diesen entscheidenden Einfluß auch, als Friedrich im October nach Böhmen gekommen war und am 4. Nov. die Krone erhalten hatte, beibehalten. Der Graf von Thurn aber, der seiner Entschloßenheit bei der böhmischen Rebellion beimaß, daß sich Böhmen von Oestreich losgesagt, daß Böhmen Friedrich gewählt hatte, wollte nicht vor Christian zurücktreten; er nahm an, ihm verdanke

Friedrich die Krone, ihm also gebühre auch der höchste Dank. Endlich Mansfeld, der schon mehrfach aus rein egoistischen Interessen Dienst und Religion gewechselt, glaubte hier, in Böhmen, reife endlich sein Waizen — und so waren diese drei: Christian, Thurn und Mansfeld, unter einander uneinig; und gerade die tüchtigsten Männer, die wenigstens Friedrich hatte, sich auf sie zu stützen, hinderten einer den anderen, weil jeder den entscheidenden Platz einnehmen wollte, den er aber nicht einzunehmen wuste. Ueberdies aber glaubte Friedrich seinen an Anzahl in Böhmen und Schlesien sehr schwachen calvinistischen Kirchenverwandten einen Beistand thun zu müßen, und that es auf eine Weise, wo er nothwendig alle Lutheraner und Utraquisten vor den Kopf stieß und besorgt machte.

Die Ruhe, deren Friedrich während der ersten neun Monate in Böhmen genoß, ward für ihn eine Quelle des Verderbens; denn sie gewährte allen diesen Misverhältnissen in seiner Umgebung Raum, sich vollständig zu entwickeln, während Ferdinand diese Zeit benutzte, um sich so sehr als möglich zu verstärken. Gegen die Rebellen in Mähren und Oestreich gewann er die Hilfe seines Schwagers, des Königes Sigismund von Polen, der 8000 Kosacken durch Mähren an die Donau sandte. Der Pabst gewährte bedeutende Geldunterstützungen; der spanische Hof sagte sein Heer, was unter Spinola noch in den Niderlanden stund, zur Hilfe zu, und da Ferdinand dem Kurhause Sachsen die Lausitz als böhmisches Lehen oder als Pfandschaft oder in irgend einer Weise hoffen ließ, leistete dies um so mehr Hilfe, als es durch das Umsichgreifen des Calvinismus in den benachbarten brandenburgischen Territorien und neuerdings in Böhmen geängstet, und wirklich über die Ungerechtigkeit, mit welcher sich Friedrich, einer der ersten Fürsten des Reiches, an die Spitze einer offenbaren Rebellion gestellt hatte, empört war. An Kursachsens Haltung hieng aber zugleich Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der ebensosehr wie die sächsischen Lutheraner dem kaiserlichen Hause ergeben war. Um die norddeutschen Lutheraner hinsichtlich ihrer besonderen Interessen

zu beruhigen, versicherten ihnen die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, so wie die Gesandten Maximilians von Baiern (also im Grunde der Liga) in Mühlhausen, wo der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Darmstadt mit ihnen eine Conferenz hatten, daß man den Besitz protestantischer Inhaber geistlicher Stiftslande in Ober- und Nider-Sachsen nicht stören werde, falls dieselben dem Kaiser in Böhmen Hilfe leisten würden; denn wie gern Maximilian auch die Widerausbreitung der katholischen Kirche über ganz Deutschland gesehen hätte, war er doch ein viel zu kluger Herr, um nicht zu wünschen, daß in den norddeutschen protestantischen Fürsten dem Kaiser einstweilen ein Gegengewicht bleiben möchte, was in hohem Grade wegfiel, sobald diese Fürsten alle auch wider zur katholischen Kirche übertraten, und was schon fast auf Nichts reducirt ward, wenn nur die in ihrer Nähe gelegenen geistlichen Fürstenthümer wider ganz katholische Herren bekamen, da dann die Aufmerksamkeit der lutherischen Nachbarn wahrscheinlich ganz in der Spannung gegen diese katholischen Gebiete aufgegangen wäre, überdies nur Kaiser und Papst auf die Besetzung dieser geistlichen Fürstenthümer Einfluß, nicht aber er wie jetzt durch mancherlei Verwendung und Vermittelung eine Einwirkung gehabt hätte. Von Norddeutschland hatte keinesfalles Friedrich in Böhmen die mindeste Unterstützung zu hoffen, außer in wie fern sie durch Werbungen in den kleinen anhaltischen Territorien oder in den Herrschaften der Kursachsen fortwährend feindlichen sächsisch Ernestinischen Linie aufgebracht werden konnten.

Nachdem er sich so gestärkt hatte, setzte Kaiser Ferdinand dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz noch einen Termin bis zum 1. Juli 1620: wenn er bis dahin das unrechtmäßig occupirte Königreich Böhmen nicht geräumt habe, solle die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen werden.

Die süddeutschen Glieder der Union hatten ein kleines Heer aufgebracht, um ihren Unionspflichten zum Schutze Friedrichs nachzukommen; allein weder waren die Fürsten, die es aufgebracht hatten, alle der Sache Friedrichs günstig, noch war dies Heer an Zahl und Macht dem gegen-

über aufgestellten Heere der Liga gewachsen, noch durfte sich einer der Prinzen, die es führten, entfernt mit dem bairischen General, der das ligistische Heer führte, mit Jan Serclaes (eigentlich: 's Heer Claes) Baron von Tilly aus Brabant an Feldherrntalent und Energie meßen. Es leuchtete auch der Union diese Schwäche selbst so ein, und die Fürsten der Union hatten so wenig Lust, sich der schlechten Sache der böhmischen Rebellion anzunehmen, zumal diese so einsichtslos von Friedrich vertreten und geführt ward, daß die Union froh war, durch einen Vertrag vom 3ten Juli mit der Liga ihre Verpflichtungen gegen Friedrich zu erledigen. Dieser nämlich stund nur mit seinen pfälzischen Territorien in der Union; die später erworbenen oder quasi erworbenen böhmischen Lande waren nicht in die Union aufgenommen, die Union brauchte also diese auch nicht zu schützen und schloß dahin ab, daß die Liga versprach, die außer Böhmen und dessen Nebenländern gelegenen Territorien Friedrichs nicht angreifen zu wollen. Nach dieser Abmachung wandte sich das Unionsheer nach den rheinpfälzischen Ländern, um diese, die von den Niderlanden her durch Spinola bedroht waren, nöthigesfalles gegen diesen zu vertheidigen. Das ligistische Herr aber, nun in Süddeutschland von der Gegnerschaft der Union befreit, zog Ferdinand zu Hilfe gegen seine noch immer empörten östreichischen Stände. Diese hatten ihre Truppen Friedrich nach Böhmen zu Hilfe gesandt und waren auf einen Angriff von der bairischen Seite durchaus nicht gefaßt. In Nideröstreich hatte man sich schon früher, durch die aus Polen vorgedrungenen Kosacken so einschüchtern laßen, daß man Huldigung gegen Bestätigung der Landesprivilegien angeboten hatte; Ferdinand war darauf eingegangen und hatte im Juli die Huldigung von dem größesten Theile der Stände erhalten — nur ein kleiner Theil hatte bei Friedrich ausgeharrt, war nach Böhmen gegangen und ward für Rebellen erklärt. Oberöstreich, was noch widerstrebte, ward rasch von dem ligistischen Heere erobert und blieb einstweilen als Pfand für die Kriegskosten unter Maximilians Verwaltung.

Bis zu Anfange September 1620 hatte also Friedrich allen Anhalt in Nord- und Süddeutschland bis auf ein Paar kleine Fürstenhäuser und seine eignen Erbherrschaften verloren; Oestreich war wider unterworfen; Mähren und Schlesien waren von Polen aus bedroht, und Maximilian führte ein im frischesten Siegen begriffenes Heer von 20,000 Mann gegen Böhmen und vereinigte sich mit des Kaisers Heere in diesem Lande unter Bucquoi, während der Kurfürst von Sachsen mit 15,000 M. die Lausitz besetzte. Aus einer scheinbar nach allen Seiten prosperirenden Lage, in welcher sich Friedrich im September 1619 befunden hatte, war er im Laufe von 12 Monaten, ohne daß er noch auf irgend einer Seite einen eigentlichen Angriff erfahren hatte, in eine höchst verlaßene gekommen, und die Uneinigkeit zwischen Christian von Anhalt, und den Grafen von Thurn und von Mansfeld hatte sich so entwickelt, daß eine große Auflösung und Zuchtlosigkeit seines Heeres in Böhmen die Folge davon war. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß dies Heer am 8. Nov. am weißen Berge bei Prag geschlagen und in der That vernichtet ward. Auch in Schlesien, wohin er mit Christian von Anhalt flüchtete, konnte sich Friedrich nicht halten, sobald den Schlesiern gegen Unterwerfung unter ihren rechtmäßigen Landesherrn vom Kurfürsten von Sachsen Bestätigung ihrer Landesfreiheiten angeboten ward. Im Januar 1621 flüchtete Friedrich weiter zu dem Kurfürsten von Brandenburg, der ihm aber auch keinen Schutz gewährte. Da die Rheinpfalz schon im Herbste (bis auf wenige feste Orte, in welche sich dann, als er Böhmen verlaßen hatte, Mansfeld warf) von den spanischen Truppen unter Spinola erobert worden war, die Oberpfalz aber von Maximilian von Baiern von der böhmischen Seite her angegriffen und besetzt ward, war Friedrich zu Anfange des Jahres 1621 ein Fürst ohne Land und fand einen Zufluchtsort in ziemlich armseligen Verhältnissen nur in den Niderlanden, wo er in Rheenen in Gelderland in der nächsten Zeit lebte.

Kursachsen und Kurbrandenburg nahmen sich Friedrichs einigermaßen in seinen deutschen Verhältnissen an,

ohngeachtet sie mit seiner Vertreibung aus Böhmen ganz einverstanden waren; denn daß die pfälzische Kurstimme nun an Baiern kommen sollte, konnte ihnen nicht gleichgiltig sein, weil dadurch das ganze Verhältniss der Parteigeltung im Reiche geändert ward. Zeither konnten nur die drei geistlichen Kurfürsten als entschiedene Vertreter der katholischen Interessen im Kurfürstencollegio gelten; ihnen standen drei protestantische weltliche Kurfürsten gegenüber, und die siebente Kurstimme, Böhmen, konnte man wegen der eigenthümlichen, neutralen Haltung des Kaiserhauses selbst gewissermaßen als eine neutrale betrachten. Nun aber wären, wenn Baiern die pfälzische Stimme erhielt, vier katholische Stimmen gegen zwei protestantische gewesen und selbst die zeither neutrale muste man bei der decidirt katholischen Haltung Kaiser Ferdinands II. jetzt als eine katholische zählen — also 5 gegen 2 im ersten Collegio des Reiches. Das war eine bedrohliche Stellung. Die beiden protestantischen Kurfürsten nahmen zum Vorwande ihrer Verwendung für Friedrich, daß der Kaiser kein Recht habe, die Reichsacht gegen einen Kurfürsten auszusprechen ohne Beirath und Einstimmung des Kurfürstencollegii — doch hatte diese Protestation bei der schwachen Stellung Brandenburgs und bei der Verbindung kursächsischer Interessen mit denen des Kaisers keine Folge. In Böhmen verfuhr Ferdinand, wozu er auch alles Recht hatte, ganz wie in einem eroberten Lande, was durch seine Rebellion alle seine Rechte verloren hatte. Alle Ständeglieder, soweit sie an der Rebellion Theil genommen hatten und in seine Hände fielen, ließ er hinrichten, ihre Güter confisciren. Die protestantischen Geistlichen vertrieb er bis auf einige utraquistische, und führte dagegen die von den Rebellen ausgetriebenen Jesuiten wider in das Land. Mit den confiscirten Gütern stattete er theils wallonische, theils deutsche Edelleute, die in seinen Diensten waren, entweder geradezu aus, oder gestattete ihnen, daß sie sie um sehr geringen Preis kauften; namentlich bereicherte sich durch Ankäufe dieser Art ganz außerordentlich auch ein böhmischer Edelmann, Albrecht von Waldstein, dessen wir später

vielfach zu gedenken haben. In den Ständen trat nun überwiegend an die Stelle des bisherigen national-böhmischen Adels deutscher und wallonischer.

Der Sieg der Liga und Ferdinands in Süddeutschland und Böhmen machte allerdings die norddeutschen Lutheraner (mit Ausnahme der zu Kursachsen haltenden) doch besorgt, und da König Christian IV. von Dänemark gerade in Segeberg in Holstein Hof hielt, sammelten sich lutherische Fürsten oder deren Gesandte um ihn, und hielten eine Art Congreſs. Dieses Zusammentreffen glaubte auch Friedrich nutzen zu müßen. Er kam selbst; und seine Interessen wurden auch durch die englischen und niderländischen Gesandtschaften unterstützt. Allein Christian von Dänemark war zu nichts zu bewegen, nicht einmal dazu, Schritte zu thun, um Friedrich in sein Kurfürstenthum Pfalz zu restituiren. Nur dies bewirkte allerdings das Interesse, was Christian mit dem braunschweigischen Hause theilte, das Interesse nämlich, die Restitution der norddeutschen Stifter an Katholiken zu hindern, daß man ein Vertheidigungsbündniſs für den Fall schloß, daß Kaiser Ferdinand, der nun sehr mächtig dastund, diese Macht benutzen sollte, die norddeutschen Verhältnisse zu Gunsten der Katholiken zu ändern. Dieses Vertheidigungsbündniſs ward dann wohl im April 1621 dahin ausgedehnt (auf einem Tage, den die Verbündeten zu Lüneburg hielten), daß man sich Friedrichs hinsichtlich des Kurfürstenthums annehmen wollte. Allein inzwischen hatte die Union verzweifelt, gegen Spinola noch einen Theil der pfälzischen Lande zu behaupten, und wenige Tage vorher vertragsmäßig deren Vertheidigung aufgegeben und Friedrich's Schicksal ganz dem Kaiser anheimgegeben. Diese Nachricht bewog auch die Fürsten auf dem Congresse in Lüneburg, Friedrichs Sache ganz fallen zu laßen. Der Kaiser selbst erklärte, Friedrichs Angelegenheiten sollten auf einem Reichstage im Sept. 1621 zu rechtlicher Untersuchung kommen und nur im Wege Rechtens entschieden werden. Christian von Anhalt, den die Acht mit seinem Freunde Friedrich getroffen

war auf dänisches Gebiet geflüchtet, und bat von Flensburg aus den Kaiser um Gnade.

Und so war der erste Act des s. g. dreißigjährigen Krieges in einer Weise abgelaufen, wo niemand daran denken konnte, daß sich noch so ernste, schwere Entwickelungen aufspinnen könnten, wie wirklich der Fall war, und durch einen ganz lüderlich-wüsten, aber tapferen jungen Fürsten der Fall war, durch den braunschweigisch-wolfenbüttelischen Prinzen Christian, der seit Kurzem die Stiftslande von Halberstadt als designirter Bischof zur Administration übernommen, bei einem Aufenthalte an Friedrichs Hofe eine phantastische Neigung zu dessen Gemahlin gefaßt hatte, und nun theils aus wilder Kriegslust, theils aus abentheuerlicher Galanterie einen Kriegszug unternahm, um Mansfeld, der nach der Niderlage des Markgrafen von Baden bei Wimpfen im Mai 1622 noch allein einige Puncte der Rheinpfalz für Friedrich (der den Weg der Gewalt dem der rechtlichen Entscheidung auf dem Reichstage selbst vorgezogen und dadurch seine Sache zu einer auf friedlichem Wege unheilbaren gemacht hatte,) vertheidigte, aber schwach vertheidigte, zu Hilfe zu kommen. Prinz Christian von Halberstadt hatte im Herbst und Winter 1621 in Westfalen großestheils durch Bedrückung und Brandschatzung katholischer geistlicher Gebiete einen Heerhaufen zusammengebracht, war damit nach Hessen vorgedrungen, hatte sich Anfangs des Jahres 1622 wider nach Westfalen zurückgezogen und Mittel zu finden gewust, seinen Haufen auf 7000 Reiter und 12000 zu Fuß zu bringen. Nun drang er mit demselben auf Frankfurt am Main vor. Kurz nach der Niderlage des Markgrafen von Baden bei Wimpfen ward Christian dann bei Höchst geschlagen, konnte aber doch einen Rest seines Haufens mit Mansfelds Truppen vereinigen. Inzwischen verzweifelte Kurfürst Friedrich selbst an der Möglichkeit durch diese Söldnerführer seine Lande zu behaupten und entließ sie plötzlich im Juli 1622. Tilly eroberte leicht den Rest der pfälzischen Lande, der in ihren Händen gewesen war. Sie aber, die nicht wusten, wohin mit ihrem Kriegsvolke, boten dasselbe nun dem Kai-

ser an. Als dieser ihre Dienste ausschlug, waren sie zweifelhaft, ob sie, da seit 1621 der Waffenstillstand zwischen den vereinigten Niederlanden und dem belgischen Fürstenthume des Erzherzog Albrecht (welches letztere Fürstenthum nun die Infantin Isabella, da Albrecht im Jahre vorher gestorben, regierte) abgelaufen war — sie waren also zweifelhaft, ob sie in die Dienste der katholischen Infantin oder in die der calvinistischen Republik treten sollten, thaten aber endlich das letztere; führten jedoch so zuchtloses, wüstes Wesen in ihrem Geleite, daß auch die Republik sie baldigst wider los zu werden wünschte, und sie deshalb schlecht besorgte. Dieses Verhältnisses überdrüßig, brachen sie, rein aus dem Stegreif lebend, Mansfeld in Ostfrisland, Christian in Westfalen wider über die deutschen Grenzen. Christian war wegen seines früheren Benehmens schon geächtet und hatte als exlex allerdings nicht mehr viel Rücksicht zu nehmen. Doch erklärte er sich fortwährend zum Ritter der Kurfürstin von der Pfalz und, da deren Gemahl ihn nicht mehr als seinen General betrachtet wißen wollte, führte er auf eigne Rechnung den Krieg zu dessen Restitution. Er werde das Reich brennen und plündern, bis Friedrich wider Kurfürst sei. Dessen Sache kam unterdessen im J. 1623 auf einem Fürstentage zur Sprache, wo sich nun niemand dagegen setzte, daß die Kurstimme von der Pfalz getrennt und so wie die Verwaltung des Territorials der Ober- und Rheinpfalz an Baiern gegeben ward. Auf diesem Fürstentage war Alles über Christians von Halberstadt Räuberwesen auf's Höchste empört. Der westfälische Kreis bestund aber aus lauter kleinen Territorien, deren Herren nicht mächtig genug waren, es einzeln mit Christian aufzunehmen; und zu einer Vereinigung waren sie nicht zu bringen, da nirgends bunter protestantische und katholische Gebiete durch einander lagen. Auch hatte der Kaiser keine Lust, da er nicht wuste, wie er zuletzt zu seinen Kriegskosten kommen sollte, von seinen Truppen so viele als erforderlich gewesen wären, um Christian auszutreiben, zu senden. Unter diesen Umständen fand es bei niemandem Hinderung, als die Liga ihr Heer unter Tilly zu dieser

Execution hergab. Der nidersächsische Kreis, welcher fast nur noch protestantische Stände enthielt (denn auch das Bisthum Hildesheim war damals in protestantischen Händen) hatte schon früher gesorgt und zu Abhaltung der Räuberschaaren ein Heer aufgestellt. Nun war diesen Ständen auch das Eingreifen der Liga in norddeutsche Angelegenheiten zuwider, und um es unnöthig zu machen, nahmen sie Christian selbst in ihre Dienste gegen das Versprechen, daß er niemanden mehr angreifen, alle Verbindung mit Mansfeld abbrechen und dem Kaiser sich gehorsam bezeigen solle. Der Kaiser ratificirte den Vergleich. Es schien als werde der Zug der ligistischen Truppen nach Westfalen durch diesen Schritt abgewandt sein; allein Tilly berief sich auf trotzige Aeußerungen Christians, welche den Schluß erlaubten, Christian wolle die kurze Zeit von drei Monaten, für die er mit seiner Bande in Dienst des nidersächsischen Kreises getreten, nur nutzen sich zu verstärken, und hielt deshalb in seinem Marsche nicht inne, sondern zog durch Hessen nach Westfalen weiter. Christian kehrte sich in der That auch gar nicht an seinen Dienstvertrag, setzte seine Verbindung mit Mansfeld fort und als er an seinen Contract erinnert ward, sagte er ihn schon 3 Wochen nachdem er ihn geschloßen wider auf und that überhaupt, was ihm beliebte.

Es giebt Leute, welche in die gang und gäbe Auffaßung des dreißigjährigen Krieges so festgefahren sind, daß sie in diesem Christian nichts als den hochherzigen Vertheidiger protestantischer Interessen, den ritterlichen Helden einer unglücklichen Dame sehen — in der That war er persönlich nur ein versoffener und verhurter tapferer Wildfang, wie es deren zu allen Zeiten Legionen in allen, auch den nidersten Klassen der Gesellschaft gegeben hat, und der Krieg, den er führte, war das wildeste, ungeschlachteste Räuberwesen, was sich denken läßt. Man kann sagen, daß der Kaiser es ihm nur so lange nachgesehen, war gottvergeßen; allein theils achtete er in ihm den Sprößling eines im nidersächsischen Kreise mächtigen Fürstengeschlechts, theils muste der Kaiser annehmen, daß Christian im Geheimen

doch von gar manchem Reichsstande Vorschub geleistet werde. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er von den Niderlanden her Unterstützung erhielt; denn offenbar waren die niderländischen Territorien die Basis für alle diese Unternehmungen im nordwestlichen Deutschland. Auch Mansfeld hatte sich mit Gewalt der Waffen die ganze Zeit über in Ostfrisland gehalten und diese Landschaft gebrandschatzt, obwohl sie ganz protestantisch war, und nur mit den Niderlanden in allerhand Streitigkeiten verwickelt, wofür sie am einfachsten und doch so, daß sich scheinbar die Republik gar nicht einmischte, durch eine solche angeblich in niemandes Diensten stehende Räuberbande drangsalirt werden konnte. Auch in Westfalen hatte Christian, wo er hinkam, zwischen Katholiken und Protestanten keinen großen Unterschied gemacht und nur in katholischen Territorien durch Gewaltsamkeit gegen die Personen der Geistlichen ärger gewüthet. Endlich als Tilly und ein nidersächsisches Kreisheer zugleich gegen ihn zogen, wich er nach Osnabrück — gieng dann aber nicht zu Mansfeld nach Ostfrisland, sondern nach Münster; ward von Tilly eingeholt; bei Stadt Lohn geschlagen; und brachte flüchtend nur etwa **3000** Reiter nach den Niderlanden zurück, wo man ihm den Durchzug nach Ostfrisland zu Mansfeld gewährte. Tilly blieb im Mindenschen stehen, und da die Stände des nidersächsischen Kreises sahen, daß sie den Krieg nicht los würden, wenn sie Christian und Mansfeld nicht die Mittel gewährten, ihren Truppen den rückständigen Sold zu zahlen, boten sie mit Beihilfe der Vereinigten Niderlande, die als Refrän jedes unglücklichen Versuches der beiden Räuberhauptleute ihre Territorien als Zufluchtsort heimgesucht sahen, diese Zahlungen; worauf Mansfeld und Christian nach England giengen, um dort Dienste zu suchen; Mansfeld dann auch zu ähnlichem Zwecke nach dem Haag kam. Ihre Truppen traten größestestheils in niderländische Dienste und wurden zu dem Kriege gegen die Infantin Isabella gebraucht.

So hatten diese beiden Menschen den Krieg vom Sommer **1622**, wo sie die Rheinpfalz räumen musten, auf eigne

Faust fortgesponnen bis in den December 1623, volle anderthalb Jahre lang, und waren die Veranlaßung geworden, daß ein ligistisches Heer nach Westfalen gekommen war. Da Christian die ganze Zeit über in Westfalen den Krieg unter protestantisch-kirchlichen Vorwänden geführt und den katholischen geistlichen Gebieten unendliche Drangsale angethan hatte, war es, wenn auch nicht schön, doch natürlich, daß die katholischen Stände Westfalens die Anwesenheit des ligistischen Heeres zu allerhand Repressalien benutzten und von Tilly dabei Vorschub geleistet erhielten. Dies würde indessen ein unbedeutender Nebenumstand geblieben sein; wichtiger war, daß in dieser Zeit das Bisthum Hildesheim erledigt war; daß der König von Dänemark bei der Verfolgung seines Planes, in die norddeutschen Stiftslande dänische Prinzen zu bringen, das Bisthum für seinen Sohn in Anspruch nahm; daß der Kaiser aber wünschte, wenigstens Einen katholischen Fürsten noch in Nidersachsen zu wißen, also seinerseits geneigt war, das Bisthum Hildesheim einem katholischen Prinzen zuzuwenden. Als der König von Dänemark diese Hinderung seiner Plane durch den Kaiser wahrnahm, gieng er endlich auf die Anträge der englischen und der niderländischen Regierung, die sich noch immer im Sinne der früheren pfälzischen Partei für deutsche Angelegenheiten interessirten und dem abgesetzten Kürfürsten Friedrich, dem Eidam des Königes von England, die Pfalz wider zu verschaffen suchten, ein — und D ä n e m a r k, E n g l a n d und die N i d e r l a n d e — also drei f r e m d e Staaten — schloßen nun ein Bündnis gegen den Kaiser.

So ward, nachdem der erste Act des 30jährigen Krieges, die böhmische Rebellion, durch Vertreibung Friedrichs beendigt, — auch der zweite, der Räuberkrieg Christians und Mansfelds, glücklich beseitigt war — durch die Interessen Dänemarks bei Besetzung des Bisthums Hildesheim den pfälzischen Planen neue Nahrung zugeführt und ein dritter Act des Krieges in Gang gebracht; denn sofort erhielten nun Christian und Mansfeld englische Patente und von England und den Niderlanden Geld zu neuen

Werbungen, welche Mansfeld in England, Christian im nördlichen Frankreich *) betrieb. Sie brachten solche Schaaren zusammen, daß sie dann in Nordbrabant, wo sie sich vereinigten ein ansehnliches Heer beisammen hatten, mit dem sie von neuem in Norddeutschland einbrachen, während der König von Dänemark sein dänisches Heer mit Hilfe einiger Fürsten des nidersächsischen Hauses ansehnlich vermehrte und ebenfals in Holstein, also auf deutschem Grund und Boden, aufstellte.

Wenn man die damaligen Verhältnisse im Einzelnen betrachtet; wenn man sieht, wie die meisten kleineren deutschen Fürstenhäuser Norddeutschlands die in Folge der Reformation vervollständigte Landeshoheit nur zu den egoistischesten Planen misbrauchten; lumpige Soldverträge oder Erwerbung von Stiftsadministrationen, welche beide Verhältnisse nachgeborenen Prinzen und ärmeren Linien ein Stück Brod gewährten, diese Fürstenhäuser allen fremden Interessen feil sein ließen; — wenn man das Alles, die Miserabilität der einzelnen Unterhandlungen, die völlige Nichtachtung der Interessen der Nation und des Reiches von Seiten der Fürsten, die Verachtung des Glückes und Lebens der Unterthanen anderer deutscher Fürsten — wenn man dies ganze Elend sieht, — nicht in Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, aus welchem Buche unsere Zeitgenoßen fast alle ihre Kenntniſs der Verhältnisse dieser Zeit zu schöpfen pflegen, ohngeachtet sie nur den mit den abstracten Rechts- und Freiheitsgedanken der Lebensperiode des Dichters versetzten Niderschlag der ganz entstellenden protestantischen Parteitradition bildet — vielmehr aus Werken, die urkundlich diese Zeit darstellen — wenn man diesen Jammer betrachtet, wird man nicht nur selbst mit Abscheu vor jener ganzen rechts- und menschenverachtenden Zeit erfüllt, sondern man begreift auch vollständig, wie der Kaiser endlich, als der Unruhe, des Gezettel
mit den Ausländern, der Vergewaltigung der Reichsver

*) In Frankreich ist von dieser Zeit an schon wider eine ganz an
tiöstreichische Politik in der Entwickelung, denn seit Ostern 162
war Richelieu leitender Geist.

faßung kein Ende werden wollte, auch zornig und der Meinung ward, gegen so elende Fürsten, die nichts als ihren kleinlichen Vortheil zu kennen schienen, während ihnen bei jedem Tritte die Kirche als Deckung ihrer Anmaßung und Pflichtverletzung dienen sollte, sei längere Rücksichtsnahme und zarte Rechtsachtung vom Uebel. Und selbst dann noch, selbst in seinem gerechten Ingrimm ist Ferdinand in der umwälzenden Ungerechtigkeit nie so weit gegangen, wie diese fremden Bundesgenoßen deutscher Fürsten zu gehen beabsichtigten, wie namentlich Christian von Dänemark, der offenbar die alten dänischen Plane der Waldemare wider vor Augen hatte. In Verhältniſs zu diesen s. g. Helden der protestantischen Seite im dreißigjährigen Kriege, die eigentlich mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen fast alle moralische Bettler sind, erscheint der Kaiser immer noch, selbst in seiner aufgeregtesten Stimmung, in einer edlen, das Recht nie ganz aus den Augen verlierenden Haltung. Zu verdenken aber ist es ihm in keiner Weise, daß er endlich, da er als ordnendes Haupt des Reiches in Norddeutschland fast gar nicht mehr anerkannt, und durch die immer wilderen Unordnungen, durch den immer offener betriebenen Verrath des Reiches und seiner Interessen an fremde Könige fortwährend verletzt ward, sich zu gewaltsameren Maßregeln entschloß und endlich eine eigne Armee aufstellte.

Wie sollte er aber diese Armee aufbringen? Ungarn konnte er nicht mit solchen Gewährungen belasten, denn dieses Reich hatte zu den deutschen Angelegenheiten gar keine Verpflichtung und hatte mit sich selbst zu thun. Die Lausitz war an Sachsen, Oberöstreich an Baiern verpfändet; Böhmen und dessen Nebenländer so wie Nideröstreich waren durch die Drangsale und Anstrengungen des vorhergehenden böhmischen Krieges noch bedrückt — hätte er seine treuen, alten Fürstenthümer Steiermark, Kärnthen und Krain belasten sollen mit unerhörten Steuern und Gaben, um Westfalen und Nidersachsen zu schützen und zu beruhigen? Das hätte er nicht einmal gekonnt der Verfaßung zu Folge; und wie wären diese Herrschaften dazu

gekommen, das zu tragen, sich für die Sünden Norddeutschlands ans Kreuz schlagen zu laßen? — In dieser Lage war es natürlich, daß der Kaiser von seinen Widersachern lernte und mit denselben Mitteln, mit denen Christian und Mansfeld früher so lange ein Heer geworben und erhalten hatten zu Beunruhigung des Reiches, nun eines aufzustellen suchte zu Beruhigung und Schutz des Reiches. Wie die Franzosen in den Revolutionskriegen durch ihre republikanische Conscription endlich fast alle ihre Gegner gezwungen haben zu Volksbewaffnungen, so zwangen jene Sammlungen von räuberischem Soldatenvolke durch Christian und Mansfeld und was sich weiter anschloß endlich den Kaiser, denselben Weg einzuschlagen; und hiebei leistete ihm jener schon oben genannte böhmische Edelmann, Albrecht von Waldstein aus Hermanic, die trefflichsten Dienste. Dieser, aus utraquistischer Familie, aber als Kind verwaist und auf einer Jesuitenschule erzogen, hatte, nachdem er in Deutschland, England, den Niderlanden und Frankreich gereist war, in Italien Mathematik und Kriegswißenschaften studirt, und war Katholik und Officier in Ferdinands Diensten geworden. Im Kriege gegen die Venetianer hatte er sich so ausgezeichnet, daß er Obrist eines Regimentes und in den Grafenstand erhoben ward. Durch Beerbung eines Oheims und einer ersten Gemahlin war er so reich, daß er sich nach Unterdrückung der böhmischen Rebellion eine Menge der confiscirten Güter kaufen konnte, einige sechzig zu seinen früheren. Er war nun einer der reichsten Edelleute in Ferdinands Landen. Zuletzt hatte er in dem Kriege, den Ferdinand fortwährend in Ungarn mit Bethlen Gabor zu führen hatte, tüchtige Dienste geleistet, das Geld zu Erhaltung eines Reiterregimentes vorgestreckt; und um ihn zu bezahlen, hatte ihm der Kaiser um billiges Geld die Herrschaft Friedland in Böhmen verkauft, ihn 1623 zum Reichsfürsten ernannt und ihm 1624 den Titel eines Herzogs von Friedland gegeben. Waldstein war vom Glücke wie im Sturmschritte in die Höhe getragen worden; nun, als er den Kaiser durch die norddeutschen Verhältnisse in Verlegenheit sah, bot er ihm an, er wolle für

ihm ein Heer werben, was ihm wenig kosten solle, und führte dies dann im J. 1625 vortrefflich aus.

So wie Maximilian von Baiern den Kaiser in Besitz eines eignen, ansehnlichen Heeres sah, erlitt seine Stellung sofort eine gewisse Aenderung. Er hatte in der letzten Zeit das Haus Oestreich ebenso zurücktreten sehen, wie den Einfluß Baierns im Steigen. Er hatte dem Kaiser Oestreich und Böhmen hauptsächlich wider zur Unterwerfung gebracht; er sah den Kaiser in Ungarn in einen dauernden, aufreibenden Krieg verwickelt; ihm war Oberöstreich verpfändet; war die Verwaltung der pfälzischen Lande überlaßen; er hatte hoffen dürfen, daß er als Haupt der katholischen Partei in Deutschland (zumal wenn es ihm gelänge, auch in Norddeutschland festen Fuß zu faßen) die allein entscheidende Stimme führen dürfte. In dem Augenblicke aber, wo er den Kaiser im Besitze eines so ansehnlichen Heeres im Reiche sah, wie Waldstein diesem aufstellte, war diese ganze Stellung bedroht. Und so finden wir ihn auch sofort bemüht, in Norddeutschland, auch mit protestantischen Fürstenhäusern, Verbindungen zu suchen, sich zum Vermittler zu bieten; und während er einerseits die katholischen Interessen fortwährend verfocht, zugleich deutlich zu markiren, er achte die Rechte deutscher Fürsten so hoch, daß er sie selbst da respectire, wo sie ihm feindlichen kirchlichen Interessen zum Schirme dienten. Er suchte so seinen Einfluß zu bewahren und sich eine Stellung zu geben, in der er nöthiges Falles als Schützer der deutschen Fürstenrechte gegen den Kaiser, sogar zu Gunsten protestantischer Fürsten, auftreten könnte.

In Nidersachsen waren besonders drei Fürsten den dänischen Planen ganz hingegeben: nämlich der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der protestantische Bischof, oder vielmehr Administrator, von Magdeburg (ein Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg), und die Fürsten von Mecklenburg; von den obersächsischen Fürsten nur die Herzoge von Weimar. Dagegen waren die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen dem Kaiser treu, und die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg

und Celle den Dänen mehr entgegen. Es war die alte Trennung der Häuser Sachsen und Braunschweig, die noch aus den Zeiten der Reformation herrührte und nun wie damals den Familienhaß mit kirchlichen Vorwänden bemäntelte. —

Im Sommer 1625 sollte das dänisch-nidersächsische Heer an die Weser vorrücken, und sich hier mit den 14000 Mann, mit denen Christian und Mansfeld im Clevischen stunden, die aber auch an die Weser ziehen sollten, verbinden. Tilly faßte ebenfals an der Weser Posto und besetzte Höxter. Als im Juli die Dänen in Hameln eintrafen, gieng Tilly auf Holzminden. In Hameln aber stürzte König Christian am 20ten Juli des Abends beim Umreiten des Walles in ein tiefes Loch. Nach diesem Sturze war er lange besinnungslos; drei Tage sprachlos; und als er wider ganz zu sich kam, schrieb man manche irregulare Aeußerungen seines späteren Lebens diesem Sturze zu, der seinem Gehirne geschadet habe — in der That aber war in ihm schon früher Alles so voll Hochmuth und Aufgeblasenheit, daß es unmöglich ganz richtig bei ihm gestanden haben kann, auch vor dem Falle. Da der König nach diesem Falle zunächst nicht selbst weiter commandiren konnte, zog sich seine Armee in das Verdensche zurück; er selbst gieng nach Bremen. Inzwischen setzte sich das kaiserliche Heer unter Waldstein allmälig in Bewegung und rückte im September im Grubenhagenschen ein. Tilly hatte Hameln besetzt; die Dänen giengen wider nach Nienburg und hier kam nun auch Christian von Halberstadt zu ihnen mit den Trümmern seines Heerhaufens von ohngefähr 6000 Mann, der unterwegs bis auf etwa 1000 Mann zusammengeschmolzen war. Auch Mansfeld hatte Unglück; als er wider nach Ostfrisland ziehen wollte, hatten ihn hier die Leute in so gutem Andenken, daß das ganze Land zu seiner Abwehr aufstund. Er muste zurück und brachte dann etwa 8000 M. auf mancherlei Wegen nach Bremen. In Nidersachsen stunden sich also eine Zeitlang alle diese Heere ohne etwas zu unternehmen entgegen. Es ward viel hin und her unterhandelt. Die Herzoge von Lüneburg und

Celle trennten sich entschieden von den Kreisständen und schloßen sich dem Kaiser an, der ihnen guten Vertrag bot. Die übrigen, welche größere Prätentionen machten, wurden nun gerade bei den Unterhandlungen von Tilly und Waldstein als Landfriedensbrecher behandelt, was sie in der That waren. Und so vergieng der Winter in Drangsaliren der Bevölkerungen, wie es damals in der Sitte der Heere war, und in fruchtlosen Verhandlungen. Mansfeld einer- Waldstein andrerseits hatten zuletzt die östlichsten Stellungen der beiden Heere gehabt; jener bei Lübeck dieser im Magdeburgischen. Im Frühjahre zog Mansfeld durch Mecklenburg und die Mark Elbe aufwärts, und wollte bei Dessau auf das linke Elbufer; er hatte durch Verstärkungen 20,000 M. zusammengebracht. Waldstein aber vertrat ihm an der Elbbrücke den Weg und schlug ihn gänzlich. Er behielt nur 5000 M. beisammen, die er wider noch Mecklenburg führte, und bis Ende Juni, zum Theil durch französische Subsidien dazu in den Stand gesetzt, bis auf 20,000 M. vermehrte. Mit diesen zog er nun Oder aufwärts in der Absicht, Schlesien und die anderen östreichischen Staaten anzugreifen; denn wahrscheinlich hatte er das französische Geld unter der Bedingung eines directen Angriffes auf Oestreich erhalten. Waldstein hatte ihn nicht aus den Augen verloren, und so wie er diese Absichten wahrnahm, zog er ihm nach; denn ihm, als kaiserlichem General, lag vor Allem der Schutz des östreichischen Gebietes selbst gegen diese norddeutschen Armeen ob. Waldstein trieb mit seinen ohngefähr 50,000 Mann die 20,000 Mansfelds vor sich her nach Oberschlesien, nach Oberungarn, wo Mansfeld nun an Bethlen Gabor einen Rückhalt zu finden hoffte. Als dieser sich aber durch eine für die damalige Zeit so ungeheure Armee, wie die waldsteinische, bedroht sah, schloß er Frieden; und Mansfeld, dessen Heer theils auf dem Marsche vernichtet, theils auf einigen Puncten Oberschlesiens verzettelt stehen geblieben war, starb auf der Reise nach Venedig (von wo er die Absicht hatte, nach England zu schiffen) in Dalmatien im Nov. 1626. Christian von Halberstadt war schon im Mai 1626 in Nordheim gestor-

ben, erst 27 Jahre alt. Beide Räuberfürsten waren nun todt — aber der Krieg, den sie allein eine Zeitlang fortgesponnen, tobte in Deutschland weiter.

Während Waldstein nach Schlesien gezogen war, hatte Tilly einen schweren Stand. Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte die Umstände, wo der Kaiser auf so vielen anderen Puncten interessirt war, benutzen zu müßen geglaubt, um den Landgrafen von Hessen-Darmstadt anzugreifen; aber Ferdinand, welcher dieses Mannes treue Anhänglichkeit zu schätzen wuste, verlangte von Tilly, der jetzt die Last des dänisch-nidersächsischen Krieges allein auf sich hatte, auch noch Hilfe für Darmstadt. Es gelang Tilly zwischen den beiden streitenden Linien des hessischen Hauses zu vermitteln, und seine Angriffe auf das Gebiet des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel fortzusetzen. Am 30ten Juli hatte er Hannöverisch Münden erobert; dann bedrängte er Göttingen; muste aber die Belagerung aufgeben, als der König von Dänemark heranzog. Inzwischen erhielt er ein ihm von Waldstein gesandtes Hilfscorps und drängte die Dänen, die sich wider zurückzogen. Sie geriethen durch dies Drängen beim Rückzuge einigermaßen in Unordnung und in diesen Zuständen kam es am 17ten Aug. 1626 bei Lutter am Barenberge zu einer Schlacht, die auf dänischer Seite ihres Gleichen an Rathlosigkeit und an gedankenloser Führung sucht. König Christian wäre fast selbst gefangen worden. Alle Artillerie der Dänen und Nidersachsen gieng verloren. Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel unterwarf sich. Der ganze nidersächsische Kreis muste des Kaisers Gnade suchen; sogar Hamburg schloß sich gegen gewisse Zusagen dem Kaiser an; und erst in den dänischen Provinzen sammelte Christian mit französischem Gelde und mit englisch-schottischen Truppensendungen ein neues Heer. An der Elbe hatten die Dänen nur noch einzelne feste Puncte besetzt; bis zum nächsten Frühjahre musten sie auch diese aufgeben. Waldstein, der zur Belohnung für seine Dienste nun auch die Herrschaft Sagan vom Kaiser erhalten hatte, hatte im Juni **1627** wider **40,000** M. in Schlesien. Er zog dann von

hier an die Niderelbe und vereinigte sich in Mecklenburg mit Tilly und mit Herzog Georg von Lüneburg, so daß die drei an 80,000 M. beisammen hatten. Der König von Dänemark aber that nicht nur nicht das Mindeste um Frieden zu suchen; sondern protestirte auch gegen die Ernennung des Sohnes des Kaisers, des Erzherzog Leopold Wilhelm zum Bischofe von Halberstadt.

Im August 1627 ward der weitere Operationsplan gegen Dänemark entworfen, aber so entworfen, daß nun zugleich Waldstein das Rad seines Glückes ein Stück weiter in die Höhe treiben wollte. Jütland ward bis nach Skagen hin ganz erobert, und Waldstein suchte die dänischen Stände zu bewegen, Christian abzusetzen und Kaiser Ferdinand zu ihrem Könige zu wählen. Zugleich aber betrieb er, seit man in diesem Siegen gegen Dänemark war, daß die Herzoge von Mecklenburg, welche fest zu Christian von Dänemark gehalten hatten und von Land und Leuten vertrieben wurden, geächtet würden und ihr Land ihm zukäme, und so weit war doch nun auch schon Kaiser Ferdinand in die leidenschaftliche Bewegung der Zeit hereingerißen, daß er in diese Plane willigte und selbst formelles Unrecht hinzufügte, indem er gegen die Mecklenburger ohne alle Procedur die Acht verhängte, die er als gegen Landfriedensbrecher allerdings auszusprechen befugt, aber nur nach einem Processe bei den Reichsgerichten, nur in rechtlich gesicherten Schritten und Formen auszusprechen befugt war. Um bei diesem Umsichgreifen des kaiserlichen Einflußes im Norden Deutschlands Maximilian von Baiern nicht ganz unzufrieden zu machen, ward ihm gegen Resignation auf die oberöstreichische Pfandschaft die Oberpfalz erb- und eigenthümlich übertragen und diese mit Baiern verbunden im März 1628. Waldstein aber faßte einen wahrhaft großartigen Plan der Gründung einer deutschen Seemacht, an deren Spitze er als General der Nord- und Ostsee stehen wollte, einen Plan der zunächst aus Mangel an Mitteln verzögert, dann durch die weiteren Entwickelungen vereitelt ward — und zum Glück vereitelt ward, denn die wirkliche Gründung einer deutschen Marine hätte uns in

weit höherem Grade als jetzt irgend der Fall ist, längst zum Handelsvolke gemacht und allen den sittlichen Auflösungen und Misbildungen längst preis gegeben, die noch überall die unzertrennlichen Begleiter des Vorherrschens mobiles Vermögens gewesen sind.

Im Frühjahre 1628 concentrirten sich anfangs alle Unternehmungen, da man aus Mangel an einer Flotte den dänischen Inseln nichts anhaben konnte, in den Belagerungen von Stade durch Tilly und von Stralsund durch eine Abtheilung von Waldsteins Heere. Tilly war glücklich. Die Besatzung von Stade erhielt in der Capitulation freien Abzug nach den Niderlanden. Allein Waldstein, für dessen Admiralitätsplane Stralsund allerdings höchst wichtig war, gab durch die Bedrängniss dieser Stadt dem ganzen Kriege eine neue Wendung und gab einem neuen Kämpfer, abermals einem Ausländer, nämlich dem Könige von Schweden, dadurch Gelegenheit in die Verhältnisse Deutschlands sich mit seinen Planen einzudrängen.

Zweites Kapitel.

Von der Eindrängung Schwedens in die deutschen Angelegenheiten bis zum westfälischen Frieden.

Albrechts von Wallenstein, des Herzogs von Friedland und Meklenburg ungedruckte, eigenhändige, vertrauliche Briefe, herausgegeben von Fr. Förster 1—3r B. Berlin 1828. 29. 8.

Wallenstein. Beiträge zur näheren Kenntniss seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Baiern. Aus urkundlichen Quellen von K. M. Freih. von Aretin. Regensb. 1846. 8.

Dr. Alberto Waldsteinio Fridlandiae duce proditore. Comm. scr. Rich. Röpell. Halae 1834. 8.

Wallenstein und Arnim (1632—1634) von Karl Gustav Helbig. Dresden 1850. 8.

Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—34. Von K. G. Helbig. Dresden 1852. 8.

Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Gustav in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen von Albert Heinsing. Berlin 1846. 8.

Cosmar. Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. 8.

Berlinischer Kalender auf das Gemeinjahr 1838 herausgg. von der Königl. Preuss. Kalender-Deputation (Abhandlung von Prof. Barthold).

Gustav Adolf, König von Schweden und seine Zeit von A. F. Gfrörer. 2te Aufl. Stuttg. 1845. 8.

Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar. Biograph. dargest. von Dr. Bernhard Röse. 2 Bnde. Weimar 1828. 29. 8.

Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab. Verfaßt von F.-W. Barthold. 2 Bde. Stuttg. 1842. 43. 8.

Es ist früher erwähnt worden, wie durch Gustav Erichson Wasa die dänische Herrschaft in Schweden gebrochen, die lutherische Confession in diesem Lande zum Siege geführt und durch die Beraubung der Kirche ein hinlänglich mächtiges Königthum in Schweden gegründet worden war. Da dies Königthum sich geltend gemacht hatte in den Bewegungen einer politischen und kirchlichen Umkehr, so war auch bei dessen Gründung überall das momentan Zweckmäßige im Auge behalten worden; historisches, gutes, altes Recht war dabei auf jedem Schritte fast mit Füßen getreten worden, und diesen Character behielt auch in der nächsten Zeit das Königthum in Schweden, ja! es ward dieser Character gesteigert, als 1560 auf Gustav Wasa sein Sohn Erich folgte und ganz in der Weise eines wilden Tyrannen auftrat, selbst gegen seine eigene Familie wüthete, Mord auf Mord nicht nur anordnete, sondern an Vornehmen von Adel mit eigner Hand vollzog, bis er endlich so verwilderte, daß ihn seine eignen Brüder für wahnsinnig erklärten. Die Stände sprachen 1569 seine Absetzung aus und sein Bruder Johann, den er vorher lange in hartem Gefängnisse gehalten, folgte.

Bereits im Mittelalter hatten die Schweden Finnland erobert. Erich hatte Stücke von Esth- und Livland gewonnen. Diese Eroberungen wurden unter Johann behauptet, und die Polen wählten Johanns Sohn, Sigismund, zu ihrem Könige (nachdem auf den ihnen entflohenen Heinrich von Valois zunächst Stephan Bathori, der Fürst von Siebenbürgen, von 1575—1586 gefolgt war). Sigismund schon als Kind durch seine Mutter der katholischen Kirche gewonnen, trat als Polenkönig zu derselben über. Johann starb dann 1592. Sein Sohn Sigismund war bei seinem Tode in Polen und als Katholik den Schweden nicht sehr

genehm. Die Regierung für ihn übernahm einstweilen in Schweden Johanns jüngster Bruder, Sigismunds Oheim, Karl. In Finnland, Esth- und Livland bestellte Sigismund andere Regierungen. Die Verschiedenheit der Confession ward dann für den Regenten Karl der Hebel, womit er allmälig Schweden aus allem guten Verhältnisse zu seinem Neffen, zu dem Könige Sigismund herausschob, und sich selbst den Schweden als Vertreter ihrer kirchlichen Interessen und ihrer Nationalität darstellte. Sigismund wollte Karl mit Heeresmacht in ein gerechtes Verhältniſs zurücknöthigen, ward aber am 25ten Sept. 1598 bei Stängeström geschlagen, und zu Anfange 1599 ernannten die schwedischen Stände den Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten von Schweden. Es erfolgte ein weiterer Krieg zwischen Karl und Sigismund, welcher auch Finnland, Esthland, Livland Karln unterwarf. Karl nahm 1604 den Königstitel an und verbündete sich 1609 mit den Russen gegen die Polen. Diese Verbindung fügte Kexholmlehn zu den schwedischen Besitzungen. Inzwischen verwickelte sich König Karl durch Streitigkeiten wegen der Oberhoheit über die Lappen und wegen anderer Lappalien auch in einen Krieg mit Dänemark. Mitten in diesen Kriegsverwickelungen starb er 1611, und hatte seinen Sohn Gustav Adolf zum Nachfolger, welcher durch einen Vertrag mit Ruſsland 1617 auch Ingermannland und Karelen erwarb. Mit Dänemark war schon 1613 Friede geschloßen worden. Mit Polen wurden mehrfache Waffenstillstände, endlich einer 1629 zu Altmark bei Stum geschloßen, in welchem Schweden auch in dem damals polnischen Antheile von Preussen bedeutende Besitzungen zugesichert wurden, namentlich Elbing, Braunsberg, Pillau, Memel. Offenbar war allmälig in Schweden der Plan erwachsen, mit der Zeit alle Küsten ringsum die Ostsee an sich zu bringen. Nur Kurland, das Herzogthum Preussen, Pommern und Mecklenburg und die dänischen Küsten fehlten noch — an deren Erwerbung war nicht zu denken, wenn man Stralsund und Dänemark in den Besitz des Kaisers kommen, Waldstein sich als Herzog von Mecklenburg und als Admiral der Ostsee etabliren ließ. Hingegen war Al-

les zu gewinnen, wenn man eben jetzt eingriff, wo die Vertreibung der Gustav Adolf verwandten Herzoge von Mecklenburg einerseits einen vortrefflichen Vorwand zum Kriege bot, und andrerseits die Noth dieser Fürsten sie geneigt machen muste, um nur wider restituirt zu werden, ihr Land als schwedisches Lehen zu nehmen. Für den Moment hatte freilich, da der polnische Krieg bis zum Waffenstillstande von Stum noch im Gange war, Gustav Adolf noch nicht die Mittel in Händen, selbst ein Heer nach Deutschland zu führen; aber Stralsund konnte er doch so unterstützen, daß es sich gegen Waldsteins Macht, als dieser selbst vor der Stadt erschien, zu halten vermochte. Waldstein mit seinem Feldherrnblicke erkannte recht wohl die Gefahr, die allen seinen Planen von Schweden drohte, und seine Absicht war also, einerseits mit Dänemark Frieden zu schließen, um diesen Feind, der immer noch gefährliche Diversionen machen konnte, los zu werden, und andrerseits den König von Polen bei dem Kriege gegen Schweden durch eine Truppensendung so zu unterstützen, daß die Polen an keinen Vertrag mit Schweden zu denken brauchten, und diese durch diesen östlicheren Krieg fest gehalten würden. Aber während Waldstein das Richtige sah und in der Hauptsache wollte, hielt ihn sein Egoismus in dämonischer Weise gefangen, so daß er den Frieden mit Dänemark und die Unterstützung Polens unter Bedingungen erreichen wollte, welche die Sache unmöglich machten. Er wollte, König Christian solle auf Jütland verzichten und dieses an das Kurhaus Sachsen gegeben werden, damit dasselbe auf die Pfandschaft der Lausitz verzichten möchte, wie Baiern für die Oberpfalz auf die oberöstreichische Pfandschaft verzichtet hatte. Dadurch zog sich der Abschluß des Friedens mit Dänemark in die Länge. Ferner hatte sich Maximilian von Baiern wie überhaupt der norddeutschen Fürsten, so in's Besondere der Fürsten von Mecklenburg angenommen und klagte heftig beim Reiche über die formlose Aechtung dieser Herzoge. Er erkannte die Aechtung nicht an und erhob starke Beschwerde über das Eindrängen des böhmischen Edelmannes in ein deutsches Fürstenland. Bei die-

sen Klagen fand aber Maximilian Unterstützung nicht bloß bei der Liga, sondern von Seiten aller norddeutschen protestantischen Fürsten. Er vertrat überhaupt in dieser Zeit, wo der Kaiser so mächtig und selbst als Repräsentant der strengkatholischen Interessen aufgetreten war, nicht sowohl diese katholischen Interessen, als um eine ansehnliche Stellung im Reiche selbst gegen den Kaiser zu gewinnen, die Rechte des deutschen Fürstenstandes, gleichviel ob die einzelnen katholisch oder protestantisch waren. In der Beurtheilung Maximilians aber vergriff sich Waldstein gänzlich. Er glaubte, es sei mit diesem Manne wie mit ihm selbst bestellt, daß er hinter allgemeinen Interessen nur den eigenen Vortheil verstecke; und als er Maximilian selbst nicht gewinnen konnte, hoffte er seinen Einfluß und seine Macht zu vernichten, wenn er seine Feldherren gewönne. Da Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ebenso wie die Herzoge von Mecklenburg zu Dänemark gehalten hatte, gieng nun Waldsteins Plan dahin, auch Friedrich Ulrich solle behandelt werden gleich den Mecklenburgern. Der Kaiser solle die beiden Feldherren der Liga, die Grafen Tilly und Pappenheim zu Reichsfürsten erheben und jenem Friedrich Ulrichs Fürstenthum Kalenberg, diesem desselben Fürstenthum Wolfenbüttel geben. Als Reichsfürsten sollten sie dem Herzoge Maximilian von Baiern den Dienst aufsagen, aber ihr Heer selbst als kaiserliche Feldherren behalten und so sollte einerseits Maximilian aller Heeresmacht beraubt, andrerseits dem Kaiser im nidersächsischen Kreise durch diese beiden Fürsten und durch die katholischen Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg ein Anhang geschaffen werden.

Allein so hat sich noch nie mit Deutschland umspringen laßen. Gegen solches Thun war noch zu aller Zeit Widerstandskraft und Rechtsgefühl genug vorhanden, um es mehr als etwa ganz momentan gelingen zu laßen, und damals gelang es nicht einmal momentan. Unter den norddeutschen Fürsten war, außer den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die sich bis dahin noch wenig in den Krieg gemischt hatten, der bedeutendste — zwar

icht durch großen Landbesitz, aber durch kräftige Persön-
ichkeit und ehrenwerthere Gesinnung — Herzog Georg
on Lüneburg. Wir haben gesehen, daß er früher, als
ie dänischen Plane im Gange waren, sich diesen entgegen
eigte, und sobald der Kaiser eine hinlängliche Macht in
Norddeutschland entwickelte, um an ihr eine Basis des
Widerstandes zu haben, auf des Kaisers Seite trat, so-
gar dessen Dienste nahm und gegen die Dänen kämpfte.
Seit der Krieg in Norddeutschland zu des Kaisers Gunsten
ntschieden schien, war Georg zu des Kaisers Heere, was
 Italien vom Grafen Gallas befehligt ward, gegangen.
Die regierende Linie von Mantau war nun 1627 ausge-
orben und zwei Nebenlinien stritten um die Succession,
ovon die eine, die von Nevers, durch die den Oestreichern
berall feindlich entgegentretende französische Regierung, die
ndere, die von Wastall (Guastalla), durch den Kaiser unter-
ützt ward, der die Absicht hatte, die durch den Tod des
erzogs Vincenzo erledigten Lande von Mantau und Mont-
rrat bis zu rechtlicher Entscheidung über die Sucession
urch kaiserliche Commissarien verwalten zu laßen. Um
ese Absichten zu decken, hatte der Kaiser unter Gallas in
talien ein Heer, bei welchem eben Herzog Georg war —
lein, so feindlich sich Georg bisher der wolfenbüttelischen
inie gezeigt hatte, sobald er von den Absichten einer Ent-
emdung der kalenbergischen und wolfenbüttelischen Lande
om Hause Braunschweig hörte, eilte er herbei und stellte
ch mit Herzog Maximilian von Baiern an die Spitze der
pposition. Maximilian trat dem Kaiser auf das Kräf-
gste entgegen, und kündigte seinen Generalen seinen gan-
en Zorn an, wenn sie sich unterstünden, weiter auf dies
erfahren gegen einen so vornehmen Fürsten, wie Fried-
ich Ulrich sei, einzugehen. Während aber diese Generale
hrenfestigkeit und Treue genug besaßen, sich von dem böh-
mischen Emporkömling nicht weiter verlocken zu laßen, viel-
mehr den Befehlen ihres Herrn nachkamen, war der Kai-
er nicht sofort zu einer Umkehr von den Wegen, auf die
hn der dämonische Mann gezogen, zu bringen. Wir ha-
en bereits gesehen, daß er die Absicht gehabt hatte, dem

noch größestestheils katholischen Stifte Hildesheim wider einen katholischen Bischof zu geben, und das war ihm nicht zu verdenken; wir haben gesehen, dvß er das auch noch zum großen Theil katholische Stift Halberstadt, welches Prinz Christian verwirket und überdies durch seinen Tod ohnehin verloren hatte, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm verschafft hatte, und auch darin lag nicht die geringste Ungerechtigkeit. Der Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm, hatte sich dem Könige von Dänemark in einer Weise hingegeben, daß man ihn recht wohl auch als Landfriedensbrecher behandeln, ihm den Proceß machen konnte als einem zu ächtenden; aber daß der Kaiser auch in dies Erzbisthum, was nun schon lange ganz protestantisch war, ebenfalls den Erzherzog Leopold Wilhelm bringen wollte, war wenigstens ebenso unklug und bei der Formlosigkeit des Verfahrens ebenso unrecht, wie die Behandlung der Fürsten von Mecklenburg und Wolfenbüttel. Nun trat der Kaiser aber im Frühjahre 1629 auch mit der streng-katholischen Forderung auf, daß alle kraft des reservatum ecclesiasticum der katholischen Kirche zukommenden Stiftslande, wenn sie auch inzwischen factisch längst in den Händen protestantischer Fürsten nicht nur, sondern auch ganz von Protestanten bevölkert wären, katholischen Bischöfen zurückgegeben werden müßten; und diese umfaßende Umkehr in den Verhältnissen Norddeutschlands unternahm er wiederum ganz imperatorisch im März 1629 durch das s. g. Restitutionsedict.

Allerdings läßt sich von Seiten des formellen Rechts gegen das Verlangen selbst nicht viel einwenden. Das reservatum ecclesiasticum war zwar erst später in den Religionsfrieden eingerückt, lag aber theils so in der Natur der Sache, theils war es schon bei einigen Gelegenheiten so zur Geltung gebracht worden, daß sich im Grunde nur in sophistischer Weise seine Geltung bestreiten ließ. All eine Anzahl norddeutscher Stifslande war in der Zeit, w man das reservatum ecclesiasticum noch als einen zwei felhaften Bestandtheil des Religionsfriedens allenfalls b trachten konnte, mit Ausnahme einiger weniger, wie Hi

desheim, Halberstadt und Magdeburg, die damals noch eine gewisse formelle Beziehung zum päbstlichen Stuhle hatten, ganz protestantisch geworden, so daß es sich nun gar nicht mehr um die Entfremdung eines katholischen Gebietes handeln konnte. Die protestantischen Administratoren hatten sich selbst in jenen Bisthümern nun schon seit ziemlich 30 Jahren gar nicht mehr um den päbstlichen Stuhl und die katholische Kirche gekümmert; es war factisch ein ganz anderer Rechtszustand eingetreten, als der war, für welchen das reservatum ecclesiasticum eine Bedeutung haben konnte; und in sofern war es wenigstens im höchsten Grade unklug, daß der Kaiser, während er schon nach allen Seiten die Opposition der Liga und einzelner protestantischer Fürstenhäuser herausgefordert hatte, nun auch sämmtliche deutsche Protestanten alarmirte. Allerdings läßt sich begreifen, wie die leichte Restitution des Katholicismus früher in seinen väterlichen Erblanden, dann in Oestreich und Böhmen, dem Kaiser überhaupt das Bewußtsein eingeflößt hatte, es sei kein so ungeheueres Unternehmen, die Einheit der Kirche herzustellen und alles auf den alten Fuß zurückzuführen; indessen in Norddeutschland hatte er sich verrechnet. Seine früheren Restitutionen hatten unter Bewilligung und Beirath Maximilians statt gehabt. Die Begebenheiten, unter denen die Restitution in Oestreich und Böhmen statt hatte, förderte ebensosehr das Ansehn und den Einfluß Maximilians als des Kaisers, und überdies hatte er es mit Landschaften zu thun, die soweit sie Anspruch hatten auf eine berechtigte anderweitige kirchliche Stellung, diese Berechtigung durch eine offene Rebellion, durch eine Rechtsverletzung von ihrer Seite verwirkt hatten. Ein Recht als Landesherr aber hatte Ferdinand in Norddeutschland überhaupt nicht. Hier konnte er sich nur auf seine kaiserliche Machtvollkommenheit berufen, und davon, daß diese ohne Beirath der Collegien des Reiches, namentlich ohne Beirath des Kurfürstencollegii geübt werden könne, wollte in Deutschland niemand etwas wißen und konnte niemand etwas wißen wollen. Bis dahin also hatte der Kaiser immer nur gegen revolutionäres We-

sen gekämpft und war glücklich gewesen; in der formlosen Aechtung norddeutscher Fürsten und in dem Restitutionsedicte trat er in der That selbst revolutionär auf; und da man, wenn einmal die hergebrachten Schranken des Rechts nicht mehr geachtet wurden, überhaupt nicht mehr wißen konnte, wo diese kaiserliche Machtvollkommenheit, in welcher er handelte, ein Ende hätte, hatte Ferdinand bald im Reiche eine ungeheuere Opposition gegen sich. Wie formell rechtlich auch die im Restitutionsedicte enthaltene Forderung erscheinen mochte, das aus dem factischen Bestande der letzten 70 Jahre erwachsene materielle Recht ward dadurch tausendfach verletzt. Die Folgen, welche dies Restitutionsedict auf die Stimmung des nördlichen Deutschlands hatte, offenbarten sich auch sofort so augenscheinlich, daß Waldstein doch davor erschrak, in den Unterhandlungen mit Dänemark gelindere Seiten aufzog, nicht weiter von der Abtretung Jütlands sprach und so am 22ten Mai 1629 den Frieden zu Stande brachte. Der König von Dänemark versprach, sich nicht weiter in deutsche Angelegenheiten mischen zu wollen, außer in wiefern er dazu als Herzog von Holstein berechtigt sei; und namentlich nichts weiter zu thun, um deutsche Stiftslande an dänische Prinzen zu bringen. Uebrigens wurden ihm alle seine Territorien restituirt. Sobald man diesen Frieden erlangt hatte, führte der Kaiser das Restitutionsedict in Schwaben, Franken, Westfalen und Nidersachsen durch, und beharrte auf seinem Verfahren gegen die Fürsten von Mecklenburg und Wolfenbüttel und gegen den Administrator von Magdeburg. Waldstein sandte dem Könige von Polen ein Hilfscorps unter Arnhem — wobei er aber wider egoistische Interessen walten ließ; denn Arnhem wuste recht wohl, daß ihn Waldstein zu dieser Expedition auserseheu, weil er ihm nicht wohl wollte und verzögerte nun seinerseits den Zug so, daß die Vermittelung des französischen Gesandten Charnacé doch den Waffenstillstand von Stum zu Stande brachte zwischen Schweden und Polen im Sept. 1629. Stralsund, was von Dänen und Schweden Unterstützung erhalten hatte, hatte Waldstein nicht einzunehmen vermocht.

Er hatte sich mit dem Versprechen der Stadt, dem Kaiser, soweit Ehre und Gewißen zuließen, für ihren Widerstand Abbitte zu thun, begnügen und die Belagerung aufheben müßen. In der Stadt war aber auch nach dem Abzuge seiner Truppen eine schwedische Besatzung geblieben.

Die ganze Zeit über hatte indessen Tilly im Auftrage Maximilians Waldstein abgehalten, die wolfenbüttelischen Lande zu besetzen. Tilly selbst hatte Geldforderungen an diese Lande; diese wurden nun vom brunschweigischen Hause befriedigt und der Vertrag darüber vom Kaiser bestätigt. Dies Fürstenthum war gerettet. Aber um Maximilian für seine weiteren Plane zu gewinnen, hatte der Kaiser das erledigte Bisthum Hildesheim Maximilians Bruder Ferdinand gegeben, der nun Ansprüche auf andere braunschweigische Territorien erhob, welche eigentlich hildesheimisch, aber pfandschaftsweise in braunschweigischem Besitz waren. Das formelle Recht war ganz für Hildesheim und gegen seines Bruders Interesse wollte Maximilian nicht geradezu handeln. Er nahm sich also auf diesem Puncte des braunschweigischen Hauses nicht an, was durch diesen Verlust, den es erlitt, von neuem verstimmt ward. Indessen da der Kaiser in Beziehung auf Wolfenbüttel nachgegeben hatte, und da man die Hoffnung hatte, unter dem Patronate Maximilians auf dem nächsten Reichstage dem Waldsteiner auch Mecklenburg wider zu entreißen und es den angestammten Fürsten zurückzugeben; da endlich in der Verbindung der Interessen der ligistischen und protestantischen Fürsten gegen den Kaiser ein hinreichend starker Wall gegen das weitere revolutionäre Eingreifen des Kaisers gegeben war, konnte auch dieser dritte durch die Anmaßung Dänemarks eingeleitete Act des 30jährigen Krieges als beendet angesehen werden; denn Alles war nun in den Gang Rechtens gebracht, und Gewaltsverhältnisse waren nur noch zweie im Reiche, nämlich einmal wollte sich die Stadt Magdeburg durchaus dem neuen katholischen Erzbischofe, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, nicht unterwerfen, und sodann hatte Stralsund gegen das geschloßene Abkommen schwedische Besatzung behalten. Beide Verhält-

nisse schienen zu unbedeutend, um davon weiteres besorgen zu dürfen. Als im Sommer 1630 Kaiser Ferdinand einen Kurfürstentag hielt, und die Kurfürsten zu gewinnen suchte, seinem Sohne die Nachfolge in der kaiserlichen Würde zuzusagen, erklärten Sachsen und Brandenburg, sich auf nichts einlaßen zu können, so lange das Restitutionsedict nicht zurückgenommen und die Herzoge von Mecklenburg nicht restituirt seien. Da diese Forderung in Beziehung auf Mecklenburg auch von dem Kurfürsten von Baiern und von einer Waldstein feindlichen Partei am kaiserlichen Hofe unterstützt ward, blieb dem Kaiser nichts übrig, als in Beziehung auf Mecklenburg nachzugeben, die weitere Ausführung des Restitutionsedictes zu sistiren und für die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse im Reiche einen s. g. Compositionstag zum Febr. 1631 anzusetzen. So schien Alles beendigt und geschlichtet bis auf die Angelegenheiten der Städte Magdeburg und Stralsund. Das kaiserliche Heer ward bis auf 39000 Mann entlaßen, und da Waldstein den Oberbefehl verlor, der Rest unter Tillys Commando gestellt.

Der Krieg wäre wirklich zu Ende gewesen, hätte nicht die französische Politik die schwedischen Plane so in dieser Zeit unterstützt, daß in dem Augenblicke, wo alle wichtigen, in Deutschland streitigen Verhältnisse erledigt waren, oder einer billigen und gerechten Erledigung auf friedlichem Wege entgegengiengen, Gustav Adolf wirklich schon auf deutschem Grund und Boden stund — angeblich um sich seiner Verwandten, der Herzoge von Mecklenburg und überhaupt der Protestanten anzunehmen, welche letztere ihn weder wollten noch bedurften, mit Ausnahme jener kleinen Partei, welche immer dem Kaiser entgegen gewesen war und blieb, d. i. Hessen-Kassel, Sachsen-Weimar und Braunschweig-Wolfenbüttel; dazu kamen noch der vertriebene Administrator von Magdeburg und die Mecklenburger. Man verwechselte nur gar zu leicht, weil diese Fürsten sich zum Protestantismus bekannten, deren Interessen mit denen des Protestantismus selbst, die aber ganz geschieden werden müßen. Es war eine kleine Partei im Reiche, der Rest der ehemals pfälzi-

schen, die von neuem mit Ausländern Verbindungen einzugehen geneigt war; während die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, der König von Dänemark und Herzog von Pommern, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und die mächtigeren unter den protestantischen Ständen Süddeutschlands anfangs den Schweden ganz entgegen waren, und nur almälig durch das unkluge Benehmen des Kaisers und der Liga auf die schwedische Seite gestoßen wurden. Die kleinen protestantischen Reichsstände waren im Ganzen geneigter, sich an Schweden anzuschließen, weil in Beziehung auf sie der Kaiser am meisten Einfluß übte; sie dachten also sich von diesem bisweilen für sie drückenden Verhältnisse zu befreien, wenn Schweden obsiegte. Sie kamen aber bald, wie wir sehen werden, in eine weit gedrücktere Lage unter Schweden, als in welcher sie jemals unter dem Kaiser gewesen waren. Am meisten hatten Ursache, die Schweden zu fürchten, Brandenburg und Pommern.

Gustav Adolf war, ohne von jemandem in Deutschland, außer den Mecklenburgern und dem vertriebenen Administrator von Magdeburg, gerufen zu sein, am 20ten Juni 1630 mit einem Heerhaufen, der etwa 16000 M. stark, aber in den lange dauernden polnischen Feldzügen geprüft war, auf den Ruden an der Peenemündung angekommen, bemächtigte sich Usedoms und besetzte Wolgast. Stralsund hatte noch aus der vorhergehenden Zeit schwedische Besatzung. So drang Gustav Adolf also auf Stettin vor, behandelte den Herzog von Pommern, Bogislav XIV., als sei er sein Unterthan, und nöthigte ihn, ihm am 20ten Juli Stettin zu übergeben. Damit war der 4te Act des 30jährigen Krieges begonnen. Die Hauptperson desselben, Gustav Adolf selbst, haben wir in ihren Hauptbestrebungen schon früher bezeichnet. Es ist nicht zu leugnen, er war in seiner Weise ein frommer Mann d. h. in jener Weise, wie tapfere Kriegsleute fromm zu sein pflegen, wenn sie es sind. Sie fühlen am Deutlichsten selbst, wie viel bei dem Gelingen ihres Wagens und Thuns nicht von ihnen abhängig ist, und indem sie so, wenn sie einmal den Gedanken gefaßt haben, daß das von ihnen nicht Abhängige

auch nicht vom bloßen Zufall abhänge, sondern von einer ewigen regierenden Macht, bei jedem Schritte weiter mehr Veranlaßung erhalten ihre Machtlosigkeit gegenüber dieser schickenden Macht zu fühlen, durchdringt sie wohl in ihrem ganzen Wesen ein frommer Zug des Dankes und der Anerkennung des Höchsten. So war es bei Gustav Adolf. Er war in dieser subjectiven frommen Stimmung; auch war ihm eine hohe Achtung vor den Lehren und vor den Formen der lutherischen Kirche, in welcher er aufgewachsen war, anerzogen worden. Allein da er in einem Reiche aufgewachsen war, dessen Verhältnisse, wie sie damals geordnet waren, alle durch persönliches, mächtiges Eingreifen Einzelner bestimmt, und nicht sowohl in ruhiger Entwickelung gebildet worden waren; da er aus einem Königshause war, dem ein absolutistischer Sinn in eben so hohem Grade eignete, wie den Stuarts, fehlte ihm, wie dies bereits angegeben ist, für die Behandlung von weltlichen Verhältnissen alle fromme Rechtsachtung. Daß er unberufen in die Geschicke einer fremden Nation eingriff; daß er ohne ein Recht zu haben, sehr bald mit der Forderung hervortrat, die Fürsten von Mecklenburg und Pommern sollten seine Lehensmannen werden; ihre Landschaften sollten, wenn ihre Geschlechter ausstürben, ganz an Schweden fallen; daß er hiebei hinsichtlich Pommerns auf die begründeten Erbansprüche des ihm so nahe verwandten brandenburgischen Hauses gar keine Rücksicht nahm — Alles das erschien ihm, wie furchtbar er auch dadurch die Rechte anderer Fürsten und des Reiches mit Füßen trat, nur natürlich. Rechtsachtung, Achtung fremdes Eigenthumes hatte er gar keine, und äußerte sie nur, wo es politisch d. h. momentan zweckmäßig war, sie zu äußern. Die Plane aber, die er verfolgte, haben Werth nur, wenn man sie von einem isolirt schwedischen Standpuncte aus betrachtet. Die Schweden haben Ursache, an Gustav Adolf noch mehr zu preisen, als seine tüchtigen Feldherrneigenschaften; denn er wollte Schwedens Größe und Macht; wuste, so lange er lebte, diese im Fortschreiten zu erhalten, und hat für diese Plane sein Leben hin-

gegeben. Sie mögen ihn verehren! wer kann es ihnen verdenken? obwohl bei der Beschauung der Entwickelung Schwedens von einem höheren Standpuncte aus auch deutlich wird, daß Schwedens Größe nicht allein, sondern auch alles aus dieser Scheingröße später sich entwickelnde Unglück auf den Begründer jener Größe zurückfällt. Doch das wollen wir ihm nicht anrechnen.

Daß Gustav Adolf vom deutsch-protestantischen Standpuncte aus auch so oft und so nachdrücklich gepriesen wird, ist keine Verblendung und Urtheilstradition. Zunächst pries ihn die Partei, welche in Deutschland zu ihm hielt d. h. die Trümmer der pfälzischen: die kasselisch-weimarische Partei. Sie schrieb ihm die Rettung des Protestantismus zu, weil er klug genug war, die protestantischen Interessen immer als Bemäntelung seiner Umwälzungsplane im Munde zu führen, und so hat diese Partei und hat Gustav Adolf selbst allmälig den Protestanten durch dies ewige Zurückkommen und Berufen auf die protestantischen Interessen endlich so imponirt, daß man sogar jetzt noch fast allgemein glaubt, Gustav Adolf sei wirklich zu Rettung des Protestantismus in Deutschland n ö t h i g gewesen. Man braucht aber nur die Verhältnisse des Reiches, wie sie damals w i r k l i c h waren, genauer in's Auge zu faßen, um sich zu überzeugen, daß gerade das Gegentheil der Fall war. Auch braucht man nur zu bedenken, daß Gustav Adolf für diese ganze Fiction nur eben noch zu rechter Zeit gestorben ist — indem sonst, ehe sechs Monate vergangen wären, die deutschen p r o t e s t a n t i s c h e n Fürsten ihn selbst wider aus dem Lande getrieben haben würden. Diese deutschen protestantischen Fürsten der damaligen Zeit, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, waren freilich ebenso wie ein großer Theil der katholischen ganz characterlose Leute, und es ist Gustav Adolf allerdings nicht zu sehr zu verdenken, daß er sie sehr bald als eine Art Gesindel behandelte, mit ihnen auf das gröbste und achtungsloseste umgieng und dadurch allerdings einiges Verdienst um Deutschland hatte, daß er diesen Leuten eine wohlverdiente Zuchtruthe fühlen ließ; aber da er selbst überall ohne Rechts-

achtung auftrat, beßerte seine Zuchtruthe nicht, sondern sie erbitterte nur, und nach seinem Tode war der Zustand wo möglich noch übler als vorher. Nicht einmal das nationale Ehrgefühl kam bei den meisten dieser deutschen Fürsten zu deutlicherer Entwickelung unter dieser Schwedenruthe, und in der später aus dem Kriege sich entwickelnden Misère haben sich deutsche Fürsten sogar von Oxenstierna armselig behandeln laßen und sind dennoch seine gehorsamen Diener geblieben. Gustav Adolf hat durch seinen Einbruch das Reich vollends aus den Fugen gerißen, hat dessen weitere Schwächung, hat des Landes Verödung veranlaßt; hat die deutschen Stände, selbst die höchstgeborenen, mit Verachtung behandelt, unsere Fluren zertreten, unseren Wohlstand geknickt; der deutschen Nation, die bis dahin die vornehmste der Christenheit gewesen, Ehre und Ansehen hat er in Europa herabgebracht; hat eingeleitet, daß dann ein schöner Theil Deutschlands lange den Schweden unterthänig war und schwedische Große als fremde Statthalter einen Platz erhielten, um sich auf deutsche Kosten aufzublähen — und für alles das werden ihm und seinen Schweden noch Jahraus Jahrein in Deutschland Weihrauchfeuer angezündet und das urtheilslose Hingeben an die Erinnerungen des traditionellen Enthusiasmus auf den Schulbänken läßt dem groben Schweden noch ganz neuerdings Denkmale in Deutschland von deutschem Gelde errichten. Da möchte man wirklich mit Luther ausrufen: ja! es ist nicht anders, wir Deutsche müßen aller Fremden Esel sein und bleiben.

Da man in Pommern durch die Art, wie sich Gustav Adolf in Polnisch-Preussen festgesetzt und benommen hatte, gewarnt war und wohlerkannte, daß es dem Schwedenkönige noch um anderes zu thun war, als um die Freiheit der protestantischen Kirche, daß er sich vielmehr in den deutschen Ostseeküsten für immer festzusetzen suche, hatte er viel zu thun, ehe er sich festsetzen konnte und das Jahr 1630 vergieng, ohne daß er im Grunde über Pommern hinauskam. Erst musten ihm französische Subsidien weitere Mittel zum Kriege lifern; der Vertrag, den er in Bärwalde mit dem

französischen Gesandten Charnacé im Jan. 1631 schloß, und der ihm gegen Zusage des Krieges gegen Oestreich auf 5 Jahre jährlich 400,000 Thaler gewährte, machte das Schiff seiner Plane gewissermaßen erst flott. Aber auch nun noch beschloßen die protestantischen Stände Norddeutschlands, als er sie aufforderte sich ihm anzuschließen, auf einem Congresse, den sie vom 10. Februar an in Leipzig hielten, nicht zu ihm, sondern zu Kaiser und Reich zu halten. Sie wollten ein Heer zu Vertheidigung des Landes gegen die Schweden aufstellen. Dies letztere aber ließ ihnen der Kaiser untersagen: er selbst wolle das Reich vertheidigen. Hätte er es gethan, so wäre Alles in der Ordnung gewesen; allein für's Erste hatte der Kaiser keinen eignen Feldherrn mehr; seine Truppen stunden unter Tilly, dem General der Liga; und so gieng mit Zögerungen die Zeit hin, so daß sich der Kurfürst von Brandenburg preisgegeben sah; daß sich die Fürsten von Weimar zum Theil und der Landgraf von Hessen-Kassel mit Gustav Adolf in Verbindung setzen konnten; und als Tilly endlich aufbrach, werden wir sehen, daß er (indem seine Soldatesca die grausame Behandlung, die sie den hessen-kasselschen und weimarischen Landen mit einigem Rechte angedeihen ließ, in ihrer Wüstheit auch auf die kursächsischen Lande ausdehnte) auch Kursachsen auf die schwedische Seite hinüberdrängte. Daß der Kaiser seine Pflicht erkannte, das deutsche Land zu wehren – dann aber diese Pflicht zu erfüllen so wenige Mittel und diese so schlecht hatte, daß Kurbrandenburg und Kursachsen mit einer Art Nothwendigkeit den Schweden in die Arme gestoßen wurden — das ist von Ferdinands Seite eine unverzeihliche Thorheit, die vielleicht motivirt ward durch einen Trieb der Rache an Brandenburg und Sachsen, weil sie ihm im Sommer 1630 mit Baiern in Verein bei seinen Planen entgegen getreten waren, und die dann um so unverzeihlicher, die dann eine schwere Sünde ist; eine Sünde, der die Strafe auf dem Fuße folgte.

Zunächst als Tilly, da Gustav Adolf Mecklenburg zu bedrohen schien, nach dieser Gegend marschirte, wandte sich der Schwedenkönig plötzlich gegen die Mark, gegen das

Land seines Schwagers, des Kurfürsten von Brandenburg. Frankfurt an der Oder hatte eine kaiserliche Besatzung aufnehmen müßen. Die Schweden nahmen die Stadt am 3. April mit Sturm gegen die Kaiserlichen — und ohngeachtet die Bürgerschaft sich ganz friedlich gehalten, die Kaiserlichen bei der Vertheidigung nicht unterstützt hatte, ließ Gustav Adolf die Stadt, die friedliche, protestantische Stadt seines Schwagers, seines protestantischen Schwagers drei Stunden lang von seinen Truppen auf das Grausamste plündern. Dann zog Gustav Adolf mit 10 Regimentern von Frankfurt auf Köpenick und forderte vom Kurfürsten die Einräumung von Küstrin und Spandau bis zum Entsatze von Magdeburg, was nun, weil es dem Erzherzoge Leopold Wilhelm fortwährend widerstrebte, seit Tilly im März aus Mecklenburg zurückgekommen war, belagert ward. Außerdem sollte die Mark Proviant schaffen für das schwedische Heer und auch für einen ganzen Monat den Sold. Kurfürst Georg Wilhelm war dazu in keiner Weise geneigt; er sah gar nicht ein, wie er dazu komme, daß sein Schwager ihn behandelte wie ein Räuber, der einem friedlich reisenden die Pistole auf die Brust setzt und die Börse verlangt. Doch verstund er sich zu einer Zusammenkunft mit seinem Schwager. Gustav Adolf rückte mit 1000 Mann Infanterie, 5 Schwadronen Reiter und 4 Feldkanonen bis auf eine halbe Stunde von Berlin vor. Der Kurfürst wollte auch nun nicht einwilligen; ließ sich aber von des geflüchteten Pfalzgrafen Friedrich Mutter, die eben am Hofe war, erbitten, den 1000 schwedischen Musketieren in Berlin Nachtquartier einzuräumen. Während Gustav Adolf am folgenden Tage seine Forderungen in Berlin erneuerte, rückte in aller Stille die ganze schwedische Armee bis dicht vor Berlin, und nun, als er sich am Abend rings von Schweden umgeben sah, von denen 1000 Mann in der Stadt selbst, 200 in seinem Schloße waren, willigte der Kurfürst, der bei weiterem Widerstreben sich selbst als Gefangenen sah, endlich ein, den Schweden Spandau bis zum Entsatze Magdeburgs einzuräumen. Am 5. Mai besetzten die Schweden Spandau.

Bis zu dieser Zeit hatte Gustav Adolf einen Verbündeten gewonnen an dem Herzoge Georg von Lüneburg, welcher über die früheren Plane des Kaisers, die Fürstenthümer Kalenberg und Wolfenbüttel dem braunschweigischen Hause zu entfremden, höchst erbittert und dadurch auf den Kaiser überhaupt aufgebracht war. Jene Rechtsverachtung, in die sich der Kaiser hatte hereinreißen laßen, trug nun ihre Früchte. Am 21. April bereits hatte Georg, der früher so tüchtig den dänischen Planen entgegen gewesen, in's Geheim sich mit dem Schwedenkönige verbündet, und demnach mit dem Verrathe am Reiche nun unter den Fürsten den Anfang gemacht. Aber weder diese Verbindung, die erst von Wichtigkeit werden konnte, wenn die Annäherung der Schweden an die Elbe dem Herzoge Georg eine Basis gewährte für offene Erklärung, noch Spandau's Uebergabe beschleunigte Gustav Adolfs Vordringen an die Elbe. Nach Magdeburg hatte sich bereits im August des vorhergehenden Jahres der früher vertriebene, geächtete Administrator geworfen; hatte durch seine Partei in der Stadt, an deren Spitze ein heruntergekommener Kaufmann, Heinrich Pepping, stund, im Februar den Magistrat stürzen, von dem neuen Magistrate ein Bündniss mit den Schweden schließen laßen, und in Hoffnung auf Entsatz durch die Schweden wagte die Stadt, die sich dem Aechter, welcher protestantische Interessen vorspiegelte, in die Arme geworfen, den äußersten Widerstand, ward aber am 20ten Mai im Sturme erobert, und nachdem wahrscheinlich der schwedische Obrist, den Gustav Adolf ihr gesandt, ihre Anbrennung veranstaltet hatte (um diesen wichtigen Platz nicht als Waffenplatz in Tillys Händen zu laßen) von Tillys Truppen auf das Grausamste geplündert, wozu freilich, da die Einwohner an der Vertheidigung Theil genommen, diese Truppen nach damaligem Kriegsbrauche sogar ein Recht hatten. Der Administrator selbst ward gefangen — und er, der eine Stadt wie Magdeburg mit seinen vorgegebenen protestantischen Interessen in's Verderben gelockt, trat dann ein Jahr später selbst zur katholischen Kirche über. Gustav Adolf hatte die ganze Zeit über (nachdem er Span-

dau erzwungen angeblich, um eine Rückendeckung für einen Zug zu Magdeburgs Rettung zu haben) mit Unterhandlungen hingebracht mit Brandenburg und Sachsen, und hatte inzwischen die Stadt Magdeburg ihrem Verderben preis gegeben. Er fühlte auch vollkommen deutlich, daß er durch dies Benehmen ein Stück seiner Ehre aufs Spiel gesetzt und hielt es deshalb für nöthig, eine gedruckte Vertheidigungsschrift ausgehen zu laßen, in welcher er alle Schuld auf Brandenburg und Sachsen schob. Georg Wilhelm aber forderte, „weil die Motive und Ursachen, um welcher willen er den Schweden Spandau eingeräumt, cessirten und aufhörten," Spandau zurück. Zugleich verlangte er: die Armee, „als welche der Orten, da sie bisher gelegen, dem Feinde überall keinen Abbruch und Schaden, der Mark Brandenburg aber die äußerste Ruin und Verderben zugefüget, und gleichsam dasjenige exequirt, was des Kurfürsten Widerwärtige ihm gern gegönnet," unverlängt aus dem Lande abzuführen, „damit dem Kurfürsten nicht alle Unterhaltungsmittel entzogen würden, noch er die täglich vorgehenden Insolentien der Soldatesca und das Elend seiner armen Unterthanen vor seiner Residenz und fast vor den Augen länger ansehen dürfte."

Der König von Schweden schlug die Räumung Spandau's rund ab und verlangte eine kategorische Antwort, ob der Kurfürst in Zukunft zu den Schweden oder zum Kaiser halten wolle. Endlich nach langen Unterhandlungen entschloß sich Gustav Adolf doch zu Spandaus Räumung, da er zu bestimmt früher sein Wort gegeben hatte und sich diesen Wortbruch nicht vorhalten laßen wollte — allein unmittelbar nach Spandaus Räumung am 8. Juni führte er seine Armee vor Berlin und verlangte für dieselbe Einlaß vom Kurfürsten, indem er zugleich erklärte, wenn er diesen nicht erhalte, solle ihm der Kurfürst die Schuld nicht aufbürden des folgenden Blutvergießens und der Plünderung d. h. mit anderen Worten, er ließ dem Kurfürsten nur die Wahl, ob er Berlin gutwillig öffnen wolle, oder ob er es mit seinen Schweden stürmen solle. Am 9. Juni führte Gustav Adolf sein Heer in Schlachtordnung gegen

Berlin und ließ seine Artillerie auf das kurfürstliche Schloß richten. Die alte Pfalzgräfin drang widerum in den Kurfürsten; dessen ganze Umgebung war voll Furcht und Schrecken; da willigte der Kurfürst endlich ein, daß die Pfalzgräfin die Vermittelung übernahm, und sie brachte bis zum 11. Juni einen Tractat zu Stande, durch welchen den Schweden Spandau abermals geräumt ward; Küstrin den Schweden zur Oeffnung gestellt ward; und ihnen 30,000 Thlr. monatlich versprochen wurden. Nun allerdings war Brandenburg in Gustav Adolfs Händen und dem Kaiser gegenüber so compromittirt, daß es wohl oder übel mit den Schweden weiter gehen muste. Hätte sich Tilly von Mecklenburg aus, statt seine Zeit mit der Einnahme der im Grunde (so lange die Schweden nicht an die Elbe vordrangen) nicht zu bedeutenden Stadt Magdeburg zuzubringen, nach der Mark und Pommern gewandt, direct gegen die Schweden, so würde es dem Kurfürsten nie eingefallen sein, sich den Schweden anzuschließen; denen ihn nun aber der Kaiser und die Liga gewissermaßen muthwillig preis gegeben hatten. Ueberdies war durch das greuliche Wüsten in Magdeburg, was man Tilly zuschrieb, wenn es auch großes Theils wider seinen Willen herbeigeführt worden war, das ganze protestantische Norddeutschland in Schrecken gesetzt und empört, und die Ausstreuungen der braunschweigischen, kasselischen und weimarischen Partei gegen den Kaiser fanden nun allenthalben Anklang und Glauben. Tilly aber zog, da man von Verbindungen zwischen dem kasselschen Hofe und dem Schwedenkönige kaiserlicher Seits etwas erfahren hatte, nach Hessen und seine in Magdeburg verwilderten Banden setzten hier die Greuel von Magdeburg fort.

Gustav Adolf rückte nun an die Elbe, bezog ein festes Lager bei Werben und ließ von da aus durch Detachements Mecklenburg von kaiserlichen Besatzungen säubern, und dann den Herzogen das Land — aber als s ch w e d i s ches Lehen — zurückgeben. Aus England und Schottland erhielt seine Armee Verstärkung. Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich nun offen für ihn und Landgraf

Wilhelm von Hessen-Kassel folgte dessen Beispiel, da ihm Tillys Feindseligkeiten ohnehin keine andere Wahl ließen. Von den weimarischen Herzogen kam nur einer der jüngeren nach Werben und suchte schwedische Dienste, nämlich Bernhard.

Da der Kurfürst von Sachsen Brandenburg so preis gegeben sah, hatte er sich durch des Kaisers früheren Befehl nicht abhalten laßen, nach Kräften ein Heer zu rüsten. Arnhem, zornig darüber, daß ihn Waldstein früher nach Polen gesandt, hatte seinen Abschied aus kaiserlichen Diensten genommen und war in kursächsische getreten. Er stund an der Spitze der sächsischen Armee, welche bestimmt war, das Land gegen die Schweden zu schützen, falls diese weiter südwärts zögen. An Abfall vom Kaiser dachte der Kurfürst so wenig, daß er im Gegentheil Herzog Wilhelm von Weimar, der in Weimar die Regierung führte, wider von dem Plane, sich Schweden anzuschließen, abzog. Allein nun ergieng von Tilly die Anforderung an den Kurfürsten, er solle seine Rüstungen einstellen und dagegen dem kaiserlichen Heere freien Durchzug durch sein Land gewähren und es verpflegen. Zugleich zog Tilly aus Hessen durch Düringen, Alles in den herzoglich sächsischen Landen wie früher in Hessen verwüstend heran, und kam bis Weißenfels, Zeitz, Pegau und Leipzig, also in das kurfürstliche Gebiet, auch hier dem Greuel seiner Truppen nicht wehrend; da, in der Nothwehr gegen des Kaisers unsinniges Verfahren (denn diese wüsten Züge wollte Maximilian von Baiern durchaus nicht; er hatte sich dem Zuge nach Hessen und nun dem nach Sachsen entschieden widersetzt) schloß sich der Kurfürst von Sachsen am 11ten Sept. ebenfalls den Schweden vertragsmäßig an. Auch bei diesem Benehmen gegen Sachsen scheint beim Kaiser, wie früher in Beziehung auf Brandenburg, ein Motiv der Rache wirksam gewesen zu sein. Die Strafe erfolgte auf der Stelle. Am 14ten September vereinigte sich das sächsische Heer mit dem schwedischen und am 17ten ward Tilly bei Breitenfelde bei Leipzig völlig geschlagen.

An eine solche Niderlage scheint man in Wien gar

nicht als an eine Möglichkeit gedacht zu haben. Wenigstens war für einen solchen Fall nicht die geringste Vorkehr getroffen, und ohne alle Vertheidigung lag das Reich den weiter vordringenden Schweden und deren Verbündeten offen. Es war diese Niderlage bei Breitenfelde aber vornämlich erreicht worden durch das Ungewohnte der Taktik, welche Gustav Adolf ausbildete. Neue zweckmäßigere Methoden der Kriegführung pflegen in der Regel anfangs, bis die Gegner darauf gefaßt sind und sie auch nachahmen, die größesten Erfolge herbeizuführen, und in dieser Weise, als Erfinder in der Kriegskunst, trat Gustav Adolf auf, indem er leichtere, in ihren einzelnen Gliederungen beweglichere Schlachtlinien einführte. Nach diesem Siege trennte sich die sächsische Armee wider von den Schweden und Arnheim führte sie nach Böhmen. Gustav Adolf aber führte seine Armee in die Herzlande Deutschlands nach den fränkischen und rheinischen Bisthümern und allmälig entwickelten sich seine Plane in Beziehung auf Deutschland auch deutlicher. Anfangs beschränkten sie sich vielleicht darauf, die Fürsten von Mecklenburg und Pommern zu seinen Lehensmannen zu machen und in dem bei diesem Verhältnisse vorbehaltenen Anfallsrechte dieser Fürstenthümer an Schweden, wenn die einheimischen Fürstengeschlechter ausstürben, ihre gänzliche Vereinigung mit dem Königreiche vorzubereiten; — allein nun hatte er kennen lernen, was man den deutschen Fürsten bei ihrer Characterschwäche und Uneinigkeit bieten könne, und der Kaiser hatte ihm fast absichtlich in die Hände gearbeitet. Da faßte er den Gedanken, wie sich in einem ehemaligen Theile des Reiches, in den vereinigten Niderlanden nämlich, die Provinzen von den östreichischen Fürsten und bereits auch von aller und jeder Beziehung zum Reiche losgerißen, ein neues republikanisches Gemeinwesen, aber mit einer monarchischen Stellung in den Statthaltern, gebildet habe, so solle auch das übrige Deutschland sich vom Kaiser und dessen Anhange lossagen, ein republikanisches Gemeinwesen nach Art der vereinigten Niderlande bilden und zu Direction seiner Angelegenheiten eine ähnliche Stellung anordnen, wie der Prinz von

Nassau-Oranien als Statthalter in einem Theile der Niederlande habe. Natürlich sollten die einzelnen deutschen Fürstenthümer als Glieder dieses neuzuordnenden republikanischen Gemeinwesens ebenso Fürstenthümer bleiben, wie sie es zeither als Glieder der Republik des Reiches unter dem Kaiser gewesen. Damit aber der Statthalter in diesem neuen Gemeinwesen, der er ohne Frage selbst sein wollte, nicht zu schwach dastünde den übrigen Ständen gegenüber, wünschte er bloß zu der Lehensherrlichkeit über Mecklenburg und Pommern, die er bereits in Anspruch genommen, noch den fürstlichen Besitz der Stiftslande von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Mainz, Bamberg, Würzburg, Speier und Worms oder mit anderen Worten so ziemlich das ganze mittlere Deutschland von Magdeburg, Erfurt und dem Eichsfelde und Bamberg an bis an den Hunsrück und die Vogesen. Damit aber doch der Statthalter auch einen ansehnlichen Titel hätte, wünschte er für denselben bloß den eines römischen Königes und ließ sich für diese Stellung vom Kurfürsten von Sachsen gleich für den Fall, daß Kaiser Ferdinand abgesetzt würde, die Kurstimme zusagen.

Anfangs trug auch in der That das Glück Gustav Adolf auf seinen Flügeln der Erfüllung aller dieser Wünsche entgegen. Ohne allen Widerstand kam das mainzische Gebiet von Erfurt, kam das würzburgische Gebiet in seine Hände, und sofort richtete er eine schwedische Landesregierung ein, um ja nichts zu versäumen, was ihn festsetzen konnte. Eine sehr unangenehme Zugabe zu seiner protestantischen Sache bildete ihm nun der unglückliche, früher (wenn auch in Folge eigner Schuld) aus dem Lande getriebene Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Dessen Restitution in die Pfalz und in die Kurwürde war zeither eines der hauptsächlichsten Interessen der verschiedenen gegen den Kaiser aufgetretenen Kämpfer gewesen; sie hatten diese Angelegenheit als eine Art Parteierbschaft betrachtet. Friedrich hoffte nun Gustav, welcher überall die deutsch protestantischen Interessen im Munde führte, werde sich seiner annehmen, und als Gustav Adolf von Würzburg

weiter nach Frankfurt am Main vordrang und hier mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel zusammentraf, kam auch Friedrich aus den Niderlanden dahin, um des Schwedenköniges Hilfe zu suchen. Diesem aber lagen die pfälzischen Besitzungen gar zu bequem. Durch die Oberpfalz konnte er später seine bambergisch-würzburgischen Gebiete gegen Osten durch ein wohlarrondirtes Fürstenthum, welches gewissermaßen das Schloß von Böhmen ist, decken. Durch die Rheinpfalz arrondirte er das würzburgische, das mainzisch-aschaffenburgische, das wormsische und speiersche Gebiet zu einem herrlichen, zusammenhängenden Fürstenthume. Friedrich hatte nie gegen ihn rebellirt, hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, hatte sicher weit nähere Ansprüche auf die Pfalz, als Gustav Adolf, und war zeither von allen dem Kaiser widerstrebenden Parteien getragen, seine Sache war als ein Vermächtniss angesehen worden, was ein protestantischer Kämpfer dem anderen hinterlaßen hatte; Gustav Adolf aber wollte nichts von ihm wißen, behandelte ihn unhöflich, und zeigte ihm bald deutlich, daß er wenig oder gar nichts von Schweden zu hoffen habe.

Gustav Adolf muste sich sagen, daß wenn er auch dies große Fürstenthum aus geistlichen Gebieten und den pfälzischen Herrschaften im mittleren Deutschland zusammenhalte, dies doch sehr übel mit seinen anderen schwedischen Besitzungen zusammenhänge; denn zwischen dem magdeburgisch-halberstädtischen Gebiete und Mecklenburg oder Pommern lagen immer noch breit die brandenburgischen Länder in der Mitte. Gegen den ihm nun verbündeten Kurfürst von Brandenburg konnte er unmöglich Feindliches unternehmen, ohne sofort seine Sache in Deutschland überhaupt zu ruiniren; und doch bedurfte er einer Brücke zu den Ostseeländern. Da kam er auf den Gedanken, was er selbst nicht bewerkstelligen könne, wenigstens für die Zukunft vorzubereiten und die brandenburgischen Interessen fest an die seinigen zu knüpfen. Er hatte nur eine Tochter, die nachmalige Königin Christine; diese sollte des Kurfürsten Georg Wilhelm Sohn, der nachmalige große Kurfürst, heirathen und

so einmal die schwedisch-finnisch-ingermanländisch-esthnisch-livisch-polnisch-preussischen Territorien mit dem Herzogthume Preussen, dem Kurfürstenthume Brandenburg, mit der Lehnsherrlichkeit und später wirklichen Herrschaft über Mecklenburg und Pommern und mit dem Besitze des großen Fürstenthums im mittleren Deutschland verbinden.

Das wäre allerdings eine ungeheure Macht gewesen, die sich aber auf die Dauer schwerlich hätte vereinigt halten laßen. Schwedens Armuth und Oede hätte wohl kaum die Fürsten dieses Reiches so angezogen, daß es ihr Hauptreich gewesen wäre — auch hätten alle Hauptbeziehungen zu den damaligen Sitzen europäischer Bildung nothwendig in den deutschen Theilen dieses Reiches gelegen. Man kann behaupten, mit Nothwendigkeit habe die gewöhnliche Residenz der Könige dieses Reiches in Kurzem nach Deutschland fallen müßen, aber gleichermaßen kann man behaupten, daß der Stolz der Schweden es ebenso wenig ertragen haben würde, von Deutschland aus, als früher von Dänemark oder Polen aus regiert zu werden. Mit der Zeit hätten sich die Schweden losgerißen und wahrscheinlich Finnland, Ingermannland, Esthland und Livland, wo sie schon länger festsaßen, behauptet — der Rest hätte dann ein immer noch mächtiges Reich in Deutschland gebildet. Es ist nicht so gekommen, weil der Kurfürst Georg Wilhelm nicht darein willigte, daß sein Kurprinz lutherisch würde; denn er war eifriger Calvinist und bei der Stellung, die das Lutherthum in Schweden hatte, war nicht daran zu denken, daß ein calvinistischer Fürst dort zur Regierung kommen konnte. Die Sache, wie sie der fremde Fürst geplant hat, hat sich zerschlagen. Das Schicksal hat aber einen Theil des Planes doch ausgeführt; denn Preussen, Pommern, die brandenburgisch-magdeburgisch-halberstädtisch-erfurtisch-eichsfeldischen Gebiete sind nun bei Brandenburg; für Mecklenburg bildet Schlesien, für Hildesheim bilden Quedlinburg, Nordhausen, Mühlhausen, der Kurkreis Wittenberg, die Stiftslande von Merseburg, Naumburg-Zeitz und der ehemals kursächsische Antheil von Henneberg und Mansfeld mehr als doppelten Ersatz, und für das Fürstenthum am Main und Mittelrhein hat Brandenburg nun Paderborn, Minden, Münster, Cöln, Trier und eine ganze Reihe kleiner deutscher Reichsgebiete, die alle mit den älteren jülich-clevischen und den später erworbenen gelderischen Territorien bequem zusammenhängen, und auch der Patronat des Protestantismus ist von Schweden auf Brandenburg übergegangen. Was in Gustav Adolfs Planen gewissermaßen welthistorisch nothwendig und von ihm instinctartig aus den Ver-

hältnissen herausgefühlt war, ist also in Deutschland zu Stande gekommen ohne Schweden, ja! zum Theil gegen Schweden; und daß Schweden alles das großestheils auf gewaltsamsten, rechtsverachtendsten Wegen früher hat erzwingen wollen, hat den deutschen Entwickelungen die Wege gebahnt; die Bedrängniss, in welche Brandenburg von Gustav Adolfs Landung bis zu Karls XII. Tode durch die Schweden gekommen ist, hat Brandenburgs Kraft geweckt und dessen Fürsten zu einer so energischen Haltung gezwungen, daß ihr Gebiet groß und mächtig und einer der angesehensten Staaten in Europa geworden ist, während Schweden wider zu der ihm seiner natürlichen Lage nach zukommenden Unbedeutendheit zurückgesunken ist. Gustav Adolf selbst noch in Deutschland zu preisen, ist genau so, wie wenn man jetzt Napoleon in Deutschland rühmt, der sicher auch ohne es zu beabsichtigen große Verdienste um die Entwickelung unserer nationalen Kräfte gehabt hat.

Als Gustav Adolfs Plane an der Bestimmtheit des Kurfürsten Georg Wilhelm hinsichtlich der calvinistischen Confession scheiterten, und er dennoch den Gedanken eines schwedischen Fürstenthums im mittleren Deutschland nicht aufgeben wollte, er sich aber doch sagen muste, daß ein solches vereinzeltes Gebiet nicht haltbar sein würde, wenn man ihm nicht Stützen verschaffte, kam er auf den Gedanken, demselben durch eine Reihe Fürsten, deren Interesse mit dem seinigen identisch wäre, diese Stützen herzustellen. Er verzichtete also in seinen Planen wider auf das mainzische Gebiet; sein Kanzler Oxenstierna sollte protestantischer Kurfürst von Mainz werden; sollte im Westen durch die mainzisch-aschaffenburgischen Territorien, im Osten durch die erfurtisch-eichsfeldisch-fritzlarischen dort das schwedische Gebiet decken, hier eine Anlehnung für Weimar und Hessen gewähren. Die jüngeren Herzoge von Weimar sollten durch noch zu machende Eroberungen in Süddeutschland, die er in voraus vergab, als wären sie in seinen Händen, ausgestattet werden, und ein Bollwerk nach Süden und Südwesten bilden — andere Eroberungen in Süddeutschland, etwa das Gebiet der Reichsstadt Augsburg und die Bisthümer von Augsburg und Aichstädt sollten ihn für Mainz entschädigen und sein Gebiet im mittleren Deutschland arrondiren. Mit solchen Planen trug sich

Gustav Adolf als er, nachdem er zu Weihnachten Mainz besetzt, den Januar und Februar in jenen Gegenden am Untermain und Mittelrhein mit seiner Armee in den Winterquartieren lag.

Der Kaiser war inzwischen in größester Noth. Die Reste der ligistisch-kaiserlichen Armee unter Tilly hatten sich zuerst aus den leipziger Gegenden nach dem Halberstädtischen hin gewandt und gesammelt; dann, in der Unmöglichkeit hier noch etwas Bedeutendes auszurichten, oder bei einem entscheidenden Angriffe sich nur halten zu können, hatten sie sich nach Baiern gezogen. Nur ein kleiner Theil unter Pappenheim blieb in Besatzungen in Niedersachsen zurück. Böhmen aber war von den Sachsen unter Arnhem besetzt. Von Tilly konnte der Kaiser höchstens Schutz auf der bairischen Seite erwarten, von der oberpfälzischen Seite lagen die Donaulandschaften den Schweden, von Böhmen her den Sachsen offen. In dieser Noth wandte sich Ferdinand wider an Waldstein, der nun den spröden spielte, und sich anfangs mit Podagra entschuldigte; dann zusagte, er wolle dem Kaiser wider ein Heer aufstellen. Als er aber hörte, er solle das Commando dieses Heeres mit Ferdinands Sohne theilen, erklärte er: „das Commando theilen werde er in keiner Weise und wenn man es ihm neben unserem Herrgott selbst anbiete. Befehlen wolle er allein oder gar nicht." Endlich als man ihm das zugestanden, sagte er zu, ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann aufbringen und es bis zum 1. April commandiren zu wollen. Er hielt Wort; stellte das Heer her; — aber als sich gegen das Frühjahr die Feinde aus den Winterquartieren in Bewegung setzten, gieng die Zeit, für welche er das Commando übernommen hatte, zu Ende, und der Kaiser muste sich sagen, daß sich das von Waldstein zusammengebrachte Heer gar nicht halten laße, wenn man ihm einen anderen Führer gebe. Er war also zunächst ganz in der Gewalt des dämonischen Mannes, der die Macht, in welcher er sich fühlte, auf das Unverschämteste nutzte, und die Führung nur behielt unter der Bedingung, daß er alleiniger Generalissimus des Kaisers sei, daß ihm

ein östreichisches Erbland gewissermaßen als Garantie verpfändet werde für das Einhalten der übrigen Bedingungen; daß er beim kaiserlichen Heere alleinige Entscheidung habe in allen Beförderungs- und Pardonsachen ad famam et vitam, so daß sich weder der Kaiser noch ein Reichsgericht einmischen dürfe; daß ihm über alle gegen die Schweden und deren Verbündete zu machende Eroberungen die Oberlehnsherrlichkeit zugesagt, daß ihm der Besitz der mecklenburgischen Fürstenthümer von Neuem zugesprochen würde; daß er namentlich bei einem künftigen Frieden als selbstständiger, unabhängiger Reichsfürst in seiner Eigenschaft als Herzog von Mecklenburg mit unterhandeln und abschließen solle, und daß ihm für sein Heer, im Falle eines Rückzuges, die kaiserlichen Lande jederzeit offen stehen müßten. Hätte es Waldstein redlich gemeint, so hätte er in dem Besitze der Stellung, die er nun erreicht, sich in jeder Weise auf der Spitze des Glückes sehen müßen — allein bei seiner wildegoistischen Gemüthsart dachte er sofort weiter daran, diese Stellung theils zu benutzen, sich an dem Kurfürsten von Baiern, der ihn früher gestürzt, zu rächen, theils noch höher zu steigen und eine so hohe militärisch-fürstliche Stellung zu erlangen, daß er auch vom Kaiser unabhängig, daß er eine europäische Macht wäre. Bei solcher Gesinnung muste ihm das getheilte Verhältniſs, in welchem er war (theils als Reichsfürst, theils wider in seiner Feldherrneigenschaft als unmittelbarer Diener des Kaisers) nothwendig zuletzt den Hals brechen; denn indem ihn seine Absichten der Rache und der Unabhängigkeit fortwährend hinderten, des Kaisers Interesse ehrlich und sachgemäß zu vertreten, und also bald mit Recht den Kaiser den böseſten Argwohn faßen laßen musten, hinderte andrerseits Waldsteins Stellung als Reichsfürst den Kaiser, einfach gegen ihn als gegen einen pflichtvergeßenen Diener zu verfahren und drängten am Ende den Kaiser oder die, welche dessen Interesse wahr nahmen, in die Nothwendigkeit sich in eigner Nothwehr des unzuverläßigen Mannes auf die gewaltsamste Weise zu entledigen, sobald man sah, daß Waldstein mehr zum Schaden und Verderben, als zum Vor-

theil der kaiserlichen Interessen da war. Indessen dieser Untergang entwickelte sich, wenn auch nothwendig aus der hochverrätherischen Art, wie Waldstein des Kaisers Unglück zu eigner Erhebung nutzte, doch erst allmälig.

Zunächst begannen die größeren Actionen im Frühjahre 1632 damit, daß Tilly im März, als Gustav sein Heer auf Nürnberg führte, mit etwa 20,000 Mann den Schweden ins Bambergische entgegenzog; dann aber von Maximilian, zu welchem Tilly nun wider allein stund, der Deckung Baierns halben dahin abgerufen ward. Gustav Adolf folgte aus der Gegend von Nürnberg nach Donauwörth, gieng hier über die Donau und rückte, immer Tilly nachfolgend, an den Lech. Unter dem Schutze seiner Batterieen überschritt er auch diesen Fluß und schlug das ligistische Heer am 5ten April. Tilly selbst ward tödtlich verwundet, und ordnete nur noch den Rückzug auf Ingolstadt an. Gustav Adolf bewegte sich höher im Lande ostwärts, nöthigte die Reichsstadt Augsburg zur Erbhuldigung an Schweden, zog am 7ten Mai in München ein, und Maximilian selbst mußte nun bei Kaiser Ferdinand Hilfe suchen, der, da er alle Gewalt in Waldsteins Hände gegeben, auch nicht helfen, sondern nur an Waldstein verweisen konnte. Außer dem Kaiser fand Maximilian nur an Frankreich einen Anhalt. Dieses hatte die Schweden unterstützt, um Oestreich Abbruch zu thun; an die Erlangung einer solchen Macht aber, wie Schweden nun bereits in Deutschland gewonnen hatte, hatte Richelieu nicht gedacht, und als er diese Macht wirklich sich entwickeln sah, ward er vor Gustav Adolf besorgter, als vor dem Kaiser und schloß noch im Mai, während Frankreich zugleich den Schweden vertragsmäßig Subsidien zu zahlen hatte, einen Allianzvertrag mit Maximilian auf 8 Jahre, in welchem Vertrage auch Baiern also auf den in diesen unglücklichen Zeiten sich immer steigernden Verrath deutscher Fürsten an Deutschlands Interessen einging, und den Franzosen das Recht zugestund, das linke Rheinufer von Konstanz bis Koblenz zu besetzen.

Waldstein that zu Maximilians Unterstützung nur so viel als nöthig war, Oestreich gegen weiteres Vordringen

der Schweden zu decken. Er sandte einen kleinen Theil seines Heeres unter Aldringer nach Regensburg — sein übriges Heer sammelte er in Eger, wodurch er allerdings Gustav Adolfs Rückzugslinie auf Norddeutschland, was die eigentliche Basis seiner Unternehmungen bildete, so bedrohte, daß Gustav Adolf über die Donau zurück muste. Der Schwedenkönig wandte sich wider auf Nürnberg. In dessen Nähe, auf den Höhen bei Fürth, bezog Waldstein ein festes Lager. Gustav Adolf kam, da ihm Waldstein alle Zufuhr abschnitt, bald in solche Noth, daß er diese Stellung aufgeben oder Waldstein aus seiner Position herauswerfen muste. Er hatte etwa 50,000 M. zusammen, als er alle seine Generale an sich gezogen hatte; Waldstein und Maximilian, die auf den Fürther Höhen zusammenlagerten, hatten nur 40000 M., aber eine unangreifbare Aufstellung. Gustav Adolf, in seiner Hungerlage, wollte das Unmögliche möglich machen und versuchte am 24ten August einen Sturm auf das feindliche Lager, der troß der größesten Tapferkeit des schwedischen Heeres zu nichts führte. So sah sich also Gustav Adolf am 8ten Sept. genöthigt, Nürnberg zu verlaßen. Anfangs hatte er den politisch fehlerhaften Gedanken, sein Heer theilen, selbst im südlichen Deutschland bleiben zu wollen, während er Bernhard von Weimar allein mit einem anderen Theile des Heeres nach Norddeutschland gehen ließe; als er sich besann, daß er, wenn er seine Hauptmacht wider gegen Baiern führe, veranlaßen könne, daß sich Sachsen und Brandenburg beim Hereinziehen Waldsteins nach Norddeutschland wider an den Kaiser anschlößen, wandte er plötzlich um, und holte Bernhard in Arnstadt ein. Allein bis dahin hatten die protestantischen Verbündeten Gustav Adolfs Wesen so satt, daß nicht bloß Georg von Lüneburg sich gar nicht mehr um ihn kümmerte und mit Kursachsen unterhandelte, um eine selbstständige deutsch-protestantische Macht, nöthigesfalles gegen Schweden, aufzustellen, sondern auch Bernhard von Weimar sagte dem Könige in Arnstadt den Dienst auf und verzichtete auf seine Generalsstellung, um sich nicht länger grob behandeln zu laßen.

Er hatte den Uebermuth der Schweden, der sich vom Könige seinen Umgebungen, und von diesen allen Agenten und nideren Officieren mittheilte, vollkommen zur Genüge. — Gustav Adolf war so in unhaltbarer Lage — in der Weise, wie er bisher aufgetreten war, gieng es nicht weiter; entweder muste er, das war deutlich, auf die gewaltsamen Plane in Deutschland und auf die rechtsverachtende Weise, wie er bis dahin aufgetreten war, verzichten; oder er muste gegen die deutschen Protestanten zugleich und rein als schwedischer Eroberer, wie später Karl XII., auftreten. Eine solche Rolle auf die Dauer zu unterstützen, wäre auch damals Schweden zu ohnmächtig gewesen — und so kann man sagen, war es sein und der Schweden in Deutschland größestes Glück, daß er, als nun auch Waldstein über die voigtländischen Gegenden nach der Saale hingezogen war, und er ihm am 6ten Nov. bei Lützen begegnete, er selbst in der übrigens siegreich endenden Schlacht den Tod fand.

Gustav Adolfs Tod änderte sogleich die ganze Lage der Schweden in Deutschland, denn bis dahin hatten sich die Klagen der deutschen Fürsten, die zu Gustav Adolf hielten, doch hauptsächlich nur bezogen, theils auf dessen zuweitgreifende Umwälzungsplane, theils auf die persönliche Behandlung, die ihnen zu Theil ward — beide Klagpuncte fielen sofort weg. Nicht einmal den Plan, das Erzbisthum Mainz für sich einzunehmen, vermochte Oxenstierna nach des Königes Tode noch festzuhalten. Frankreich setzte sich entgegen. Die schwedischen Plane schrumpften also zunächst dahin zusammen, daß man suchen muste, die Landschaften im mittleren Deutschland dadurch in einiger Beziehung zu halten, daß man sie wie die mecklenburgischen Lande deutschen Fürsten als schwedische Lehen gäbe. Das hatte eine gewisse Bequemlichkeit selbst für die Fürsten, die in ein solches Verhältniſs eintraten. Hätte z. B. Herzog Bernhard von Weimar das Bisthum Würzburg erst und direct für sich in Besitz nehmen sollen, so wäre er, der als deutscher rst dem deutschen Reiche verpflichtet war, offen als Land- ber erschienen. In den Händen der Schweden erschien Besitznahme nur als eine Eroberung, denn sie waren

fremd, dem Reiche zu nichts verpflichtet, und wenn nun Bernhard diese ihre Eroberung von ihnen zu Lehen nahm, war er nach damaligen Begriffen in einer rechtlichen Form in Besitz gekommen. Dies Interesse, einen bequemen Vorwand gegen das Reich in den schwedischen Diensten und Verbindungen zu haben, hielt vor allen Dingen nun die deutschen protestantischen Fürsten mit Schweden vereinigt. Sie hatten an Schweden einen Mittelpunct gefunden, der selbst ganz außerhalb ihrer Familienzwiste und kleinlichen Beziehungen stund; und auch, daß dadurch wirklich ein ihnen wesentliches Bedürfniss erledigt ward, hielt sie nun, wo die persönlichen Antipathien plötzlich in des Königs Blute gelöscht waren, bei Schweden. Nach der Schlacht bei Lützen hatte Herzog Bernhard von Weimar, der zufällig auch nach Aufgabe des schwedischen Dienstes noch in des Königes Nähe geblieben war, den Oberbefehl der großestheils deutschen Truppen des Königes übernommen; er führte sie nun als deutscher, den Schweden verbündeter Fürst; die Führung der schwedischen Truppen übernahm der General Horn. In ganz gleicher Weise trat als selbstständiger, aber den Schweden verbündeter Fürst nun Georg von Lüneburg auf; ihm zur Seite stund Herr von Knyphausen als schwedischer Feldherr, wie Horn zu Herzog Bernhards Seite, und sobald Georg mit Kursachsen in Verein durch seine Bewegungen Waldstein, der nach der Schlacht von Lützen im Rückzuge war, vollends nach Böhmen hereingedrängt hatte, wandte er sich mit seinen Truppen nach Nidersachsen und Westfalen, welche Landschaften von kaiserlichen Truppen fast ganz entblößt waren, und weiter gesäubert werden sollten. Bernhard und Horn wandten sich nach dem schwedischen Fürstenthume am Main. Herzog Wilhelm von Weimar und Landgraf Wilhelm von Hessen stellten mit Hilfe französischer Subsidien eigne Heerhaufen auf; doch ward auch ihnen zur Seite gewissermaßen ein schwedisches Heer gestellt, welches unter Banér im Düringischen und Magdeburgischen vereinigt, gewärtig sein sollte, entweder Knyphausen oder Horn nach Befinden der Umstände zuziehen zu können. Als Vertreter der Krone

Schweden trat, da Gustav Adolfs Töchterlein, Christine, noch unmündig war, der Kanzler Oxenstierna auf. So lange man nach Gustav Adolfs Tode die Haltung der protestantischen, deutschen Fürsten noch nicht deutlich übersah, hatte dieser Mann klug nachgegeben und rücksichtsvoll den Umständen und Persönlichkeiten Rechnung getragen; allein sobald er sah, daß sich diese Fürsten dazu bequemt hatten, auch nach Gustav Adolfs Tode bei der Verbindung mit Schweden auszuharren, sie ihn aber mit ihren Bedenken und Rücksichten, die er zum Theil nicht verstund, zum Theil nicht verstehen wollte, hinderten, trat er täglich anmaßender auf, und in dem Gefühle, daß keiner dieser Fürsten einzeln dem Kaiser und der Liga würde gegenüber treten wollen, daß sie aber bloß durch die schwedische Verbindung zusammengehalten würden, also dieser nothwendig bedürften, führte er bald eine so grobe und befehlende Sprache gegen sie, wie Gustav Adolf selbst geführt hatte.

Die süddeutschen Eroberungen waren wider verloren; die mitteldeutschen konnten die Schweden unmittelbar für sich auch nicht brauchen; sie gaben also, was von den pfälzischen Landen erobert war, jetzt an Friedrichs V. Kinder zurück, denn er selbst war inzwischen am 29ten Nov. 1632 gestorben. Der Rest der mitteldeutschen Besitzungen bestund dann aus den Bisthümern Würzburg und Bamberg; diese gab man Herzog Bernhard von Weimar zu Lehen; es scheint er suchte auch die mainzische Herrschaft von Aschaffenburg dazu zu behaupten. Die mainzischen Herrschaften von Erfurt und Eichsfeld zusammt dem magdeburgisch-halberstädtischen Gebiete hielten die Schweden noch occupirt und hier eben war es, wo sich Banérs Reservearmee bildete. Auch hatten sich die Schweden in den an Pfalz und an Herzog Bernhard gegebenen Landen Waffenplätze, nämlich Mannheim und die Vestungen von Würzburg und Königshofen vorbehalten. Kleinere Herrschaften sollten wohl auch schwedische Generale in Deutschland mit der Zeit als Fürsten und zunächst wenigstens als ein gutes Stück Brod erhalten; so hatte wenigstens Horn die Herrschaft des Deutschmeisters in Mergentheim zugesprochen er-

halten, und wer weiß ob nicht Oxenstierna, als ihm seine Absichten auf Mainz durch die Franzosen vereitelt wurden, für sich an die Gebiete von Magdeburg, Halberstadt und Erfurt dachte. Direct für Schweden wünschte er in den Küstenlanden Entschädigungen für die aufgewandten Kriegsanstrengungen, und hielt deshalb die Lehensherrlichkeitsansprüche und die daraus fließenden Erbansprüche auf Pommern und Mecklenburg fest. Später als man doch einen großen Theil von Pommern nach dem Aussterben des herzoglichen Geschlechtes an das erbberechtigte Brandenburg überlaßen und die Lehensherrlichkeit über Mecklenburg aufgeben muste, kam man darauf, in den Siftslanden von Bremen und Verden, also in Nidersachsen, aber doch auch an der See, Entschädigungen zu suchen.

In Niderdeutschland waren so einige Zeit nach der Lützener Schlacht alle Verhältnisse dergestalt geordnet, wie sie die Schweden, die ja nun nicht mehr daran denken konnten, Deutschland einen römischen König geben zu wollen, nur wünschen konnten. Um die Anerkennung ihres Einflußes in Deutschland und der Besitzungen, die sie sich daselbst ausersehen hatten, auch vom Kaiser zu erreichen, war es aber nothwendig, daß sie den Krieg weiter führten; daß sie ihn auch wider nach Süddeutschland hereintrugen, und dies ward ihnen nun außerordentlich erleichtert. Maximilian von Baiern war eingeschüchtert; durch den Verlust Tilly's seiner rechten Hand beraubt; Waldstein saß fast thatlos in Böhmen und schien nur darauf zu sinnen, in dem allgemeinen Ruin des deutschen Reiches selbst einige Beute zu machen. Mit Frankreich war man im besten Vernehmen; denn seit Gustav Adolfs Tod hatte Richelieu die Besorgniss vor der Gründung einer großen schwedischen Macht in Deutschland verloren; daß sie kleinere Erwerbungen machten, war ihm ganz recht, denn von diesen hatte Frankreich nichts zu fürchten, vielmehr selbst um so leichter Zugeständisse zu erwarten, und was die Franzosen sich ausgesucht hatten, war durch den Tractat mit Maximilian von Baiern deutlich genug an den Tag gelegt: das linke Rheinufer von Konstanz bis Koblenz — also die Stifts-

lande von Basel, die Freigrafschaft, das Elsaß, einen Theil der Pfalz, der trierischen Stiftslande und Lothringen. Unter diesen Umständen war es leicht, daß Ozenstierna die protestantischen deutschen Reichsstände in Franken, Schwaben und am Rheine im April 1633 zu Heilbronn bewog, mit der Krone Schweden ein besonderes Bündniß zu schließen. Während Herzog Georg von Lüneburg Norddeutschland vollends von kaiserlichen Truppen rein machte, führte Bernhard den Krieg gegen Baiern, von dem er am meisten für sein Schwedenlehen in Franken zu fürchten hatte. Im Nov. 1633 eroberte er Regensburg, von wo aus er die bairischen wie östreichischen Landschaften im Schach hielt. Waldstein ließ man in Böhmen unangefochten; nur in Schlesien drangen Kursachsen und Kurbrandenburger ein, und auch auf dieser Seite war eine kleine schwedische Armee unter dem Grafen von Thurn, der in schwedische Dienste getreten war, thätig. Waldstein, welcher dieses kaiserliche Land zu vertheidigen hatte, that es ernstlich nur gegen Thurn. Mit Kursachsen und Kurbrandenburg schloß er Waffenstillstand und äußerte sich nach der politischen Seite, ohngeachtet er als des Kaisers Feldherr in dessen Eid und Pflicht stund, ganz als unabhängiger Fürst, als wäre er nur Herzog von Mecklenburg und dürfte als unabhängige europäische Macht ein Wort mit reden ohne Rücksicht auf den Kaiser. So großen Vortheil er früher von den Verfolgungen der Protestanten in Böhmen gezogen, so geneigt war er nun, die nationale Partei in Böhmen an sich zu knüpfen. Am kaiserlichen Hofe war ihm immer die eifrig katholische, mit Spanien und Baiern nächsteinverstandene, durch die Jesuiten hauptsächlich geleitete Partei entgegen gewesen; war er ja doch im Grunde nur pro forma Christ und in der That ein Anbeter des himmlischen Heeres der Sterne. Diese Partei gewann gegen ihn beim Kaiser täglich mehr Terrän, als er so unthätig in Böhmen saß, seine Armee auf Unkosten kaiserlicher Lande leben ließ und offenbar andere Ziele verfolgte, als der Kaiser. Er mochte daran glauben statt der böhmischen Güter leicht in eigentlichen Fürstenthümern Ersatz finden zu können, und wenn er

von Restitution des vertriebenen böhmischen Adels und von Vertreibung der Jesuiten aus Böhmen spräche, die nationale Partei in Böhmen fest zu gewinnen, und ebenso wenn er von Vertreibung der verhaßten Schweden aus Deutschland spräche, Kursachsen und Kurbrandenburg. Was er eigentlich plante, ist nicht ganz klar, da er klug genug war, sich erst bei den letzten gegen Ende 1633 eingeleiteten Unterhandlungen mit Sachsen, die vom Kurfürsten (auf Arnhems Warnung) nur zaudernd und vorsichtig aufgenommen wurden, deutlicher zu äußern. Doch konnte er nicht daran denken, sich in Mecklenburg gegen die angestammten Fürsten unter Kursachsens und Kurbrandenburgs Gutheißung zu behaupten; und so scheint sein Plan dahin gegangen zu sein, eine dritte Partei mit Hilfe der deutschen Protestanzu bilden — namentlich in Verein mit Kursachsen, Kurbrandenburg und dem am Main damals noch mächtigen Bernhard von Weimar; Böhmen dann für sich dem Kaiser abzutrotzen; die Einwohner dieses Landes durch Restitution ihrer früheren Verhältnisse und Rechte zu gewinnen; die katholischen Stifter in Deutschland herzustellen und dadurch auch die Katholiken sich zu verbinden; die dadurch verlierenden Fürstenhäuser (z. B. Bernhard von Weimar) aber auf Kosten des Herzogs von Baiern, den sein Rachedurst nicht aus dem Auge ließ, reichlich zu entschädigen — die Schweden endlich baldmöglichst aus Deutschland zu entfernen. Während er aber so plante, konnte er zu keiner rechten That kommen, denn sofort offen in seinem Sinne aufzutreten, vermochte er nicht, weil die Armee, welch mächtige Stellung er auch in derselben hatte, keine herzoglich waldsteinische war, sondern eine für den Kaiser in Eid und Pflicht genommene. Er konnte aber auch für den Kaiser nicht entschieden mit dieser Armee thätig sein, ohne die Protestanten dadurch wider ganz zurückzustoßen und alle seine diplomatischen Schliche resultatlos zu machen; denn Herzog von Baiern nun gar gegen Bernhard zu Hilfe zu kommen, ließ schon sein Haß gegen Maximilian nicht zu. So war er und blieb er in halber Stellung — als Reichsfürst ohnmächtig, als Feldherr ein Verräther am Kaiser,

und flößte mehr und mehr nach allen Seiten Mistrauen ein. Der Kaiser selbst war dabei in der entsetzlichsten Lage. Er hatte schon, als Gustav Adolf zuerst in Norddeutschland vordrang, um seine Kräfte nicht nach allen Seiten zersplittern zu müßen, im April 1631 durch den Frieden von Alerasch (Chierasco) den italienischen Krieg beendigt und auf dieser Seite ganz nachgegeben. Die herzogliche Linie von Nevers succedirte in Mantau; die Franzosen hatten im oberen Italien wider entscheidenden Einfluß. Maximilian von Baiern hatte das ganze linke Ufer des Oberrheins an die Franzosen; die protestantischen Fürsten hatten ganz Norddeutschland und Mitteldeutschland und einen Theil des westlichen Süddeutschland gewissermaßen an die Schweden verrathen; Waldsteins immer deutlicherer Verrath drohte dem Kaiser auch Böhmen und Schlesien zu entreißen — er sah sich in Folge der Rechtsverletzung, die in der formlosen Aechtung norddeutscher Fürsten und in dem eigenmächtigen Restitutionsedicte lag, selbst am Rande des Verderbens; seine Sünden suchten ihn heim, wie früher den Kurfürsten Friedrich die seinigen heimgesucht hatten.

In dieser Noth wuste ihm die Waldstein feindliche Partei am kaiserlichen Hofe augenscheinlich zu machen, daß alles Unglück in der widersinnigen Stellung Waldsteins an der Spitze der Armee wurzele. Ferdinand sah nun den Misgriff, den er früher gemacht, und rasch wälzte sich jetzt das Verderben auf Waldstein. Auch diesen suchten seine Sünden heim; doch er erkannte sie nicht als solche; er suchte sie durch größere zu überbieten und so blieb als Rest der Rechnung sein Tod. Als der Kaiser seinen Misgriff in Beziehung auf Waldstein durch Ernennung seines Sohnes Ferdinand zum Generalissmus gut machen wollte, war für Waldstein ein Moment, wo er einlenken konnte. Mit dem Sohne des Kaisers konnte eine Rivalität der Ehren nicht statt finden, vor oder neben ihm durfte Waldstein unbeschadet seiner Ehre zurücktreten — aber wenn er es that, hörte er auf, an der Spitze seiner Armee das Ansehen einer unabhängigen, europäischen Kriegsmacht zu haben; auf Mecklenburg durfte er nicht mehr hoffen, nach

der Lage der Dinge, die der Krieg herbeigeführt hatte; auf einen Ersatz für Mecklenburg in einem Erblande des Kaisers dann aber auch schwerlich. Seine Stellung als Macht im Reiche auf der einen Seite, sein Eid und seine Treue auf der anderen Seite stunden auf dem Spiele. Da warf Waldstein die Treue, die er schon lange innerlich nicht mehr zu achten sich gewöhnt hatte, auch äußerlich weg. Er suchte in den letzten Monaten des Jahres 1633 die Armee persönlich für sich zu gewinnen; auch sie in seine Untreue gegen den Kaiser hereinzuziehen. Als er damit weit genug gekommen zu sein glaubte, muthete er den Generalen und Obristen der Armee (die allerdings großestheils bei Waldsteins weiteren Planen auch für sich mehr zu hoffen hatten) im Jan. 1634 zu: wenn sie wollten, daß er die Fortdauer des Oberbefehles gegen den Kaiser in seinem und ihrem Interesse behaupte, sollten sie sich ihm in einer Weise verpflichten, die sich mit ihrer Treue gegen den Kaiser nicht vertrug. Sofort übersah einer der Generale, Ottavio Piccoluomini, die Verderblichkeit dieser Plane und was sich durch deren Vereitelung gewinnen laße. Er, der in Pilsen, wo jene Verpflichtung statt hatte, scheinbar eingestimmt hatte und zwei nicht zugegen, vielmehr in Schlesien gewesene, Gallas und Aldringer, von denen jener den nächsten Platz nach Waldstein im Heere hatte, verbanden sich, setzten den kaiserlichen Hof in Kenntniſs und Gallas ward ins Geheim bereits am 24ten Jan. 1634 vom Kaiser zum interimistischen Oberbefehlshaber ernannt. Noch wollte Waldstein nicht ganz entschiedene Schritte thun, vor denen ohne Zweifel noch viele höhere Officiere zurückgeschaudert wären — er wollte sie zuerst in halben Widerstand verwickeln, sie sich compromittiren laßen, daß sie dann in der Verzweiflung, beim Kaiser noch Gnade finden zu können, mit ihm gehen müßten, wohin er wollte. Auch waren durch des Kurfürsten von Sachsen und Arnhems Zaudern die verrätherischen Unterhandlungen Waldsteins noch in keiner Weise einem Abschluße näher gekommen. Dies verdeckte Spiel schnitt der Kaiser ab, indem er am 18ten Febr. Waldstein für einen Verräther erklärte. Es war die höchste Zeit, denn an demselben

Tage hatte Waldstein den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der ganz für seine Plane gewonnen war, an den Herzog Bernhard nach Regensburg gesandt und ließ letzterem fest zusagen, indem er zugleich von ihm Hilfstruppen suchte. Da aber Waldstein so lange eine zweideutige Rolle gespielt, traute ihm auch Bernhard nicht sofort. Die deutschen Truppen im kaiserlichen Heere blieben dem Kaiser treu; nur mit 5 Kompagnieen gräflich Terzkaischer Reiter und 5 Kompagnieen vom Reiter- und 200 Mann vom Infanterie-Regiment des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen Lauenburg brach Waldstein von Pilsen auf und führte sie am 23ten und 24ten Februar nach Eger; doch war ihm unterwegs der Obrist Walter Butler mit einem fast ganz aus Irländern bestehenden Reiterregimente begegnet, was er nun ebenfalls mit sich nach Eger führte. Butler hatte schon über Waldsteins Absichten Verdacht geschöpft und leitete, als er diesen bestätigt fand, in Einverständniss mit dem kaiserlichen Commandanten von Eger, dem Obrist Gordon und dessen Obristwachtmeister Leslie (beides protestantische Schotten) Waldsteins und seiner nächsten Anhänger Ermordung ein. Am 25ten Febr. Abends ward Waldstein in seinem Quartiere beim Bürgermeister Pachhälbl durch Butlers Hauptmann Deveroux nidergestoßen; die anderen ihm zunächst verbundenen Officiere wurden in der Vestung nidergemetzelt. Von einem Morde kann im Grunde keine Rede sein; es war die Tödtung eines erklärten Verräthers und Rebellen — allerdings nicht unmittelbar auf Befehl des Dienstherrn, aber in der Nothwendigkeit, ein äußerstes Mittel zu ergreifen. Was widriges dabei ist, fällt allesfalles nur den fremden Söldnern zu, nicht dem Kaiser, und auch dies wird durch die Nothwendigkeit entschuldigt. Bernhard von Weimar kam mit seiner Hilfe zu spät.

Nun ward nominel des Kaisers Sohn, Ferdinand, in der That ward Gallas, der ihm zur Seite stund, Generalissimus. Es schien jedoch nun, als falle nach Waldsteins Tode alle Besorgniss vor dem Kaiser weg. Waldstein hatte diesem fortwährend wie ein böser Dämon zur Seite gestan

den. Bei Kursachsen und Kurbrandenburg wuchs die Besorgniſs vor Schweden, wozu das Heilbronner Bündniſs das seinige beitrug. Schweden aber war in Deutschland gewiſsermaßen gelähmt; denn wie früher durch Gustav Adolfs Anmaßung und Grobheit, so nun noch weit mehr durch Oxenstierna's, waren Georg von Lüneburg und Bernhard von Weimar verletzt. Diese suchten sich selbst so mächtig als möglich zu machen, um der Abhängigkeit von Schweden quitt zu werden. Aber eben deshalb hinderte sie Oxenstierna überall, und wie früher der Kaiser und Waldstein gegen einander intriguirt hatten, begann nun ein Spiel der Intriguen zwischen den deutschen Verbündeten Schwedens und Oxenstierna. Als Banér mit kursächsischen Truppen im J. 1634 in Böhmen eingebrochen war und bis Prag kam, ließ der Kurfürst seine Truppen die Stadt nicht mitstürmen; er wollte das Festsetzen der Schweden in Böhmen nicht. Allein gelaßen vermochte Banér Prag nicht zu nehmen, und während Sachsen noch mit Schweden vereint in Böhmen stunden, unterhandelte der Kurfürst schon einen Separatfrieden mit dem Kaiser, dessen Truppen im Juli Regensburg gegen Herzog Bernhard wider eroberten und am 4ten September den General Horn und Herzog Bernhard bei Nördlingen gänzlich schlugen. Horn selbst ward gefangen. Der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden, die gleich den anderen süddeutschen Protestanten Glieder des Heilbronner Bündnisses, also Verbündete Schwedens waren, sahen plötzlich die wilde Fluth der kaiserlichen Heere über ihre Länder hereinbrechen. Sie flohen nach der ebenfalls verbündeten Reichsstadt Straßburg, und wie wir früher die Characterlosigkeit der norddeutschen Fürsten besonders groß gesehen haben, so sollte auch nun die der süddeutschen in der Noth recht offenbar werden. Keiner wuſste Mittel in sich zu finden, dem Kaiser auf eigne Faust Widerstand zu leisten; mit einer rücksichtslosen Hingebung, deren Muth- und Characterlosigkeit selbst Oxenstiernas Erstaunen rege machte, warfen sich die Fürsten Richelieu in die Arme. Er sollte helfen. Und am 11ten Nov. schloßen die Verbündeten in Süddeutschland und also

zunächst die mächtigsten unter ihnen: der Herzog von Wirtemberg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Baden mit Frankreich einen Vertrag, durch welchen sie den Franzosen das Elsaß zusagten. Schon vorher hatten die Franzosen siebenzehn Städte im Elsaß besetzt und schritten so der Besitznahme des linken Ufers des Oberrheines, die sie sich von katholischen wie protestantischen Fürsten in Deutschland garantiren ließen, immer entschlossener entgegen, und die deutschen Fürsten, welche diesen schmählichen, reichsverrätherischen, wahrhaft brandmarkenden Vertrag eingiengen, hatten zunächst nicht einmal den geringsten Vortheil davon. Die Spanier kamen dem Kaiser von den Niderlanden her zu Hilfe; besetzten Trier und nahmen den ebenfalls den Franzosen verbündeten Erzbischof von Trier gefangen, was freilich den Franzosen ganz willkommen war, denn nun eröffneten sie den Krieg gegen die spanischen Besitzungen d. h. gegen die Niderlande und gegen die Freigrafschaft, durch welcher letzteren Eroberung das Elsaß erst seinen rechten Werth erhielt; denn so lange das Herzogthum Lothringen und die Freigrafschaft nicht französisch waren, hatte Richelieu nur eine schmale Brücke durch die im 16ten Jahrhunderte französisch gewordenen lothringischen Bisthümer nach dem Elsaß. Hatte man aber die Freigrafschaft, so war die Verbindung vollständig hergestellt. Außer dem ihnen zugesagten Elsaß schützten die Franzosen in Süddeutschland nichts. Herzog Bernhard war so mittellos, daß er für sich nichts unternehmen konnte. Oxenstierna, der trotz seines Unwillens über den französischen Vertrag ihn nicht rückgängig machen konnte, war erbittert — kurz! die schmachvolle Uebergabe des Elsaß trug nicht die mindeste Frucht — und allmälig fielen den deutschen Fürsten die Schuppen von den Augen in Beziehung darauf, daß die protestantischen Interessen nur den Vorwand der Einmischung der Schweden, daß der Schutz der deutschen Freiheit gegen Oestreich nur den Vorwand der Einmischung der Franzosen abgebe, und daß man nun von den protestantischen Schweden und von den befreienden Franzosen eine heillosere Zerrüttung aller protestantischen

Mächte und ihrer Garantieen, eine heillosere Knechtschaft ganzer Reichslande ertragen müße, als man jemals würde zu ertragen gehabt haben, wenn man ruhig bei den Wegen Rechtens im Reiche geblieben wäre und auf diesen allein dem Kaiser und den Katholiken widerstanden hätte.

Diese Betrachtungen beschleunigten den Abschluß des Friedens zwischen Sachsen und dem Kaiser. Man war mit den Bedingungen im Reinen vierzehn Tage nachdem die Heilbronner bei Nördlingen geschlagen hatten; ratificirt aber ward der Frieden erst am 30ten Mai 1635 zu Prag. Zunächst hatte diesen Frieden Kurfürst Johann Georg von Sachsen geschloßen, aber anderen deutschen Reichsständen war, mit Ausnahme einiger weniger gegen den Kaiser ganz compromittirter, der Beitritt offen gelaßen. Im August schloß sich Kurbrandenburg an; schon etwas früher der Landgraf von Hessen-Darmstadt; dann, nachdem er im Juli schon den Schweden die Dienste aufgesagt, schloß sich auch Georg von Lüneburg und mit ihm schloßen sich alle braunschweigische Herzoge dem Frieden an; ebenso Herzog Wilhelm von Weimar; die Herzoge von Mecklenburg, welche nun die schwedische Lehensherrlichkeit abschüttelten, aber dafür sofort Besetzung des größesten Theiles ihres Landes durch Schweden erfuhren; auch die Städte Erfurt und Frankfurt am Main traten dem Frieden bei. Herzog Bernhard, der nach der Nördlinger Schlacht sein ganzes fränkisches Fürstenthum wider verloren hatte, gieng nach Lothringen mit dem Reste seiner Truppen. So hielten also von den süddeutschen Ständen nur gegen den Kaiser aus der nach seiner Herrschaft Mömpelgard gegangene Herzog von Würtemberg und die in überrheinischen Besitzungen lebenden Pfalzgrafen, endlich der Markgraf von Baden; — das übrige Süddeutschland mit Ausnahme weniger fester Plätze und eines Theiles der pfälzischen Lande war entweder von kaiserlichen oder von französischen Truppen besetzt, oder wie Darmstadt, Nürnberg, Frankfurt u. s. w. dem Prager Frieden beigetreten. Auch fast ganz Norddeutschland außer den Pommerschen, Mecklenburgischen, Magdeburgischen Gegenden, die die Schweden fortwährend

besetzt hielten, und außer der Landgrafschaft von Hessen-Kassel, die allein hier sich dem Prager Frieden noch nicht angeschloßen hatte und bei Schweden aushielt, war mit dem Kaiser in Frieden. Kursachsen aber und Georg von Lüneburg begannen bereits im Oct. 1635 selbst den Krieg gegen Schweden. Auch das Magdeburgisch-Halberstädtische ward den Schweden entrißen. Da Knyphausen im December 1635 in einem Treffen in Westfalen blieb, war von bedeutenderen schwedischen Generalen nur Banér übrig, dieser aber muste bald, um nicht alle Communication mit Schweden zu verlieren, sich gegen die Ostsee hin zurückziehen, und so war mit Ausnahme der Landgrafschaft von Hessen-Kassel, an welche sich, was noch von kleinen Reichsständen im mittleren Deutschland zu Schweden hielt, oder was von einzelnen Vestungen hier durch die Schweden noch besetzt war, anlehnte, der Krieg zu Ende des Jahres 1636 wider auf die Grenzlande des Reiches am Oberrheine und an der Ostsee zurückgedrängt, und nur von fremden Regierungen in fremden Interessen fortgesponnen. Herzog Bernhard hatte mit Frankreich einen Subsidienvertrag geschloßen, der ihm zwar scheinbar ein eignes Heer ließ, aber ihn doch ganz von Frankreich abhängig machte. Er dachte daran, statt des verlorenen fränkischen Fürstenthumes, das auch den Franzosen wider durch kaiserliche Truppen entrungene Elsaß für sich zu erobern, ward aber, weil er sich bald gegen östreichisch-spanische Truppen in den Niderlanden und im Trierischen und Lothringischen, bald gegen eben solche in der Freigrafschaft für Frankreich wenden muste, in der nächsten Zeit an Verfolgung seiner Plane gehindert. Beide Feldherrn, Banér und Bernhard, machten ab und zu Züge in die inneren Gegenden Deutschlands. Banér schlug den Grafen Hatzfeld im Sept. 1636 noch gänzlich bei Wittstock. Aber im Ganzen behielt nun der Krieg seinen Character, ein solcher zu sein, der wesentlich in fremden ausländischen Interessen geführt und zwar in der Weise geführt ward, daß die fremden theilnehmenden Regierungen in deutschen Reichslanden eine Entschädigung suchten für ihren bisher gemachten Kriegsaufwand. Die Zeit, wo sich

wider fast ganz Deutschland dem Kaiser zugeneigt hatte, benutzte dieser im Dec. 1636 seinem Sohne Ferdinand die Nachfolge im Reiche zusichern zu laßen. Am 15ten Febr. 1637 starb dann Ferdinand II. und Ferdinand III. folgte ihm.

Um diese Zeit setzten sich Schweden und Franzosen nun wirklich in den Landschaften, die sie hernach behalten haben. Herzog Bogislav XIV. von Pommern starb im März 1637. Ohngeachtet Ferdinand III. Alles aufbot, die Schweden aus Pommern herauszudrängen, ward sein General Gallas nicht nur geschlagen, sondern bis in die kaiserlichen Erblande in Schlesien zurückgeworfen. Während aber der Kaiser seine Hauptkräfte gegen die Schweden entwickelte, drang Bernhard von Weimar gegen die östreichischen und bairischen Armeen im Elsaß und im Breisgau vor. Breisach kam im Dec. 1638 in seine Gewalt — aber als sich nun Bernhard eben im Elsaß festgesetzt hatte, und hoffte diese Landschaft, die er mit Hilfe der Franzosen erobert, *mit ihrer* Hilfe auch behalten zu können, erkrankte er und starb nach kurzem Krankenlager zu Hüningen am 8ten Juli 1639 — wie er glaubte an Gift. Seine letzte Anordnung, daß seine Eroberungen bei Deutschland gehalten, nicht den Franzosen übergeben werden sollten, ward von seinen vornehmsten Officieren nicht beachtet; vielmehr traten diese nun zusammt dem ganzen bernhardischen Heerhaufen direct in französische Dienste und übergaben das Elsaß an Frankreich.

Pommern also und Elsaß waren dem Reiche entrißen, und übrigens hielt nur Ein nicht von Land und Leuten flüchtiger Fürst noch zu den Fremden, das war der Landgraf von Hessen-Kassel, der freilich durch französische Subsidien und schwedische Verstärkungen weit mächtiger war, als ihn der Umfang seiner Territorien allein gemacht haben würde. In Folge dieser Verbindungen war im Nov. 1636 und widerholt im April 1637 der Landgraf Wilhelm für einen Feind des Reiches erklärt worden. Im September des Jahres 1637 fand er seinen Tod durch ein auszehrendes Fieber auf einem Zuge weserabwärts gegen Ostfrisland, welche Landschaft er ohne alle Veranlaßung brand-

schatzend wie einst Mansfeld überfallen hatte. Die Kaiserlichen besetzten die hessischen Territorien; Georg von Lüneburg und überhaupt die Braunschweiger Herzoge nahmen sich der Wittwe an, brachten auch einen Vertrag mit dem Kaiser zu Stande, doch zögerte dieser mit der Ratification und machte dadurch nicht bloß die Landgräfin Wittwe besorgt, sondern beleidigte auch durch die geringe Rücksicht, die er seiner Vermittelung gewährte, den Herzog Georg. Als endlich Erzherzog Leopold Wilhelm Banér im J. 1640 wider aus den kaiserlichen Erblanden heraustrieb, ward dieser wider von Hessen-Kassel, einigermaßen auch von Georg von Lüneburg unterstützt. Die Folge war, daß die Kaiserlichen Hessen von Neuem besetzten und auch Georg bedrohten.

Ein Reichstag, der im J. 1641 nach langer Zeit wider gehalten werden konnte, da fast alle deutsche Fürsten mit dem Kaiser wider im Frieden waren, gab Banér Veranlaßung zu einem kecken Zuge von den Weserufern gegen Regensburg, wo der Reichstag beisammen war. Allein er konnte Regensburg nicht nehmen; seine Truppen wurden auf dem Rückzuge von den Kaiserlichen greulich zugerichtet, und bald nachher traten er und Herzog Georg vom Kriegsschauplatze ab. Georg war am 2ten April gestorben; Banér starb im Mai in Halberstadt, wohin er sich hatte zurückziehen müßen. Auch Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg war im Nov. 1640 gestorben, und sein Sohn, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ihm folgte, hatte bei einem längeren Aufenthalte in den Niderlanden gelernt, wie man auch bei kleinem Territorium Hilfsmittel schaffen und wie man durch festes Zusammenhalten kleiner Hilfsmittel große Ziele erreichen könne. Er trat dem Kaiser und den Schweden fest und unabhängig entgegen und nöthigte durch seine Haltung den ersteren auf dem Reichstage in Regensburg zu Zugeständnifs einer Amnestie für die deutschen Stände, die am Kriege gegen den Kaiser Theil genommen und einen besonderen Frieden von ihm noch nicht erlangt hatten. Es ward bei dieser Amnestie, der zu Folge das Reich seine weitere Ordnung erhalten sollte, hinsicht-

lich des Territorialbestandes, der status quo vom Jahre 1630 — also von der Zeit unmittelbar vor Gustav Adolfs Einbruch in Deutschland zu Grunde gelegt, durch welchen Einbruch der 30jährige Krieg aus einem inneren deutschen Kriege in einen europäischen, von Schweden und Frankreich auf Deutschlands Kosten geführten, verwandelt ward. Für den Kirchenbestand sollte der status quo des 12. Nov. 1627 — also der Bestand unmittelbar nach dem dänischen Kriege gelten, wodurch die norddeutschen Stifter als evangelisch anerkannt und eo ipso gegen die Wirkungen des Restitutions-Edictes geschützt waren. An Banér's Stelle trat inzwischen Leonhard Torstenson, der noch zweimal von den Küsten der Ostsee bis in die Nähe Wiens vordrang; das einemal im Frühjahre 1642 durch Schlesien und Mähren; dann (nachdem er im J. 1643 und 1644 durch einen von Handelsbedrückungen der Dänen veranlaßten Krieg zwischen Dänemark und Schweden in den dänisch-deutschen Provinzen und Jütland glücklich thätig gewesen war) drang er, noch ehe der Friede von Bromsebröe den dänischen Krieg im Aug. 1645 beschloßen hatte, wider gegen Gallas, der nach Holstein gezogen war, um Torstenson den Rückweg aus Jütland zu verlegen, vor; schlug Gallas in einer Reihe von Gefechten elbeaufwärts; vernichtete ein zweites kaiserliches Heer unter Hatzfeld im März 1645 bei Jankau, und kam wider bis an die Donau, während der schwedische General Königsmark die Stiftslande von Bremen und Verden eroberte. Durch diese Kriegszüge der Schweden gegen Kaiser und Reich litten die zwischen Pommern und zwischen den östreichischen Erblanden liegenden evangelischen Territorien von Brandenburg und Kursachsen außerordentlich, und da sich ein Ende des Kampfes noch nicht absehen ließ, suchten die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen ihre Länder einigermaßen durch einen Waffenstillstand mit Schweden zu schützen im Sommer 1645.

Die Franzosen, deren großestheils von Deutschen gebildete Heere (denn in der Kriegsgenoßenschaft mit Deutschen lernten die Franzosen gewissermaßen erst den Krieg wider) seit Bernhards Tode gleich den Schweden, bald glück-

lich, bald unglücklich gewesen waren, waren eine Zeitlang weit in das südwestliche Deutschland vorgedrungen. Graf Ranzau, der in französischen Diensten Feldmarschall war, war im Nov. 1643 bei Duttlingen von den kaiserlichen und bairischen Truppen unter dem Herzoge von Lothringen, Johann von Werth und Herrn de Mercy überfallen und gänzlich geschlagen worden. Im Ganzen hatten seitdem die Deutschen die Rheinlinie gegen die Franzosen behauptet. In derselben Zeit, wo Torstenson zum zweitenmale aus den östreichischen Erblanden sich zurückziehen muste, ward Turenne bei Herbsthausen von den Baiern gänzlich geschlagen, und nun hatten Schweden und Franzosen wider keine Zuflucht in Deutschland, als die Hessen-Kasselschen Lande, wohin sich die Trümmer der französischen Armee retteten, und wohin ihnen Königsmark von der Niderweser her zu Hilfe kam. Da auch der Prinz von Condé bedeutende Verstärkungen herzuführte, bildete sich so ein dem Kaiser feindliches Heer von 70,000 Mann, was in die Confinien von Schwaben, Franken und Baiern bei Nördlingen vordrang und bei Allerheim im Ries die Baiern schlug. Da jedoch Condé bedeutend verwundet worden war, muste sich das französisch-hessische Heer, als der Erzherzog Leopold Wilhelm den Baiern zu Hilfe kam, zurückziehen; — die Franzosen großestheils über den Rhein; die Hessen in ihre Heimath, wo Wrangel, der den kranken Torstenson im Commando abgelöst hatte, sich mit seiner Armee und einem französischen Corps unter Turenne mit ihnen vereinigte. Durch diese Züge war Baiern ganz in dieselbe Lage gekommen, wie früher schon Brandenburg und Sachsen. Es suchte also ebenfalls Waffenstillstand von den Schweden und Franzosen und erhielt ihn; doch waren sogar die bairischen Generale über dies Benehmen des Kurfürsten, der dadurch den Kaiser im Stiche ließ, so empört, daß der eine, Johann von Werth, ihn verließ und in kaiserliche Dienste trat, und Maximilian sich recolligirte und im Herbste 1647 von neuem mit dem Kaiser verbündete. Sofort drangen Schweden und Franzosen unter Wrangel und Turenne wider gegen Baiern vor; schlugen die Baiern

im Mai bei Susmarshausen in der Gegend von Augsburg, und ein schwedisches Corps unter Königsmark ward dann von Wrangel nach Böhmen detachirt und eroberte noch einmal am letzten Juli 1648 die Kleinseite von Prag. Das war die letzte bedeutende Action des dreißigjährigen Krieges, dessen letzte zehn Jahre, da sie einen von allen geistigen Interessen verlaßenen, bloß um weltlich-politische Zwecke von Söldnermassen geführten Kampf darstellen, in welchem sich Roheit und Wüstheit von Jahr zu Jahr mehr steigerten, Deutschlands Kraft und Blüthe vollends brachen, und Deutschland, was bis dahin das Herzland Europa's war, zu einer Art politischer Nullität herabsetzten; das deutsche Volk aber, bis dahin das stolzeste der Christenheit, durch Aufreibung fast aller tapferen und edlen Männer der Nation, durch unendliche Drangsale und durch die Gewohnheit, den Uebermuth fremder Canaille zu ertragen, zu dem demüthigsten in ganz Europa auf lange hin machten.

Der zuletzt erwähnte Reichstag in Regensburg im J. 1641 hatte schon die Einleitung zum Friedenswerke getroffen. Doch dauerte es bis in das Jahr 1643, bevor die kaiserlichen Gesandtschaften in Osnabrück die Unterhandlungen mit Schweden, in Münster mit Frankreich eröffneten. Dann hatten eine Reihe Vorfragen, sogar reine Etiquettenfragen die Zeit hingenommen bis 1645, wo man endlich die Friedensunterhandlungen, aber unter den größten Schwierigkeiten begann; denn die deutschen Fürsten, welche allmälig neben ihrem Verhältnisse zum Reiche zugleich durch die ausgebildete Landeshoheit die Stellung europäischer Souveräne erlangt hatten, nahmen theils als Reichsglieder, theils als europäische Mächte, theils als Verbündete der Fremden Theil, und erschwerten durch ihre von diesen verschiedenen Standpuncten aus erhobenen Forderungen die Unterhandlung außerordentlich. Endlich am 24ten Oct. 1648 ward der Friede geschloßen; an beiden Orten; aber so, daß er für einen einzigen, für den westfälischen Gesammtfrieden gelten sollte.

Dieser Friede hat durch seine Anordnungen Deutschlands Verhältnisse ganz und gar verändert. Er hat sanctionirt, was

sich früher freilich factisch schon gebildet hatte, daß die Schweiz und Vereinigten Niderlande gar keine Beziehung mehr zum Reiche haben, daß sie selbstständige europäische Gemeinwesen sein sollten. Auch die bedeutenderen Stände in Deutschland selbst, die beim Reiche blieben, nahmen nun eine selbstständige europäische Stellung ein, und es ward Regel und Gesetz, daß deutsche Fürsten mit den Fremden Tractaten haben konnten. Das Reich löste sich dadurch in der That und um so mehr auf, da sehr bedeutende deutsche Reichsstände nun wirklich außerdem auswärtige Fürsten waren. Bisher waren das nur drei gewesen: der Kaiser, der außer seinen deutschen und italienischen Reichslanden auch noch Ungarn ohne alle Verbindung mit dem Reiche besaß; der König von Dänemark, der außer dem Herzogthume Holstein auch die dänischen Lande hatte; und (seit 1617 der letzte Sproß der herzoglich-preussischen Linie des brandenburgischen Hauses, der blödsinnige Albrecht Friedrich, gestorben war) der Kurfürst von Brandenburg, der außer seinen deutschen Reichslanden nun auch das Herzogthum Preussen besaß. Denn die Freigrafschaft, und der burgundische Kreis, welche nach dem Tode der Infantin Isabella wider an Spanien gefallen waren (und von denen die erstere nachher im Frieden mit Spanien von Seiten Frankreichs geräumt ward) waren schon längere Zeit in einem so laxen Verhältnisse zum Reiche, daß man ihren Inhaber, den König von Spanien fast ebensowenig zu den deutschen Reichsständen zählen konnte, als den Herzog von Saveien, obwohl auch dieser deutscher Reichsfürst blieb — aber an den Verhandlungen im Reiche nahmen beide keinen Antheil mehr. Dagegen kam nun zu jenen drei oberernwähnten deutschen Fürsten, welche zugleich außerdeutsche Länder besaßen, durch den westfälischen Frieden auch Schweden; denn diesem Reiche muste ein großer Theil von Pommern nebst den Stiftslanden von Bremen und Verden, und mit diesen Territorien eine bedeutende Stimme auf den deutschen Reichstagen gelaßen werden. Schweden erkannte aber doch wenigstens fortwährend den Zusammenhang dieser Besitzungen mit Deutschland und dem Reiche an. Dagegen riß Frankreich das, was es vom Reiche erhielt, ganz aus dem politischen Verbande mit Deutschland los, weil Ludwig XIV. zu hochmüthig war, des Kaisers Vasall zu heißen, was er als Reichsfürst geworden wäre. Den Einfluß auf die deutschen Reichsangelegenheiten übte er aber seit jener Zeit so mächtig als Schweden, denn da er durch den Besitz des Elsaßes (mit Ausnahme von Straßburg und einiger kleiner Herrschaften des Bischofs von Straßburg) und der lothringischen Bisthümer nächster Nachbar des Herzogs von Lothringen, der Kurfürsten von Mainz und Trier,

der Pfalzgrafen, dann der Markgrafen von Baden und der Bischöfe von Speier, Worms, Straßburg und Basel, endlich wegen der Besitzung von Mömpelgard auch Würtembergs geworden war; da er außerdem fortwährend mit einer ganzen Reihe deutscher Fürsten nahe Verbindungen unterhielt, und diese bald nach dem Frieden veranlaßte, sich in dem s. g. rheinischen Bunde unter einander und mit ihm zu verbinden, um fortwährend ein Gegengewicht gegen die Macht des Hauses Oestreich in Deutschland zu bilden, war auch fortwährend eine französische Gesandtschaft beim deutschen Reichstage, welche sich in alle Verhandlungen der mit Frankreich verbündeten Fürsten mischte und sie allein zu leiten suchte. Durch die Begründung dieses Verhältnisses hat der 30jährige Krieg wahrhaft demoralisirend auf die deutsche vaterländische Gesinnung gewirkt, und daß Deutschlands Ehre nicht ganz zu Grunde gegangen ist, haben wir am Ende dem großen Kurfürsten allein zu danken, der, obwohl er für den Theil von Pommern, den er Schweden laßen muste, durch die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin und durch die Antwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg (alle als weltliche, erbliche, zu den alten brandenburgischen hinzukommende Gebiete) mehr als aufwiegend entschädigt ward, doch von Schweden hatte beeinträchtigt werden sollen, und diese Entschädigungen nur durch französischen Einfluß erlangt hatte, der also die Einsicht, daß von Schweden, was sich fortwährend das Ansehen des protestantischen Patronates zu geben suchte, Deutschland und zunächst Brandenburg weitere Gefahr drohe, mit einem inneren Grolle gegen Schweden verband; der aber zugleich ein Interesse haben muste, den Theil von Preussen, der früher vom Herzogthume getrennt, unmittelbar unter Polen gestellt worden war, wider, und in ihm ein continuirliches Territorium zwischen Pommern und Preussen zu erhalten. So in die Enge gestellt zwischen Schweden und Polen hatte er alle Ursache, seine ganze Kraft zusammenzunehmen, und die Hilfsmittel, die sein Land bot, nach allen Seiten zu steigern. Zugleich muste er das Reich im Auge behalten. Schon ward Oestreich eifersüchtig auf die neue größere Macht, die sich unter seinen Händen selbstständig im Nordosten des Reiches bildete. Er muste sich gegen Oestreich durch mächtige Verbindungen zu sichern suchen, und sich dabei doch sagen, daß Oestreich noch eine Säule des Reiches sei; daß man es von Türken und Franzosen nicht zu sehr bedrängen laßen dürfe, ohne sich selbst den Todesstoß zu geben. So in einer Lage, die alle Kräfte weckte, die ein zähes Wahrnehmen von Interessen und doch auch ein rasches Zugreifen in günstigen Fällen erforderte, war er wider gezwungen die Kräfte seines Landes

zu wecken und zu concentriren, und gründete auf diese Weise, durch die Umstände gedrängt und durch die eigne tüchtige Natur unterstützt, die Fundamente desjenigen deutschen Staates, der in der langen Nacht der Ehren, die sich in der 2ten Hälfte des 17ten und im 18ten Jahrhundert auf Deutschland herabsenkte, allein noch einigermaßen den deutschen Namen beim Auslande in Achtung erhielt. Außer diesen drei Hauptmächten, welche durch deutsche Reichslande im Frieden ausgestattet wurden — außer Frankreich, Schweden und Brandenburg — erhielten auch Hessen-Kassel, die braunschweigischen und mecklenburgischen Fürsten, die in der letzten Zeit wider mit Schweden und Frankreich verbündet gewesen waren, Schadloshaltung für ihre Kriegsverluste durch geistliche oder andere erledigte Territorien. Uebrigens, und abgesehen von diesen einzelnen Bestimmungen, ward der kirchliche Zustand des 1. Jan. 1624 als Norm für die Stellung der beiden Confessionen im Reiche festgesetzt. In Religions- und Kirchensachen sollte in den Reichscollegien keine Stimmenmehrheit gelten. Der Religionsfriede von 1555 ward wider als Reichsgrundgesetz anerkannt; das reservatum ecclesiasticum aber in seiner früheren Geltung aufgehoben und das jus reformandi deutscher Landesherren vielmehr ebenfalls an den Bestand vom 1ten Jan. 1624 gebunden und dadurch sistirt.

Deutschland ward durch diesen Frieden einer Stadt gleich, deren Thore man nidergerißen hat. Sonst war es das Herzland Europas in dem Sinne, daß sich von da aus die europäischen Verhältnisse bestimmten. Nun war es das Herzland in dem Sinne, daß alle europäischen Interessen dahin ihren Ausgang nahmen und sich da entschieden — jeder Stoß in Europa ward fortan in Deutschland widergefühlt; jeder Vorgang in Deutschland zog die Theilnahme fast ganz Europa's nach sich. Wie ein Organismus, der aufhört den makrokosmischen Einflüßen zu widerstehen, so war Deutschland zum lebendigen Wetterglase geworden.

So haben wir gesehen, wie sich die Bestrebungen des französisch-niderländisch-brittischen Länderkreises, den wir früher betrachteten, nach Deutschland fortzusetzen suchten; wie sie hier eine kleine Partei ergriffen; wie sie eine Zeitlang im Grunde nur von Christian von Anhalt getragen wurden; wie gegen sie das Reich doch zu fest, die deutsche Art zu fremd war, so daß sie abstarben, untergiengen in den lange schon in Deutschland ausgebildeten, eigenthümlich deutschen Gestaltungen einer kaiserlichen und einer antikaiserlichen Partei im Reiche; aber, indem sie so abstarben, doch die Veranlaßung weiterer Einmischung der Fremden wurden, wodurch das Verhältniss im Innern des Reiches ganz verändert, der skandinavische Norden in nächste Beziehung zu dem europäischen Westen und Süden durch Deutschland gesetzt ward.

— In Summa: wir sehen diese deutschen Begebenheiten zunächst nur in einem äußerlichen Zusammenhange mit jenen französisch-niderländisch-brittischen Bildungsinteressen, und zu der eigenthümlichen Weiterbildung der in jenem Kreise neu sich entwickelnden Statsrechtstheorien trug der 30jährige Krieg nur höchst indirect bei; indem er einen wahren Ekel erzeugte an der seit der Reformation in Gang gekommenen kirchlichen Motivirung politischer Tendenzen, und indem er die Menschen, in der erzeugten physischen Noth und Armuth, überhaupt mehr wider auf das Materielle hinstieß. Man hatte zu oft die kirchlichen Interessen nur als Maske der heillosesten Bestrebungen nun kennen lernen, als daß man sich länger durch dieselben bei dem Streben nach Heilung der Wunden des äußeren Wohlstandes gehemmt sehen wollte — man fieng auch in Deutschland an, nach Toleranz zu lechzen und auf eine, freilich unter damaligen Verhältnissen nur gar zu leicht erklärliche Stimmung einzugehen, in der man die confessionellen Unterschiede und das positive Kirchenthum fast als ein Vorurtheil ansah, was man dem gemeinen Manne laßen müße. Der kirchliche Sinn erstarb in dem Kriege, der angeblich ganz aus kirchlichen Interessen hervorgegangen war, und es trat eine geistige Verwüstung der deutschen Nation ein, die der politischen vollkommen analog war und sich auch in der Litteratur jener Zeit, die fast ein Cento aus aller Welt Sprachen, und zum Theil ein schülermäßiges, exercitienartiges Nacharbeiten nach damals eben leuchtenden Mustern aus anderer Nationen Schriftwesen war, abspiegelt. Zwar verleugnete sich der deutsche Geist nicht ganz; — es trat auch gegen dies Unwesen in der Litteratur eine Art Reaction ein, indessen daß Deutschland immer tiefer an Achtung in Europa sank, hatte doch auch wesentlich darin seinen Grund, daß es litterarisch so ganz zurückblieb; während die Anregungen der vorangegangenen Zeit in England und Frankreich zu einer neuen, eigenthümlichen, tonangebenden Blüthe in der Litteratur erwuchsen, die nirgends mit hingebenderer Huldigung aufgenommen ward mit der Zeit, als in Deutschland, was für die Gottvergeßenheit und endliche Gottlosigkeit dieser französisch-englischen Litteratur eben durch die antikirchliche Wirkung des 30jährigen Krieges vorbereitet und durch das Gefühl eigner litterarischer Verlaßenheit sehnsüchtig nach Fremdem gestimmt war. Wenn man jetzt zuweilen über die Verachtung schilt, mit welcher z. B. Friedrich II. noch die deutsche Litteratur behandelte, sollte man doch ja nicht vergeßen, daß er auch bei größerer Liebe für dieselbe kaum einen Gegenstand hätte finden können in derselben, dem er diese Liebe hätte zuwenden können. Erst das Zeitalter von Deutschlands allmäliger

Widererhebung, und das ist das Zeitalter Friedrichs II., hat der Nation auch eine reinlichere Sprache und eine eigenthümliche und doch in allgemein anerkannten Formen sich bewegende Bildung zurückgegeben. Wir aber haben, ehe wir uns zu der Betrachtung der Weiterentwickelung deutscher Zustände wenden, diese episodische Erscheinung in der Geschichte der neueren Zeit, den 30jährigen Krieg, nun aus den Augen zu lassen und unsere Blicke wider auf England und Frankreich zu wenden. Zunächst auf England.

Vierter Abschnitt.

Zeitalter der englischen Rebellion.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte der Ursachen und Anfänge der englischen Rebellion von Jakobs I. Regierungsantritte bis zu Karls I. Gefangennehmung

(vom 3. April 1603 bis zum 5. Mai 1646.)

A history of the British empire from the accession of Charles I. to the restoration; with an introduction tracing the progress of society and of the constitution from the feudal times to the opening of the history etc. By George Brodie Esq. 4. voll. 8. Edinb. 1822.

The history of the rebellion and civil wars in England (from 1641 to 1660) by Eduard Hyde Earl of Clarendon. Oxf. 1702—1704. 3 voll. Fol.

§. 1. Die Ursachen und Vorspiele der englischen Rebellion bis zum Frühjahre 1629.

Nach dem Tode der Königin Elisabeth (3. Apr. 1603) war unmittelbar durch das einfache Recht zur Succession berufen Jakob VI. von Schottland. Von ihm ward bereits früher*) bemerkt, daß er im Gegensatz des kirchlich demokratischen Sinnes, der sich Schottlands bemächtig

*) S. oben S. 470. 471.

hatte, gerade recht fest, und man kann sagen krankhaft, in sich monarchische Ansichten entwickelt habe. Er war dadurch, daß er seine eigenthümliche geistige Richtung seinen Umgebungen gewissermaßen zum Trotze ergriffen hatte, auch ein ganz aparter, nach keiner Seite zu den allgemeinen Verhältnissen recht passender Mensch geworden. Von Jugend auf war er in Schottland in die calvinistische Theologie eingeweiht und hieng streng an ihr, während er gegen die presbyterianische Verfaßung in sich und, sobald er in England succedirt war, auch laut polemisirte und der Episcopalverfaßung den Vorzug gab. Die Wichtigkeit dieser theologischen und kirchlichen Themata leuchtete ihm ein, und da er sich selbst in einer gewissen Gelehrsamkeit in diesen Dingen fühlte, da ihm das, was er äußern und sagen wollte, doch niemand so zu Danke machte, wie er es sich selbst herstellte, und er außerdem geläufig die lateinische Sprache handhabte und sich sogar einbildete, er schriebe schönes Latein, hat er eine ganze Reihe Bücher und Tractate selbst verfaßt. Das wäre nun recht gut gewesen, wenn er dergleichen Uebungen und Aeußerungen neben den Regimentsgeschäften getrieben, sie als Erholung angesehen hätte. Allein sie machten ihm doch Mühe und Arbeit. Er sah sie als einen wichtigen Theil seines Berufes an und betrachtete nicht sie als seine Erholung, sondern suchte diese außerdem auch noch, und fand sie in den Ergötzungen eines schottischen Edelmannes, in Jagden, Trinkgelagen u. dergl. Die Folge dieser Art zu sein war, daß seine Natur eine Ergänzung forderte durch Leute, welche sich in seine Eigenthümlichkeit zu finden wusten, ihn in einzelnen Puncten, auf die er sich setzte, gewähren ließen, und im übrigen die Angelegenheiten des Reiches in solchem Zuge zu halten wusten, daß er sich dabei befriedigt fühlte — mit anderen Worten: er bedurfte eines Günstlings, der entweder selbst die Thätigkeit des Königes completirte, oder dafür sorgte, daß sie einigermaßen in seinem Sinne completirt ward. So gieng die Regierung ihren Gang fort; aber freilich nothwendig so, daß von Anfange an Antipathieen und Sympathieen eine große Rolle spielten; wie es

überall nothwendig ist, wo jemand an der Spitze ist, der nicht sowohl allgemeine Richtungen repräsentirt, als vielmehr nur seine eigne und seine noch dazu wunderliche Persönlichkeit.

Die englischen Katholiken hatten auf den Sohn der Maria Stuart ihre Hoffnungen gesetzt. Sie sahen sich bald geteuscht; er war eifriger Calvinist. Die englischen Puritaner hatten auf den schottischen, in presbyterianischer Umgebung aufgewachsenen Calvinisten ihre Hoffnungen gesetzt. Sie sahen sich geteuscht, denn gerade in der presbyterianischen Umgebung hatte er einen Widerwillen gegen deren Kirchenverfaßung und eine Vorliebe für das Episkopalsystem gefaßt. Katholiken und Puritaner wurden verfolgt. Viele arme Schotten hatten durch den König des reichen Englands ihr Glück zu machen gedacht. Sie kamen in Schaaren an seinen Hof, sahen sich aber bald geteuscht; denn er brauchte sein Geld zu anderen Dingen, und wies sie hauptsächlich nur auf die Gelder an, welche durch Verfolgung der Katholiken und Puritaner einkamen. Dadurch wurden nicht nur diese Verfolgungen systematischer, härter; sondern auch der schon vorhandene Nationalhaß zwischen Engländern und Schotten, der am Ende die königliche Familie doch mit traf, ward genährt. Der Unmuth der Katholiken wollte sich Luft machen in einer Verschwörung, den König und das Parlement auf einmal in die Luft zu sprengen im J. 1605. Diese s. g. Pulververschwörung ward entdeckt, und nicht bloß die Theilnehmer wurden hingerichtet, sondern härtere Verfolgungen ergiengen über die Katholiken im ganzen Königreiche. Namentlich im Norden waren sie zahlreich und diese Gegenden wurden besonders verstimmt. Die Verstimmung verbreitete sich aber überhaupt über das nidere Volk, denn das Getraide war durch die wohlfeilen Zufuhren, die aus russischen Küstengegenden in immer größerem Maße kamen, so i[hre] Preise gedrückt, daß sich dessen Production in England kaum verlohnte, die Edelleute also ihr Wirthschaftssystem änderten, ihren kleinen Pächtern kündigten und, deren Landwirthschaften zusammenschlagend, große Schäfereien und Vieh-

züchten anlegten, weil Wolle und Fleisch noch allein sich verwertheten und zu ihrer Production wenig Arbeitskräfte erforderten. Tausende vom Landvolke wurden brodlos. Viele davon wnadten sich, da die Auswanderung nach Amerika noch nicht hinlänglich im Gange war, um dieser ruinirten Bevölkerung einen Ausweg zu bieten, zu eigentlicher Schlechtigkeit und verwilderten. Andere, frömmere steigerten sich in ihrem Elende zu fanatischen Auffaßungen und vermehrten die Zahl der presbyterianisch gesinnten Puritaner. Inzwischen gieng es troß dieser mannichfachen Unzufriedenheiten lange noch leidlich. Der König führte die Regierung mit Hilfe seiner Günstlinge, zuerst des Robert Carr aus der schottischen Familie Fernyherst; dann, als dieser in Ungnade fiel, des Georg Villiers, der bekannter ist unter dem Adelstitel, den ihm der König zuletzt ertheilte, dem Titel eines Marquis von Buckingham. Die verfolgten Puritaner und Katholiken in England, strengeren Presbyterianer in Schottland und Katholiken in Irland fanden nun zum Theil allmälig den Ausweg nach Amerika. Das übrige unglückliche Volk half sich entweder durch anderweitig ergriffene Thätigkeiten oder gieng in hilflosem Elend oder auch mit Recht bestrafter Schlechtigkeit unter. Die Regierung gieng ohne Anstoß in gewohnter Weise fort bis zum J. 1624, wo mit einemmale die deutschen Verhältnisse nach England hinübergriffen und eine unglückliche Seite an der Regierung der Königin Elisabeth zu vollster Wirkung brachten.

Elisabeth hatte den englischen Thron bestiegen, als er noch reich ausgestattet war mit Domänen, die aus älterer Zeit her der Krone gehörten oder ihr allmälig, namentlich in Folge der den Adel mehr als decimirenden Kriege der weißen und rothen Rose, zugefallen waren. So verschwenderisch auch Heinrich VIII. gewirthschaftet hatte, hatte ihm doch die Einziehung der Klostergüter in England so viel Land erworben, daß er das alte Krongut nicht anzugreifen brauchte; daß sogar noch ein kleiner Theil des kirchlichen Gutes, was er eingezogen, auf Elisabeth kam. Er

hatte so wenig Widerstand an dem Parlemente gefunden, weil er durch den Reichthum der Krone so unabhängig von demselben war. Elisabeth aber hatte eine ähnliche Unabhängigkeit zum Theil nur auf Kosten des Krongutes behauptet. Wo sie Schwierigkeiten beim Parlemente, hinsichtlich ihrer Geldforderungen voraussah, hatte sie Domänen veräußert, und das Parlement war ihr auch in vielen Dingen mehr zu Willen gewesen, weil man wuste, daß Steuerverweigerungen zu nichts führen würden, da die Königin sich dann in anderer Weise helfen und ihren Willen doch durchsetzen würde. Nun aber war der wirthschaftliche Zustand des Reiches dahin gediehen, daß die Einkünfte der Krone und die gewöhnlichen Steuern eben nur hinreichten, um die gewöhnlichen Ausgaben zu decken. Einen Schatz hatte sich Jakob nicht sammeln können. Was Jakobs sorglose Geldwirthschaft allenfalls übrig gelaßen hätte, war von den Günstlingen in Anspruch genommen worden. Als nun sein Schwiegersohn Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen und in seinen pfälzischen Besitzungen vertrieben war, fiel ihm nicht bloß dessen Ernährung fast ganz zur Last, sondern er sollte auch den Krieg, der zu dessen Gunsten noch in Deutschland geführt ward, mit Subsidien unterstützen. Das waren Anforderungen, die des Königes eigene Kräfte überstiegen; er muste sich mit Geldforderungen an das Parlement wenden. Von dem Momente an offenbarte sich in England eine gewisse Abhängigkeit der Krone vom Lande, von dessen Repräsentanten im Parlemente. Da man seit den Zeiten der Kriege der beiden Rosen einen Widerspruch in Beziehung auf Geldforderungen der Krone im Parlemente fast nicht mehr erlebt hatte, und Jakob außerdem von seinen monarchischen Rechten die ausgedehntesten Vorstellungen hatte, ward er in eben dem Maße zornig über das Auftreten der Landpartei im Parlemente, als sich alle unzufriedenen Theile der Bevölkerung im Lande darüber freuten. Auf gewaltsamem Wege ließ sich nichts gegen die Führer der Landpartei machen. Um ihnen also seinen Zorn fühlen zu laßen und spätere Nachahmungen zu hindern, ließ der König dieselben unter allerhand ander-

weitigen Vorwänden verfolgen. Ein solches Verfahren erbitterte aber nur um so mehr.

Hätte sich der König diesem unedlen Rachegefühle nicht hingegeben, so würde er die Consolidation der Landpartei wenigstens verzögert haben; denn der Gedanke, den sein Stolz faßen ließ, der Vermählung seines Sohnes mit einer spanischen Princessin bewog ihn auf einige Zeit, den Kurfürsten Friedrich fast ganz fallen zu laßen. Die Erbitterung aber, welche die Verfolgung der Landpartei erregt hatte, ließ nun jeden Schritt des Königes und seines Günstlings Buckingham auf das genaueste beobachten. Was eigentlich das angeknüpfte nähere Verhältniſs, die Reise des Prinzen Karl an den spanischen Hof im J. 1623 solle, wuste man nicht sofort, und da der König streng monarchische Gesinnung zur Schau trug, der spanische Hof aber als despotisch und absolutistisch verschrieen war; da der König streng episkopalistische Gesinnung zur Schau trug, und man dies bei ihm, dem Sohne der Maria Stuart, doch immer mit einiger Neigung zum Katholicismus in Verbindung setzte, der spanische Hof aber als strengster Vertreter der katholischen Tendenzen galt, erhielt die Landpartei in dem Phantome der Begünstigung des Katholicismus durch den König ein Mittel, ihren der Regierung feindlichen Sinn im Lande immer populärer zu machen. Selbst unter dem höheren Adel neigten manche der Landpartei zu oder leisteten ihr doch temporären Vorschub, weil der ausschließliche Einfluß und der Uebermuth des Marquis von Buckingham viele mit Neid erfüllte und dessen persönliche Gegner zugleich zu Gegnern der Regierung machte. Also auch als die Geldforderungen zu Gunsten Friedrichs V. eine Zeitlang aufhörten, blieb doch die Landpartei im Wachsen. Als endlich die spanische Heirath scheinbar in Folge der Wünsche des Parlementes doch ganz abgebrochen ward, war die Unterhandlung schon so weit gediehen gewesen, daß ein Krieg mit Spanien, der durch die Unzufriedenheit des ganz katholischen Irlands höchst gefährlich war, die unvermeidliche Folge sein muste. Der König sah sich zu der Erklärung gezwungen: er sei mit eignen Mitteln

dieser Lage nicht gewachsen; seine Schulden seien unübersehbar; sein Schatz sei leer; seine protestantischen Bundesgenoßen seien arm — er brauche Geld in aller Weise. Das Parlement war wenigstens, da es populare, protestantische Interessen gegen Spanien galt, geneigt einen Theil der Geldbewilligungen zu machen, die Jakob forderte. Es folgte die Verbindung mit Dänemark und den Niederlanden zu Gunsten des dänischen Krieges in Deutschland im J. 1624 und statt der spanischen Heirath ward, da der Stolz Jakobs durchaus eine Königstochter aus einem der ersten Königshäuser für seinen Sohn verlangte, eine französische angeknüpft. Mitten in diesen Verwickelungen und Unterhandlungen starb Jacob am 27. März 1625.

Sein Tod änderte in der Regierung und deren Planen nichts, denn sein Sohn, Karl I., war in Stats- und Kirchensachen ganz derselben Ansicht wie er selbst; ebenfalls von streng monarchischen und episkopalistischen Ueberzeugungen durchdrungen. Auch hatte Buckingham bereits auf den Thronerben einen eben so gewaltigen Einfluß gewonnen, wie auf Jakob und setzte ihn also auch nach dessen Tode fort. Die Geldverlegenheiten aber steigerten sich von Tage zu Tage, wozu auch beitrug, daß der wachsende merkantile Wohlstand Englands ganz andere, höhere Preise und reicheren Luxus brachte, zu deren Bestreitung die hergebrachten königlichen Einkünfte nicht wohl mehr ansreichten, so daß also der König mit seinen gemeßenen Einkünften in eben demselben Maße ärmer, als das Land mit seinen wachsenden Einkünften reicher ward; — die Geldverlegenheiten steigerten sich, während die Landpartei im Unterhause sich doch auch über die so viele Ausgaben veranlaßende Heirath mit der katholischen Prinzessin von Frankreich unzufrieden äußerte, und immer mehr die Gewalt kennen lernte, die sie gewinne, wenn sie die Regierung als katholisirend darstellte und die Richtung gegen den Katholicismus zum Fanatismus steigere. Die so aufgeregten Leidenschaften wurden ebenso viele Bundesgenoßen der Landpartei, die sich durch alle antipapistischen Elemente nicht bloß, sondern auch durch alle antiepiscopalen verstärkte.

Sofort von Karls I. Thronbesteigung an nahm der Krieg, welchen das Parlement durch Geldverweigerungen gegen die Krone führte, einen wahrhaft bedrohlichen Character an. Karl I. und sein Günstling faßten aber diese Erscheinung nicht unter allgemeinen Gesichtspuncten, von denen aus sie hätten die Ueberzeugung gewinnen müßen, daß hier zugleich eine allgemeine Veränderung in den wirthschaftlichen Verhältnissen des Volkes und Reiches zu Grunde liege; daß man mit Maßnahmen gegen die einzelne Steuerverweigerung nichts gewinne, sondern überhaupt an eine andere wirthschaftliche Stellung der Krone denken oder sich dem guten Willen des Landes hingeben müße. Wie dies so oft von Regierungen geschieht, daß sie, weil der Widerstand sich ihnen in einzelnen Individuen repräsentirt, diesen nicht in seinem allgemeinen Grunde, sondern in den leidenschaftlichen Beziehungen dieser Individuen suchen und sich gegen diese verbittern, so geschah es auch damals. Als das Parlement die vom Könige zum Kriege geforderten Summen etwa nur zur Hälfte bewilligte, und die indirecten Steuern vom Handel, das Tonnen- und Wagegeld, welche allein einigermaßen in einem gleichmäßigen Verhältnisse zu dem wachsenden Wohlstande des Landes und zu den steigenden Preisen und Lebensbedürfnissen stunden, nicht, wie während der letzten Regierungen gewöhnlich, auf die ganze Lebenszeit des Königes, sondern nur auf Ein Jahr bewilligte, hofften der König und Buckingham den Widerstand durch Auflösung des Parlementes zu brechen. Da der König noch jung und, wie man annahm, ganz in den Händen des Herzogs von Buckingham war, wandte sich der Grimm des Volkes ganz gegen diesen. Buckingham hoffte durch Kriegsthaten gegen die Spanier das Volk, durch Beute, die man möglicher Weise machen könne, Geldmittel unabhängig vom Parlemente zu gewinnen. Er erschöpfte demnach vollends alle Geldmittel des Königes zu einer Expedition gegen Cadix, während das Parlement aufgelöst war, um dann mit der Glorie seiner Siege wenigstens vor dem Parlemente auftreten zu können. Die Expedition hatte aber keinen Erfolg; und durch den Auf-

wand, den man für dieselbe gemacht, hatte man sich vollends die traurigste Verlegenheit bereitet. Da dachte Buckingham in der gewöhnlichen Weise von Hofleuten geringeres Characters, durch Kniffe zu helfen. Indem die zeither lautesten Schreier des Parlementes Aemter erhielten, hinderte man daß sie wider in das Parlement gewählt würden. Durch Versöhnung des Lord Pembroke und anderer Buckingham feindlicher Personen unter dem hohen Adel glaubte man den Anhalt der Landpartei im Oberhause zu vernichten. Durch Verfolgung der Katholiken, ganz den bei der französischen Heirath eingegangenen Verpflichtungen entgegen, hoffte man die antikatholische Partei von der Landpartei zu trennen; — aber da die Haltung des Parlementes mit dem ganzen Zustande des Landes zusammenhieng, halfen diese einzelnen Mittelchen gar nichts. Die Landpartei erhielt leicht unter den in das Parlement gewählten eben so kühne Vertreter, als sie in den zu Aemtern ernannten verloren hatte. Die antikatholische Partei war zugleich antiepiscopalistisch und gab also ihren Widerstand nicht auf; an die Stelle des Grafen Pambroke trat als Führer der Opposition im Oberhause der Graf Bristol — und so war man, als das Parlement im Febr. 1626 wider zusammentrat, wie sich zeigte, nicht einen Schritt weiter; auf alle Geldforderungen der Regierung ward mit Beschwerdepuncten geantwortet und zuletzt steigerte sich der Ingrimm gegen Buckingham dahin, daß Graf Bristol eine Anklage gegen denselben im Oberhause in Gang brachte, während das Unterhaus in Beschuldigungen desselben nicht zurückblieb. Nun glaubte Karl anfangs, das Parlement durch neue Gnadenbeweise gegen Buckingham der Anklage zum Trotz braviren zu können, und durch Verfolgung einzelner Glieder des Unterhauses dessen Trotz zu brechen — aber alles war umsonst. Es blieb nichts übrig, als entweder nachzugeben oder auch dies Parlement aufzulösen. Der König that das letztere. Da aber der Krieg gegen Spanien und in Deutschland fortgieng, also das dringendste Geldbedürfniss vorhanden blieb, wußte er sich nun nicht anders, als durch einen wirklich unrechtlichen,

tyrannischen, gewaltsamen Schritt weiter zu helfen — er ließ nämlich Tonnen- und Wagegeld, ohngeachtet sie ihm nicht bewilligt waren, fortwährend erheben. Außerdem half er sich durch Mittel, die entweder höchst gehäßig waren, wie z. B. die strenge, unerbittliche Beitreibung aller fälligen Strafgelder; ferner die Benutzung der Niderlage der Dänen und Nidersachsen bei Lutter am Barenberge zu Ausschreibung einer Zwangsanleihe im ganzen Lande unter dem Vorwande der Interessen des Protestantismus — oder es waren Mittel, die die Zukunft noch größeren Verlegenheiten preis gaben, wie z. B. Behandlung der noch übrigen Domänen in der Weise, daß man deren Einnahmen anticipirte. Zeither waren sie großestheils auf kurze Zeiträume verpachtet gewesen. Den Pächtern muste aber an langen Pachtterminen liegen, weil sie dadurch allein in den Stand gesetzt wurden, Verbeßerungen vorzunehmen, von denen sie selbst Genuß hoffen durften. Um diese langen Pachttermine zu erhalten, verstunden sie sich dann zu Vorauszahlung, wodurch man freilich für den Moment die Einnahme verdoppelte, verdreifachte; aber irgend einmal in der weiteren Zukunft muste dann der Moment kommen, wo die Domänen einige Zeit auch gar nichts einbrachten.

Der Krieg Englands, der Niderlande, Dänemarks und der deutschen Protestanten gegen den Kaiser, Englands und der Niderlande gegen Spanien hatte den päbstlichen Hof (auf Petri Stuhle saß damals Urban VIII.) auf den Gedanken gebracht der Vereinigung aller katholischen Mächte zu einem Angriffe auf England. Richelieu, wie sehr er auch sonst den habsburgischen Interessen entgegenarbeitete, konnte sich doch dieser vom päbstlichen Hofe selbst ausgehenden Anregung nicht entziehen, und er selbst hatte Ursache, sich über England zu beschweren, da Karl I. die bei seiner Verheirathung eingegangenen Verpflichtungen zu Gunsten des Katholicismus in England nicht gehalten, überhaupt französischen Einfluß nirgends statuirt hatte. Er gieng auf den Plan einer Allianz mit Spanien gegen England ein, und da man in der Geldnoth am englischen Hofe nun sogar dazu fortschritt, der Königin französischen Hofstaat, welcher

große Summen kostete und das Volk mit Befürchtungen vor katholischen Einflüßen erfüllte, im Juni 1626 fortzuschicken, und die Verfolgung der Katholiken, die zugleich eine Geldquelle war, zu verstärken, betrieb Richelieu die Sache immer eifriger und schloß im April 1627 das Bündniſs mit Spanien gegen England ab. Der Pabst selbst zahlte Subsidien. Am englischen Hofe aber war man nicht ohne Kenntniſs dieser Plane geblieben.

In Frankreich war nach Heinrichs IV. Thronbesteigung die hugonottische Partei zwar nicht in den Besitz aller der Vortheile gekommen, die sie von einem Könige erwartete, der sie früher selbst lange geführt hatte; aber sie bildete doch durch das Edict von Nantes eine ansehnliche kirchliche Corporation, eine Macht im Reiche, welche in den Familien Rohan und Soubise unter dem hohen Adel Frankreichs fortwährend angesehene Vertreter hatte. Einzelne Gegenden Frankreichs, wie z. B. Béarn, waren ganz protestantisch und in ihnen ward katholischer Gottesdienst gar nicht geduldet. Dies Verhältniſs hatte unter Heinrichs IV. Sohn und Nachfolger wider die erste Veranlaßung eines feindlichen Zusammentreffens der Regierung mit den Hugenotten gegeben. Pabst Paul V., der von seiner päbstlichen Stellung und Berechtigung eine sehr hohe Vorstellung hatte, hatte es Ludwig XIII. zum Vorwurfe gemacht, daß er in einer seiner Landschaften die katholische Kirche so ausschließen laße, und der König war 1620 nach Béarn gezogen mit einer Kriegsmacht und hatte hier mit Gewalt die katholische Kirche neben der protestantischen hergestellt. Dieser Eingriff in ihre bisherigen Rechte veranlaßte im Sommer 1621 einen Aufstand der Protestanten. Sie erhielten in dem Frieden, der im Oct. 1622 geschloßen ward, Amnestie zugesichert und Bestätigung des Edictes von Nantes; aber sie verloren von ihren bisherigen Vestungen, die ihnen das Edict von Nantes als Sicherheitsplätze zugesichert hatte, diejenigen, welche der König im Laufe dieses Feldzuges erobert hatte. Nachher haben wir gesehen, daß Ludwig XIII., seit Richelieu in das Ministerium eingetreten war, sich den nordischen, niderländischen und deutschen

Protestanten näherte, welche gegen den Kaiser kämpften, und als daraus die Hugonotten schloßen, daß der König auch dem Einfluße dieser protestantischen Mächte etwas werde zugestehen müßen, machten sie 1615 einen Versuch das Verlorene wider zu erobern. Richelieu wuste sich aber, wie argen Scandal das dann auch bei dem Volke in den Niderlanden gab, rasch der Flotte der mit ihm verbündeten Niderländer gegen die Hugonotten zu bedienen, deren Seemacht zu brechen (auf welcher zum Theil die Wichtigkeit von la Rochelle beruhte), so daß die Hugonotten in Frankreich 1626 froh gewesen waren, von neuem Amnestie und Bestätigung des Edictes von Nantes zu erhalten; obwohl sie bis auf la Rochelle alle ihre Sicherheitsplätze verloren und selbst in la Rochelle einen königlichen Beamteten aufnehmen musten.

Die Protestanten in Frankreich waren über diesen Ausgang ihrer Unternehmungen höchst unzufrieden: und da ihre Stimmung in England bekannt war, beschloß Karl, als er von der feindlichen Verbindung Frankreichs und Spaniens hörte, dem französischen Angriffe zuvor zu kommen, und wo möglich die Hugonotten zu neuem Aufstande zu bewegen. Im Sommer 1627 gieng Buckingham zur See. Er griff die Insel Rhé fruchtlos an. Aber diese Feindseligkeit Englands ließ die Hugonotten dessen Beistand als gewiß annehmen. Sofort empörten sie sich. Nun faßte Richelieu die Ueberzeugung, daß es für die Sicherheit und für eine geordnete Regierung in Frankreich durchaus nothwendig sei, die Hugonotten als politische Corporation zu brechen; ihnen auch la Rochelle zu nehmen und sie nur als Kirchengemeinde weiter bestehen zu laßen. Im October 1628 ward la Rochelle nach langer, furchtbarer Belagerung erobert. Richelieu bewilligte den Protestanten von neuem Amnestie und Religionsfreiheit, aber ihre Stellung als politische Macht im Lande nahm er ihnen gänzlich.

Buckingham hatte durch die Expedition gegen die Insel Rhé erreicht, daß Frankreich durch den inneren Krieg gehindert ward, den gemeinschaftlichen katholischen Angriff auf England zu unterstützen, der dann auch ganz unterblieb.

In England aber glaubte man an diese beabsichtigte Unternehmung der Katholiken, da sie nicht hervortrat, gar nicht und hielt den Zug Buckinghams für ein thörichtes, nutzloses Unternehmen. Der König hatte zugleich Buckinghams Abwesenheit benutzt, das Volk zu überzeugen, daß Alles, weshalb man gegen Buckingham klagte, vielmehr von ihm selbst ausgehe; er hatte alle Uebelstände während Buckinghams Abwesenheit verdoppelt. Es war das unklugste Benehmen, was nur denkbar war; und als Buckingham im Sommer 1628 noch einmal einen Zug rüstete, um la Rochelle, was sich noch hielt, zu Hilfe zu kommen, und man zu dieser Rüstung die Mittel auf das Gewaltsamste von allen Seiten zusammen zu bringen suchte, gerieth die ganze Nation in Bewegung — so daß Karl endlich doch einsah, er gehe dem Abgrunde entgegen, wenn er nicht einlenke, und dies nun versuchte. Allein für's Erste war die Güte, welche er jetzt mit einemmale dem Parlemente bewies, zu gesucht, als daß man an deren Aufrichtigkeit geglaubt hätte, und sodann konnte er es über seinen Stolz nicht gewinnen, so ganz ohne hohe Worte daneben diese Güte zu üben. Er erklärte, wenn das Parlement ihn auch nun nicht unterstütze, werde er die nöthigen Mittel ohne das Parlement vermöge seiner königlichen Prärogative aufbringen. Damit hob er alle gute Wirkung seines übrigens freundlichen Benehmens wider auf.

Es ist wunderbar, wie tief damals schon die ganze revolutionäre Theorie Wurzel geschlagen hatte. Solche Behauptungen Karls: daß er niemandem zu Recht zu stehen habe, als Gott (was der Natur der fürstlichen Gewalt doch nur angemeßen ist) erregten allgemeines Erstaunen, während sie hundert Jahre früher gar keinem aufgefallen wären. Die Summa dieses Nichtverstehenkönnens dessen, was Karl I. aussprach, war, daß das Parlement ihm fühlen laßen wollte, daß er doch noch von anderen Dingen abhänge, als unmittelbar von Gott, wovon abermals seinerseits die Folge war, daß er dem Parlemente wider öfter mit affectirter Nichtachtung begegnete. Darin aber lag eben sein Fehler, daß er Dinge, bei denen er im Rechten war, in einer gewalt-

samen, andere zum Trotz verführenden Weise durchfechten wollte. Er hatte den Sinn des Satzes, daß Könige nur Gott verantwortlich seien, bloß äußerlich gefaßt — daß diese Verantwortlichkeit eine Realität, daß dieser richtende Gott ein allgegenwärtiger sei, der an jedes der Worte des Königes Fluch oder Segen hänge, und der, wenn der König sich in Leidenschaft und Hochmuth vergehe, nicht erst einer Untersuchung über den Thatbestand bedürfe, sondern die Strafe unmittelbar (in der Wirkung leidenschaftlicher Aeußerungen auf andere) anhefte — das sah Karl nicht ein.

Die Folge dieses üblen Verhältnisses zwischen Karl und seinem Parlemente war, das la Rochelle keine Unterstützung erhalten konnte; daß es in die Hände der Truppen des Königes von Frankreich kam, wie wir gesehen haben, und daß durch die Vernichtung der Protestanten als einer politischen Partei in Frankreich die Regierung dieses Landes sich nun im Innern vollkommen sicher gegen England fühlte, während der Zug gegen die Insel Rhé und der dadurch veranlaßte Aufstand der Hugonotten nothwendig einen Krieg der Franzosen gegen England zur Folge hatte. Noch vor dem Falle la Rochelle's hatte übrigens das Schicksal den König von der Last befreit, die er an Buckingham zu tragen hatte; denn ein dem Volke verhaßter Günstling ist für einen Fürsten die schwerste Bürde. Buckingham ward, eben als er einen Zug zu la Rochelle's Unterstützung im Aug. 1628 betrieb und zu der dazu bestimmten Flotte abreisen wollte, am 23ten Aug. von einem gewissen Felton ermordet. Die Motive des Mordes waren theils persönlicher Groll, theils aber auch dadurch gesteigerter Mismuth über das Unglück, welches durch Buckinghams Handlungsweise für das Land entstund. Dieser Mord scheint die Leidenschaften auf allen Seiten erregt zu haben. In den Sitzungen des Unterhauses kam es zwischen Anhängern der königlichen Partei und Anhängern der Landpartei sogar zu Prügeln und als das Unterhaus endlich im März 1629 die Auflösung auch dieses Parlementes als bevorstehend sah, setzte die Landpartei durch, daß erklärt ward: der zur ferneren Erhebung des Tonnen- und Wagegeldes

ohne Bewilligung des Parlementes rathe, solle als ein Feind Englands gelten; ebenso wer den Papismus, Arminianismus oder eine andere Ketzerei einzuführen suche. Als der König am 10ten März das Parlement wirklich auflöste und zu diesem Ende im Oberhause erschien, sagte er: „einige Nattern im Unterhause hätten durch ihr Gift die Sinne der Glieder desselben umnebelt — diese Nattern sollten aber ihrer Strafe nicht entgehen.“ Als die Auflösung nun statt gehabt, wurden auch wirklich die Führer der Landpartei: Hollis, Selden, Hobart, Elliot, Curriton, Valentine und andere vor den Geheimenrath citirt, und Hollis, Elliot, Curriton und Valentine erschienen; erklärten aber, daß sie für ihre Aeußerungen im Parlemente keinem Gerichtshofe, als dem Parlemente selbst verantwortlich seien. Die Untersuchungen und Vorladungen giengen demohnerachtet fort, und Elliott ward mit 2000 L. St., Valentine mit 500 L. St., Hollis mit 1000 Mark in Strafe genommen. Elliot wollte weder zahlen, noch Bürgschaft leisten und ward seiner Strafgelder wegen gefangen gesetzt; er starb nach mehreren Jahren im Gefängnisse. Hollis zahlte ebenfalls nicht; man nahm aber sein Landgut in Sequestration und verwaltete es 3 Jahre für königliche Rechnung, bis er sich endlich bequemte, die 1000 Mark zu zahlen. Später sah man, als das Parlement zur eigentlichen Auflehnung gegen den König fortschritt, diese Männer als Märtyrer der Landesfreiheiten an. Elliot, der indessen todt war, konnte man freilich keine Schadloshaltung gewähren; aber Hollis bot das Parlement für seine früheren Verluste 5000 L. St. Er nahm jedoch nur die 1000 Mark. Gegen die Mitglieder des Oberhauses, welche den Absichten des Königes widerstrebten, ließ sich so kurz nicht verfahren; allein diese bedurften jedesmal besonderer Einladungen vom Könige, wenn ein Parlement eröffnet ward und er enthielt diese Einladungen den Häuptern der ihr opponirenden Partei, z. B. dem Grafen Bristol, vor, bis das Oberhaus im Ganzen den König an seine Pflicht erinnerte. Dann schickte er die Einladungen, aber neben ihnen königliche Briefe, welche die, welche der Einladun

folgen würden, mit der königlichen Ungnade bedroheten. Auch ließ er einzelnen Lords, während das Parlement nicht versammelt war, Hausarrest ankündigen, oder hinderte sie in seiner Stellung als Lehensherr, indem er ihnen lehensherrliche Bewilligungen und dergl. jahrelang vorenthielt. In diesem unedlen, kleinen Kriege zerstörte Karl die persönliche Anhänglichkeit des größesten Theiles seines Volkes, machte sich ihm verhaßt, und hinderte sich selbst da, wo er wirklich das Beste des Volkes wollte, indem er dessen Haß provocirte. Bei der Auflösung dieses Parlementes im März 1629 erklärte Karl, daß er sich an das früher gegebene Statut, daß alle Jahre das Parlement wenigstens einmal zusammenkommen müße, nicht weiter kehren werde, denn die Berufung, Vertagung und Auflösung des Parlementes sei eine königliche Prärogative. Das hieß mit anderen Worten, er wolle in Zukunft ohne Parlement regieren. Um aber dies möglich zu machen, war durchaus nothwendig, daß er Frieden schloß nach außen. Den Frieden mit Frankreich schloß er noch 1629; mit Spanien führte die Anknüpfung der Unterhandlung wenigstens zu Einstellung der Feindseligkeiten. Aber auch die laufenden Ausgaben im Frieden überstiegen weit das, was der König ohne besondere Steuerbewilligungen einzunehmen hatte. Dies in seinen Einnahmen Fehlende suchte er sich zu verschaffen theils indem er fort und fort Tonnen- und Wagegeld erheben ließ, theils indem er andere noch gehäßigere Mittel ergriff, welche eigentlich Erpressungen waren. Er nöthigte reiche Unterthanen zu Darlehen oder Geschenken, welche er benevolences nannte. Wer sich solchen Anforderungen zu entziehen suchte, ward unter allerhand Prätexten in gerichtliche Verfolgungen und Verhaftungen verwickelt. Ein reicher Mann, Namens Chambers, der sich weigerte, nicht bewilligte Steuern zu zahlen, ward z. B. von der Sternkammer zu 2000 L. St. Strafe verurtheilt, und als er auch diese nicht zahlen wollte, bemächtigte man sich der Summe von 7060 L. St. von seinem Vermögen und setzte die Verfolgungen fort, die ihn allmälig mehr als 6 Jahre im Gefängnisse hielten, und seine Vermögensumstände

so herabbrachten, daß ohngeachtet ihm später das Parlement 13680 L. St. Schadloshaltung bewilligte, er dennoch ein armer Mann blieb. Dies ist jedoch nur ein Beispiel von vielen.

Neben dem Haße, den diese Steuersachen erzeugten, war der Haß gegen das episkopalistische Verhalten des Königes fortwährend auch im Wachsen. Hier hatte er freilich in thesi Recht; aber die Gelegenheit, dies Recht geltend zu machen, war sehr unglücklich gewählt, und die Freunde seiner Sache verdarben seine Stellung noch mehr. Sie wollten in der Stellung der bischöflichen Kirche das Priesterthum retten, was mit Ausnahme der englischen Kirche in der ganzen protestantischen Welt vernichtet, aber auch in der englischen Kirche durch die Aufnahme der seit der Reformation in Gang gekommenen Definition des Sacramentsbegriffes und durch folgerechte Ausstreichung der Priesterweihe aus der Reihe der so definirten Sacramente schon den Todesstoß erhalten hatte. Eben deshalb, weil man diesen inneren Verfall der priesterlichen Stellung ließ, und nun äußerlich doch die priesterliche Stellung halten wollte, giengen die Freunde des Bisthums in England weiter, als das Bewustsein des englischen Volkes ertrug, und weckten gerade dadurch diejenige Erscheinung des Puritanismus, die man als Independentismus bezeichnet hat. Wie kann man von wirklichem Priesterthume reden, wenn die Weihe dazu kein Sacrament — wie kann man von wahrem Bisthume reden, wenn die Succession in dieser monarchischen Stellung der Kirche nicht durch die Succession sakramentalischer Weihen getragen ist? wenn man Rechte und Ansprüche, die keinen geistigen — nur noch einen entgeistigten historischen Boden haben, — festzuhalten oder gar zu erneuern sucht? Gegen solche Priester- und Bischofsmacherei ist der Puritanismus unbedingt in seinem Rechte. — So behauptete einer der bischöflichen Geistlichen (und ward dabei von den Kirchenoberen und vom Könige geschützt) ganz den gang und gäben protestantischen Vorstellungen entgegen: „die Priester, aber auch nur die Priester hätten die göttliche Vollmacht der Sündenvergebung. Die Schlü

ßelgewalt sei ein nothwendiger Theil des Priesterthums und ein solcher, der weder von Menschen noch Engeln einem Nichtpriester übertragen werden könne; er rühre unmittelbar von Gott, von Christo her und sei durch die Succession der Weihen von Christo fortgepflanzt; er inhärire nur der geistlichen Succession." — Alles ganz richtig, nur hätte er den Muth haben müßen, hinzuzusetzen, daß eine Succession, die solches bewirken solle, keine andere als eine sacramentalische sein könne. Wo soll der Unterschied zwischen einer menschlichen, willkührlichen Uebertragung und einer wahren Succession göttlicher Vollmacht herkommen, wenn hier nicht ein Sacrament und in ihm das opus operatum mit seiner Macht im Mittel liegt? Entweder — oder. — Die Doctrin dieses Geistlichen, er hieß Montague, ward unter der bischöflichen Geistlichkeit popular; und nun trat ein anderer, Adams, auf und sagte, wenn der Priester kraft dieser göttlichen Vollmacht die Sünden vergeben solle, müße er sie kennen; ohne specielle Beichte sei es unmöglich, daß eine Absolution statt finde. Das hieß also mit anderen Worten: er forderte die Widereinführung der Ohrenbeichte. Gewiss hatte er dabei nur eine kirchlich wohlthätige Institution im Sinne — aber auch hier fehlte der ganzen Sache Zusammenhang und geistige Begründung. Während man die Gemeinden in solchen Grundanschauungen und Auffaßungen ließ und wuste, wie sie durch die reformirte Lehre von den Sacramenten bedingt sind, dachte man daran einzelne, auf ganz anderem Boden erwachsene Gebräuche, zu erneuern. Das war quälender Unsinn. Auch von einer anderen Seite her näherte sich die in der Episcopalkirche gepflegte Doctrin wider der katholischen. So hatte Montague behauptet, wenn, wie man annehmen müße, die Seelen der zum Herrn Eingegangenen überhaupt eine Erinnerung ihres irdischen Lebens hätten, so müße man auch bei den Heiligen eine besondere Erinnerung an alle durch ihr Streben ihnen freundliche Menschen annehmen und ein wohlgefälliges Begleiten des Wachsens des Reiches Gottes auf Erden durch das Bewustsein der Heiligen. Es sei also sicher, daß diese allen ihnen gleichgesinnten lebenden Men-

schen besonders freundlich seien und ihnen ihre Fürbitte und ihren geistlichen Schutz gewährten. So gut wie die Engel eine schützende Gewalt über die frommen Menschen hätten der Kirchenlehre zu Folge, stehe ein solches Patronat über einzelne Menschen wie über Institutionen auch den Heiligen zu, und solch ein Glaube könne nicht als ein Misbrauch der katholischen Lehre verworfen werden. Innerhalb der lutherischen Kirche würde sich für solche Lehre von den Heiligen noch mancher lebendige Anknüpfungspunct haben finden laßen; innerhalb einer wesentlich calvinistisch bestimmten Kirche nahmen sich zwischen deren durch Verstandesabstractionen bestimmten Dogmen so lebendige, seelenvolle Lehren wie Gespenster aus — es ist ja das der Fluch, welcher auf dem ruht, der nichts von lebendigem Geiste weiß, daß er ihn da, wo er ihn trotz dem sehen muß, als Gespenst erblickt, flieht und verabscheut. — Kam man aber einmal in diese Vorstellungsreihe einer fortgesetzten Theilnahme der Heiligen, gewissermaßen einer steten Präsenz des Schutzes und Wohlwollens der Heiligen, herein, dann war die nächste Folge, daß man diese Art Theilnahme vor Allem Christo selbst vindicirte, der ja ausgesprochen hat, er wolle bei den Seinigen ausharren alle Tage bis an der Welt Ende — und dann zerfiel der gewöhnliche, rohe calvinistische Beweis gegen die lutherische und katholische Lehre vom Abendmahl (von der substantiellen leiblichen Gegenwart des Herren im Abendmahle), der Beweis der nicht persönlichen, sondern bloß geistigen (im Glauben des Subjects beruhenden) Präsenz des Herren im Abendmal, der sich auf die Worte des Herrn, daß er sitzen werde zur Rechten Gottes des Vaters bis zur Widerkehr zum Gerichte, stützte — dieser fiel in sich zusammen und die Episcopalkirche muste wenigstens die lutherische Abendmahlslehre aufnehmen. Daß den Presbyterianern, wenn sie von Dingen, für die sie in sich alles Auge, jeden Sinn ertödtet hatten, wenn sie von priesterlicher Schlüßelgewalt, von der Ohrenbeichte, von der Fürbitte der Heiligen und der persönlichen, leiblichen Präsenz im Abendmahle hörten, angst und bange ward — daß ihnen sofort der Pabst und zwar

nicht der wirkliche, sondern jenes Unthier von Pabst, was ihre mährchenhaft producirende Phantasie wetteifernd mit ihrer Feigheit aus dem wirklichen Pabste gemacht hatte, und was ihnen nun selbst zum Wauwau und Putzemann geworden war, vor der Thüre zu stehen schien, war nur natürlich; und daran, daß deren Befürchtungen bald keine Grenzen hatten, waren wider dieselben episkopalistischen Geistlichen Schuld durch gewiſs gut gemeinte, aber ganz unzeitige Aeußerungen. Montague sagte z. B., die Puncte, welche zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche streitig seien, seien solche, welche nicht durchaus nothwendig seien zur Seligkeit des Menschen; die Grundlagen des Christenthums seien den protestantischen Kirchen mit der katholischen gemein, und es könne jemand Christ sein und selig werden, ohne jemals etwas von den Controverspuncten der mit einander streitenden Kirchen gehört zu haben. Das Wichtigste sei das, worin man übereinstimme. Das, worin man auseinander gehe, sei das unwichtigere. Daß aber solche gewiſs gut gemeinte und auch ganz richtig gefaßte Aeußerungen nothwendig misverstanden werden mußten, lag auch mit in dem Bestreben der Episcopalgeistlichkeit, den Gottesdienst wider recht feierlich zu machen. Man führte allerhand ältere Sitten, wie das Kniebeugen vor dem Altar u. s. w. ein, was die lutherische Kirche damals überhaupt nicht aufgegeben hatte, was aber unter den Calvinisten, die es in ihrer abstracten Vergeistigung, um nicht zu sagen Entgeistigung des Gottesdienstes, für ein Stück Götzendienst erachteten, das größte Aergerniſs gab. Die Calvinisten hatten sich eingeredet, sie führten den Gottesdienst wider ganz auf die ursprüngliche, evangelische Einfachheit zurück und hätten die Tradition ganz verworfen — daß aber die Tradition dennoch überall von ihnen beachtet ward, daß sie ohne Tradition keinen Sonntag gehabt hätten (denn die wenigen leisen Spuren des Sonntags im neuen Testamente würden ohne die lebendig in Uebung gebliebene Tradition gar kein Mensch wider zu finden vermocht haben,) sahen sie so wenig, als daß sie in ihren regelmäßigen, stundenlangen Predigten eine völlig unevangelische Neuerung

selbst eingeführt hatten. Der Kampf gegen die misbräuchliche Tradition d. h. gegen die Tradition, welche geradezu in Opposition gegen das Evangelium führt — hatte (wie es bei erregten Leidenschaften überhaupt geht, daß sich die Menschen in ihnen überschlagen) überall die Tradition überhaupt, auch die ächte, gute in Verruf gebracht, und doch stund man noch überall auf deren Boden, wo man nicht auf die Nase fiel.

Der Reaction gegen die, wie es schien, katholisirende Episkopalkirche nahmen sich aber nicht bloß Laien an, sondern auch von der untergeordneten Geistlichkeit machten viele Front gegen die Bischöfe, an deren Spitze besonders der Bischof Laud hervortrat. War aber die Opposition in England groß, so war sie in dem durch und durch presbyterianisch gesinnten Schottland noch weit größer. Jakob I. hatte in Schottland im J. 1606 einen Theil der bischöflichen Einrichtung der Kirche wider hergestellt. Im J. 1626, als Karl I. schon in England in großer Geldbedrängniß war, hatte er die Verhältnisse des Kirchengutes in Schottland ins Auge gefaßt. Noch waren kaum 60 Jahre seit Einziehung des katholischen Kirchengutes in Schottland verfloßen. Bei dieser Einziehung hatte sich besonders der schottische Adel sehr bereichert, denn sie war in eine Zeit gefallen, wo Maria Stuart Königin und ganz in den Händen ihrer Hofleute war, und war completirt nnd befestigt worden in der Zeit nach ihrer Flucht nach England während der vormundschaftlichen Regierung. Karl I. behauptete nun, und mit Recht, der Adel habe auf jenes eingezogene Kirchengut kein Recht und reclamirte es im J. 1626. Gab dann aber nur einen Theil der Kirche zurück und den größesten Theil behielt er selbst, der zum Theil noch weniger Recht daran hatte, als die adeligen Familien, welche urspünglich die kirchlichen Stiftungen aus ihrem Hausgute gemacht hatten. Schon die Einführung einer Episkopalverfaßung in Schottland hatte die heftigste Opposition in den Gemüthern des Volkes erfahren. Durch diese Reclamationen erbitterte Karl auch einen Theil des Adels und trieb ihn auf die Seite der Opposition. Er glaubte die

Abneigung der Schotten beseitigen zu können, wenn er persönlich nach Schottland käme und ihrer Nationaleitelkeit durch eine feierliche Krönung schmeichelte. Diese Krönung hatte dann 1633 statt; aber durch die hoffärtige Art, in der ihnen sein Benehmen erschien, stieß er wider Alles zurück, und was er der Nationaleitelkeit zu Gute that, hob er wider Alles auf, ja! er empörte gerade diese Nationaleitelkeit gegen sich, als er bei dieser schottischen Krönung dem englischen Bischof Laud eine Rolle spielen ließ. Er hielt ein Parlement. Noch war ihm das Volk so zugethan, daß es ihm in pecuniäner Hinsicht bewilligte, was er wollte; aber gegen seine episkopalistischen Einrichtungen erhob sich heftiger Widerspruch und er trug seine unfreundliche Art mit dem englischen Parlemente umzugehen nun auf Schottland über, und verbreitete so auch in Schottland die Meinung, ins Geheim sei er Papist und wolle das Volk wider katholisch machen, was ihm in den Augen des glaubenseifrigen Volkes einen entsetzlichen Character lieh. Trotz alle dem dauerte in den nächsten Jahren in England und Schottland die äußere Ruhe fort, während deren sich freilich alle Oppositionselemente verstärkten, denn der König konnte seine ökonomische Lage nur durch die Fortsetzung der schon bezeichneten gewaltsamen Maßregeln schützen, und seit in dieser Zeit Laud Erzbischof von Canterbury geworden war, also als Primas an der Spitze der englischen Kirche stund, ward das Episkopalsystem mit der strengsten Consequenz erweitert und durchgeführt. Zeither hatte sich die wirthschaftliche Opposition noch in einer gewissen Weise von der kirchlichen gesondert; aber als der bisherige Lord-Schatzmeister, der Graf von Portland, im J. 1635 starb, ward der Erzbischof Laud auch an die Spitze der Commission gestellt, welche den Schatz, also die Finanzen des Landes verwaltete, und dieser Mann nahm diese Stellung an ohne rechte Einsicht in die damit verbundenen Geschäfte. Da concentrirte sich die Opposition gegen ihn und gewann jährlich an Macht, da man das Nichtberufen eines Parlementes von Seiten des Königes als ein Attentat ansah überhaupt gegen die Rechte und Freiheiten des Landes.

Man glaubte, es sei auf nichts Geringeres abgesehen, als auf spanischen Despotismus und auf Widerherstellung des Katholicismus.

John Lingard Geschichte von England (übers. von C. A. Frh. von Salis. Frankfurt a. M. 8.) 10r Bd.

§. 2. Bis zu König Karls I. Gefangenschaft.

In der angegebenen Weise war man mit Mühe und Noth gekommen bis zum J. 1637. Inzwischen aber war zu den frühereren Maßregeln des Königes, um Geld zu erhalten, eine neue hinzu gekommen: das s. g. Schiffsgeld. Nämlich im J. 1634 begannen Streitigkeiten zwischen Engländern und Holländern über die Heringsfischerei an den englischen Küsten. Die Rechte, welche die Engländer in Anspruch nahmen, ließen sich nur durch Kriegsschiffe behaupten und der König hatte kein Geld zu deren Ausrüstung. Da kam man auf die Auskunft, zu diesem bestimmten Zwecke unter dem Namen Schiffsgeld eine Steuer zu fordern von den Städten, die bei diesem Heringsgeschäfte am meisten interessirt waren. Da diese wußten, daß der König ohne ihre Unterstützung die Fischerei nicht schützen könne, zahlten sie ohne Weigerung. Sofort gieng der König weiter und forderte Schiffsgeld auch von anderen Städten; endlich vom ganzen Lande. Es war eine Abgabe von geringem Betrage und fast jeder bequemte sich ohne Murren zu deren Zahlung; doch wurden bald Stimmen durch das Land hörbar, man habe durch die Einwilligung in diese neue Abgabe des Landes Freiheit verrathen. Alles gerieth in Spannung. Da verbreitete sich mit einemmale die Nachricht, ein Landedelmann, Namens Hampden, habe die 20 sh., die er habe als Schiffsgeld zahlen sollen, verweigert. Die Nachricht erregte die allgemeine Theilnahme. Der König, als er von diesem Widerstande hörte, wandte sich an den Lord Chief-Justice, was zu thun sei; und dieser rieth, ein Gutachten der höheren Gerichtscollegien zu suchen. Dies geschah und die Richter gaben zur Antwort: „wenn es die Wohlfahrt und Sicherheit des Königreiches betreffe und das Königreich in Gefahr sei, dürfe Sr. Majestät durch ein bloßes Ausschreiben unter dem großen Siegel des Rei-

ches von den Unterthanen Englands die Herstellung und Ausrüstung so vieler Schiffe fordern, und auf so lange, als er für den zu dieser Maßregel nöthigenden Fall zweckmäßig erachte. Daß Sr. Majestät allein das Urtheil zustehe, ob ein solcher Fall statt finde, und daß Se. Majestät berechtigt sei, jeden, der sich einer solchen Steuer zu entziehen suche, gerichtlich zu verfolgen." — Dieses juristische Gutachten der höchst gestellten Richter des Landes erregte große Unzufriedenheit bei der Landpartei; und selbst unter den Gerichtspersonen des Königreiches waren viele, die da meinten, die Verfaßung berechtige nicht zu einem solchen statsrechtlichen Ausspruche. Am wenigsten hatte Hampden Lust, sich zu fügen; und so gab der König Befehl, der court of Exchequer solle gegen ihn verfahren. Dies geschah; und sogar in diesem Gerichtscollegio waren 4 Stimmen für Hampden, ohngeachtet 8 Stimmen für den König entschieden. Diese Entscheidung empörte die Landpartei auf's Höchste; und durch das ganze Königreich verbreitete sich als eine Schreckensnachricht, der Richterstand sei zu einem Werke des Despotismus herabgesunken. Der ganze Proceß und namentlich die Rede, welche der Lord Chief-Justice Finch zu Gunsten des Schiffsgeldes gehalten hatte, machte nun das Schiffsgeld, dem man sich anfangs in einem sittlich-richtigen Gefühle von Patriotismus gefügt hatte, zu einem Gegenstande des Abscheus. Früher hatte man das Schiffsgeld wie eine Art freiwilliger durch die Sache verlangte Unterstützung des Königes durch die Nation getragen; jetzt, wo es weit über den Bedarf der Sache, die den Vorwand bildete, erhoben und als eine ausklagbare Steuer dargestellt ward, als man darin ein Mittel in der Hand des Königes erkannte, alle Steuerbewilligungen des Parlementes zu umgehen, also in alle Zukunft ohne ein Parlement zu regieren, identificirten sich die Vorstellungen: Schiffsgeld und Ruin der Landesfreiheiten. Der Unwille in England und Irland war allgemein. Diese Verstimmung der Nation machte sie gleichsam zu einer Pulvertonne, die bei dem geringsten hinein fallenden Funken explodirt. Man war aber in diese unsittliche Stellung zur Regierung

hereingekommen nicht ohne große Schuld auch der Regierung. Diese nämlich glich, wie sie sich in ihrer Stellung in England jetzt noch wesentlich von der Stellung der Continentalregierungen unterscheidet, damals keineswegs dem, was wir unter einer geordneten Administration zu verstehen pflegen. Vielmehr hatten von jeher und unter verschiedenen Bedürfnissen sich in England Abhilfen für die verschiedenen Statsbedürfnisse gebildet und zwar so, daß der größeste Theil dessen, was wir jetzt zu den Pflichten und Obliegenheiten des Staats rechnen, entweder von den verschiedenen Corporationen des Reiches oder von den großen Grundeigenthümern d. h. Lehensleuten der Krone besorgt ward oder auch ganz unberücksichtigt blieb. Für das, was nach Abzug dieser Dinge an Staatsobliegenheiten noch übrig blieb, bezog der Staat und Hof außer den Einkünften und Gefällen der königlichen Domänen und anderer Regalien bestimmte vom Parlament bewilligte Einkünfte, deren Verwaltung dann aber nicht in der Weise unserer jetzigen Staaten nach wißenschaftlich geordneten Principien betrieben, sondern hohen Beamteten und ganzen Kreisen derselben gewissermaßen in Entreprise gegeben ward, so daß diese keine anderen Schranken zu achten brauchten, als die von den Gerichten gezogenen, so lange es ihnen gelang, den König so zufrieden zu stellen, daß dieser sie nicht abrief. So war Irland, so waren die verschiedenen Zweige der Staatseinkünfte und des öffentlichen Dienstes in Entreprise gegeben, und man begreift leicht, wie das Volk, was diese hohen Entrepreneurs überall ihren Vortheil nur in's Auge faßen und für deren Eigennutz keine Schranken sah, als die Furcht vor Gerichten, erschrack, als diese Schranken für einzelne Zweige dieser Verhältnisse nicht mehr vorhanden zu sein schienen. Es war wirklich ein Zustand, bei dem es Verzeihung verdient, wenn jemand das ursprüngliche sittliche Verhältniſs des Staates und der eignen Beziehung zum Staate vergaß — alle Pflichten und Aufgaben nur noch in der Erreichung einzelner, bewuster Staatszwecke sah und sich der allmälig entwickelten Doctrin von der Souveränetät des Volkes und dem s. g. allgemeinen Wohl hingab.

Die Processe vor dem court of Exchequer gegen die Verweigerer des Schiffsgeldes waren nun im Gange und nebenher verhängte auch die Sternkammer fortwährend viele und grausame Strafen; denn dies Gerichtscollegium (welches seinen Namen nicht, wie das des Exchequer von dem Locale, wo die Sitzungen gehalten wurden, hat, sondern von den Rittern des Hosenbandordens, die früher alle mit ihren Sternen daran Theil nahmen) galt als das erste des Königreiches und entschied in allen Sachen, welche das Wohl und Bestehen des Reiches unmittelbar betrafen. Die Sternkammer hatte zuletzt namentlich alle die Vergehen der Katholiken und Puritaner gegen die Statskirche gerichtet, und richtete nun auch über alle Verbrechen, die, wenn sie aus dem Widerstande gegen des Königes Erpressungen hervorgiengen, der Kammer den Anschein von Rebellion zu haben schienen. Grausame und gewissermaßen willkührliche Strafen: Ohrenabschneiden, Nasenaufschlitzen, Brandmarken und Auspeitschen wurden von diesem Gerichte, welches immer noch aus den höchsten Beamteten der Krone bestund, seit Karls I. Regierungsantritte decretirt. Ueber die Härte der Strafen, namentlich über die hohen Strafgelder, die dieses Gericht, um dem Geldbedürfnisse des Königes entgegen zu kommen, decretirte, war man selbst in solchen Fällen empört, wo die Strafbarkeit der betroffenen Personen allgemein anerkannt war.

Der Funke, der endlich das Feuer in England anzündete, kam aus Schottland, und sein erstes Aufglimmen datirte noch aus der Zeit der Krönung des Königes im J. 1633. Es ist erwähnt worden, daß damals Laud eine Rolle spielte, von welcher die Schotten annahmen, daß sie einem Nichteingebornen nicht zukomme. Es war nämlich Laud die Anordnung der ganzen Krönungsceremonie übertragen worden. Spotswood, der Erzbischof von St. Andrews, hatte bei einer feierlichen Gelegenheit zu des Königs Rechten und Lindsey, Erzbischof von Glasgow, zu dessen Linken gehen sollen. Der letztere aber erschien nicht in der kirchlich vorgeschriebenen erzbischöflichen Tracht, ward deshalb von Laud zurückgewiesen und der Bischof Maxwell

von Rosse an seiner Stelle zu des Königs Linken gestellt. Es war dann über die Nothwendigkeit dieses kirchlichen Habits im schottischen Parlement zu einer unangenehmen Erörterung gekommen. Der König, der der Ansicht Laud's mehrere entgegen sah, brachte, um die Gesetzmäßigkeit seines Verfahrens anerkennen zu laßen, die Frage über die Nothwendigkeit des kirchlichen Habits in Verbindung mit Entscheidungen über andere Kirchensachen, für die sich die Schotten lebhaft interessirten, um sie zu zwingen, wenn sie die letzteren Entscheidungen wollten, die über das kirchliche Habit mit in den Kauf zu nehmen. Er gab keine Trennung der Fragen zu; und die Folge war gewesen, daß nun die Majorität das Ganze verwarf (mit Recht, weil ein solches legislatorisches Manoeuvriren mit diplomatischen Kunststückchen und Receptchen an sich eine Unwürdigkeit für alle dabei Betheiligten einschließt.) Der König selbst war bei der Abstimmung gewesen, hatte jede einzelne Stimme notirt, und wuste also, daß die Majorität entgegen war. Der Klerk aber, welcher gesetzmäßig die Stimmen zu notiren hatte, hatte wahrscheinlich sophistische Auslegungen der einzelnen Abstimmungen angewandt, um sich allenfalls zu decken, und in diesem Sinne erklärt, die Majorität sei zu des Königs Wünschen; und der König hatte — ohngeachtet er das Gegentheil wißen muste — diese Entscheidung als das gesetzmäßige Resultat der Abstimmung angenommen. Der Graf von Rothes war dagegen aufgetreten; der König aber hatte durch seine eigne Erklärung diesen Widerspruch nidergeschlagen, und ließ zum höchsten Verdruß der schottischen Parlementsglieder dies, auf einer Verdrehung ihrer eigentlichen Meinung beruhende, Resultat als gesetzlich bestehend proclamiren. Es war eine nidrige Geschichte in jeder Hinsicht. Die Lords von Schottland hielten Zusammenkünfte. Sie waren der Meinung, wenn es auf diesem Wege fortgehe, sei das schottische Parlement bloß eine Spiegelfechterei, und endlich entwarf einer von ihnen, Hague, ein remonstrirendes Gesuch an den König, welches er Lord Balmerinock (oder Balmerino) mittheilte, der es im Wesentlichen billigte, aber einzelne Aen-

derungen wünschte und es anderen Lords mittheilte. Der Graf von Rothes machte nun dem Könige eine vorläufige Mittheilung über das Gesuch, was im Werke war. Karl machte dem Grafen von Rothes zur Pflicht, die Sache zu hindern; er werde auf keinen Fall ein solches Gesuch annehmen. Rothes sagte dies Balmerino und dieser ließ die Sache fallen; behielt aber eine Abschrift des Gesuchs und unterstrich eigenhändig einige Stellen. Nach einiger Zeit, als der König Schottland wider verlaßen hatte, kam Lord Balmerino doch auf die Sache zurück, und fragte deshalb einen Rechtsgelehrten, Namens Dunmoor, um Rath, indem er ihm den Entwurf übergab, sich aber versprechen ließ, er wolle die Sache keinem Menschen mittheilen. Dunmoor zeigte die Schrift aber unter gleichem Versprechen einem anderen, Namens Hay, und dieser, dem sie von größester Consequenz schien, lief damit zu Spotswood, dem Erzbischofe von St. Andrews. Dieser kannte die Sache, hatte sie aber zeither als ein Geheimniſs der Lords angesehen, und war ganz erschrocken, eine Abschrift in den Händen eines Rechtsgelehrten zu erblicken; er glaubte deshalb, sie sei publiker geworden, als der Fall war, und reiste auf der Stelle damit an den englischen Hof, um Klage gegen Balmerino zu führen. Gegen diesen ward also eine Untersuchung eröffnet, und indem man ein altes, aber längst in Abgang gekommenes Gesetz in Schottland wider geltend machte, ward Balmerino wegen dieser Mittheilung zum Tode verurtheilt, aber (da Alles über diese Verfolgung in Bewegung gerieth) vom Könige begnadigt. Diese Untersuchung hatte den Erzbischof und die ganze bischöfliche Kirchensache in Schottland noch verhaßter gemacht, als sie schon waren; und als nun König Karl dazu fortschritt, der schottischen Kirche neue liturgische Anordnungen in demselben episkopalistischen Sinne zugehen zu laßen, den wir schon als in England überhand nehmend unter der Geistlichkeit geschildert haben, begann der Widerstand heftig zu werden. Als im Juli 1637 der Dechant von Edinburg in der Kirche erschien streng in dem angeordneten kirchlichen Habit, um die neue Liturgie zum ersten Male zu halten, war schon

Alles in Aufregung, hatten die Prediger allen und besonders den gottseligen Frauen die Vertheidigung der schottischen Kirchenfreiheit gegen die neuen Ordnungen, welche den lebendigen Geist Gottes an todte Satzungen verkauften und Christum vom Throne stießen, um diesen Thron an die weltliche Obrigkeit zu verrathen, zur Pflicht gemacht. So wie der Dechant anfieng die Liturgie zu lesen, zischte das gemeine Volk in der Kirche, besonders die Weiber, und klatschte mit den Händen und trieb anderen Unfug. Der Lärmen wuchs; endlich warf man, als der Dechant doch fortfuhr zu lesen, mit Stöcken und Steinen und Stuhlbeinen nach ihm. Der Bischof Lindsey dachte, er würde den Tumult durch sein Ansehen stillen können und trat auf die Kanzel; aber eine alte Frau warf einen Stuhl nach ihm, und der Lärmen wurde noch ärger; statt auf den Bischof zu hören, schrie man ihm zu: „er sei ein Fuchs! ein Bauchgott!“ Da rief der Erzbischof von St. Andrews aus seinem Kirchenstuhle herab den Magistrat und die Polizei der Stadt auf, sie sollten Ruhe stiften; und dies gelang, indem die unruhigsten aus der Kirche getrieben und deren Thüren geschloßen wurden. Während die Liturgie in der Kirche nun gehalten ward, wuchs aber der Haufe vor den Thüren, und brüllte fortwährend: „ein neuer Pabst! ein neuer Pabst! der Antichrist ist da! steinigt ihn, steinigt ihn“ — und durch die Kirchenfenster warf man Steine und Koth. Als nun die hohe Geistlichkeit nach beendigtem Gottesdienste aus der Kirche kam, zog neben und hinter ihr her der wilde Haufe und setzte sein Geschrei fort: „die Geistlichkeit wolle das Pabstthum einschwärzen, wolle das schottische Volk zu Pfaffenknechten machen;“ und warf die hohe Geistlichkeit fortwährend mit Koth und Steinen. Endlich packten sie den Bischof Lindsey, rißen ihm das Habit vom Leibe, wälzten ihn im Kothe, und mit Mühe rettete er sich in ein Haus. Dieselben Scenen aber, wie in der Kathedrale, hatten inzwischen auch in den anderen Kirchen von Edinburg statt gehabt.

Als dem Könige diese Unordnungen gemeldet wurden, ergiengen zugleich Bitten und Vorstellungen an ihn, er

möge die liturgischen Anordnungen zurücknehmen, sie seien in Schottland nicht durchzusetzen. Karl aber erließ eine Proclamation, durch welche er abermals die neue Liturgie befahl. Alle in Edinburg zusammengeströmte Edelleute, Geistliche und Magistratspersonen, welche hier über ein gemeinschaftliches Gesuch an den König beriethen, erhielten Befehl, die Stadt zu verlaßen innerhalb 24 Stunden. Aber auch nun hatte diese Proclamation nur Pöbelunordnungen aller Art zur Folge. Die schottischen Minister erkannten recht wohl, daß jeder, der diese Sachen in des Königs Sinne in seine Hand nehme, untilgbaren Haß des Volkes auf sich lade. Jeder suchte sich davon los zu machen; und so blieb die Verfolgung der schuldigen Tumultuanten und die Durchführung der Liturgie endlich dem Grafen Traquaire, der sich schon am meisten durch sein Handeln in Karls Sinne bei dem Volke verhaßt gemacht hatte, überlaßen. Aber wenn er auch einzelne strafte, die Liturgie konnte er nicht durchführen, und im Herbste 1637 kamen von Neuem von allen Seiten Edelleute, Geistliche, Magistrate und zum Handeln für die gemeinsamen Interessen entschloßene Privatleute in Edinburg zusammen. Da sie nicht immer beisammen bleiben konnten, ordneten sie sich in vier Klassen: Nobility, Gentry, Geistlichkeit, Magistrate und Bürger der Städte und Flecken. Jede Klasse ernannte Repräsentanten, und man nannte die Repräsentanten einer Klasse, weil sie bei gemeinschaftlichen Versammlungen je an einer Tafel Platz nahmen, eine Tafel; und jede Tafel ernannte wider von ihren Mitgliedern vier, welche sechzehn zusammen einen höheren permanenten Ausschuß und in dieser Qualität eine fünfte Tafel bilden sollten, die immer in der Hauptstadt zu bleiben und von da aus die anderen Tafelglieder zu benachrichtigen, und in wichtigen Fällen zu berufen hätte. Wie diese Tafeln für Edinburg und die Umgegend, bildeten sich ähnliche in allen Provinzen Schottlands. Es war ein Oppositionsstaat, der sich herstellte; und sobald derselbe zum Gefühl der Macht, die er durch die Anhänglichkeit des Volkes hatte, gekommen war, forderte er die Zurücknahme der neuen Liturgie vom Kö-

nige. Dieser ließ im Febr. 1638 die Tafeln für aufgelöst und ungesetzlich erklären und allen denen Amnestie zusagen, die sich davon trennen würden. Aber statt sich zu trennen, traten vielmehr alle Glieder der verschiedenen Tafeln des Landes enger zusammen, und gründeten einen neuen Covenant, durch welchen sie sich eidlich verpflichteten, die Freiheiten der Kirche und des Königreiches von Schottland zu vertheidigen. Es ward ein großer, feierlicher Fasttag gehalten, und der Eindruck desselben war eine allgemeine Begeisterung für die schottische Kirchensache und die Landesfreiheiten. Außer den schon für den König Compromittirten hatte derselbe in Schottland fast keinen Anhänger mehr. König Karl ließ sich aber weiter in falsche Maßregeln hereinreißen. Die westlich von Schottland gelegenen Inseln gehörten damals großestheils dem Grafen Archibald von Argyle. Dessen Vater war früher, weil er zur römischen Kirche, der die Bewohner dieser Inseln noch anhiengen, zurückgekehrt, gezwungen worden, dem Sohne, welcher Protestant blieb, seine Besitzungen abzutreten und dieser Sohn war von Jakob I. und Karl I. in aller Weise begünstigt und gehoben, mit einer Reihe der höchsten Aemter in Schottland bedacht worden, ohngeachtet sein alter Vater selbst den König vor ihm gewarnt und gesagt hatte, er sei ein kalter, falscher Mensch, der dem Könige einmal einen bösen Streich spielen werde. Man hatte auf diese Warnung nicht geachtet, weil man sie dem Unmuthe des beraubten Alten zuschrieb, und hatte Archibald, wie gesagt, mit Gnaden überhäuft. Aber da Archibald wirklich nicht durch freundliche Persönlichkeit auszusöhnen wußte mit dem Glück, um welches man ihn beneidete, hatte er unter dem Adel Schottlands entschloßene Feinde bekommen. Einer von diesen, ein Bischof, hatte ihn schwer beleidigt, und seitdem zeigte sich Archibald den bischöflichen Interessen überall feindlich, doch war er, um des Königes Gnade nicht zu verlieren, nicht nach Edinburg gekommen, hatte sich den Tafeln nicht angeschloßen. Indessen da er im Ministerium selbst, in Lord Hamilton und Lord Antrim, bittere Feinde hatte, machten diese doch den Plan, ihn als antibischöflich

in Untersuchung zu bringen, und ihm wo möglich seine Besitzungen auf den westlichen Inseln nehmen zu laßen; indem Lord Antrim zugleich selbst Ansprüche auf einen Theil derselben zu haben glaubte. Noch war zwar von diesen Planen nichts laut geworden, kein Schritt zu ihrer Verwirklichung gethan worden; aber Archibald hatte Notiz davon. Er hielt sich anfangs ruhig, denn er wollte erst abwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Der König, als er sah, daß er in Schottland auf feindlichem Wege nicht durchkomme, brachte in England auf Unkosten der bischöflichen Geistlichkeit und durch Erpressungen gegen Katholiken einige Truppen zusammen, ließ ein Lehensaufgebot an den hohen Adel, an die Nobility, ergehen, die sich auch mit ihren Vasallen einstellte, und so rückte er im April 1639 an die schottische Grenze; aber schon die Ernennung der verschiedenen Anführer erfüllte Alles mit Uneinigkeit und Unzufriedenheit. Auch die Covenanters hatten sich inzwischen zum Widerstande gerüstet. Allein wie an des Königs Hofe und in seiner Umgebung Alles durcheinander gieng und nirgends ein leitender Wille die Actionen bestimmte, so waren auch die Schotten schwach und würden schwerlich ein erstes hartes Zusammentreffen ausgehalten haben. Sie wurden aber von einem alten klugen Manne, von Leslie, geführt, der ihre Avantgarde so aufstellte, daß sie weit mächtiger erschien als sie war; und als Graf Holland, der die königliche Avantgarde führte, die Vorhut der Schotten ansichtig ward, glaubte er ihr nicht gewachsen zu sein, und zog sich ohne irgend etwas zu unternehmen, zurück. Dadurch gewannen die Covenanters mit einem Male einen großen Kriegsmuth; zugleich aber wandten sie sich schriftlich an den König und zeigten ihm an, daß sie ihm in aller Weise treu und ergeben seien, nur müßten sie die Freiheiten ihres Landes gegen die Betriebe schlechter Personen schützen und deshalb hätten sie, im Grunde in seinem eignen Interesse, die Waffen ergriffen. Der König, da er sich in seiner Umgebung für den Krieg so schlecht gestellt sah, gieng auf die Unterhandlung ein und es kam bis zum zum 18. Juni ein friedlicher Vertrag

zu Stande. Die Reichssachen sollten durch ein Parlement, die Kirchensachen durch eine Versammlung der schottischen Geistlichkeit, beides im August 1639, geordnet werden. Während dieser Unterhandlungen aber, als Archibald die Schwäche des Königes gewahrte, war er, der reichste und mächtigste Edelmann des Königreiches, plötzlich in Edinburg erschienen, hatte sich dem Covenant angeschloßen und trat nun sofort als Führer desselben dem Könige entgegen.

Der Friede aber, welchen Karl mit den Covenanters geschloßen, dauerte nicht lange, da keine Partei der anderen recht traute und man also in steter Furcht und Eifersucht gegen einander war. Nicht zweie von denen, die den Frieden unterhandelt und geschloßen hatten, verstunden (Graf Clarendon zu Folge) den Wortinhalt desselben auf die gleiche Weise. Karl selbst schrieb wenige Tage nach Abschluße desselben: es sei ein altes schottisches Sprichwort, daß man zwei Riegel an seine Thüre legen müße, wenn man mit einem Feinde Frieden geschloßen habe. Und so suchte er sich auch selbst in einer Stellung zu halten, wo er jeden Augenblick den Kampf wider eröffnen konnte. Die Schotten aber machten es ebenso. Sie lösten ihren Covenant nicht auf; und der König ernannte nun Traquaire zu seinem high-commissioner in Schottland, und gab diesem den Schotten verhaßten Manne solche Instructionen, daß die Sache nicht gut gehen konnte. Der Covenant hielt eine Sitzung und beharrte nun dabei, in Schottland alle bischöflichen Institutionen und die neue Liturgie abzuschaffen. Das Parlement machte die schärfste Opposition gegen Karls Absichten und Wünsche. Da ward es auf Ein Jahr vertagt. Unzufriedenheit mit dem Könige verbreitete sich nun erst recht über das ganze Land. Eine schottische Deputation kam nach London, um das Benehmen der Schotten zu rechtfertigen und Vorstellungen gegen die Vertagung des Parlementes zu machen. An der Spitze dieser Deputation stund Graf Loudon. Da diese Deputirten aber keine Erlaubniß zu diesem Schritte von Traquaire gesucht hatten, erhielten sie sofort, ohne vorgelaßen zu werden, Befehl nach Schottland zurückzukehren.

Da baten die Deputirten den König schriftlich, daß sie sich persönlich wegen der Uebernahme der Deputation entschuldigen dürften und Karl erlaubte zweien, nämlich dem Grafen Loudon und Lord Dumferling, sich vor einer Commission rechtfertigen zu dürfen. Das nahmen sie übel; sie wollten sich nur vor Sr. Majestät selbst entschuldigen. Endlich willigte Karl ein, in der Commission persönlich gegenwärtig sein zu wollen. Als sie hier ihre Entschuldigungen vorgebracht hatten, producirte der König ein aufgefangenes Schreiben von fünf schottischen Lords, unter denen Loudon selbst war, an den König von Frankreich, worin sie diesen eine Zuflucht und ein Heiligthum aller bedrängten Gemeinwesen nannten und einen Herrn Colvil autorisirten als ihren Abgesandten an den König, den sie um Hilfe baten bei ihrem Streite mit der Regierung Karls. Loudon behauptete, dieser Brief sei vor dem geschloßenen Frieden geschrieben; demohnerachtet behandelte der König den Brief und mit Recht) als Landesverrath, und befahl Loudon in den Tower abzuführen. Die Schotten sahen diese Procedur an als eine Verletzung der Sicherheit ihrer Abgesandten obwohl diese zuletzt selbst nur als Privatpersonen aufgetreten waren und nur als solche gehört worden waren.) Karl wollte Loudon anfänglich als Landesverräther weiter den Proceß machen laßen; dann aber ließ er ihn, auf das Andringen seines schottischen Ministers Grafen Hamilton, frei. Inzwischen war jedoch die Lage Schottlands eine solche geworden, daß der König nicht anders glaubte zu den ihm in diesem Lande zustehenden Rechten kommen zu können, als mit Gewalt der Waffen. Er beschloß also von neuem Krieg gegen den Covenant und gegen das Parlement von Schottland. Allein die Mittel zu solchem Verfahren schienen in England in keiner Weise mehr zu gewinnen ohne ein Parlement, und so muste sich der König nach langer Unterbrechung entschließen, wider ein Parlement zu berufen; denn die zeitherige Regierung ohne Parlement hatte die Domanialeinkünfte so weit anticipirt, daß auf diesem Wege nichts mehr auszurichten war; und, daß Vervielfältigung der gewaltsameren Mittel, sich in England Geld zu verschaffen,

in diesem Königreiche nur auch eine Auflehnung nach sich ziehen könne, leuchtete selbst denen von Karls Ministern ein, welche am meisten zeither gegen Berufung eines Parlementes gewesen waren. Nur Wentworth, welcher Lord Deputy von Irland war, schlug vor, zuerst zu versuchen, ob man vielleicht von einem irischen Parlemente hinlängliche Gelder erlangen könne, um eines englischen überhoben zu sein. Karl ernannte Wentworth zum Grafen von Strafford, und derselbe erlangte auch von einem irischen Parlemente 4 Subsidien und, falls die Noth der Zeit sie erheischen sollte, noch zwei mehr — allein troß alledem war dies nicht mehr, als man zu den ersten Vorbereitungen des Krieges und zu Instandsetzung der Garnisonen in den Besten des nördlichen Englands bedurfte.

Um diese irländischen Verhältnisse richtig zu beurtheilen, muß man wißen, daß die alten Irländer kein Privateigenthum kannten, sondern daß sie nach Stämmen und Geschlechtern die verschiedenen Landschaften ihrer Insel inne hatten und nur Geschlechter und Stämme ein gewisses von ihren Häuptlingen vertretenes Eigenthumsrecht übten. So fanden die Engländer die Verhältnisse zur Zeit der Einnahme der Insel (s. Th. II. S. 723). In Folge der Eroberung erhielten auf dem eroberten Gebiete englische Ritter Ritterlehen, wurden aber immer wider bald in das irländische Leben hereingezogen, so daß innerhalb dieser Baronieen den irischen ganz ähnliche Besitzverhältnisse entstanden und nur in Dublin und der Umgegend, dem sogenannten Pale, herrschte mehr englisches Leben (oder wo irgend von neuem eben Lehen an englische Ritter gegeben wurden; doch da in der Regel kaum ein Paar Generationen hindurch). Die irländische Art hatte etwas Ansteckendes. So war man auf die Zeiten der Königin Marie gekommen, wo man endlich anfieng, ganze Gegenden englisch zu colonisiren; doch erst unter Jakob I. ward diese Colonisation, durch Schotten besonders, mehr systematisch betrieben. Nach der Schlacht bei Kinsale war Hugh O'Neal, der als Anführer der empörten Irländer den Generalen der Königin entgegengestanden hatte, und sofort nach der Königin Tode zu einem Frieden bewogen worden war, bange, dieser möge ihm nicht gehalten werden. Er gieng nach Spanien, wo man ihn sehr ehrenvoll empfieng, er aber bald starb. Daß er ohne Erlaubniß der Regierung den spanischen Hof besucht, legte man ihm als Landesverrath aus, und confiscirte das ganze Besitzthum des Stammes O'Neal und seine

nächsten Anhänger — in Tyrone und anderen Grafschaften des Nordens allein 818,343 Acres, in Wicklow und den mittleren Grafschaften 446,000 Acres. Alle diese Ländereien wurden in englische Lehen verwandelt, zu dem Umfange von 2000, 1500 und 1000 Acres. Die Hälfte des ganzen confiscirten Gebietes O'Neals ward in Lehen zu 1000 Acres zerschlagen, die andere Hälfte großes Theils in Lehen zu 1500 und 2000 Acres. Die Besitzer der Lehen von 2000 A. hießen Unternehmer; von diesen Unternehmern wurden die Lehen zu 1500 A. für knight's service, die von 1000 A. als common socage ausgegeben. Die Unternehmer hatten die Verpflichtung, binnen 4 Jahren nach Antritt des Lehens einen befestigten Edelhof auf ihrem Lehen zu errichten, und von ihren 2000 A. vier Stücke, jedes zu 120 A., an farmers, und sechs Stücke, jedes zu 100 A., an leaseholders zu verlehnen und noch acht protestantische Familien als Handwerker und Tagelöhner darauf anzusetzen, so daß höchstens 920 A. unmittelbar beim Hofe blieben. Zu jedem solchen Sitze gab dann der König noch 600 A., auf welchen der Unternehmer 20 Familien mit wenigstens 48 Köpfen als auf kleinem freien Grundeigenthume anzusiedeln hatte. Auch die Inhaber von Lehen zu 1500 und 1000 A. hatten ähnliche Ansiedlungsverpflichtungen, nur in geringerem Umfange. Da jeder der so Belehnten und Angesiedelten den Suprematseid schwören muste, waren durch die Form der Vergebung sofort alle Katholiken, also alle Nationalirländer ausgeschloßen. Was aus dieser alten Bevölkerung, den alten Herren des Landes, würde, kümmerte niemand. Natürlich kannte deren Entrüstung über diesen Landraub keine Grenzen, und um das zum Schutze seiner neuen Ansiedler nothwendige Militär aufstellen zu können, schuf Jakob I. die neue englische Adelsklasse der Baronets, die einzige Adelsklasse, welche käuflich war für den dreijährigen Betrag des Soldes und Unterhaltes eines Soldaten in Irland. So kam der erste Stock jener zahlreichen englisch-schottischen Ansiedlung im nördlichen Irland zu Stande. Allein als man den Betrag der O'Nealschen Confiscationen ausgegeben hatte, war der Appetit noch mehr erwachsen, und so stellte man mit einemmale, Jahrhunderte nach der Eroberung, den Grundsatz auf: durch die Eroberung der Insel sei alles Grundeigenthum auf derselben der Krone heimgefallen, und wer also nicht eine urkundliche Uebertragung von der Krone als Grund seines Eigenthumsrechtes aufweisen könne, habe überhaupt kein solches Recht. Da nun außerdem durch eine Parlementsacte unter Heinrich VII. alle Landverleihungen durch die Krone, die von den Zeiten Edwards II. bis zu dieser Acte statt gefunden hatten, für un-

giltig erklärt worden waren, und hätten erneuert werden müßen (was in Irland meist versäumt worden war) und da außerdem mehrere Parlementsacte sich gegen den Absenteism gewendet und die Güter der Absentees der Krone wider heimgefallen erklärt hatten, außerdem bei vielen Landverleihungen der Krone eine Landrente vorbehalten worden und deren Zahlung bei späteren unruhigen Zeiten außer Gebrauch gekommen war, dies Versäumniß nun aber als ein Verwirkungsgrund des Grundeigenthumsrechtes geltend gemacht ward, war der größeste Theil alles Grundeigenthumes in Irland vor Gericht ohne berechtigte Inhaber und die Krone und die von ihr Begünstigten griffen zu, als gelte es ein bis dahin wildes Land zu colonisiren. Nie ist in der That jemals in der Geschichte ein frecherer Landraub begangen worden, als von England unter Jakob I. Am meisten bereicherten sich die Beamteten, welche bei diesen gerichtlichen Untersuchungscommissionen gebraucht wurden, denn sie fanden bei der Gelegenheit leicht auch andere, nach den einmal aufgestellten Grundsätzen mangelhafte Rechtstitel, und König Jakob war immer bereit, gegen das Anerbieten einer kleinen Erhöhung der Landrente neue Besitzverleihungen auszufertigen. Die Thaten dieser sogenannten discoverers sind ein Flecken in der Geschichte Englands, für den es gar kein anderes Wort in der deutschen Sprache giebt, als Niderträchtigkeit. Wie mögen damals Tausende von beraubten Familien, die das Elend des eignen Alters und der Nachkommen hereinbrechen sahen durch denselben Mann, den ihnen Gott als Handhaber des Rechtes gesetzt hatte, — wie mögen sie auf ihren Knieen gelegen und ihre Hände zu Gott gerungen haben! — Gott aber hat nicht umsonst gesagt: die Rache ist mein! Seine Mühlen mahlen langsam, aber mahlen trefflich fein! — und solchen Thaten gegenüber klingt doch wirklich die stete Berufung der Stuarts darauf, daß sie nur Gott verantwortlich seien, wie ein frevelhafter Hohn. Gott aber braucht zu seinen Scharfrichtern und Henkersknechten gegen einen Bösen immer den anderen — was die Stuarts wie es scheint nie begriffen haben. Die Sünde der Engländer an Irland selbst setzte schon überhaupt eine entsetzliche Abstumpfung des sittlichen Gefühles (welche zuweilen sogar in der Form von feiner Mückenseigerei des Gefühles nach anderen Seiten auftritt, und in dieser sophistischen Weise in der Regel sich producirt da, wo sie Fürstenhöfe ansteckt) voraus, und sie steigerte diese Abstumpfung natürlich, sobald sie im Gange war, von Tage zu Tage mehr, und nur so ist es begreiflich, wie man am Ende in England dazu kommen konnte, sogar von religiösem Boden aus einzugehen, auf die Rebellion gegen die formell rechtmä-

ßige Obrigkeit die offenbar, wenn man diese Thaten und andere ähnliche in anderen Zweigen der damaligen Verwaltung Englands betrachtet, selbst innerlich von Gott abgefallen war. Nur Ein Beispiel dieses Verfahrens in Irland: Von uralten Zeiten her saßen zwischen dem Arcklow und der Slane irische Stämme, nun ruhige Unterthanen der Krone von England, auf dem Erbe ihrer Väter. Jakob I. ließ nach den oben angegebenen Grundsätzen die Rechtstitel dieser Clans auf ihr Eigenthum untersuchen, und fand natürlich dies unvordenkliche Eigenthum ohne allen Titel, da diese Clans nie geglaubt hatten, einer besonderen Verleihung für das zu bedürfen, was ihre Väter und sie selbst bis dahin unangefochten inne gehabt hatten. Auf einmal wurden ihre 66,000 A., ebenso 380,000 Acres in Leitrim, Langford, Westmeath confiscirt und in ähnlicher Weise neu colonisirt, wie die Besitzungen des Clans der O'Neals in Tyrone und anderwärts. Man verschleierte vor dem Gewißen diese Landräuberei damit, daß man sagte, nur durch andere als nationalirische Bevölkerung laße sich der Zustand der Insel heben. In der That ward ganz Irland als eine Beute betrachtet, um deren Recht und Wohlergehen man sich gar nicht kümmerte oder welche der König und jeder Engländer, der es vermochte, sich anzueignen oder auszusaugen suchte, so viel er konnte. Jakob hatte den Norden und einen Theil der Mitte der Insel mit seinen Colonisationen in Verzweiflung gesetzt, und wollte eben daran gehen auch Connaught gleich Ulster zu behandeln, als er starb. Engländer mögen sich gern, wenn sie die grauenvolle Zeit der Regierung dieses Königes in Irland betrachten, (in ihrer gewohnten Freiheitsheuchelei) damit trösten, daß ihr Eingreifen in die Verhältnisse der Insel zugleich die alten irischen Bande zwischen Gutsherren und Gutsunterthanen gelockert und den letzteren gezeigt habe, daß sie eben so freie Männer seien, als ihre Barone. In der That ein Gewinn, der dieses furchtbaren Blut- und Elendpreises werth sein mag, wenn man gesinnt ist, wie ein Engländer d. h. sich Abhängigkeit von Geld lieber gefallen läßt, als Abhängigkeit von sittlich eingelebten Banden der Herrschaft, die wenigstens bei den Baronen altirischer Abkunft auch noch auf der Gemeinsamkeit des Blutes mit ihren Stammgenoßen und auf den alten Häuptlingsstellungen ruhete. Wenn man denkt, wie ein Engländer, rechnet man Irland vielleicht auch mit voller Ueberzeugung als ein Geschenk, was alle die erwähnten Greuel aufwiegt, die Einführung der Reformation auf der Insel an, obwohl diese Einführung unter Umständen statt hatte, die jede Religion zum Gift machen müßte, geschweige denn eine, die sich daneben rühmt, die reine Gotteslehre zu

sein. Neben einer protestantischen Kirche, die sich durch ihre eigne Haltung in Irland um alle wahre Berechtigung vor Gott und Menschen brachte, lebte die katholische Kirche, welcher die Herzen und der Glaube fast der ganzen eigentlichen Nation von Irland angehörte, in völliger Unterdrückung und Verfolgung; ihre Priester wurden, wo man sie bei Haltung des Gottesdienstes traf, gefangen genommen, und nach harter Untersuchungshaft in der Regel zum Tode verurtheilt. Unter Karl I. trat in Verfolgung der Colonisationsplane allerdings ein Stillstand ein, aber nicht weil sie ganz aufgegeben worden wären, sondern sie waren nur einstweilen zurückgestellt und der König verlor Connaught nicht aus dem Auge. Fortwährend drohte das Schwert über dem Haupte der noch nicht ausgetriebenen Irländer — und das Parlement bewilligte die sechs Subsidien, jede zu 50,000 L. St. im Grunde nur, weil man hoffte, und Wentworths ausdrücklichem Versprechen zu Folge als gewiss annehmen muste, daß man durch Bereitwilligkeit im Dienste des Königes die drohende Bestreitung der Besitztitel abwenden könne. Kaum aber hatte Wentworth die Zusage der Subsidien, so hinderte er nicht nur, daß der König den Irländern einen Gnadenbrief ertheilte, der sie hätte sichern können, sondern e r s e l b s t nahm den Colonisationsplan von Connaught nun wider auf und betrieb ihn mit aller Macht. Da griffen aber bald die weiteren Entwickelungen in England dazwischen.

H. Leo Irlands Verhältniſs zu England in V. A. H u b e r s Janus Jahrg. 1846. 1r. B.

Die 200,000 L. St. und in Reserve noch 100,000, die man von Irland bewilligt erhalten hatte, überhoben nicht der Nothwendigkeit, ein englisches Parlement zu berufen. Strafford hatte zu den 2000 M. zu Fuß und 1000 zu Roß, welche damals eben die Besatzung Irlands bildeten, noch 8000 zu Fuß und 500 zu Rofs aufgebracht. Man bedurfte aber gegen die Schotten 30,000 M. zu Fuß und 5000 zu Rofs, muste also in England noch bedeutende Werbungen betreiben. Das Parlement kam nun wirklich am 13ten April 1640 wider zusammen; aber ohngeachtet der König in seinen Aeußerungen sich zu der äußersten Freundlichkeit entschloß und auf den Widerwillen der Engländer gegen die Schotten rechnete, war das Parlement doch nicht zu bewegen, auf irgend etwas einzugehen, bevor nicht die Beschwerden des Landes, namentlich die kirchlichen

beseitigt seien. Gegen Laud war Alles erbittert. Als der König sah, daß er so zu nichts komme, ließ er durch den Statssecretär und Schatzmeister des königlichen Hauses, Sir Henry Vane den älteren, am 4ten Mai dem Parlemente sagen: er verspreche dem Parlemente, es zunächst und bis Michaelis noch nicht zu vertagen oder aufzulösen; es solle Zeit haben, seine Beschwerden weiter vorzubringen; nur möge man für's Erste 12 Subsidien, binnen dreier Jahre zahlbar, bewilligen. Auch solle dann sofort die Erhebung des Schiffsgeldes, über welches man sich beschwerte, ein Ende haben und das Parlement selbst die Mittel bestimmen, wie man es entbehrlich machen könne. Es gab hierauf eine lange und schwierige Debatte, die, da sie keinen Beschluß zur Folge hatte, das Haus veranlaßte, den König um einen Tag länger Geduld zu bitten. Der König aber, welcher das Aeußerste von Freundlichkeit aufgeboten zu haben seiner Seits das Bewustsein hatte, machte es wie alle schwachen Charactere in ähnlichen Lagen und suchte, was ihm im Ganzen an klarer Festigkeit abgieng, durch Eigensinn im Einzelnen aufzuwiegen — er war ergrimmt, daß man seine Freundlichkeit nicht sofort durch Gegenfreundlichkeit anerkannte und löste das Parlement auf, indem er im Oberhause sagte: es sei der boshaften List einiger aufrührerischen Köpfe gelungen, Misverständnisse zwischen ihm und dem Parlemente hervorzubringen. In dieser Aeußerung hatte der König allerdings auch Recht, denn die Führer der Opposition in diesem Parlemente waren zum Theil Leute, welche entschloßen waren, den König in solche Noth zu bringen, daß er allen ihren puritanischen und halbrepublikanischen Begehren nachgeben müße. Gleichwohl ist es dieser ungeduldige Eigensinn im Grunde, der nachmals dem Könige den Kopf kostete; denn noch hatten diese aufrührerischen Leute nicht so viel Einfluß, um, wenn der König weiter, wie er zuletzt gethan, freundlich auf die Begehren des Landes eingieng, dies in Einigkeit gegen ihn zu erhalten. Er selbst aber arbeitete durch seinen raschen Entschluß diesen Leuten in die Hände, denn das ganze Land war bestürzt, als dies Parlement, von dem man so

viel gehofft, auf welches man sich so lange gesehnt hatte, so plötzlich wider aufgelöst ward; und nun erst war man fast überall geneigt, den Aeußerungen der aufrührerischen Partei in ihrem ganzen Umfange Glauben beizumeßen, und anzunehmen, Karl und dessen vertraute Minister, Laud und Strafford, giengen mit einem Plane gegen die Freiheiten des Landes methodisch um. Es blieb aber nicht bei dieser Auflösung des Parlementes; denn bald nachher erließ der König nicht nur eine Proclamation an seine geliebten Unterthanen, in welcher er sie bekannt machte mit den Gründen seines Entschlußes und sagte, daß ein übelwollender Theil der Repräsentanten im Hause der Gemeinen sich nicht begnügt hätte, seine Beschwerden in ehrerbietiger und zuläßiger Weise an den Thron zu bringen, sondern seine Hände in allen Angelegenheiten habe haben und dem Könige seine Ansicht habe aufzwingen wollen — nicht nur diese Proclamation erließ der König, sondern er hatte auch schon am Tage nach der Auflösung des Parlementes einige Glieder desselben gefangen nehmen laßen. Er sah dann freilich bald die Unüberlegtheit aller dieser Schritte ein und war sehr betrübt über dieselben; allein sie waren geschehen und ließen sich nicht rückgängig machen. Ja! er ward durch diese üblen Empfindungen nicht einmal von neuen unüberlegten Schritten zurückgehalten. Er muste Geld haben, und da er wuste, daß in London sehr reiche Männer wohnten, ließ er mehrere Aldermen von London vor seinen Rath bescheiden, welche solche Personen namhaft machen sollten, die reich genug wären, dem Könige Geld zu leihen. Sie weigerten sich dies zu thun, und wurden gefangen gesetzt. Dann ward gegen den Lord Mayor und die Sheriffs von London und gegen andere Sheriffs im Lande ein Verfahren eingeleitet, weil sie säumig gewesen seien in Aufbringung des Schiffsgeldes; kurz! der König benahm sich, als wolle er seinen Feinden absichtlich in die Hände arbeiten und Aller Gemüther von sich abwenden. Doch brachte er in kurzer Frist das Geld wirklich auf, was ihm noch zu dem Zuge gegen die Schotten gefehlt hatte — nur daß die Mittel, die er anwandte, der Versicherung

der unzufriedenen Glieder des aufgelösten Parlementes gegen die noch in London anwesenden schottischen Deputirten: in Zukunft würden sie mit den Schotten gemeine Sache machen, besonderen Nachdruck zu geben geeignet waren. Die Schotten freuten sich auch von Herzen über den gegen sie bestimmten Heerzug, da er auch in England die Sache zum Ausbruche bringen zu müßen schien. Als nun noch neuere, strengere Kirchenordnungen durch die Convocation der bischöflichen Kirche hinzukamen und vollends alle Puritaner zu entschloßenstem Widerstande geneigt machten, stieg die Gährung des Volkes und sein Unwille gegen Strafford und Laud aufs Höchste. Die Armee aber ward von der im Volke verbreiteten Gesinnung angesteckt und gieng ebenfalls sehr widerwillig dem Kriege mit den Schotten entgegen.

Die Zeit, auf welche das schottische Parlement vertagt worden war, war inzwischen abgelaufen. Als es wider zusammentrat und Karls Minister in Schottland eine neue Vertagung in des Königes Auftrage ausgesprochen hatten, benutzten die Schotten einen kleinen Fehler in der Form, um diese Vertagung für ungiltig zu erklären und einstweilen zusammen zu bleiben.*) Das Parlement, was sich so

*) Wenn man die ganze englisch-schottische Geschichte betrachtet, ist es wunderbar, wie selbst bis auf den heutigen Tag ein Moment in ihr mächtig ist, was eigentlich ganz dem Heidenthume angehört (und in Deutschland auch nicht zu lange nach dem Heidenthume almälig abgestorben ist, bis auf die Sphäre, wohin es gehört, nämlich das Civilrecht) d. i. der Götzendienst, welcher mit der Formel und mit dem formellen Rechte getrieben wird — man pocht auf das Recht in abstracto, auf dies ganz ungeistige, starre, todte Wesen, ohne darauf zu sehen, ob auch nur ein Tröpflein des heiligen Oeles der Gerechtigkeit Gottes, ein Fünklein der wahren Wahrheit und des rechten Rechtes in ihm ist — gerade wie dem Heiden seine Gebets- und Zauberformel schon als eine Macht erscheint, selbst wenn er selbst sie vielleicht gar nicht mehr versteht. Ohngeachtet der wesentliche Sinn des Zusammenbleibens des schottischen Parlementes Rebellion war, würden doch vielleicht sehr viele mit schlechterem Gewißen sich zu dieser Rebellion entschloßen oder gar nicht entschloßen haben, wenn der lumpige Formfehler, wenn die geistlose Ausrede nicht gewesen wäre.

dem Könige zum Trotz behauptete, decretirte sofort Steuern zur Vertheidigung Schottlands und ehe Karl noch seine Rüstungen vervollständigt hatte, stellte die Begeisterung der schottischen Opposition, an deren Spitze fortwährend der Graf von Argyle auftrat, rasch ein Heer her, wie man es bedurfte. Der alte Leslie befehligte es wider und ging am 20ten Aug. mit demselben über den Tweed, indem er proclamirte, Schottland führe nicht Krieg gegen den König und gegen England, sondern nur gegen die Laudsche Faction, welche Schottland in Sclaverei bringen wolle und den König verführe. Karl, um Zeit zu gewinnen zu weiteren Rüstungen, muste neue Unterhandlungen anknüpfen, und um sich zu helfen griff er zu einem früher zuweilen gewählten Mittel, er berief einen großen Rath der Peers von England im September nach York. Aber auch diese Versammlung konnte ihm keine andere Maßregel an die Hand geben, als die abermalige Berufung eines englischen Parlementes. Die Stadt London petitionirte in Masse ebenfalls um ein solches, und Karls Minister beschworen ihn, in die Maßregel zu willigen. Er that es und erhielt sofort von den Peers zu seiner Unterstützung 200,000 L. St., die sie aufbrachten, zum Geschenk. Allein, während er mit dem früheren Parlemente, so wie es zusammengesetzt war, bei etwas mehr Geduld leicht zu einem ausgleichenden Ende hätte kommen können, trat nun ein ganz widerspenstiges zusammen; denn in der über das Land verbreiteten Erbitterung wählte man fast allenthalben decidirte Oppositionsmänner. Nur so, so schien es, ließ sich noch zu einer Wahrung der Landesfreiheiten kommen. Am 3ten Nov. 1640 ward das neue Parlement eröffnet, und sofort offenbarte sich dessen Character. Das Parlement griff die ganze Führung der Regierung an als in einer Reihe von Gewaltsamkeiten und Ungesetzlichkeiten verlaufend. Der König aber hatte dagegen gar keine Mittel mehr in Händen, da er in eine Lage gekommen war, in welcher er eine abermalige Auflösung des Parlementes nicht wagen durfte. Pym, Hampden und St. John, Männer von großer Charakterfestigkeit und großem religiösen Eifer, zugleich von

finsterer, ernster Sinnesart, führten diesmal die Opposition. Sie waren unbeugsam. Sie wollten des Landes Freiheiten behaupten; die Kirche von der Hinneigung zum Katholicismus reinigen und des Königes leitende Minister entfernen. Vier der letzteren setzten sie in Anklagestand, namentlich Laud und Strafford. Die beiden anderen, Windebank und Finch, flüchteten in's Ausland; gegen Laud und Strafford begann der Hochverrathsproceſs bald nach Eröffnung des Parlementes. Karl ließ einige Zeit diese Dinge ihren Gang gehen, weil er immer noch hoffte, durch Nachgeben vom Parlemente endlich die nöthigen Mittel zum Kriege gegen die Schotten zu gewinnen; aber diese stunden in nächster Verbindung mit den Führern der englischen Opposition und es war gegen sie nichts zu erreichen. Nun versuchte Karl, auch die Schotten durch Güte zu gewinnen und die Unterhandlungen mit ihnen schritten fort, bis sie verlangten, er solle ihnen die Bestrafung der Personen überlaßen, welche die Unruhen in Schottland hervorgerufen hätten. Hinter dieser loyal klingenden Forderung versteckte sich die Absicht, die getreuen Diener des Königes in Schottland, namentlich Traquaire, dessen Verfahren die Schotten als Grund der Unruhen angaben, zu verfolgen. Diener, die nur seinen Befehlen nachgekommen waren, nun für diese Treue der Rache ihrer Feinde zu überlaßen, das schien Karl doch zu schmählich; also brach er wider mit den Schotten ab; glaubte aber die Oppositionspartei in England gewinnen zu können, wenn er Minister erwählte aus ihren Reihen. Allein auch das half ihm nichts, denn sobald diese als Minister nicht mehr ganz im Sinne der Oppositionspartei handelten, wurden sie selbst von dieser angefeindet und Abtrünnige gescholten. Das Hauptinteresse aber der Oppositionspartei bildete in dieser Zeit die Verfolgung Straffords.

Dieser Mann war von reicher, vornehmer Abkunft. Anfangs hatte er der Opposition gegen Karls gewaltsame Finanzmaßregeln angehört; war aber von des Königes persönlich freundlichem Benehmen gewonnen und von Laud überzeugt worden, daß man sich in einer Lage der Noth

befinde und nicht anders handeln könne. Nachdem er diese Ueberzeugung gewonnen, hatte er eine Stelle im Rathe des Königes angenommen. Er war ein Mann von größesten Fähigkeiten, von unermüdeter Thätigkeit — aber (wie uns bereits die irländischen Verhältnisse gezeigt haben) auch, wo er einigermaßen formelles Recht unter seinen Füßen fühlte, von härtester Art, von stumpfster Empfindung für lebendiges Recht und Gerechtigkeit. Er lud von allen Ministern am meisten den Haß der Opposition auf sich, die in ihm einen Abtrünnigen aus ihren Reihen haßte. Bald nachdem Pym am 11ten Nov. im Parlemente ihn des Hochverrathes angeklagt hatte, ward er im Tower gefangen gesetzt. Seine Verhöre vor dem Oberhause begannen und er führte seine Sache mit so großer Geschicklichkeit, daß die Stimmung des Oberhauses bald zu seinen Gunsten war. Das Unterhaus, wo die Opposition ihren dominirenden Sitz hatte, zog nun die Sache allein an sich und erklärte am 21ten April 1641: er sei überführt, daß er die Freiheiten des Landes habe verderben wollen. Zwei Tage später schrieb der König an Strafford Versicherungen seiner Theilnahme und daß er in keiner Weise zugeben werde, daß ihm an Leben, Ehre oder Vermögen ein Nachtheil zugefügt werde. Sogar Whitlocke, der unter Straffords Gegnern war, gesteht zu, daß nie ein Mann sich mit mehr Klugheit, Festigkeit und Rednergabe vertheidigt habe, als Strafford; daß nie jemand mehr Verstand, Urtheil, Geschmack, und gewinnenden Anstand gezeigt und daß er auch die Herzen aller Anwesenden gewonnen habe. Demohnerachtet drang das Unterhaus auf seine Bestrafung und brachte ein Todesurtheil gegen ihn an das Oberhaus. Als der König davon hörte, rief er am 1ten Mai beide Häuser zusammen, und bat sie dringend, ja! leidenschaftlich, sie möchten nicht weiter Schritte der Strenge thun gegen Strafford. Er für seine Person sei durch sein Gewißen gehindert in die Verurtheilung desselben zu willigen, da derselbe fast überall nur seine Befehle ausgeführt habe; und keine Furcht und keine Rücksicht werde ihn bewegen, gegen sein Gewißen zu handeln. Er verspreche, um das Land zu beruhi-

gen, Strafford nie wider in öffentlichen Angelegenheiten zu verwenden.

Diese Art für Strafford aufzutreten: daß der König gedroht, er wolle das Urtheil nicht bestätigen; daß er erklärt, für den größesten Theil dessen, was man Strofford zur Last lege, trage er selbst die Verantwortung; dies ruinirte Strafford vollends; denn nun setzte sich die Opposition gerade darauf, und das Volk schrie schon in den Straßen, es wolle Straffords Kopf oder den des Königes.

Trotz der Verwendung des Königes bestätigte das Oberhaus nun die Verurtheilung. Karl war in Verzweiflung. Auf der einen Seite Gewißensbiße, wenn er einen Mann hinrichten ließ für Dinge, die er selbst (Karl) verschuldet, wegen einer Thätigkeit, in die er ihn selbst gebracht hatte; auf der anderen Seite ein zu immer größerem Unheil und zu offener Rebellion forttobendes Volk und die Vorstellung, daß er, wenn er nicht in die Verurtheilung willige, unübersehbares Unglück veranlaßen könne. Nirgend wuste der König, während er von seiner königlichen Würde die höchsten Vorstellungen hatte, während er immer von seiner Verantwortlichkeit nur vor Gott sprach, in der Wirklichkeit ein solches königliches Bewustsein zu gewinnen, in welchem ein hohes priesterliches Amt ihn wirklich der Berechnung dieser armseligen irdischen Glücks- und Unglückszustände überhoben hätte, in welchem er den Gedanken wirklich erfaßt hätte, daß Könige nicht bloß zum Wohlbefinden, sondern unter Umständen auch zur Strafe, zur harten Strafe der Völker von Gott bestimmt sind, und daß es eines Königes unwürdig ist, anderes in's Auge zu faßen, als die Ehre Gottes vor den Menschen. Er war doch nur eine Königsgestalt, kein wahrer König mit dem göttlichen Charisma des Königthums ausgestattet, und so fragte er in der Lage, in welcher er war, herum bei hoher Geistlichkeit und vertrauten Räthen um einen Entschluß zu finden in einer Sache, in der er als König keinen Augenblick ohne Entschluß hätte sein dürfen. Man antwortete auf seine Anfragen: die Bill sei vollkommen gegründet; er müße bestätigen; denn wenn Strafford auch in seinem Auftrage, habe er doch gegen

die Freiheiten des Landes gehandelt. Strafford sei ein einzelner Mensch und nur durch Aufopferung dieses Einzelnen könne unübersehbares Unglück verhütet werden (der Rath des Kaiphas Joh. XVIII. 14.). Endlich schrieb Strafford, der von des Königes Angst und Verlegenheit hörte, selbst an ihn einen herrlichen Brief, worin er den König ermahnte, das Todesurtheil zu bestätigen, ihm sein früher gegebenes Wort zurückgab und sich als Opfer bot für die Ruhe des Landes. Er tröstete ihn wegen der Gewißensbiße, welche Karl fürchtete, da ja seine eigne Einwilligung dabei sei. Des Königs ganze Umgebung drängte — da wählte Karl noch eine kindische Auskunft: damit wenigstens seine Handschrift nicht unter dem Todesurtheil stünde, bevollmächtigte er drei Lords in seinem Auftrage zu unterzeichnen, was nach englischem Rechte dieselbe Wirkung hatte. In der That ward in Straffords Person der sittliche Mensch des Königes selbst hingerichtet, und entweder muste der König das Urtheil als ein gerechtes anerkennen und dann, ohne Strafford verurtheilt zu haben, die Krone niderlegen, oder er muste es als ein ungerechtes, wenn auch der Form und dem Buchstaben, doch nicht d e r Gerechtigkeit, die er in Gottes Namen handhabte, genügendes anerkennen, und dann eher das ganze Land, ja die ganze Welt in Trümmer gehen laßen, ehe er dem Urtheile Folge gab. Als sittlich verurtheilter König konnte er, das lag im geistigen Inneren seiner Würde gezeichnet, nicht weiter regieren, und wollte er es dennoch, so war so gewiß als 2 mal 2 vier ist, vorauszusagen, daß er auf den Standpunct treten m u s t e in Kurzem, von welchem er auch gleich anfangs Strafford hätte retten können — daß er nach Straffords Execution aber nur mit gebrochenem Gewißen diesen Standpunct einnehmen konnte.

Nachdem Strafford den Brief an den König geschrieben hatte in einer Stimmung, wo er über sich selbst stund, scheint ihn eine mattere Stimmung wider beschlichen, er scheint gehofft zu haben, der König werde das Todesurtheil doch nicht bestätigen. Als ihm Carleton die Nachricht brachte, daß der König es habe bestätigen laßen, stund er auf und sagte: „Verlaßet Euch nicht auf Fürsten; sie

sind Menschen, die können ja nicht helfen" (Ps. CXLVI, 3) — aber sofort hatte er auch in sich abgeschloßen. Hingegen der König noch nicht. Er machte am folgenden Tage den 10. Mai noch einen Versuch, Strafford zu retten durch einen Brief an das Oberhaus, in welchem er dieses zu bewegen suchte, Schritte zur Zurücknahme des Todesurtheils beim Unterhause zu thun. Es half zu nichts. Am 12ten hatte die Execution auf Tower-Hill statt. Ruhig und fest redete Strafford noch zum Volke. Er sei hieher gekommen, um es mit Darbringung seines Kopfes zufrieden zu stellen. Doch fürchte er sehr, daß sie sein Blut würden entgelten müßen, und daß die Revolution, die mit Vergießung seines Blutes beginne, keinesweges ein so glückliches Ende nehmen werde, als das Volk hoffe. Dann sprach er noch seine treue Ergebenheit aus gegen die bischöfliche Kirche; seine Treue gegen den König und gegen die Interessen des Königreich es und legte mit bewunderungswürdiger Seelenruhe sein Haupt auf den Block, wo es ein Hieb vom Rumpfe trennte. — Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf alle Umstehenden, und viele, die in Haß hergekommen waren, giengen voll Bewunderung fort. Karl aber hat seit Straffords Hinrichtung Gewißensbiße nicht wider los werden können, bis er selbst seinen Tod vor Augen sah. Straffords Schatten hat ihn verfolgt, und ihn bei weit unbedenklicheren Dingen getrieben, sich zu keinem Nachgeben zu verstehen, weil er neue Gewißensbiße fürchtete.

Zu gleicher Zeit, wo er diese Hinrichtung hatte bestätigen laßen, hatte er in eine Bill gewilligt, welche die Dauer der Parlemente auf drei Jahre von ihrem Zusammentreten an festsetzte; welche also des Königs Machtvollkommenheit bei Auflösung der Parlemente beschränkte. Eine Reihe anderer Gesetze waren formirt oder im Gange, die alle die Tendenz hatten, die Prärogative der Krone zu verkleinern. Es war natürlich, daß dem Könige schwül ward in solchen Zuständen, und da die Unterhandlungen mit Schottland nicht ganz wider unterbrochen worden waren, und ein neues Parlement in dieser Zeit in Schottland zusammentreten sollte, benutzte Karl dies als Vorwand und

kam am 14. August nach Edinburg, um dasselbe zu eröffnen. Nach den in England gemachten Erfahrungen lag ihm nun Alles daran, die Schotten zu gewinnen. Er willigte in Alles; gab sogar dem Adel das ihm früher wider entrißene Kirchengut zurück; — aber während er diese Plane verfolgte, indem er hoffte dann mit Hilfe der Schotten und des im Norden von England aufgestellten Heeres gegen das Parlement von England, welches immer weiter gieng, ziehen und es mit Gewalt zu Boden schlagen zu können, brach die Empörung auch in Irland aus.

Der König hatte notorisch von den irischen Katholiken für die damalige Zeit bedeutende Summen erhalten, weil sie hofften die Bestreitung der Eigenthumsrechte der Irländer, dadurch zu sistiren. Sie hatten sich allerdings in ihrer Hoffnung geteuscht, aber das Geld hatte der König gezogen. Grund genug für die im englischen Parlemente herrschende Landpartei, die katholischen Irländer zu haßen und, indem man den religiösen Grund accentuirte, eine wahre Verfolgung gegen sie zu veranlaßen. Dieser Haß dürstete ebensosehr nach dem Blute der Katholiken, als nach ihrem Eigenthume; aber an eine Befriedigung desselben in seinem vollen Umfange war nur zu denken, wenn man Irland zur Verzweiflung und zum offnen Widerstande gegen England forttrieb. Wie muste aber schon dies auf die armen Irländer wirken, daß man aus den persönlichen Aeußerungen einflußreicher Engländer auf das Vorhandensein solcher Plane in England schloß; daß sich in Irland das Gerücht verbreitete, das Parlement gehe mit Ausrottung der katholischen Kirche nicht bloß (denn diese war als Kirche gewissermaßen schon ausgerottet), sondern mit Ausrottung der Katholiken in Irland um. Das Gerücht wäre natürlich lächerlich gewesen, wäre es nicht gewissermaßen täglich durch die Härte, mit welcher viele englische Amtleute verfuhren, bestätigt worden. Nie wurden Kriegsgerichte häufiger angeordnet zur Entscheidung über das Schicksal einzelner Irländer; nie war ihr Verfahren erbarmungsloser als eben damals. Namentlich zeichnete sich durch seine Grausamkeit Sir Charles Coote aus, den die Lord-Justices dieser Zeit als Provost Marshal General an die Spitze einer kriegsgerichtlichen Commission gestellt hatten, um Rebellen und Verräther (d. h. unter so bewandten Umständen: alle irischen Katholiken, die ihm beliebte für solche zu erklären) zu verfolgen. Da man nun unter den Umständen, wie sie waren, bei dem Regierungspersonale in Irland des Confiscationsinteresse zur Hauptsache ge-

macht zu haben scheint, folgte natürlich, daß man es nicht einmal gern sah, wenn Irländer solche Schritte thaten, welche geeignet waren, sie von dem Vorwurfe der Rebellion frei zu sprechen. Man wollte keine unzweifelhafte Unterwerfung von Katholiken, denn sie machte die Confiscation unmöglich, und man that daher im Gegentheil Alles Mögliche, um den irischen Katholiken die Ueberzeugung beizubringen, auch die strengste Unterwerfung werde ihnen doch nichts helfen. Das Verfahren des Sir Charles Coote war so, daß Leute wie der so vielfach verurtheilte Alba als Engel des Lichtes neben ihm erscheinen. Nur einige Beispiele: Im Oct. 1641 ließ Coote an der Brücke von Nenragh drei Weiber hängen, darunter eine schwangere, adelige Dame. Dem Manne, der ihm als Führer bei dieser Expedition gedient, befahl er, einmal in den Lauf seiner Pistole zu blasen, und als dieser es that, schoß er ihm die Ladung durch den Kopf. Einen Greis, der zu schwach war die Waffen zu tragen, Mr. Dan. Conyam, ließ Capt. Gee von Craffords Regiment grausam umbringen, und überhaupt ward jeder katholische Irländer, der den englischen Truppen bei diesen Expeditionen, die Coote nach Wicklow machen ließ, in die Hände fiel, getödtet; selbst Protestanten verschonte man nicht, wenn man sie in Gesellschaft von Katholiken traf.

Außer diesem grausamen, völlig willkührlichen Verfahren des Provost-Marshal-General brauchte man, um die Irländer völlig zur Verzweiflung zu bringen, noch das Mittel, daß man gegen den Theil des Adels und der Gentry, der noch zu der katholischen Confession hielt, falsche Beschuldigungen und Beweise schmiedete, um sie in das gleiche Schicksal mit den gemeinen Irländern zu verwickeln, und, wo jene Künste nicht zureichen wollten, mit der Tortur nachhalf. Zuweilen freilich trotzten Unschuldige, wie Hugh M'Mahon, sogar der Folter und waren zu keinem falschen Geständnisse zu bringen. Als die irische Gentry, um diesem Verfahren Einhalt zu thun, endlich Sir John Read nach England an Hof senden wollte, und dieser von Parsons, den er für einen Ehrenmann hielt, einen Paß zu der Reise nachsuchte und ihm bei dieser Gelegenheit den Zweck seiner Reise meldete, veranlaßte Parsons dessen Verhaftung; er ward gefoltert, um Geständnisse von ihm zu erhalten über verbrecherische Absichten, die er nicht geben konnte und nicht gab, weil ihm keine bekannt waren. Man sandte, ihn als er nichts gestund, als Gefangenen nach England, und während er so gewaltsam aus Irland entfernt war, verfolgte man hier gegen ihn den Proceß auf Hochverrath, confiscirte

seine ganze Habe und trieb seine Gemahlin und Kinder brodlos ins Elend.

Als die katholische Gentry sah, daß sie auf ihren Landsitzen fortwährendem Verdachte von Seiten der Regierung ausgesetzt und — da sie, wenn sie nicht in Anklagen der Rebellion verwickelt sein wollten, keine Waffen halten durften — zugleich den Räubereien der flüchtigen, verfolgten Irländer preis gegeben seien, zogen sehr viele von ihnen nach Dublin, wo sie unter den Augen der Regierung leben und bei Anklagen jedes Falles leichter ihre Unschuld evident darthun konnten. Allein dadurch eben wären die Absichten der damaligen Regierung auf ihre Habe vereitelt worden; man trieb sie also aus Dublin. Sie waren in solcher Verzweiflung über diesen Befehl, daß es einer dreimaligen Widerholung desselben bedurfte, ehe sie alle giengen — und kaum waren sie wider auf ihren wehrlosen Landsitzen, als Klagen begannen, auf Edelhöfen säßen Rebellen so keck, als wären sie gute Unterthanen. Bei Todesstrafe durften sie nicht mehr in Dublin wohnen und doch waren sie Verfolgungen von allen Seiten ausgesetzt, sobald sie ihre Güter bezogen. Um nur ein Beispiel anzuführen aus dem Jahre 1641: Die englische Garnison von Carickfergus fiel in einer schönen Nacht über eine benachbarte Gegend her, welche Island Mage genannt ward, über eine Gegend, die noch gar keine Veranlaßung zur Unzufriedenheit gegeben hatte, wobei 30 Familien in ihren Betten überfallen und sammt und sonders, sogar Weiber, Kinder und Dienstboten, massacrirt wurden. Alle diese Einzelnheiten, die dem s. g. irischen Aufstande vorangiengen, finden sich aber freilich nur in irischen Specialgeschichten, denn die englische Geschichtschreibung hat für gut gefunden, sie mit Schweigen zu bedecken. Dagegen die Lügen und Uebertreibungen, mit welchen (als die zur Verzweiflung getriebenen armen Irländer endlich zur Wehr griffen) der nachher folgende Aufstand erzählt wird, sind bis auf den heutigen Tag fast in allen Geschichtsbüchern zu finden. Da sollte mit einem male eine Verschwörung der Irländer zur Reife gekommen sein deren Ausbruch nach Clarendon 40—50000, nach Temple sogar 150,000 Protestanten in Irland, nach Milton sogar 154,000 Protestanten in Ulster allein und in ganz Irland viermal soviel, also über 600,000 das Leben gekostet habe. In der letzten Zeit ist die Grundlosigkeit aller dieser Zahlen evident dargethan worden, und alles zusammengefaßt haben, wie sich nun herausstellt, während dieser s. g. irischen Rebellion (d. h. als endlich die so lange wie Hasen gehetzten Irländer zur Verzweiflung gebracht waren, und Repressalien gegen die englische Schinderei ergriffen) nicht mehr als etwa

6000 Menschen durch das Schwert der Rebellen den Tod gefunden d. h. so viele als eben im natürlichen Laufe der Abwehr die irischen Rebellen tödten musten, um das liebe Leben nicht ganz wehrlos hinzugeben. In London, was damals weit weniger Verkehr mit Irland hatte als jetzt, und wo politische und kirchliche Leidenschaft ohnehin überschäumte, fanden die grundlosesten Nachrichten und frechsten Lügen nur zu bereitwilligen Glauben. In ganz Irland waren damals kaum 200,000 Protestanten, folglich können nicht 600,000 und auch in Ulster nicht 150,000 erschlagen worden sein.

König Karl hatte von diesen Vorgängen in Irland nicht bloß einfach Schaden, sondern dreifach. Einmal verlor er durch diesen Aufstand fast das ganze südliche und westliche Irland und in dieser Insel eine Hilfsquelle für seine anderweitigen Unternehmungen, die ihm zeither noch geflossen war. Sodann muste nun sogar ein Theil der anderweitig nöthigen Streitkräfte verwendet werden, um wo möglich noch einige feste Puncte der Insel, von denen aus man sie wider erobern konnte, zu retten. Endlich drittens behaupteten nun die Aufruhrprediger in England, da hier die Leidenschaften gegen den König einmal soweit aufgeregt waren, daß man allen prüfenden Verstand verloren hatte und das Unsinnigste glaubte, wenn es nur dienen konnte, den König herabzusetzen und verhaßt zu machen, Karl selbst, der in's Geheim ein Feind des Protestantismus sei und in England schon so lange auf Untergrabung desselben hinarbeite, habe diesen Aufstand veranlaßt und er, der König, stehe eigentlich im Hintergrunde dieses Mordes von mehr als Hunderttausend Protestanten. Man glaubte dies in England um so leichter, da die Irländer, um die englischen Garnisonen, die sich in Irland noch hielten, muthlos und zum Aufgeben des Widerstandes geneigt zu machen, behaupteten, theils die Königin selbst sei auf der Insel und führe sie, theils sie sei mit ihnen einverstanden. Und da man in England nun einmal der Königin alle möglichen katholischen Umtriebe zutraute, fand diese Ausstreuung in England insofern Glauben, daß man annahm, auch der König habe seine Hand im Spiele. Die entsetzlichste Stimmung bemächtigte sich in Folge davon der Nation.

Von Schottland aus muste sich Karl dazu wenden, vorläufig die dringendsten Anstalten zu Behauptung der wenigen festen Puncte in Irland zu treffen. Dann kehrte er nach London zurück und suchte hier in ähnlicher Weise, wie in Schottland, die Opposition durch Nachgeben zu gewinnen. Eine Politik, die in dieser Art geübt noch jeder Regierung zum Unglücke ausgeschlagen ist. In Schottland war trotz alles Nachgebens des Königes eine feindliche Partei geblieben, weil der Graf von Argyle glaubte zu weit gegangen zu sein, um je auf vollständige Verzeihung von Seiten des Königes rechnen zu dürfen. Auch die Oppositionshäupter in England glaubten, Karl werde in Schottland ihre Verbindungen mit den Schotten entdeckt haben, und sei es ihm nur erst gelungen, die Verhältnisse des Königreiches friedlich wider zu ordnen, so werde er dann einzeln an ihnen Rache nehmen und sie verderben. Sie glaubten ebenfalls schon zu weit gegangen zu sein, um noch Verzeihung hoffen zu dürfen, und waren auch ihren sittlich-religiösen Ansichten viel zu fest verfallen, als daß sie sich von den beschränkten Seiten derselben frei zu machen vermocht hätten; würden aber durch dieselben fortwährend von neuem sowohl in kirchliche, als in politische Opposition gegen die Regierung hereingerißen worden sein, wenn sie sich auch für den Moment versöhnlicher gegen den König gezeigt hätten. Unter diesen Umständen dachten sie vielmehr daran, die Macht des Königes zu schmälern soviel sie könnten, und arbeiteten zunächst darauf hin, daß die Leitung des irländischen Krieges in die Hände des Parlementes käme, und daß namentlich die Anführerstelle in diesem Kriege vom Parlemente d. h. von der im Parlemente dominirenden Landpartei vergeben würde. Karl muste, wenn er auch das zugab, befürchten, daß in diesem gegen Irland bestimmten Heere eine rebellische Streitmacht gegen ihn selbst erwüchse. Da er im Parlemente nicht mehr auf eine einfach helfende Partei rechnen konnte, glaubte er die feindlichen Reihen theils an Anzahl einigermaßen schwächen, theils ihr die nöthige Einigkeit rauben zu können, wenn er sechs Glieder der Landpartei anklagen ließe. Wenn es ihm gelang, diese sechs in Anklagestand

und in's Gefängniß zu bringen, so fielen nicht nur ihre Stimmen weg, sondern auch der unmittelbare Einfluß ihrer Persönlichkeit, der z. Th. ihre Freunde zusammengehalten hatte. Dabei aber ergriff er wider einen unverständigen Entschluß nach dem anderen. Der Attorney General Herbert erschien eines Nachmittags im Jan. 1642 im Oberhause und klagte Lord Kymbolton und fünf Männer aus dem Unterhause (nämlich: Pym, Hampden, Hollis, Haslerig und Stroud) des Hochverrathes an. Die Anklage stützte sich darauf, daß diese Männer dahin gearbeitet hätten, den König seiner Prärogative zu berauben und ein tyrannisches Parlementsregiment herzustellen; daß sie den König verleumdet und durch absichtliche Ausstreuungen die Herzen seiner Unterthanen ihm abwendig gemacht hätten; daß sie auch die wahre und gesetzliche Stellung des Parlementes durch ihre Umtriebe bedroht und mit Auswärtigen (den Schotten nämlich) zum Umsturz der Verfaßung in England Verbindung unterhalten hätten. Zu gleicher Zeit, wo diese Anklage in das Oberhaus gebracht ward, forderte ein Wappenherold des Königes die Ausliferung der fünf angeklagten Glieder des Unterhauses in diesem, um sie ins Gefängniß zu führen.

Die Anklagepuncte waren nun wohl vollkommen in der Wahrheit gegründet. Allein unverständig war, daß man in diese Anklage auch die unbedeutenderen Lord Kymbolton, Haslerig und Stroud verwickelt hatte, die dadurch erst in den Augen der Landpartei eine höhere Bedeutung erhielten, unverständig war ferner, daß man die Anklage unternahm, ohne sich der Mittel versichert zu haben, sich auch wirklich der Personen der Angeklagten bemächtigen zu können; und endlich ganz unverständig war die Zeit für diese Anklage gewählt, da die Verfolgung mehrerer der angesehensten Mitglieder der Landpartei die Befürchtungen, welche diese Partei ausgestreut hatte, nur zu bewahrheiten schien, und also auch diejenigen Glieder der Opposition, welche schon zum Nachgeben bereit waren, plötzlich einigte, den Streit überhaupt auf die Spitze trieb; denn jeder, welcher wegen seines früheren Benehmens den Hof glaubte fürchten zu

müßen, that nun sein Aeußerstes, durch Theilnahme an der Opposition die Angeklagten zu retten, indem deren Schicksal zugleich über sein eignes künftiges Schicksal zu entscheiden schien.

Zunächst, da vom Oberhause noch keine Anzeige der eingebrachten Klage an das Unterhaus gelangt war, verweigerte dieses die Ausliferung der fünf Mitglieder, und erklärte dem Wappenherolde, man werde die bezeichneten zu gefänglicher Haft stellen, sobald sichere Nachricht gesetzlich angebrachter Klage statt gehabt habe. Karl aber, der nun einsah, daß alles für den glücklichen Ausgang seines Planes davon abhänge, daß die fünf Mitglieder wirklich verhaftet würden, glaubte dies am sichersten zu erreichen, wenn er selbst zugreife und bedachte nicht, daß er durch einen solchen Schritt jedesfalles die Majestät herabwürdige und preis gäbe, indem er sich gewissermaßen selbst zum Häscher machte. Am folgenden Tage Nachmittags gieng er, ohne daß wie es scheint jemand von einer solchen Absicht etwas gewust hatte, nur von seiner gewöhnlichen Wache, von seinem Neffen, dem Kurprinzen von der Pfalz und von einigen Hofleuten begleitet, in das Unterhaus. Schon daß er hier erschien, war ungewöhnlich und gegen das Decorum, denn sonst kam der König immer nur in das Oberhaus und beschied von hier aus das Unterhaus vor sich — als er also erschien, war schon deshalb alles voll Erstaunens. Der Sprecher verließ seinen Sitz, und räumte ihm dem Könige ein; denn da der König zeither nie im Unterhause erschienen war, war auch in demselben gar keine würdige Anstalt, ihn zu empfangen. Dann sagte der König: „Der Grund, der ihn in das Unterhaus führe, sei ein sehr trauriger. Er habe tags zuvor einen seiner Wappenherolde gesandt, um einige Männer, die er des Hochverraths angeklagt, in Empfang zu nehmen. Er habe Gehorsam erwartet, aber statt der Personen der Angeklagten eine bloße Antwort erhalten. Er erkläre, daß noch kein König sich zur strengeren Pflicht gemacht, die Privilegien des Hauses zu achten, als er thue; aber in einer Hochverrathsanklage habe niemand ein Privilegium auf den Schutz des Hauses.

Er komme deshalb selbst, um zu sehen, ob etwa einige der Angeklagten zugegen seien; denn es sei sein fester Entschluß, sie verhaften zu laßen, wo er sie finde." Nach diesen Worten sah er sich um und fragte den Sprecher, ob die Angeklagten zugegen sein. Dieser berief sich auf sein Amt, was ihm nur erlaube, das zu antworten, wozu er vom Hause Auftrag habe; in diesem Falle sei er ohne Auftrag, könne also auch nicht antworten. Da sagte der König: er bemerke, daß die Vögel schon ausgeflogen seien; doch erwarte er von dem Hause, daß es derselben habhaft werden und sie ihm zusenden werde. Er gebe sein königliches Wort, daß er in keiner Weise etwas Gewaltthätiges gegen sie unternehmen, sondern ganz dem Rechte seinen Lauf laßen werde. Und so kehrte er unverrichteter Sache nach dem Pallaste zurück.

Die Angeklagten, entweder (wie geheim auch der König seine Absichten gehalten hatte) gewarnt, oder etwas Aehnliches auch bloß vermuthend, waren wirklich an diesem Tage kurz zuvor, ehe der König in das Unterhaus gekommen, nach Hause gegangen. Das Unterhaus war, nachdem der König den Saal verlaßen hatte, so in Verwirrung, daß der Sprecher die Sitzung schloß. Im Oberhause war ebenfalls Alles in Bestürzung, als man von diesem unüberlegten Schritte des Königes erfuhr; und ganz London gerieth in Bewegung. Der König glaubte deshalb einen Schritt weiter gehen zu müßen und begab sich am nächsten Vormittage nach Guildhall, wo der Magistrat von London, d. h. der Lord Mayor und die Aldermen ihre Sitzungen hielten, um ihnen die Gründe seines Verfahrens vorzulegen. Zugleich war eine Proclamation an die Einwohner von London ausgearbeitet und der Befehl erlaßen worden, die Häfen zu schließen, damit sich die Angeklagten nicht aus dem Königreiche flüchten könnten. Der König hatte, wie es scheint, gar keine Vorstellung davon, daß die Stimmung im Lande selbst eine solche sei, welche den Angeklagten allen nur wünschenswerthen Schutz gegen sein Verfahren gewährte. Lord Digby hatte, nachdem der König im Unterhause gewesen, den einzigen in diesem Falle

guten Rath gegeben. Er wuste nämlich, in welchem Hause in der Stadt die Angeklagten beisammen seien und erbot sich gegen den König, er wolle sie, wenn er ihm eine Compagnie Garde überlaße, arretiren. Das wollte der König nicht; es sah ihm zu sehr nach offner Gewalt aus; und er bedachte nicht, daß er nun schon Alles auf eine Spitze hingetrieben habe, wo ihm nichts übrig bleibe, wenn er zum Ziele kommen wolle, als rasches und energisches Zugreifen. Die Angeklagten ließen übrigens dazu auch nicht lange Zeit, sondern verfügten sich am Abend desselben Tages, an welchem der König im Unterhause gewesen war, nach der City von London, wo die Gesinnung der Opposition am Entschiedensten verbreitet war und ketteten durch dies Vertrauen, was sie diesem Stadttheile erwiesen, denselben vollends an sich. Die ganze Nacht hindurch war man hier wach und unter den Waffen, um die Geflüchteten nöthiges Falles zu vertheidigen, wenn es dem Könige ja noch in den Sinn kommen sollte, sie festnehmen zu laßen.

Als der König am andern Morgen etwa um 10 Uhr, wie schon erwähnt ist, nach Guildhall kam, fand er den Magistrat und alle angesehenen Bürger der City in pleno versammelt, denn er hatte ganz früh dem Lord Mayor Nachricht zugehen laßen, daß er kommen werde. Er sagte den Bürgern der City, es thue ihm leid, daß sie die Nacht über mit Befürchtungen gewaltsames Verfahrens zugebracht hätten. Er sei ohne Wache zu ihnen gekommen, um ihnen zu beweisen, wie sicher er auf ihre gute Gesinnung zähle, und wie wenig er an Gewalt denke. Er habe einige Männer des Hochverraths angeklagt; es sei aber seine entschiedenste Absicht, nur dem Rechte freien Lauf zu laßen, und er versehe sich zu der guten Gesinnung der City, daß man diesen Leuten nicht weiter Schutz gewähren werde. Er war überaus gnädig und herablaßend; meldete sich selbst bei einem der anwesenden Sheriffs als Mittagsgast an und hatte offenbar darauf gerechnet, einen persönlich gewinnenden Eindruck auf die Bürger zu machen. Allein die Versammlung gab ihm, als er fortgieng, durchaus kein Zeichen freundlicher Anhänglichkeit und während er dann durch die

Straßen der Stadt gieng, schrie ihm das Volk zu: „Parlementsprivilegien! Parlementsprivilegien!“ Sie drängten sich dabei in Haufen um seinen Wagen, und einige schrieen: Israel zu Deinen Zelten! (I. Reg. XII. 16). Der König ward durch Alles dieses in gedrückte Stimmung gebracht, glaubte nun aber nicht einlenken zu können. Die Proclamation und der Befehl, die Häfen zu schließen, bis die Angeklagten arretirt seien, wurden ausgefertigt. Die Anklageartikel wurden gedruckt und verbreitet.

Unterdessen hatte das Unterhaus, während der König bei dem Sheriff zu Mittag gespeist hatte, Sitzung gehalten. Von den Angeklagten war niemand zugegen; aber deren Freunde verlangten Maßregeln zu deren Schutze, zum Schutze der Privilegien des Hauses, die man durch das eigenmächtige Einschreiten des Königes als gebrochen ansah. Man beschloß am Ende, die Sitzung des Hauses auf mehrere Tage zu vertagen und während dieser Zeit nur einen Ausschuß zusammenkommen zu laßen. Dieser sollte sich nicht im gewöhnlichen Locale, sondern in Merchant-Tailors-Hall in der City versammeln. Auch die Lords, als sie von diesem Entschluße hörten, vertagten auf ebenso lange ihre Sitzungen, aber ohne einen Ausschuß zu ernennen. So konnte also mittlerweile der König nicht einmal die Vermittelung des Parlementes ansprechen. Als sich der Ausschuß des Unterhauses am nächsten Morgen in Merchant-Tailors-Hall zusammenfand, ward er hier im Namen der Bürgerschaft der City bewillkommt und eine bewaffnete Bürgergarde aus diesem Stadttheile ward zu dessen Sicherheit aufgestellt. Der Ausschuß stellte sofort eine Untersuchung an über das Einschreiten des Königes. Alle einzelnen Umstände wurden zu Protokoll gebracht; jedes Wort des Königes oder seiner Begleiter auf dem Wege nach dem Parlemente oder in diesem. Es imponirte dieser Ausschuß und die Haltung der City allen so, daß selbst Diener des Königes, welche vorgeladen wurden, um als Zeugen zu Protokoll vernommen zu werden, der Vorladung Folge leisteten.

Die fünf Angeklagten lebten inzwischen in einem Hause der City, in Colemanstreet, ganz nahe dem Locale, wo der

Ausschuß des Parlementes seine Sitzungen hielt, und zwischen ihnen und dem Ausschuße war durch hin und hergehende Personen die lebhafteste Mittheilung. Man setzte in Beziehung auf alle Glieder des Unterhauses, von denen man erwartete, daß sie sich bei der nächsten Zusammenkunft desselben der Sache des Königes noch einigermaßen annehmen könnten, in Umlauf, daß sie in dessen Maßregeln verwickelt seien und sie befördert hätten. Ueber diese Maßregeln selbst hatte man mit Hilfe der Vernehmungen einen Bericht entworfen, der sie ganz als Verletzungen der Privilegien des Hauses erscheinen ließ — und als nun die Vertagung abgelaufen war, die erste Sitzung gehalten ward und der Ausschuß seinen Bericht vortrug, faßte das Unterhaus den Beschluß: das Kommen des Königes und dessen Verlangen, mehrere Glieder des Hauses zu arretiren, sei ein Bruch der Privilegien des Hauses und unverträglich mit dessen Freiheiten. Demnach könne das Unterhaus nicht länger mit Sicherheit seiner Glieder und seiner jura et privilegia Sitzung halten, wenn es nicht Satisfaction erhalte für die vorgekommene Verletzung und eine hinlängliche Wache zu seiner Sicherheit. Um dies vor weiteren Verhandlungen zu erlangen, vertage sich das Haus von Neuem auf 4 Tage, während welcher der Ausschuß seine Sitzungen fortzusetzen habe und zu sorgen habe für Sicherstellung der Privilegien, Rechte und Glieder des Hauses und für die Sicherheit der City und des ganzen Königreiches. Zu diesem Ende solle der Ausschuß die Vollmacht haben, zu verhandeln und zu berathen mit jedermann, der ihm dazu geeignet schien. Der König, um doch auch seinerseits etwas weiteres zu thun, hatte zwei angesehene Mitglieder des Unterhauses, Lord Falkland nämlich und Sir John Colepepper zu seinen Ministern ernannt, jenen zum Principalstatssecretär, diesen zum Kanzler des Exchequer. Er durfte darauf rechnen, daß diese Männer sein Benehmen in einer würdigen Weise bei den Verhandlungen des Hauses in's Licht setzen würden, nachdem er ihnen die nöthigen erklärenden Mittheilungen gemacht hatte; denn der Bericht des Ausschußes war boshaft übertrieben und der König hatte

wirklich nirgends eine Art von Gewalt bei dieser Gelegenheit angewandt. Dann ließ er eine Declaration an seine Unterthanen drucken und im Königreiche verbreiten, welche bestimmt war, alle die böswilligen Ausstreuungen über seine Absichten sowohl hinsichtlich der Religion, als der Freiheiten des Landes zu widerlegen. Später als die böswilligen Umtriebe der Führer der Oppositionspartei zu deutlich an den Tag traten, hatte diese Declaration noch sehr gute Folgen und gab noch manchem eine richtige Ansicht der ganzen Sachlage, zunächst aber hatte sie fast gar keine Wirkung, weil Alles durch die momentane Aufregung verblendet war. Namentlich London war in leidenschaftlichster Bewegung zu Gunsten der fünf Angeklagten. Trotz dem, daß der Lord Mayor alles Mögliche that, um es zu hindern, beschloß doch der Magistrat von London eine insolente Adresse an den König, und der König war herablaßend genug, ausführlich und in freundlicher Form darauf zu antworten. Es half aber nichts, und der Ausschuß des Parlementes in der City erließ nun eine öffentliche Erklärung, worin das Einschreiten des Königes als Bruch der Freiheiten des Parlementes und des Königreiches bezeichnet und gesagt war, daß jeder, der sich unterstehen würde, die fünf angeklagten Parlementsglieder oder irgend ein anderes Parlementsglied auf Königs Befehl zu arretiren, sich schuldig mache eines gleichen Bruches der Freiheiten des Parlementes und des Königreiches, und daß er als Feind des Gemeinwesens verfolgt werden solle. Auch sei die öffentliche Bekanntmachung der Artikel der Anklage ein Bruch der Parlementsfreiheiten und ein großer Scandal für die Majestät und für die Regierung. Es sei ein Schritt, der offenbar hinziele auf den Umsturz der Verfassung des Reiches. — Diese Erklärung des Ausschußes ward sofort gedruckt und im ganzen Reiche verbreitet. —

Diese wenigen Tage hatten aber eine auffallende Aenderung überhaupt in der Stimmung des Volkes hervorgebracht. Die gemeinsten Aufwiegler faßten nun Muth und traten frech und kühn heraus, ja! spielten eine Rolle, weil

das Unterhaus und die City solcher Leute bedurfte und sie gewähren ließ. Dagegen ward jeder, der zum Hofe gehörte, gemieden, auf den Straßen geschmäht und eine große Nidergeschlagenheit hatte sich aller Anhänger des Königes bemächtigt. Die Revolution war nun in vollem Gange — eine Revolution, die in ökonomischen Verhältnissen, religiösen Neigungen und empfangenen sittlichen Eindrücken zugleich wurzelte; deren eigentliche Signatur niemand, am wenigsten der an sich selbst übel berathene König zu deuten verstund und in welcher die wildesten Gedanken und Thaten in letzter Instanz eine Bemäntelung und Rechtfertigung in religiösen Gründen zu gewinnen verstunden. Die Leidenschaften regierten; alle Scham, aller einfache Wahrheitssinn waren nidergetreten und die ärgsten Verleumdungen wurden ohne Gewißensbiß weiter erzählt. Der König ward nun laut als der unmittelbare Urheber des angeblich entsetzlichen Blutbads in Irland bezeichnet.

Als die Eröffnung der Sitzungen des Unterhauses wider statt hatte, fragte der Ausschuß an, ob die fünf Angeklagten ihre Sitze wider einnehmen könnten. Sie erhielten sofort eine Einladung sich am nächsten Tage einzufinden; und nun kamen sie an diesem Tage im Triumphe an, von Schaaren bewaffneter Bürger der City begleitet. Alle Straßen waren mit Menschen erfüllt, die sie sehen wollten. Die Mannschaften von den Kauffartheischiffen, welche fast alle den reichen Kaufleuten in der City gehörten, machten auf der Themse einen großen Aufzug in bewaffneten Booten. In die Straßen schleppte man sogar Kanonen mit — kurz! es war augenscheinlich, die Sache der fünf Angeklagten war die Sache des so mächtigen Londons geworden und wer weiter etwas gegen sie oder gegen die Opposition im Unterhause unternehmen wollte, muste zuerst London bezwingen. Unter diesen Umständen war an eine Aussöhnung nicht mehr zu denken. Alle Schritte, die der König noch versuchte, um wider einzulenken, wurden von der Oppositionspartei nur aufgenommen als Zeichen seiner Schwäche. Endlich verließ der König London, sandte seine Gemahlin nach Holland, um bei auswärtigen Höfen Hilfe,

wenigstens Geldhilfe zu suchen; und um Waffen zu kaufen und sie ihm zu senden; denn er fieng nun im nördlichen England an, sich eine Armee zu bilden und an entschiedene Bekämpfung des Parlementes zu denken. So war der August des Jahres 1642 herangekommen, und da der König inzwischen durch Waffensendungen aus dem Auslande in Stand gesetzt war, eine hinlängliche Armee zu bewaffnen, und dies auch in der Gegend von York that, hielt es auch das Parlement für die höchste Zeit an Bewaffnung zu denken, und erließ Anfangs August einen Befehl zu Aufstellung einer Armee, an deren Spitze es Robert Devereux, Grafen von Essex, der die Opposition im Oberhause vornämlich geführt hatte, stellte — und damit seinerseits einen entschiedenen Bruch der Verfaßung vornahm und nie zuvor ihm, im Gegentheil alle Zeit nur der Krone zustehenden, Rechte usurpirte.

Das Parlement suchte alle militärischen Mittel des Königreiches in seine Gewalt zu bringen. In dieser Zeit war Befehlshaber in Portsmouth der Obrist Goring, ein außerordentlich gewandter, dem Könige treu ergebener Mann, der aber nicht nur selbst Mitglied des Unterhauses war, sondern sich auch, seit die Anhänger des Königes in solcher Minorität erschienen, daß sie mit ihren Stimmen doch nichts ausrichten konnten, scheinbar ganz der Landpartei angeschloßen hatte und mit ihr stimmte. Er hatte sich so zu verstellen gewust, daß, als das Parlement sich rüstete, es die Absicht hatte, ihn zum Generallieutenant unter Essex bei der Parlementsarmee zu ernennen, und während ihm die Königin aus Frankreich Gelder zugehen ließ, Portsmouth für den König zu befestigen und zu halten, gab ihm auch das Parlement ansehnliche Summen um Portsmouth für das Parlement zu behaupten. Diese zweideutige Rolle spielte er fort bis zu des Grafen von Essex wirklicher Ernennung; denn dieser, der Goring für einen sehr geschickten Officier hielt, lud ihn, ehe er noch den Oberbefehl wirklich erhielt, als er ihn aber erwartete, ein nach London zu kommen, um ihn mit seinem Rathe beizustehen. Goring wuste sich sehr geschickt zu entschuldigen,

so daß er nicht zu kommen brauchte. Da er jedoch, um Portsmouth dem Könige treu zu halten, in dieser Stadt nicht länger zweideutig auftreten konnte, sondern offen seine Verachtung des Parlementes und seine Meinung, daß dasselbe in Rebellion begriffen sei, aussprechen mußte, erfuhr man davon bald auch in London, und Lord Kymbolton schrieb ihm: er sei bei der Armee durchaus nöthig, er solle sofort nach Westminster kommen oder man müße an seiner Redlichkeit zweifeln. Hierauf antwortete Goring, seine Officiere machten ihn darauf aufmerksam, daß das Parlement sich eine Reihe illegaler Schritte erlaube. Da er nun den Oberbefehl über Portsmouth vom Könige und nicht vom Parlemente erhalten habe, könne er sich auch nicht ohne des Königes Erlaubniß von dem ihm anvertrauten Posten entfernen. Das war eine verständliche Erklärung und machte das Parlement sehr bestürzt; denn Portsmouth war als Hafenfeste ein sehr bedeutender Ort und Goring hatte als Militär einen sehr ansehnlichen Ruf. Das Parlement beschloß also ungesäumt, den Ort anzugreifen und beorderte zu diesem Ende Sir William Waller mit einem ziemlich großen Heerhaufen, um Portsmouth von der Landseite zu blockiren, während von der Seeseite her leichte bewaffnete Fahrzeuge die Verbindungen des Platzes abschneiden sollten.

Dieser Abfall Gorings, den man sicher auf der Seite des Parlementes gewähnt hatte, vom Parlemente und die Erklärung eines so wichtigen Platzes im Süden für den König, gab dessen Sache großen Vortheil und er säumte auch nicht, von York aus nun eine Proclamation zu erlaßen, in welcher er das ganze rebellische Verfahren des Parlementes noch einmal Revue passiren ließ und allen seinen Unterthanen verbot, dem Parlemente Folge zu leisten; dagegen sollten sich alle waffenfähigen Einwohner des Königreiches am 25ten Aug. (1642) zu Nottingham einfinden, an welchem Tage er daselbst seine königliche Fahne erheben wolle.

Den Norden hatte der König mit seinen Truppen besetzt; nach dem Westen sandte er mehrere ihm treue Lords, um diese

Gegenden zu gewinnen und Streitkräfte zusammen zu bringen, und diesen trug er auf, alles Mögliche zu thun, um Portsmouth zu entsetzen. Der König kam dann einige Tage vor dem 25ten Aug. nach Nottingham, fand hier schon 800 M. zu Roſs und die Nachricht, Truppen des Grafen von Essex marschirten eben auf Coventry. Er hoffte diese Stadt vor Ankunft dieser Truppen besetzen zu können; aber als er ankam, hatten ihm die Bürger von Coventry die Thore geschloßen und schoßen auf seine Truppen. Damit war der Bürgerkrieg thatsächlich eröffnet. Der König aber, statt das kleine Detachement des Parlementsheeres, was nach Coventry bestimmt war, weiter anzugreifen, was er leicht geschlagen haben würde, und nach dessen Niderlage ihm Coventry ohne Zweifel die Thore geöffnet und Gelegenheit gegeben haben würde, in Nottingham nicht bloß (wie er dann that) am bestimmten Tage seine Fahne aufzurichten, sondern sie auch mit siegender Hand aufzurichten, zog sich trübselig zurück und begann so die eigentliche Eröffnung des Feldzuges mit sehr üblem Omen. Am 25. Aug. Abends 6 Uhr, unter Sturm und Regenwetter, ward in Nottingham die königliche Fahne aufgepflanzt bei Trommelschlag und Trommetenschall — der König selbst und eine kleine militärische Begleitung war zugegen, aber alles hatte ein sehr trübseliges Ansehen und die ganze Umgegend war mit bösen Ominibus erfüllt. Noch war kein Regiment zu Fuß angekommen und außer den Paar hundert Reitern, welche der König schon früher getroffen, bestund bei diesem ersten Beginne seine ganze Macht aus einigen Zügen Miliz, welche die Sheriffs der nächsten Grafschaften gesandt hatten. Sogar Munition und Waffen waren noch nicht von York für die Miliz angekommen, und eine gedrückte melancholische Stimmung lag auf der ganzen Umgebung des Königes. Der Sturm warf über Nacht des Königes Fahne nider und man konnte sie, weil der Sturm anhielt, erst nach einiger Zeit wider aufrichten.

Es würde hier nicht am Orte sein, den Krieg in allen seinen Einzelnheiten zu verfolgen. Troß des melancholischen Anfanges hatte er eine Zeitlang ein dem Könige hinreichend günstiges Ansehen. Anfangs zwar war der König einmal so herabgestimmt gewesen, daß er dem Parlemente Friedenserbietungen machte, ja! sich erbot, seine allmälig sich sammelnde Armee wider aufzulösen, falls auch das Parlement seine Truppen entlaße. Allein das Parlement glaubte nun schon zu weit gegangen zu sein und wollte

von Frieden nichts wißen, wenn sich der König nicht in allen Puncten fügte und seine Armee entließe, während die des Parlementes beisammen bliebe. Darauf konnte und wollte dann doch der König nicht eingehen; und so gab das Parlement dem Grafen von Essex Befehl, des Königs Person nöthigesfalls mit Gewalt der Umgebung der Elenden zu entreißen, welche ihn „zu Untergrabung der Freiheiten des Landes verführten" — das befahl das Parlement, während es sich selbst einen tyrannischen Uebergriff über die ihm zustehenden Rechte nach dem anderen erlaubte. Am 23ten Oct. kam es zum ersten Treffen bei Edgehill zwischen den beiden feindlichen Streitmächten. Die royalistische Reiterei, größtestheils Cavaliere, siegten auf beiden Flügeln, das Centrum der Parlementstruppen aber behauptete das Schlachtfeld. Zuletzt kam aber doch der König dadurch in Vortheil, daß sein weniger geeigneter Obergeneral, der Graf Lindsay, hier zum Tode verwundet ward, und nun durch einen tüchtigen schwedischen Officier, Ramens Ruthén, ersetzt ward. Der König vermochte nach diesem Treffen bis Oxford vorzudringen, wo ihn dann das geängstete Parlement durch hinterlistige Unterhandlungen hinzuhalten wuste, während es zugleich alles Mögliche that, die anglische Partei in Schottland zu einem Einfalle in England zu bewegen. Ruthén erfocht am 12ten Nov. einen neuen Sieg bei Brentford, und da durch den Bürgerkrieg nun in allen Theilen des Königreiches kleiner Kampf und Verwirrung und Unordnung in Gang gekommen war, drangen alle friedliebenden Bürger mit Bittschriften in das Parlement, es solle das Königreich nicht noch tiefer in Unglück stürzen. Dieser Stimmung gab das Parlement nach; suchte und erhielt im Febr. 1643 einen Waffenstillstand, den der König so unklug war, einzuräumen, da er doch nur seinen Gegnern dazu dienen konnte, sich zu verstärken. Im April 1643 begann der Kampf von Neuem, nachdem man sich von beiden Seiten beßer gerüstet hatte; und das Parlement verpflichtete am 6ten Juni seine Glieder durch einen Eid, nie in einen Frieden zu willigen, so lange des Königs Partei die Waffen in Händen habe. Der König siegte fast

auf allen Seiten. Waller, welcher Portsmouth blockirte, ward von Lord Wilmot geschlagen; Hampden fand seinen Tod in einem Treffen bei Wycomb am 18ten Juni; des Königs Neffe, Prinz Ruprecht von der Pfalz nahm Bristol und das Parlement war Ende Juli voll Angst und Schrecken. Nur die Furcht der Führer der Landpartei, die s. g. Wurzelmänner (Radicale, root-and branchmen) keine vollständige Verzeihung mehr erhalten zu können, ließ das Parlement noch das Aeußerste versuchen, und Sir Henry Vane, der jüngere, ward nach Schottland an den Grafen von Argyle gesandt, um Hilfe von den Covenanters zu suchen. Um Glocester, was der König bedrängte, zu entsetzen, wagte Essex bei Newbury am 20ten Sept. ein Treffen, welches keinen entschiedenen Ausgang gewährte; da aber der König nach demselben die Belagerung von Glocester aufhob und sich auf Oxford zurückzog, erschien er diesmal im Nachtheil und das Parlement faßte neue Hoffnungen und maßte sich nun auch die hohe Gerichtsbarkeit im Königreiche, und also die ganze Staatsgewalt an. Die argylische Partei hatte bereits am 17ten August sich durch Vane's Vermittelung mit dem Parlemente verbündet, und dies Bündniß ward am 29ten Nov. näher dahin verabredet, daß die Schotten 21,000 M. nach England gegen den König zu senden hätten. Aber auch der König erhielt nun Verstärkung. Zu Bekämpfung der aufgestandenen Irländer war nach und nach die königliche Armee auf der Insel unter dem Marquis von Ormond sehr verstärkt worden. Der Marquis aber hatte am 15ten Sept. 1643 mit den irischen Rebellen einen Waffenstillstand geschloßen auf Ein Jahr, und konnte also einen bedeutenden Theil seiner Kriegsmacht dem Könige zu Hilfe senden, so daß dieser ansehnlich genug dastund, um im Jan. 1644 ein eignes Parlement in Oxford zusammenrufen zu können, nachdem er das Parlement in Westminster längst für rebellisch und aufgelöst erklärt hatte. Drei und vierzig Peers und 118 Commoners fanden sich in Oxford zusammen, und während der König durch Verkauf von Silbergeschirr und Juwelen, durch großmüthige Geldgaben des ihm anhängenden Thei-

les unter dem englischen Adel und durch Geldsendungen von auswärtigen Höfen, so wie durch Brandschatzungen seiner Gegner hinreichend mit Gelde versehen war, muste nun das Parlement von Westminster selbst, um sich zu helfen, in noch weit größerem Umfange sich aller der gewaltsamen Mittel bedienen, auf welche früher der König reducirt gewesen war. Unter anderem führte auch das Parlement von Westminster eine bis dahin in England unerhört gewesene, indirecte Besteurung, die Accise, ein. Es schien, als der König sein Parlement in Oxford am 29ten Jan. 1644 eröffnete, Alles zu seinen Gunsten zu stehen. Allein bald wandte sich das Blatt. Ein Theil der aus Irland kommenden royalistischen Truppen unter Lord Byron war bereits am 25ten Jan. von Sir Thomas Fairfax, einem der Parlementsgenerale, geschlagen worden. Das schottische Hilfsheer gieng über den Tweed und vereinigte sich dann im April mit Fairfax Truppen zur Bedrängung der Stadt York. Als Prinz Ruprecht das Heer des Königes zu Yorks Entsatz herbeiführte, und am 1ten Juli auch wirklich in die Stadt gekommen war, muste er sich bald wider gegen die Feinde wenden und nun begegneten sich beide feindliche Heere in dem entscheidenden Treffen bei Marstonmoore (am 2ten Juli). Auf beiden Seiten siegte der linke Flügel, der (wie überhaupt in dieser Zeit gewöhnlich die Flügelstellungen) aus Cavallerie bestund. Während aber Prinz Ruprecht seine siegende Truppe in der Verfolgung der feindlichen Reiter abmühete, wandte sich Cromwell, der unter Fairfax den siegenden Flügel befehligte, nachdem er die ihm gegenüberstehende Cavallerie in die Flucht geschlagen hatte, rasch gegen das feindliche Centrum, was aus Infanterie bestund; rollte dieses, was von der Cavallerie verlaßen war, trotz tapferes Widerstandes auf und begegnete so noch Abends 9 Uhr in einem neuen Treffen dem von seinem Siege zurückkehrenden Prinzen Ruprecht und schlug ihn gänzlich.

Oliver Cromwell war am 25ten April 1599 zu Hundington geboren. Er war aus einer Familie von Landedelleuten; hatte aber, da sein Großvater mehrere Söhne

gehabt und er der Sohn eines jüngeren war, nicht eben großes Vermögen. Von mütterlicher Seite stammte er aus einer in früherer Zeit nach England übergesiedelten Seitenlinie des Stuartischen Hauses. Er hatte sich früher der juristischen Carrière widmen wollen, der Tod seines Vaters aber berief ihn zu Verwaltung des eignen Vermögens und bald hernach heirathete er eine junge Dame von guter Familie, die auch nicht ganz mittellos war, Elisabeth Bourcher — und so hatte er schon längere Zeit in glücklicher Ehe und in geachtetster Weise *) als Landedelmann gelebt, hatte sich dabei schon seit lange den puritanischen Kreisen entschieden angeschloßen, in Folge wovon er seit 1631 auch im Parlemente, in welchem er für die Stadt Cambridge saß, sich zur Landpartei gehalten hatte. In diesen Verhältnissen war er, als der Bürgerkrieg begann. Das Unglück, welches anfangs die Truppen des Parlementes auf allen Seiten hatten, bewog ihn, der recht wohl den Quellpunct dieses Unglückes erkannte, persönlich einzugreifen und in seiner Nachbarschaft für das Parlement einen Haufen Reiterei aufzubringen, dem er dieselbe puritanische Begeisterung, in welcher er selbst war, und in derselben eine neue sittliche Kraft einzuhauchen verstund. **) Auch hatte er darin einen sicheren militärischen Blick, daß er erkannte, wie bei Reitertreffen alles ankomme auf den stürmischen Andrang und die geschloßenen Glieder, und er exercirte seine Truppe in den kleineren Unternehmungen,

*) Was von niderer Herkunft Cromwells und von seiner lüderlichen Jugend berichtet wird, ist alles Mythe, wie sie in den Kreisen seiner Gegner erwuchs.

**) Nach dem Treffen bei Edgehill sprach Cromwell, der damals eine Capitänsstelle in der Parlementsarmee bekleidet und das Treffen mitgemacht hatte mit seinem Vetter Hampden und äußerte ihm: they never would on with a set of poor tapsters aud town apprentice-people fighting against men of honour. T o c o p e w i t h m e n o f h o n o u r t h e y m u s t h a v e m e n o f r e l i g i o n. „Mr. Hampden auswered me, it was a good notion, it it could be executed." Oliver himself set about executing a bit of it, his share of it, by and by. — Th. C a r l y l e: Oliver Cromwells letters and speeches. vol. I. p. 156. (London 1846. 8.)

mit denen er seine militärische Laufbahn begann, so ein, daß sie wie eine eiserne Mauer und in Alles niderwerfendem Sturme auf den Feind einbrach. Als er ein größeres Cavalleriecommando erhielt, weil er bald überall, wo er auftrat, glücklich war, wuste er auch größere Massen in derselben Weise zu begeistigen und einzuexercieren, und mit diesen Mitteln war es, daß er bei Marstonmoore den ihm gegenüberstehenden Flügel des königlichen Heeres warf und dann dessen Centrum aufrollte, endlich auch den Prinzen Ruprecht in die Flucht trieb. Nach dem Siege bei Marstonmoore, der Cromwells Ruhm begründete, muste sich York dem Parlementsheere ergeben. Aber bald nachher ward der Graf von Essex, welcher ein Heer des Parlementes im Westen der Insel commandirte, gänzlich geschlagen und sein Heer vernichtet oder gefangen am 1ten Sept. Hierauf wollte der König direct von Oxford gegen London ziehen und es kam bei Newbury am 17ten Oct. wider zu einem Treffen, welches abermals keinen entschiedenen Ausgang bot, aber durch die Kleinmüthigkeit des Königes, der sich über Nacht zurückzog, in einen Sieg des Parlementes verwandelt ward.

Nach der Niderlage des Grafen von Essex ist Cromwell durchaus die bedeutendste Persönlichkeit auf der Seite des Parlementes. Clarendon sagt von ihm, als er zuerst im Parlemente aufgetreten sei, habe niemand seine künftige Bedeutung geahnt, denn ohne gewinnenden Anstand, ohne die Fähigkeit wohl zu reden, habe er durchaus kein Mittel gehabt, Einfluß auf andere zu gewinnen. Aber es sei gewesen, als sei in ihm ein unerschöpflicher Fond von Fähigkeiten verborgen, denn er habe bald aus sich heraus alle Mittel, deren er bedurfte, entwickelt; und wie er allmälig höher gestiegen sei, habe er auch immer bedeutendere Eigenschaften gezeigt, und als er an die Spitze gekommen sei, habe er sich troß dem, daß er nicht für solche Stellung erzogen worden sei, vollkommen derselben angemeßen zu benehmen gewust. Er war eine durch und durch tapfere Seele, die immer Rath und auf den Moment sich verständig zu entschließen wuste; hatte er aber einmal etwas als

von den Umständen gefordert in seiner Weise erkannt, so brachte ihn auch kein menschlicher Einfluß zum Weichen und er bot jeder Friction, die seine Absichten hindern wollte, Trotz. Er war eine rechte Feldherrnnatur; und Clarendon, obwohl ein entschiedener Royalist und Feind Cromwells, muß doch anerkennen, daß Cromwell ein großer Mann gewesen und einer von denen, quos vituperare ne inimici quidem possunt, nisi ut simul laudent.

Trotz seiner puritanischen Richtung war er ganz unkirchliches Sinnes, und dadurch unterschieden sich überhaupt viele englische Puritaner von den schottischen Presbyterianern. Die letzteren wollten nämlich ein strenges kirchliches Regiment, wie es Calvin in Genf, Knox in Schottland durchgeführt hatte. Hingegen die Partei der englischen Puritaner, zu welcher Cromwell gehörte, wollte gar kein Kirchenregiment, sondern jedes Individuum sollte das Recht haben, Gott so zu verehren, wie es selbst bei seinem Gewißen es sich zu verantworten getraue. Sie wollten keine kirchlichen Symbole. Nur beschränkte sich allerdings ihre Toleranz darauf, daß sie denen, die nicht an die Seligkeit durch den Glauben allein glaubten, also z. B. den Katholiken, keinen öffentlichen Gottesdienst, und denen, deren Grundsätze dem Bestande des sittlichen Lebens im Lande gefährlich werden konnten, kein Bleiben im Lande verstatten wollten. Man war in England im Gegensatze der strengen, alles Abweichende verfolgenden bischöflichen Kirche zu diesem Extreme der Unkirchlichkeit gekommen, und diese unkirchliche Partei der Puritaner ward, sobald sie bedeutend hervortrat, die Partei der Independenten genannt. Als ihr Führer recht eigentlich trat Cromwell auf. Doch darf man sich unter diesen Independenten deshalb, weil sie gegen Glaubenssymbole waren, nicht etwa Leute vorstellen von unchristlicher Richtung. Im Gegentheil an gewissen und zwar wesentlichen, christlichen Ueberzeugungen hiengen sie auf das Lebendigste und hielten darauf auf das Strengste, nur stellten sie Alles auf die subjective Seite, wie z. Th. unsere deutschen Pietisten zu Anfange des 18ten Jahrhunderts. Namentlich wollten sie das Christenthum ganz in

den Staat einführen, d. h. diesen zu einem wesentlich christlichen Gemeinwesen machen, ihn mit christlichem Geiste durchdringen und eine Art Gottesreich auf Erden gründen. Die Möglichkeit der Herstellung eines solchen christlichen Gemeinwesens, eines Staates Gottes, im Gegensatze des von Egoismus und Sünde erfüllten weltlichen Staates, das allein war es, was Cromwell auf der Seite des Parlementes fest hielt. Er glaubte anfangs, die Auflehnung des Parlementes gegen das allerdings von dem sanften Oele göttlicher Gerechtigkeit in damaliger Zeit sehr verlaßene Königthum in England sei eben eine Auflehnung gegen den mit Sünde behafteten Staat zu Gunsten eines neuzugestaltenden Staates der Gerechtigkeit, und in diesem Sinne schloß er sich an. Daß ein solcher Vorgang nicht statt haben konnte ohne einen Tumult entfeßelter Leidenschaften, in welchem die Sünde thurmhoch wächst, davon sollte er sich erst aus eigner Erfahrung überzeugen.

Die presbyterianischen Schotten dagegen, die ganz kirchlich-disciplinarisch gesinnt waren, nahmen an den Grundsätzen der Independenten das größeste Aergerniß und brachten es dahin, daß General Crawfurd, welcher strenger Presbyterianer war, beim Parlementsheere Cromwell gewissermaßen beigegeben ward. Aber Cromwell war nicht der Mann, dergleichen zu ertragen, und bald hatte er es durchgesetzt, daß Crawfurd entfernt werden muste. Auch mit dem Oberbefehlshaber des Armeecorps, bei welchem Cromwell nun stund (der vereinigten schottischen und Parlements-Armee) mit dem Grafen von Manchester kam Cromwell's unbeugsames Wesen bald in Conflict. Beide verklagten einander beim Parlemente, und nun wuste Cromwell sofort wider Rath. Man muste für's Erste den Schotten und den englischen Presbyterianern einiges nachgeben, und so setzte Cromwell mittelst seiner Freunde im Parlemente eine Maßregel durch, welche, da sie zugleich Cromwell aus dem Heere zu entfernen schien, von allen presbyterianischen Mitgliedern freudig aufgenommen ward, am Ende aber dahin führte, daß Cromwell (freilich wirklich gegen seinen Willen, denn er sehnte sich nach Ruhe

und wollte eigentlich seinen Gegnern so in die Hände arbeiten, daß er mit Ehren aus dem Heere schiede) beim Heere blieb, fast alle Anführerstellen an Independenten kamen und dagegen fast alle Presbyterianer aus höheren Officierstellen entfernt wurden. Das Parlement ward nämlich zu dem Beschluße bewogen, alle seine Glieder sollten von Anstellungen im Heere ausgeschloßen sein, falls sie nicht specielle Dispensation durch das Parlement erhielten. Zugleich sollte das Heer neu organisirt, sollten die Anführerstellen neu geordnet werden. Essex und Manchester sollten den Oberbefehl niderlegen.*) Diese Plane wurden troß des anfänglichen Widerspruches des Oberhauses bis zum Febr. 1645 durchgesetzt. Alle Glieder des Parlementes traten wirklich aus dem Heere, an dessen Spitze Lord Fairfax kam, ein Mann, der von Cromwell die größeste Vorstellung hatte. Cromwell war bei der ersten Ausführung des Beschlußes nicht beim Hauptheere, sondern detachirt; er muste erst seine Aufträge ausrichten, ehe er austreten konnte. Als er zurückkam, gab er dem neuen Obergeneral, Lord Fairfax, sein Patent zurück; allein dieser, dem durch den Einfluß von Cromwells Freunden im Parlemente gerade die ganze neue Ordnung des Heeres übertragen worden war, hatte dabei auf Cromwells persönlichen Beistand gerechnet oder war vielmehr mit Cromwells Freunden einverstanden, dies als Vorwand zu brauchen, um Cromwell beim Heere zu halten. Er kam also beim Parlemente um die Erlaubniss ein, Cromwell noch auf 14 Tage zu seiner Hilfe bei der neuen Einrichtung des Heeres bei demselben behalten zu dürfen. Das schien eine ganz verständige, bescheidene Forderung und da Fairfax zugleich erklärt hatte, wenn

*) Darauf hin hatte eigentlich Cromwell alle diese Anträge zuerst im Oct. 1644 in die Hand genommen, denn Essex hatte sich von der Vernichtung, die ihn in Cornwallis getroffen, nicht wider zu einer geachteten Stellung erheben können, und Manchester nach der zweiten Schlacht von Newbury troß alles Drängens Cromwells, der unter ihm commandirte, des Königs Armee nicht weiter in Noth gebracht. Cromwell sah, mit solchen Obergeneralen war nie in diesem Kriege zu einer entscheidenden Krisis zu kommen.

man sie nicht zugestehe, könne er selbst die neue Heerordnung nicht übernehmen, gab man ihm in allen Dingen nach, und stellte (zunächst auf 14 Tage nur) Cromwell als Generallieutenant der Cavallerie an. Aber ehe diese Frist abgelaufen war, hatte Fairfax ebenso dringende anderweitige Gründe, Cromwell weiter zu halten, und so blieb dieser Mann, um dessen Entfernung willen die presbyterianischen Mitglieder des Parlementes in die ganze Maßregel gewilligt hatten, doch beim Heere, während sie alle davon ausgeschloßen waren und während er nun eine solche Stellung hatte (da ihm Fairfax fast alles überließ), daß er das ganze Officiercorps des Parlementes so anordnen und anstellen konnte, daß es ein von ihm moralisch abhängiges ward. Wenn im Mai und Juni 1645 Fairfax auch nominell Obergeneral des Parlementes war, in der That war es ganz und gar schon Cromwell.

Bis zu dieser Zeit war aber auch Laud ein Opfer der Revolution geworden. Das Parlement hatte sich in Kirchensachen gemischt, hatte ihn beauftragt, gewisse Beneficien gewissen Leuten zu geben, und der König hatte ihm sofort verboten, es zu thun. Als nun Laud den Wünschen des Parlementes nicht nachkam, ward die Anklage gegen ihn, die früher erhoben dann aber fallen gelaßen war, von neuem aufgenommen und am 4. Jan. 1645 war auch er zum Tode verurtheilt, am 10ten desselben Monats war er hingerichtet worden.

Im Frühjahre 1645 stunden die Sachen so, daß Karl den Marquis von Ormond beauftragt hatte, unter irgend welchen Bedingungen mit den irischen Rebellen Frieden zu schließen, um in Folge davon von Irland Hilfe bekommen zu können; daß er die Katholiken in den Hochlanden und auf den Inseln in Schottland, welche vom Grafen von Antrim geführt wurden, den Covenanters entgegenstellte und so den Schotten in ihrem eignen Lande zu thun gab. Von England selbst hatte er noch ein Drittheil besetzt, und da er auf einige auswärtige Unterstützung rechnen konnte, war er noch vortheilhaft genug gestellt. Allein ihm fehlte ein Mann, wie das Parlement an Cromwell hatte, der überall im

Momente das Zweckmäßige traf. Als die beiden feindlichen Armeen am 14ten Juni 1645 wider bei Naseby (in der Nähe von Market-Harborough in Leicestershire) zusammentrafen, Cromwell in höherer, des Königs Armee in tieferer Stellung, auf einem Terrain, welches einen hochgelegenen, lehmigen, wie in Wellen stehen gebliebenen Boden bildete, drang Prinz Ruprecht, der des Königes rechten Flügel befehligte in die Höhe, warf Alles vor sich nider mit seinen Reitern — auf der anderen Seite siegte, abwärts dringend in gleicher Weise Cromwell mit dem rechten Flügel, wandte sich dann aber wie bei Marstonmoore gegen die Infanterie des Centrums, zertrümmerte sie und warf zuletzt auch Ruprechts von der Verfolgung umkehrende Reiter gänzlich. Dieser Hauptsieg bei Naseby zog dann die Vernichtung einer Reihe kleinerer Corps nach sich. Karl selbst verlor schon allen Muth und setzte seine Hoffnung nur noch auf Schottland, wo außer dem Grafen Antrim auch der Graf Montrose für ihn aufgetreten war und einen Sieg erfochten hatte. Aber im September erlitt Montrose eine Niderlage bei Selkirk; die royalistische Partei in Schottland ward für's Erste ganz unterdrückt und in England verlor sie einen Punct nach dem anderen und sogar in des Königes eigner Umgebung war Zwist und Rathlosigkeit. Lord Digby war des Königes Vertrauter; gegen ihn waren die Generale und die Prinzen von der Pfalz. Sie verlangten seine Entfernung — der König hieß *sie* gehen und sie giengen. Mit wenigen hundert Mann kam Karl noch nach Oxford. Hier sollte er im Frühjahre 1646 belagert werden; schlich sich aber noch durch, ehe das englische Parlementsheer die Einschließung vollendet hatte und kam am 5ten Mai 1646 nach Southwell, welches von den Schotten besetzt war. Er hoffte nun von den Schotten noch mehr als vom Parlemente; hatte aber, nachdem er soweit nachgegeben, daß er sich den Schotten in die Arme warf, das Unglück, diese in ihrem Hauptinteresse verletzen zu müßen. Sie wollten nämlich ihre vortheilhafte Lage benutzen und forderten die gänzliche Abschaffung der bischöflichen Kirche auch in England. Wolle er hierein wil-

ligen, so wollten sie ihm beistehen. Karl sah diese Kirchensache an als eine Gewißenssache, und da er, seit er in Straffords Angelegenheit gegen sein Gewißen gehandelt, keinen wahren Frieden mehr gefunden, war er um keinen Preis dazu zu bringen, wider in Etwas, wogegen sein Gewißen ihn warnte, zu willigen. Auf diese Weise gewann das englische Parlement Zeit Unterhandlungen mit den Schotten anzuknüpfen, und theils durch Drohungen, theils durch die Zahlung von 400,000 L. St. Kriegskosten die Auslieferung des Königes zu erlangen zu Anfange Februars 1647 zu Newcastle. Unter militärischer Eskorte (die jedoch dem Könige alle äußere Ehre erwies — Fairfax stieg, als er zuerst Karls ansichtig ward, vom Pferde und küßte St. Majestät die Hand) ließ ihn das Parlement am 3ten Febr. von Newcastle weg und am 13ten nach Holmby bringen und hier als Gefangenen bewahren.

Zweites Kapitel.

Von Karls I. Gefangennehmung bis zu Cromwells Tode (3te Sept. 1658.).

Oliver Cromwells letters ond speeches: with elucidations by Thomas Carlyle. 3. voll. 2d edit. Lond. 1846. 8o.

§. 1. Bis zu des Königes Hinrichtung. Während König Karl gefangen in der Gewalt des Parlementes war, obwohl mit großer Rücksicht (als der königlichen Würde schuldig) behandelt, trat in den Verhältnissen des Reiches eine Art Suspensionszustand ein — nämlich an der Spitze des Heeres stund Fairfax, der zwar kirchlich zu den Presbyterianern hielt, aber nicht nur entfernt nicht den Eifer der übrigen Presbyterianer theilte gegen die Independenten, sondern sogar das Haupt der letzteren, Cromwell, bewunderte und ganz nach Gefallen beim Heere walten ließ. Während nun beim Heere der Independentismus siegte und sich täglich weiter ausbreitete, übte der Presbyterianismus im Parlemente noch volle Ge-

walt. Man sah, es muste in ganz Kurzem dazu kommen, daß sich Heer und Parlement maßen, daß sie mit einander um die Obergewalt im Reiche kämpften; zunächst aber beschränkte man sich noch Seitens des Parlementes auf einzelne Maßregeln, Seitens des Heeres auf einzelne Klagen. Die Zustände musten in solchen Einzelversuchen erst noch klarer werden, ehe man zu einem eigentlichen Kampfe fortschreiten konnte. Endlich eröffnete das presbyterianische Parlement den Kampf mit einem entscheidenden Schritte. In England war der Krieg beendigt; hingegen die irländischen Rebellen sollten nun vom Parlemente unterworfen, ein großer Theil des Heeres sollte zu diesem Ende nach Irland gesandt werden. Bei dieser Gelegenheit sollte abermals eine neue Organisation des Heeres stattfinden. Fairfax sollte zwar an der Spitze bleiben, aber unter ihm kein Officier von höherem Range als dem eines Obristen. Auf diese Weise glaubte man nun Cromwell sicher zu entfernen. Außerdem sollten überall in England alle Beamtete, die sich dem presbyterianischen Regimente nicht fügen wollten, von ihren Aemtern entfernt werden. Im Heere übersah man sofort, daß wenn man dieser Maßregel Folge leiste, man sich ganz in der Gewalt des Parlementes befinde. Cromwell sah ein, daß, dann alle seine Hoffnungen auf das, was er unter einem christlichen Staate verstund, gescheitert seien; daß dann nur an der Stelle des Waltens von Egoismus und Sünde, wie er es beim bisherigen Gouvernement erblickt zu haben glaubte, ein weit häßlicheres Eingreifen des Egoismus der einzelnen presbyterianischen Parlementsglieder und ihrer Vetterschaften statt finden und alle Gestaltung in seinem Sinne unmöglich machen werde. Er wollte dagegen aber auch nicht sofort gewaltsam auftreten, indem er das Volksbewußtsein zu sehr zu verletzen Bedenken trug. Fairfax, der von Cromwell fortwährend berathen ward, verlegte also nur unter dem Vorwande leichterer Verproviantirung die Winterquartiere seiner Truppen näher an London. Als das Parlement nähere Vorbereitungen treffen wollte für den Dienst der Truppen in Irland, antworteten die Officiere

auf die ihnen gemachten Anträge mit Beschwerden über das Parlement, und da nun das Heer ein gemeinsames Interesse der Vertheidigung gegen die Maßnahmen des Parlementes erhalten hatte, richtete es sich auch ganz als Staat ein, und bestellte einen Rath der höheren Officiere (gewissermaßen als Oberhaus des Heeres) und einen anderen Rath aus je zwei Deputirten von jeder Schwadron oder Compagnie (als Unterhaus des Heeres). Von diesem Momente an handelte das Heer einmüthig, faßte seine aparten Beschlüße und trat dem bürgerlichen Staate des Parlementes als militärischer gegenüber. Das Heer hatte hiebei das Recht auf seiner Seite; denn mit der ausübenden Gewalt hatte ja dem Rechte nach das Parlement gar nichts zu thun. Das Heer hatte dem Parlemente in dessen usurpirter Statsgewalt zwar bisher Folge geleistet; aber daß kein Recht da war, durch welches das Heer zu diesem Gehorsam genöthigt gewesen wäre, daß dieser Gehorsam eine Sache des guten Willens sei, war dem Heere klar. So lange die Usurpation nur gegen die königliche Regierung geübt ward, hatte das Heer guten Willen gezeigt; als sie sich gegen das Heer selbst kehrte, regte sich in diesem eine eigne vom Parlemente unabhängige Seele; fand das Heer, daß es die höchste Zeit sei, sich dieser Tyrannei zu widersetzen. Als die ziemlich deutlichen Erklärungen des Heeres das Parlement von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht abwandten, beschloß der Officiersrath endlich am 1ten Juni 1647, das Heer sei in Gefahr, wenn seine Abtheilungen vereinzelt handelten; es solle sich in seinen Quartieren enger zusammenziehen und einen gemeinsamen Beschluß faßen. Dies geschah. Man erklärte dem Parlemente, „das Heer werde sich in keiner Weise trennen laßen, bevor alle Rückstände an Sold gezahlt seien, und bevor die Freiheit des Glaubens im Reiche sicher gestellt sei; denn bloß um diese zu erlangen, habe man sich bewaffnet und dem Parlemente gegen den König Gehorsam geleistet, nicht aber um einer neuen kirchlichen Tyrannei der presbyterianischen Majorität im Parlemente zu erliegen. Viele hätten für den genannten Zweck Blut und Leben gelaßen, und die Armee

wolle dieser gefallenen Freunde eingedenk sein. Das Heer sei keine Janitscharenbande im Dienste des Parlementes, so daß es diesem blindlings zu gehorchen habe; vielmehr hätten sie freiwillig die Waffen ergriffen, und hätten sich unter den Gehorsam des Parlementes freiwillig gestellt für bestimmte und zwar religiöse Zwecke, die sie nun auch erreicht sehen wollten." Das Parlement, was so kühne Schritte des Heeres nicht erwartet hatte, wollte nun einlenken und einen Generalpardon bewilligen. Aber inzwischen hatte sich das Unterhaus des Heeres zu einem noch kühneren Schritte entschloßen und durch eine Abtheilung Reiter am 3ten Juni ganz in der Frühe den gefangenen König in Holmby aufheben und dem Parlemente entreißen laßen. Bei allen diesen Schritten des Heeres war aber nicht Fairfax, sondern Cromwell der leitende Geist gewesen, und ihn betrachtete das Heer als seinen eigentlichen Führer. Er war in dieser Zeit und gerade bei der Nachricht von den ersten Beschlüßen des Heeres im Parlemente anwesend, in der independentischen Minderzahl des Parlementes gewesen. Die Mehrzahl der Majorität gedachte deshalb sich seiner als Vermittler bei der Armee zu bedienen, allein ein kleiner und energischer Theil der Presbyterianer erkannte recht wohl, daß Cromwell die eigentliche Seele der Armee sei; daß seine Freunde alle Schritte der Armee leiteten; und dieser Theil der Parlementsglieder erfaßte vielmehr den Plan, auf Cromwells Arrestation zu dringen. Cromwell aber ward davon benachrichtigt und reiste schnell zur Armee ab an demselben Morgen, an welchem der Cornet Joyce mit 50 Reitern den König in Holmby abholte. Von da an stund Cromwell, der vom Parlemente nichts mehr zu hoffen hatte, entschieden an der Spitze des independentischen Heeres. Da der strenge Presbyterianismus, welchen das Parlement zur Herrschaft zu führen suchte, auch dem größesten Theile des Volkes als unbefugte Tyrannei erschien, blickte fast das ganze Land beifällig auf die weiteren Schritte Cromwells und des Heeres, welches nun London immer näher auf Uxbridge rückte und Entfernung der Häupter der presbyterianischen Partei

aus dem Parlemente verlangte, indem es sie des Hochverrathes beschuldigte. *) Das Parlement war so consternirt über den Widerstand, den es plötzlich gefunden hatte; hatte so wenig an die Möglichkeit eines solchen geglaubt, daß es sich nun gar nicht zu helfen wuste und in die Entfernung der Führer der presbyterianischen Partei, obwohl nicht in deren Verhaftung, willigte. Ganz London war in Bestürzung, als wäre die Armee schon in der Stadt; die Läden wurden geschloßen; niemand wuste, was werden solle.

Die Armee hielt übrigens den König weit freier und rücksichtsvoller, als das Parlement gethan hatte. Man ließ alle Edelleute, die ihn besuchen wollten, selbst erklärte Royalisten, ohne Schwierigkeiten zu ihm; nur seinen Aufenthalt bestimmten die Officiere und beobachteten ihn soweit, daß er nicht unbemerkt entkommen konnte. Sonst gieng offenbar die Absicht dahin, ihn zu gewinnen, und hätte er rasch zugegriffen, sich mit den Officieren geeinigt und an die Spitze der Armee gestellt, er würde leicht, wenn er nur die von den Independenten geforderte Glaubensfreiheit hätte gewähren und die bischöfliche Kirche nicht wider ausschließlich herstellen wollen, wider zu aller königlichen Macht haben kommen können. Auch das Parlement aber erkannte, daß der einzige Weg zu legaler Gewalt zu kommen, eine Einigung mit dem Könige sei — und diese Annäherung von beiden Seiten war des Königes Unglück; denn nun hoffte er von weiterer Veruneinigung des Heeres und Parlementes noch beßere Chancen für sich, zauderte und ließ

---

*) Den nächsten Anstoß zu diesem Grade von Feindseligkeit gab Cromwells Freund, General Ireton, der ebenfalls im Parlemente saß und nach einer heftigen Debatte mit Hollis, welcher der eigentliche Führer der Presbyterianer war, von Hollis zum Duell gefordert ward und zwar von Hollis persönlich. Ireton antwortete, sein Gewißen verbiete ihm ein Duell, und Hollis wüthend gab ihm einen Nasenstieber und sagte, wenn sein Gewißen ihm verbiete Satisfaction zu geben, so hätte es ihm vorher auch verbieten müßen, zu beleidigen. Ireton kam in größtem Zorne zur Armee und setzte leicht jene Anklage gegen Hollis und zehn der nächsten Freunde desselben durch, so daß das Heer verlangte, sie sollten sofort aus dem Unterhause entfernt und gefangen gesetzt werden.

so den richtigen Moment, sich dem Heere, in dessen Gewalt er war, anzuschließen, vorübergehen.

Die City, der Hauptttheil von London, schien dem Parlemente ganz ergeben, gegen die Armee aufgebracht und entschloßen, nicht bloß mit ihrer Miliz das Parlement zu schützen, sondern nahm auch sofort mehrere Officiere, die früher unter Essex gedient hatten und aus dem Heere entfernt worden waren, wie die Generale Waller, Massey, Brown und andere in Dienst und beauftragte sie, neue Truppen anzuwerben. Dies konnte sehr gefährlich werden. Viele von den ehemaligen Anhängern des Königes sogar waren geneigt, in dieser Weise ihren alten Feinden im Heere entgegen zu treten, und viele Presbyterianer, die aus dem Heere ausgeschieden waren, hätten sich sicher angeschloßen. Obwohl nun aber die Bürger der City und die von denselben bestellten Officiere strenge Presbyterianer waren, wusten doch Cromwell und Ireton recht wohl, daß die ganze geringere Einwohnerschaft Londons auf ihrer Seite sein würde, sobald sie sich an dieselbe wendeten, und ließen sich also durch die Bewaffnung der City in ihren Absichten nicht irre machen. Wirklich ward das Parlement bald von Volkshaufen umlagert, welche Bittschriften überbrachten ganz im Sinne der Armee in Betreff der Kirchensachen. Sie überbrachten sie aber nicht einfach, sondern tobten und schrieen dabei in den Straßen, so daß das Parlement es am Ende für ein Verbrechen erklärte, Unterschriften zu Petitionen zu sammeln. Dies Gesetz aber erregte nun solches Aergerniß, erschien als ein solcher Gipfel der Parlementstyrannei, daß es zwei Tage nach seinem Erlaße bereits zurückgenommen werden muste, und also nur dazu gedient hatte, die Ohnmacht des Parlementes zu offenbaren.

Hierauf forderte der Officiersrath der Armee, das Commando über die Truppen in der Stadt solle den presbyterianischen Officieren wider genommen werden, und das Parlement, was einmal in die Entfernung der Häupter der Presbyterianer aus seiner Mitte früher gewilligt hatte, und durch die Opposition in der Stadt in Confusion gerathen war, gab auch hierin nach und beleidigte dadurch die City

und deren Officiere. Die City beschloß, sowohl der Armee als dem Parlemente zum Troß ihre Officiere zu behalten, weiteren Widerstand zu leisten und einen neuen Covenant mit den Schotten zu gründen, den König aber an ihre Spiße zu stellen. Das Parlement erklärte dies Vornehmen für Hochverrath — aber nun reichten die Bürger der City Petitionen ein, und die Markthelfer und Lehrburschen dieser Kaufleute der City stürmten förmlich Westminster, zwangen das Parlement zu Genehmigung der Forderungen der City und auch dazu, versammelt zu bleiben, als es Miene machte, seine Sißungen zu schließen. Das Parlement muste den Beschluß faßen, der König sei frei und solle mit seiner königlichen Gewalt bekleidet in seinen Palast zurückkehren. Erst nach dieser Resolution ward dem Parlemente gestattet, sich zu vertagen. Die independentisch gesinnten Mitglieder flohen sofort zum Heere; die presbyterianischen schloßen sich der City an. Also das Parlement war im Grunde aufgelöst und es stunden nur noch die City an der Spiße der presbyterianischen Partei und das Heer einander entgegen.

Die Absichten des Heeres giengen dahin, die bischöfliche Kirche, welche vom Parlemente abgeschafft worden war, zwar wider herzustellen, jedoch Gewißensfreiheit für jeden, der sich dieser Kirche nicht anschließen wollte, zu bedingen. Alle Royalisten sollten dann begnadigt werden, der König sollte nach zehn Jahren wider in den vollen Oberbefehl über Heer und Flotte, sofort aber, wenn er in die vorgelegten Bedingungen willige, in die Civilgewalt im Königreiche eintreten. Die Zusammensetzung und Verfaßung des Parlementes sollte einige Aenderungen erfahren. So günstig das noch für den König war, schlug er doch aus, darauf einzugehen, und so blieb also dem Heere (wollte es seine Sache nicht fallen laßen) nichts übrig, als auf London zu marschiren und zunächst Alles militärisch zu verwalten. Acht Lords und acht und fünfzig Commoners hatten sich nach der Vertagung des Parlementes dem Heere angeschloßen. Dagegen hatten sich die presbyterianischen Mitglieder wider mit Hollis und dessen früher ausgeschlo-

ßenen Freunden vereinigt, hatten alle militärischen Anstalten der City bestätigt und den König eingeladen nach Westminster zu kommen. Man wollte dem Heere Widerstand leisten. Allein, so wie die Nachricht, Fairfax sei mit dem Heere in Hammersmith, London sei von allen Seiten außer der Waßerseite von dessen Truppen eingeschloßen, in der Stadt ankam, war aller Muth der Bürger dahin. Alle Gedanken an Vertheidigung waren plötzlich wie eingefroren, und alle dachten vielmehr nur daran, wie sie die Führer der Armee, die sie vorher gereizt und herausgefordert hatten, wider begütigen könnten. Sofort faßten die Anhänger der Armee in der Stadt (und deren waren selbst unter den Bürgern viele) einen neuen Muth und erhoben ihre Stimme in demselben Maße, als die Anhänger der Presbyterianer verschüchtert erschienen und schwiegen. Eine Deputation von sechs Aldermen gieng an Fairfax ab mit dem Bedauern, daß die City den Argwohn des Heeres erregt habe; mit der Bitte Alles zu hindern, was einen neuen Krieg veranlaßen könne. Die Officiere nahmen auf diese Botschaft keine Rücksicht, sondern schloßen die Stadt immer enger ein. Da kam eine neue Botschaft: man habe in der City gehört, das Heer bewege sich gegen London, um die nicht presbyterianischen Mitglieder des Parlementes bei der Freiheit ihrer Stimmen zu schützen. Wenn das der Fall sei, so bitte man den General, eine Besatzung in die Stadt zu legen. Hierauf besetzte Fairfax am 6ten Aug. 1647 frühmorgens die City. Die independentischen Mitglieder des Parlementes kehrten nach Westminster zurück. Hollis und seine Freunde kamen nicht in die Sitzungen und bald hatte die independentische Partei im Parlemente vollständig die Uebermacht. Die Officiere, die fortwährend gehofft hatten, der König werde sich zu einem Arrangement mit ihnen geneigt finden laßen, entdeckten, nachdem der König in seinen Pallast von Hamptoncourt zurückgekehrt war, daß er fortwährend auch mit den strengsten Presbyterianern, namentlich den Schotten, unterhandelt habe, und sahen ihn von dieser Zeit als einen Mann an ohne allen Character, der in steter Unzuverläßigkeit alle Parteien hinhalte; mit

dem sich namentlich jener wesentlich christliche Staat, wel- chen Cromwell und dessen Freunde im Sinne hatten, durch- aus nicht erreichen laße.

Seitdem die Freiheit des Gewißens die Fahne gewor- den war, unter welcher das Heer gegen König, Parlement und City auftrat, hatte sich übrigens unter dem Namen der Rationalisten im Heere selbst eine zahlreiche Partei ge- bildet, welche nicht nach der religiösen Seite allein bei der voḷlständig gleichen Freiheit der einzelnen Menschen stehen bleiben wollte, sondern die Forderung gleicher Freiheit, glei- ches Rechtes für alle, also die Abschaffung aller Stände, Privilegien, der ganzen Gliederung der menschlichen Gesell- schaft auch nach der politischen Seite forderte. Man nannt sie deshalb: Gleichmacher (Levellers). Das Auftreten die Partei war eine ganz consequente Folge der Staatsansich die von den Niderlanden und von Schottland aus sich m auch in England bei den Rebellen verbreitet hatte, daß d König (und überhaupt die Regierung) des Nutzens des V kes oder wie man sagte: des Gemeinwohles wegen da Sobald einmal das Gemeinwohl als eigentliche Aufga und Rechtfertigung des Staates aufgestellt ward, und d Volk in Masse sich herausnahm, den Forderungen des G meinwohles gemäß die Staatsform zu bestimmen, war ganz natürlich, daß das Gemeinwohl den Inhalt erh das sinnliche Wohl aller Einzelnen (soweit es gend neben einander bestehend gedacht werden könne) sein, und daß man jede andere Stellung eines Mens als welche jeder andere auch hatte, als eine Sünde ge das Gemeinwohl betrachtete. In diesem Sinne wollten Levellers nun das Gemeinwohl geltend machen gegen a Schranken des Rechts und der Privilegien, die zeither nem Menschen eine andere Stellung gegeben hatten dem andern. Wenn eine Revolution nicht bloß eine E zelnheit im öffentlichen Leben einer Nation betrifft, sond das ganze Leben der Nation ergreift und in eine gei Bewegung, in eine Entwickelung der Ansichten über Ordnung der öffentlichen Verhältnisse hereinreißt, unter auch deren Fortgang ganz den Gesetzen eines dialecti

Processes. Eine Ansicht tritt auf — bekämpft, besiegt die
rüher herrschende — legt sich aber während dieses Kampfes
breit dar, daß sie in allen ihren Blößen erkannt wird
— da muß sie bald, um sie gegen diese Kritik zu schützen,
ärfer gefaßt, feiner zugespitzt, abstracter ausgedrückt wer-
n, um jene schwachen Angriffs-Puncte von ihr auszu-
ließen. Für den Moment genügt das scheinbar — aber
ihrer neuen schärferen Formel wird sie auch wider ein
ment, eine Waffe gegen die eben erst auf breiterer Ba-
hergestellten Ordnungen. So löst eine spitzere Ansicht
mer die andere ab; die beweglichere Masse fällt immer
bald der neuen, spitzeren Ansicht zu — es ist ja so leicht,
as frisch zugeschnittenes zu vertreten — und so setzt
die Bewegung fort endlich bis auf eine abstracte Spitze,
das Leben überhaupt widerstrebt. Bis man die Spitze
icht hat, pflegen dann auch die Kräfte der Richtung,
auf diese Sitze führte, erschöpft zu sein, und alsbald
ägt dann die Richtung ganz in ihr Gegentheil um. Ist
ichtung z. B. eine kirchliche, so steigert man sich et-
in der Strenge gewisser kirchlicher Forderungen bis man
lich auf den Punct kömmt, wo diese Forderungen, jeder-
n unerträglich werden — dann hat man in der Regel
kirchliche Interesse so satt, daß man es eine Zeitlang
aufgiebt und völliger Gleichgiltigkeit verfällt. Ist die
htung eine auf politische Freiheit gewandte, so steigert
an sich in den Freiheitsforderungen, bis endlich die An-
ten, die man zu Verwirklichung der geforderten Freiheit
arf, selbst eine drückende, unerträgliche Last werden und
and um solchen Preis von Freiheit mehr etwas wißen
— dann tritt eine Abmattung in diesem Interesse ein
man läßt sich das Aufrichten irgend einer Art Tyran-
efallen, um nur die unerträgliche Freiheit los zu wer-
So lange man aber auf dem kritischen Puncte noch
angekommen ist, wo man verzweifelt an der abstracten
hführung der bewegenden Ansicht, hängt man sich im-
an die schärfere Zuspitzung der Ansicht, hofft von ihr
Heil und so kommt es, daß in jeder Revolution, wäh-
sie im Zuge ist, immer die wildere, rücksichtslosere

Partei eine Zeitlang dominirt — und so war es auch damals; die Levellers gewannen bald einen mächtigen Anhang und namentlich das Unterhaus des Heeres, die s. g. Adjutatoren, machten sich die Ansichten dieser Partei zu eigen und erklärten: Die Souveränetät habe ihren Sitz im Volke; ausgeübt werde sie durch die Repräsentanten des Volkes mit Vorbehalt der unveräußerlichen, aus dem Grundsatze der Volkssouveränetät selbst fließenden Rechte, welche natürlich auch die Repräsentanten des Volkes selbst nicht antasten dürften. Diese Grundrechte seien: Gleichheit Aller vor dem Gesetze; Gewißensfreiheit und Freiheit von gezwungenem Kriegsdienste. Das Parlement, welches die Souveränetät übe, solle sich von zwei zu zwei Jahren versammeln; dann sechs Monate lang Sitzung halten und für die übrigen 18 Monate Beamtete ernennen, denen die Regierung bis zur nächsten Parlementssitzung aufzutragen sei.

Diesen Ansichten trat Cromwell, der seinen Sitz wider im Parlemente eingenommen hatte und dieses jetzt ebenso wie den Officiersrath bei der Armee leitete, entgegen. Solche Ansichten hätten ebenfalls, indem sie jede Ueberzeugung gleich berechtigten und das monarchische Moment (deßen Dasein im englischen Staate Cromwell für unentbehrlich erachtete, wenn England England bleiben sollte) gewissermaßen beseitigten, seinen christlich-englischen Staat unmöglich gemacht. Doch trat er nicht schroff entgegen, denn er wuste wohl, daß man diesen Ansichten zunächst etwas zugestehen müße, wenn man sie nicht das Uebergewicht erhalten laßen wolle. Er gab also zu, daß der Grundsatz der Volkssouveränetät im Ganzen angenommen und in Folge davon ein Gesetz in Vorschlag gebracht ward, der König müße in Zukunft jedes Gesetz bestätigen, was in beiden Häusern des Parlementes angenommen worden sei. Die übrigen Folgerungen aus dem Grundsatze, welche die Adjutatoren noch anzuknüpfen gesucht hatten, wuste er zunächst zu beseitigen. Die Forderung des Levellers: „alle, die sich an dem Volke versündigt hätten, müßten gestraft werden; der Hauptdelinquent aber sei König Karl“ war noch zu

keinem Antrage geworden; fieng aber schon an mit immer mehr Nachdruck privatim ausgesprochen zu werden.

Aber als diese Verhandlungen nun in Gang kamen, verzweifelte der König, je wider eine würdige Stellung in diesem Staate auf friedlichem Wege einnehmen zu können und benutzte die Freiheit, welche ihm die Officiere gelaßen hatten, zur Flucht. Es war auch dies wider ein ganz unsinniges Unternehmen insofern, als er auch nicht die mindeste Anstalt oder Verabredung getroffen hatte, an irgend einem Puncte der Küste ein Schiff vorzufinden. Er floh planlos in's Blaue hin, und als er in die Nähe der Insel Wight kam, wo Obrist Hammond commandirte, machten ihm seine beiden Begleiter glaublich, Hammond werde sich seiner vielleicht annehmen. Dieser behandelte ihn auch sehr ehrerbietig, ließ ihn aber nicht wider fort und gab dem Parlemente Nachricht.

Die Flucht des Königes, welche einen neuen Bürgerkrieg in Aussicht stellte, machte die Levellers im Heere wüthend und gab ihnen ein großes Gewicht. Sogar gegen Cromwell hatten sie nun Vorwände, ihren Widerwillen gegen ihn, der durch seine Gegnerschaft entstanden war, geltend zu machen; denn er hatte sich unter allen Officieren zeither dem Könige am geneigtesten erwiesen. Noch hatte er ja immer gehofft, in Karl einen Helfer bei Herstellung seines christlichen Staates zu finden. Sie aber giengen nun davon aus, Cromwell habe sich auf eine Intrigue mit dem Könige eingelaßen und ihm zur Flucht verholfen. Sie drohten schon, Cromwell solle dafür mit seinem Kopfe büßen. Cromwell war nicht der Mann, solche Stimmungen heimlich eitern und um sich greifen zu laßen. Er bewog Fairfax, eine Revue anzuordnen, um den Geist der Truppen zu prüfen. Diese Revue hatte statt am 15ten November in Corkbushfield zwischen Hertfort und Ware und man hatte die Truppen so aufgestellt, daß die ersten Regimenter, die die Musterung passirten, Fairfax und Cromwell durchaus ergebene Truppen waren. Man hoffte, ihr Enthusiasmus solle auch die schwankenden Corps fortreißen. Hierin aber hatte man sich verrechnet. Die Stimmung gegen Crom-

well war schon zu weit verbreitet und bald kam Cromwell zu einem Regimente, was ganz von levellistischem Geiste beseßen seine Officiere fortgejagt hatte, weil diese wie alle Officiere an Cromwell hiengen. Cromwell sah, hier komme alles auf augenblickliche Entschloßenheit an. Er selbst stürzte sich unter den Haufen, bemächtigte sich sofort einiger Führer der Meuterei; es waren eilf; er ließ drei derselben auf der Stelle verurtheilen, zwischen ihnen loßen, und den einen, Arnald den das Loß traf, erschießen; eine Anzahl andere ließ er als Geiseln für den Gehorsam des Regimentes abführen. So durch diese raschen, wilden Maßregeln consternirte Cromwell und schlug alle Widersetzlichkeit nider; aber er hatte doch die Erfahrung gemacht, daß er, falls das Regiment sich nicht hätte consterniren laßen, ohne Mittel gewesen wäre zu dessen Zähmung und daß dann seine Ermordung die unmittelbare Folge seines Auftretens gewesen wäre. Cromwells Verhältnifs behielt seitdem etwas Gewaltsames. An die Begünstigung des Königes, wie zeither, durfte er nicht mehr denken, wenn er nicht alle Macht über die Armee und damit nicht nur alle Möglichkeit seinen christlichen Staat durchzuführen, sondern auch die Möglichkeit, die schon erkämpfte Basis nur zu schützen, verlieren wollte. Die levellistische Partei verehrte Arnald noch lange als einen Märtyrer für ihre Sache.

Während auf diese Weise König Karl den mächtigsten Alliirten, den er bei der Armee gehabt hatte, einbüßte, arbeitete er selbst seinen Feinden fortwährend in die Hände. Er war auch auf Wight vom Obristen Hammond mit großer Rücksicht behandelt, in großer Freiheit gelaßen worden. Er benutzte aber diese Freiheit theils zu erneuerten Unterhandlungen mit den Schotten, theils zu Anstalten für eine Flucht nach Frankreich. Während er mit diesen Planen umgieng, legte ihm das Parlement vier Bills zur Unterzeichnung vor, nach deren Genehmigung es hinsichtlich seiner Restitution wider mit ihm unterhandeln wolle. Das Parlement wünschte einen friedlichen Vertrag, es ward allmälig vor den Levellers besorgt. Es war die letzte, günstige Gelegenheit, die sich Karl bot zur Aussöhnung. Er

stieß sie von sich, indem er die vier Bills, die den Schotten zuwider waren, verwarf und mit letzteren einen geheimen Vertrag unterzeichnete. Er hatte gehofft, sofort nach Abschluß dieses Vertrages entfliehen zu können; allein das Parlement änderte sofort nach Verwerfung seiner Vorschläge sein Verfahren, gab dem Könige Zimmerarrest und verstärkte die Wachen, so daß an Flucht nicht mehr zu denken war, und am 3ten Jan. 1648 faßte es den Beschluß, keine Vorschläge mehr an den König gelangen zu laßen, keine Botschaft mehr von ihm anzunehmen und jeden als Hochverräther zu behandeln, der mit demselben unterhandle.

In dieser Zeit, wo der König so dem Parlemente verfiel, breiteten sich die Ansichten der Levellers immer mehr aus. John Lilburn, ein Haupt der Levellers, erschien nach Anfang Januar 1648 aus seinem Gefängnisse im Tower vor den Schranken des Unterhauses, wo er (obwohl selbst im Kerker) Cromwell wegen intriguanter Begünstigung des Königes verklagt hatte. Die Klage führte zu nichts; aber Cromwell hütete sich immer mehr, dieser Partei entschieden entgegen zu treten, so daß deren Ansichten allmälig auch einen Theil der Officiere gewannen. Eine der nothwendigen Consequenzen aber der levellistischen Grundansicht war, daß der König nur Beamteter des Volkes und daher hinsichtlich des Krönungseides, der als ein dem Volke geleisteter Amtseid gefaßt ward, nicht bloß Gott, sondern auch denen verantwortlich sei, denen er denselben geschworen habe. Karl habe den Krönungseid gebrochen und durch diesen Bruch so entsetzliches Blutvergießen und Unglück im Königreiche veranlaßt, daß er dafür zur Rechenschaft gezogen und gestraft werden müße. Für die Zukunft aber müße zu Verhütung ähnliches Unglückes eine Republik in England gestiftet werden.

Diese Ansichten ließ Cromwell in Folge der Stellung, in die er gedrängt worden war, nun gewähren, ohne sich persönlich entschieden entgegenzusetzen. Die Lage der Dinge ward aber täglich verwickelter. Die Schotten hatten ein Heer aufgebracht; sie wollten nach England ziehen, den König zu befreien; dessen erneuerte Fluchtplane waren ent-

deckt worden. Die royalistische Partei war keineswegs verschwunden; sie lag nur still und drohte, sich sofort zu erheben, wenn die Schotten die Grenze überschritten. Die presbyterianische Partei ward täglich unzufriedener mit den actuellen Zuständen; ihr gehörte noch der größeste Theil der wohlhabenderen Einwohnerschaft Londons; am 9. April 1648 tumultuirten die Presbyterianer in London unter dem Rufe: Gott und König Karl! so wild, daß man ihrer nach 40stündigem Lärmen kaum mit einem verzweifelten Cavallerieangriffe Herr ward; und im Heere selbst diese meuterischen Levellers! In dieser Lage beschloßen die höheren Officiere im April eine Zusammenkunft zu Windsor. Auch unter ihnen hatte sich in letzter Zeit das Verständniß sehr gelockert. Den ersten Tag, den sie mit einander in Gebet, ernster Betrachtung und unter vielen Thränen verbrachten, kamen sie nicht weiter, als zu einer vollkommenen Einsicht in ihre trostlose Lage. Am zweiten brachte sie Cromwell dazu, historisch untersuchen zu wollen, von welchem Puncte an, mit welchem Schritte sie in diese Lage hereingerathen wären. Sie untersuchten wirklich Punct für Punct, um den Moment zu finden, wo sie zuerst die Wege des Herrn verlaßen hätten; am zweiten Tage einigten sie sich noch nicht — am dritten aber wurden sie darin einig, es sei der Moment, wo sie mit dem Könige zu unterhandeln begonnen, wo sie sich seiner angenommen hätten. Sie waren schon so angesteckt von der levellistischen Ansicht, daß sie mit der festen Ueberzeugung auseinander giengen, nicht nur daß sie mit Karl Stuart nichts mehr zu thun hätten, sondern daß es eine ihnen von Gott aufgelegte Pflicht sei, Karl Stuart zu richten und zu strafen sobald sie dazu im Stande seien. In diesem Sinne handelten sie nun wider einmüthig und Cromwell hatte sie dadurch, daß er dieser Ueberzeugung auch über sich selbst Gewalt einräumte, wider ganz in seiner Hand.

Der Einmarsch des schottischen Heeres hatte sich inzwischen verzögert. Ein Aufstand der Royalisten in England brach nun in Folge dieser Zögerung zu früh los, ward zwar im Juni unterdrückt, hatte aber neue vereinzelte

Ausbrüche zur Folge, die sich hinzogen, bis der Herzog von Hamilton 15000 Schotten über die Grenzen hereinführte, Monroe ein ansehnliches, dem Könige noch treues Truppencorps aus Irland herüberbrachte und ein Corps von 4000 Cavalieren in England selbst sich wider zusammen fand. Man hatte sich schon eine Zeitlang im Genuße eines erkämpften Friedenszustandes befunden; nun galt es neue Anstrengungen und Gefahren. Die Armee gewann neue Bedeutung. Aber während sie gegen die feindlichen Mächte im Felde stund, konnte sie sich weniger um Staatssachen kümmern; auch das Parlement trat also wider rücksichtsloser in Beziehung auf das Heer auf. Die Presbyterianer bekamen in demselben wider eine ansehnliche Stellung. Endlich siegte Cromwell über das schottische Heer am 18ten Aug. 1648 bei Preston am Ribble gänzlich, indem er, während die Schotten in dünner Linie von Lancaster auf Preston marschirten, perpendicular auf diese Linie aus den Gebirgen von Westriding vorbrach, dadurch das Heer der Schotten in zwei Theile zerschnitt wie der Bauer einen Regenwurm mit dem Grabscheit, und dann jede Abtheilung besonders schlug und fast vernichtete. König Karls Hoffnungen waren durch diese Niderlage vernichtet. Cromwell aber stund in neuem Glanze, in neuer Macht da. Die Presbyterianer im Parlemente wünschten deshalb noch vor Cromwells Rückkehr aus dem Felde das Schicksal des Königes entscheidend zu ordnen, weil sie den Einfluß der levellistisch gesinnten Officiere fürchteten. Sie begannen troß der früheren Beschlüße sofort Unterhandlungen mit dem Könige, fanden diesen aber in mehreren Puncten und namentlich darin unbeugsam, daß er durchaus nicht in Abschaffung der bischöflichen Kirche willigen wollte. Er sah diesen Punct einmal als einen Gewißenspunct an — und so verlief die Zeit, so sehr die Presbyterianer auch geeilt hatten — bis sich das Heer von Neuem in das Schicksal des Königes zu mischen Gelegenheit fand. Am 30. Oct. gieng ein Gesuch ein vom Regimente des Obristen Ingoldsby, der König möge zur Rechenschaft gezogen, einer Strafe unterworfen werden. Ein Regiment folgte

dem anderen in Einreichung ähnlicher Petitionen. Auch dies enthielten sie: das Parlement solle bestimmen, bis wie lange es noch sitzen wolle, denn ein nach gerechteren Grundsätzen gewähltes Parlement müße an dessen Stelle treten, um einen König zu wählen, einen König ohne Antheil an der Gesetzgebung des Landes, bloß als executiven Beamteten. Dies nach gerechten Grundsätzen gewählte Parlement, was so eingerichtet werden konnte, daß es der Hebel werden durfte für die Emporbringung seines christlichen Staates, würde allenfalls auch Cromwell's Unterstützung gewonnen haben — allein er war damals abwesend noch im Felde und Alle diese Zwischenvorgänge hatten Statt ohne sein Zuthun. Die presbyterianischen Mitglieder des Unterhauses setzten sich den levellistischen Petitionen durchaus entgegen; allein das Heer bemächtigte sich von Neuem des Königes und der Rath der Officiere erklärte sich geradezu feindlich gegen das Unterhaus, besetzte London und forderte die independentischen Mitglieder des Parlementes auf, sich wider der Politik des Heeres entschieden anzuschließen. Da erklärte das Unterhaus diesmal muthig das Verfahren des Heeres für widerrechtlich und ungesetzlich und nahm nun den früher mit dem Könige unterhandelten Vertrag mit den Restrictionen an, die der König in demselben verlangt hatte. Hätte das Parlement diesen Schritt früher gethan, es würde in Verein mit dem Könige in den Augen des Volkes wider ein solches Ansehen als eigentlich gesetzliche Macht im Reiche [illegible] haben, daß es dem Heere schwer hätte werden müßen, seine Absichten durch zu setzen — nun aber, da das Heer wider im Besitze des Königes und Londons war, konnte ein solcher Schritt kein Resultat haben. Der Obrist Pride ward mit einer Liste und mit einer Wache am anderen Tage nach der Erklärung des Parlementes an die Thüre des Versammlungslocales des letzteren gestellt, und ließ 52 Presbyterianer, die kamen, um wie gewöhnlich den Sitzungen beizuwohnen, verhaften — andere, die nicht kamen, wurden am nächsten Tage in der Stadt aufgesucht und verhaftet. Der Rest der entschiedenen Presbyterianer floh dann, so daß nur

die independentischen Mitglieder des Hauses übrig blieben, deren Gesammtheit man nun: den Rumpf, und ihre Sitzungen: das *Rumpfparlement* nannte. Cromwell aber hatte in diesen gewaltthätigen Schritten gegen das Parlement nicht unmittelbar Theil genommen; er war nach dem Siege bei Preston nach Schottland marschirt und hatte hier die antiroyalistische Partei, welche sich *gegen* den Vertrag des Königes mit den Schotten gebildet hatte, verstärkt und zum Siege geführt. Er kam eben nach London zurück, als die Presbyterianer bereits aus dem Parlemente entfernt waren. —

In dem Heere hatten seit dem letzten Feldzuge die Adjutatoren aufgehört eine bedeutende Rolle zu spielen. Vielmehr hatten die Officiere allein nun alles in Händen; insofern war die Einheit der Disciplin wider hergestellt. Aber im Wesentlichen blieb doch das alte Verhältniss, nämlich die Officiere schieden sich nun in zwei Versammlungen. Die eine bestund aus den Generalen und Obristen — den sog. *Grandees* der Armee; die andere aus den übrigen Officieren, die nun so levellistisch auftraten, als früher die Adjutatoren und welche jetzt das eigentlich in der Stimmung entscheidende Collegium waren. Dieser Officiersrath beschloß am **23.** Dec. **1648** dem Könige den Procefs zu machen, und das Parlement nahm nun fast ohne Widerspruch den Beschluß so an, daß es denselben zu dem seinigen machte. Der Rumpf erklärte: es sei zu allen Zeiten Hochverrath in England gewesen, wenn ein König das Parlement bekriegt habe. Eine Commission ward sofort nidergesetzt, zu untersuchen ob sich Karl Stuart dieses Verbrechens schuldig gemacht habe. Offenbar war weder für diese Erklärung noch für dies Verfahren in der englischen Geschichte irgend ein Precedent zu finden. Das Oberhaus wollte deshalb auch in's Mittel treten und den König gegen solches Thun schützen. Die Folge war, daß das nun ganz von levellistischen Gesinnungen beherrschte Unterhaus weiter erklärte: da alle rechtmäßige Gewalt im Volke ruhe und nur von diesem übertragen werden könne, seien auch nur die *gewählten* Repräsentanten desselben bevollmächtigt

diese Gewalt zu üben. Die Gewalt eines Oberhauses, welches nach Abschaffung der Episcopalkirche und Ausweisung der Prälaten derselben nur noch aus gebornen Gliedern, aus den Häuptern der Adelsfamilien bestehe, sei überhaupt Unsinn und deshalb sei nur das Gesetz, was das Unterhaus als solches ausspreche und die Theilnahme der Lords an der Gesetzgebung, also auch ihr Widerspruch, nicht zu beachtender Misbrauch. Dieser Erklärung gemäß ward ohne weitere Rücksicht auf das Oberhaus verfahren — auch ohne alle Rücksicht auf den Lord Obergeneral Fairfax, der ebenfalls das Verfahren des Parlementes misbilligte. Der König war nach Windsorcastle gebracht worden und am 20. Jan. 1649 begann nun wirklich das Verfahren gegen ihn, was am 29ten Jan. mit seiner Hinrichtung endete.

Bis dahin scheint es der König für undenkbar gehalten zu haben, daß man gegen seine Person eine härtere Maßregel verhängen werde. Nun ward ihm das freilich bald klar; doch behielt er dadurch nicht nur seine Seelenruhe, sondern von dem Augenblicke an, wo er sich sagen muste, daß er dem Tode entgegen gehe, kam sogar augenscheinlich wider eine rechte Gewißensruhe über ihn. Die Hinrichtung Straffords hatte ihn fortwährend auf der Seele gebrannt — so wie es ihm gewiss ward, daß auch er mit seinem Kopfe werden büßen müßen, scheint er dies als eine Satisfaction angesehen zu haben, die er Gott für jene Schwachheitssünde darbringe — und in voller Würde königliches Bewustseins gieng er nun seinem Schicksale entgegen.

Als er nach Westminster geführt ward, hatte er schon unterwegs durch einzelne Zurufe manche Unbill zu erfahren, und die Anklageacte selbst enthielt eine Beleidigung gegen die königliche Majestät und ein Unrecht nach dem anderen, sobald man sie vom Standpuncte des bis dahin in England geltenden Staatsrechtes betrachtete. Als der König Gelegenheit erhielt, vor der Commission zu sprechen, sagte er: er wünsche vor allen Dingen zu erfahren, welches Recht sie zu haben glaubten, ihn mit Gewalt vor sich zu schleppen; und wer ihnen die Vollmacht gegeben habe, über seine Handlungen zu Gericht zu sitzen. Er sei nur Gott verantwortlich, obwohl er sich nicht zu scheuen brauche, auch vor Menschen Rechenschaft abzulegen; denn seine Handlungen seien jeder Zeit solche gewesen, deren sich zu schämen er keine Ursache habe. Er sagte

ihnen weiter: er sei ihr, ihnen von Gott verordneter König *und Herr;* sie seien seine Unterthanen, die ihm Treue und Gehorsam schuldig seien. Es gehöre nicht zu den rechtlichen Attributen eines Parlementes von England, über den König zu Gericht zu sitzen. Sie aber seien nicht einmal ein Parlement — und, da es nach den letzten Vorfällen ein gesetzliches Parlement schon längere Zeit nicht gäbe, könnten sie auch nicht von einem solchen bevollmächtigt sein. Sie seien vielmehr von einer tyrannischerweise und durch Usurpation zur Herrschaft gelangten Faction beauftragt nnd selbst Glieder dieser tyrannischen Faction. Wenn er die Officiere, welche anwesend seien und die er habe kennen lernen müßen, weil er sich in ihrer Gewalt befunden habe, abrechne, so sähe er nur zwei Gesichter unter ihnen, die er kenne und deren Namen ihm bekannt seien.*) Nachdem der König dann weiter ausgeführt hatte, wie die Anwesenden ihm durch Eid und Gewißen zur Treue verpflichtet seien; wie er über ihnen stehe, auch wenn sie sich herausnähmen ihn zu richten, — und dies so lebendig und eindringend ausgeführt hatte, daß niemand etwas hätte einwenden können, schloß er seine Rede mit der Erklärung: er wolle nicht so treulos gegen sich und seine königliche Würde handeln, daß er auch nur ein Wort auf die ihm gemachten Vorwürfe antworte, denn durch eine solche Antwort würde er ihre angemaßte Stellung als eine gesetzmäßige anerkennen, was er durchaus nicht thue. Er sei überzeugt, jeder von ihnen und auch jeder der übrigen zahlreichen Anwesenden, sei in seinem Inneren durch sein Gewißen gerichtet und spräche ihn, wenn sie aufrichtig sein wollten, selbst los von aller Schuld, die sie ihm gleichwohl öffentlich zur Last legten. Nach dieser Rede erklärte er sich nicht weiter; man brachte die Auflehnung des Gefangenen zu Protokoll und führte ihn ab.

Bei diesem ersten s. g. Verhöre des Königes kam noch ein Vorfall vor, der die Richter einen Augenblick wunderbar afficirte. Nämlich das Erste, nachdem der König hereingeführt worden war, war gewesen, daß man den Inhalt der dem niedergesetzten Gerichte ertheilten Commission vorlas und dann die Namen der ernannten Richter von einer Liste abrief, ob sie gegenwärtig seien. Der erste Name war der des bestellten Präsidenten, Bradshaw, welcher sofort seine Anwesenheit durch eine Antwort bezeugte. Der zweite Name war der des Ge-

*) Es waren: Sir Heury Mildmay, der seinen ganzen Wohlstand der Gnade des königl. Hauses verdankte und der früher sich dem Könige durch Schmeicheleien und Dienstfertigkeiten aller Art zu empfehlen gesucht hatte, und Sir John Danvers, der durch eitlen Aufwand seine Vermögenszustände zerrüttet hatte und dadurch auch sittlich ganz herunter gekommen war.

neral Faifax. Da er nichts mit dem Gerichte zu thun haben wollte, war er nicht gegenwärtig; es erfolgte also auch keine Antwort. Der vorlesende Officier rief den Namen zum zweitenmale — da erscholl von der Gallerie eine Stimme: „er hat mehr Verstand, als daß er hierher kömmt.“ Alle erschraken über die Dreistigkeit dem Gerichte gegenüber und man fragte zur Gallerie hinauf: wer sich so äußere? Es erfolgte keine Antwort. Dann aber als die Anklageacte vorgelesen ward und in derselben die Worte vorkamen: „das brave Volk von ganz England“ — ertönte dieselbe Stimme mitten hinein von der Gallerie: „das ist nicht wahr, nicht der hundertste Theil des englischen Volkes.“ Hierauf befahl einer der Officiere der Wache, Feuer auf den Theil der Gallerie zu geben, woher die Stimme kam. Aber ehe dieser Befehl ausgeführt ward, sah man auch schon deutlich, daß die Ruferin die Gemahlin des Obergenerales, Lady Fairfax, die Tochter des Lord Vere von Tilbury gewesen war; offenbar hatte sie durch ihr kühnes Auftreten etwa beßeren Mitgliedern des Gerichtes den Muth ertheilen wollen, auch ihrer Seits die Stimme gegen das tyrannische Verfahren zu erheben. Sie fand aber keine Nachfolger. Bleiern, geisterdrückend ruhte die Macht der sittlichen Verirrung in der man lebte und athmete, auf jedem Einzelnen.

Neben solchen Zeichen von Theilnahme, die ihm diese Dame laut, andere Anwesende durch ihre Haltung wenigstens stillschweigend gaben, erhielt er zumal als er fortgeführt ward viele Beweise freches und barbarisches Haßes. Man rief ihm zu, er sei ein Tyrann, ein Mörder; ja! ein frecher Mensch spie ihm ins Gesicht. Er wischte den Speichel ruhig mit seinem Schnupftuche ab und war nicht aus einer Haltung voll stiller, leidender Würde herauszubringen.

Am 27ten Jan. hatte das s. g. letzte Verhör statt, was mit seiner Verurtheilung zum Tode als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind schloß. Als er abgeführt ward, rief ihm ein gemeiner Soldat von der Wache zu: „Gott segne Euer Majestät!“ Der König dankte gerührt; ein dabeistehender Officier aber schlug den Soldaten mit dem Stocke über den Kopf, daß er zusammen stürzte. In seinem Gefängnisse angekommen fiel der König auf seine Kniee und betete. Kein unwilliges, ungeduldiges Wort kam über seine Lippen. In der Nacht vor dem 29ten Jan. — vor dem Tage seiner Hinrichtung — schlief er etwa 4 Stunden, dann weckte er Hr. Herbert, der bei ihm gelaßen worden war. Er müße früh aufstehen, denn er habe an diesem Tage ein großes Werk vor. Als er sich ankleiden sollte, verlangte er zwei Hemden; es sei kaltes Wetter und wenn er friere, könne mancher denken, er

fürchte den Tod, was doch einem Könige unwürdig anstehe. Er sei zum Tode bereit. Gott habe ihm die Ruhe dazu in die Seele gegeben; und er wolle deshalb auch keine unwahre Nachrede.

Der ehemalige Bischof von London, Dr. Juxon, ehemals sein Minister, ward zu ihm gelaßen und hielt mit ihm eine Andachtsstunde über den Text, welchen der geistliche Kalender der bischöflichen Kirche für den Tag bestimmte. Es war das Evangelium von der Kreuzigung. Der König war sehr erbaut. Dann genoß er noch das heil. Abendmahl. Um zehn Uhr ward er von einem Regimente zu Fuß in St. James Pallaste, wo man ihn zuletzt bewacht hatte, abgeholt und nach Whitehall gebracht. Der Bischof Juxon gieng ihm an der einen Seite, der Colonel Thomlinson, der mit der Wache beauftragt war, an der anderen. Beide erwiesen ihm eine letzte Ehre, indem sie unbedecktes Hauptes neben ihm giengen Der König gieng rasch und bat seine Begleiter noch rascher zu gehen. Er sehne sich nun nach der himmlischen Krone, die ihm bereitet sei.

Auf dem Schaffot redete er noch, obwohl zuweilen in abgerißenen Säzen. Er behauptete seine Unschuld und erklärte, er sterbe fest im christlichen Glauben. Das Volk sei aus dem rechten Geleise gerathen — wenn es wider hineingerathen wolle, solle es Gott und der Kirche, solle es dem Könige (darunter meine ich, sagte er, meinen Nachfolger), solle es dem Gemeinwesen die Treue leisten, zu der es verpflichtet sei. Er wünsche die Freiheit des Volkes so sehr als irgend ein Mensch, aber nur eine solche, die in den Gesetzen und nationalen Rechten sich darstelle, in Gesetzen, welche Leben und Eigenthum schützten und das ganze Dasein wohl ordneten. Die wahre Freiheit sei nichts anderes, als dieser gesetzliche Bestand; bestehe durchaus nicht darin, daß man die Gliederungen der menschlichen Gesellschaft aufhebe und den Unterthanen vindicire, was Recht des Herrschers sei. So lange man auf dem jetzt eingeschlagenen Wege fortgehe, werde man nur in immer härtere Sclaverei verfallen. Er selbst sei, weil er die gesetzmäßige Freiheit geachtet, nun auf dem Schaffotte, denn habe er in der Zeit, wo er die Gewalt noch ungebrochen in Händen gehabt, sie mit derselben Rücksichtslosigkeit brauchen wollen, mit der sie von denen gebraucht werde, die sie jetzt besäßen, so würde er nie den Gang zum Schaffot haben zu nehmen gebraucht. Dann widerholte er nochmals, er sterbe als Christ und zwar nach dem Bekennntniß der bischöflichen Kirche von England und er hoffe auf die Gnade Gottes. Hierauf gab er dem Nachrichter ein Zeichen und legte sein Haupt auf den Block. Es fiel mit einem Streiche.

§. 2. Bis zu Cromwells Tode.

Das Rumpfparlement, welches ebenso wie der Officiersrath im Wesentlichen von Cromwell geleitet ward, übte nun alle höchste Gewalt in England. Durch einen Beschluß vom 6ten Februar 1649 schaffte es das Oberhaus ab; durch einen Antrag vom 7ten Februar, der am 19ten zum Beschluße erhoben ward, erklärte es England für einen Vertragsstaat oder Freistaat (commonwealth or freestate) und dessen Regierung übernahm ein bereits am 13ten Febr. ernannter Statsrath von 41 Mitgliedern, von denen 30 zugleich Mitglieder des Parlementes waren. So weit gieng Alles leicht von statten. Als aber die Glieder dieses regierenden Statsrathes eidlich erklären sollten, daß sie das Verfahren gegen Karl Stuart für rechtmäßig hielten, waren diesen Eid zu leisten nur Cromwell und 18 Räthe bereit — Fairfax und 21 Räthe verweigerten ihn. Der Rumpf war klug genug einzusehen, daß man eine solche Spaltung nicht aufkommen laßen dürfe und änderte lieber den Eid. Sodann erlaubte der Rumpf allen früher aus dem Parlemente entfernten Presbyterianern den Widereintritt, sobald sie ihre Ergebenheit an die neue Statsform Englands erklärten; denn man fühlte, wie nothwendig es sei, wo möglich sich wider dem früheren Umfange des Parlementes zu nähern, wenn man einiges Ansehn behaupten wolle. Die Herrschaft des bloßen Rumpfes trug zu sehr das Gepräge bloßer Usurpation. Das Parlement ließ auch hie und da, wo die Repräsentanten fehlten, Ergänzungswahlen halten und brachte so seine Gliederzahl wider auf 150. So regierten sie weiter und schlugen durch Hinrichtung von Royalisten, durch Verfolgung der strengsten Presbyterianer und ähnliche Maßregeln alles, was sich gegen ihr Regiment zu rühren wagte, nider. Nur Eine Macht hatten sie zu fürchten, weil sie z. Th. mitten unter ihnen und außerdem im Heere mächtig war, das war die Macht der Levellers, deren kühnere Parteimänner nun rasch die abstracte Durchführung der gleichen Berechtigung aller Menschen in dem neuen Staate von England forderten, und als ihnen hierin nicht gewillfahrtet werden konnte, als sie von Seiten Crom-

wells und seiner nächsten Freunde Hinderungen erfuhren, ngrimmig wurden.

Die Levellers trennten sich jetzt selbst in zwei Parteien. Eine heftigere Partei, welche schon mit den zweijährigen Parlementen, die früher die Levellers gefordert hatten, nicht mehr zufrieden war und jährlich wechselnde verlangte, führte bald noch allein den Namen Levellers und als ihr Typus trat besonders der ehemalige Obristlieutenant John Lilburne auf, ein rastlos unruhiger Geist, der sich nun in den wunderlichsten Betrieben abmühte. Die andere zahlreichere Partei blieb im Ganzen bei ihren früher ausgesprochenen Ansichten und überreichte dem General Fairfax einen Verfaßungsentwurf, den er zuerst vom Rumpfe, dann (nachdem er in die einzelnen Grafschaften gesandt worden) vom ganzen Volke, dem eigentlichen Träger der Souveränetät, genehmigen laßen sollte. Aber inzwischen ward es immer unruhiger in der Armee; in Whalleys Regiment, welches in London lag, und fort sollte und nur unter Bedingungen die Stadt verlaßen wollte, brach in der Nacht vor dem 26ten April Meuterei aus; sie ward unterdrückt; einer der Rädelsführer Lockyer standrechtlich verurtheilt und sofort den 27ten erschoßen — aber dann wie ein Märtyrer verehrt und mit herausforderndem Pomp von seinen Kameraden bestattet. Lilburne muste strenger im Tower gefangen gehalten werden, um nicht durch neue Aufregungen, die von ihm ausgiengen, die Flammen anblasen zu laßen. Aber während man diese in London niederzuhalten bemüht war, brachen sie in den Armeeabtheilungen in Oxfordshire und Gloucestershire aus. Ein Kapitän Thompson in Banbury mit einem Haufen von etwa 200 Menschen erhob sich, erließ ein Manifest unter dem Titel England's standard advanced, verlangte vollkommene Verwirklichung des Begriffs der Freiheit und Bestrafung der Mörder Arnalds und Lockyers d. h. Cromwells und der Freunde desselben. Thompson ward von dem Obrist seines Regimentes zu Paaren getrieben, entgieng aber selbst noch der Verhaftung, bis sein Bruder, der Cornet Thompson mit etwa 1000 Mann sich in Salisbury für seine Sache

erklärte. Da brach Cromwell selbst von London auf, den Aufruhr zu dämpfen. Die Meuterer wichen vor ihm. Montag den 14ten Mai endlich gelang es ihm, sie in Burford um Mitternacht zu überfallen. Cornet Thompson und zwei Corporale, die diesen Aufruhr geführt hatten, wurden den 17ten standrechtlich erschoßen — die anderen erhielten Gnade. Kapitän Thompson, der sich noch mit wenigen Mann herumtrieb, ward endlich auch getroffen und im Kampfe nidergeschoßen. Widerum war der Aufstand nidergetreten. Aber es wäre wohl unmöglich gewesen des Levellismus im Heere Herr zu werden, hätte das Heer nicht wider kriegerische Arbeit gefunden. Diese aber ließ nicht auf sich warten.

Die ganze Zeit über, wo sich die Verhältnisse in England in der angegebenen Weise entwickelten, hatten die schottischen und irischen Verhältnisse zu schaffen gemacht, und gegen diese Nebenländer sich zu wenden, war nun die höchste Zeit. Ohngeachtet in Schottland die daselbst dominirende Partei des Grafen von Argyle doch auch eine revolutionäre war, gieng sie doch nicht so weit, die Hinrichtung des Königes gut zu heißen. Im Gegentheil, da man eben mit dem Könige Vertrag geschloßen gehabt hatte, sah man das Verfahren gegen den König als Feindseligkeit gegen Schottland an, ließ im Namen der schottischen Nation gegen das ganze Verfahren protestiren und proclamirte Karl II. als König. Doch kam dieser nicht selbst nach Schottland, weil er noch Bedenken trug, den staatlichen und kirchlichen Verfaßungszustand, wie er sich in Schottland gebildet hatte, anzuerkennen.

In Irland hatte sich wider ein royalistisches Heer gebildet, indem sich ein Theil der englischen Parlementstruppen unter Lord Inchiguin mit einem Theile der Rebellen, der mit dem Verfahren des päbstlichen Nuntius Rinuccini unzufrieden war, vereinigte. Ohngeachtet Rinuccini von dieser royalistisch auftretenden neuen Macht vertrieben ward, blieb doch seine ultrakatholische Partei, welche von einem ketzerischen Könige nichts wißen wollte, unter der Anführung eines O'Neal auch in Irland mächtig, bis es dem

Marquis von Ormond gelang, diese beiden Parteien gegen das Parlement, dem sie ja beide feindlich waren, so zu interessiren, daß sie ihren übrigen Zwiespalt einstweilen bei Seite setzten. Die Parlementsarmee ward nun auf Dublin und Derry zurückgedrängt und Prinz Ruprecht von der Pfalz war mit einer royalistischen Flotte an den Küsten Irlands thätig, um diesen Plätzen auch die Zufuhr von der Seeseite abzuschneiden.

Bei dieser Lage der Dinge war es dringender nöthig für das Parlement, in Irland helfend einzugreifen, als in Schottland. Cromwell ward zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt und erhielt den Auftrag, die Insel gegen die Royalisten zu erobern. Da das Parlement ganz independentisch auftrat, also vollkommene Gewißensfreiheit herzustellen dachte und folglich den Katholiken am Ende doch mehr hoffen ließ, als die royalistischen Befehlshaber, trat O'Neal auf die Seite des Parlementes noch ehe Cromwell im August 1649 nach Irland hinüber kam. Cromwell traf die Lage der Dinge durch O'Neals Uebertritt und durch einige Vortheile, die der Parlementsgeneral Jones zuletzt noch erfochten hatte, schon vortheilhaft verändert, und siegte so rasch, aber brauchte seinen Sieg auch so grausam nach allen Seiten, daß er das Commando schon Ende Mai 1650 als nach im Wesentlichen abgethaner Sache seinem Schwiegersohne Ireton überlaßen, selbst aber einer Bestimmung des Parlementes zu Folge nach Schottland gehen konnte.

In Schottland hatte der Graf von Montrose, der früher schon mit dem Grafen Antrim gegen die argylsche Partei gekämpft hatte, noch im J. 1649 die Fahne des Königes in den schottischen Hochlanden gegen die presbyterianische Partei erhoben, war aber im April 1650 geschlagen, gefangen und im Mai als Rebell hingerichtet worden. Karl II., der, wenn er zu rechter Zeit gekommen wäre und Montrose unterstützt hätte, dessen Partei ein großes Gewicht gegeben haben würde, kam nach Montrose's Niederlage, kurz vor dessen Hinrichtung, in Schottland an, und es blieb ihm nichts übrig, als alle Bedingungen einzugehen, welche die presbyterianische Partei machte, also

namentlich die, daß er in keinem seiner Königreiche jemals die katholische Kirche dulden werde. Aber selbst unter so beengenden Bedingungen sollte er der Herrschaft über Schottland nicht lange froh werden; denn bald nachdem Cromwell aus Irland zurückgekehrt war, zog er, schon im Juli, gegen die Schotten; Fairfax von seiner Gemahlin, einer eifrigen Presbyterianerin, zurückgehalten, lehnte die Commission ab. Cromwell drang rasch im südlichen Schottland vor; kam bis dicht an Edinburg, wo ihm der versichtige alte Leslie in Broughton, einem Theile der jetzigen Neustadt von Edinburg, mit den schottischen Streitkräften gegenüber lag und die Zugänge zu Edinburg wehrte. Die Versorgung zu Lande blieb aus, war in diesen Tagen zur See wegen stürmisches Wetters unmöglich, kurz! Cromwell muste sich auf Dunbar zurückziehen. Die schottische Armee von 22000 M. rückte nach, bezog auf den Höhen von Lammermoor ihm gegenüber ein Lager und Cromwell mit seinen wenig über 10000 M. bei und in Dunbar war in traurigster Lage. Cromwells linke Flanke war durch ein tief eingerißenes kleines Gewäßer, den Brocksburn, gedeckt, was aus den Lammermoorbergen hervorströmt. Auf dem rechten Ufer dieses Gewäßers drang am Abend des 2ten Sept. Leslie's Heer herab — sein Heer ward von dem Lagerleben bei hartem Wetter schwer mitgenommen, die Stände- und Kirchencommission, die in Schottland alles in Händen hatte, drängte ihn auch zur Entscheidung, deshalb wagte er die Schlacht und gab die mächtigen Vortheile aus der Hand, die ihm ruhiges Zuwarten gewährt hätte. Cromwell erkannte rasch seine Blöße. Leslies rechter Flügel, Cavallerie, war schon auf offnes Terrän gekommen und lagerte da, sein Centrum war aber noch in dünner Linie zwischen dem Brocksburn und dem Höhenzuge, der linke Flügel war noch zurück. Da richtete Cromwell ganz in der Frühe des 3ten Sept. einen Theil seiner Truppen perpendicular auf jene dünne Linie des Centrums, um dadurch das feindliche Heer, sobald die Spitze geschlagen wäre, entzwei zu schneiden; mit einem größeren den Schotten auf diesem Puncte überlegenen Theile ließ er den rechten Flügel in Front angreifen.

Nach hartem, aber kurzem Kampfe ward der rechte Flügel, der die Spitze bildete, geworfen. Der Angriff weiter oben hatte auch Erfolg und die Schotten erlitten eine völlige Niederlage — zehntausend allein betrug die Zahl der Gefangenen. Da die schottische Geistlichkeit troß dieser Erfahrung nicht aufhörte, sich in die Kriegführung zu mischen und dem Könige Karl II. sonst in aller Weise durch Zumuthungen lästig fiel, fieng dieser an wider mit den Katholiken der Hochlande und der westlichen Inseln zu unterhandeln, gerieth darüber mit der Geistlichkeit in Streit, und diese setzte durch, daß die Cavaliere, die den König begleitet hatten, bis auf drei aus Schottland verwiesen wurden. Da glaubte Karl, es nicht mehr aushalten zu können. Er versuchte zu entfliehen; ward aber eingeholt und nun allerdings einerseits, um ihn nicht zu verzweifelten Schritten zu treiben, rücksichtsvoller behandelt, andrerseits aber doch auch mehr bewogen, den Wünschen der herrschenden Partei genug zu thun. So kam es, daß er bei seiner Krönung feierlich anerkannte, daß er die Krone in Schottland nur der Uebertragung durch das Volk verdanke und versprach, die beiden schottischen Covenants als Reichsgrundgesetze zu halten. Dies geschah im Jan. 1651. Im Februar erkrankte Cromwell, wodurch eine Zeitlang seine Operationen aufgehalten wurden; aber im folgenden Sommer machte er sehr bedeutende Fortschritte, und Karl II., der in England auf einen großen Anhang rechnete, der sich erheben würde, sobald er eine Anlehnung sähe, beschloß deshalb mit der schottischen Armee in das nördliche England vorzudringen. Sofort aber übergab nun Cromwell die weitere Unterwerfung Schottlands dem General Monk, und rückte dem Könige nach nach England. Karl's II. Hauptquartier war in Worcester; da Cromwell östlicher marschirte, hatte man die Brücken über die Severn in ziemlicher Ausdehnung abwerfen laßen, um nur in Front angegriffen werden zu können. Die Zerstörung der Brücke bei Uptonbridge hatte aber so nachläßig statt gefunden, daß eine Abtheilung von Cromwells Armee am Abend des 2ten Sept. 1651 unter General Fleetwood noch den Uebergang

über dieselbe möglich machte — und anderes Tages, während Cromwell selbst die königliche Armee und Worcester von Südost hart bedrängte, marschirte Fleetwood auf dem westlichen Ufer der Severn gegen Worcester; Boote giengen auf den Fluße selbst ihm parallel und stellten in der Nähe des Team eine Schiffbrücke her, wodurch Nachmittags den 3ten die Verbindung beider Abtheilungen von Cromwells Armee hergestellt war; während aber Cromwell nun Fleetwood verstärkte und nur eine schwächere Abtheilung im Osten des Severn ließ, rückten die Schotten aus der Stadt gegen diese. Cromwell muste zurück und es gab eine mehrstündige harte Schlacht. Endlich stürmten Cromwells Leute durch das Sudbury Thor, Fleetwords durch die St. John Vorstadt herein, die Schlacht setzte sich in den Straßen von Worcester fort — fast die ganze schottische Infanterie blieb auf dem Platze — nur einzelne Abtheilungen Cavallerie entkamen in eiliger Flucht und Karl II. selbst gelang es nur, nach wunderbarsten Abentheuern bis Mitte October nach mancherlei Verstecken, in denen er sich herumdrücken muste, wider nach Frankreich zurück zu kommen.

Während dieser ganzen Zeit hatte das militärische Regiment der Independenten, wie es Cromwell und dessen Freunde durch das Rumpfparlement und den Statsrath geordnet hatten, in England fortgedauert, und behauptete sich gegen alle verstecktere Umtriebe der Royalisten, gegen alle offenere Angriffe der extrem-levellistischen Partei. Ireton kämpfte inzwischen in Irland glücklich fort und unterwarf bis zum Januar 1653 die Insel vollständig.

Man erlaubte den Führern der Katholiken in den einzelnen Capitulationen auszuwandern und gestattete ihnen gewöhnlich nicht nur, eine gewisse Anzahl Leute mit zu nehmen, sondern half ihnen diese Leute aufzubringen; man wünschte nämlich so viel waffenfähige Katholiken loszuwerden wie möglich. In spanischen, französischen, östreichischen und venetianischen Kriegsdiensten fanden die Ausgewanderten ein Unterkommen — es waren nach und nach etwa 30—40000 Kriegsleute, die so das Land verließen. Ihre zurückgebliebenen Familien großen Theils und viele Tausende, die die Waffen nicht trugen, die

man aber von Haus und Hof vertrieben hatte und die in Irland selbst jedem Elend preis gegeben waren, brachte man allmälig in den westindischen Colonieen unter, und dennoch blieben die Katholiken in Irland nach dem Kriege zu den Protestanten noch in dem Verhältnisse von 8 zu 1. Cromwell suchte die unter Jakob I. nach Amerika gewanderten Puritaner durch Einladungen und Landanerbietungen nach Irland zu ziehen; er bot den Waldensern Land in Irland an; niemand gieng auf diese Einladungen ein. Das Parlement regelte inzwischen die Verhältnisse; confiscirte das Landeigenthum aller irischen Edelleute, die sich den Gegnern des Parlementes angeschloßen hatten; verbannte alle, die von diesen Gegnern Anstellungen genommen hatten; wer außerdem für den König oder die conföderirten Irländer die Waffen getragen, sollte $^2/_3$ seines Landbesitzes verlieren; wer sich der Republik und dem Parlemente nur nicht zugethan erwiesen, verlor ein Drittheil. Aber, alle musten sich überdies gefallen laßen, daß ihnen der Rest, den sie behielten, nicht aus ihrem zeitherigen Grund und Boden, sondern anderwärts angewiesen ward; denn es war die Absicht, alle katholischen Landeigner auf Connaught und Clare zu beschränken und das ganze übrige Irland möglichst protestantisch zu colonisiren. Bis zum ersten Mai 1654 wurden für solche restirende Katholische $^2/_3$ und $^1/_3$ Stücke in Connaught und Clare über 800,000 Acres vertheilt. Viele Irländer aber zogen es vor, sich nicht auf diese Weise zu unterwerfen, sondern als Reaboir und Toruighe (d. i. „Räuber", Rapperee, und „Verfolger" Tory) in den Sumpfgegenden zu leben und den neuen Ansiedlern den Boden der Insel heiß zu machen. Um diesem Wesen zu begegnen, wurden die drückendsten Beaufsichtigungsgesetze gegeben. Jeder Katholik muste, wenn er eine Meile weit von seinem Wohnsitze sich entfernte, einen Paß haben. Waffenbesitz ward mit dem Tode bestraft. Jedes Zusammenkommen von 4 Katholiken, die nicht Glieder derselben Familie waren, galt als hochverrätherische Versammlung. Jeder nach Connaught oder Clare verpflanzte Irländer konnte, wenn er wider auf das linke Shannonufer kam, von jedem Begegnenden ohne weiteres nidergeschoßen werden. Kein katholischer Priester durfte auf der Insel bleiben; wer einen solchen wuste und nicht anzeigte, ward ausgepeitscht und die Ohren wurden ihm abgeschnitten. Wer Sonntags nicht in der protestantischen Kirche erschien, in deren Sprengel er wohnte, konnte in Geldstrafe genommen werden. Die Localbehörden konnten katholischen Familien die Kinder nehmen und sie in England erziehen laßen; u. s. w.

Auch Monk siegte überall in Schottland und unterwarf das Königreich im Laufe des Jahres 1652 so, daß das englische Parlement die völlige Vereinigung desselben mit England, also die Unterwerfung desselben unter das independentische Regiment durchsetzen konnte, trotz alles Wüthens der presbyterianischen Geistlichen dagegen. Diese, welche die ungleich mildere Herrschaft der Stuarts nicht hatten ertragen können, musten nun ebenso wie die Irländer das harte englische Militärregiment als Joch tragen.

Es war übrigens für den Freistaat England, wenn er sich behaupten wollte, auch durchaus nöthig, daß er in den Nebenreichen obsiegte, denn er gerieth nun in einen auswärtigen Krieg.

Die ganze Umkehr in England hieng, wie schon früher angedeutet ward, zusammen auch mit einer Umkehr in den ökonomischen Verhältnissen. Die neue und zum Theil verzweifelte Finanzlage des Hofes hatte mit dieser ökonomischen Umgestaltung die nächste Verbindung gehabt; es war aber dasselbe Uebergewicht des mobilen Vermögens, des Kaufmannsreichthums, über das stabile Vermögen, über den Reichthum an Grund und Boden, der außer der königlichen auch die Stellung des Adels drückte. Auch der Theil des Adels, der sich nicht durch Aufopferung für die königliche Sache compromittirte, erschien mit seinem Einfluße den bürgerlichen, kaufmännischen Kreisen gegenüber unbedeutend. Aus den bürgerlichen Kreisen hervor vornämlich hatte sich die Heeresmacht des Parlementes gebildet, die nun an Cromwells Namen hieng; durch die bürgerlichen, durch die mercantilen Kreise ward die Herrschaft des Rumpfparlementes getragen und das objective Verhältniſs der Schwäche des Adels hatte es dem Rumpfe allein möglich gemacht, das Oberhaus ganz aufzuheben. Mit diesen siegenden Interessen des Handelsstandes hieng nun auch der Krieg zusammen, in welchen der Freistaat England mit den Vereinigten Staaten Niderlande verwickelt ward. Letztere hatten während und seit dem Kampfe mit Spanien den Welthandel großestheiles an sich gerißen und in Ostindien selbst die bedeutendsten Besitzungen gegen Spanier und besonders gegen die längere Zeit mit Spanien verbundenen Portugiesen erobert, namentlich Ceylon und die Molucken, und hatten sich auf Java und den Sundainseln überhaupt festgesetzt. Ein sehr bedeutender Zweig des niderländischen Verkehres war aber auch, trotz dem daß sich die englische Schiffahrt seit Elisabeth (besonders auch

in den Kämpfen dieser Königin und dann Jakobs I. mit Spanien) sehr gehoben hatte, der Handel mit England und dieser war fast ganz nur vermittelnder Natur, Zwischenhandel mit den Producten und Fabrikaten anderer Länder und England. Die neue englische Republik, deren Leiter recht wohl erkannten, daß sie kein sichereres Fundament gewinnen könnten, als wenn sie sich der Handelsinteressen annähmen, gieng nun darauf aus, den englischen Handel von der Vermittelung der Niderländer zu emancipiren, und in diesem Sinne hatte das Rumpfparlement im Oct. 1651 die s. g. Navigationsacte erlaßen, der zu Folge keine Producte fremder Welttheile und keine Producte und Fabrikate anderer europäischer Länder in England anders mehr eingeführt werden durften, als auf englischen Schiffen oder auf Schiffen derjenigen Nation, welcher eben das Product oder Fabrikat angehörte. Der ganze Zwischenhandel der Holländer nach England war durch diese Navigationsacte abgeschnitten. Außerdem war der Streit über die holländische Heringsfischerei an den englischen Küsten, den wir schon als ein wichtiges Moment in Karls I. Regierung und als die eigentliche Veranlaßung zu Erhebung des Schiffsgeldes kennen lernten, wider aufgenommen worden und das Rumpfparlement verlangte von den holländischen Fischern an den englischen Küsten als der englischen Nation zukommende Abgabe den 10. Hering. Gegen diese Anordnung streubte sich die holländische Kaufmannschaft. Es kam darüber zu eigentlichen Feindseligkeiten und im Mai 1652 begann, also etwas über ein halbes Jahr nachdem Cromwell aus Schottland zurückgekehrt war und die Navigationsacte durchgeführt hatte, ein Seekrieg zwischen England und den Niderlanden.

Durch die Navigationsacte hatte Cromwell die mercantilen Kreise, die früher mehr den Presbyterianern zuneigten, ganz gewonnen. Sie sahen nun, daß ihre Interessen noch von niemandem so energisch wahrgenommen worden waren, als von Cromwell. Dieser war und blieb außerdem die Hoffnung des Heeres, welches er noch immer zum Siege geführt hatte; und — daß er wie ein Gott des Sieges erschien, daß ihm noch alles gelungen war, was er in seine Hand genommen hatte, imponirte auch allen anderen Theilen des Volkes so, daß er mehr und mehr auch der Form nach als das bestimmende Moment in England auftrat. Um diese Gewalt und in ihr das Mittel der Ausführung seiner Gedanken von einem christlichen

Gemeinwesen zu erhalten, hatte dieser gotttrunkene Mann bis dahin mit allen Sehnen gestrebt — wohl verstanden: er hätte lieber gesehen, ein anderer hätte alle die Mühe, Sorge und Verantwortung auf sich genommen und er selbst hätte als Privatmann nur assistiren dürfen, wenn die Sache nur so ausgeführt von einem anderen sich hätte hoffen laßen, wie er glaubte, daß sie dem, was er als göttliche Ordnung erfaßt hatte, gemäß sein muste. Aber diesen anderen sah weder er selbst, noch sah ihn das Heer, und so fühlte er sich Gott verantwortlich für die Behauptung seiner Gewalt, damit nicht unterbliebe, was seiner Meinung nach geschehen muste und konnte; er fühlte sich gedrungen und seine Freunde drängten ihn, auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortzugehen. Es kam jetzt Alles darauf an, daß für die politische Entscheidung, die in seinen Händen lag, auch eine richtige Form gefunden würde. Der Einfluß, den er übte, war ganz und gar monarchisch; auch hatte er allezeit ein monarchisches Moment für ein englisches Gemeinwesen als nothwendig erachtet und alle Erfahrungen bestärkten ihn in dieser Ueberzeugung. Demohnerachtet fand die Uebung monarchischer Gewalt, wo sie auch der Form nach so auftreten wollte, in den einmal zur Herrschaft gelangten Gedanken die entschiedenste Hinderung. Es kam darauf an, dem monarchischen Momente in der Verfaßung eine irgend wie republikanische Sanction zu schaffen, ohne es dadurch selbst zu vernichten; denn zunächst ward es nur durch einen Complex persönlicher Beziehungen getragen. Die Sanction konnte nicht vom Heere ausgehen, sie muste von einer republikanischen Behörde ausgehen; sonst erschien sie fortwährend als Usurpation und Cromwell als Tyrann, gegen welchen sich alle royalistischen, presbyterianischen und levellistischen Oppositionselemente einigten. Republikanisch bürgerliche Behörden aber, bei der Ansicht von der öffentlichen Gewalt, wie sie sich nun in England festgesetzt hatte, zu Ertheilung solcher Gewalt zu vermögen, wie Cromwell sie bedurfte, war höchst schwierig. Es entwickelte sich ein Verhältniss, wie es so oft in der Geschichte da gewesen ist, daß man in der Opposition ge-

gen eine regierende Gewalt nicht bloß das angreift, was sich mit dem Bestande des gewordenen Lebens nicht mehr verträgt, sondern auch die nothwendigen Attribute der regierenden Gewalt selbst, und daß also die Opposition, nachdem sie gesiegt hat, in die größeste Verlegenheit geräth mit Herstellung dieser Attribute, indem diese Herstellung, welche von der Natur der Dinge gefordert wird, nun der Theorie, zu der man sich bekannt hat, während man kämpfte, widerspricht, und also die Führer der Opposition in die Lage gerathen, ihre eigenen früheren Ansichten für nichtig erklären zu müßen. Das ist aber aus dem Grunde höchst gefährlich, weil die Nothwendigkeit einer solchen Restitution starker Regierungsgewalten, die sich aufdrängt, nicht in gleichem Maße den untergeordneten Elementen der Opposition einleuchtet, und weil diese demnach in den widerhergestellten natürlichen Grundlagen der Regierungsgewalt nur ein Werk des Egoismus sehen, indem die Führer ihre Sprache erst ändern, nachdem sie selbst in die Höhe gekommen sind. Einem geborenen Fürsten, der sich bei seiner Gewalt zu behaupten sucht, verzeiht dies die republikanische Opposition bis auf einen gewissen Grad, weil man annimmt, er sei bona fide und halte seine Meinung für die allein richtige. Allein ein Oppositionsführer, welcher eine monarchische Stellung einzunehmen durch die Umstände gezwungen wird, erscheint immer mala fide, weil er, so lange er nicht Führer war, die monarchische Gewalt selbst hat angreifen helfen. In Cromwells Falle erschien die Sache noch übler. Die Bewegung gegen das Königthum in England war ganz und gar durchflochten und gestützt von religiösen Tendenzen. Indem sich nun Cromwell bis auf einen gewissen Grad von jener Bewegung loszusagen schien, schien er auch diesen religiösen Interessen, die doch wirklich stets Mittelpunct seines Lebens waren und blieben, Hohn zu sprechen, und so schien er vielen früher ein Heuchler gewesen zu sein. Der sittliche Vorwurf, der ihn bei allen Oppositionselementen traf, erschien als ein weit schmachvollerer, als er sonst einen zu monarchischer Gewalt strebenden Revolutionär trifft (z. B. Napoleon) — und die Folge

davon war dann, daß das Gefühl, in der sittlichen Ueberzeugung des Volkes eine solche Schmach, wenn auch unverdient, auf sich zu rufen, Cromwell selbst hemmte und lähmte in den Schritten, die die Verhältnisse von ihm forderten, und als er dennoch dem Vorwurfe nicht ganz entgieng, ihn im Inneren bitterer und gewaltsamer stellte.*)

Zunächst erwuchs Cromwell eine üble Zugabe in den übrigen Führern der Armee, den s. g. Grandees. Diese Leute hatten das Bewustsein, daß sie an Cromwells Siegen selbst einen großen Antheil hätten. Daß er über sie hervorrage, schrieben sie von ihrem Standpuncte aus großes Theiles nur dem Glücke zu. Sie am meisten behielten das Gefühl, daß sie sich allesfalles auch mit Cromwell meßen könnten, und ihnen war es doch auch unangenehm, in dem ehemals gleichen einen Oberherren erkennen zu sollen. Gerade dieser Umstand machte Cromwell recht wünschenswerth, die Anerkennung seiner höheren Stellung weniger von ihnen, als von einem civilen Collegio ausgehen zu sehen. Er verlangte also Auflösung des s. g. langen Parlementes und Berufung eines neuen. In diesem Wunsche nach Entfernung des damaligen Parlementes begegnete er allerdings auch den Wünschen der Grandees, und endlich setzte man fest, das s. g. lange Parlement solle nur noch bis zum 4. Nov. 1654 sitzen und bis dahin solle über Form und Berufung eines neuen Parlementes Beschluß gefaßt werden.

Diese Verhandlungen veranlaßten auch Besprechungen der Grandees und der ausgezeichneteren Parlementsglieder über das Thema, ob für England republikanische oder beschränkt-monarchische Staatsformen zweckmäßiger sein. Die Officiere, welche in Cromwell nicht ihren König sehen wollten, waren für den Freistaat, die Parlementsglieder mehr

*) Der Vorwurf religiöser Heuchelei gegen Cromwell ist ein ganz einfältiger. Seine Briefe und Reden sind alle in einem und demselben Sinne concipirt, dabei in einem so energischen und eigenthümlichen Sinne, daß nur jemand, der zu Menschenkenntniß auch nicht die geringste Anlage hat, noch von Heuchelei reden kann, nachdem er diese Reliquien Cromwells gelesen hat.

für Monarchie. Cromwell, aus wahrer, inniger Ueberzeugung stimmte letzteren bei; denn dies geht aus allen seinen Reden hervor, daß es ihm selbst für seine Person um diese monarchische Stellung gar nicht zu thun gewesen wäre, wenn nur irgend ein anderer da gewesen wäre, dem er sie mit gutem Gewißen (von seinem Standpuncte aus) hätte überlaßen können. Von dem Gedanken, sie den Stuarts zurück zu geben, trennte ihn die Stimmung der Armee, des Volkes im Ganzen — und nun freilich auch der Königsmord, der ihm in den Stuarts unversöhnliche Rächer sehen laßen muste. Die Parlementsglieder aber, welche nach diesen Besprechungen glaubten auf Cromwell zählen zu können, traten nun mit dem Plane hervor, die Armee (zunächst nur um ein Viertheil) zu reduciren. Die Officiere sahen ein, daß, wenn Cromwell und dessen allernächste Freunde in dieser Sache mit dem Parlemente gehe, dies seinen Willen durchsetzen werde; daß ihnen dann nichts übrig bliebe, wenn sie nicht zur Anerkennung kommen laßen wollten, daß die Armee wirklich dem Parlemente gehorchen müße, als offne Gewalt; daß sie aber in einem solchen Falle, wenn Cromwell ihnen fehle, keinen Einigungspunct hätten; denn wenn diese Grandees gegen Cromwell eifersüchtig waren, unter sich waren sie es noch mehr. Andrerseits wenn Cromwell, der siegreiche Feldherr, auf der Seite des Parlementes blieb, war voraus zu sehen, daß sich sofort die nideren Officiere und der gemeine Mann im Heere großestheils zu Cromwell, also zum Parlemente halten würden. Außer der Uneinigkeit unter den Führern musten also die Grandees auch des Abfalles eines großen Theiles der Truppen gewärtig und somit ihrer Niderlage gewiss sein. Da erkannten sie einmal wider nothgedrungen, wie nothwendig ihnen Cromwell sei; daß nur seine Macht und seine hohe Stellung auch ihnen selbst Macht und hohe Stellung gewähre. Aber andrerseits konnte auch Cromwell nicht wünschen, daß die Armee geschwächt würde; daß das Parlement zu dem Bewustsein käme, es könne unabhängig von der Armee und selbst gegen die Armee irgend etwas durchsetzen. Noch stund Cromwell ei-

nige Zeit ohne das entscheidende Wort zu sprechen; maß das Verhältniss beider Parteien und ließ ihnen durch sein Zaudern recht inne werden, was er ihnen werth sei. Da er aber einsah, daß nirgends außer ihm ein entscheidender Punct vorhanden sei; daß dies Parlement ohne tieferes Interesse, bloß von nebelhaften und egoistischen Trieben und Instincten Einzelner bewegt sei; daß er mit diesem Parlemente nie zu einer klaren Lage der öffentlichen Verhältnisse kommen werde; als sie seine einfachsten Forderungen misverstanden oder mißverstehen wollten, nichts als Zögerungen, Hinderungen und Verwirrungen und auf allen Seiten zum Vorschein kamen, da endlich griff er gewaltsam an der Spitze des Heeres durch und trieb bereits am 20ten April 1653 die versammelten Parlementsglieder als eigennützige, unnütze Verwalter der öffentlichen Gewalten auseinander und schloß den Sitzungssaal, nachdem er das Parlement noch tüchtig ausgescholten, einzelne seiner Mitglieder Trunkenbolde und Hurenjäger genannt hatte, mit den Worten: „Ihr selbst habt mich genöthigt so zu handeln; Tag und Nacht habe ich den Herrn im Gebete gesucht, daß er mich lieber möchte umkommen laßen, als meine Hand zu solchem Werke zu brauchen; aber nichts anderes habt ihr mir übrig gelaßen."

Denselben Nachmittag erklärte er auch dem Staatsrathe, in welchem ja die Glieder des aufgelösten Parlementes die Mehrzahl bildeten, dessen Functionen seien beendigt. Er werde keine Sitzung mehr zugeben. Der größeste Theil der Mitglieder des aufgelösten Parlementes und des Staatsrathes fürchtete, so wie sie nicht mehr als Behörde aufzutreten vermochten, die Rache des Obergenerales und schlich sich in aller Stille in die Heimath. Heer und Marine erklärten mit Cromwell stehen und fallen zu wollen, und wenn nun auch die extremen Levellers sowohl als die Royalisten Cromwell ganz als Usurpator und Tyrannen betrachteten, freuten sich die letzteren doch des schmählichen Endes des königsmörderischen Parlementes und befanden sich in der letzten Zeit, da Cromwell für sie eine Amnestie durchgesetzt hatte

beßer als früher, wo sie durch das Parlement im Zustande ärgster Verfolgung gelebt hatten.

Da Cromwell durchaus in derselben religiösen Haltung blieb, die er früher gehabt und nun wirklich die Umstände danach angethan glaubte, endlich seinen christlichen Staat zu verwirklichen, bildeten sich sofort die religiös Ueberspannten ein, er werde seine Gewalt benutzen, um einen Staat nach alttestamentlichem Muster, aber mit christlicher Erfüllung herzustellen; er werde ein Reich Christi in ihrem Sinne gründen. Zu solchem practischen Unverstande konnte aber der religiöse Trieb, der allerdings in Cromwell war, nie ausarten. Nur war er klug genug einzusehen einerseits, daß er selbst die Stütze, die ihm die Anhänglichkeit dieser Leute im Volksbewußtsein gewährte, nicht fortstoßen dürfe, so lange er formell noch nicht fester stehe; und andrerseits mit ihnen geistesverwandten, nur nicht so unverständigen, Männern wollte er allerdings seinen christlichen Staat durchführen — dieser unterschied sich von dem, was jene wollten, nur dadurch, daß jene mit der englischen Vergangenheit brechen und an alte jüdische Verhältnisse anknüpfen, Cromwell dagegen die Continuität des englischen Sitten- und Rechtslebens erhalten wollte. Beide Theile aber kamen darin überein, daß der englische Staat eine wesentlich christliche Erfüllung erhalten müße. Cromwell schonte wegen der Gleichartigkeit, lehnte aber ab, was zu seinen Absichten nicht paßte. Statt eines hohen Rathes, eines Synedriums mit 70 Mitgliedern, die sich doch leichter seinem Einfluße hätten entziehen können — stellte er an die Spitze einen Staatsrath von 12 Mitgliedern mit ihm selbst, dem dreizehnten, als Präsidenten. Nun erließ Cromwell Anordnungen bald als Obergeneral, bald als Präsident des Kriegsrathes der Officiere, bald als Präsident des Staatsrathes, und regierte so eine Zeitlang mit der klugen Schonung und Berücksichtigung der bürgerlichen Interessen doch wesentlich militärisch. Im Mai 1653 beschloß er mit den Officieren die Berufung eines neuen Parlementes. Er hatte sich Alles wohl überlegt, hatte ansehnliche Stimmen für seine Ansicht von der Form dieses Parlementes gewon-

nen und dessen Berufung war nun der Schritt, der ihn unmittelbar zum Ziele führen sollte, für dessen Möglichkeit er zeither gehandelt hatte. Dies Parlement aber ward so ausgeschrieben, daß es eine Versammlung gottesfürchtiger Männer sein sollte. Es sollten alles Leute sein, die sich um diese Stellung gar nicht beworben hätten, und der Wahlmodus war dieser, daß die Geistlichen der Congregationistenkirchen Listen einsandten mit den Namen derjenigen ihrer Beichtsöhne, die sie für die frömmsten hielten. Aus diesen Listen suchten Cromwell und der Staatsrath die zu berufenden Parlementsglieder aus: 139 für England, 6 für Wales, 6 für Irland und 4 für Schottland. Die Berufenen erhielten Einladungen vom Obergeneral, sie sollten sich an dem bestimmten Tage in Westminster einfinden als Parlementsglied für den und den Ort. Eine Wahl des Volkes nach Kopfzahl hatte also nicht statt, sondern nach religiösem Vertrauen, indem die Beichtväter Candidaten vorschlugen und die gewissermaßen apostolisch geordnete Oberbehörde wählte. In der That irrte sich Cromwell insoweit nicht in der Angemeßenheit dieses modus, als wirklich nicht nur fast alle kamen (nur zweie lehnten ab), sondern auch niemand die Eröffnung der Sitzungen hinderte oder der letzteren Legalität bestritt, als sie am 4ten Juli begannen und dieser Behörde nun von Cromwell auf 15 Monate die höchste Gewalt in England übertragen ward. Man fühlt es dem Jubel und Ernst von Cromwells Eröffnungsrede an, daß er nun am Ziele angelangt zu sein glaubt, daß er nun mit Sicherheit hofft, dies Parlement werde seinen christlichen Staat verwirklichen. Wie teuschte sich der arme Mann!

Clarendon sagt von diesem Parlemente, nur wenig Männer von Bildung und größerem Vermögen seien in demselben gewesen; bei weitem der größeste Theil habe bestanden aus Leuten niderer Extraction, die aber durch ihre Gabe des Betens und Predigens in den Congregationistengemeinden großes Ansehen erlangt gehabt hätten; denn in dieser Zeit predigte Alles; am meisten thaten es die Soldaten; und nur die, welche studirt hatten, enthielten sich meist des-

selben, weil sie vor der Art des Predigens, wie sie popu-ar geworden war, einen Widerwillen empfanden. Nach inem dieser popularen Prediger, der in diesem Parla-iente zu großem Ansehen gelangte und besonders viel Re-en in demselben hielt, bekam dies Parlement den Beina-ien: Barebone's Parlement. Es war ein Lederhändler us Fleetstreat. Zum Sprecher wählte die Versammlung inen gewissen Rouse, einen alten Landedelmann aus De-onshire, der schon im langen Parlemente geseßen hatte und einige Geschäftskenntniss besaß. Ein bescheidener Zwei-el, ob sie auch ein rechtes Parlement seien, der in einem er Mitglieder aufstieg, ward rasch nidergeschlagen und so egann dies Parlement seine Sitzungen zum Erstaunen, bald arauf, da dasselbe so ganz ohne Kenntniss der Geschäfte var, zum Spotte fast des ganzen Volkes. Zwar trugen llerdings die Arbeiten dieses Parlementes alle einen gewis-en imponirenden Character einfacher Gottesfurcht an sich, amit allein ließ sich aber nicht Verhältnissen genug thun, ie man kennen muste, um ihnen gerecht werden zu kön-en. Die Glieder dieses Parlementes, wenn auch ohne gro-es Vermögen, waren doch großestheils von Menschen-urcht unabhängige Gemüther, und griffen die öffentlichen Verhältnisse von gar manchen wichtigen Seiten neu, aber reilich meist mit großer Unkenntniss und oft auch von sol-hen Standpunkten an, welche Cromwell die fernsten wa-ren. Sie verlangten im Staatshaushalte strengste Spar-samkeit und bei der Verwaltung in allen Puncten die strengste Rechnungsablegung — das war das Entgegengesetzteste der zeitherigen Administration, wo man die meisten Dinge in Entreprise gab, und konnte Cromwell nur erwünscht sein. Das wollte er auch. Allein sie operirten ganz ruhig von demselben Standpuncte der Sparsamkeit aus auch darauf hin, die Armee zu verringern und ihr ihre politische Be-deutung zu nehmen, also das Ansehen des Obergenerals herabzusetzen, während sie doch auf die speciellen Ansichten und Hoffnungen Cromwells, für die er zeither gestrebt und gekämpft hatte, fast gar nicht eingiengen, und ihm also nicht die mindeste Garantie gaben, daß sie auch, wenn er

eine bescheidenere Stellung einnehme, seinen Gedanken in politischen Gestaltungen ein Genüge thun würden. Zuletzt kam es zur Entscheidung. Im Inneren des Parlementes selbst war eine Trennung entstanden zwischen einer fanatisirteren, eigentlich anabaptistisch gesinnten Partei, welche Major Harrison führte und welche man auch Fanatics nannte — und zwischen den laxer independentisch gesinnten. Harrisons Partei erhielt bald die Domination, und nun erklärten deren Gegner dem Obergeneral: nachdem wie sie die Dinge sich entwickeln sähen, müßten sie die Berufung dieses Parlementes als eine verderbliche Maßregel betrachten; würden deshalb durch ihr Gewißen gehindert, weiter an dessen Sitzungen Theil zu nehmen und gäben dem Lord Obergeneral die Vollmachten zurück, mit denen sie beim Eintritte in dies Parlement ausgestattet worden seien. Da die Lächerlichkeiten dieses Parlementes hauptsächlich durch die Fanatics herbeigeführt waren, unterstützten diese Lächerlichkeiten nun Cromwell bei seinem Verfahren gegen diese Partei, die dem Volke großestheils als halb wahnsinnig erschien. Es war die höchste Zeit dazwischen zu greifen, als Cromwell im December dies Parlement aus einander gehen hieß; denn die anabaptistischen Prediger sagten ihm schon öffentlich, daß er sich die Herrschaft unbefugter Weise anmaße. Die äußere, unmittelbare Veranlaßung zu Auseinandertreibung des Parlementes gab die oben erwähnte förmliche Trennung von 27 Mitgliedern des Hauses unter Vortritt des Obristen Sydenham. Diesen sieben und zwanzigen schloßen sich nun in den nächsten Tagen noch so viele von den übrigen Mitgliedern des Hauses an, daß ihre Partei eine Majorität bildete, welche also Cromwell nun die Gewalt übertrug, mit welcher das Parlement bekleidet gewesen war. Cromwell war einerseits damit zufrieden, indem seine Stellung dadurch wenigstens einigermaßen eine Rechtfertigung durch eine Civilbehörde erhielt, und am **16. Dec. 1653** proclamirte er sich nun als Protector des Gemeinwesens von Großbritannien. Allein es ist nicht zu leugnen, daß die Erfahrungen, die er während des Sitzens dieses Parlementes machte, we-

entlich seine Hoffnungen umstimmten und ihn hinsichtlich er Zukunft enttеuschten. Daß so einfach und mechanisch, urch Auslesen frommer Leute in's Parlement zu einem ottesreiche auf Erden zu kommen sei, konnte er nicht ehr glauben. Sein ganzes politisches Streben erhielt unillkührlich dadurch einen anderen Character. Er war nun igentlich ganz an sich gewiesen, und sollte allmälig die ebrechlichkeit eines solchen irdischen Trägers eines herzustellenden Gottesreiches in bitterster Weise kennen lernen. ndem er sich zum Protector erklärte, proclamirte er zuleich eine neue Verfaßung, der zu Folge die Administraon nun ganz in seinen Händen blieb; die gesetzgebende hätigkeit aber in ähnlicher Weise zwischen ihm und dem arlemente getheilt ward, wie sie früher zwischen König nd Parlemente getheilt war. Nur ward allerdings dem arlemente eine größere Befugniss eingeräumt, indem ein arlementsbeschluß 20 Tage nachdem er gesetzlich ausgerochen worden Geltung haben sollte, auch wenn der Proector ihn nicht bestätigte. Das Parlement ward so eingechtet, daß es aus 400 Engländern, 30 Schotten und 30 ren zu bestehen hätte und alle 3 Jahre erneuert werden llte. Alle welche durch Jesum Christum an Gott glaubn und diesen Glauben als den alleinigen Grund ihrer eligkeit ansähen, sollten freien Gottesdienst haben (also Katholiken nicht.) Das erste neue Parlement dieser Art ollte am 3. Sept. 1654 zusammentreten und das Parlement sollte das Recht haben, wenn der Protector stürbe, en jedesmaligen Nachfolger zu wählen. Nachdem Cromell diese Constitution beschworen hatte, verfuhr er unnachichtig gegen jeden Widerstand, der sich regte und ließ in erker werfen und hinrichten, was sich zu opponiren wagte. en Krieg mit den Niderlanden beendigte er, indem er enselben hinsichtlich ihres Handels mit italienischen Geandstoffen die Erlaubniss ertheilte, sie, obwohl sie fremde anufacte waren, auf ihren Schiffen in England einzuhren, und so noch in einigen Puncten zu ihrem Gunsten ilderungen in der Navigationsurkunde zugestund.

Bald nachdem das neue Parlement im Sept. 1654

zusammen gekommen war, muste Cromwell zu seinem Erstaunen sehen, daß dasselbe dennoch seine Stellung anzugreifen wagte, und sich als Comité constituirte zu Untersuchung, ob die Regierung bei Einem Individuum zu laßen sei oder nicht. Die Mehrzahl sprach sich gegen die Einherrschaft aus, und es blieb dem Protector, da einmal dies als felsenfeste Ueberzeugung in ihm stund, daß ein neuer Kampf um die höchste Gewalt das englische Volk mit namenlosen Leiden abermals beladen müße, und daß es seine Pflicht sei, dies zu verhüten und das Ergebniß des früheren Kampfes zu sichern, endlich nichts übrig, als ein neuer Gewaltstreich. Er besetzte das Parlementsgebäude und erklärte, Gott und das Volk von England hätten ihm seine Gewalt übertragen und er werde sich dieselbe von Niemandem, als von denselben Mächten nehmen oder schmälern laßen. Auf vier Fundamentalpuncten bestehe er durchaus — nämlich: 1) daß die höchste Gewalt bei Einem Individuum bleibe und bei dem Parlemente; daß aber 2) dies Parlement kein immerwährendes sein dürfe; 3) daß weder dem Protector noch dem Parlemente unbedingte Verfügung über das Heer zustehen dürfe und 4) daß weder gottloses Wesen, noch Verfolgungssucht Platz haben könne.

Mit diesen Anordnungen gab sich nun wohl die Mehrzahl der Parlementsglieder zufrieden; allein alle strenger demokratisch gesinnten schieden aus, und da Cromwell allmälig eingesehen hatte, daß eine Regierung, wenn sie nicht alle allgemeinen sittlichen Mächte untergehen laßen wolle, nicht ganz unbedingte Gewißensfreiheit statuiren dürfe, daß sie im Gegentheil auf gewisse Schranken der kirchlichen Gestaltung halten müße, trennte er sich nun auch von den strenger independentisch gesinnten; und da die Opposition der Anhänger des Königthumes nie erstorben war, und nun auch die der Katholiken in erneuerter Kraft hinzukam, sah sich Cromwell troß dem, daß er kurz zuvor die höchste Stellung gewonnen zu haben schien, oder vielmehr eben deshalb, rings von feindlichen Umtrieben umgeben. Sogar unter den zurückgebliebenen Parlementsgliedern waren noch viele gegen Cromwells weitere Plane, so daß diese

mit einer Art Sophisterei die Sitzungen des Parlementes abzukürzen suchen muste. *)

Diese sophistische Procedur machte alle demokratischer gesinnten Kreise unwillig auf den Protector, weil dieser deutlich dadurch bewies, daß er à tout prix in bestimmter Weise regieren wolle und die Parlemente nur dulde, wenn sie dieser Weise dienten. Zeither hatten alle, denen Cromwells Regiment nicht angenehm war, ihre Hoffnung noch auf die Wirksamkeit der Parlemente gesetzt; nun verzweifelten sie daran, in gesetzlichen Formen noch irgend etwas gegen den Lord Protector unternehmen zu können; und Verschwörungen schienen ihnen das einzige übrige Mittel, zum Ziele zu kommen. Cromwell aber, von geheimen Feinden, die mit gewaltsamen Planen umgiengen, umgeben, kam in immer gespanntere Stimmung — und außerdem sollte er nun die Qualen durch machen, die für eine Regierung aus unzureichenden Finanzmitteln erwachsen, dieselben Qualen, in welchen im Grunde Karl I. zu Grunde gegangen war; denn das Parlement hatte der Protector vertagt, bevor dasselbe die hinreichenden Steuern votirt hatte. Steuern gewaltsam zu erheben, hatte Cromwell den Muth nicht; dies Parlement wider Sitzungen halten zu laßen, durfte er gar nicht wagen. In dieser Noth begann er Krieg mit Spanien, um sich durch die Beute, die ein Seekrieg an spanischen Silberflotten versprach, zu Gelde zu helfen. Da damals auch Frankreich noch mit Spanien, was an dem westfälischen Frieden nicht Theil genommen hatte, im Kriege war, schloß Cromwell zugleich mit Lud-

*) Es war dem Parlemente eine Sitzung von 5 Monden garantirt worden, als vor welchem Zeitraume es nicht vertagt werden solle. Noch waren einige Tage bis zum Ablaufe von fünf Kalendermonaten und das Parlement arbeitete eben an einem Gesetze, welches Cromwells Gewalten weiter beschränken sollte. Man war eben dabei, das Gesetz förmlich zu absolviren, als Cromwell das Parlement doch vertagte, indem er den Doppelsinn des englischen Wortes month, welches wie unser deutsches Mond einen natürlichen Monat eben so gut wie einen Kalendermonat bedeuten kann, benutzte und die eben abgelaufenen fünf natürlichen Monate rechnete, nicht die noch kurze Zeit zur Vollendung bedürfenden fünf Kalendermonate.

wig XIV. ein nahes Bündniſs. Aber der Seekrieg brachte nicht nur nicht so viel ein, als Cromwell gehofft hatte, sondern kostete so viel, daß Cromwell am Ende sich doch nicht anders zu helfen wuste, als durch Berufung eines neuen Parlementes zum Sept. 1656. Er empfahl bei den neuen Wahlen Candidaten. Das half in Irland und Schottland als in abhängigen Ländern; aber keineswegs überall in England, wo man vielfach auf seine Candidaten keine Rücksicht nahm.

Cromwell suchte nun bei der Eröffnung des Parlementes dieses einzuschüchtern und zu seinem Gunsten zu stimmen, indem er ihm die Gefahren darlegte, die der Zustand des Landes durch den Krieg mit Spanien, durch die Umtriebe der Royalisten, Katholiken, Levellers und Anabaptisten erleide — dabei schloß er mit der energischen Erklärung, daß, wenn der Gefahren auch noch mehre wären, wenn auch die Welt voll Teufel wäre, der Gott Jakobs, der bisher mit ihm gewesen, ihm auch ferner zu Ausrottung oder Niderwerfung seiner Feinde beistehen werde. Er hatte dem Parlemente diese Rede nicht im eigentlichen Sitzungssale gehalten, und eine Wache hinderte dann am Eintreten in diesen Saal jedes Parlementsglied, was nicht ein Certificat von Cromwells Staatsrathe aufweisen konnte. Mit dieser neuen gewaltsamen Maßregel machte er also das Parlement wider zu einer Körperschaft lediglich in seiner Hand. Es erktärte auch sofort den gegen Spanien begonnenen Krieg für gerecht, votirte die dazu nöthigen Gelder und Cromwell war eben daran, durch die Willfährigkeit dieser Körperschaft auch den Königstitel zugetheilt zu erhalten, als er unter den Officieren eine Stimmung wahrnahm, die ihm diesen Schritt unräthlich erscheinen ließ. Er selbst erklärte sich also gegen den Königstitel, als ihm derselbe geboten ward; doch stellte er im Sommer 1657 mit Hilfe dieses Parlementes auch ein Oberhaus und zwar so her, daß er die Glieder desselben ernannte und das Unterhaus sie bestätigte. Im Jan. 1658 kam zuerst ein Parlement in dieser neuen Form wider zusammen. Cromwell durfte von dieser Gestaltung manchen Vortheil hoffen, in

dem es einer Regierung leichter möglich wird, in einem von zwei so ganz verschieden componirten Collegien wenigstens eine hindernde Majorität zu gewinnen, deren Cromwell nach dem Verzicht auf das Veto in der Legislation durchaus bedurfte. Eben deshalb aber begannen die Sitzungen des neuen Unterhauses mit einer Untersuchung, ob Cromwell berechtigt gewesen sei, eine solche Verfaßungsänderung einzuführen und namentlich, ob er als ermächtigt betrachtet werden könne zu Ernennung der Lords. Es zeigten sich bei dieser Verhandlung so viele Oppositionselemente gegen Cromwell, daß dieser am Ende für das Gerathenste hielt, schon Anfangs Februar auch dies Parlement wider aufzulösen. Er war nun bei den fortgehenden Verschwörungen und Attentaten seiner Feinde und bei der Geldnoth der Regierung in der kritischesten Lage. Wenn auch seine Macht auf den ersten Anblick noch so fest zu stehen schien, er selbst hatte das Bewustsein erhalten, namentlich seit der letzten Parlementsopposition erhalten, daß er kein sittliches Fundament habe, daß er im Gegentheil mächtige sittliche Strömungen gegen sich habe. Die jahrelange Anstrengung, die Seelenspannung der letzten Zeit konnten zwar seine Energie, weil seine Hoffnung auf Gott, in dessen Sendung zu sein er noch immer glaubte, nicht brechen, aber eine andere Stimmung, als in welcher er früher gerungen und gekämpft hatte, beschlich ihn doch allmälig. Es ist ganz etwas anderes, in einzelnen Momenten, in denen man überdies selbst in der Regel in erhöhter Stimmung ist, sein Leben muthig in die Schanze schlagen — und etwas anderes, alle Tage und alle Stunden wie auf einer Mine, die jeden Moment springen kann, zu leben; auch in Stunden schwächerer Stimmung sich fortwährend in solcher Lage zu befinden. Es wird wenige Menschen geben, die da nicht irgend einmal von Todesfurcht beschlichen würden — und in wessen Herzen erst dieser Dämon, die Furcht vor dem Tode, Platz genommen hat, der ist ein verlorener Mensch, bei lebendigem Leibe ist er um das eigentliche Lebensbewustsein, um alle Frische des Handelns, um alle religiöse Erhebung, weil um den Glauben an sich,

selbst gebracht. Wer sich vor dem Tode fürchtet, ist unter allen Umständen von Gott verlaßen, vollends aber, wenn er einer Regierung vorstehen soll. Cromwell besaß allerdings die Energie, wie auf einer Mine zu leben, ohne in sich muthlos zu werden — aber darin hatte seine Stimmung doch eine ganz andere Färbung erhalten, daß er nun deutlich einsah, daß der Staat, der specifisch christliche Staat, wie er ihm als Zielpunct, als Fahne, der er nachzog, vorgeschwebt hatte, mit den Mitteln und mit den Menschen, mit welchen er es zu thun hatte, nicht zu erreichen sei. Wer, wie Cromwell, den Hauptaccent auf die subjective religiöse Ueberzeugung legt, wird nie eine kirchliche Basis des Staatslebens herstellen können. Während er aber, in seinem innersten Lebensmuthe durch diese Enttäuschung noch nicht gebrochen, fortschritt, glaubte er doch nicht die nöthige Vorsicht versäumen zu dürfen, wie sie die veränderte Lage forderte. Er ward täglich schwerer zugänglich. Durch diese Abgeschloßenheit aber kam er in die üble Lage aller wirklichen Tyrannen, nämlich bald kein sicheres Gefühl mehr zu haben für die Stimmungen im Volke, welche berücksichtigt sein wollen. Er fühlte diesen Mangel, der ihn nun drückte, bald selbst — bemerkte selbst, daß er hie und da fehlgreife und ward so auch unsicherer in seinen Schritten. In dieser Zeit (am 6. Aug. 1658) starb seine Lieblingstochter, Lady Elisabeth Claypole, deren Wesen immer eine beruhigende Wirkung auf ihn geäußert hatte, deren Tod ihn darum um so schwerer darnider warf; sie starb in dieser Zeit an einer Krankheit, aus welcher kein Arzt klug zu werden wußte, welche wie es schien mit dem innersten weiblichen Organismus zusammenhieng, und von den aufregendsten Erscheinungen begleitet war. Sie war immer eine entschiedene Royalistin gewesen — die letzten Wochen vor ihrem Tode kam der Vater nicht von ihrer Seite; in den vertrauten Besprechungen, die da noch statt hatten, mag die Tochter noch mächtig auf des Vaters Seele gewirkt haben. Er hatte sich früher in vollem Rechte geglaubt, auch gegen seinen König, weil er meinte, für einen höheren König zu strei-

ten, von dem Höchsten geschützt und geführt zu werden. Durch diese Mission, an welche er glaubte, war er über alle Scrupel unbesinnlich hinübergeschoben worden. Nun sah er nicht nur, daß diese Mission zu Gründung eines christlichen Staates ein Traumbild gewesen war, dem er nachgejagt hatte, sondern, seit er selbst regierte, hatte er auch die unabweisbare Erfahrung gemacht, daß so vieles, was er früher Karl persönlich zum Vorwurf gemacht hatte, untrennbar an der Stellung eines regierenden Mannes hänge; er muste sich sagen, daß er selbst in vielen Dingen handle, wie Karl gehandelt hatte, daß ihn in anderen Dingen nur seine mangelhafte Stellung als Usurpator hindere, in des gemordeten Königes Fußstapfen zu treten. Das Haupt des Königes stieg seiner Phantasie nun wohl dann und wann als ein blutiger Vorwurf empor, als das Bild eines unschuldig gemordeten, den er hatte opfern laßen, ohne es selbst beßer machen zu können. Seine Gesundheit wenigstens brach in den Aengsten um die sterbende, nachher in den trüben Stimmungen im Andenken an die gestorbene Tochter. Er war lange ohne Schlaf; dann erkrankte er selbst, noch im August — er bot seiner Natur Trotz; schon krank ritt er noch aus. Aber seine ursprüngliche Heldennatur war doch solchen Kämpfen nicht gewachsen. Das Fieber warf ihn auf das Lager und am 3ten September 1658 starb er — am 3ten September, dem Tage seiner Siege bei Dunbar und Worcester, dem Tage, der ihm fast immer Glück gebracht hatte, und auch nun durch einen Tod der Erlösung aus unlösbarer Verwickelung.

Mögen an Cromwell ein Beispiel nehmen alle edle Naturen, die Gott in der Ferne suchen in selbstgemachten Idealen, welche sie doch nur Irlichtern gleich in den Abgrund locken. — Gott ist nah und seine Ordnung für unser sittliches Leben ist sehr einfach und klar. Christen, wenn sie sich nicht selbst verblenden, ist sie deutlich geoffenbart. Aber allerdings die Verhältnisse unter denen Cromwells Geist sich emporstreckte, machen seine Verblendung zu einer begreiflichen.

Drittes Kapitel.

Richard Cromwell und die Restauration. Die Staatsrechtslehre in England in und seit dieser Zeit bis zu Anfange des 18ten Jahrhunderts.

Gilbert Burnet history of his own time (1660—1713) vol. I. London 1724 vol. II. 1734. fol.

Thomas Babington Macaulay history of England from the accession of James II. 3 voll. Leipzig 1849. 12.

§. 1. Bis zur Restauration.

Cromwell hinterließ als er starb zwei Söhne: Richard und Henry. Er hatte Richard sehr zurückgesetzt, weil in ihm ein tieferer, ernsterer Sinn, wie er ihn verlangte, nicht war. Richard war in Staatsangelegenheiten fast gar nicht verwickelt worden. Er hatte Jura studirt, geheirathet, als Landedelmann gelebt — nur in das neue Oberhaus war er durch des Vaters Ernennung eingetreten. Henry hatte eine militärische Laufbahn durchgemacht und war bei seines Vaters Tode Statthalter in Irland. Cromwells Tod ließ dem Staatsrathe das volle Gefühl der Lücke, die seine Persönlichkeit ausgefüllt hatte. Es war nicht daran zu denken, daß einer der anderen Generale auch nur entfernt so viel Tüchtigkeit gezeigt, so viel Liebe beseßen hätte bei irgend einem ansehnlichen Theile des Volkes, als nöthig gewesen wäre, um ihn mit Erfolg an Cromwells Stelle zu setzen. Eine Republik ohne regierendes Haupt einzurichten, konnte jedoch dem Staatsrathe auch nicht einfallen, da er vor allen die Parteizerrißenheit des Landes kannte und Cromwells Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Erhaltung eines monarchischen Momentes in England ganz besonders auch auf die Glieder des Staatsrathes gewirket haben muste. An Karls II. Berufung konnte der Staatsrath aber auch nicht denken, da mehrere der angesehensten Glieder desselben, so wie der obersten Stellinhaber in der Armee die stuartische Familie zu fürchten hatten wegen der Theilnahme an der Verurtheilung Karls I. — Und so zeigte sich die Macht des Gedankens der Erblichkeit in Beziehung auf die höchste Gewalt einmal recht deutlich: da man auf einen Stuart den Verhältnissen nach nicht zurückkommen konnte, wählte der Statsrath wenigstens Oliver Cromwell's

Sohn Richard, trotz seiner Unbedeutendheit zum Protector, und gegen diese Ernennung regte sich anfangs nicht der geringste Widerspruch, und niemand würde Richard haben verdrängen können, wäre in ihm auch nur ein Funken regierendes Geistes gewesen.

Nothwendig muste Richard, nachdem er zum Protector ernannt war, sofort das Parlement berufen. Es versammelte sich im November und das Unterhaus enthielt die extremsten Bestandtheile. Die Hälfte nur der Mitglieder waren entschiedene Anhänger des Protectoratssystemes. Etwa dreißig — unter ihnen die alten Führer im vorangegangenen Bürgerkriege: Sir Henry Vane, Haslerig, Bradshaw u. s. w. — waren entschiedene Demokraten. Alle übrigen waren theils wirklich unentschiedener Ansicht, theils verbargen sie hinter dieser Maske royalistische Interessen. Indessen bildete sich doch eine Majorität der Protectoristen und das Unterhaus erkannte im Febr. 1659 Richard als Protector an; im März erkannte es endlich auch förmlich das neue Oberhaus an. Aber im Heere stieg allmälig die Unzufriedenheit darüber, daß ein Mann an die Spitze des Staates gekommen war, der nur eine civile Bildung und gar keine militärische Auszeichnung hatte. Eine Partei im Heere arbeitete darauf hin, der Protector solle auf das Civilregiment beschränkt, es solle ein tüchtiger Officier an die Spitze des Heeres gestellt werden. Da verlangte das Parlement, die Officiere sollten einen Eid leisten, das Parlement aufrecht halten zu wollen — und dem Militär solle verboten werden, berathende Zusammenkünfte zu halten. Die Officiere waren aber nun schon zu sehr daran gewöhnt, sich als einen Staat im Staate und als dessen wichtigste, Ausschlag gebende Corporation zu betrachten. Sie erklärten also dem Protector, entweder solle er das Parlement auflösen oder das Heer werde es mit Gewalt thun und dann sei es um sein Protectorat nothwendig auch geschehen. Richard, der sich einem Kampfe mit dem Heere nicht gewachsen sah, löste das Parlement im April 1659 auf. Durch diesen Schritt aber, wie er ihn that, machte er jedermann deutlich, daß die höchste Gewalt nicht bei

ihm, sondern bei der Armee sei, an deren Spitze zwar sein Schwager Fleetwood, dem Cromwell einst Hoffnung auf die Nachfolge im Protectorate gemacht, durch Richards Ernennung stund, aber welche eigentlich, da Fleetwood ein schwankender Character war, vom Obrist Lambert geleitet ward. Lambert, an der Spitze der Officiere, behauptete nun, Cromwell habe nie ein Recht gehabt, das lange Parlement auseinander zu treiben und ebensowenig habe er ein Recht gehabt, ein neues zu berufen. Das seien bloße Gewaltthätigkeiten gewesen. Das lange Parlement sei zwar der Gewalt gewichen, dem Rechte nach aber daure es noch fort, und es bleibe, um in die Wege Rechtens wider einzulenken, nichts übrig, als dessen Glieder abermals zusammen zu rufen. Auf diese Ansicht gieng Richard ein, und auf seine Einladung kamen wirklich im Mai 1659 noch 42 Glieder jenes Parlementes in London zusammen und erklärten sofort, daß die früher auf Verlangen des Heeres ausgeschloßenen Presbyterianer ausgeschloßen bleiben sollten. So war man also von neuem in jene schwierigen Verhältnisse zurückgeworfen, wo mit Hilfe der independentischen Glieder des Parlementes (oder des Rumpfes vielmehr) in England ein Militärregiment bestund — in jene Verhältnisse, aus denen Oliver Cromwell mit so großer Anstrengung heraus zu kommen gesucht hatte. Der Rumpf nahm in Uebereinstimmung mit dem Heere die höchste Staatsgewalt in England, Schottland und Irland an sich und erklärte für die weitere Ordnung der Verfaßung Sorge tragen zu wollen. Auf Richard nahm der Rumpf wenig Rücksicht. Henry Cromwell in Irland erklärte sich nun für die stuartische Familie; dagegen Monk in Schottland erkannte die Gewalt des Rumpfes an. Officiere und Gemeine der irländischen Armee waren jedoch bald in demselben Interesse, wie die Armee in England und Schottland — „die gute alte Sache des Heeres" hatte noch eine zu große Gewalt über die Gemüther. Henry Cromwell muste seine Stellung in Irland aufgeben. Die Verwaltung der Insel kam an eine Commission; die Führung der Truppen auf derselben an Generallieutenant Ludlow. Für Henry's

Bruder Richard sorgte der Rumpf durch Decretirung einer künftigen Jahresrente von 10000 L. St. — aber später ward diese Rente nicht gezahlt und Richards Einfluß im Uebrigen hatte ohnehin durch das Auftreten des Rumpfes ein Ende.

Es war aber nur zu natürlich, daß sich der Betrachtung sehr vieler verständiger Menschen die Bemerkung aufdrängte, daß man unter dem freistaatischen Regimente weit größere Opfer zu bringen gehabt habe, als unter dem königlichen; daß die an die Stelle der königlichen getretenen Regierungen an Gewaltsamkeiten und rechtlich nicht zu vertheidigenden Usurpationen Alles überflügelt hätten, was Karl I. jemals in dieser Art gewagt; — ja! es war klar, die Rebellion hatte keine Beßerung, sondern in der That eine Schlimmerung gebracht, und da noch nirgends der Punct gefunden war, wo diese neue Regierung in die Bahn Rechtens aus der Usurpation hineinlenken könne, durfte man noch mancher gewaltsamen Entwickelung in der nächsten Zukunft entgegen sehen. Wendete man dagegen, seinen Blick auf Karl II. so erschienen alle Bahnen geebnet; sobald man sein Erbrecht auf die Krone anerkannte, war aller Streit über die höchste Gewalt zu Ende, und wenn er als König ein Parlement berief in den alten Formen, konnte niemand dessen Rechtmäßigkeit bezweifeln. Unwillkührlich, bloß durch die Gewalt der Umstände, breiteten sich royalistische Ueberzeugungen in eben dem Maße aus, als das Heer anmaßend hervortrat. Eine etwas festere Stellung erhielt das Parlement gegenüber dem Heere, als es mit der englischen Heerabtheilung in Streit gerieth, aber von Ludlow und Monk Versicherungen der Anhänglichkeit erhielt und das Decret durchsetzte, daß ein Hochverräther sei, wer es wage, ohne Parlement Geld vom Volke zu erheben. Als sich das Parlement dann auch noch der Ergebenheit einiger Regimenter in der englischen Armee versichert hatte, nahm es dem Obristen Lambert und einigen von dessen Freunden ihre Officierstellen und hoffte so das Heer ganz zu unterwerfen. Lambert aber wich nicht, sondern drang am 13ten Oct. des Morgens, als jene vom Parlemente gewonnenen Regimenter zum Schutze des Parlementes aufge-

stellt waren, mit 3000 M. nach Westminster vor; fieng dann mit dem Parlemente, seine Truppen aber fiengen zugleich mit den Parlementstruppen an zu unterhandeln, und da in dem Ohre jedes Soldaten „die gute alte Sache des Heeres" einen zu guten Klang hatte, liefen die Truppen des Parlementes über. Das Parlement sah die Unmöglichkeit ein, Widerstand zu leisten und bequemte sich dazu, seine Sitzungen einzustellen. Der Rath der Officiere regierte wider das Königreich und machte Fleetwood zum Lord Obergeneral mit denselben Attributen, welche Cromwell gehabt hatte.

Dies Verfahren der Armee, welches noch gar keine Rückkehr zu gesetzlichen Zuständen wahrnehmen ließ, machte endlich Monk in Schottland ungeduldig. Unter dem Titel eines Vertreters der alten Gesetze und Freiheiten des Landes trat er gegen die Militärherrschaft auf und nahm sich des Parlementes an. Einige Glieder des Parlementes, als sie von Monks Opposition gegen Fleetwood hörten, schöpften neuen Muth. Aber Monk selbst kam für einige Zeit in große Gefahr; denn ein großer Theil seiner Leute lief ihm davon und schloß sich an Fleetwoods Armee an. Monk berief in dieser Noth ein schottisches Parlement, was auf seine Absichten eingieng und ihn mit Geld unterstützte, während sein Auftreten überhaupt den Muth derer erhöht hatte, die endlich aus den militärischen Zwangszuständen heraus wollten. London war schon gegen das Officierregiment in Gährung, als sich Lawson, der einen Theil der Flotte befehligte und sie nach London führte, dem Verlangen nach Beendigung des Militäregimentes anschloß, und am Ende der Rath, welcher Fleetwood zur Seite stund, sich nicht mehr anders helfen konnte, als durch Berufung eines neuen Parlementes zum 24ten Jan. 1660. Als die Truppen sahen, daß der Officiersrath nachgebe und als der schwächere erschien, verließen sie Fleetwood ganz, der sich nun dem alten Parlemente, welches Haslerig vorzüglich geleitet hatte, unterwarf und schon am 26ten Dec. 1659 zog das Rumpfparlement abermals im Parlementsgebäude ein.

Während dies in London vorgieng, ermannten sich in

den nördlichen Landschaften des Königreiches die Presbyterianer, welche jetzt auch vom Rumpfe nichts wißen wollten und schon decidirt royalistisch gesinnt waren. Sie bemächtigten sich unter Anführung des Lord Fairfax der Stadt York am 1ten Jan. 1660. Monk gieng über den Tweed und marschirte auf London; erklärte sich zwar noch nicht geradezu, wie Fairfax wünschte, für Karl II., sondern bewahrte noch den Schein, als handle er für das Parlement, für welches er gegen Fleetwood aufgetreten war; allein er hatte vielfach auf seinem Zuge Gelegenheit zu bemerken, wie stark die royalistischen Ueberzeugungen im Lande wider geworden seien und traf danach seine Vorkehrungen. In London lagen unter anderen fünf Regimenter, welche „der guten alten Sache des Heeres" d. h. der antiroyalistischen und independentischen Gesinnung entschieden ergeben waren. Monk forderte vom Parlemente die Entfernung derselben, angeblich um Zänkereien mit seinen Truppen zu vermeiden — und das Parlement gieng in die Falle und entblößte sich von allen Widerstandsmitteln gegen Monk. Die Presbyterianer der City waren nun alle Royalisten; in deren Händen waren alle Magistratsstellen. Sie traten auf und verlangten ein vollständiges und freies Parlement nach dem alten Rechte des Landes. Monk erhielt vom Rumpfe Auftrag, die City für ihre Opposition zu züchtigen. Scheinbar gehorchte Monk; wuste aber, während er dies that, seine Truppen selbst gegen das Parlement zu stimmen, und so wie er wahrnahm, daß es ihm gelungen sei, diese Stimmung unter den Truppen hervorzubringen, verbündete er sich mit der City gegen den Rumpf und führte die früher aus dem Parlemente gestoßenen persbyterianischen Mitglieder in dasselbe zurück d. h. fast ebenso viele Royalisten. Haslerig und mehrere andere seiner Richtung, welche nun deutlich sahen, daß Monk sie überlistet habe, daß ihr Regiment zu Ende sei, wichen von selbst; bald hatte eine Monkische Partei im Parlemente die Majorität und annullirte nun alle Beschlüße, welche vom Parlemente gefaßt worden waren seit jener Vertreibung der Presbyterianer aus dem Parlemente. Dadurch ward auch das ganze ge-

walttätige Verfahren gegen Karl I., was ja in der Zwischenzeit statt gehabt hatte, rechtlich vernichtet und für eine usurpatorische Maßregel der Independenten erklärt. Ein neuer Staatsrath, fast ganz aus royalistisch gesinnten Männern bestehend, ward ernannt und Monk ward Befehlshaber des Heeres in allen drei Reichen. Dann endlich löste sich das lange Parlement am 16ten März 1660 selbst auf, nachdem es zuvor ein neues zum 25ten April berufen hatte. Alle Royalisten erhielten Amnestie und ihre Partei erhob nun ganz furchtlos das Haupt, wodurch sie selbst erst recht inne ward, wie stark sie sei; denn bis dahin hatte jeder nur einen kleinen Kreis royalistischer Bekannter übersehen; nun aber erblickte man bei weitem die Mehrzahl des ganzen Volkes in dieser Richtung. Geistliche fiengen hie und da schon an, Karl II. in das Kirchengebet einzuschließen, und was die Officiere noch im entgegengesetzten Sinne thun wollten, wuste Monk klug zu hindern. Dieser hatte mit Sir John Grenville schon Verabredungen getroffen über die Art und Weise, wie Karl II. sich mit einem milden, versöhnlichen Schreiben an das Parlement zu wenden, Amnestie, Religionsfreiheit, Bestätigung der Domänenverkäufe und Zahlung der Soldrückstände zu versprechen habe. Das neue Parlement war bei Weitem in der Mehrzahl presbyterianisch und schon am 1ten Sitzungstage langte Karls II. Schreiben an, dessen Vorlesung mit Beifallsbezeugungen gehört ward und sofort gieng im Unter- und Oberhause der Beschluß durch: nach den alten Gesetzen des Königreiches sei die Regierung einzig und allein bei dem Könige, den Lords und den Gemeinen; der König sei kein anderer als Karl II.; er solle kommen und den Thron seiner Väter in Besitz nehmen. Schon am 29ten Mai zog Karl II. als König in London ein, und man war in England der Rebellion und des Geschwätzes von Volksrechten und freier Verfaßung so überdrüßig, daß man nicht die geringste Vorsichtsmaßregel traf, den König durch von ihm erhaltene Zusagen so zu stellen, daß ihm ein Gehenlaßen in willkührlichen Entschließungen unmöglich geworden wäre; man ergab sich ihm gewißermaßen auf Gnade und Ungnade

Freilich würden solche Zusagen, wenn Karl II. so wenig sittliche Schranken in den Personen gefunden hätte, wie er wirklich fand, selbst wenn sie in einem beschränkenden s. g. Grundgesetze bestanden hätten, nicht weit geholfen haben; wogegen nur ein Wenig von würdiger Festigkeit und gerechtem Stolze in den Umgebungen des Königes ihn beßer als ein Grundgesetz auf wahrhaft königlicher Bahn erhalten hätte, da er nach den Lebenserfahrungen, die er gemacht hatte, die Regierung wirklich mit den ernstesten Vorsätzen antrat. Er fand aber in sich die Kraft nicht, bei diesen Vorsätzen lange auszuharren, da er selbst ein durchaus schwächlicher Character war und in seiner neuen Umgebung in England eher die vorherrschende Neigung fand, seine übelsten Eigenschaften zu nähren. Das Heer, als es Miene machte, noch einmal auf die s. g. gute alte Sache des Heeres zurückzukommen, ward aufgelöst; aller Widerspruch ward nidergeschlagen; die Richter Karls I., die allein von der Generalamnestie ausgenommen waren, wurden verfolgt und bis auf wenige, die in der Schweiz oder in den Wäldern Nordamerika's Verstecke fanden, wurden alle, die noch lebten, hingerichtet. Wie aber die Stimmung nach der politischen Seite in ihr völliges Gegentheil umschlug, so auch nach der religiösen. In der längeren Zeit, wo die religiös aufgeregteren das Heft in Händen gehabt hatten, war in England ein sehr strenges Sittenregiment gewesen. Wie auch die Independenten von den Presbyterianern und Anabaptisten in der Lehre abwichen, nach der sittlichen Seite waren alle einstimmig streng gewesen, und Tausende, die in sich nicht die mindeste Neigung zu ernstem Leben fühlten, hatten sich äußerlich dieser Strenge fügen müßen. Nun kam Karl II. mit seinen Cavalieren aus dem lustigen, lockeren Frankreich zurück; man fand in England die Stimmung im Allgemeinen gegen rigorose Sittenzucht gerichtet vor — da ward bald am Hofe ein ausgelaßenes Leben geführt, an deßen Zerstreuungen alle ernsteren Vorsätze Karls II. Schiffbruch litten und die weitere Folge war, daß alle, die sich zeither nur in einem Zwangszustande befunden hatten, die ausgelaßenen Sitten des Ho-

fes nur zu gern nachahmten; daß an die Stelle der noch vor Kurzem herrschenden Sittenstrenge eine fast allgemeine Lüderlichkeit, wenigstens lüderliche Gesinnung trat. Die Episkopalkirche ward streng restituirt, aber im Gegensatze der Dissenters, welche in den Kreisen der Presbyterianer, Independenten, Anabaptisten u. s. w. fortbestunden, die auch fast alle noch an der früheren Sittenstrenge hielten und deren Doctrinen sich fast alle um eine strenge, zum Theil völlig verkehrte Auffaßung von der Prädestination und der Gnade drehten, nahm die Episkopalkirche allmälig eine fast pelagianische Haltung an, legte einen hohen Werth auf das Verdienst der Werke des Menschen bei Gott, so daß sich die in ihrer Sittenstrenge beharrenden, größesten Theils den nideren Klassen des Volkes angehörigen Dissenters doch nach dieser Seite in einer großen Berechtigung zur Opposition befanden; gerade wie eine sehr berechtigte politische Opposition bald wider erwuchs, theils durch die frivole Haltung Karls II. und der höchsten Kreise im Allgemeinen herausgefordert, theils durch eine Maße Unzufriedener aus einzelnen Ursachen, indem z. B. die verkauften königlichen Domänen nun gegen die früher erregten Hoffnungen ohne allen Ersatz an die Käufer reclamirt wurden, dagegen den royalistischen Edelleuten, die ihre Güter zu Unterstützung Karls I. freiwillig verkauft und sonst die schwersten Opfer gebracht hatten, nicht der mindeste Ersatz dafür gewährt ward. Auch in Schottland ward die Episkopalkirche wider constituirt. Der Graf von Argyle ward am 27. Mai 1661 hingerichtet. In Irland vollendete die strenge Einführung und die Dotirung der Episkopalirche die Unterdrückung der armen katholischen Eingebornen der Insel.

§. 2. Bis zur Revolution und der Verdrängung der Stuarts vom englischen Throne. Die Statsrechtslehre in England seit der Rebellion bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts.

Es kann hier, wo wir nicht eine Specialgeschichte Englands, sondern nur eine Darstellung der Momente der englischen Geschichte, durch welche sie mächtig in die Entwickelung der Gedanken über menschliches Gesellschaftsleben eingreift, geben, nicht der Ort sein, die Misere der Regierung Karls II., wie sie sich allmälig aus dem wachsenden Mätressenwesen und Höflingsregimente heraus entwickelte, so wie das Zunehmen der Opposition, die all

[K]arl II. vollen Grund gab, ihn als katholisirend anzuneh[m]en, besonders wider erstarkte, im Einzelnen zu verfolgen. [M]anches dahin Gehörige wird sich zweckmäßer später in der [G]eschichte Ludwigs XIV. einflechten laßen. Karl II. blieb [a]ls König, troß aller Noth, die er bald ebenfalls mit den [F]inanzen, die von seinem Hofleben erschöpft wurden, und [m]it den Parlementen hatte, doch an der Spitze, und als [e]r in England für seine Absichten nicht mehr hinreichende [G]elder zu gewinnen wuste, trat er mit Ludwig XIV., dem er [h]offen ließ, England wider zur katholischen Kirche zurück[z]uführen, in nächste Verbindung, und erhielt unter dem [N]amen von Unterstützungsgeldern von der französischen [R]egierung seit 1670 regelmäßige Zahlungen, durch die [a]ber nun die politische Haltung des englischen Kabinettes [g]anz von Ludwig XIV. abhängig ward und in gewissem [G]rade auch blieb bis zu Karls II. Tode am 6ten Fe[b]ruar 1685.

Auf Karl II. folgte auf dem englischen Throne sein [B]ruder Jakob II., der zeitherige Herzog von York, wel[ch]er sich schon seit 1668 zur katholischen Kirche bekannte. [K]arl II. hinterließ aus gesetzlicher Ehe keinen Sohn. Ohn[g]eachtet Jakob II. seine Regierung begann mit einer feier[li]chen Erklärung, daß er die rechtlich begründete Verfaßung [i]n Staat und Kirche unangetastet laßen werde; ohngeach[t]et ihn anfangs die Parlemente von Schottland und Eng[l]and mit Geld hinreichend unterstützten, auch die französi[sc]hen Zahlungen fortdauerten, und er die Begünstigungen, [d]ie er seinen katholischen Glaubensgenoßen zu Theil wer[d]en ließ, durch eine allgemein independentische, also auch [d]en protestantischen Dissenters zu Gute kommende, Hal[t]ung deckte, erregte doch seine Regierung bald dadurch in [w]eiten Kreisen Unzufriedenheit, daß man bemerkte, wie er [ei]ne Maßregel nach der anderen, wenn auch so weit es nö[t]hig war in gesetzlichen Wegen, traf, nicht nur das ste[h]ende Heer zu vergrößern, sondern auch in demselben ka[t]holische Officiere in immer größerer Anzahl anzustellen. [T]roß seiner früheren feierlichen Versprechungen fieng man [b]ei dem Gefühle von Schwäche und daraus folgender Furcht-

gegen die, zu Ausbreitung des Katholicismus von Jakob II. benutzte, Religionsfreiheit, die er eben hatte proclamiren laßen. Jakob hatte gegen sie, weil sie den Inhalt ihrer Protestation public gemacht hatten, einen Proceſs eingeleitet, und hatte sie zwei Tage vor der Niderkunft der Königin in den Tower bringen laßen. Das ganze Land sah in ihnen Märtyrer für des Landes Interessen. Der Widerwille gegen den König, die Theilnahme für die Prälaten sprach sich unverholen aus. Nun war vollends die Prinzessin von Oranien nicht mehr die nächste Thronerbin; des Prinzen von Oranien Einspruch konnte nirgends mehr die Freiheiten des Landes schützen. Der König hätte noch das freudige Eräugniſs der Geburt seines Sohnes zu einem Gnadenacte benutzen und die gefangenen Prälaten frei laßen können. Er versäumte aber diese gute Gelegenheit, einen falschen Schritt ungeschehen machen zu können; setzte den Proceſs fort und ließ die Prälaten wirklich vor Gericht stellen, wo sie freigesprochen wurden am 30ten Juni. Wie ein Blitz war die Nachricht durch die Stadt verbreitet, sogar nach dem Lager auf der Hunslower Heide, wo der König eben Revue hielt, und er selbst muste den Jubel auch seines Heeres mit anhören über die Freisprechung der Prälaten. In derselben Zeit, wo sich die Volksmeinung so entschieden ausgesprochen hatte gegen Jakobs Verfahren, aus dem formellen Rechte eine Art Vogelstellernetz zu bereiten, an demselben 30. Juni unterzeichneten eine Anzahl vornehmer Engländer eine Adresse an Wilhelm von Oranien, worin sie ihm sagten: neunzehn Zwanzigstheile der Bevölkerung spreche sich so gegen den katholischen König aus, daß man bei einer Revolution auf ihren Beistand rechnen könne. Er solle mit einer Truppenmacht kommen, hinreichend um für die ersten Schritte Schutz zu gewähren. Es werde ihm Alles zufallen. — Und sofort traf Wilhelm nun Anstalten zu einer Landung in England. Ohngeachtet Ludwig XIV. Jakob II. warnte, blieb dieser doch lang ganz sicher; und als er endlich Anstalten traf, richtete er sie gegen die östlichen, besonders nordöstlichen Küsten hin, weil er hier den Punct der beabsichtigten Landung g

ichtig vermuthete. Stürme aber hatten Oranien zu einer anderen Richtung gezwungen, als er selbst zuerst beabsichtigte, und so teuschte das Schicksal selbst König Jakob und Wilhelm landete ungehindert am 15. Nov. 1688 im Hafen von Torbay.

Als Wilhelm bei Torbay ohne Hinderniss gelandet war, begieng Jakob von Neuem einen Fehler, indem er, statt rasch Anstalten zu treffen, Wilhelm entgegen zu treten seine Truppen vielmehr eine feste Stellung nehmen ließ bei London. Wer Truppen in Bewegung und Action zu erhalten weiß, hat sie immer in der Hand; was früher Cromwell recht wohl wuste, denn damit allein hat er öfter ihm widerwärtige Stimmungen nidergehalten oder beseitigt. Die Armee hieng zum großen Theil noch so fest an dem Könige, daß dieser Theil in der Action die übrigen mit fortgerißen, daß Jakob an ihr eine feste Stütze gehabt hätte, hätte er sie rasch in kriegerische Thätigkeit gebracht. Kriegerische Thätigkeit ist ja sogar eine Freude für sich, ganz abgesehen von ihren weiteren Zwecken; als die Jagd auf das edelste Wild nimmt sie den in ihre Leidenschaft einmal hereingezogenen auch weiter gefangen. So aber ließ Jakob allen Unterhandlungen der Parteien, allen Einflüßen der bürgerlichen Kreise in London Zeit, sich zu entfalten. Als der Generallieutenant, Lord Churchill — ein kluger, aber durch und durch eigennütziger, von edleren Trieben verlaßener Mann (der nachmalige Herzog von Marlborough) diese Unsicherheit und Ungeschicktheit des Königes in den zu ergreifenden Maßregeln wahrnahm, verließ er, der sich schon früher alle Verhältnisse so zurechtgelegt hatte, daß er nach Gefallen mit dem Rücken oder mit der Schneide seines Meßers schneiden konnte, plötzlich den König trotz dem, daß er deßen Gnade seine ganze Stellung zu danken hatte (Arabella Churchill, seine Schwester, war eine von des Königes Geliebten) und gieng mit Lord Grafton zum Prinzen über. Bald war der Abfall allgemein. Jakobs Schwiegersohn, Prinz Georg von Dänemark war einer der ersten, der ihn verließ. Georgs Gemahlin, die Princessin Anna, welche ganz von Churchills Gemahlin dirigirt

ward, folgte nach; mit ihr zugleich Lady Churchill und Bischof Compton von London. Jakob rief, als er es erfuhr: „Gott stehe mir bei! meine Kinder haben mich verlaßen!“ Er wollte nun mit dem Prinzen unterhandeln; dieser gieng vorsichtig auf die Unterhandlung ein, um sich nicht den Vorwurf machen zu laßen, daß er nur seinen Vortheil suche, drang aber dabei auf London vor. Da gerieth Jakob vor der Zeit in Angst und floh und gab damit seine Sache ohne Weiteres verloren. Bei Shearneß ward er gefangen, wodurch Oranien, der einstweilen factisch die Regierung übernommen hatte und darauf rechnete, daß der König das Land verließe, in große Verlegenheit kam. Es blieb nichts übrig, als durch Maßregeln des Scheines Jakob so einzuschüchtern, daß dieser sich selbst weiter beseitigte und von Neuem flöhe. Dieser Plan gelang völlig und am 23. Dec. floh Jakob II. aus dem Reiche und gieng nach Frankreich. Wäre er in England geblieben, so würde er durch sein bloßes Dasein seinen Gegnern die größeste Verlegenheit bereitet haben, da seine Absetzung rechtlich in keiner Weise zu motiviren war. Auch ward sofort von einer zahlreichen Partei diese zweite Flucht angesehen als erzwungen und folglich der Thron als nicht dadurch erledigt und folglich Wilhelms Gemahlin nicht als die rechte Thronerbin. Diese Partei, welche ihren Halt an Prälaten der bischöflichen Kirche, namentlich an William Sancroft, dem Erzbischofe von Canterbury, hatte, fügte sich allerdings factisch den Verhältnissen, erkannte an, daß es Lagen gäbe, wo der leidende Gehorsam aufhöre, wie man z. B. unmöglich einem evident wahnsinnig gewordenen Könige weiter zu gehorchen habe, erkannte aber der Theorie nach auch die neue Regierung nicht als gesetzmäßig an, sondern wollte, daß die Regierung in des Königs Namen durch eine Regentschaft geführt werde. Diese Partei weigerte einer neuen Regierung, die nicht als Stellvertreterin Jakobs auftrat daher auch jeden Eid, der eine Anerkennung einschloß. Wäre Jakob nun vollends im Lande geblieben und hätte er hier durch feste und verständige Erklärungen die Ansichten dieser Partei unterstützt, er würde eine außerordentliche

Störung, vielleicht völlige Vereitelung der Plane Wilhelms zu Wege gebracht haben, da Wilhelm ja doch seinen Schwiegervater nicht auf gewaltsame Weise aus dem Wege schaffen konnte, ohne Alles zu empören. Eine von Sherlock geführte Anzahl Tories verlangte sogar, es solle mit Jakob selbst verhandelt und er nach Abschluß eines sichernden Vertrages selbst wider zur Regierung berufen werden.

Selbst nach der Flucht des Königes war man noch in großer Verlegenheit, wie man aus den Wegen der Gewalt wider einlenken solle in die Formen des Rechts, und man half sich nur dadurch, daß man Jakobs Flucht betrachtete als eine Verzichtleistung auf den Thron de facto, was sie in der That war (denn Könige die ihre Pflicht im Stiche laßen und ausreißen, ehe noch eine zwingende Gewalt sie treibt, als hätten sie ein böses Gewißen, sind in der That keine rechten Könige), was aber die erwähnte Partei der Eidweigerer bestritt, indem sie die Flucht als in Folge zwingender Gewalt statt gehabt ansah. Durch diese Verzichtleistung de facto, so schloß diese Partei des Prinzen, an deren Spitze Thomas Graf von Danby und der Bischof von London stunden, weiter, sei der Thron (da ja auch der Prinz von Wales nach Frankreich geflüchtet worden sei) unmittelbar übergegangen auf die Princessin Maria. Allein dieser Consequenz trat ein revolutionärerer Theil der Anhänger des Prinzen, den man als Whigs bezeichnete entgegen, gerade die eifrigsten Förderer seines Kommens; denn wenn man bei dieser Consequenz blieb, wenn die Princessin Marie de jure Königin war, war es unmöglich ihr, bevor man sie als solche anerkannte, noch wie man wünschte eine Art Capitulation vorzulegen — denn durch eine schriftliche Assecuration glaubte man diesmal vorbeugen zu müßen, daß nicht wider, wie bei der früheren Restauration, bald die Gedankenlosigkeit des Hoflebens das ganze Staatsleben mit sich fortriße. Ohne den Umstand, daß Wilhelm ein anderer Mann war, als Karl II., und daß Wilhelm und dessen Nachfolger überdies den vertriebenen König und seinen Anhang in und außer dem Lande zu fürchten, und ihre Regierung danach einzurichten

hatten, daß sie der Masse der Nation oder doch deren entscheidenden Gliedern fortwährend als wünschenswerth erscheine, würde auch eine solche Assecuration nur ein Wisch Pergament gewesen sein. Unter den vorhandenen Umständen aber (und unter den Ansichten der überwiegend entscheidenden Persönlichkeiten von dem höchsten Werthe einer pergamentenen Sicherstellung) half man sich endlich auf wahrhaft gewaltsame Weise durch eine Art politisches salto martale. Vierzig Peers, eine Anzahl Commoners und die Magistrate der Stadt London überreichten dem Prinzen Wilhelm, der für seine Person in England gar kein Recht hatte, als das der Waffen, eine Petition, er solle zum 22ten Jan. 1689 in seinem eignen Namen ein Parlement berufen. Vom Standpuncte strenges englischen Staatsrechtes konnte eine so berufene Versammlung gar nicht als ein Parlement gelten, denn zu einem solchen gehörte wesentlich, daß es vom Könige berufen sei. Allein da die Masse des Volkes und auch der stimmführenden Glieder des Volkes nun einmal Jakob nicht mehr als König und dagegen Wilhelm als König wollte, setzte man sich über dies strenge Recht hinweg. Das s. g. Parlement kam zusammen und beschloß am 28ten Januar: „da König Jakob II. durch Verletzung des Urvertrages zwischen König und Volk die Verfaßung des Reiches umzustürzen gesucht, auch durch seine Entfernung aus Großbritannien die Regierung de facto niedergelegt habe, sei der Thron erledigt." Das Oberhaus stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Einführung so revolutionärer Doctrinen in das englische Staatsrecht, denn das Unterhaus behauptete nun auch weiter, daß nicht bloß der König durch Verletzung des Urvertrages die Krone verwirkt habe, sondern daß auch absichtlich nicht sein Sohn, der Prinz von Wales, dem das Successionsrecht zustund, auf dem Throne folge; die Krone solle in Zukunft, wenn auch an Erbrecht, doch zugleich an die Wahl des Volkes gebunden sein. Man unterbreche die Linearerbfolge in der Absicht, um zu constatiren, daß die Krone vom Volke ausgehe, daß das Volk über die Succession mitzubestimmen habe. Um die Verwirrung nicht noch größer

werden zu laßen und doch durch ihre formelle Einstimmung nicht so revolutionäre Ansichten selbst zu sanctioniren, entfernten sich unter allerhand Vorwänden mehrere Peers — und so gewann endlich die whigistische Ansicht auch im Oberhause den Sieg. Der Thron ward nun vom ganzen Parlemente für erledigt erklärt und die Whigs wollten frei wählen, wollten Wilhelm allein, der gar kein Erbrecht hatte, wählen; — allein die entgegenstehende Partei (die Abtheilung der Tories, welche vom Grafen Danby und dem Bischofe von London geführt ward und von dem Grundsatze ausgieng, daß der Thron keinen Augenblick erledigt sein könne, daß der König augenblicklich von seinem rechten Erben ersetzt werde, und daß dieser rechte Erbe in diesem Falle niemand anders sei, als die Princessin Maria) erreichte doch, daß eben die Princessin Maria als Theilhaberin der königlichen Würde zugleich anerkannt und darin eine Bestätigung des Familienrechtes noch gelaßen ward. Man entwarf eine Wahlcapitulation die s. g. declaration of right, welche das Königspaar annehmen muste, bevor ihm die Königsrechte übertragen würden, und diese Capitulation enthielt im Wesentlichen, daß der König nie einseitig von den Gesetzen entbinden oder diese suspendiren dürfe; daß er keine außerordentlichen geistlichen oder weltlichen Gerichte gründen dürfe; daß er ohne Beistimmung des Parlementes kein stehendes Heer halten und keine Steuern erheben dürfe; daß alle grausamen und ungewöhnlichen Strafen und alle übertriebenen Bürgschaften ein Ende haben sollten; endlich daß die Wahl- und Redefreiheit des Parlementes und die Petitionsfreiheit des Volkes nicht beschränkt werden solle. Schottland trat den Entschließungen Englands vollkommen bei. Irland aber erkannte Jakob II., der selbst nach der Insel kam, weiter als seinen König an. Jakob berief ein Parlement von Irland, setzte die katholische Kirche und die alten katholischen Landeseinwohner wider in ihre Rechte ein und die seit der Cromwellschen Zeit auf der Insel angesiedelten englisch-protestantischen Landeigenthümer wurden vertrieben. Sie hielten sich zuletzt nur noch in der Stadt Londonderry, der am Ende Wilhelm von

England aus, als die Noth in der belagerten Veste schon in's Grauenhafte gestiegen war, zu Hilfe kam. Er schlug Jakobs Heer am 1ten Juli 1690 am Boynefluße. Jakob floh abermals nach Frankreich und bis zum Oct. 1691 (am 3ten Oct. ward Limerick übergeben) unterwarf Wilhelm wider die ganze Insel und stellte das frühere Unterdrückungsverhältniſs der katholischen Kirche und der katholischen Landeseinwohner nicht nur von Neuem, sondern weit strenger wider her.

Viertausend Irländer wurden außer dem Gesetze erklärt; eine Million und hundert Tausend Acres wurden confiscirt; und der bei der Uebergabe von Limerick geschloßene Vertrag ward so schlecht gehalten, daß außer den gesetzlich Verbannten noch viele, viele die Insel verließen. Bald griff auch die mercantile Eifersucht ein und brachte eine Gesetzgebung zu Wege, welche die protestantische Bevölkerung Irlands so hart traf, wie die katholische, wofür sich dann diese protestantischen Irländer wider schadlos zu halten suchten durch Bedrückung ihrer katholischen Landsleute.

Auch ohne daß diese Zeiten in England bedeutende Schriftsteller über die Thorie des Staatsrechts hervorgebracht hätten, würde man aus dem Verlaufe der Streitigkeiten seit Karls I. Thronbesteigung schließen müßen, daß sie für die Entwickelung der Staatsrechtstheorie von der größesten Bedeutung seien, da über die rechtliche, religiöse und selbst metaphysische Begründung des öffentlichen Zustandes während dieser Streitigkeiten viel und heftig verhandelt und den Ergebnissen der Verhandlungen gemäß von den siegenden Parteien die öffentlichen Verhältnisse geordnet wurden. Da zuletzt in diesen Streitigkeiten die revolutionäre Partei der Whigs siegte, ist auch durch ihren Einfluß in England die revolutionäre Ansicht vom Staate auf lange Zeit im Bewustsein der gebildeteren Völker Europa's zum Siege geführt worden, und bis auf einen gewissen Grad, kann man sagen, wurzelt die spätere französische Revolution in der englischen, wenigstens ist die Entwickelung der revolutionären Doctrin in Frankreich nur eine Folge der revolutionären Ansichten die in England zur Geltung kamen — und so ist hier der Ort, die Entwickelung dieser Staats-

rechtstheorieen von da an, wo wir sie zuletzt verlaßen, von der Annahme des Ursprunges aller Herrschaft durch eine Uebertragung von Seiten des Volkes in den Niderlanden und Schottland an, weiter zu betrachten, wobei wir zunächst noch einen niderländischen Staatsrechtslehrer als Uebergangspunct, in dessen Theorie sich richtige Sätze mit Consequenzen der eben entwickelten falschen Ansicht in eigenthümlicher Mischung finden, nämlich Hugo Grotius, zu berücksichtigen haben.

Hugo Grotius de jure belli et pacis. Zuerst Paris 1625.

Huyg de Groot oder Hugo Grotius (geb. 1583 zu Delft aus vornehmer holländischer Familie) erkennt noch ganz richtig an, daß Recht und Staat nicht Erfindungen der Menschen, sondern Bestandtheile der menschlichen Natur sind (naturalis juris mater est ipsa humana natura), daß Gott selbst als Schöpfer der menschlichen Natur, der er die Gesetze der Gerechtigkeit eingeschaffen hat, Grund des Rechts, des natürlichen sowohl, als des auf Grund des natürlichen bestimmter und schärfer gefaßten positiven Rechts ist. Inwiefern Gott nichts seiner Natur widersprechendes wollen kann, kann er auch selbst nicht Recht in Unrecht oder Unrecht in Recht wandeln, sondern das Recht hat in ihm selbst und an seiner Natur einen festen unerschütterlichen Boden. Allein diese richtige Ansicht gilt Grotius nur für die erste allgemeinste Begründung — den Zusammenhang der Eigenthümlichkeiten der Völker und der verschiedenen positiven Rechtsgestaltungen mit der Oekonomie Gottes in der Architectonik der Weltgeschichte weiß er nicht zu faßen, und räumt also bei der Gestaltung des positiven Rechtes dem zufälligen Uebereinkommen in zu weitem Umfange eine Entscheidung ein (civilis juris mater est ipsa ex consensu obligatio; die allgemeine, angeschaffene gesellige Natur des Menschen ist nach Grotius nur die Großmutter, die proavia des jus civile oder positiven Rechtes). Durch die Scheidung der Völker sind nach ihm die einzelnen Staaten als Kunstschöpfungen der Menschen, als corpora artificialia entstanden und zwar durch Uebereinkunft und Vertrag. Bei diesen Kunstschöpfungen hält er immer noch fest, daß sie organische Einheiten seien, durch deren Geist die einzelnen dem Ganzen verknüpft würden, die Rechtsgestaltung ihren Grund erhielte, wie der Organismus des menschlichen Leibes seinen zusammenhaltenden Grund an der Einheit der Seele habe, so daß er dem Satze beipflichtet: leges esse in civitate ut mentem in corpore humano. Er stellt daher dem positiven Rechte als Kriterion auf, daß es

nichts der allgemeinen Rechtsnatur des Menschen Widersprechendes enthalten dürfe; Gerechtigkeit und Gewißen sind ihm noch objective Schranken alles Völkerübereinkommens — das ist der letzte Abglanz seiner richtigen Grundansicht. Die concret eingeborne sittliche Natur der Völker war damals noch kein klar gefaßter Begriff, man konnte sie also auch noch nicht als die weitere Quelle des Rechtes erkennen — indessen die Einsicht, welche de Groot von der Natur des Staates hatte, war doch hinreichend ihm deutlich zu machen, daß die Theorie der Jesuiten von der Uebertragung der weltlichen Gewalt durch das Volk, die man bis zu seiner Zeit in calvinistischen Kreisen allgemein adoptirt hatte, nicht immer richtig sei (rejicienda est eorum opinio, qui ubique et sine exceptione summam potestatem volunt esse populi) — ja! bis auf einen gewissen Grad erkennt er auch die angeborene sittliche Natur der verschiedenen Völker als eine objective Bedingung und folglich Schranke ihrer Staatsbildung an, indem er sagt, es gäbe Völker, die von Hause aus untüchtig seien zur Republik — ja! soweit gieng er in einzelnen glücklichen Apperçus, daß er sich sogar über die in den Niderlanden herrschende Ansicht, die höchste Gewalt sei des Nutzens des Volkes wegen vorhanden, erhob (non illud universaliter verum est, omne regimen ejus qui regitur causa esse comparatum, nam quaedam regimina per se sunt regentis causa — ut quae victoria parta sunt, et non ideo tyrannica dicenda sunt.) und überhaupt die Einsicht, daß die wahre Monarchie die höhere Staatsform sei, durchfühlen läßt, wenn er sie auch nicht ausspricht. Auch geht er davon aus, daß selbst da, wo die öffentliche Gewalt ursprünglich beim Volke zu suchen sei, sie diesem nie habe bleiben können, da die Handhabung der öffentlichen Gewalt ein besonderes Organ erfordere, und dies Organ eben die Obrigkeit, das subjectum proprium summae potestatis sei. Aus welchen Gründen nun aber auch die obrigkeitliche Gewalt entstanden sei oder sich weiter entwickelt habe, meint er auf die heilige Schrift gestützt, hätten die, welche dieser Gewalt einmal unterworfen seien, kein Recht der Auflehnung — außer: in gravissimo et certissimo discrimine; denn: qui se hostem totius populi profitetur, is eo ipso abdicat regnum. Hiebei hat de Groot etwas Richtiges im Sinne, spricht es aber so unbestimmt aus, daß es auch der nichtswürdigsten revolutionären Gesinnung als Deckmantel dienen kann. Richtig und tief aber ist in de Groot das Gefühl von der innigen organischen Verbindung zwischen Obrigkeit und Unterthanen, so daß sie gegenseitig für ihre Sünden verantwortlich sind und ein Theil für den anderen und mit dem anderen zu leiden hat.

Die unbestimmte Faßung des Verhältnisses mit dem Volke in Streit gerathender Obrigkeiten und die Ansicht, daß die concrete Rechtsgestaltung, wenn auch von der Natur des Menschen gefordert, doch aus einer ex consensu obligatio hervorgehe, weist de Groot wider in die Reihe der Staatsrechtsentwickelung hinein, welche der Revolution in die Hände arbeitete, wenn auch die Behandlung der einzelnen Rechtsverhältnisse gut ausgeführt ist. Die Basis im Ganzen hat eine Lücke, in welche sich alles revolutionäre Denken einwurzeln kann — denn indem er im Einzelnen doch immer wider auf jenen Mangel der Basis hingeführt wird — spielt auch immer wider die ex consensu obligatio, was man später den Urvertrag nannte, eine Rolle. Man muß anerkennen, daß Hugo Grotius eigentlich seiner persönlichen Ansicht nach noch auf rechtem Wege war, daß aber die Umgebung eines durch Revolution gegründeten Staatswesens in den Jahren, wo seine Geistesentwickelung ihre Grundlegung erhielt (denn später muste er als Arminianer aus Holland fliehen und lebte meist in Paris, lange als schwedischer Gesandter) ihm doch so imponirte, daß er hie und da nicht dazu kam, die richtigen Consequenzen zu ziehen, daß also sein Staatsrecht in sich ein Moment hatte, von wo aus sich dessen Sätze nothwendig weiter entwickeln d. h. in ihrer Faßung widerlegen musten. Allerdings hatte diese Weiterentwickelung nicht so statt, daß sie direct an de Groot anknüpft — aber die richtigere Faßung, wenn sie bei ihm zu finden gewesen wäre, würde nothwendig den größesten Einfluß doch geübt haben auf die denkenden Geister. Die Weiterentwickelung fällt nun eben nach England und ward freilich, wie wir nach den betrachteten Begebenheiten in voraus schließen können, selbst wider eine falsche, also keine Widerlegung zur Wahrheit, sondern zu immer schärferer Zuspitzung des Irthumes.

Der Schriftsteller, welcher uns der Zeit nach zunächst begegnet, hat in der vorzugsweise practischen Richtung seines Interesses, so wie in der Härte, mit der er seinen Folgerungen nachgeht, etwas durchaus englisches an sich, wie er denn auch ein Engländer ist, Thomas Hobbes nämlich (geb. 1588 zu Malmesbury, in Oxford gebildet und dann sein Leben hindurch mit der Familie Cavendish, der herzoglichen von Devonshire, als Hauslehrer, Reisebegleiter, Secretär und Freund in dauernder Verbindung, während er in Zwischenzeiten auch anderen Verhältnissen angehörte, in Frankreich z. B. eine Zeitlang Karls II. Lehrer in der Mathematik war. Er starb 1679). In diesem Manne war insofern ein eigenthümlicher Widerspruch, als er einerseits fühlte und erkannte, wie hoch Moral und

Politik über den mathematischen und physikalischen Wissenschaften stehen, und doch glaubte jene höheren Wißenschaften durch die Anwendung mathematischer Methoden zu höherer Entwickelung führen zu können. Er kam in seinem Leben nicht dazu einzusehen, daß die Mathematik es überall nur mit Richtigkeit, nirgends mit Wahrheit zu thun hat, und daß sie den ärmlichen Strahl von Wahrheit, der allenfalls auch in ihre Entwickelungen hereinglänzt, erst höheren Wißenschaften, namentlich der Metaphysik entlehnen muß. Er möchte, in dieser Verwechslung der Wahrheit mit der Richtigkeit, der Freiheit mit der Nothwendigkeit am liebsten auch die moralischen Wißenschaften in ein dürres System richtiger Folgerungen verwandeln, weil sein beschränkter Geist nur in der Umgebung eines solchen festen Boden unter den Füßen fühlt. Ehrenwerth und ein Zeugniſs ursprünglich höherer Anlagen bleibt es indessen, daß er wenigstens in der Religion auf diese Bestrebungen verzichtete und sich als treuen Anhänger des Bekenntnisses der bischöflichen Kirche zeigte, ohne dasselbe den Manipulationen seiner Art wißenschaftlicher Prüfung zu unterwerfen.

Die Confusion in der Grundauffaßung drückt dann das ganze angeblich wißenschaftliche Verfahren des Mannes. Der Satz des Widerspruches und der richtige Syllogismus sollen ihm die einzigen Werkzeuge seines Baues sein — aber das Material, die Grundwahrheiten, aus denen er folgert, sind ihm Begriffsbestimmungen, Erläuterungen von Worten, die er doch selbst als durch willkührliche Uebereinkunft von den Menschen mit den Objecten in Zusammenhang gebracht annimmt. Die eigentliche, wirkliche Wahrheit, auf welcher ihm die Richtigkeit alles gefolgerten ruhen muß, ist das richtige „Wort" („veritas in dicto consistit" — „veritates omnium primas ortas esse ab arbitrio eorum qui nomina rebus primi imposuerunt"). Es liegt auch hier offenbar etwas Richtiges seiner Auffaßung zu Grunde (man vergl. Band I. S. 20—23, auch Band II. S. 586), nur nahm er den Schatten für den Körper, die populare Abbildung der Wahrheit für diese selbst; und indem er diesen Schatten zu Grunde legte als Ausgangspunct seiner Syllogismen, setzte er großestheils an die Stelle wirkliches Denkens ein Rechnen mit tauben Nüßen, für welche er gleichwohl den keckſten Anspruch erhob, daß sie Resultate der Wißenschaft seien, während er daneben von der Wißenschaft selbst auf seinem Standpuncte aussprechen muß, daß sie nirgends zu der Substanz vordringe, sondern ein Gedankenproceſs in dem Individuum bleibe, welches Individuum an die Beziehung seiner Sinne gebunden, über diese hinaus kein Mittel habe dem Objecte nahe zu dringen. Aus dieser Ansicht von den Bedingungen unserer

Erkenntniſs allein iſt ſeine ausnahmsweiſe Stellung zur Religion zu erklären, und nur zu verwundern daß, während er im Glauben eine Quelle der Faßung ſittlicher Wahrheit zugab, er dieſe Quelle doch nicht auch für andere Theile des ſittlichen Lebens, ſondern bloß hinſichtlich der religiöſen Einſichten benutzte. Im Grunde iſt ſein Standpunct der einer Menge confuſer Menſchen auch unſerer Zeit, nur daß ſie ſelten die Energie haben, ihren Standpunct ſo klar ſich und anderen darzulegen wie Hobbes.

Hobbes faßte nun die ex consensu obligatio, welche de Groot als dem bürgerlichen Gemeinweſen zu Grunde liegend dachte, als einen wirklichen Urvertrag und drängt ſich dadurch ſelbſt auf die chimäriſche Annahme eines Zuſtandes v o r dieſem Factum des Urvertrages hin. Er erkannte zwar dieſen Zuſtand als einen chimäriſchen d. h. nie wirklichen, ſondern nur der Erläuterung wegen angenommenen; allein die Folgen für die weiteren Entwickelungen waren dann wißenſchaftlich dieſelben; denn mit der, wenn auch bewuſterweiſe chimäriſchen Annahme eines Zuſtandes vor dem Urvertrage ſagte er ſich doch los von der einfachen Erkenntniſs, daß der Staat nothwendig mit dem Menſchen zugleich gegeben iſt, und daß, wenn nur Eine Familie auf der Welt wäre, dann in den Schooß dieſer Familie alle Attribute des Staates, alle Staatsgewalten hereinfallen müſten. Dieſe einfache Erkenntniſs war ihm von vornherein abgeſchnitten, da er mit Bewuſtſein ausſprach, daß die Vernunft nichts dem Menſchen angeborenes ſei, indem die Sprache erſt durch Uebereinkunft entſtanden ſei, die Vernunft aber auf der Sprache beruhe. Unbewuſt freilich ſpricht und argumentirt er zum Theil dieſen Sätzen ganz entgegen, ſieht die Vernunft als eine in allen Menſchen (trotz der Verſchiedenheit der Sprache) gleiche an u. ſ. w. Die Confuſion regiert auch auf dieſem Gebiete bei ihm. Seine Auffaßung der ſittlichen Zuſtände unter Menſchen erſcheint ſchon in ſeinem erſten Buche (elementa philosophica de cive, auctore Th. Hobbes Malmesburiensi. Abgefaßt zu Paris 1646 — alſo 21 Jahre nach de Groots Buche —; gedruckt ward es noch etwas ſpäter) durchaus abſtract; denn er reducirt das ganze reiche, aus dem Boden göttlicher Freiheit (d. h. in ewigen Geſetzen ſich entwickelnder Freiheit) ſproßende ſittliche Leben der Menſchen auf die Wirkung zweier Grundtriebe, die eben nur Abſtractionen ſind: nämlich auf die Wirkung des Eigennutzes und der Todesfurcht. Dieſe beiden Triebe bezeichnet er als virtutis moralis officiorumque civilium elementa. Es hängt das mit ſeiner Theorie der Empfindung und des Gefühles, die auch eine ebenſo ſenſualiſtiſche iſt, wie ſeine Theorie der Erkenntniſs, zuſammen. Aus den angenehmen und unangenehmen Eindrücken

leitet er Begehren und Verabscheuen ab, welches beides ein sehr vermitteltes und in diesen Vermittelungen schwankendes sein kann. Die Bewegung des Geistes durch diese Vermittelungen hindurch ist das Ueberlegen, dessen Schluß bildet die Entscheidung des Willens; deshalb ist der Wille nicht frei, sondern an das Resultat des vorhergehenden Processes gebunden; nur der *Mensch*, *in* welchem dieser Proceſs verläuft, ist frei, nicht sein Wille; und auch die Bewegung des Geistes ist nicht frei im Sinne der Abwesenheit aller Nothwendigkeit, sondern nur frei von Zwang, denn das Resultat jeder geistigen Bewegung ist ein nothwendiges aus seinen Ansätzen. Von diesen Grundlagen der Empfindungs- und Gefühlstheorie baut sich die Moral auf — in welcher nothwendig als Antrieb den ersten Platz erhält das Streben nach Erhaltung seiner Selbst als Verbindung alles übrigen Begehrbaren. So werden Todesfurcht und Eigennutz — oder der Trieb das Leben und Dasein zu erhalten, und diesem Leben und Dasein so viel Begehrungswürdiges wie möglich zu vereinen, die Grundlagen der ganzen moralischen Welt, auch des Staates. Der Mensch, so räsonnirt Hobbes, suche den Menschen aus Eigennutz, nicht aus Liebe, denn sonst müße jeder Mensch alle Menschen lieben und suchen, wobei wider die Abstraction, deren Unsinn schon Aristoteles gezeigt hat, hereingreift, daß alle Menschen aequales seien. Allerdings sind sie aequales in *manchen* Beziehungen sowohl äußerlich als innerlich — aber zugleich inaequales in *anderen* Beziehungen. Hätte Hobbes diese ärmliche, mangelhafte Natur seiner Aequalitätsabstraction richtig gefaßt, so würde er erkannt haben, daß die Liebe des einzelnen Menschen nicht eine in seinem Sinne allumfaßende sei, und daß man nicht zum Eigennutze seine Zuflucht zu nehmen brauche, um die Anhänglichkeit von Menschen an Menschen zu erklären, denn er würde Unterschiede, Grade der Liebe erkannt haben, würde selbst gleich de Groot die allgemeine Liebe als religiöses Postulat erkannt haben. Er aber blieb dabei: Sunt omnes homines natura inter se aequales. Inaequalitas quae nunc est, a lege civili introducta est. Aus seiner Aequalitätschimäre folgt von selbst der weitere chimärische Satz: natura dedit omnia omnibus. Indem die Natur Allen Alles giebt, giebt sie jedem nichts, denn ein Ding was so gut allen übrigen Menschen gehört als mir ist nicht mein; folglich entsteht nun ein Krieg des Eigennutzes Aller gegen Alle um die Dinge der Natur. Hier hätte sich eigentlich schon die Folgerung von Hobbes brechen müßen; er hätte luce clarius erkennen müßen, daß die Natur jedem seine besonderen Gliedmaßen und Sinne, seinen besonderen Willen, sein besonderes Gemüth, seine besondere Einsicht und Kraft, seine besonderen Aeltern zugetheilt hat. Allein er war so in seiner

Consequenz verfahren, daß er an diese angeborenen Eigenheiten (von denen er ohnehin nicht viel wißen wollte) nicht dachte, sondern unter den Gaben der Natur nur die vom Menschen ablöslichen, äußeren verstund, und so war ihm also das nächste: den Krieg Aller gegen Alle um die Dinge der Natur als den sittlichen Urzustand des Menschengeschlechtes anzunehmen. Dieser Krieg, so nahm er weiter an, ende partiell, wo ein Stärkerer über den Schwächeren siege. Diese partiellen Kriegsbeendigungen gewährten aber nur momentane, partielle Sicherheit und der zweite Grundtrieb des Menschen, die Todesfurcht, zusammen mit dem ersten, dem Eigennutze, verlangten doch vollkommene Sicherheit: quare quaerendam esse pacem, quatenus habendae ejus spes aliqua effulserit; ubi haberi ea non potest, quaerenda esse belli auxilia, rectae rationis dictamen est: haec est lex naturae. Der Staat ruhe also nicht auf dem consensus naturalis, denn dieser sei nicht vorhanden, sondern ein bellum naturale — er ruhe vielmehr auf dem dictamen rationis, welches den Krieg so weit als möglich beendige durch Friedensverträge und Hilfsverträge. So beginne der Staat mit diesem Urvertrage, der die Consequenz sei eines dictamen rationis. Allein nie würden die Einzelnen ihre Ansicht einigen, wenn jeder in dem Vertrage seinen Willen dem Inhalte nach haben wolle. Es sei also nöthig, daß die, welche diesen Urvertrag wollten, auf den Inhalt ihres Willens zu Gunsten eines einzelnen verzichteten: hoc autem fieri non potest, nisi unusquisque voluntatem suam alterius unius (nimirum unius hominis vel unius concilii) voluntati ita subjiciat, ut pro voluntate omnium et singulorum habendum sit, quicquid de iis rebus, quae necessariae sunt ad pacem communem ille voluerit. Das also ist Hobbes der Anfang des Staates. Daß es eine natürliche, bewuste oder unbewuste Einheit des Willens vieler giebt, wie sie in Sitten herrscht, wie sie die Eigenthümlichkeit der Familien, der Völker, der Staaten gründet, davon weiß der unglückliche Mann nichts — er kennt nur diese traurige Einheit der Aufopferung des Willens, zu welcher der Eigennutz schreitet aus Furcht vor dem Tode. Der Staat ist somit eigentlich von vornherein ihm mehr eine (in unserem Sinne) unsittliche Zwangsanstalt, und die ganze Auffaßung ist rein mechanisch.

Diese mechanische Ansicht erwuchs Hobbes ganz natürlich im Gegensatze der religiös-motivirten revolutionären Ansichten der englischen Puritaner, gegen welche er schon früher durch eine Uebersetzung des Thucydides ins Englische eine Gegenwirkung versucht hatte. Er hatte gehofft, das Bild der Carikatur der Demokratie in Athen solle auf seine Zeitgenoßen wir-

ken. Hobbes fühlte im Gegensatz der religiös bemäntelten subjectiven Staatsräsonnements der Puritaner das Bedürfniß einer festen Schranke und kam so auf seine ganz äußerliche, mechanische Fundation der höchsten Staatsgewalt. Diese höchste Staatsgewalt war ihm nun, wie das consequent aus seiner Ansicht von deren Ursprunge folgt, eine unumschränkte; denn keine Regierung sei denkbar ohne einen Theil der höchsten Staatsgewalt. Wer aber (und darin hatte er ausnahmsweise einmal Recht) einen Theil dieser höchsten Staatsgewalt habe, sei jederzeit im Besitze der Mittel, sich das Fehlende hinzuzunehmen; es sei ihm also im Grunde das Fehlende auch gegeben; in thesi habe jeder, der einen Theil der höchsten Staatsgewalt habe, die ganze. Dies ist wie gesagt richtig — nur wird dadurch nicht die Beschränkung, sondern die Theilung der Staatsgewalt negirt. Die Theilung ist eine Chimäre; die Beschränkung aber liegt in der Natur der Sache. Gott selbst ist wohl allmächtig (d. h. obwohl es keine Macht im Himmel noch auf Erden giebt, die nicht in ihm ruhte und von ihm ausgienge), doch beschränkt in seiner Macht und die Beschränkung hebt die Allmacht nicht auf — die Beschränkung besteht nämlich darin, daß nichts seinem Wesen Widersprechendes an ihm sein kann. So ist es auch mit der Macht des Staates; Beschränkungen liegen in ihrem Wesen selbst. Hobbes dachte aber bei Beschränkung stets an Theilung, weil die Versuche, welche in der Rebellion gemacht wurden, die Staatsgewalt zu beschränken, immer auf eine Theilung hinausliefen; also wahrscheinlich auch die der Rebellion vorausgehenden politischen Räsonnements unter Beschränkung immer Theilung verstanden hatten.

Hobbes kam indessen doch durch die Ausarbeitung seines Buches de cive weiter — er lernte während dieser Arbeit den Staat als in seinem Wesen einen faßen — also in ähnlicher Weise wie es de Groot durch den Ausdruck corpus artificiale ausdrückte — und so kam er, trotz aller mechanischen Anfänge, dazu daß ihm wenigstens ein schwaches Licht aufgieng über das Organische des Staatslebens — aber auch diesen Organismus faßte er freilich wider ärmlich und möglichst mechanisch. Er betrachtete nämlich den Inhaber der Staatsgewalt, die Obrigkeit (wie de Groot die Gesetze), als die Seele, und die Glieder des Staates als den von dieser Seele bewegten und geleiteten, bestimmten Leib. So stellte sich ihm der Staat als ein über das einzelne Individuum hinausgreifendes lebendiges Wesen dar, was er sich versinnlichte unter dem Bilde eines ungeheueren Thieres, unter dem Bilde des Leviathan. Der Staat sei gewissermaßen ein endlicher, sterblicher Gott. Daher

führt auch sein späteres Buch den Titel: Leviathan or the matter, forme and power of a commonwealth ecclesiastical and civil (zuerst London 1651). — Des Fürsten oder der Regierung Wille ist, nach Hobbes Ausführung, der alleinige Wille im Staate, denn der Fürst oder die Regierung ist die alleinige Seele des Staatsthieres. Von ihm oder von ihr geht alles Recht der Gliedmaßen aus, und diese haben kein Recht, als was er oder sie ihnen geben oder laßen will. Schon die Vergleichung mit dem menschlichen Leibe hätte diese chimärisch-mechanische Ansicht widerlegen müßen. Der Mensch kann wohl seinen Fuß abschneiden, aber ein Auge kann er nicht daraus machen; er muß ihm sein Recht laßen. So ist auch die Staatsgewalt der Natur der Sache nach in ihrer Gewalt über die Staatsglieder beschränkt. Hobbes aber, der persönlich sonst ein freundlicher gemüthlicher Mann, aber so wie er zu disputiren anfieng (gleich allen lebhaften aber schwachen Menschen) eine Art Verrückter war, sah und hörte nicht, wenn es galt, Consequenzen zu ziehen, so daß er sogar so weit gieng, zu behaupten, der Wille des Staatsoberhauptes sei im Staate die Quelle der Religionslehre, von welcher jedoch Hobbes (was auch nur bei seiner äußerlichen, mechanischen und bruchstückartigen Auffaßung möglich ist) den Glauben selbst unterscheidet (es ist wunderbar, wie ein Mensch einerseits den Glauben als den unmittelbaren Grund der Wahrheit aus Gott erkennen und sagen kann: credere animi actus est non a Deo jussus sed factus, quem quando et quibus vult Deus dat negatque" — während er andrerseits alles das glaubenslose, mechanische, salbadernde Wesen ausschüttet). Des Hobbes beide politische Werke erlitten später, nach der Restauration, eine verurtheilende Censur von Seiten des Parlementes.

Wie himmelweit verschieden auch Grotius und Hobbes in ihren Ausführungen sind, darin stimmen doch beide überein, daß sie den Ursprung des bürgerlichen Gemeinwesens, des Staates, in einem Vertrage suchen, also die Vertragstheorie zugeben. Dies war eine zu vortheilhafte Basis für die, welche die revolutionären Theorieen in England vertraten, als daß sie sie nicht sofort hätten aufnehmen sollen; und so kam sie von jener Zeit an auf lange hin als fast von allen Parteien anerkannt zur allgemeinsten Geltung. Von der revolutionären Seite sind damals unzählige Versuche zu Entwickelung des Staates gemacht worden; der bedeutendste aber unter den Vertretern dieser Richtung ist Algernon Sidney, jüngerer Sohn des Grafen Robert von Leicester. Seine Ansichten sind theils das Resultat des geistigen Lebens eines ganzen Kreises, einer ganzen Generation, theils haben sie durch sein persönli-

ches Wirken wider auf diesen Kreis, auf diese ganze Generation Einfluß gehabt, haben sie bilden helfen, wenn auch das Buch, was sie enthält, bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt ward. Man fand es als Munuscript 1683 bei seiner Verhaftung auf seinem Arbeitstische; ohngeachtet er erklärte, es schon lange verfaßt und nach langem Zwischenraume nur einmal wider durchgelesen und durchcorrigirt zu haben, glaubte man doch, er habe die Absicht gehabt, damals davon Gebrauch zu machen, und dieser Schrift wegen war er vornehmlich hingerichtet worden; gedruckt wurden dann diese: discourses concerning government erst längere Zeit nach seinem Tode unter König Wilhelm's III. Regierung, als die revolutionäre Staatstheorie in England bereits in gewissem Sinne öffentlich gesiegt hatte.

Hobbes hatte den Staatsgliedern durchaus leidenden Gehorsam zur Pflicht gemacht, weil die Aufgabe des Staates nur erreicht werde, wenn alle Einzelwillen dem Willen des Trägers der Staatsmacht aufgeopfert würden. Von einem ganz anderen Standpuncte aus, aus völligem Misverstande der biblischen Stellen vom Gehorsam gegen die Obrigkeit, kamen auch viele Geistliche der bischöflichen Kirche, die so viel durch die Rebellion zu leiden gehabt hatten, in dieser Zeit dazu, den leidenden Gehorsam zu predigen. Als Repräsentant dieser kirchlichen Ansicht tritt hauptsächlich Robert Filmer auf, welcher insofern eine richtigere Einsicht hat in die Entstehung des Staates, als er ihn aus patriarchalischen Formen der Familie ableitet — sein Werk führt deshalb den Titel: patriarcha. Er führt aus, was auch ganz richtig ist, daß Abraham ein Fürst gewesen, seine Hausgenoßenschaft in der That eine fürstliche Herrschaft. Allein er kennt die rechte Freiheit, den in Gesetzen und Sitten unter Festhaltung der Rechtscontinuität entwickelten concreten sittlichen Lebensbestand eines Volkes nicht und indem er nur die von ihrem sittlichen Grunde losgerissene, willkührlich und reflectirt sich zu gestalten trachtende Freiheit (also eigentlich Unfreiheit) der englischen Rebellion vor Augen hat, kömmt er dazu, daß er das Streben nach Freiheit überhaupt als Sünde bezeichnet. Gegen diese von Filmer am Besten vertretene kirchliche Ansicht, wie gegen Hobbes, wendet sich nun Algernon Sidney. Er beseitigt die Annahme eines patriarchalischen Ursprunges des Staates auf eine in der That sophistische Weise, indem er räsonnirt: die väterliche Gewalt ist entweder theilbar oder nicht — ist sie theilbar, so ist sie erloschen; ist sie untheilbar, so ist sie sehr bald auch der Form nach keine väterliche Gewalt mehr und kann es also ihrem Wesen nach auch nie gewesen sein, sondern sie muß eine allgemeinere Bedeutung haben. Es versteht sich von selbst, daß

patriarchalische Staaten aufhören, daß andere Statsformen an ihre Stelle treten; deshalb bleiben sie doch in historischer Beziehung der Anfang. Die Eiche ist auch keine Eichel mehr, und doch war sie einst ihrer Substanz nach ganz in einer Eichel beschloßen, war eine Eichel und hat sich von diesem Anfangspuncte an entwickelt (will jemand sagen, patriarchalische Staaten seien noch keine Staaten, so kann man das unter Verclausulirung zugeben, aber der ganze Disput ist dann auf einen Wortstreit reducirt).

Filmer hatte behauptet, daß auch der vom Volke gewählte Fürst von Gott sei, daß an der Obrigkeit immer noch ein Charisma hänge, was unmittelbar aus Gottes Ordnung sei, wenn auch Menschen sie scheinbar allein aus Gründen der Reflexion einrichteten, sobald nur das Bewustsein ihrer obrigkeitlichen Pflicht und Befugniss in ihnen sei, sobald sie nur der obrigkeitlichen Mission gemäß in irgend einer Hinsicht auftreten. In der That aber kann es Zeiten und Gemeinwesen geben, wo dies Charisma des Bewustseins irgend einer Art göttlicher Mission und einer Verantwortung vor Gott den Obrigkeiten selbst ganz abhanden kömmt, wo es auch der Staat mit Bewustsein gar nicht von ihnen fordert. Solche rein menschliche, gottverlaßene Gemeinwesen hat nun Algernon Sidney bei seiner Betrachtung allein vor Augen; und in Beziehung auf diese Gattung Gemeinwesen allerdings muß man zugeben, daß sie mit einem gewissen Schein als nur durch Vertrag oder durch Gewalt bestehend gefaßt werden können. Wer also **nur** solche Gemeinwesen kennt, kann auch wie Algernon Sidney den Ursprung des Staates nur in Vertrag oder Gewalt sehen. Von diesem Standpuncte aus sagt also Algernon Sidney **der** Staat, der ein vertragsmäßiger Rechtszustand und nicht ein Gewaltstaat der Unterdrückung sei, sei **durch** das Volk und **für** das Volk — wenn aber das Volk die Gewalt gehabt habe, die Staatsgewalt überhaupt zu constituiren, müße es auch die Gewalt gehabt haben, sie zu limitiren: qui dat esse, dat modum esse. So weit das erste Glied richtig ist, ist es allerdings auch das zweite; aber da man sieht, daß bei gewissen modis der Staat in Nichts zerfällt, wider andere modi nie sich vom Papiere zu wirklichen Lebensgestalten erheben können, ist deutlich, daß auch in dem esse des Staates etwas sein muß, was jenseits bloßer Reflexion und bloßer Willkühr liegt — mit einem Worte: eine göttliche Ordnung. — Nun sucht Algernon Sidney zu beweisen, daß der Mensch von Natur gar keine Neigung zur Monarchie habe; er führt das in seiner Art weitläuftig historisch aus. Gott selbst habe sich in Anordnung des israelitischen Staates gegen

die Monarchie ausgesprochen und für die Aristokratie, und daß also der Staat, wenn er auch eines monarchischen, in letzter Instanz entscheidenden Momentes bedürfe, doch nur dann wohl bestellt sei, wenn dies Moment zugleich durch aristokratische und demokratische Momente temperirt sei. Algernon Sidney misversteht aber hier offenbar sowohl Geschichte als Offenbarung. Für alles lebendig bestehende ist die erste Bedingung des Daseins, daß es ein in sich einiges sei, und die Einheit eines lebendigen wird sich immer sowohl natürlicher als geistiger in einer Person, als in einem Collectivum darstellen, denn des letzteren Entscheidung ist immer eine Art Loß, selbst wenn dies Loß durch Abstimmung und Majorität erfolgt. Das Loß aber ist allezeit etwas mechanisches, mehr oder weniger geistloses sowohl als unnatürliches. Die Geschichte zeigt auch, daß so lange die Welt steht, alle Republiken aus dem Verfalle, aus dem Lüderlichwerden der Monarchie erst entstanden sind, und daß sie ein wenn auch möglicherweise in einzelnen Richtungen um so energischer entfaltetes, doch immer ein krüppelhaftes Leben darstellen; dafür zeugt, daß in Republiken nie neue sittliche Grundlagen, organische Ansätze gewonnen, sondern nur aus der vorangehenden Monarchie überkommene benutzt und weiter entwickelt worden sind; kurz! die Republik wirthschaftet allezeit nur mit einer sittlichen Erbschaft und geht zu Ende in noch geistloseren Lebensformen, etwa dem Despotismus, sobald dies Erbe verwirthschaftet ist. Das Entstehen einer Republik ist nie ein Zeugniſs eines höheren, sondern immer eines aus einem ursprünglich beßeren Zustande verdorbenen Lebensbestandes; — „ein Volk ist noch nicht reif zur Republik" heißt nicht, es ist noch nicht genug vorgeschritten in höherer Entwickelung, sondern es ist noch nicht herabgekommen genug. Womit freilich nicht gesagt sein soll und darf, daß nicht einzelne Seiten des Lebens in einer Republik glänzend entwickelt werden oder einzelnen ausgezeichneten Geistern in ihr vollständigerer Raum zu ihrer Auszeichnung gegeben sein könnten. Nur über den Bestand als organisches Ganzes gilt dies Urtheil. Die Stellung des Hohenpriesters im jüdischen Staate war übrigens ein vollkommen monarchisches nicht nur, sondern erbmonarchisches Verhältniſs. Als es in Verfall gerieth, das hohe Priesterthum lüderlich ward und die Gefahr einer Republik eintrat, verlangte das Volk eine weltliche Monarchie neben dem gesunkenen Priesterthum — und später in den maccabäischen Zeiten entwickelte sich von neuem das Priesterthum zu solcher Macht, daß es eine Zeitlang auch als Königthum auftrat. Die Ueberschätzung von Zuständen, die einzelnen ausgezeichneten Geistern Raum zu glänzender Entwickelung gewähr-

ten, wie sie die antiken Republiken sehen laßen, und ein völliges Misverständniss der israelitischen Zustände, haben Alger non Sidney's Augen geblendet. Algernon Sidney verstund übrigens noch keinesweges, wie viele spätere, die auf seinen Fußstapfen weiter giengen, unter Volk eine atomistische Masse, sondern er betrachtete ein Volk noch als ein organisches, gegliedertes Ganzes. Er denkt also bei der Kundgebung des Willens des Volkes nicht etwa an reindemokratische Verhältnisse, Kopfzahlwahlen u. dergl., sondern an ein Handeln höher gestellter Individuen, welche die übrige Masse nach ihren verschiedenen Schichten und Gliederungen vertreten. Er ist nicht ein Revolutionär in abstracto, sondern ein revolutionärer Edelmann — und man kann annehmen, daß ein großer Theil seiner speciellen Ansichten dem Handeln der whigistischen Partei in England gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Grunde lag, während diese Whigs persönlich in England immer aristokratischer, stolzer, exclusiver gewesen sind als die Tories.

An diese whigistischen Doctrinen schließt sich nun auf das Innigste an John Locke, der dieselben im Grunde recht ausgebildet hat. Er war 1632 zu Wrington geboren und hatte gleich Hobbes in Oxford studirt, aber nicht gleich diesem sich an die in Oxford noch vorgetragene nominalistische Logik gehalten, sondern sich autodidaktisch als Philosoph, namentlich durch die Schriften des Cartesius und zwar im Gegensatze zu Cartesius gebildet, besonders im Gegensatze zu dessen Annahme angeborener Ideen. Er bestreitet diese dem menschlichen Geiste als solchem unmittelbar zukommenden Momente theils als überhaupt nicht wirklich vorhandene, theils, so weit ihr Vorhandensein nachweisbar ist, als unmittelbar mit dem menschlichen Geiste gegebene. Er sucht sie vielmehr als Errungenschaften des vernünftigen Denkens darzustellen. Er geht überhaupt davon aus, die unmittelbare Wirklichkeit für das Wahre zu nehmen. Hobbes erkannte doch ein Wenig Wahres an, machte es zum Gegenstande des Glaubens und setzte nur die Erkenntniss dieses Wahren (weil er den Glauben nicht für eine solche Erkenntniss hielt) gewissermaßen außer den Bereich der wißenschaftlichen Bestrebungen, indem seine wißenschaftliche Methode immer nur ein subjectives Ergebniss gewährte und bis zur objektiven Wahrheit nicht vorzudringen vermochte. Locke aber weiß von dieser Wahrheit überhaupt nichts; er kennt nur die Richtigkeit und da diese doch Voraussetzungen, ein Fundament verlangt, bildet ihm die unmittelbare Wirklichkeit der Sinnenwahrnehmung diese Voraussetzung. Sein Wahrheitssuchen besteht nur in dem Aufnehmen des erfahrungsmäßig Gegebenen und in der Abstraction des Allgemeinen aus ihm. Das Endliche ist das

Fundament, auf welchem Locke steht, von hier aus sucht er die Wahrheit und Gott als ein Richtiges zu finden. Dieser richtige Gott, der Gott der Rationalisten, ist aber nicht der wahre Gott, sondern ein bloßes Gedankending, ein durch Abstraction hergestelltes Allgemeine, ein Product des menschlichen Verstandes, dessen Annahme weder jemanden trösten, noch erleuchten, noch das sittliche Leben irgend wie verständlich machen, überhaupt auch nur das Allergeringste offenbaren kann. Alle Begriffe und Ideen haben natürlich Locke nur denselben Ursprung und dieselbe Wirklichkeit wie sein Gott. Alles ist ihm Erfahrung. Es ist eine ganz besondere Strafe Gottes für die Sünden der englischen Nation im 17. Jahrhundert, daß ihre vornehmsten Geister zu solcher Armseligkeit herabsinken musten. Locke war Arzt und Begleiter und naher Freund des Grafen von Shaftesbury, Ashley Cooper; er entfernte sich mit diesem nach den Niderlanden, als er England verließ. Man achtete Locke theils wegen dieses Verhältnisses zu Shaftesbury, theils weil er in dem Rufe stund, ein Gelehrter von Bedeutung zu sein, und er gieng mit den bedeutendsten Verwiesenen in Holland um; scheint auch am oranischen Hofe nicht unangesehen gewesen zu sein. Er kam dann, sobald die Revolution in England gesichert war, mit der Princessin von Oranien nach der Insel zurück, und ward während der Debatten zwischen Whigs und Tories bei Wilhelms Thronbesteigung aufgefordert, das Werk des Robert Filmer, auf welches sich die Tories so vielfach beriefen, zu widerlegen. Er schrieb two treatises of government, welche zuerst 1690 in 8. gedruckt wurden. Von diesen beiden Abhandlungen ist die erste polemisch gegen Filmer, die zweite entwickelt positiv Lockes Ansichten.

Locke sucht das Wahlrecht, die von aller Rechtscontinuität frei gedachte Entschließung der Nation (weil Wilhelm von Oranien aus dieser Quelle sein Recht auf die Krone ableitete) hervorzuheben als den Urgrund aller öffentlichen Gewalt. Der Zustand der Natur (ein chimärisches Abstractum, was wir schon bei Hobbes und Sidney kennen lernten) als ein Zustand der Gleichheit und Freiheit, gehe allen späteren Rechtsentwickelungen voran. Es ist dabei merkwürdig, wie Locke trotz dieser chimärischen Begründung des Staates eine Reihe durch die Erfahrung gegebener politischer Motive im Ganzen richtig auffaßt z. B. das Moment der Familie, das natürliche Strafund Eigenthumsrecht u. s. w., die er nicht an Verträge ihrer Entstehung nach anknüpft, sondern als natürlich vorhanden betrachtet; allein die bürgerliche Gesellschaft, die doch nur die weitere Entwickelung dieser natürlichen Momente des menschli-

chen Gesellschaftslebens ist, sieht er als ein künstliches Werk des Menschen, als ein Factum an, dem ein Contract zu Grunde liege. Der Zweck bei Gründung der bürgerlichen Gesellschaft sei Sicherung des Eigenthumes gewesen, und so habe der Einzelne seine Privatmacht und sein Privaturtheil (die natürliche Familiengewalt und das natürliche Strafrecht) zum Opfer gebracht, um sein Eigenthum beßer zu schützen. Mit dieser Ansicht stund in unmittelbarer Verbindung, daß, da der Staat durch Aufopferung von Privatrechten entstanden sei, es auch von den Privaten abgehangen habe, wie viel von ihren Rechten sie aufopfern wollten, und daß also die Staatsgewalt ihrem Ursprunge nach nur eine beschränkte sein könne. Ferner verband sich mit dieser Theorie, daß jede Regierung, die auf einem nachweislich anderen Fundamente ruhe (also etwa auf Eroberung, auf Usurpation oder auf Ueberschreitung der rechtlich zugestandenen Gewaltgrenzen) ihr Recht gegen das Volk verwirkt habe und von diesem, ohne ein Unrecht zu begehen, gestürzt werden könne. Er vergaß, daß zu einer Rechtsgeltendmachung ein Richter gehört, der gleichwohl fast immer in diesen Fällen fehlt, weshalb solche Fälle dann überhaupt dem Naturgesetze anheim gegeben sind, und sich nicht auf rechtlichem, sondern auf so gewaltsamem Wege entscheiden; daß die Frage nach einem Rechte bei ihnen nur eine schwächliche Heuchelei genannt werden muß. Endlich behauptet Locke (was bei seiner Annahme der von Rechtscontinuität frei gedachten Wahl der Individuen als einziger Basis des Staats nur consequent, also richtig — aber gleichwohl völlig unwahr nicht nur, sondern abgeschmackt ist, und ihn also über die Abgeschmacktheit der Basis selbst hätte aufklären müßen), jedes Individuum könne der Regierung nur Rechte über sich und auf seine Lebensdauer geben, und jede Generation sei daher befugt, sich ihre eigne Regierung zu schaffen und neu zu ordnen.

Wahres, Erfahrungsmäßiges und Falsches, Abstractes ist in dieser Theorie auf das Gefährlichste gemischt. Daß jeder Staat eine natürliche Entstehung hat, und daß jede Staatsgewalt durch diese Entstehung Bedingungen ihres Daseins erhält, welche dann beschränkend auf ihre Rechte, auf ihre Aeußerungen wirken können, ist das Richtige; — aber wenn die Individuen sich frei entschließen sollen, muß ja immer schon ein Staat da sein; die Abmehrung wenigstens muß schon vorher rechtlich feststehen (was also eine bürgerliche Gesellschaft noch vor deren Gründung voraussetzen würde), wenn eine menschliche Gesellschaft mit Staatsgewalten Locke's Ansicht nach enstehen soll. So kömmt er nie auf den wahren Ursprung des Staates, son-

dern nur auf den Ursprung solcher Staaten, die in Folge schon vorhandener Staatszustände durch Reflexion gegründet werden d. h. auf den Ursprung einer gewissen Gattung von Staatsänderungen, die immer mit einem vorangegangenen sittlichen Verfalle zusammenhängen und bei denen dann allerdings (wie niemand leugnen wird) Vertrag eine große Rolle spielen kann. Das ist aber kein Urvertrag, nicht die natürliche oder von der Vernunft schlechthin postulirte Quelle der Staatenbildung. Wenn endlich jede Generation ihre eigne Regierung gründen soll, muß erst nachgewiesen werden, was eine Generation ist; wo sie anfängt und aufhört. Wenn solcher Umfang einer Generation aber, wie es ja gar nicht anders möglich ist, vom Staate in Folge von Reflexionen und willkührlich bestimmt wird, so läßt sich ja die neue Generation doch in dieser Bestimmung schon den alten Staat gefallen in der Hauptsache, und entweder fällt das ganze Princip doch wider unter den Gesichtspunct der Rechtscontinuität oder es führt zu völliger Auflösung oder, wenn eine entscheidende Majorität nicht zu finden ist, zu einem Kriege Aller gegen Alle, da ja möglicher Weise jeder Einzelne unter einer Generation ein anderes Zeitmaß verstehen und meinen kann. Das Erbrecht ohnehin ist ein directer Widerspruch gegen diese Theorie und entweder muß das Erbrecht oder diese Theorie verworfen werden.

Lockes Ansicht ist nicht nur durchaus verfehlt, wenn man ihre Richtigkeit auch nur am Objecte selbst mißt, sondern auch durchaus gemein, wenn man sie mit der erhabenen Aufgabe, deren sie sich unterfängt, vergleicht. Es ist gesagt worden, der Korán habe nicht größeres Unglück über die Erde verbreitet, als diese Schriften Lockes, die allerdings nun die nächste Wurzel für die revolutionären Richtungen der Franzosen in der Auffaßung des Staatsrechtes geworden sind. Namentlich inwiefern Locke die nun schon festgewurzelte whigistische und niederländische Ansicht vom Vertrage zwischen Regierung und Volke weiter dahin ausbildete, daß das Volk nicht mehr als ein gegliederter Organismus, sondern als ein Aggregat von gleichen, freien Atomen gefaßt, und daß der Vertrag auf die Entschließung dieser Atome gegründet war, muß diese Theorie als eine unglückselige und verderbliche bezeichnet werden. Eine andere Seite der Betrachtung des Staates, die schon bei Hobbes angedeutet ist, bei Sidney bedeutender hervortritt, ist von Locke eigentlich zuerst zu einer gewissen Popularität gebracht worden, das ist das Thema von der Trennung der Staatsgewalten. Locke freilich faßte diese Trennung nicht so unsinnig, daß er es für möglich gehalten hätte, diese Gewalten isolirt darzustellen; doch stellte er sie für die Betrach-

tung isolirt auf. Er gab so überhaupt Veranlaßung, daß die Theorie von der Trennung der Gewalten ein Grundthema modern-revolutionärer Staatslehre geworden ist. Daß das Leben eines Staates ein in sich ebenso geistig **einiges** ist, wie das eines menschlichen Individuums, leuchtet freilich dem gemeinen Verstande weniger ein. Allein, wie man Phantasie, Gedächtniſs, Urtheils- und Willenskraft im Individuum zwar für die Betrachtung isoliren, aber im Leben nicht isolirt antreffen kann, sondern bei dem geistlosesten Rechenexempel doch immer auch die mathematische Phantasie, das mathematische Gedächtniſs, Urtheil und eine gewisse Willensthätigkeit nöthig ist und ebenso im wildesten Traume noch Gedächtniſs und ein Minimum von Urtheil und Willen ist, also nie eine Trennung der geistigen Lebenskräfte im Menschen statt findet, ebenso würde ein Staat, der auch nur eine in ganz anderem Sinne als die übrigen verfahrende, nur eine von den übrigen Staatsgewalten isolirte einzelne Gewalt aufzuweisen hätte, aufhören zu sein und sich selbst auflösen, wenn nicht die Natur der Dinge dahin drängte, diese isolirte Gewalt entweder durch die übrigen zu bewältigen oder die übrigen von ihr bewältigen zu laßen. Irgend wo muß immer ein Einheitspunct sein, von wo aus die ganze ungetheilte Staatsgewalt wirkt, wo der Staat als ein Individuum seinen Sitz hat. Man führe ja nicht zum Belege, daß vollkommen getrennte Staatsgewalten neben einander bestehen könnten, England an, denn in der That ist hier die Krone nicht bloß an der Spitze der executiven Gewalt, sondern auch an der der legislativen, denn von ihr aus wird das Parlement berufen, vertagt, aufgelöst und erst durch die Bestätigung von Seiten der Krone erhalten die Beschlüße des Parlementes Gesetzeskraft; auch an der Spitze der Gerichte steht die Krone, denn alle Gerichte sprechen nur in ihrem Namen Recht und die Einrichtung ist so, daß kein Gericht ein ganz von dem königlichen getrenntes, isolirtes Interesse zu verfolgen vermag. **Die Trennung der Staatsgewalten ist reine Chimäre**, sobald sie weiter als zu Anordnung der Staatsthätigkeit in untergeordneten Kreisen fortgeführt, sobald sie durchgreifend geltend gemacht werden soll.

An eine solche extreme Geltendmachung dachte nun Locke freilich selbst noch nicht; allein er hat doch durch seine geistige Weiterwirkung den Gedanken einer solchen extremen Geltendmachung ermöglicht. Außer der gesetzgebenden und executiven Gewalt nimmt Locke nicht, wie der größeste Theil der neueren Staatsrechtslehrer, die richterliche Gewalt als eine dritte gesonderte an, sondern stellt eine s. g. **confederative Gewalt** auf, welche alle allgemein politische Angelegenheiten: Krieg,

Friede, überhaupt Unterhandlungen und Verträge mit auswärtigen Staaten u. s. w. haben soll.

Sobald Locke auf die Wirklichkeit traf, verliert überhaupt seine Theorie ihre Schärfe. So stellt ihm das Parlement von England das Volk dar, was fortwährend den öffentlichen Zustand ordnet und bedingt, ohngeachtet weder in demselben noch bei dessen Wahl das Individuum als solches zu sehr in Betracht kömmt, sondern überall nur dessen Stellung als organisches Glied.

Zu derselben Zeit wie Locke trat Milton in ähnlichem Sinne auf in seinen: treatises of civil power in ecclesiastical cases (London 1690). Auf diesem Puncte blieben dann zunächst die staatsrechtlichen Entwickelungen bei den Engländern stehen. Die Weiterführung übernahmen später vorzugsweise die Franzosen, wovon auch später die Rede sein wird. Allein hier ist auch noch die Entwickelung einer Richtung der religiösen Bildung bei den Engländern in der Zeit, bei welcher wir stehen, in's Auge zu faßen, weil sie ein entsprechender Pendant zu der betrachteten Entwickelung auf politischem Gebiete ist.

Wenn Locke der Urvater der französischen, revolutionären Staatstheorieen genannt werden kann, weil sich an ihn dann unmittelbar französische Schriftsteller anschloßen, so kann sein Freund Antony Ashley Cooper, der dritte Graf von Shaftesbury, der Enkel des Colosses der Verderbtheit, wie ihn Moore nennt, des verruchtesten aller Menschen, wie ihn Karl II. später nannte, des Antony Ashley Cooper, ersten Grafen von Shaftesbury, als der Urquell der modernen französischen Freigeisterei betrachtet werden. Er war von Jugend auf schmiegsam gewesen, auf jedes Motiv in seiner Umgebung eingegangen, und da er nun in höherer Gesellschaft aufwuchs, hatte er bald jene egoistische Stellung zu Menschen und menschlichen Verhältnissen angenommen, wo man dieselben durch sich selbst zu leiten und zu den eignen egoistischen Absichten zu benutzen sucht. Auch die Kirche war ihm frühzeitig von dieser mechanischen Seite erschienen. Das Beispiel seines Großvaters wirkte in aller Weise auf ihn und der Großvater nahm sich des Enkels auch in aller Weise an und träufelte seine Weisheit auf ihn. Shaftesbury war ein eifriger Whig; doch durfte er, um in England etwas zu gelten, nicht offen als Freigeist auftreten. Er spricht sich also in einer gebildeten, unterhaltenden Weise, indirect höhnend und herabsetzend in seinen Schriften über religiöse Verhältnisse und besonders über kirchliche Verhältnisse aus, ohne irgendwo ein eigentliches System des Unglaubens aufzubauen. Er sucht eine leere Freiheit des Geistes und statuirt, um ihrer zu genießen, Heuchelei; ja! er lehrt sie.

Er würde sich, wenn er ein dogmatisches System erfunden hätte, seiner Natur nach selbst dagegen als Spötter haben wenden müßen, so verhaßt war ihm jede allgemeine Faßung und Schranke. Ueberall liegt die Ansicht zu Grunde, daß die Forderungen der Sinnlichkeit, des Egoismus nicht streiten mit dem Gesetze der Vernunft und mit dem göttlichen Gebote, und daß, wo es der Fall sei, das letztere nothwendig carikirt aufgefaßt, in seiner Faßung nothwendig unwahr sein müße. Es war ein moderner Sadducäismus, den er zuerst in Gang gebracht hat. Die Gefälligkeit der Darstellung würde Shaftesbury's Schriften weniger so wichtig gemacht haben, als die Zeit, deren Geburt sie waren, sie hob, da im Allgemeinen ein Drängen der Gebildeten sich zeigte, um in Frankreich die Schranken der von Ludwig XIV. organisirten katholischen Staatskirche, in England die Schranken der dominirenden Episkopalkirche zu brechen. Die Geistlichkeit muste unter diesen Umständen Shaftesburys Schriften als das Ausſprechen und Zuvorkommen einer weitverbreiteten giftigen Substanz ansehen, und sie als von äußerster Wichtigkeit betrachten.

In derselben fein verhöhnenden Weise, in welcher sich Shaftesbury über Kirche und geltende Moral aussprach, sprach er sich auch über die Regierung aus. Er suchte in dieser Beziehung Alles auf altem Rechte ruhende, nicht überall die momentane Zweckmäßigkeit an der Stirn tragende, entblößt hinzustellen. Er ist ein nach allen Seiten abgeschloßener, in den endlichsten Auffaßungen befangener, aber feingebildeter Rationalist, der so weit geht, daß er meint, auch mit der Tugend nicht einmal hänge der Glaube an Gott nothwendig zusammen (was doch wenigstens von den späteren Rationalisten immer noch statuirt worden ist), denn Dinge und Handlungen hätten einen Werth für sich, und ob jemand an Gott glaube oder nicht, werde sein Urtheil über den Werth der Dinge und Handlungen nicht ändern. Die heidnische Tugend antiker Philosophen schwebt ihm allein vor, wo er von Tugend spricht.

Eine ganze Reihe anderer Schriftsteller zogen in jener Zeit die Consequenzen der von Locke und Shaftesbury eingeschlagenen Richtung: so Locke's Freund und Zögling **Collins**, der hauptsächlich die s. g. Denkfreiheit verfocht (a discourse of free-thinking 1713) und den Beweis der Wahrheit des Christenthums, der in Prophezeihungen liegt, angriff (the scheme of literal prophecy considered 1726); so **Toland**, der in Irland geboren, in jüngeren Jahren (zur Zeit Jakobs II.) zur katholischen Kirche übertrat, später aber von seinem unruhig sprudelnden Witze, der zuweilen zum elenden Spaße herabsank und tyrannische Gewalt über den Mann gehabt zu haben scheint, herumgerißen

ward und dessen bedeutendstes Werk (christianity not mysterious 1696) gegen den tieferen religiösen Inhalt des Christenthums gerichtet ist; so der leichtfertige Spötter **Tindal**; so **Morgan**, der die historische Seite der Offenbarung in seinen Werken als priesterliche Erfindung darzustellen suchte; so **Wollaston** und andere.

Die Räsonnements und das gelehrte Material, welche diese unchristliche Rotte englischer Gelehrter und Edelleute aufgehäuft, benutzten später mit leichterer Mühe die Franzosen, und daß diese Bemühungen gemeiner Aufklärung so ausgebreitet, wie nie zuvor, wirken konnten, daran waren die Holländer Schuld, denn diese vom Grundsatze des unbeschränkten Handels ausgehend und den Buchhandel nach demselben Grundsatze beurtheilend, druckten Alles, was ihnen Gewinn versprach, namentlich im Haag, oder ließen es in fremde Sprachen übersetzen und verführten es wie Muscatnüße und Pfeffer nach allen Seiten, wo danach ein Verlangen war — am meisten nach Frankreich, wenn man die Sachen auch einschmuggeln muste. Wenn man bei einem Ueberblicke dieser Erscheinungen und der aus ihnen sich entwickelnden im 18ten Jahrhundert aber auch nicht umhin kann, die Wirksamkeit dieser geistigen Gifte in den schaudererregendsten Erscheinungen namentlich auch der politischen Welt anzuerkennen, wird man doch einen mächtigen Trost schon aus der einfachen Erfahrung schöpfen können, daß, wenn auch die Nachfolger jener Engländer und Franzosen neuerdings mit veränderter Sprache und mit angeblich philosophischerer Begründung auftreten, die Bitterkeit und Gemeinheit ihres Witzes zeigt, daß sie im Wesentlichen noch keinen Schritt weiter sind als damals. Wie auch die Schlangen an den Wurzeln des Lebensbaumes der christlichen Kirche nagen, wie es ihnen auch gelingt auf kurze Zeit durch ihr Thun einzelne Zweige oder Blätter absterben zu machen, für jede durchnagte alte Wurzel schlägt er zwei frische, kräftigere, und kräftig wogt und wird in Ewigkeit wogen die Krone dieses Baumes im wildesten Sturme.

Fünfter Abschnitt.

Zeitalter von Ludwigs XIV. Selbstherrschaft (1660—1715).

Erstes Kapitel.

Ludwigs XIV. steigende Macht.

Louis XIV., son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe par M. Capefigue vol. 1—6. Paris 1837. 38. 8.

Geschichte von Port-Royal. Von Dr. Hermann Reuchlin 2 Bde. Hamburg und Gotha 1839. 1844. 8.

Von den zahlreichen Memoiren, welche die Lebenszeit Ludwigs XIV. behandeln, heben wir nur zweie als ein besonders lebendiges Bild des Lebens an Ludwigs XIV. Hofe gewährend hervor:

Memoires de Mademoiselle de Montpensier, fille de Mr. Gaston d' Orleans, frére de Louis XIII., roi de France. 6. voll. Paris 1728. 12.

Oeuvres complettes de Louis de St. Simon duc et pair de France etc. pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la regence et de Louis XV. 13 voll. Paris 1791. 8.

§. 1. Bis zum Achener Frieden.

Die Regierungen der Könige von Frankreich von Ludwig XI. an hatten der Krone in diesem Lande ein entschiedenes Uebergewicht zu gründen gewußt durch den Reichthum an Mitteln, den die Geschicklichkeit der Regenten und glückliche Zufälle mit der Krone vereinigten; doch hatte dies Uebergewicht der Krone, obgleich ihm auch phantastische Vorstellungen von der Erhabenheit des französischen Thrones, als ersten Königsthrones der Christenheit, zu Hilfe kamen, keinesweges zu einer Alleinherrschaft der Könige in unserem Sinne geführt, sondern es war nur anerkannt, daß keiner der großen Vasallen der Krone mehr für

sich dem Könige Widerstand zu leisten vermöge. Die fürstliche Stellung dieser großen Vasallen innerhalb ihrer Gebiete; die Privilegien der einzelnen allmälig mit der Krone vereinigten Provinzen; die ritterliche Waffenfreiheit des Adels; die Macht und freistädtische Verfaßung der freien Städte von denen einige, wie z. B. die Stadt Marseille, sich noch als Republiken betrachteten, die nur vertragsmäßig dem Könige von Frankreich die Signorie übertragen hätten; Alles das war in buntester Mannichfaltigkeit der Rechte und der politischen Gestaltungen geblieben und jeder Theil erkannte nur, daß er einen Kampf mit der Krone zu scheuen habe, weil deren Mittel zu groß seien. Wo sich hingegen eine allgemeinere Basis des Widerstandes erblicken ließ, wie z. B. in den Interessen der Hugonotten, waren immer eine Reihe Städte und nidere wie höhere Edelleute bereit, sie zu Bemäntelung ihrer Opposition gegen die Krone zu benutzen. So lange aber solche Oppositionen vom Standpuncte allgemeiner Interessen aus vorhanden waren, muste der Hof auch mit den Theilen des Landes und der Bevölkerung, die ihm treu anhiengen, subtil umgehen, denn bei eintretender Unzufriedenheit war es immer ein leichter Schritt, sich der Opposition anzuschließen. Die einen hatten durch ihre Verbindung mit den Hugonotten, die anderen dadurch, daß ihre Treue nothwendig schien, um das Uebergewicht des Hofes über die hugonottische Partei zu behaupten, ein großes Gewicht am Hofe und diese Stellung suchte man zu Einmischung in Regierungsangelegenheiten, mehr noch zu Erlangung persönlicher Vortheile zu benutzen. Nach Heinrichs IV. Tode, in der Regierungszeit Ludwigs XIII. seines Sohnes und Nachfolgers, bis Richelieu das Heft in die Hand bekam, konnte man daher von der französischen Regierung sagen: „und wenn es glückt und wenn es sich schickt, so werden's Gedanken." Ob es aber im einzelnen Falle zwischen den vielen einander widersprechenden Strebungen zu einer allgemeinen Erscheinung, zu Etwas was einem Gedanken ähnlich sah, kam, zeigte sich um so mehr in der Gestalt des Zufalles, als die hugonottische Partei mit England und den Niderlanden, die Hofpartei mit Spa-

ien und Savoien fortwährend Verbindungen unterhielt, nd sich so die Interessen des ganzen westlichen Europa n die Regierung Frankreichs mischten. Diesem Zustande uste Richelieu mit geschickter Hand ein Ende zu machen. Wir haben bereits gesehen, wie er die hugonottische Partei ls politische Corporation vernichtete; wie er aber auch der lbstständiger auftretenden Partei des Adels den Anhalt, en sie am spanischen Hofe gehabt, raubte, indem er der anzösischen Politik wesentlich eine Richtung gegen das absburgische, also auch spanische Interesse gab. Er hatte adurch die Gegensätze paralysirt, deren Gewichte zeither n Frankreich die politischen Bestimmungen hergegeben hatten. Er war mit protestantischen Mächten gegen den Kaiser und gegen den König von Spanien verbündet und erzielt dadurch und durch die Schonung der Protestanten m Reiche als kirchlicher Gemeinde eine selbstständigere Stellung selbst gegen den päbstlichen Hof. Wo sich von en katholischen Hofparteien jemand gegen diese Lage der Dinge auflehnen wollte, griff er mit größester Energie durch, nd man sah die verschiedenen Versuche des spanisch gesinnten Hofadels damit endigen, daß selbst Leute aus den ersten Familien des Reiches als unterliegende Rebellen das Blutgerüst besteigen musten. Andrerseits war aber auch die Opposition der Hugonotten im Lande selbst gebrochen und so eine Regierung hergestellt, die, selbst die siegende Partei, sich frei über allen anderen Parteien bewegte und ihre Politik nun unabhängig von ihnen verfolgte. Richelieu wuste die Zusammenrufung der großen Corporationen des Reiches d. h. der Generalstände — selbst die Berufung der s. g. Notablen des Königreiches kluger Weise möglichst zu vermeiden. Die Stände der einzelnen Provinzen waren nicht mächtig genug, seinen Wünschen zu widerstreben. So sah er sich fortwährend im Besitze aller Geldmittel, deren die Regierung bedurfte, und er benutzte diese Geldmittel zugleich in der Weise, wie früher Cosimo de' Medici die seinigen, um ausgezeichneten Geistern, die sich im Gebiete der Kunst und Wißenschaft bemühten, die Verbindung mit dem Hofe wünschenswerth zu machen durch

die Art wie er sie ehrte und belohnte. Er ist so zum Theil Schöpfer der neueren französischen Litteratur geworden, welche theils die Bildung der alten Welt, besonders wie sie in der römischen Kaiserzeit war, theils die Bildung Italiens und Spaniens im 16ten Jahrhunderte zur Basis nahm und einen eigenthümlichen Aufschwung erhielt. Er hinderte durch diese Art die Sache zu behandeln den Geisteradel Frankreichs sich irgend wie bedeutungsvoll gegen die Krone und den Hof zu interessiren, und wo es ein ausgezeichneterer Geist wagte, seine Unabhängigkeit (selbst ohne Opposition gegen die Krone) zu behaupten und Richelieus Lockungen zu widerstehen, wie z. B. Duvergier de Hauranne, wuste er sofort solche Verfolgungen anzuordnen, daß die Leute wenigstens während seiner Leitung der Geschäfte unschädlich blieben. Aber ein großer Theil der Mittel, durch die sich Richelieu behauptete, war rein persönlicher Natur, und so wie er, (am 4ten Dec. 1642) die Augen zuthat und auch sein Herr, König Ludwig XIII., bald nachher (am 14ten Mai 1643) starb, glaubte diejenige Hofpartei, welche noch spanische Verbindungen sich erhalten und zeither sich an Ludwigs XIII. spanische Gemahlin, Anna von Oestreich, angeschloßen hatte, nun werde ihr Regiment beginnen. Sie irrten sich. Anna ließ, sobald sie sich mit Hilfe des obersten Gerichtshofes des Reiches, des Parlementes von Paris, der Zügel der Regierung bemächtigt hatte, Alles beim Alten und namentlich ließ sie den Cardinal Giulio de' Mazarini, aus Piscina im Königreiche Neapel, den noch Richelieu Ludwig XIII. als den geeignetsten Premierminister empfohlen hatte, in dieser Stellung. Da Mazarini ein Ausländer war, kam nun aber der unzufriedenen, ihrer Meinung nach undankbar von der Königin behandelten Partei am Hofe das nationale, französische Interesse zu Hilfe. Diese Partei bediente sich nun des vorher von der Königin gehobenen Parlementes zu Eröffnung eines Kampfes gegen die allmälig eingeführte, in der That despotische Regierungsweise, und als sich die Königin nun wider gegen das früher von ihr gehobene Parlement wenden wollte, kam diesem die Stadt Paris, kam ihm ein großer Theil

es Landes, kam ihm namentlich jene spanisch-gesinnte Partei des Hofadels zu Hilfe. Die politischen Bestrebungen er Landpartei in England wirkten ebenfalls, durch den oralischen Einfluß den die Nachrichten über sie übten, ielfach ein, und man hörte in Frankreich von Neuem von er Verfaßung des Landes, von dessen Rechten und Freieiten, von den Schranken der Regierungsgewalt, von den echten und Privilegien des hohen Adels und der Stände es Reiches reden. Das Geldbedürfniss der Regierung ewährte den Bestrebungen des Parlementes großen Nachruck. Es schien wirklich, als wenn Frankreich eine feste ändische Verfaßung erhalten sollte. Die Königin aber, ls sie sah, daß sie ihre Ziele durch einiges Nachgeben icht erreichen könne, änderte plötzlich ihre Politik und trat m Aug. 1648 mit Gewaltmaßregeln gegen das Parlement uf, und so entspann sich der s. g. Kampf der Fronde, während dessen mehrfach die Opposition im größesten Vortheile erschien, ja! einmal Mazarini sogar das Land verlaßen muste; allein das Parlement blieb nicht einig; die Prinzen, welche auf der Seite der Opposition auftraten, verscherzten durch Hochmuth und Egoismus das Vertrauen des Volkes; durch das Hingeben der opponirenden Adelspartei an Spanien fühlte sich die französische nationale Eitelkeit verletzt; die im Parlemente dominirende Partei kam allmälig, als man sie ganz in Abhängigkeit sah von dieser ausländernden Partei des Adels, in Misachtung bei der Nation; und so siegte die Königin zuletzt und in der Weise über die ganze Opposition, daß die Trümmer derselben (und namentlich der Prinz von Condé) geächtet eine Zuflucht in den spanischen Niderlanden suchen musten. Als Ludwig XIV., der inzwischen majorenn geworden, die Unruhen der Fronde im October 1652 durch eine Erklärung im Parlemente zu Paris schloß, war die königliche Macht fester gegründet als je. Er konnte in den ersten Monaten des nächsten Jahres Mazarini zurückrufen, konnte ihn wider ganz an die Spitze der Geschäfte stellen. Alle Mittel der Opposition in Frankreich waren durch den Egoismus und die Uneinigkeit ihrer Führer abgenutzt. Jeder sah ein,

daß man in Frankreich nur fest stehe, wenn man auf Verbindungen mit Ausländern verzichte und sich der im Lande dominirenden Macht, also dem Könige, anschließe. Selbst Condé, als er nach Abschluße des noch von Mazarini mit Spanien auf der Fasaneninsel in der Bidassoa verhandelten s. g. pyrenäischen Friedens (am 7ten Nov. 1659) Erlaubniss erhielt zurückzukehren und im Januar 1660 wider am Hofe erschien, verzichtete von da an auf seine Opposition; und als Mazarini am 9ten März 1661 starb, waren alle Verhältnisse so geordnet, daß Ludwig XIV. einen Premier-Minister in der Weise, wie Richelieu und Mazarini gewesen waren, nicht wider anzustellen brauchte, sondern die Leitung der Geschäfte selbst übernehmen konnte. Das nationale Interesse und die Ueberzeugung, daß Frankreichs Macht und Glanz am Besten gefördert werde, wenn man sich ganz dem Könige hingebe, gaben auch dem egoistischen Interesse, was vom Hofe Vortheil suchte, alle wünschenswerthe Bemäntelung edler Gesinnung; und diese Zuneigung der Geister im Allgemeinen gab dem Könige eine Macht, gegenüber von welcher die, welche gegen ihren Willen an seinen Hof zu feßeln in seinem Interesse lag, nicht zu widerstreben wagten; und dagegen die, welche er selbst von seiner Umgebung ausschloß, obwohl sie Anspruch hatten sich ihr zu nahen, gewissermaßen der nationalen Verachtung Preis gegeben waren. Es gab in Frankreich nun nur noch Eine Quelle des Ansehens, der öffentlichen Ehre bei der Nation und des äußeren Glückes, das war der König, der durch diese Stellung, durch die moralische Sklaverei, die seine Regierung wie eine Atmosphäre umgab, in der That ein unumschränkter Monarch war, während in der Theorie die alten Privilegien und Rechte der Stände, Städte, Provinzen und selbst die alte ständische Verfaßung des Reiches fortdauerten — aber freilich so, daß sich niemand in der Praxis darum kümmerte, sobald sie dem Willen des Monarchen hindernd im Wege zu liegen schienen.

Ganz richtig bemerkte der König, der erst 23 Jahre alt war, als Mazarini starb, daß seine erste Aufgabe sein müße, die Wunden zu heilen, welche Frankreich in der

Antheilnahme am 30jährigen Kriege, in den Bürgerkriegen der Fronde und in dem langen Kriege mit Spanien geschlagen waren. Das Beispiel der Vereinigten Niderlande, welche durch Förderung von Handel und Industrie auf einem kleinen Terrän solche Hilfsmittel erzeugt hatten, daß ihre Republik nun zu den Hauptstaaten Europa's zählte, muste nothwendig zur Nachahmung locken. Doch durfte Ludwig XIV. nicht eher daran denken, auf dieser Bahn zweckmäßiger Nachahmung der Niderlande in Begünstigung von Handel und Industrie vorzuschreiten, bis er die zu Leitung dieser Sache tüchtige Persönlichkeit gefunden hatte. Zunächst stund an der Spitze der Finanzverwaltung ein bretonischer Edelmann, Nicolas Fouquet, der sich allerdings sehr wohl auf diese Staatsgeschäfte, aber noch beßer auf seinen eignen Vortheil verstund. Mazarini hatte, während er den Staat im Ganzen tüchtig weiterführte, doch nothwendig immer daran denken müßen, daß er, der gehaßte Ausländer, sich nicht immer werde halten können, und für solche Fälle hatte er ein hübsches Vermögen über die Seite zu bringen gesucht. Er konnte solche Intentionen nicht ausführen, wenn er nicht auf die Hilfe von Unterbeamten, welche speciell beim Fache der Finanzen angestellt waren, rechnen konnte, und so kam es, daß Mazarini jenen Fouquet bei seinen eignen Geldgeschäften auch gebraucht hatte, daß dieser aber natürlich einen Theil des Gewinnes erhalten muste und sich so an die doppelte Finanzverwaltung für den Staat und für sich gewöhnte. Mazarini selbst soll auf seinem Sterbebette dem Könige vorgestellt haben, daß Fouquet ein böser Beamteter sei, daß dagegen Jean Baptist Colbert — ein junger Mann bürgerlicher Herkunft, der, nachdem er früher commis des aides gewesen war, sich in Fouquets Bureau emporgedient hatte und nun intendant du commerce war — die geeignete Person sei, das festzuhalten, was in Fouquets Finanzverwaltung das Richtige sei und doch das Verderbliche darin zu vermeiden. Dieser Colbert war ein harter Mann von dominirendem Verstande, der fast alle Zweige des Handels und der Industrie selbst kannte; practische Kenntnisse hatte in einer Menge Gewer-

ben z. B. in der Bereitung und Behandlung der feinen Tuche — das Geheimniſs an sich gekauft hatte der Verfertigung englischer Spitzen, türkischer Teppiche, der hautelisse und basse-lisse Tapeten, der broncirten und vergoldeten Ledertapeten in orientalischer Arbeit; ein Mann, der vor keinem schwierigen Unternehmen zurückschreckte, aber auch vor keiner Auflage. Mazarini hatte Colbert empfohlen als den geeigneten Mann Frankreichs Wunden zu heilen. Es galt nun aber nicht sowohl Colbert in eine Stellung zu bringen, die ihm den erforderlichen, weitgreifenden Einfluß gewährte (denn dies wäre am Ende das leichtere gewesen), als vielmehr, Fouquet zuerst aus seiner Stellung heraus zu manoeuvriren. Der Mann hatte sich ein Vermögen von 40 Millionen Livres zusammengeschlagen, und hatte fast alle geistig bedeutenden Männer aus der Oppositionspartei nach Beendigung der Frondeunruhen an sich zu ziehen gewust. Er ahmte Richelieu im Mäcenatenthum nach, und sein Landgut Vaux war für die damalige Zeit eine Art Feenschloß, wo man prachtvolle Gärten fand, angelegt von Le Nôtre, der nachher auch die herrlichen Gärten von Versailles anlegte und den französischen Prunkgartenstil zur Vollendung brachte; Gemälde von Le Brun; Statuen von den damals besten Künstlern. Die Dichter der damaligen Opposition, Boileau und Lafontaine lebten oft hier; und wann Feste gegeben wurden, war fast alles hier versammelt, was damals für geistreich und ausgezeichnet galt. Wer diesen Mann antastete ohne ihn ganz zu stürzen, durfte darauf rechnen von Dichtern und Malern, von Künstlern überhaupt und Gelehrten angefochten und lächerlich gemacht zu werden. Ueberdies hatte Fouquet eine zahl- und einflußreiche Verwandtschaft und dieser und seinem Gelde waren widerum viele Gemüther dienstbar; der Graf von Bethune, Sohn des Grafen Charrast und Hauptmann der Garde des Königes (damals eine sehr bedeutende Stellung) war sein Schwiegersohn; einer seiner Brüder war Erzbischof von Narbonne; der andere Bischof von Agde. Dazu kam, daß Fouquet seinen Gewinn aus den Finanzen natürlich nicht allein hatte ziehen können; eine ganze Reihe

Beamtete waren mit ihm in demselben Interesse, sahen seine hohe Stellung als eine schützende Vormauer an, die sie selbst deckte — ja! auch viele und bedeutende Privatleute vertraten sein Interesse, denn er hatte sein Vermögen hauptsächlich durch die Geschenke, die ihm gegeben wurden, durch die Procente, die ihm zugesichert wurden von Capitalisten, welche die verschiedenen Zweige der öffentlichen Einkünfte zu pachten wünschten; welche Monopole suchten oder mit Unternehmungen umgiengen, bei denen sie der Hilfe des Staates bedurften. Bei einer von so vielen Seiten gestützten Stellung konnte niemand den Mann angreifen, als der König selbst, und sogar dieser nicht geradezu; denn Fouquet war außerdem, daß die Finanzen unter ihm stunden, auch Procureurgeneral beim Parlemente. Das war eine Stelle, welche im Interesse des Königes selbst der Person, welche dieselbe verwaltete, eine große persönliche Sicherung gewähren muste. Der König stund auch lange an, entscheidende Schritte zu thun, so nöthig es ihm schien, diesen Mann loszuwerden; endlich soll Fouquet in seinem Uebermuthe den König in seinen persönlichsten Verhältnissen verletzt und dadurch den länger schon gehegten Entschluß, ihn zu beseitigen, zur Reife gebracht haben. In dem pyrenäischen Frieden war eine Heirath des Königes mit einer spanischen Princessin Maria Theresia verabredet, die Verheirathung war bald nachher vollzogen worden. Ludwig aber liebte diese ihm von politischer Combination überwiesene Gemahlin nicht. Anfangs schien er indessen auch gegen andere weibliche Reize ziemlich unempfindlich. Da erfuhr er zufällig, daß eines der Hoffräulein, ein Fräulein de la Vallière*) sich in liebender Bewunderung über ihn geäußert; daß sie unter anderem ge-

*) Nicht eben die größeste Schönheit, denn wenn sie auch bei zartem Wuchs und lichten, braunen Augen überdies recht frische Lippen besaß, war sie doch ein klein Wenig lahm, ein klein Wenig blatternarbig, das Braune ihrer Haarfarbe streifte ein klein Wenig an Roth und hinter ihren frischen Lippen glänzten ein klein Wenig große, weiße Zähne. Der Zauber, der an ihrer Erscheinung hängen konnte, bestund allein in dem Ausdrucke gutmüthigster Unbefangenheit, die sie besaß.

sagt hatte, sie wünsche Ludwig XIV. sei kein großer Monarch. Diese Aeußerung, von der das Fräulein nicht hatte annehmen können, daß sie dem Könige hinterbracht würde, schien ihm ein Zeichen uneigennütziger, wahrer Liebe, welches ihn feßelte. Er hatte von der Zeit an dem Fräulein de la Vallière die zarteste Aufmerksamkeit gewidmet und es dauerte dann auch nach der Weise des französischen Hofes nicht lange, so war sie seine erklärte Mätresse. Seit aber der König seine Neigung auf das Fräulein geworfen, erhielt diese in aller Augen einen neuen Reiz, und der alte Fouquet soll so lüstern geworden sein, daß er die Frechheit gehabt, ihr für ihre Gunst 20,000 Louisd'or zu bieten. Das Fräulein, wüthend über einen Antrag, der sie als feiles Weib behandelte, soll davon dem Könige wiedererzählt und diese persönlichste Verletzung endlich den König zu entschiedenen Schritten gegen Fouquet bestimmt haben. Ehe Fouquet noch irgend eine feindliche Absicht bemerken konnte, wußte ihn Colbert zu bewegen, aus Gründen der Bequemlichkeit auf die Stelle, die ihn am meisten sicherte, auf die Stelle eines Procureurgeneral beim Parlemente zu verzichten, und sobald er das gethan hatte, ließ Ludwig XIV. kurz mit ihm verfahren. Schon am 5. Sept. 1661 ward er plötzlich arretirt und ein Hochverraths-Proceß gegen ihn eingeleitet, der bis zum December 1664 dauerte und dann, ohngeachtet sich fast alle geachteten Schriftsteller für ihn interessirten, fast alle großen Capitalisten seine Sache als die ihrige betrachteten, mit seiner Verurtheilung zu ewigem Gefängnisse endete. Mit ihm fielen alle seine Verwandten in Ungnade; zum Theil wurden auch sie gefangen gesetzt. Man machte Fouquet, da er sich so sehr mit Creaturen umgeben, sich eine eigne politische Partei durch das ganze Land geschaffen hatte, zum Vorwurfe, er sei damit umgegangen, eine Gährung gegen des Königes eigne Verwaltung durch alle Provinzen künstlich zu erzeugen, um dadurch den König zu Herstellung der Macht eines Premier's zu nöthigen, indem er darauf gerechnet habe, selbst dieser Premier zu werden, und natürlich durch dieselben Mittel, mit denen er die Gährung künstlich erzeugt habe,

sie auch sofort beendigen zu können. — Der Sturz Fouquet's war für die französischen Zustände von großer Bedeutung. Richelieu und Mazarini hatten den hohen Adel herabgebracht und dessen Macht, dessen Unabhängigkeit vis à vis der Regierung gebrochen; aber sie hatten zugleich eine Ministerialmacht geschaffen, der sich Ludwig XIII. oft unwillig gebeugt, die auch Ludwig XIV. zuletzt unwillig getragen hatte. Nun aber war es deutlich, der König allein war mächtig; auch die Minister durften nicht mehr wagen nach einer unabhängigen Leitung des Staates zu streben. Fouquet starb in der Bastille, wo man ihn zwar mild behandelte, aber doch zeitlebens eingeschloßen hielt.

Um nun aber Colbert, der, wenn er auch schon eine sehr einflußreiche Stellung hatte, doch noch keine hohe einnahm und durch seine Herkunft sehr zurückgestellt erschien, an die Spitze der Finanzverwaltung bringen zu können, ohne vornehmere Eitelkeiten zu verletzen, erklärte Ludwig XIV., er selbst wolle die Finanzverwaltung leiten. Indem nun titular anfangs Ludwig XIV. die Finanzen leitete, in der That aber Colbert alle dazu nöthigen Arbeiten übernahm, war Colbert der Sache nach Finanzminister und allmälig ward dafür gesorgt, daß er es auch der Form nach ward, nachdem sich der Hof erst an die Lage der Dinge selbst gewöhnt hatte. Man muß aber, um sich eine eindringende Vorstellung von dem damaligen Leben zu verschaffen, vor allen Dingen auch die Zustände in der Litteratur betrachten. Richelieu hatte bewiesen, daß in der Litteratur eine politische Macht liege. Ludwig XIV. war von derselben Ueberzeugung durchdrungen. Schon durch diese Beachtung von Seite der Mächtigsten erhielten die Schriftsteller ein größeres Gewicht. Bald nach Fouquets Sturz zeigte sich allmälig ein Gegensatz in den Kreisen der ausgezeichneteren Geister. Ein Theil der Künstler und Schriftsteller, die er an sich zu ketten gewust hatte, blieben der einmal genommenen Richtung insofern treu, als sie sich nicht hergaben, die neuen, durch Ludwigs XIV. Hof in Gang kommenden Tendenzen zu verfolgen. Sie blieben in alterthümlicherer Weise stehen gewissermaßen als eine aus

den Zeiten der Fronde herdatirende Schule; während ein anderer Theil zu den Tendenzen des jungen Königes übergieng und später durch Nachwuchs verstärkt eine neue Schule in der Litteratur gründete. Zu jenen Dichtern der älteren Schule gehört Corneille mit seiner überall durchbrechenden Liebe für männliche Tugenden — er gewährt strenge Bilder voll Achtung und Ehrfurcht vor freisinnigeren Institutionen, voll Enthusiasmus für republikanische Seelengröße. Haß gegen Tyrannei und absolute Gewalt ist die eigentliche sittliche Seele seiner Dichtungen. Freilich hat auch er in seinen alten Tagen der Zeit nachgegeben und dem Könige seines Landes Weihrauch gestreut — aber es ist eine ernstere Art Huldigung, wie sie die Bewunderung abzwingt, ohne daß sich die Seele selbst beugt; es ist eine Schmeichelei, die nach Resignation schmeckt. Auch Lafontaine hatte aus den Zeiten der Fronde her in sich Oppositionsgesinnungen bewahrt. Wo er irgend kann, giebt er der Tyrannei Seitenhiebe. Namentlich die Fabeln von der Eiche und von dem Rohr, und die von den Fröschen, die einen König wollen, enthalten solche Anspielungen, die man damals recht wohl zu deuten wuste, ohngeachtet sie zart genug waren, um den Schriftsteller nicht Preis zu geben. Ferner gehört zu diesen Nachzüglern der Fronde la Rochefoucauld, dessen maximes scheinbar sich gar nicht auf politische Dinge beziehen, aber am Ende sich doch in der Untersuchung der sittlichen Grenzen und Brdingungen der Gewalt bewegen. Auch Madame de Sevigné, obgleich sie sich fügt, gehört doch in ihrer Hauptrichtung dieser Schule an. Sie ist eine bekehrte Frondistin.

Dagegen zu den übergegangenen, zu den enthusiasmirten Bewunderern Ludwigs gehört Boileau. Seine Dichtungen enthalten eine Art Cultus des absoluten Königthumes, einen Götzendienst der Krone, der etwas erniedrigendes hat, weil er gar nicht mehr an die Bedingungen erinnert, denen die Krone ihre Würde verdankt. Auch in Molières Schriften, wo sich irgend die Möglichkeit einer Beziehung bietet, ist die Größe, die Gewalt Ludwigs XIV. in einer widerlichen Weise gefeiert, troß der gro-

tiösen Form. Die ganze Mythologie wird geplündert, um Ludwig XIV. zu vergötzern. Nymphen, Dryaden und Sylvane müßen aus ihren Höhlen und Löchern, um den großen König zu preisen. Der einzige von diesen, dem Könige ganz ergebenen Dichtern, der seine Ergebenheit mit Würde darzulegen weiß, ist Racine, der aber auch sein Herz den religiösen Einflüßen, die er der Schule von Port-Royal, aus welcher er hervorgegangen ist, verdankte, stets offen hielt und dessen Ergebenheit an seinen Herrn und König auch wirklich etwas Biblisches, Patriarchalisches an sich trägt, obgleich sie auch einen Grad erreicht, der gefährlich wird, weil sie doch zunächst daran streift, wenn auch noch nicht dazu gelangt, dem Könige auch abgesehen von dem göttlichen Grunde, auf welchem der Thron stehen soll, Huldigungen darzubringen.

Freier, aber fast einflußlos, bewegten sich neben diesen Schriftstellern eine Reihe adeliger Personen, welche noch einen Rest unabhängiges Wesens in sich trugen; über den neuen Zustand der Dinge sogar zu spotten wagten, aber sich dabei in den Schranken der adeligen Bildung hielten, die weder mit den adulatorischen Interessen der royalistischen Schule, noch mit den gewissermaßen republikanischen Interessen der Frondegeneration viel zu thun haben mochte. Boileau stund geradezu feindlich zu diesen Kreisen.

Im Ganzen aber kann man als dominirende Richtung in der Litteratur den Royalismus bezeichnen; den Royalismus, der sich nicht darum kümmert, was in der Welt gratia Dei und was instigante diabolo geschieht und da ist. Längere Zeit unterstützten sogar die Jansenisten, von deren Bestrebungen weiterhin ausführlicher die Rede sein wird, diese Bewegung. Unter diesen Umständen, wo sich die Geister in einen Götzendienst der königlichen Macht warfen, und in Frankreich die Theorie der Stuarts und der englischen Episkopalgeistlichkeit vom leidenden Gehorsam verwirklicht ward ohne alle religiöse Grundlegung und Bedingung — unter diesen Umständen war es von größester Wichtigkeit, daß der König selbst durch Colberts Thätigkeit Geldmittel erhielt, welche ihm die großartigsten Unternehmun-

gen ermöglichten; mit welchen man Alles, was in royalistischen Tendenzen sich auszeichnete, belohnen konnte und die doch auf Wegen gewonnen wurden, welche auch den Bürgerstand ganz an das Interesse des Königes feßelten. Man kann nämlich Colberts Industriesystem als ein Protectionssystem am Kürzesten und Zweckmäßigsten bezeichnen. Es war ein System, welches darauf hinarbeitete, durch Vorschub aller Art, durch Geldvorschüße, Einfuhrzölle, Ausfuhrprämien, Monopole u. s. w. gewisse Industriezweige in die Höhe zu bringen; jedoch so, daß diese Industriezweige dann nothwendig hinsichtlich ihres weiteren Bestandes an die Protection der Krone geknüpft wären. So wie bereits Kunst und Wißenschaft und der Adel von dem Throne abhängig waren, sollte es nun auch die Industrie werden, sollte es das Kapital werden, soweit es auf industrielle Unternehmungen gewendet war. Im Grunde aber hat man Unrecht, wenn man dieses System nach Colbert benennt. Es war eigentlich Fouquets Administration, die dies System durchzuführen anfieng. Colbert stellte es nur reiner dar und erntete die Früchte, während Fouquet in der Bastille saß. Auch in indirecteren Maßregeln förderte man den Gewerbsverkehr. Colbert ließ durch geeignete Leute das Canal- und Deichsystem in den Niderlanden, durch andere das im Venetianischen studiren. Die so gewonnenen Einsichten wurden benutzt ein großes Canalisationssystem für Frankreich zu entwerfen. Alle schiffbare Ströme des Landes sollten unter einander in Verbindung gesetzt, durch ganz Frankreich Waßercommunication hergestellt werden. Das System war entworfen von einem Italiener Andréossy; ein Franzose Riquet, Baron de Bonnechose, stund ihm dabei als Gehilfe zur Seite. Von diesem Canalisationssysteme kam nur ein Stück zu Stande: nämlich der Canal du Languedoc, welcher die Garonne mit dem Mittelmeere verbindet, und die Handelsverbindung zwischen den westlichen und südlichen Häfen Frankreichs abkürzt. Es war für die damalige Zeit ein ungeheures Unternehmen; Durchstiche vom großartigsten Umfange waren zu machen; Felsenmaßen zu durchsprengen; nichts hielt die Sache auf; man wandte

ein ungeheures Capital auf die Ausführung und erreichte etwas, was bis auf den heutigen Tag Frankreich vom größten Vortheil, was außerdem für eine Reihe späterer Arbeiten dieser Art, durch welche Rhone und Rhein, Seine und Rhone, Seine und Loire in Verbindung gesetzt sind, Muster, Vorbild und Antrieb geworden ist.

Die Sorge für die Landwege in Frankreich war damals noch nicht in den Händen der Regierung, sondern die Provinzen, die Städte und Communen, die großen Güterbesitzer, der König nur als Herr der Domänen hatten dafür Sorge zu tragen. Allein indem Ludwig XIV. das bis dahin unbedeutende Jagdschloß Versailles, weil er seit den Zeiten der Fronde einen Widerwillen gegen Paris behielt, zur Residenz erhob und durch die königlichsten Paläste und Gartenanlagen schmückte, entstund das Bedürfniss einer Kunststraße zwischen Versailles und Paris; und indem der König diese Kunststraße so herstellen ließ, wie man damals es am Besten glaubte einrichten zu können, ward dieser Straßenbau Muster und Vorbild zunächst für die Straßenanlagen, welche die Stadt Paris in ihren Umgebungen zu betreiben hatte, dann aber bald für alle Unternehmungen dieser Art, welche die Provincialstaaten und reicheren Communen in den Provinzen zu besorgen hatten. Eine sehr detaillirte Gesetzgebung für die Anlage der Heerstraßen und Brücken erwuchs, und ward nun Veranlaßung, daß die Landverbindungen durch ganz Frankreich allmälig eine Vollkommenheit erreichten, wie sie damals in keinem Lande Europas hatten, mit Ausnahme der Niderlande.

Die Folge der beßer hergestellten Communicationen war eine Veränderung im ganzen Handelsbetriebe in Frankreich. Bis dahin waren, wie jetzt noch zum Theil in Deutschland, die Handelsgeschäfte auf den großen Messen, also namentlich in Beaucaire, Troyes, Tours, St. Denys u. s. w. abgemacht worden. Man hatte Waarenmassen nach diesen Messen schleppen müßen auf die Gefahr, sie auch nicht zu verkaufen. Der Handel hatte große Beschwerlichkeiten gehabt. Nun, wo man bei der Sicherheit, deren das ganze Land genoß, bei den vortrefflichen Verbindungs-

wegen täglich Waarensendungen nach allen Seiten, wo sie verlangt wurden, machen konnte, fieng man an, reisende Handlungsdiener mit Proben im Lande umherzusenden, und die Handelsspeculation mehr von den Messen frei zu machen. Der Handelsbetrieb durch Musterreiter entstand, der wider wesentlich auf Verbeßerung der Gasthäuser und Bequemlichkeit mancher neuen Art beim Reisen hinführte. Bald erschienen die Nachbarländer Frankreichs unter diesem Gesichtspuncte wie eine Art Sibirien, wenn man sie mit Frankreich verglich. Nicht bloß das Leben am Hofe machte dem Ausländer einen imponirenden Eindruck von Reichthum und Bequemlichkeit, sondern das ganze Land erschien in Vergleich mit Deutschland und Spanien als ein Muster der Civilisation, was man nur nachzuahmen hätte. Man hatte nun bald in jeder Stadt Alles vorräthig, dessen der Luxus bedurfte, weil man es nicht mehr auf Messen einzeln, in großen am Ende auch Gefahr des Liegenbleibens laufenden Vorräthen zu kaufen brauchte, sondern sich in kleineren Quantitäten jeden Augenblick senden laßen konnte. Man brauchte nicht mehr von Messe zu Messe zu warten. Auch der Mittelstand konnte nun Luxus und Bequemlichkeit an sein Leben knüpfen in einer Weise, die früher nur auf adeligen Schlößern gefunden ward. Der Mittelstand ward reicher und zugleich gebildeter.

Dabei hielt Colbert streng auf das Zunftwesen und je mehr dieses in den Städten und durch die veränderte Stellung der Städte im Reiche an seiner früheren politischen Bedeutung verlor, je größer ward dessen industrielle Bedeutung. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß durch die kleinlichen, épineusen Bestimmungen über die Zunftgerechtsame der engste Zunftzwang und eine Menge Processe unter den Zünften erwuchsen, daß manche neue Art von Industrie dadurch in der Geburt erstickt ward, weil sie das Zusammenwirken von technischen Thätigkeiten erforderte, die die vorhandene Zunftverfaßung ganz verschiedenen Zünften als Privilegien zugetheilt hatte; aber ebenso unleugbar ist, daß mehrere der Hauptgewerbe dadurch eine außerordentliche Vollkommenheit erlangten, daß ihnen in

er Zunftverfaßung eine Art Monopol gewährt war, denn ir den ersten Aufschwung des Gewerbes, bis im Gewerbs- ande Capitalien genug vorhanden sind und in Folge da- on Unternehmungsgeist genug, um längere Zeit versuchs- eise ein Geschäft ohne eigentlichen Gewinn betreiben zu innen, sind Monopole ein einflußreiches Ermuthigungsmit- l. Colbert sorgte dafür, daß alle Zunftstatuten königliche estätigung erhalten musten. Bei dieser Gelegenheit wur- en sie durchgesehen, und da sie sich auf die Zubereitung er Arbeitsstücke selbst in Vorschriften ausdehnten, Colbert ber selbst in die Arbeiten mancher Art eine eindringende insicht besaß und Leute zu seiner Hand hatte, welche noch ach anderen Seiten ähnliche Kenntnisse besaßen, kamen urch diese Revision eine Menge, den Industrieerzeugnissen lbst zu Statten kommender Vorschriften in die Statuten. enntnisse, die früher nur vereinzelt vorhanden waren, wur- en allgemein verbreitet. Der Luxus des Hofes schuf zum Theil ganz neue Zweige der Industrie: Stickereien, Ver- oldungen, kostbare Sammetstoffe und Spitzenzeuge, früher ur einzeln, meist für kirchlichen Schmuck nur verlangt, urden jetzt in solcher Menge begehrt, wie nie bisher; ovon die Folge war, daß sich ganze Massen geschickter rbeiter auf diese Thätigkeiten wandten. Wo sich Pri- atleute nicht fanden, welche Capitale auf solche Unterneh- mungen wenden mochten, wurden Manufacturen auf Staats- kosten gegründet. Wenn dergleichen Gründungen zum Theil auch keinen pecuniären Vortheil brachten, bildete sich durch dieselben doch die Kunstfertigkeit von Arbeitern, mittelst deren später, wenn der Staat diese Gründungen fallen ließ, Privatleute eher daran denken konnten, nun auf vortheil- haftere Weise Aehnliches in's Werk zu setzen. Manche Manufacturen hielt auch der Staat fortwährend und sie wurden in ihrer Vollkommenheit ein Stolz der französischen Industrie. In Sammt, in Damast, in Tapetenarbeit bil- dete man Lebrun's und Lesueur's oder Pujets Zeichnun- gen und Kunstwerke nach. Die französischen Tapeten wur- den ein Theil des Luxus der Vornehmen in ganz Europa und liefen den türkischen den Rang ab. Französische Gold-

arbeiten machten den venetianischen den Markt streitig; Leinwand- und Seidendamaste und wollene Tücher aus Frankreich machten ähnlichen Arbeiten der Niderländer und Engländer den Markt streitig. Das Schneiden von Stahlstempeln zum Behuf von Medaillen und Siegeln war bald in Frankreich ausgebildeter als selbst in Italien. Der Luxus des französischen Hofes, der sonst eine Menge Geld in's Ausland geführt hatte, diente nun zur Bereicherung des Bürgerstandes in Frankreich, und da man in ganz Europa bald die französische Civilisation zum Muster nahm, und (wie es gewöhnlich anfangs bei Nachahmungen geschieht) nicht in eigenthümlicher Weise nachahmte, sondern Alles *geradeso* haben wollte, wie in Frankreich, wurden Deutschland, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn — ja! mit der Zeit sogar Rußland und das obere Italien in dem daselbst von Höfen und Edelleuten getriebenen Luxus Frankreich tributär. Wie man an den fürstlichen und adeligen Schlößern nun überall die Façaden des Louvre nachahmte, überall Gärten in Le Nôtres Geschmack haben wollte, so sollte auch das Innere dieser Schlößer jenen Vorbildern ähnlich sein, und französische Tapeten, Spiegel, Vergoldungen, Broncearbeiten, Porcellanvasen und Figuren wurden überall gesucht. In den königlichen Schlößern Frankreichs sah man nirgends Boden, Wand oder Decke in natürlicher Weise; alles war mit eingelegter Arbeit, Teppichen, Tapeten, Spiegeln, Schnitzwerk, Vergoldungen oder Gemälden bekleidet. So suchte man es nun überall herzustellen. Die Porcellanmanufactur von Sevres ist ein Stolz Frankreichs geworden und bis auf einen gewissen Grad geblieben. Die Manufactur der Gobelins ebenso. Durch diesen Luxus verbreitete sich zum Theil aber auch wider die Sinnesweise — Frankreich war damals wie ein Mistbeet, in welchem aller Art Weltfreudigkeit in fettester Erde getrieben ward — von dieser Weltfreudigkeit verpflanzte sich mit den Erzeugnissen Frankreichs ein gutes Theil mit auf fremden Boden. Die Muster der Form waren für die Franzosen die Antike, die Bauwerke der späteren Kaiserzeit, unter deren Einfluße sich schon die italienische und

spanische Baukunst des 16ten Jahrhunderts ausgebildet hatte; und mit den mythologischen Vorstellungen, den Schlachten Alexanders, den Landschaften Italiens, den Scenen aus Ariost und Tasso auf den Tapeten verbreitete sich auch der Geschmack an der französischen Litteratur und an deren Grundlagen: an der antiken Litteratur der Kaiserzeit, an der italienischen des 16ten Jahrhunderts nach allen Seiten. Was die Mediceerin Caterina im 16ten Jahrhundert nach Frankreich verpflanzt hatte, ward nun in eigenthümlicher Umbildung von Frankreich aus wider über ganz Europa verbreitet. Kurz! die ersten dreißig Jahre von Ludwigs XIV. Selbstregierung von 1660 etwa bis 1690 haben der französischen Industrie einen Aufschwung, eine innere Ausbildung, einen Einfluß in Europa gegeben, welche die Noth der letzten Decennien von Ludwigs Regierung zu vernichten nicht im Stande gewesen ist.

Wenn aber der Bürgerstand, isolirt betrachtet, durch Ludwigs XIV. Regierung unberechenbar gewann, so verlor dagegen der Adel durch diesen König alle gesunde Basis seines Lebens – und in wiefern davon die Folge war, daß auch das Verhältniſs des Bürgerstandes zum Adel ein unnatürlich gespanntes, ungesundes werden muste; daß dadurch überhaupt der Begriff des Standes als etwas nichtiges erschien, und also diese Grundlage aller ächten politischen Gestaltung, die Stände, angefeindet, als etwas zu Beseitigendes später betrachtet ward, hat Frankreich überhaupt seinen letztlichen Ruin Ludwig XIV. zu danken. Bis auf Ludwig XIV. hatte der größeste Theil des französischen Adels auf seinen Schlößern gelebt, seine Güter theils selbst bewirthschaftet, theils, wenn er sie verpachtete, sie so verpachtet, daß er selbst dabei sich viel vorbehielt und thätiger fortwährend eingriff. Unter Ludwigs XIV. Regierung drängte sich Alles mehr und mehr an den Hof. Wo ein reicherer von Adel nicht nach Versailles und Paris kommen, nicht einen Theil des Jahres in der Nähe des Hofes leben wollte, ward er in irgend einer Weise, der er sich nicht entziehen konnte, herbeigezogen, in Eitelkeiten und Ambitionen verwickelt. Tausend neue Hofämter hielten die

einmal gekommenen den größesten Theil des Jahres fest. Wer aber am Hofe lebte, muste sich zu einem großen Luxus bequemen; ward wider durch die Eitelkeit und Eifersucht der Glieder seines Standes in neue Ausgaben verwickelt. Sowohl die lange dauernden Abwesenheiten vom Hause, als der erhöhte Aufwand machte ganz andere Verpachtungen nöthig; Verpachtungen, welche die gänzliche Abwesenheit des Eigenthümers gestatteten; welche durch ihre lange Dauer dem Pächter Verbeßerungen erlaubten; welche dem Pächter das Gut gewissermaßen ganz zur Disposition stellten, um es so hoch zu nutzen als möglich; denn man bedurfte Geld, viel Geld, ohne sich selbst darum bekümmern zu dürfen. Waren dann die Pachttermine abgelaufen, so hatten die Pächter so viel für Verbeßerungen und anderes in das Gut gewandtes Geld zu fordern, daß man lieber die Pacht erneuerte — kurz! die Pächterfamilien wurden vielfach bald die eigentlichen Besitzer, die nur jährliche Renten an den Gutsherrn zahlten. Auch so reichten die Einkünfte sehr oft nicht; da half man sich durch Vorschüße der Pächter, zu welchen sich diese in der Regel wider nur gegen bedeutende Vortheile, gegen weitere Sicherungen verstunden. Mit einem Worte! während der Adel durch das Leben am Hofe sittlich herunterkam, sein früheres, ritterliches Bewustsein verlor und an Weichlichkeit, an Miserabilität aller Art, an bedientenhafte Gesinnung gewöhnt ward, ward er auch ärmer; und bürgerliche Pächter dagegen wurden reich, setzten sich in den Gütern so fest, daß sie schwer daraus vertrieben werden konnten. Seinen Unterthanen ward der Adel größestes Theils ganz entfremdet; die tüchtigsten, tapfersten von Adel fanden großes Theiles noch in Ludwigs Kriegen allmälig den Tod; die Weiber wurden feil; Männer und Weiber durch hohes Spiel, Schulden und nidrige Eitelkeit demoralisirt; alles patriarchalische, ritterliche Verhältniſs zur Nation gieng verloren; und indem der Adel dennoch gegen den reichen Bürgerstand seine hohe Stellung behauptete; dazu besonders die Exclusion der Bürgerlichen vom Hofe benutzte; seinen Einfluß am Hofe zu nidrigem Geldgewinne ausbeutete,

ward er mit Recht bei den anderen Ständen der Nation zuerst verhaßt und dann auch verachtet. Die Könige von Ludwig XI. bis auf Ludwig XIV. hatten nur die Macht des hohen Adels gebrochen. Ludwig XIV. vernichtete durch sein System den ganzen Adel moralisch, während sich der Bürgerstand auf dem Lande wie in der Stadt täglich mehr fühlte und in diesem Gefühle jeden Versuch des Adels, sich in seinen alten Vorrechten zu halten, als immer unleidlichere Anmaßung empfand, wenn auch noch nicht das mindeste dagegen zu thun wußte. In Ludwigs XIV. Regierung muß man die ersten nationalen Keime und Wurzeltriebe der französischen Revolution suchen; denn als dann die Zeit eintrat, wo der Hof selbst in Geldverlegenheit war, wo die Stütze, die der Adel in ihm noch immer gehabt hatte, keine Stütze mehr war, und der Adel nun vielmehr eine Stütze für den Hof hätte sein müßen, zeigte sich, daß der Adel weder in seiner Gesinnung, noch in seinem Einfluße auf die anderen Theile der Nation, noch in seinem Reichthume eine Stütze sein konnte — im Gegentheil seine Gesinnung war theils von dem zuerst in anderen Kreisen erwachsenen Haße gegen ständisches Wesen angesteckt, theils, wo sie das nicht war, traf sie nun der bitterste Haß — zu den anderen Theilen der Nation fand fast nur durch feindselige Gesinnung eine Beziehung statt, und daß der Adel auch nur in dem Umfange den König hätte mit Geld unterstützen können, wie Karl I. von England von dem englischen Adel unterstützt worden war, daran war gar nicht zu denken. Kurz! in Folge von Ludwigs XIV. Regierung entwickelte sich eine Morschheit des ganzen Gebäudes der höheren Gesellschaft in Frankreich, die auch ohne die weitere Entwickelung der in England erstarkten revolutionären Theorieen nothwendig zu einem Einsturze, wenigstens zu einer Umgestaltung der französischen Lebensverhältnisse hätte führen müßen. Von diesem späteren Zusammenbrechen aber ahnete man zu Ludwigs XIV. Zeit noch nichts in Frankreich; vielmehr war der König allmächtig und der politische Adel, der Geisteradel, die bürgerliche Welt, Alles umgab den Thron mit Huldigungen, suchte des

Königes, suchte der Regierung Protection und athmete so zu sagen nur die Allmacht und Würde Frankreichs.

In diese Zeiten von Ludwigs Allmacht und Hoheit im Lande fallen nun auch seine ersten Kriege, deren siegreicher Fortgang ihn dann auch in Europa zu der höchsten politischen Bedeutung erhob. Schon der westfälische Friede hatte den Franzosen das Elsaß mit Ausnahme Straßburgs und einiger anderer Puncte eingetragen.*) Der pyrenäische Friede brachte Atrecht (Artois) und den ganzen südlichen Theil von Flandern und Hennegau; ein Stück von Lützelburg — außerdem Rousillon und Cerdagne; endlich (da der westfälische Friede wegen des fortgehenden Krieges zwischen Spanien und Frankreich weder den burgundischen Kreis, noch den Herzog von Lothringen als Verbündeten Spaniens eingeschloßen hatte) auch Theile von Lothringen ein.**) Es war kein Wunder, daß Ludwig XIV., für welchen, während er die Regierung noch nicht selbst führte, so bedeutende Erwerbungen gemacht worden waren, nun auch selbst dergleichen machen wollte. Kaum war Philipp IV.

*) Was sie damals nicht erhielten, war außer der Reichsstadt Straßburg das Gebiet des Fürstenbischofs von Straßburg, das Gebiet des Fürstbischofs von Basel, so weit beide Herrschaften im Elsaß lagen, ebenso die elsaßischen Herrschaften der Abtei Murbach und die Besitzungen des deutschen Ordens. Ueber die zehn Reichsstädte: Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberenheim, Rosheim, Münster, Kaisersberg und Türkheim sollte Frankreich zwar eigentlich nur die in der Reichsvoigtei begriffenen Rechte haben, aber da der Kaiser kein Schutzrecht übte, sondern der königl. Reichsvoigt in der That souveräner Herr war, hieng die Ausdehnung seiner Ansprüche im Grunde nur von seiner Gnade ab. Ebenso stund der König zu dem Reichsadel in Niderelsaß.

**) Nämlich Ludwig räumte zwar die Grafschaft Bar, der Herzog von Lothringen aber muste sie vom Könige als ein vom Herzoge aufgetragenes Lehen zurücknehmen und dafür noch dem Könige zur Entschädigung die Grafschaft Klarenberg (Clermont) im Argennerwalde und Mittelwiek (Moyenvic) an der Seille, so wie Steinach (Stenay) und Jametz abtreten; ferner auf die Hoheit über Pfalzburg, Saarburg, Kauffenau und Sierk verzichten. Die Franzosen suchten sich offenbar einen Weg von Metz her nach Niderelsaß zu eröffnen.

on Spanien, sein Schwiegervater, gestorben im Sept. 665, als Ludwig mit Ansprüchen hervortrat, welche nothendig einen Krieg zur Folge haben musten. Bei der erheirathung mit der spanischen Princessin Maria Theresa hatte er auf alle Länder der spanischen Monarchie förmh verzichtet; nun behauptete er nach König Philipps ode, diese Verzichtleistung habe die spanischen Niderlande icht ganz mit umfaßt, weil diese zur Hälfte bereits nicht ehr mit Spanien verbunden gewesen seien; denn jedes Land erbe nach dem in demselben geltenden Rechte vererbt, also ie brabantischen Fürstenthümer nach brabantischem Rechte. n Brabant aber stehe rechtlich fest, daß die Frau bei der erheirathung in die Hälfte der Güter des Mannes als igenthümerin eintrete; so habe also Maria Theresia's Mutter bei ihrer Verheirathung mit Philipp IV. die Hälfte er belgischen Niderlande als Eigenthum erhalten, und nach ieser Königin Tode habe Philipp IV. nur noch den Nießrauch gehabt, Eigenthümer aber seien der Königin Kinder, lso unter anderen Ludwigs XIV. Gemahlin gewesen. Er itte sich das Erbe seiner Gemahlin aus. — Bei der Erebung dieser Ansprüche rechnete Ludwig darauf, es mit Spanien allein zu thun zu haben, denn die Niderlande und England glaubte er nach der Lage des Augenblickes von sich abhängig.

Es wird hier die geeignetste Stelle sein, einen Ueberblick der niderländischen Verhältnisse einzuschieben, die wir früher bei dem Abschluße des Waffenstillstandes mit Spanien im J. 1609 verlaßen haben.

Schon damals hatten sich, wie wir gesehen haben, in den Niderlanden zwei politische Parteien sehr bestimmt ausgebildet. Die eine bestund aus den angesehenen, magistratischen Familien der großen Städte, aus den bedeutendsten Kauf- und Handelsherren und deren Anhange. Diese Partei war wesentlich aristokratischer Haltung, wollte die öffentliche Gewalt in der Hand der angesehensten Stadtgeschlechter halten, suchte diesen also so exclusiv und erblich als möglich die Magistratsstellen zu behaupten; suchte den Provincialstaaten, in welchen die Deputirten dieser Magistratscollegien den Ausschlag gaben, die Souveränetät zu behaupten, und die Statthalter und die diesen zur Seite gestellten Generalstaaten so sehr als möglich

zu beschränken. Dagegen hatten die reichen, aus den südlichen Niderlanden der Religion wegen ausgewanderten Familien, zusammt dem ganzen ärmeren, daher gekommenen, kirchlich sehr eifrigen Volke die Opposition, die in den niderländischen Städten schon lange gegen die Magistratsaristokratie war, so verstärkt, daß sie als bedeutende Partei auftreten konnte, und Graf Leicester, indem er gegen die Provincialstaaten seine Generalstatthaltergewalt zu erweitern suchte, hatte sich dieser Partei, deren Führer die Prediger waren, bedient und sie eigentlich, wie wir sahen, als politische Partei formirt. So lange Leicester im Lande war, musten sich die beiden nassauischen Statthalter (Moritz in den südwestlicheren, Wilhelm Ludwig in den nordöstlichen Provinzen) auf die Provincialstaaten stützen. Als aber Leicester entfernt war, traten sie in ihren respectiven Kreisen zugleich in die Stellung des Generalstatthalters ein; und nun dauerte es nicht lange, bis ihre Ansprüche mit denen der Provincialstaaten in einen ähnlichen Conflict traten, wie früher die Ansprüche Leicesters. Sie musten gegen die Provincialstaaten die höhere Gewalt, die Souveränetät der Generalstaaten behaupten; und so entspann sich eine kleine, die Gemüther erbitternde Fehde, bei welcher der Landsyndicus oder Rathspensionar der Staaten von Holland, Jan van Oldenbarneveld, die Staatenpartei gegen die statthalterische führte. In dieser Zeit hatte sich aber ein religiöser Gegensatz durch Streitigkeiten der beiden Leydener Professoren Jakob Hermanns (Arminius) und Franz Gomar entsponnen. Es war der Gegensatz einer antinomistischen, antisymbolischen, angeblich rein biblischen Richtung gegen bie strengere calvinistische Faßung der Lehre und Zucht. Anfangs hatte sich Prinz Moritz von Nassau-Oranien um diesen Gegensatz wenig gekümmert. Es stellte aber der religiöse Widerstreit zugleich die beiden politischen Parteien, wie sie im Volke waren, vor, und sogar darin, daß Hermanns aus angesehener Familie in Holland, aus Oudewater, war; Gomar aber aus einer von Flandern her eingewanderten. Alle Führer der Magistratspartei, die schon der Handels- und Verkehrsbequemlichkeit halber kirchlich antinomistischer und gegen kirchlichen Eifer waren, waren Arminianer; während das geringere Volk und die meisten Geistlichen, wenigstens alle eifrigen, Gomaristen waren. Prinz Moritz erkannte den Zusammenhang dieser Parteien bald, und sah, daß er sich der gomaristischen gegen die von Oldenbarneveld geführte Staatenpartei bedienen könne. Man nannte die kirchlichen Parteien auch: die Arminianer Remonstranten, die Gomaristen Contraremonstranten, indem jene zuerst gegen die Forderungen der Gomaristen remonstrirt und

eine Synode gefordert hatten. Der Ansicht, daß nur eine Synode den kirchlichen Gegensatz ausgleichen könne, waren bald auch die Gomaristen; und auch König Jakob I. von England, der sich zu Gunsten der Gomaristen sogar als Schriftsteller in diese Streitsache einmischte, rieth zu einer Synode. Ohngeachtet nun dies Verlangen zuerst von den Remonstranten ausgegangen war, erkannten diese doch bald, daß sie auf einer Synode unterliegen würden, und unter Oldenbarnevelds Führung schlugen die Staaten von Holland die Synode ab; die Provincialstaaten selbst nahmen kraft ihrer Souveränetät das Recht in Anspruch, Kirchenordnungen zu geben. Da trieb also der kirchliche Gegensatz den politischen Streitpunct in Betreff des Sitzes der Souveränetät auf die Spitze, und der Prinz Moritz unterstützte natürlich die contraremonstrantische Partei, so daß die Ansicht der Staatenpartei nicht durchzudringen vermochte. Der Einfluß der beiden nassauischen Statthalter war in den Provinzen Seeland, Geldern, Frisland und Groeningen ganz entscheidend und mit Hilfe dieser Provinzen wurden in den Generalstaaten Holland, Utrecht und Overyssel überstimmt und genöthigt im J. 1617 in die Berufung einer Synode nach Dordrecht zu willigen. Als Moritz in diesem Puncte gesiegt hatte, gelang es ihm durch eine Reise, die er dahin unternahm, auch die Provinz Overyssel ganz zu gewinnen; in der Stadt Utrecht eine Magistratsänderung durchzusetzen, seine Partei in der Stadt, dann auch in den Staaten der Provinz an's Ruder zu bringen und in Holland hielten sich die beiden Parteien wenigstens die Waage; doch war, so lange der kluge Oldenbarneveld an der Spitze der Staatenpartei stund, nicht nur noch manche Hinderung zu befürchten, sondern man war sogar nicht sicher, daß es diesem Manne nicht gelingen werde, einen neuen Umschwung der Dinge herbeizuführen; und so kam es, daß auf Moritz Betrieb die Generalstaaten Oldenbarneveld im August 1618 arretiren und in einen Hochverrathsproceſs verwickeln ließen, bei welchem allerdings mehr die aufgeregte politische Leidenschaft, als die Gerechtigkeit zu Gericht saß. Oldenbarneveld ward im folgenden Jahre hingerichtet. Seine Verwandten und bedeutendsten Freunde wurden in Verfolgungen verwickelt und die oranische Partei siegte politisch ganz, wie sie durch die 1618 nach Dordrecht berufene Synode schon kirchlich gesiegt hatte; denn auf dieser ward die strenge calvinische Lehre als alleinige Kirchenlehre anerkannt, und der niederländischen Kirche eine durchgreifende, neue Verfaßung der Art gegeben, daß sie von den Provincialstaaten ganz unabhängig ward, und vielmehr eine eigne politische Macht, die immer auf der oranischen Seite stund, bildete. Bald nach die-

sen Vorgängen lief im J. 1621 der mit Spanien geschloßene Waffenstillstand zu Ende. Der Krieg begann von neuem und verschmolz mit dem in Deutschland geführten 30jährigen Kriege. Er ward erst im Jan. 1648, also ganz kurz vor dem westfälischen Frieden durch einen aparten Friedensschluß beendigt. Der Krieg natürlich gab auch wider dem Statthalter, der als Generalcapitan und Generaladmiral an der Spitze der Kriegsmacht stund, ein großes Gewicht; und so war eine Reihe von Jahren hindurch die oranische Partei durchaus die herrschende in der Republik. Doch hatte Moritz andererseits jetzt eine weit härtere Stellung als früher im Kriege gegen die Spanier — denn früher sah diesen Krieg auch die Staatenpartei als ihre Sache an und Oldenbarneveld hatte ihn wesentlich unterstützt, während nun ein ähnlicher helfender Geist in den Provincialstaaten, die doch über die Geldmittel für den Krieg zu beschließen hatten, fehlte und Moritz in seinen Planen durch das pecuniäre Interesse der Provincialstaaten tausend Hinderungen erfuhr, so daß er sich in diesem Verhältnisse von neuem verbitterte. Er starb in Aerger und Kummer im April 1625 und sein bei weitem milderer, liebenswürdigerer Bruder, Friedrich Heinrich, folgte ihm, der die Remonstranten wider mehr gewähren ließ; nun auch leichter und ohne so viel kleinliche Mühe und Sorge die Regierung, und den Krieg so siegreich führte, daß Richelieu Verbindungen mit der Republik suchte und diese Verbindungen dann, wie wir bereits gesehen haben, zu Vernichtung der Seemacht der Hugonotten benutzte. Bis zum Dec. 1633 hatte noch die Infantin Isabella, die, wie früher erwähnt ward, die spanischen Niderlande als eigne Herrschaft besaß, gelebt. Nun wurden diese wider ganz mit Spanien vereinigt; da erfolgte im Febr. 1635 ein Vertrag der Republik mit Frankreich, der die Eroberung der spanischen Niderlande und deren Theilung zwischen Frankreich und der Republik zum Zwecke hatte. Allein bald nahm man in den Niderlanden wahr, daß durch eine solche Theilung die Republik eine höchst gefährliche Stellung erhalten würde; denn durch dieselbe ward das mächtige Frankreich unmittelbar benachbart, und man konnte in Kriege mit diesem Reiche verwickelt werden, ohne irgend einen Bundesgenoßen zu haben. Seitdem erwuchs vielmehr die Ansicht, daß man möglichst dahin zu streben habe, daß ein Theil Belgiens bei Spanien bleibe, um als schützende Vormauer gegen Frankreich zu dienen. In Folge dieser Einsicht, welche holländische Staatsmänner gewonnen, ward der Landkrieg sehr läßig geführt, indem die Staatenpartei dem Prinzen Friedrich Heinrich bei der Bewilligung der Gelder zum Kriege wider Schwierigkeiten über Schwierig-

keiten zu Wege brachte. Ja! als Friedrich Heinrich 1638 die Stadt Antwerpen hart bedrohte, versahen die Amsterdamer Kaufleute von der Staatenpartei Antwerpen selbst mit Kriegsbedarf, indem in diesem Falle auch ihre Handelseifersucht in's Spiel kam, und sie meinten an Antwerpen eine gefährliche Rivalin zu fürchten zu haben, sobald die Stadt zu dem Territorium der Ver. Staaten gehöre. In Frisland und Groeningen war inzwischen als Statthalter auf Wilhelm Ludwig dessen Sohn Heinrich Kasimir gefolgt, und als dieser 1640 fiel, gelang es Friedrich Heinrich auch in Groeningen Statthalter zu werden. Nur Frisland blieb Heinrich Kasimirs Sohne, Wilhelm Friedrich, und dieser muste sich sogar bequemen, für seinen Todesfall die Statthalterschaft auch in Frisland Friedrich Heinrichs Sohne, Wilhelm von Oranien, zuzusagen. Friedrich Heinrich starb dann 1647. Sein Sohn Wilhelm, der ihm in 6 Provinzen folgte und für die 7., Frisland, eine Successionsanwartschaft besaß, schien allmälig zu einer wahrhaft fürstlichen Stellung gelangen zu sollen, und trat auch den republikanischen Behörden ganz mit fürstlichem Bewustsein entgegen; er hatte in seinem Wesen etwas sehr Absolutistisches. So kam er natürlich mit der Staatenpartei, die allmälig wider erstarkt war, in härtesten Conflict und machte sich durch sein herrisches Zufahren eine Menge Feinde. Gerade Amsterdam zum Trotze wollte er nun den Krieg gegen Spanien erneuern und Antwerpen erobern, als er im Herbste 1650 plötzlich an den Kinderblattern erkrankte und am 6. Nov. erst 25 Jahre alt, starb. Er hinterließ seine Wittwe, die Schwester Karls II. von England, der damals nach seines Vaters Hinrichtung in der Verbannung lebte, guter Hoffnung; aber, obwohl sie 8 Tage nach Wilhelms Tode den Prinzen Wilhelm Heinrich (den späteren König Wilhelm III. von England) gebar, waren doch alle Successe der oranischen Partei verloren; denn das herrische Wesen Wilhelms hatte dem oranischen Hause das Volk im Ganzen entfremdet und die Minderjährigkeit Wilhelm Heinrichs, die Machtlosigkeit der Mutter desselben, deren Brüder ja selbst landflüchtig waren, gewährte der Staatenpartei allen möglichen Raum, sich fest zu etabliren. Groeningen wandte sich sofort wider dem Statthalter Wilhelm Friedrich von Frisland zu, und die fünf übrigen Provinzen beschlossen, um nicht abermals einem ähnlichen herrischen Eingreifen ausgesetzt zu sein, in Zukunft gar keinen Statthalter mehr aufzustellen, sondern sich ganz durch republikanische Behörden zu regieren, so daß der Landsyndicus der mächtigsten unter diesen fünf Provinzen, der Landsyndicus von Holland, damals Jakob Kats, die bedeutendste Person der Republik ward und

namentlich deren auswärtige Verhältnisse fast ganz in seine Hände bekam. Hierauf folgte der schon erwähnte Krieg über Handelsinteressen mit der damaligen Republik England und als dieser Krieg im April 1654 durch einen Frieden beendigt ward, musten sich die Provincialstaaten von Holland gegen Cromwell anheischig machen, nie zu dulden, daß das dem stuartischen so nahe verwandte oranische Haus irgend einmal wider die Statthalterwürde, die Generalcapitans- oder Generaladmiralsstelle in den Niderlanden erhielte. Bis dahin war Jan de Witt, ein noch junger, aber höchst kluger und energischer Mann, in die Stelle des Landsyndicus oder Rathspensionar von Holland gekommen, und dieser regierte nun die Republik in entschieden antioranischer Richtung; und da sich Ludwig XIV. in Cromwells späterer Regierungszeit mit diesem verbündete, schloß sich auch de Witt näher an Ludwig XIV. an. Dagegen hob sich, seit 1660 Karl II. den Thron von England wider bestiegen hatte, die oranische Partei sichtbar von Neuem. Karls II. Bestreben gieng anfangs entschieden dahin seinem Neffen die Statthalterwürde wider zn verschaffen, und in Seeland, Geldern und Overyssel war man im Allgemeinen dem oranischen Hause wider sehr geneigt; denn die Entfernung desselben von allem Einfluße, das Aufhören der Statthalterwürde, hatte der Provinz Holland und der Kaufmannsaristokratie in derselben ein so entschiedenes Uebergewicht in der Republik gegeben, daß die Interessen aller anderen Provinzen darunter litten und diese sich nach dem statthalterischen Regimente der Oranier zurücksehnten. Gegen diese mit England sympathisirende Partei suchte de Witt um so mehr eine Stütze in Frankreich, als nun Karl II. fast muthwillig im J. 1664 Krieg gegen die Republik begann, indem er hoffte, sie in solche Bedrängniß zu bringen, daß die anderen Provinzen Holland, um nur Frieden zu gewinnen, zwingen müsten, dem jungen Wilhelm Heinrich die Statthalterschaft wider zu übertragen. Allein nun waren die Verbindungen zwischen der de Wittschen Partei und Ludwig XIV. bereits so innig, daß, als diese Partei durch den Krieg gegen England wirklich ins Gedränge kam, Ludwig XIV. nicht umhin konnte, sie zu unterstützen, endlich 1666 geradezu den Krieg an England zu erklären. Da in England dieser ganze, nur im stuartischen Hausinteresse unternommen scheinende, alle Handelsinteressen störende Krieg ganz unpopular war, war Karl II. demselben bald nicht mehr gewachsen. Er überzeugte sich außerdem, daß die eigentliche Absicht des Krieges, nämlich die Widererhebung des Prinzen von Oranien zur Statthalterwürde, durch denselben eher erschwert werde, indem die Erbitterung nicht nur, sondern auch

Macht und Einfluß der Staatenpartei dadurch wuchs. Auch Dänemark hatte sich mit der Republik gegen England verbündet; und als nun Schweden seine Vermittelung zu einem Frieden anbot, nahm sie Karl II. gern an. Im Mai 1667 kamen die Gesandten Frankreichs, der Niderlande und Dänemarks in Bredá, was man zum Local des Friedenscongresses bestimmt hatte, an; bald hernach kamen auch die schwedischen und englischen Gesandten und am 31. Juli ward der Friede unterzeichnet, der im Ganzen den Territorialbestand vor dem Kriege herstellte, nur daß die Engländer Neu-Niderland am Hudson in Nordamerika, was sie gegen die Republik erobert hatten und was von ihren nordamerikanischen Colonien umgeben war, behielten (es führte diese Colonie seitdem den Namen New-York), und die Niderländer dagegen Surinam in Südamerika, was sie den Engländern im Kriege abgenommen hatten.

Wegen der Hilfe, welche er der in den Niderlanden regierenden de Wittschen oder Staatenpartei geleistet hatte, rechnete Ludwig XIV. fest auf die Republik, und nahm an, daß er von dieser Seite hinsichtlich der Eroberung der spanischen Niderlande keine Schwierigkeiten zu erwarten habe; und ebenso wenig von Seiten Englands, was eben erst seine Macht gefühlt hatte und unmittelbar nach dem Friedensschluße nicht geneigt sein konnte, sich in einen neuen Krieg mit Frankreich zu verwickeln. Er trat also mit den oben erwähnten Ansprüchen auf die spanischen Niderlande, die er seit Philipps IV. Tode erhoben hatte, nun entschiedener heraus. Er hatte sich jedoch gänzlich in de Witt geirrt; denn wie sehr dieser auch Ursache hatte, dankbar die ihm und seiner Partei von Frankreich geleistete Hilfe anzuerkennen, war er doch nicht der Mann, der aus irgend einem Parteiinteresse das höchste Interesse seines Vaterlandes aus den Augen setzte; und die höchst gefährliche Lage, in welche die Republik kommen muste, wenn Frankreich ihr unmittelbar benachbart war, leuchtete ihm vollkommen ein. Kein noch so großer Privatvortheil, den der König durch seinen Gesandten, den Grafen d'Estrades, de Witt anbieten ließ, konnte diesen verblenden, und als im Mai 1667, also noch vor Abschluß des Friedens mit England die französischen Truppen tief in das spanische Flandern und Hen-

negau eindrangen, benutzte de Witt zunächst seinen ganzen Einfluß bei Ludwig XIV., um den Spaniern unmittelbar nach dem Abschluße des Friedens von Bredá einen Waffenstillstand zu verschaffen. Noch glaubte Ludwig XIV. nicht daran, daß de Witt seinen Planen so ganz entgegen sei. Man unterhandelte über die Abfindung, welche Ludwig XIV. für seine angeblichen Erbansprüche erhalten solle, und in Vertrauen auf de Witt's Ergebenheit stellte Ludwig ganz übertriebene Forderungen. De Witt aber, der des Königes eigentliche Absichten recht wohl durchschaute, einigte sich in aller Stille mit dem englischen Residenten in Brüssel, mit Sir William Temple, der ein sehr einsichtiger, politisch-tüchtiger und mit seinem Vaterlande es wohlmeinender Mann war. Diese Unterhandlungen zwischen de Witt und William Temple führten zu Abschluße eines Defensivbündnisses zwischen England und der Republik, und einer weiteren Allianz zu Herstellung des Friedens, indem Frankreich entweder mit dem vorlieb nehmen sollte, was von französischen Truppen bereits in den Niderlanden erobert worden war, oder aber die ebenfalls noch spanische Freigrafschaft, Kammerich (Cambray) und einige Grenzpuncte von Hennegau und Flandern erhalten sollte. Wollte Frankreich keines von beiden, so sollte, geheimen Artikeln zu Folge, gemeinschaftlich demselben der Krieg erklärt werden. Da sich dieser Allianz auch Schweden anschloß, hat sie nachmals den Namen der Triplealliianz erhalten. Zunächst wurden jene Bedingungen der Alliirten Ludwig XIV. nur in der Form von Vorschlägen zu weiteren Unterhandlungen mitgetheilt; er gieng darauf ein; und da Spanien noch widerstrebte, eroberte er auch die Freigrafschaft, die ihm allerdings wegen der Verbindung mit dem Elsaß wichtiger war. Nun gieng Spanien daráuf ein; aber so, daß es nicht auf die Freigrafschaft und Kammerich, sondern auf das verzichtete, was die Franzosen in Flandern und dem westlichen Theile des Atrechtischen (Artois) erobert hatten. Im Mai 1668 ward auf diese Bedingungen der Friede zu Achen geschloßen. War aber Ludwig auf de Witt schon überhaupt wegen dieses hindernden Eingreifens in seine Plane

ergrimmt, so ward er es doch noch bei Weitem mehr, als er nun nachträglich auch von den geheimen, ihn bedrohenden Artikeln hörte. Der geschloßene Friede schien ihm nun zugleich eine Ernidrigung zu enthalten, und er war entschloßen, sich an der Republik und in Sonderheit sich an der de Wittschen Partei in derselben zu rächen. Wie Darius auf die Athenäer wegen der den Joniern geleisteten Hilfe, war er auf die Niderländer erbittert, und nur um seine Rache vollständiger zu erreichen, verschob er die Ausführung derselben. Er wartete nur darauf, daß es ihm vollständig gelungen sein würde, die Alliirten der Republik, Schweden und England nämlich, ganz von ihr zu trennen. Der ostensible Vorwand zum Kriege ließ dann natürlich, da man ihn suchte, nicht lange auf sich warten. Zugleich hatte Ludwig XIV. noch einen tieferen Grund des Haßes gegen die Republik. Diese nämlich war damals der eigentliche Heerd, wo die politischen Meinungen, Ansichten und staatsrechtlichen Theorieen discutirt wurden; und namentlich ward im Haag und in Amsterdam Alles gedruckt, was von ehemaligen englischen Republikanern, wie von ehemaligen Frondeurs geschrieben ward gegen die Monarchie überhaupt, gegen die Theorie der englischen Episkopalkirche ins Besondere und namentlich auch gegen die in Frankreich beginnende Königsvergötzerung. Die Unzufriedenen aus allen europäischen Monarchieen fanden ein Asyl in den Niderlanden, und ihre königshaßathmenden, republikanischen Schriften und Tractate wurden von den Niderlanden aus nach Frankreich, England, Schottland und Deutschland vertrieben. Eine ganze Fluth von Pamphleten dieser Art, die jetzt längst vergeßen sind, kam damals heraus. Mehr aber noch, als diese schriftstellerischen Erzeugnisse, erbitterten Ludwig XIV. die damals in den Niderlanden in ihm feindlichen Sinne geprägten Medaillen; denn in Medaillen sah er gern seinen Ruhm dem Andenken der spätesten Nachwelt überlifert, und es ergrimmte ihn, daß die Nachwelt auch erfahren sollte, wie ihm, trotz seiner Macht, so kühn Trotz geboten worden sei.

§. 2. Ludwigs XIV. Regierung bis zum Frieden von Nimwegen; August 1678.

Ludwig XIV. hatte sich als letztes Ziel seiner Strebungen eine solche Stellung Frankreichs unter den europäischen Staaten gedacht, daß alle anderen davon politisch mehr oder weniger abhängig wären. Wie schon in Frankreich Er das Centrum war, um welches sich die ganze Nation bewegte, so sollten wider alle anderen Nationen sich um Frankreich wie um ihr Centrum bewegen. Die Holländer, welche gewagt hatten, sich so unabhängig zu benehmen, sollten gestraft werden. Allein Ludwig XIV. muste sich sagen, daß so leicht die Bezwingung der kleinen Republik, die nicht einmal ein bedeutendes stehendes Heer zu Lande unterhielt, auch erschien, ein allgemeiner europäischer Krieg die Folge dieses Unternehmens sein werde, und er dachte also darauf, sich vor dem Beginne des Kampfes durch Allianzen auch für spätere Wechselfälle zu stärken. Schon bald nach Unterzeichnung des Achner Friedens giengen also französische Botschafter an den spanischen Hof, an mehrere deutsche Höfe, um daselbst die Beschwerden Ludwig XIV. gegen die Republik darzulegen und auf den kommenden Krieg vorzubereiten. Vor allen Dingen suchte nun Ludwig XIV. König Karl von England zu gewinnen, der ja der in der Republik regierenden Partei de Witts und der Provincialstaaten ebenfalls gram war. Eine Menge englischer Ausgewanderter, den Stuarts aus dem Wege Gegangener lebten damals in den Niderlanden, besonders in Amsterdam und am Haag und ließen hier Satiren und andere Pamphlets auch gegen Karl II. drucken. Sie hatten immer noch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß in England einmal die Stuarts gestürzt würden, und zuletzt, wenn auch um vieles später, bewies sich ja ihre Rechnung auch richtig. Schon deswegen hatte Karl II. ein Interesse, sich einen größeren Einfluß in den Niderlanden zu erobern. Die Vermittlerin zwischen Ludwig XIV. und Karl II. bildete des letzteren Schwester, die Herzogin Henriette von Orleans. Der König machte in dieser Zeit, im Frühjahre **1670**, mit seinem ganzen Hofe eine Reise, um die durch den Achner Frieden neu erworbenen Lande in Flandern und Hennegau zu besichtigen. Die Herzogin war dabei

nd benutzte die Nähe, in welcher sie ihrem Heimathlande ar, zu einem Zusammentreffen in Dover mit ihrem Bru- er, auf welchen sie allezeit einen großen moralischen Ein- uß gehabt hatte, diesmal denselben aber mächtig verstärkt h, weil sich Karl II. in eine ihrer Hofdamen, in Jolande de erwal (Queroual), verliebte, die ihm das französische Inter- sse noch werther zu machen wußte. Es kam sogar ein Reli- ionsinteresse mit hinzu. Es hatte nämlich in den nächstvor- ngehenden Zeiten der Bruder König Karls II., Herzog akob von York, die Reformationsgeschichte des Dr. Hey- n gelesen und war dadurch bewogen worden, Katholik zu erden. Er eröffnete seine Bekehrung seinem Bruder, dem önige, und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß auch dieser er katholischen Kirche sehr geneigt sei und die Rückkehr u derselben wünsche. Sie hielten dann zu Anfange des Jahres 1669 mit Lord Arundel, der selbst eifriger Katho- ik war, und mit Lord Arlington und Sir Thomas Clifford, ie wenigstens nicht eifrig protestantisch waren, eine Be- athung, und man faßte endlich den Beschluß, sich dem önige von Frankreich zu eröffnen. Dies geschah und nüpfte, obwohl Ludwig vor raschen Schritten in England varnte und Karl II. dann auch auf der Bahn seiner Be- ehrung wider eingehalten zu haben scheint, doch für's Erste das Verhältniß zwischen Ludwig und Karl sehr eng zusam- men. Die Damen hatten demnach nicht zu große Mühe, Karl zum Abschluße eines innigen Allianzvertrages mit Ludwig im Mai 1670 zu bewegen. Durch diesen Ver- trag machte sich Karl anheischig, zu einer Zeit, welche ihm als die angemeßenste erscheine, öffentlich zu erklären, daß er wider Katholik geworden sei, und versprach außerdem dem Könige bei dem bevorstehenden Kampfe mit der Re- publik treu beizustehen. Es war also gewissermaßen das katholisch-monarchische System, was sich zu einem Angriffe auf das republikanisch-calvinistische rüstete. Allein Ludwig fühlte recht wohl, daß er einem neuen dreißigjährigen Kriege entgegengehe, wenn er die lutherischen Staaten Par- tei nehmen laße ohne die bedeutendsten darunter vor Aus- bruche des Krieges für sich gewonnen zu haben. Auf

Deutschland konnte Ludwig unbesorgter hinblicken, und es dürfte hier der Ort sein, überhaupt die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten seit dem westfälischen Frieden ein wenig näher ins Auge zu faßen.

Ferdinand III. war 1657 (2te April) gestorben. Er und sein Vater hatten in Deutschland die Besorgniß erwachsen laßen eines solchen Uebergewichtes des östreichischen Hauses, daß die hergebrachte Freiheit der deutschen Fürsten nicht dabei bestehen könne. Besonders diese Besorgniſs hatte in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, nachdem der Prager Friede schon alle protestantischen Fürsten von Bedeutung (mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Kassel) längere Zeit von Schweden und Frankreich abgezogen gehabt hatte, von Neuem Brandenburg, Lüneburg und andere Fürsten getrieben, wider freundlichere Verhältnisse zu den Ausländern zu suchen. Selbst der westfälische Friede hatte dieser Besorgniſs nicht ganz ein Ende gemacht, und als nun Ferdinand starb, waren die mächtigsten Interessen im Reiche wach, bei der neuen Kaiserwahl im J. 1658 die kaiserliche Würde dem östreichischen Hause zwar nicht zu entwinden, aber durch eine Wahlcapitulation so einzuengen, daß sie dem, was man die deutsche Fürstenfreiheit nannte, nie mehr gefährlich werden könne. Wunderbarer Weise theilten selbst eine ganze Menge katholischer Fürsten dies Interesse, und namentlich der Fürst, bei welchem die Leitung der Kaiserwahl war, der Kurerzkanzler von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, und dessen erster Minister, der Herr von Boineburg. Die Wahlcapitulation hinderte namentlich auch den neuen Kaiser, Ferdinands III. Sohn Leopold I. (seine Wahl kam im Juli 1658 zu Stande), weiter der Krone Spanien bei ihrem damals noch fortgehenden Kriege mit Frankreich auch nur im Schutz der spanischen Reichslande (nämlich des burgundischen Kreises) zu Hilfe zu kommen; sie war wesentlich in französischem Interesse und ein Grund mehr für Spanien, in den dieser Krone so nachtheiligen, bald nachher, wie wir gesehen haben, von Mazarini abgeschloßenen pyrenäischen Frieden zu willigen. Auch an diesem Vortheile

er hatte Mazarini nicht genug, sondern es gelang ihm mit ilfe des Kurfüsten von Mainz, bald nachher (im Aug. 1658) n s. g. Rheinbund zu Stande zu bringen, eine Verbindung ner ganzen Reihe Süd- und Westdeutscher Fürsten unter nander und unter dem Protectorate Ludwigs XIV., angeb- h zum Schutze der deutschen Fürstenfreiheit — und so ochten die deutschen Fürsten es auch wirklich meinen — der That aber erhielt dadurch Ludwig XIV. in Deutsch- nd eine so mächtige Stellung als der Kaiser selbst; denn stund nun an der Spitze einer Anzahl deutscher Fürsten ewissermaßen als deren Tribun, überwachte alle ihre Un- rhandlungen und Beziehungen im Reiche und leitete ihre litische Stellung; und seit der deutsche Reichstag von 663 an permanent ward, erhielt Ludwigs XIV. Gesandt- haft auf demselben, ohngeachtet er nicht selbst gleich Schwe- en Glied des Reiches war, einen ganz außerordentlichen Einfluß. Auch auf die Politik der ihm verbündeten Für- en in ihren Ländern selbst übte er einen fast allmächtigen influß, indem seine Eifersucht nicht duldete, daß diese Für- en Minister hatten, welche seinem Interesse entgegen han- elten. Wo sich ein solches gegnerisches Interesse zeigte, ußte er durch die Intriguen seiner Gesandten die Mini- er zu stürzen. Dagegen wo sich Minister ihm ganz hin- aben, setzte er ihnen französische Jahresgehalte aus, so daß sie ganz in seine Gewalt kamen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der durch den westfälischen Frieden außerordentlich gewonnen und einen zwischen Schweden und Polen ausgebrochenen Krieg so zu benutzen gewust hatte, daß er durch den Ver- trag von Wehlau am 19ten Sept. 1657 aller Lehens- pflichten des Herzogthums Preussen gegen Polen ledig ward (welcher Vertrag dann auch in dem Frieden von Oliva, der den schwedisch-polnischen Krieg am 3ten Mai 1660 beendete, bestätigt ward), war zwar nicht zu bewe- gen, sich dem Rheinbunde anzuschließen; allein im Au- gust 1664 gieng er einen eignen Allianzvertrag mit Lud- wig XIV. ein, und Kurfürst Johann Georg II. von Sach-

sen*) war längere Zeit gegen eine jährliche Zahlung der französischen Politik eng verbunden. Der Zustand des deutschen Reiches war ein höchst beklagenswerther. Dies scheint endlich auch mehreren dieser Fürsten eingeleuchtet zu haben, und als die Zeit, für welche man früher auf den Rheinbund eingegangen war, zu Ende lief, gelang es Ludwig nur mit einigen der verbündeten Fürsten in den Jahren 1666 und 1667 neue Verbindungen dieser Art abzuschließen. Der Kurfürst von Brandenburg nahm in dieser Zeit eine mittlere Stellung an. Obwohl auch er, dessen erste Gemahlin eine oranische Prinzessin war, die in den Niderlanden herrschende Staatenpartei nicht liebte, sah er doch zu deutlich die von Frankreich drohende Gefahr und schloß also, ehe er seine Verträge mit Frankreich erneuerte, ein Bündniß mit den Niderlanden. Dann trat er im Dec. 1667 von Neuem, obwohl vorsichtiger, auch mit Ludwig XIV. in Verbindung. Beide Verbindungen waren so geschloßen, daß Friedrich Wilhelm bei dem Angriffe Ludwigs auf die spanischen Niderlande ganz neutral bleiben konnte; auch gelang es Ludwig nicht, ihn nach dem Achener Frieden in engere Verbindung mit sich zu bringen. Dagegen gewann Ludwigs Gesandter, der Graf de Crecy-Verjus, ganz und

---

*) Er war auf seinen Vater Johann Georg I., der von 1611 bis 1656 regiert hatte, gefolgt und regierte dann selbst bis 1680. Das Testament seines Vaters hinterließ ihm nur einen Theil des Landes und erst die Stände retteten ihm (gegen die Ansprüche seiner Brüder in den diesen zugefallenen Landestheilen) doch die Oberheit und eine Reihe landesherrlicher Rechte. Herzog August, der eine Bruder, erhielt die Aemter Querfurt, Jüterbogk, Dahme, Burg, Langensalza, Weißenfels, Sachsenburg, Eckartsberge, Freiburg, Bibra, Sangerhausen, Weißensee, Heldrungen, Sittichenbach, Wendelstein und die Anwartschaft auf Barby; Herzog Christian erhielt die Stiftslande von Merseburg, und die Niderlausitz, die Aemter Delitzsch, Zörbig, Bitterfeld, Dobrilugk und Finsterwalde; Herzog Moritz erhielt die Stiftslande von Naumburg-Zeitz und die Herrschaft Tautenburg mit dem Amte Frauenprießnitz; ferner die Aemter Voigtsberg, Plauen, Pausa, Arnshaug, Weida, Triptis, Ziegenrück und den albertinischen Antheil von Henneberg. — Diese Theilung lähmte doch für lange Zeit das Haus Sachsen sehr und erleichterte die Stellung Brandenburgs.

gar den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, dessen Bruder, den Bischof von Osnabrück, und den kriegerischen Bernhard von Galen, Bischof von Münster. Diese Fürsten sollten durch Truppensendungen den Angriff auf die Niderlande unterstützen und konnten, falls der Kurfürst von Brandenburg die Partei der Niderlande ergriffe, diesen hinlänglich in Deutschland beschäftigen. Auch der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln ward ganz für Ludwig gewonnen und wenn auch der Kurfürst von Mainz von seiner früheren Vorliebe für Frankreich zurückgekommen war und nun eher mit Besorgniſs auf Ludwig XIV. hinsah, war derselbe doch kriegerisch zu ohnmächtig, um von ihm eine bedeutende Hinderung besorgen zu dürfen. Auf Deutschland durfte also Ludwig, wie schon gesagt, unbesorgter hinblicken, — wenn es ihm gelang, Schweden für sich zu interessiren; denn wie unabhängig auch die Politik des Kurfürsten von Brandenburg von der schwedischen, ja! dieser in vielen Puncten feindlich war; wie sehr auch der lutherische Kurfürst von Sachsen in politischer Abhängigkeit von Ludwig zunächst war — doch hatte das schwedische Kabinet auf eine ganze Anzahl deutscher protestantischer Fürsten noch den bedeutendsten Einfluß, namentlich auf Hessen Kassel, und mit dem pfälzischen Hause hatte die nächste Verbindung statt. Ueberdies muste Ludwig XIV. schon deshalb auf Schweden viel ankommen, weil dies Reich in der Tripleallianz näher mit der niderländischen Republik verbunden war. Herr von Pomponne ward also nach Schweden gesandt, um nicht bloß Schweden von den Niderlanden zu trennen, sondern es geradezu in eine Verbindung mit Frankreich gegen die Niderlande hereinzuziehen.

In Schweden war, als Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, dessen unmündige Tochter, Christine, als Königin gefolgt und 12 Jahre lang führten die fünf höchsten Reichsbeamteten (unter ihnen, als die eigentliche Seele der Regierung, Axel Oxenstierna) die vormundschaftliche Regentschaft. Ein Reichsrath von 25 Räthen stund diesen vormundschaftlichen Regenten zur Seite. Nach Ablauf dieser Zeit übernahm Christine die Regierung selbst, sie ließ aber namentlich alle auswärtigen Verhältnisse in Oxenstiernas Händen, so daß im Wesentlichen die-

selbe Politik festgehalten ward und Schweden durch den deutschen Krieg, der in dieser späteren Zeit nur noch mit deutschem Gelde und fast ganz mit deutschen Truppen geführt ward, nicht bloß in Deutschland, wie wir gesehen haben, große Landerwerbungen machte, sondern sich auch bei dem Patronate des Protestantismus in Europa behauptete. Dies war indessen ebensowenig auf die Dauer zu erhalten, als eine erfolgreiche Regierung des armen schwedischen Landes zu führen, wenn man nicht mit den Finanzen sehr gewißenhaft umgieng, und bei der Verwaltung immer die Hauptaufgaben Schwedens vor Augen behielt. Das Land nahm offenbar in Europa einen größeren Einfluß und eine höhere Geltung in Anspruch, als wozu durch die Natur hinreichend reichliche Basis vorhanden war. Nur durch eine strenge Beschränkung auf gewisse Hauptziele ließ sich diese Geltung behaupten. Eine solche Beschränkung lag aber gar nicht in Christinens Neigung. Sie hatte eine Menge dilettantischer Interessen; war eine durch und durch geistreiche, eine eigentlich gelehrte Frau, und um ihre Neigungen zu befriedigen, achtete sie des Geldes nicht. Ja! die Wahrnehmung des protestantischen Interesses, welches sie in anderweitigen Neigungen so zu beschränken drohte, machte ihr dies Interesse selbst zuwider. Sie verschenkte und veräußerte einen Theil der Krongüter, um momentanen Zwecken zu fröhnen; zerrüttete dadurch die Verwaltung noch mehr, und nach zehn Jahren eigener Regierung war sie der Nation vollkommen zur Last geworden. Sie fühlte das selbst. Die Nation und die protestantische Kirche waren auch ihr eine Last. Sie legte also 1654 die Regierung nider; und da man nun protestantische Descendenten Gustav Wasa's in Schweden nicht mehr hatte, und von den katholischen Descendenten, von König Johann II. Kasimir von Polen *), nichts wißen wollte, folgte ihr der Sohn von Gustav Adolfs Schwester Katharina, der Herzog Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken als Karl X. Eben diese Succession hatte den polnisch-schwedischen Krieg veranlaßt, von welchem bereits die Rede war, und welcher dann 1660 mit dem Frieden von Oliva endete. Diesen hatte Karl X. nicht mehr erlebt. Er war im Februar 1660 eines plötzlichen Todes gestorben, und für seinen Sohn Karl XI. trat nun wider eine ganz ähnliche vormundschaftliche Regierung ein, wie früher für Christinen. Diese vormundschaftliche Regierung war ganz in den Händen des Adels, der sich damals zuerst entschieden in Schweden von den freien Leuten als Stand

*) Sohn Sigismunds III., auf welchen zunächst 1632 dessen älterer Sohn Wladislav IV., dann seit 1648 der jüngere Johann Kasimir, der früher Cardinal war, folgte bis 1668.

aussonderte, während er in älterer Zeit nur durch größeren Güterbesitz von den freien Bauern und anderen freien Grundbesitzern verschieden war und sich nur allmälig dem Adel in den südlicheren germanischen Reichen analog ausgebildet hatte. Nun hob er das Connubium mit den Freien auf, nahm auf seinen Gütern auch über solche Gutseinsaßen, die nicht höriger Herkunft waren, die Gerichtsbarkeit an sich, und hatte allmälig eine ähnliche Stellung und Verfaßung im Lande, wie der französische in Frankreich. Als nun Ludwigs Gesandter, Herr von Pomponne, in das arme Land kam, wo Hof und Adel so gern den französischen Luxus nachahmen mochten, um sich auch durch die äußere Erscheinung weit über die anderen Klassen des Volkes zu erheben, ward es ihm leicht, nicht bloß durch das Versprechen größerer Zahlungen, als die Niderlande dem Hofe machten, diesen, sondern durch besondere Geschenke und Pensionen auch einen einflußreichen Theil des Adels zu gewinnen. Geldbedürftigkeit und Hochmuth der schwedischen Großen machten sie den Franzosen käuflich, und so kam bis zu Anfang des Jahres 1672 ein Bündniss zwischen Frankreich und Schweden zu Stande, was für die weitere Entwickelung der schwedischen Verhältnisse von größester Wichtigkeit ward, indem die sich Frankreich anschließenden Edelleute, den Grafen de la Gardie an ihrer Spitze, von dieser Zeit an als eine eigne Faction erscheinen, denen bald eine Oppositionspartei entgegentritt. Um das Verhältniss dieser beiden Adelsparteien hat sich dann im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts fast alles in Schweden gedreht.

Während Ludwig XIV. in England, Schweden und Deutschland Verbündete gewann, ließ er den Höfen von Madrid und Wien durch seine Gesandten eröffnen, seine Absichten bei dem Kriege, den er beginne, seien nicht Eroberungen, sondern beschränkten sich auf Bestrafung des Uebermuthes der Kaufmannsrepublik. In den Niderlanden selbst hatte sich in dieser letzten Zeit auch manches umgestaltet. Noch während der letzten Zeiten des früher mit England zu führenden Krieges hatte de Witt, um nicht den Haß der oranischen Partei und namentlich der Provinzen Seeland, Geldern und Overyssel zu sehr herauszufordern, sich entschließen müßen, einzuwilligen, daß der junge Prinz Wilhelm von Oranien als Kind des Staates adoptirt ward. Unter dieser Firma nahm sich die Republik ganz und gar der Erziehung Wilhelms an und ließ ihm so wider eine Hoffnung, nach einigen Jahren wenigstens einen Theil der politischen Stellung seiner Vorfahren zurückzuerhalten. De Witt, während er so weit nachgab, war aber darin unerbittlich, daß er in der Umgebung des Prinzen niemanden duldete,

als Anhänger der Staatenpartei. Gerade dadurch aber erbitterte er nicht bloß die oranische Partei, sondern auch den Prinzen aufs Höchste. Die oranische Partei wuchs aber in demselben Maße, als de Witt gewaltiger, entscheidender auftrat; denn Gewaltübung weckt nun einmal, wenn sie nicht von einer Macht, die Alles niderschlägt, begleitet ist, Widerspruch. De Witt sah die Zeit kommen, wo er der Widereinsetzung des Prinzen von Oranien in einen Theil der Aemter und Würden seiner Vorfahren nicht mehr würde widerstehen können, und suchte so wenigstens die Befugnisse des Statthalters im voraus durch ein Gesetz zu brechen, welches das ewige Edict hieß. Die Statthalterwürde sollte auf ewige Zeit abgeschafft und auch jeder anderen Behörde jedes Recht entzogen sein, sich in die Besetzung der magistratischen Collegien zu mischen. Gegen dies ewige Edict erhob sich aber in Utrecht, Geldern und Overijssel der lebhafteste Widerspruch. Diese Provinzen erzwangen 1670 durch die s. g. Acte van Harmonie, welcher auch Holland und Seeland endlich beitraten, die Feststellung, daß wider ein Statthalter später ernannt werden solle. Nur dies konnte de Witt erreichen, daß das Statthalteramt für unvereinbar erklärt ward mit der Stellung des Generalcapitans und Generaladmirals. Mit dem Aufleben der oranischen Partei hatte auch die eifrige Kirchenpartei wider mächtiger ihr Haupt erhoben. An der Spitze der beiden Parteien in der Kirche traten diesmal Juristen auf: Gysbert Voetius, Professor in Utrecht, als Vorfechter der Gomaristen; Johannes Coccejus zu Leyden als Vorfechter der Arminianer, die diesmal ihre lockerere religiöse Stellung auch durch eine ausgesprochene Hinneigung zu Cartesius und seiner Philosophie beurkundeten. So war also die Republik in politische, kirchliche, wißenschaftliche Parteiungen zerrißen, während sich rings am politischen Horizonte ein Unwetter aufthürmte, was ihr den Untergang bringen sollte.

Inzwischen hatten doch auch die Niderländer überall ihre Anhaltepuncte. In England z. B. war freilich Karl II., war die Regierung gegen sie, aber der ganze Kaufmannsstand, alle dem Puritanismus zuneigenden Dissenters, überhaupt die Masse des Volkes und durch dieses das Parlement war für die Niderländer; wenn diese den Kampf nur so lange bestehen konnten, daß Karl II. erst Geld dazu von seinen Unterthanen suchen muste, dann hatten sie von England nichts mehr zu fürchten. Der Kaiser war wohl zunächst bei der Anzeige eines Kampfes gegen die Niderlande neutral; aber als dieser nachher in der That damit begann, daß die Franzosen Namen (Namur) und Mastricht bedrängten und das dazwischen gelegene Fürstenthum Lüttich, also eine Landschaft, die nicht der Republik, sondern

zum deutschen Reiche gehörte, besetzten, konnte er so wenig ruhig zusehen, als Spanien, dem Namen (Namur) gehörte. Dasselbe deutsche Interesse, was aber den Kaiser auf Hollands Seite ziehen muste, muste noch mehr den Kurfürsten von Brandenburg bestimmen, als dessen eigne clevische Territorien von den Franzosen besetzt wurden — kurz! es kam für die Republik nur darauf an, den ersten Stoß zu pariren, dann durfte sie auf Mitstreiter rechnen, und soweit stund ihr das Glück wirklich bei.

Der Krieg begann zuerst gewissermaßen in den Kreisen der Diplomatie. Alle Gesandte Ludwigs musten an den Höfen, wo sie waren, den bevorstehenden Feldzug anzeigen und zu rechtfertigen suchen. Eine Reihe Pamphlets wurden in Frankreich verbreitet, die Gerechtigkeit des Zuges darzuthun, den Krieg popular zu machen. Am Morgen des 7ten April 1672 — es war ein ziemlich regnerischer Tag — ritten dann Trompeter auf bebuschten, geputzten Rossen durch die Straßen von Paris; Wappenherolde folgten ihnen; und auf allen Plätzen und an allen Ecken der Stadt machten die Herolde unter Trompetenstoß und mit entblößtem Haupte bekannt, „daß der Unwille, den Se. Majestät über das Betragen der Vereinigten Staaten empfänden, nun nothwendig einen solchen Grad erreicht habe, in Folge der Misachtung der großen Verpflichtungen, welche die Ver. Niderlande gegen Se. Majestät hätten, daß Se. Majestät sich zum Kriege gezwungen sähen zu Waßer und zu Lande. Es beföhle demnach Se. Majestät allen ihren Vasallen und Unterthanen, daß sie als Feinde auf die Niderländer fallen und allen Handel und Verkehr mit ihnen abbrechen sollten." Diese Publication, die auch gedruckt im Lande verbreitet ward, war von einem Befehle begleitet, Embargo zu legen auf alle Niderländern angehörige Waaren und Schiffe, welche zufällig in Frankreich sich fänden. Nur einige Ausnahmen wurden gemacht hinsichtlich solcher Niderländer, die sich und ihr Vermögen im Vertrauen auf gewisse Verträge nach Frankreich gebracht hatten. Diese sollten sechs Monate Frist haben, das Königreich mit ihrer Habe und Person zu räumen.

Ohngeachtet man diesen Krieg schon längere Zeit hatte

kommen sehen, war die Republik sehr schlecht auf denselben vorbereitet. Da sich die Opposition gegen die oranischen Statthalter so lange darin gefallen hatte, die Mittel zu Aufstellung einer Landmacht recht karg zu zu messen, war man auch nach der Abschaffung der Statthalterschaft bei diesem einmal eingewohnten Systeme geblieben und hatte es nun ohne alle Hinderung noch weiter ausgedehnt. Kaum daß die festen Plätze eine kleine Besatzung hatten, und selbst die Befestigungen waren vernachläßigt, weil die Kaufmannsrepublik alle militärischen Ausgaben, ausgenommen die zum Schutze des Seehandels durch eine Flotte, zu ersparen gesucht hatte — und dennoch war die ganze Südostgrenze von Mastricht bis Wesel (denn auch in den Rheinlanden hatten die Holländer in einigen Plätzen aus den vorangegangenen Kriegen her das Besatzungsrecht behalten) dem Angriffe zunächst bloß gestellt und nur durch eine Reihe kleiner Vestungen gedeckt. Die Truppen, die man hatte (etwa 20,000 Mann), waren zu Nichts zu brauchen; die Gemeinen waren fremde Söldner, die man aus den Zeiten des 30jährigen Krieges her behalten und fortwährend nur nothdürftig ergänzt hatte. Die Officierstellen waren alle als Sinecuren, die einige Besoldung einbrachten, an Verwandte und Günstlinge der Staatenpartei gegeben. Nur einige Regimenter, die der Prinz von Oranien und einige deutsche Prinzen commandirten, waren in beßerem Zustande. Als sich nun im Frühjahre 1672 die französische Armee in Bewegung setzte, trat die oranische Partei auf und verlangte Ernennung des Prinzen zum Generalcapitan, so wie rasche Umgestaltung und Vermehrung der Armee. De Witt aber, welcher die Angriffe der oranischen Partei fast so sehr fürchtete, als den Angriff der Franzosen, war in diesem Puncte zu keinem Nachgeben zu bewegen und erbitterte dadurch nicht nur den Prinzen und seine Partei aufs Höchste, sondern gewährte auch der Verleumdung, er verrathe die Republik an Frankreich und gebe sie absichtlich Preis, dadurch einen gewissen Schein von Wahrheit. Er pochte darauf, daß, wenn auch die erste Vestungsreihe von Mastricht bis Wesel verloren gehe, die Franzosen doch vor diesen Be-

stungen Zeit hinbringen müßten, und daß dann eine zweite mächtigere Reihe von Vestungen von's Herzogen-Busch zur Zuydersee den niderländischen Hauptprovinzen als schützender Wall vorliege; daß die Vertheidigung dieser zweiten Vestungsreihe durch Durchstiche der Deiche an der Maas und am Rheine außerordentlich erleichtert werde; daß inzwischen die Macht der Flotte und diplomatische Unterhandlungen irgend eine günstige Wendung bringen müßten, und daß man im äußersten Falle bei dem Reichthume der Republik an Geld und Credit immer noch Truppen gewinnen könne. Diesmal aber hatte sich de Witt gänzlich in der Berechnung der Art und Weise, wie die Franzosen den Krieg führen würden, geteuscht. Ludwig XIV. hatte nur so lange mit Ausführung seiner Racheplane gezögert, um alle Mittel dazu unter der Hand zu haben. Der ganze Adel Frankreichs war zum Kriege aufgeboten worden. Es war das leztemal in Europa, daß ein Feudalheer von großer Bedeutung aufgestellt ward. Jedes adelige Schloß hatte sein Contingent an Herren und bewaffneten Dienern gestellt und jeder dieser Edelleute suchte sich durch zahlreiche und gute Rüstung vor den anderen auszuzeichnen. Außerdem hatte der König sein stehendes Heer, in welchem die Officiere ebenfalls fast alle französische Edelleute waren oder dies (wenigstens in der Cavallerie) durch ihre Officierstellen wurden, und auch diese brachten die größesten Opfer, um über die Mittel hinaus, die sie vom Staate erhielten, ihre Truppen diesmal in besten Stand zu setzen. Die stehende Armee zählte 118,000 Mann, eine in damaliger Zeit außerordentliche Zahl von Mannschaft. Es waren im Ganzen 130 Escadronen Kavallerie und eine Feldartillerie von mehr als 100 Stücken. Unter dem Fußvolke waren 3000 catalonische Schützen, damals die besten leichten Truppen, die man haben konnte; ein Regiment Saveyer, so tapfer wie die Schweizer, und außerdem 10,000 Schweizersöldner. Der adeligen Freiwilligen d. h. Edelleute, die dem Lehensaufgebote des Königes folgten, waren über 2000 (s. g. Gensd'armes), die mit ihrer Dienerschaft ein glänzendes Corps bildeten, welches es als eine Ehre an-

sah, überall gebraucht zu werden, wo sich entschiedenste Lebensgefahr zeigte, wo die größeste Aufopferung zu beweisen war. Man nannte sie als Corps kurzweg: Messieurs — und diese Messieurs waren die Blüthe des französischen Adels; Leute, die wenig Disciplin kannten, gut und vollauf lebten, aber es auch identisch mit ihrer Standesehre ansahen, keine Todesfurcht zu kennen.*)

Diese große französische Armee ward in drei Armeecorps getheilt. Der Prinz von Condé führte das eine, welches die Avantgarde bildete, und bei welchem auch sein Sohn, der Herzog von Enghien und die Herzoge von Longueville und Coislin waren, und an der Spitze von Messieurs der Prinz Soubise und der Graf de Lorges. Turenne führte das zweite Corps, was gegen Mastricht bestimmt war. Der König und unter ihm der Marquis de Chavigny führte das 3. Corps. Die Armee sammelte sich um Charleroi und rasch drang man durch das Lüttichsche vor gegen Mastricht, was man leicht angriff, aber als der Platz nicht sofort fiel, ließ man, was ganz gegen den damaligen Kriegsgebrauch war, nur den Marquis de Chavigny davor und übergab ihm das zu diesem Ende detachirte Corps. Die übrige Armee bewegte sich stürmisch weiter gegen den Rhein hin. Im Mai stund die Avantgarde, ohne irgendwo Widerstand gefunden zu haben, an der Yssel und hatte so die erste Bestungsreihe, auf welche de Witt gerechnet hatte, durchbrochen ohne irgendwie geschwächt zu sein. Der Kurfürst von Cöln, der Bischof von Münster erklärten nun unter allerhand Vorwänden offen den Krieg gegen die Republik und traten als Verbündete des Königes auf. Ihnen und einem kleinen Theile der französischen Truppen blieb es überlaßen, die kleinen Bestungen, welche die Armee im Rücken gelaßen hatte, die zunächst nun an keine Unterstützung, an keinen Entsatz denken durften, zu erobern. Ein allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der Niderländer.

*) Ludwig XIV. muste zu Anfange des Feldzuges der übermüthigen Schlemmerei dieses Corps Grenzen setzen — sie sollten nicht mehr als zwei Gerichte außer den verschiedenen Braten bei jeder Mahlzeit haben.

Der Glaube, man sei von de Witt, der das Land lieber französisch, als oranisch sehen wolle, verrathen, verbreitete sich fast über das ganze Volk.

Eine niderländische Armee hatte sich auf dem rechten Rheinufer im Geldrischen unter dem Befehle des Prinzen von Oranien, eines deutschen Generals von Würtz und eines nach den Niderlanden geflüchteten Hugenotten, des Marquis de Monbas, allmälig gebildet. Es waren kaum 15000 Mann. Der Schutz, den man vom Rheine und von der Yssel gehofft hatte, schwand zur Hälfte durch den nideren Waßerstand dieser Flüße. Bald entdeckten die französischen Ingenieure Furthen in diesen Flüßen, welche man mit Kavallerie passiren konnte. Orsoy, Büderich, Wesel, Emmerich, Rees und Rheinbergen waren rasch in die Hände der Franzosen und ihrer deutschen Verbündeten gekommen in den ersten Tagen des Juni. Turenne mit seinem Corps blieb auf dem linken Rheinufer. Am Tage zuvor, ehe Rheinbergen, zwei Tage zuvor, ehe Emmerich und Rees fielen, am 5. Juni, gieng Condé mit der Avantgarde durch den Rhein, an dessen anderem Ufer der Feldmarschall der Republik, General von Würtz, mit 4 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Infanterie, aber ohne Artillerie stund, während Condé seinen Uebergang mit grobem Geschütz decken konnte. Als ein königliches Regiment Cuirassiere bei dem Versuche über den Fluß zu gehen in der Mitte desselben in Unordnung gerieth, weil ein Theil der Leute vom Strome fortgerißen ertrank, stürzte sich Herr de Langallerie an der Spitze von 250 Messieurs in den Strom, drang über denselben und griff das feindliche Lager an. Würtz zog sich zurück. Der Prinz von Condé, dann der König und der königliche Hofstaat setzten nun ungehindert mit dem übrigen Corps auf Böten und auf einer Schiffbrücke von Vaubans neuer Erfindung über. Würtz hatte seine Arrièregarde im Stiche gelaßen; sie wollte sich ergeben, Messieurs aber verhöhnten sie; da feuerte sie noch einmal auf ganz nahe Entfernung; der Herzog von Longueville und viele von Adel fielen; aber nun erhielten die

niderländischen Truppen auch kein Quartier. Die ganze Arrièregarde ward nidergehauen.

Dieser Rheinübergang ist nachher hundertfach von französischen Dichtern, Medailleuren und Schlachtenmalern verherrlicht worden. Man pries diese Dinge, weil man Alles pries, was der König that, denn in der That war es keine große Waffenthat, daß 40,000 M. über einen Strom an einer seichten Stelle giengen, die nur von 3000 Mann ohne Kanonen vertheidigt ward. Im Rücken aber der siegreich gegen Utrecht vordringenden französischen Armee eroberte nun der Kurfürst von Cöln, von einem französischen Corps unterstützt, die ganze Provinz Overyssel. Der Bischof von Münster eroberte am 21ten Juni Deventer und bot der Stadt, sie solle unter seinem Schutze deutsche Reichsstadt werden. Die Erinnerung an den alten Zusammenhang dieser geldrischen Gegenden mit dem deutschen Reiche lebten noch einmal auf und Hattem, Elburg, Harderwyk wurden rasch von den Franzosen; Zwoll, Kampen und Hasselt von cölnischen und münsterischen Truppen besetzt. Am 5ten Juli schloßen die Staaten von Overyssel mit dem Bischofe von Münster einen Vertrag, durch welchen sie sich von der Republik lossagten und unter münsterischer Hoheit zum deutschen Reiche stellten. Dann eroberte der Bischof von Münster auch die Drente und bereits am 11ten Juli ergab sich die starke Veste Coevorden. Das eigentliche Geldern und die Veluwe blieb früherer Uebereinkunft gemäß den Franzosen. Der Prinz von Oranien wollte Utrecht vertheidigen; hier aber war das gemeine Volk wüthend über die Flucht der Reichen, tumultuirte und hinderte Alles, was der Prinz vorhatte. Turenne hatte die Zeit benutzt, Nimwegen zu bedrängen; es muste sich nach wenigen Tagen ergeben. Utrecht kam widerstandslos, nachdem es der Prinz verlaßen hatte, in die Hände der Feinde, und Ludwig XIV. proclamirte, er werde allen Städten, die sich ihm ohne Gegenwehr ergäben, ihre Verfaßungen und Freiheiten laßen; dagegen den Orten, die Widerstand versuchten, keine Gnade gewähren. Der Schrecken war so groß, daß sogar in Amsterdam selbst schon eine Partei in

Magistrate von Ergebung sprach, noch ehe die Franzosen angekommen waren. Auch die zweite Vestungsreihe von's Herzogen-Busch nach der Zuydersee war nun durchbrochen. Aus den holländischen Seestädten suchten die reichen Kaufleute einen Theil ihrer Habe nach den Hansestädten und Dänemark; aus den Städten im Innern des Landes nach Brabant zu flüchten. Es schien Holland und mit ihm die Republik der Vereinigten Niderlande war rettungslos verloren, ehe von irgend einer Seite Unterstützung kommen konnte — nur Ludwigs XIV. Verbindlichkeiten gegen England retteten es. An demselben Tage nämlich, an welchem Ludwig den Krieg erklärt hatte, hatte dies auch Karl II. gethan. Hätte Ludwig von vornherein an die Möglichkeit eines so raschen Vordringens geglaubt, so würde er sich wohl gehütet haben, England für seine Hilfe so große Zugeständnisse zu machen; so aber hatte er sie vertragsmäßig gemacht und namentlich sich anheischig gemacht, Holland selbst nicht eher angreifen zu wollen, bis die Engländer Seeland erobert hätten. Die französisch-englische Flotte hatte sich im Canale vereinigt. Die französische Flotte bestund aus 60 Kriegsschiffen und Fregatten; die englische aus 92. Der Herzog von York kommandirte die vereinigte Flotte; unter ihm der Graf d'Estrées die französische Abtheilung. De Ruyter, der holländische Admiral, griff diese vereinigte Flotte am 28ten Mai bei Southwoldbay mit 133 Kriegsschiffen und Fregatten an. Einen ganzen Tag dauerte das Treffen unentschieden — unentschieden durch die Nationaleifersucht der Franzosen, denen es zuwider war, für einen englischen Oberanführer einen Sieg zu erkämpfen. Sie trennten sich während des Gefechts von den englischen Schiffen, und ließen diesen allein die Last des Tages, die sie trugen, in welcher Lage sie aber einen vollständigen Sieg nicht erfechten konnten. Doch muste sich de Ruyter am folgenden Tage zurückziehen. Und nun rettete zunächst Holland nichts als zuerst eine starke Ebbe, bei welcher die englischen Schiffe dem Lande nicht nahe genug kommen konnten, und dann ein heftiger Sturm, der sie zurücktrieb; denn sonst würde die de Ruyter

folgende englische Flotte ein Landung versucht, Seeland besetzt, die weitere Besetzung Hollands, die Vernichtung der Republik möglich gemacht haben. Möglich wäre diese auch später gewesen, hätte der Graf d'Estrées den Herzog von York nicht fortwährend im Stiche gelaßen. Dieses Imstichelaßen war aber doch zu sehr im Sinne der ganzen französischen Nation, als daß man es als schmählich betrachtet hätte — und dagegen hielt sich die französische Eitelkeit durch die Erfolge des Landkrieges schadlos. Tausendfach sowohl in Caricaturen auf die Holländer, als in Siegesfeiern der Thaten des Königes in Schrift und Bild erhob man diese Vorgänge und prahlte mit ihnen.

Der Marquis de Villars hatte inzwischen in Madrid, der Graf de Grémonville in Wien eine Note überreicht; beide hatten ihre Noten mit mündlichen Erklärungen begleitet: daß der König durchaus nicht an Eroberungen denke; daß er sich nur wegen persönlicher Verletzungen an den Niderländern rächen wolle. Man suchte den ganzen Krieg nur als einen ritterlichen Zug darzustellen. Aber die Art und Weise, wie dieser Zug in der Wirklichkeit geführt ward, muste doch rasch die größesten Besorgnisse rege machen; denn in allen Orten, die man gegen die Vereinigten Niderlande eroberte, ließen die Franzosen doch sofort Ludwig XIV. huldigen und die ganze Administration in seinem Namen, als sei er der Landesherr, einrichten. Spanien hatte außerdem noch besonderen Grund zur Klage; es war bei dem Vordringen der Franzosen das Gebiet von Namen (Namur) nicht ganz unverletzt geblieben. Wenn auch der Durchmarsch durch die deutschen Gebiete von Lüttich und Cöln mit Bewilligung der Landesfürsten statt gefunden hatte, die brandenburgischen Territorien von Cleve, also ein Reichsland, waren ohne Bewilligung des Landesherrn mit fremden Truppen überschwemmt, die festen Orte darin von den Franzosen mit Besatzungen versehen worden. Unmöglich konnten sich Spanien und Deutschland lange zu solchen Ungehörigkeiten ruhig verhalten. Das spanische Kabinet hatte schon anfangs den Versicherungen des Marquis de Villars nicht ganz getraut und in den Niderlanden ein Corps an

estellt; in der Freigrafschaft weitere Rüstungen angeord-
et. Ja! als die Franzosen so rasch vordrangen, erlaubte
as spanische Kabinet (oder veranlaßte es vielmehr), daß
r Graf Marsini mit einem Corps s. g. Freiwilliger nach
olland eilte, um den Prinzen von Oranien bei der Ver-
eidigung Amsterdams und des Haags Hilfe zu leisten.
lan war in Madrid zu sehr und mit Recht überzeugt,
aß die spanischen Niderlande entschieden und für immer
rloren sein würden, wenn man die Franzosen in den Ver-
nigten Niderlanden festen Fuß faßen laße. Der Kaiser,
s er die Fortschritte der Franzosen sah, sandte ein Ar-
eecorps an den Rhein, was den Befehl hatte, im Noth-
lle mit dem Grafen Marsini gemeinschaftlich gegen die
ranzosen zu agiren. Der Kurfürst von Brandenburg gieng
nen Schritt weiter und schloß sofort mit der Republik
r Niderlande eine Allianz, welche ihn offen als Gegner
udwigs XIV. und dessen Verbündeten gegenüberstellte. In
r Republik aber gewann nun der Prinz von Oranien
glich mehr an Terrän. Die allgemeine Erbitterung ge-
n de Witt hatte sich bereits in der Nacht von $^{21}/_{22}$ Juni
rch einen Mordversuch Luft gemacht, den vier junge
ute aus sehr angesehenen Familien gegen de Witt unter-
hmen, weil sie ihn als den Verderber des Vaterlandes
sahen. De Witt war durch die Verwundung zwar nicht
dtlich getroffen, aber doch längere Zeit an das Bett ge-
fesselt. Während er dadurch an der obersten Leitung der
derländischen Angelegenheiten gehindert war, dachten die
Staaten von Holland, welche die französische Armee an
ren Grenzen und noch nirgends eine hinreichende Macht
m Widerstande sahen, an friedliche Ergebung an Frank-
ch. Nur die Stadt Amsterdam war entgegen; und nur
ß Ludwig XIV. Bedingungen, wie man sie nicht anneh-
n konnte, stellte, ließ diese Unterhandlungen wider der
auptsache nach fallen, obwohl man sie scheinbar fortführte,
eil man ein höheres Steigen des Waßers erzögern wollte,
mit die inzwischen gemachten Deichdurchstiche das Land
ter Waßer setzten und Ludwigs Art der Kriegführung
rfungslos machten. Als de Witt wider einigermaßen

hergestellt war, erbitterte er vollends Alles dadurch, daß er darauf bestund, daß der eine von den vier jungen Leuten, die den Mordversuch gegen ihn unternommen hatten, Jakob van de Graef, hingerichtet ward. Die anderen waren entflohen. Immer lauter und unverholener ward de Witt ein Verräther gescholten, der das Land den Franzosen verkauft habe. Endlich brach der Sturm gegen ihn aus; zuerst in Seeland, dann überall in Holland, forderten die Städte, der Prinz von Oranien solle zum Statthalter ernannt und an die Spitze des Landes gestellt werden. Die Geistlichen, wie immer, im Intresse des oranischen Hauses führten hiebei das Volk und gaben dessen Bestrebungen Einheit. Rotterdam und Amsterdam traten mit dem Verlangen der Erhebung des Prinzen in der Staatenversammlung auf. De Witt konnte nicht länger widerstehen. Sein bitterster Feind, Prinz Wilhelm von Oranien, ward am 2ten Juli zum Statthalter, Generalcapitan und Generaladmiral ernannt in Seeland, am 4ten in Holland. Die Generalstaaten machten ihn zum Generalcapitan der Union. Es war schon der mit seinem Oheim, dem Kurfürsten von Brandenburg, unterhandelte Vertrag am 6ten Mai abgeschloßen worden. Auf das Verhältniſs des englischen Hofes, der früher so eifrig des Prinzen Erhebung betrieben hatte, hatte dieselbe nun zunächst keinen Einfluß, als daß England und Frankreich in Verein dem Prinzen die Souveränetät von Holland und Seeland, aber unter Bedingungen anboten, die er selbst verschmähen muste. Von einer Rückgabe Utrechts und Gelderns durch die Franzosen, Overyssels und der Drente durch den Bischof von Münster war nicht die Rede. Man entschloß sich demnach in dem den Vereinigten Staaten gebliebenen Gebietsreste zur kräftigsten Gegenwehr, die allerdings nun schon leichter geworden war, da das Zögern der Franzosen im Utrechtischen die Ueberschwemmungen hatte zu Stande kommen laßen und da in der Person des Prinzen von Oranien nun ein Mittelpunct der Action gegeben und durch desselben und dessen Freunde Tüchtigkeit der Rest des holländischen Heeres bald zu tapferer Haltung zurückgeführt war.

Zu diesen vortheilhaften Umstellungen in den inneren Verhältnissen kam, daß man nun an dem Grafen Monterey, dem Statthalter der spanischen Niderlande, eine feste Stütze hatte; daß das Eingreifen Brandenburgs wenigstens Münster und die anderen norddeutschen Verbündeten Ludwigs XIV. beschäfftigte. Dieser war also hinsichtlich des Landkrieges vornämlich auf seine eignen Kräfte beschränkt und bei der feindlichen Stellung Spaniens und des Kaisers in einer sehr hasardirten Lage. Der Kaiser hatte sich am 25ten Juni mit Brandenburg zur Aufrechthaltung des westfälischen, pyrenäischen und Achener Friedens d. h. zur Bekämpfung der französischen Ausbreitungsversuche verbündet, und nun folgte, bald nachdem der Prinz von Oranien an die Spitze der Republik gekommen war, ein Bündniss derselben mit dem Kaiser. Das kaiserliche Heer unter dem Grafen Montecuculi vereinigte sich mit dem brandenburgischen am Niderrhein. Turenne statt wie bisher die Basis zu bilden für die in Utrecht und Geldern stehenden französischen Truppen muste sich den Kaiserlichen und Brandenburgern entgegen wenden nach Wesel. Alles hatte sich also bereits zu Gunsten der Republik umgestaltet, als der Prinz von Oranien sein Glück mit dem durch seine Partei veranstalteten, durch ihn selbst wenigstens beschützten Morde seiner bisherigen Gegner, des Rathspensionar de Witt und dessen Bruder, Cornelis de Witt, am 20ten Aug. 1672 befleckte. Eine Anklage des letzteren durch den Chirurg Tichelaer im Juli leitete die Sache ein und ein Pöbelaufstand im Haag vollendete das Werk nachdem de Witt bereits am 4ten August auf seine Stelle als Pensionar verzichtet hatte.

Das Jahr gieng übrigens nun zu Ende ohne Ludwig XIV. oder seinen Verbündeten noch anderes als Verluste zu bringen. Die beiden dem Könige verbündeten Bischöfe hatten vom 19ten Juli bis zum 27ten August Groeningen belagert, aber gegen den General von Rabenhaupt nichts ausrichten können; und dieser bemächtigte sich in der Nacht vor dem Sylvestertage auch Coevordens wider mit Hilfe des patriotischen Schulmeisters Meindert van

Tienen. Der Prinz von Oranien war von Holland, als diese Provinz in gehörigem Vertheidigungszustande war, durch Brabant nach der französischen Grenze gezogen und bedrohte die Rückzugslinie der Franzosen, namentlich das von diesen besetzte Charleroi. Während Alles überfroren war, versuchten die Franzosen von Utrecht aus in Holland einzudringen; plötzlich trat Thauwetter ein und unter großem Verluste nur konnten sie sich zurückziehen.

Unter diesen Umständen mochte es Ludwig XIV. erwünscht sein, daß Schweden nicht zugleich mit Frankreich den Krieg erklärt, daß es sich bis dahin bloß von der früheren Allianz mit den Niderlanden losgesagt hatte. Nun konnte Schweden vermittelnd auftreten und bei einem raschen Frieden ließ sich vielleicht aus den vorhergehenden Siegen noch einiger Vortheil ziehen. Schon bei den früheren Verhandlungen, als sich die Niderländer Ludwig XIV. ganz unterwerfen wollten, hatten die Schweden vermittelt. Dann, noch im Juni kam man dazu, einen Fridenscongreß in Cöln zu veranstalten. Dieser saß nun aber beisammen, ohne irgend zu einem Resultate kommen zu können, weil sowohl Frankreich als England ganz übertriebene Forderungen machten. Ludwig XIV. muste, um nicht, wenn er im Laufe des Krieges bedeutende Verluste erlitte, bei den Unterhandlungen zu kurz zu kommen, für das folgende Jahr, wo ihm eine Reihe Feinde entgegenstunden, weit größere Rüstungen machen als für den vorhergehenden Feldzug, der gegen die Niderlande allein gerichtet gewesen war. Turenne mit 40,000 M. ward nun gegen den Mittelrhein hin aufgestellt; der Herzog von Orleans mit 20,000 gegen Namen und Brüssel hin. Der König selbst mit einem Armeecorps unternahm die regelmäßige Belagerung von Mastricht. Alle diese Corps hatten ihren Centralpunct in Achen. Condé mit der Avantgarde hielt das Utrechtische und Geldrische besetzt und suchte in Nordbrabant einzudringen, um die Nordniderlande und die spanischen Niderlande in ihren Verbindungen zu stören. Die deutschen Gegner Ludwigs XIV. sollten durch den Schrecken gelähmt werden. Turenne erhielt vom Kriegsminister Louvois Be-

hl die pfälzischen Länder mit Feuer und Schwert zu ver-
üsten. Die Verwüstung sollte Eindruck auf den Reichs-
g in Regensburg machen und das Reich hindern durch
ne Reichskriegserklärung dem Kaiser zu Hilfe zu kommen.
urenne führte den grausamen Befehl mit allem Canniba-
smus aus, dessen die Franzosen fähig sind. Weit und
reit sanken Dörfer und Städte in Asche und Plünderung
nd Greuel aller Art begleiteten die Verwüstung. Der
ffect war aber gerade der entgegengesetzte von dem, wel-
en sich Ludwig XIV. davon versprochen hatte. Der Kur-
irst von der Pfalz warf sich ganz in die Arme des Kai-
rs. Das Reich war empört über solche Behandlung ei-
es Reichslandes. Zu gleicher Zeit aber, wo Turenne in
er Pfalz hauste, drang der Herzog von Orleans, ohne
aß eine eigentliche Kriegserklärung vorangegangen, in den
panischen Niderlanden vor. Monterey machte Vorstellun-
gen über dies ganz völkerrechtswidrige Verfahren, und er-
hielt von Louvois zur Antwort: „es sei nothwendig daß
ine französische Armee durch Belgien gegen die Niderlande
in marschire. Da man auf gutwillige Erlaubniss der
panischen Regierung nicht habe rechnen können, öffne sich
der Herzog von Orleans den Weg nur mit Gewalt. Man
habe übrigens keine feindlichen Absichten." Daß eine so
übermüthige Antwort nur offnen Krieg zur Folge haben
konnte, verstund sich von selbst. Inzwischen hatte auch die
Belagerung von Mastricht ihren Fortgang, und die Be-
tung muste sich am 1ten Juli 1673 den Franzosen erge-
ben. Vauban selbst hatte diese Belagerung geleitet und
hier zuerst seine Theorie der Belagerungskunst entwickelt,
die dann bis auf Carnot wie ein militärisches Evangelium
betrachtet worden ist. Mastricht ward von dem Moment
an, wo es in die Hände der Franzosen gekommen war, der
Centralpunct des Krieges — nordöstlich von Mastricht
führte Condé, südöstlich Turenne, westlich der Herzog von
Orleans. Condé hatte aber einen sehr harten Stand. Es
war ein regnichter Sommer, der von 1673; die Ueber-
schwemmungen dauerten zum Theil fort; zum Theil hatten
sie einen tieferweichten Boden hinterlaßen. Mit Cavallerie

und Artillerie war fast nicht durchzukommen. Der Prinz von Oranien hatte ihm gegenüber ein nun wohlorganisirtes Heer von 30,000 M. deutschen und niderländischen Truppen. Doch rechnete Louvois darauf, daß man sobald im nächsten Winter Frost einträte, beßer werde in Holland eindringen können, und eine Landung der combinirten englischen und französischen Flotten in Nordholland sollte die Streitkräfte der Republik theilen, während der Bischof von Münster von neuem Groeningen und Frisland bedrängte.

Allein so wohl nun Alles berechnet war, mehrten sich doch auch die Schwierigkeiten außerordentlich. Das Reich erklärte Frankreich den Krieg. Die deutschen Fürsten, namentlich Mainz und Trier, wurden durch die Festsetzung der Franzosen in Mastricht aufs höchste besorgt und Ludwig XIV. abgeneigt. Der Kaiser verstärkte seine Rheinarmee unter Montecuculi auf 60,000 M. Spanien welches durch einen geheimen Vortrag mit dem Kaiser und mit dem Prinzen von Oranien die Zusicherung von Mastricht erhielt, erklärte am 16ten Oct. den Krieg und belegte alle französischen Waaren, Güter und Schiffe in Spanien mit Beschlag. In den spanischen Niderlanden ward die ganze Bevölkerung gegen die Franzosen unter die Waffen gerufen. Der Prinz von Oranien, sobald er Holland in hinlänglichen Vertheidigungszustand gegen Condé gesetzt hatte, vereinigte sich mit einem spanisch niderländischem Corps, gieng bei Venlo über die Maas, vereinigte sich mit Montecuculi und, indem sie nun gemeinschaftlich das ganze Terrän von Venlo nach Düsseldorf hin besetzt hielten, Bonn eroberten, das ganze Land des Kurfürsten von Cöln einnahmen, schnitten sie zugleich Condé von den übrigen französischen Armeen ab. Turenne muste sich ebenfalls vor Montecuculi, der sich gegen ihn vorzugsweise wendete, zurückziehen. Unter diesen Umständen konnte auch Condé sich nicht halten. Er plünderte, brandschatzte und raubte im Utrechtschen und Gelderschen noch was er konnte und zog sich sodann auf Mastricht zurück. Dies war also nun der nördlichste Punct, den die Franzosen behielten; die Territorien der Republik waren wider, bis auf einige Puncte, die

er Erzbischof von Cöln und der Bischof von Münster be-
ßt hielten frei. Die Landung, welche die Engländer in
Süd-Holland bei der Kykduin in der Nähe von Scheve-
ingen versuchten, ward von de Ruyter am 21ten Aug.
lücklich gehindert; weil sich der Graf d'Estrées mit seinem
anzösischen Geschwoder wider außer dem Gefechte hielt.
Die Holländer erfochten einen vollständigen Seesieg; der
nglische Admiral Spragg fand selbst den Tod. So war
er Kriegsschauplatz verändert — die Niderlande waren
ei und die Rheinlande von Mastricht bis zum Elsaß hin
urden das Feld weiterer Entscheidung. Die französischen
Gesandten in Cöln, welche Stadt zum Behuf der fortge-
etzten Friedensunterhandlungen neutral erklärt worden war,
timmten nun ihre Forderungen herab. Sie wollten zu-
rieden sein wenn die Republik an Frankreich Mastricht,
Bergen op Zoom und Bredá abtrete. Allein wer konnte
nun noch in solche Abtretungen willigen? die außerdem die
Verbindung der Territorien der Republik und Spaniens
n den Niderlanden bedroht und die spanischen Niderlande
ür die weitere Zukunft den Franzosen Preis gegeben hätten.
Ueberdies hatte sich die nationale Feindseligkeit der Fran-
zosen und Engländer auf der Flotte schon hinlänglich do-
cumentirt. Die englische Nation sah den ganzen Krieg ge-
gen die Niderlande als gegen ihre Interessen laufend an.
Karl II. kam durch das Parlement in eine sehr schwierige
Lage, die man in den Niderlanden recht wohl erkannte.
Ueberdies war der Prinz von Oranien sein naher Ver-
wandter, seiner Schwester Sohn, und er konnte, seit dieser
wider an der Spitze der Republik stund, unmöglich mehr
so feindselig gegen dieselbe gesinnt sein, wie früher. Es
kam nur darauf an, ihn vollends durch eine Geldzahlung,
die seinen Bedürfnissen zu Hilfe kam, zu locken, und diese
Zahlung übernahmen die Niderlande gern. Der spanische
Gesandte in England, der Marquis del Fresno und der
spanische Gesandte im Haag, Don Bernardo de Salines,
übernahmen es, zwischen England und der Republik den
Frieden zu vermitteln. Del Fresno bot Karl II. im Na-
men der Niderlande eine Summe als Entschädigung an für

die Vortheile, welche ihm Ludwig XIV. vom Kriege hatte hoffen laßen. Der französische Gesandte in London, Marquis de Ruvigny, erfuhr von diesen Unterhandlungen. Der französische Hof suchte Karl II. noch durch Vorstellungen, daß seine Ehre einen Separatfrieden nicht erlaube, von dessen Abschluße abzuhalten; aber Alles war umsonst, denn das Unterhaus, welchem Karl die französischen Vorstellungen mittheilte, war der Auffaßung, daß die Ehre der Krone Englands an der Fortsetzung der Verbindung mit Frankreich hänge, ganz unzugänglich; und selbst das Oberhaus sprach seinen Wunsch eines Friedens mit den Niderlanden aus. Alle Hauptartikel des Friedens wurden in London in Ordnung gebracht; dann giengen englische Bevollmächtigte nach dem Haag und am 19ten Februar 1674 kam der Friede zwischen England und den Niderlanden zu Stande, in dem die Niderlande den Engländern den Ehrenvorzug der Flagge ließen und Karl II. zwei Millionen Gulden zahlten. Der nächste, welcher Frieden schloß von Ludwigs XIV. Verbündeten, war, weil er ganz isolirt zwischen Ludwigs Feinden stund, der Bischof von Münster, welcher nach seinem Vertrage mit der Republik, der am 22ten April zu Stande kam, alle seine Eroberungen in Overyssel und Drente räumte. Dann schloß auch der Kurfürst von Cöln, dessen ganzes Land in die Hände der Feinde gefallen war, am 11ten Mai Frieden. Er räumte Alles, was er noch in Geldern und Zutphen besetzt hatte, und erhielt dagegen das Zugeständniss, daß die Niderländer das Oeffnungsrecht in seinen Vestungen, was sie vor dem Kriege gehabt hatten, aufgaben. Durch diese Friedensschlüße war der Zusammenhang zwischen den Niderlanden und deren Alliirten, dem Kurfürsten von Brandenburg wider frei. Sie bezogen aus Deutschland Truppen und hatten nun ein wohlgeordnetes Heer von 32000 M. und alle ihre Territorien wider bis auf Mastricht. Auch der Herzog von Lothringen schloß sich nun entschieden den Feinden Frankreichs an. Der Congress in Cöln löste sich auf, als der Kaiser, nachdem er eine Besatzung in die freie Stadt Cöln gelegt, einen intriganten Mann, den Ludwig XIV. brauchte, den

Grafen von Fürstenberg mit Gewalt hatte aufheben laßen, was die Franzosen als einen Bruch des Völkerrechtes betrachteten.

Der ganze Erfolg des Krieges gegen die Niderlande war nun, daß die Partei, welche früher in der Republik sich immer auf Frankreich gestützt hatte, die Staatenpartei nämlich, vom Regimente verdrängt war. Alle Freunde und Anhänger de Witts waren aus den Aemtern entfernt worden, und Fagel, ein Mann der sich dem Interesse des Prinzen ganz ergeben zeigte, war Pensionarius von Holland. Frankreich hatte sich durch seinen Uebermuth einen Krieg mit fast allen seinen Nachbarn aufgeladen; hatte fast gar keinen Vortheil davon, und außerdem war die Blüthe des Adels, fast alle die tapfersten, tüchtigsten Männer aus den vornehmen Familien in diesem Kriege weggerafft worden. Nur zwei Verbündete behielt Ludwig XIV. unter diesen Umständen. Das eine war Schweden, was die Verletzung der Neutralität Cölns durch Fürstenbergs Gefangennehmung als Vorwand ergriff, um aus der Rolle des Vermittlers in die eines Theilnehmers am Kriege überzugehen. Das andere war Savoyen.

Uebrigens hatte der Verlauf dieses Krieges in den Niderlanden einen Zwiespalt zur Folge, denn da Overyssel sich so ganz von der Republik losgesagt und eine Zeitlang wider zu Deutschland gestellt hatte; da Utrecht und Geldern ebenfalls rasch und ohne alle Gegenwehr in die Gewalt der Feinde gerathen waren, und Holland, Seeland, Frisland und Groeningen allein ausgehalten und den Krieg getragen hatten, wollten diese vier Provinzen die anderen drei nicht wider zu gleichem Rechte aufnehmen. Allein hier trat das Interesse des Prinzen vermittelnd ein. Auf die Anhänglichkeit von Seeland, Utrecht, Geldern und Overyssel hatten die Prinzen von Oranien jederzeit ihre Macht in den Generalstaaten gegründet. Erhielten nun drei dieser Provinzen ein geringeres Recht, so ward dadurch nothwendig die Stellung des Prinzen selbst bedroht, denn mit Seeland allein im Rücken war er, da Frisland und Groeningen einen anderen Statthalter hatten, Holland nicht mehr gewachsen. Der Prinz bot also seinen ganzen Einfluß auf und rettete die Stellung der drei Provinzen.

Ludwig XIV. sah sich bei der weiteren Fortführung des

Krieges nun ganz auf die Defensive zurückgewiesen. Im August 1674 gewann zwar seine Nordarmee unter Condé noch einen Sieg bei Senef gegen die combinirten Armeen der spanischen und vereinigten Niderlande und des Kaisers; aber troz dieses Sieges muste sich im October Mastricht wider an den Prinzen von Oranien ergeben. Am Rhein war zwar der Kampf gegen die kaiserliche und Reichsarmee von Turenne auf eine für dessen Feldherrntalent glorreiche Weise fortgesezt worden, und das französische Heer hatte sich gute Winterquartiere in Lothringen errungen; aber Ludwig XIV. sah troz dem allmälig seine Hilfsmittel sich erschöpfen. Er bot nochmals den Adelsbann des ganzen Landes auf, weil dasselbe in Gefahr sei, aus der Normandie, aus Guienne, aus der Provinz (Provence), Poitou, Saintonge und Béarn — von allen Seiten kamen die Barone und Ritter mit ihren Dienstmannen, um dem Aufgebote des Königes zu genügen — aber schon war die Zeit in den wenigen Jahren eine andere geworden. Bei dem Zuge gegen Holland, wo es eine phantastische, abentheuerliche Kriegsthat galt, da war die übermüthige, lustig-tapfere Jugend des Adels ganz am Plaze gewesen; jezt, wo es einen langweiligen, regelrechten Vertheidigungskrieg galt, waren Truppen, die einer nur halben Disciplin unterworfen waren, die große Ansprüche machten; denen überdies jugendliche Begeisterung nicht mehr zu Hilfe kam, eher eine Last für die Feldherrn als eine Hilfe. Ein großer Theil dieses Adels kam sehr ungern. Früher war der König mit den glänzenden Freiwilligen, welche die einzelnen Familien sandten, zufrieden gewesen; jezt hatte er ban und arrière ban aufgeboten und wider Willen musten eine Menge Edelleute aufsizen, die lieber daheim geblieben wären. Die gesteigerten Steuern machten das Volk unzufrieden, und so war es natürlich, daß die Hugonotten daran dachten, es sei eine gelegene Zeit, sich wider in Besiz der alten Gerechtsame zu sezen und die Noth des Königes zu benuzen. An der Spize der Verschwörung, die sich in diesem Sinne bildete, stund der Chevalier de Rohan, dessen Familie immer unter den Führern der Hugonotten gewesen war. Er

war ein Mann von unbegrenztem Muthe, aber auch von unbegrenzter Eitelkeit. Die ersten Verbindungen knüpfte er an in der Normandie, einige hugonottische Edelleute sollten Havre und Honfleur in die Hände der holländischen Flotte liefern. Zu gleicher Zeit sollten Spanier in der Bretagne landen und sich der Loiremündung bemächtigen. Daß sich das spanische Kabinet auf diese hugonottischen Verbindungen einließ, hatte Ludwig muthwillig herbeigeführt dadurch, daß er die unzufriedenen Sicilianer seine Hilfe hoffen ließ, sie dadurch zu einem Aufstande gegen Spanien im Aug. 1674 ermuthigt hatte und sie eine Zeitlang unterstützte. Am spanischen Hofe indessen hatte Ludwig XIV. fortwährend seine Verbindungen, und so erfuhr er von diesen hugonottischen Planen. Der Marschal de Créqui ward mit Truppen nach der Normandie geschickt; ein anderes Corps ward in der Bretagne, die gegen des Königes Steuerbehörden bereits in vollem Aufstande war, aufgestellt. Der Aufstand sollte hier dazu führen, einen Rohan wider im alten Sinne zum Herzoge zu machen. Allein der Aufstand ward durch den Duc de Chaulnes unterdrückt; de Ruyter vermochte auch in der Normandie eine Landung nicht zu bewerkstelligen. Der Chevalier de Rohan ward vor dem Parlemente in Paris des Hochverrathes angeklagt, überführt und, da man ihn gefangen hatte, auf dem Grèveplatze hingerichtet. Inzwischen brachen doch auch nach seiner Hinrichtung noch vereinzelte Theile der Hugonottenverschwörung aus, namentlich in Bordeaux, was in Folge davon alle seine Privilegien verlor, und Ludwig hatte durch diese inneren Unruhen bei dem drohenden Kriege nach außen einen sehr schweren Stand, obwohl Molière und der Mercure gallant die einzelnen Siege, die man noch erfocht, in den Himmel erhoben und die Hoffeste Alles früher erlebte an Pracht überboten. Im nächsten Jahre traf Turenne in dem Treffen bei Sasbach auf Montecuculi und fand dabei seinen Tod (am 27. Juli 1675). Durch Trauerfeste gab auch dies wider Veranlaßung die Pracht des Hofes zu entwickeln; aber diese Pracht hinderte nicht daß der Krieg am Rhein nun einen wesentlich anderen Character

erhielt. Die Franzosen, welche unter Turennes Führung auf das rechte Rheinufer vorgedrungen waren, musten sich nun zurückziehen. Im April des folgenden Jahres (1676) verloren die Holländer ihren Admiral de Ruyter in einem Treffen gegen die französische Flotte bei Agosta in den sicilianischen Gewäßern in der Nähe des Aetna.

Inzwischen hatte sich Karl II. als Vermittler angeboten zwischen den kriegführenden Mächten. Im Mai 1676 trat ein Friedenscongreſs in Nimwegen zusammen, welchem französischer Seits Ludwigs beste Diplomaten d'Estrades, Colbert und d'Avaux beiwohnten. Der Krieg ward während der Unterhandlungen fortgesetzt, verlor aber allen großartigen Character. Ludwig XIV. bot zwar 1677 alle Kräfte auf, um durch kriegerische Succeſſe einen günstigen Frieden zu erzwingen. Die Franzosen hausten auch am Oberrhein wie die Cannibalen. Ludwig selbst machte bedeutende Eroberungen in Flandern. Aber nun hinderte das Intereſſe der Alliirten zum Theil den Frieden, weil Brandenburg siegreich war gegen Schweden und diese Macht gern aller ihrer deutschen Besitzungen beraubt hätte. Schweden war nach der Schlacht von Fehrbellin (28. Juni 1675) in die Reichsacht erklärt worden. Die Dänen eroberten Wismar, die Braunschweiger Stade, die Brandenburger schwedisch Pommern. Auch zur See wurden die Schweden geschlagen; und die Dänen drangen weit in Schonen vor und von Norwegen herein. Der Kaiser dagegen und Spanien wollten den Frieden noch nicht gern schließen, weil des ersteren Armee am Oberrhein wider im Nachtheil war, und das letztere in Flandern soviel verloren hatte. Als das Frühjahr 1678 ohne Frieden herankam, stieg die Unzufriedenheit mit dem Kriege in den nun längst gesicherten Niderlanden aufs Höchste. Ludwig aber blieb gerade deshalb um so mehr bei der Forderung daß Brandenburger, Dänen u. s. w. alle ihre Eroberungen gegen Schweden an diese Macht zurückgeben müsten. Endlich wurden die schwedischen Angelegenheiten ganz von den französischen gesondert d. h. die Niderlande und Spanien ließen ihren besten Alliirten, den großen Kurfürsten, fallen; überließen ihn

seinen eignen Kräften Ludwig XIV. gegenüber und in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. 1678 ward der Friede von Nimwegen unterzeichnet. Im Ganzen ward dadurch der status quo vor dem Kriege zwischen den Niderlanden einerseits und Frankreich andrerseits hergestellt. Die Spanier hatten mit der Unterzeichnung bis zum 17. Sept. gezögert, und sie musten allerdings viel aufgeben: die Freigrafschaft, Schwanenthal (Valenciennes), Kammerich (Cambray) und eine Reihe geringerer Plätze in Flandern, Hennegau und Namen (Namur). Der Friede mit Kaiser und Reich kam erst im Febr. 1679 zu Stande, und da die Trennung der Alliirten die Einzelnen Frankreich gegenüber schwach erscheinen ließ, außerdem in Ungarn mit einer antiöstreichischen Partei unter Tökely zu kämpfen war, musten auch von Kaiser und Reich Opfer gebracht werden. Die Franzosen erhielten Freiburg im Breisgau und Nanzig (Nancy) in Lothringen. Dafür gab Ludwig Philippsburg dem Kaiser, Tul (Toul) dem Herzoge von Lothringen — beides ein unbedeutender Ersatz. So von allen Seiten verlaßen, muste endlich auch der Kurfürst von Brandenburg, da eine französische Armee durch Westfalen gegen ihn zu ziehen drohete, nachgeben und in dem Frieden von St. Germain en Laye (Juni 1679) den Schweden alle gegen sie gemachten Eroberungen wider zurückgeben.

§. 3. Bis zum Frieden von Ryswyk. (Sept. 1697.)

So unglücklich für Ludwig zuweilen der Gang des letzten Krieges gewesen war, wie sehr sich während der Dauer desselben die Verlegenheiten aufgethürmt hatten, der Ausgang war so, daß Ludwig XIV. stolz darauf sein durfte. Seine Gegner waren zu vereinzelten Friedensschlüßen bewogen worden; hatten einander im Stiche gelaßen und waren nun voll Groll und Haß gegen einander. Die Ueberzeugung fieng an in Europa sich auszubreiten, daß doch niemand Ludwig XIV. widerstehen könne. Dieser hatte nach allen kriegerischen Verlusten doch Nanzig und Freiburg; hatte eine ganze Reihe neuer Plätze an der niderländischen Grenze und die Freigrafschaft gewonnen. Es ließ sich kein glücklicherer Friedensschluß denken. Die bloße Drohung,

er werde die brandenburgischen Länder mit Krieg überziehen, gab Schweden alle an Dänemark und Brandenburg verlorenen Territorien zurück. Es ließ sich keine stolzere Haltung nach dem Frieden denken. Auch hatte Ludwig XIV. das volle Bewußtsein seiner Macht und Herrlichkeit, und er war keineswegs gesonnen, seinen Erwerbungen ein Ziel zu setzen. Zunächst, da er darauf rechnete, daß jeder europäische Staat sich scheuen werde, von Neuem mit Frankreich in offnen Krieg zu gerathen; daß jeder europäische Staat sich bis auf einen gewissen Grad die friedliche Geltendmachung von Ansprüchen gefallen laßen werde, richtete er seine s. g. Reunionskammern ein in Doornik (Tournay), in Metz, in Breisach und in Bisanz (Besançon). Es waren seit dem westfälischen Frieden an der Nord- und Ostgrenze Frankreichs von Dünkirchen bis zum Jura eine Reihe, ehemals zum deutschen Reiche gehöriger Territorien an Frankreich gekommen; sie waren diplomatisch abgetreten worden. Natürlich wer ein Gut übernimmt, übernimmt nicht bloß die darauf haftenden Lasten, sondern auch die damit verbundenen Zinsen und Gefälle und wenn die letzten Besitzer zu schwach waren, die Zinsen und Gefälle alle beizutreiben, so hindert nichts den sich stärker fühlenden Successor, es zu thun. So raisonnirte etwa Ludwig XIV. und behauptete, mit den ihm namentlich abgetretenen Besitzungen zugleich seien alle Ansprüche auf ehemalige Pertinenzen dieser Besitzungen an ihn gekommen. Wenn irgend einmal ein Bischof von Doornik (Tournay), ein Bischof von Metz ein Paar Dörfer tiefer in Flandern, tiefer in Lothringen gelegen, beseßen hatte, behauptete Ludwig nun, diese gehörten ihm ebenfalls. Wo irgend einmal ein Freigraf von Burgund einmal eine Schirmvogtei geübt, behauptete Ludwig, er sei Landesherr. Ja! er gieng auf die Zeiten der Meruwinger, seiner Vorfahren im Reiche zurück, und weil König Dagobert (II.) das Kloster Weißenburg (wie man damals annahm) gestiftet, behauptete Ludwig, das Kloster mit seiner ganzen Herrschaft gehöre zu Frankreich. Mit der Zeit würde er auch die alten Pertinenzen des Klosters also z. B. Baden-Baden wider zu gewinnen ge-

sucht haben. Anfangs als diese Reunionen begannen und in Form von Rechtsansprüchen ausgeführt wurden, war man erstaunt, wuste aber nicht sofort, was dagegen thun. Endlich, zumal die Franzosen anfiengen sich ohne Weiteres mit Gewalt in Besitz der angesprochenen Territorien zu setzen, wurden von Spanien, von Trier, von Lothringen, vom Kaiser die lautesten Klagen erhoben. Da aber jeder Einzelne sich scheute einen Krieg mit Frankreich auf sich zu nehmen, verhallten auch diese Klagen. Zehn Reichsstädte im Elsaß, über welche Ludwig in früheren Frieden nur die Reichsvoigtei erhalten, die Deutsch-Ordensgebiete im Elsaß, die bis dahin noch beim Reiche geblieben und im westfälischen Frieden nicht an Frankreich abgetreten worden waren*), wurden zur Huldigung an Frankreich gezwungen; alle Verbindung mit dem Reiche und dem Kammergerichte ward ihnen untersagt. Das ganze Herzogthum Lützelburg ward von Ludwig gefordert als Entschädigung, wenn er, wie Spanien verlangte, auf die durch die Reunionskammer in Doornik in Anspruch genommenen flaemischen und hennegauischen Territorien wider verzichten sollte. Ebenso verlangten die Reunionskammern in Breisach und Bisanz nicht weniger als die Pfalzgrafschaft Zweibrücken, die Herrschaften Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgardt, Lauterburg, Falkenburg, Homburg u. s. w. Der König von Schweden wegen Zweibrücken's, der Herzog von Würtemberg wegen Mömpelgardt u. s. w. wurden vorgeladen Ludwig XIV. die Huldigung zu leisten. Im deutschen Reiche war man voll Erstaunen, und noch mehr als die französischen Gesandten behaupteten, es sei von Feindseligkeiten gar nicht die Rede, sondern von einfachem Rechtsgange. Man brauche sich nur an die Reunionskammern zu wenden und da, wenn man Recht zu haben glaube, es geltend zu machen. Das Reich war der Meinung nun, man dürfe Se. Allerchristlichste Majestät nicht reitzen, und so ward der Graf von Mansfeld abgesandt, dem Könige die Misgriffe darzulegen, deren sich seine Beamteten schuldig machten.

*) S. oben S. 758.

Es sei z. B. im westfälischen Frieden im Elsaß nichts abgetreten worden, als was Oestreich in diesem Reichslande beseßen habe; im Nimweger Frieden sei in der Freigrafschaft nichts abgetreten worden, als was Spanien darin beseßen habe — der damalige Besitzstand Oestreichs und Spaniens entscheide; die Besitzungen anderer unmittelbarer Reichsstände, wie der elsaßischen Reichsstädte und Ritterschaft, wie der Herzoge von Zweibrücken, Lothringen und Würtemberg, der Erzbischöfe von Trier u. s. w. könnten nicht als Dependenzen behandelt werden. Aber Alles blieb ohne Erfolg — ja! Ludwig spielte den Beleidigten und erklärte, er habe schon Geduld genug bewiesen in Beziehung auf die vielen anzüglichen Schriften, welche gegen ihn in Deutschland erschienen seien. Die Reunionen sollten ihren Fortgang haben. Man antwortete ihm, wenn diese ihren ordentlichen Fortgang haben sollten, so müße erst ganz Frankreich dem deutschen Reiche unterthan werden, denn abgesehen davon, daß die Hälfte des Königreichs Frankreich erst später aus burgundischen und deutschen Reichslanden in der Provinz (Provence), dem Delfinat (Dauphiné), Freigrafschaft, Elsaß, Lothringen, Namen, Hennegau, Flandern und Utrecht zusammengekommen sei, sei auch die andere Hälfte eine deutsche Gründung. Die Meruwinger seien Deutsche gewesen. Davon wollte Ludwig natürlich gar nichts wißen, und während sich diese Unterhandlungen in die Länge zogen, brachte man im Reiche die Zeit mit Debatten über eine Reichsdefensionalordnung hin, und stritt hin und her über den modus tractandi, und vermochte nicht zu hindern, daß Ludwig XIV. durch Verbindungen in der Stadt in den Stand gesetzt und durch die Anhänglichkeit des Bischofs von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg (des in Cöln gefangenen Fürstenberg Bruder) am 30ten Sept. 1681 Straßburg überrumpelte und dadurch dem deutschen Reiche offen raubte. Der Prinz von Oranien endlich muste zuerst den Remonstrationen gegen Ludwigs Verfahren eine Art Mittelpunct gewähren. Auch ihn verletzten Ludwigs Reunionen. Er war vorgeladen worden für die Herrschaften Vianden und St. Veit welche das ora-

nische Haus in der Grafschaft Chimnach (Chigny) im Lützelburgischen hatte, die Huldigung zu leisten; that es nicht und sah nun diese Herrschaften von Franzosen besetzt, eingezogen und dem Marschal d'Humières übergeben. Dann ward auch das Fürstenthum Oranien (Orange) selbst eingezogen und dem Grafen von Longueville gegeben. An demselben Tage, wo Straßburg überrumpelt worden war, hatten die Franzosen auch die Festung Casale im Montferrat besetzt. Auf allen Seiten waren verletzte Fürsten und Staaten. Es kam nur darauf an sie zu einigen. Aber einig zu werden vermochten nicht einmal die Deutschen unter einander, deren Deputirte in Frankfurt über die Reichsdepensionalordnung in einer Commission debattirten und wie bei den Unterhandlungen zum westfälischen Frieden erst lange Zeit verloren darüber, wem unter ihnen der Excellenzentitel zu ertheilen sei — zuletzt aber das Ergebniss ihrer Debatten erst wider dem Reichstage in Regensburg übergeben musten.

Der Prinz von Oranien wendete sich zuerst auch nicht nach Deutschland, sondern nach Schweden. Karl XI. war ja durch die französischen Ansprüche auf Zweibrücken bedroht. An dieses niderländisch-schwedische Bündniss schloß sich bald Spanien an im Februar 1682; der Kaiser im Mai. Mit dem Kaiser war diesmal auch Baiern verbündet, was ja auch bei den Angelegenheiten des pfälzischen Hauses interessirt war. Dagegen Dänemark und Brandenburg, die früher so schändlich von dem Kaiser und von den Niderlanden in Nimwegen im Stiche gelaßen worden waren, schloßen sich näher an Ludwig XIV. an, und dieser suchte auch in den Niderlanden selbst wider eine antioranische Partei zu heben. Auch der Bischof von Münster schloß sich an Dänemark und Brandenburg an, und Dänemark suchte sofort das Beispiel der Franzosen nachzuahmen und sich Hamburgs und Lübecks zu bemächtigen; doch gelang dies ebensowenig wie die Vertreibung des Gottorpischen Hauses aus seinen Besitzungen in Schleswig. Tökely hatte seinen Kampf in Ungarn gegen die östreichische Herrschaft fortgesetzt, und unterwarf 1682 das Königreich der Hoheit Mahmuds IV.,

der nun von Ludwig XIV. angetrieben den 20jährigen Waffenstillstand, den Kaiser Leopold I. benutzen zu können geglaubt hatte, um Ungarn strenger zu unterwerfen (wodurch er es eben zum Aufstande gebracht hatte) vor der Zeit aufkündigte, so daß ein Türkenkrieg und ein Franzosenkrieg zugleich droheten. Die Hilfe gegen die Türken war bald weit dringender als die gegen die Franzosen. Die Reichsdefensionalordnung, soweit man darüber einig geworden, kam einigermaßen zu Statten, denn obwohl das Reich als solches an dem Türkenkriege keinen Theil nahm, versprachen doch die gegen Frankreich associirten Kreise dem Kaiser Hilfe und außerdem gewährte Baiern 8000 Mann, Kur-Sachsen zog mit seiner Miliz, der Kurfürst persönlich an der Spitze, zu Felde; und Johann Sobiesky, der König von Polen*), sagte gegen die Türken sogar ein Hilfsheer von 40,000 M. zu; Herzog Karl V. von Lothringen übernahm den Oberbefehl des deutschen Heeres. Allein, da Sachsen und Polen noch nicht angekommen waren, war das Heer des Herzogs Karl zu schwach, die Türken aufzuhalten. Diese kamen bis vor Wien. Der Kaiser muste nach Linz flüchten und von hier aus suchte er bei Ludwig XIV. einen Stillstand in den begonnenen Feindseligkeiten in gedrücktester Lage nach. Ludwig wollte 30jährigen Waffenstillstand gewähren, wenn man ihm während dieser Zeit Alles ließe, was er bereits reunirt habe. — Es war die Zeit seiner höchsten Macht.

Zugleich aber, wo er nach außen diese Macht entwickelt hatte, hatte er auch im Inneren seine Gewalt auszu-

*) Johann Kasimir, der letzte Wasakönig in Polen hatte 1668 die Krone nidergelegt und sich nach Frankreich zurückgezogen. Nach einer sehr stürmischen Wahlversamlung riß endlich die ermüdeten Landboten der Ruf nach einem gebornen Polen als König fort und Michael Wisniowicky (aus der Familie Korybut) ward ihm selbst und allen ganz unerwartet auf den Thron erhoben, auf welchem er sich vor anderen Menschen nur durch einen fast unstillbaren Appetit auszeichnete. Er starb am 10ten Nov. 1673. Polen, von Türken und Tartaren hart bedrängt, ward eben am 11ten Nov. durch einen Sieg Johann Sobieskys ein wenig aufgerichtet. Ihn, der selbst für die Erhebung Condé's thätig war, traf zuletzt die Wahl.

breiten gesucht und namentlich seine Stellung gegen die Kirche auf das gewaltsamste genommen. Hier greifen nun auch die jansenistischen Händel ein.

Cornelis Jansen, Sohn eines Handwerkers in Ackei in der Grafschaft Leerdam, studirte in Loewen zu einer Zeit, wo man hier mit einer Vertheidigung der augustinischen Lehre von der Gnade gegen Jesuiten und Franciscaner beschäftigt war. Jean Duvergier de Hauranne aus Bayonne studirte daselbst zu gleicher Zeit. Durch die Gunst des Bischofs von Bayonne hatte letzterer nach vollendeten Studien eine Domherrnstelle in Bayonne erhalten, lebte aber mit dem Bischofe in Paris als eben auch Jansen als Erzieher einiger jungen Edelleute nach Paris kam. Duvergier und Jansen lernten sich näher kennen und wurden innige Freunde. Auch mit den Vätern de l'Oratoire traten sie in Verbindung. Als der Domherr nach Bayonne zurückkehren muste, nahm er seinen Freund mit sich. Während des Aufenthaltes bei Bayonne auf dem Lande studirten sie die Werke des heiligen Augustin. Der Bischof von Bayonne ward nachher Erzbischof von Tours und er empfahl Duvergier dem Bischofe von Poitiers so nachdrücklich, daß dieser ihm einen großen Theil seiner Geschäfte überließ und ihm die Abtei St. Cyran abtrat, nach welcher er von dieser Zeit an gewöhnlich genannt wird. Jansen aber kehrte nach zehnjährigem Aufenthalte in Frankreich nach den Niderlanden zurück, wo er ein Collegium stiften und leiten sollte in Loewen. Beide Freunde lebten in den Studien der heiligen Schrift und des heiligen Augustin ein gemeinsames Leben fort, und kamen so, jedoch ohne Kirchenverfaßung oder Priesterthum anzugreifen, auf dem *berechtigten* Boden der Reformation an. *) Als St. Cyran im Sommer 1621 zum Besuche in Loewen war, sollen beide Freunde verabredet haben (Jansen, über das Dogma der Kirche; St. Cyran, über ihre Verfaßung) ein Buch zu schreiben, so daß beide dabei *einen* gemeinschaftlichen Zweck vor Augen behielten, nämlich die Kirche auf ihren ursprünglichen Geist und auf ihre ursprüngliche Verfaßung zurückzuführen. St. Cyran sollte sein Werk über die Kirchenverfaßung: Aurelius; Jansen das seinige: Augustinus nennen, wie dann auch geschehen ist. Jansen eine Zeitlang von den Jesuiten verfolgt, hob sich in den Augen der spanischen Regierung durch seinen Mars Gallicus und starb ruhig und unangefochten am 6ten Mai 1638

*) Den auch einst die Kirche wird anerkennen müßen — und anerkennen kann, sobald er nicht von untergeordneten Stellungen aus ihr octroyirt, und ihrer Autorität durch diesen Modus Eintrag gethan wird.

mit Hinterlaßung seines Werkes. St. Cyran war aber der bestimmendere, positivere unter beiden Freunden und ihm waren andere Kämpfe vorbehalten.

In Paris war das Haus der Arnaulds schon zur Zeit Heinrichs IV. als Feind der Jesuiten im Parlemente aufgetreten. Antoine Arnauld hatte 1594 durch ein glänzendes Plaidoyer deren Vertreibung vorbereitet, hatte sich dann durch seinen franc et véritable discours 1602 gegen sie gewendet und das Parlement in seiner stets ausgesprochenen Opposition gegen Jesuitismus gewissermaßen geführt. Aus diesem Hause war nun ein ausgezeichneter Mann im Parlemente: Robert Arnauld d'Andilly. Seine Schwester Jacqueline Marie Angelique Arnauld war, um ihr ein ihrem Stande angemeßenes Unterkommen zu schaffen, schon als Kind Aebtissin des Benedictinerfrauenklosters nach der Bernhardinerregel zu Portroyal des Champs geworden. Sie war von innerstem Herzen dem heiligen Berufe des Nonnenlebens zugethan worden und machte die Consequenzen ihrer Stellung auf das Strengste, selbst gegen ihren Vater, geltend. Sie legte nachher, als die Nonnen nach einem Hause in der Stadt übersiedelten, ihre Stelle als Aebtissin nider und lebte einfach als Nonne. Zamet, der Erzbischof von Langres, suchte sich damals durch Stiftung eines neuen Ordens einen Namen zu machen; dabei sollte ihm das Kloster Portroyal, dazu sollte ihm auch St. Cyran dienen, der in dieser Zeit mit Portroyal in Verbindung kam. Allein unter den Nonnen fand sich bald eine Partei gegen St. Cyran. Auf diesen war Zamet eifersüchtig geworden; er unterstützte also die Parteiung. Es trennten sich die Nonnen in zwei Häuser — in ein Sacramentshaus und in ein Haus von Portroyal in Paris und Angelika trat nun bald wider an die Spitze des letzteren; aber als den Mann, an dessen Wirken Zamet's Absichten hinsichtlich Portroyals gescheitert waren, sah man doch St. Cyran an und gegen ihn wendete sich Zamet's und seiner Freunde Haß. St. Cyran aber betrachtete nun Portroyal als den Punct, wo er die mit Jansen ausgebildeten augustinischen Ueberzeugungen für Frankreich fest pflanzen könne. Leider kam er in harten Conflict mit Richelieu. Die religiös am höchsten geachteten Orden, wie die Oratorianer — Männer wie der heilige Vincenz de Paula, kurz! fast alle die Ersten der Kirche Frankreichs hatten die Annullirung der Ehe des Herzogs von Orleans mit einer lothringischen Princessin, welche Richelieu betrieb, gut geheißen. St. Cyran erklärte sie für unauflöslich und war nicht zu gewinnen. Seitdem wartete Richelieu auf eine Veranlaßung, ihm zu schaden. Zamet ließ einen Aufsatz gegen St. Cyran drucken, worin er diesem zum Vorwurfe machte

daß er mit den Nonnen von Prädestination, vom heiligen Paulus und Augustinus spreche. Bald ward auch der Kanzler Seguier St. Cyran ganz feind wegen der Art, wie er bestimmenden Einfluß gewann auf Angelika's Schwestersohn, Le Maitre. Dieser war ein ausgezeichnet begabter junger Mann. Seit seinem 20ten Jahre trat er mit ungemeinem Glanze und Erfolge als Anwalt und Redner in den Gerichtshöfen auf. Man drängte sich in die Sitzungen, in welchen er sprechen sollte. Prediger verlegten ihre Vorträge, um ihn hören zu können. Le Maitre war erst 28 Jahre alt, als ihm sein Gönner Seguier das Brevet als königlicher Staatsrath verschaffte. Seguier setzte auf ihn die größesten Hoffnungen. Man suchte ihn glänzend zu verheirathen. Seine beiden Tanten Angelika und Agnes waren diesen weltlichen Planen entgegen. Le Maitres Familienleben war zerrüttet. Sein Vater führte ein ärgerliches Leben; seine Mutter hatte sich von demselben trennen müßen; sie war eine fromme, gebeugte Frau, die auch die weltliche Richtung des Sohnes ungern sah; doch gieng dieser seinen Weg fort bis er mit St. Cyran in Verbindung kam. Le Maitre war in seines Oheims Robert Arnauld's d'Andilly Hause aufgewachsen. Arnauld's Frau war seine zweite Mutter. Ihre Frömmigkeit trat mit aller Macht der Seele hervor als sie dem Tode entgegen gieng. Da stund St. Cyran an ihrem Sterbelager wie ein Bote mit Worten, mit Kräften einer anderen Welt, die Sterbende zu trösten, die Umstehenden zu erschüttern. Le Maitre war erstaunt, bestürzt. daß ein zu einer Kranken so sanft redender Mann, ohne allen Aufwand von Rhetorik die Herzen umstürzte, willenlos beugte. Es schien Le Maitre ein Triumph eines mächtigeren Wortes über die Herzen und ganz besonders über die Macht seiner Rede. Er war verstummt; schwere Thränen entfielen seinen Augen. Es war ihm als habe Gott durch diesen Menschen geredet. Madame d'Andilly starb im August 1637. Le Maitre theilte sofort St. Cyran seinen festen Vorsatz mit, die Welt zu verlaßen und sich selbst in Gott abzusterben durch brünstige Buße. St. Cyran fürchtete, es sei ein übereilter Entschluß. Er redete ab, einen Schritt zu thun, der nachmals gereue. Le Maitre gab auch soweit nach, daß er warten wollte. Um zu zeigen, daß nicht sein Genius ihn, sondern daß er seinen Genius verlaße, nahm sich Le Maitre noch einmal in der letzten Rede, die er im Parlement hielt, zusammen; er riß Alles mit sich fort. Aber so wie die Parlementsferien begannen, zog er sich in eine entlegene Wohnung in Paris zurück, dort sich in Werken der Buße zu üben. Erst den Abend vor Pfingsten 1638 ließ er sich in dem noch von den Nonnen verlaße-

nen Portroyal des Champs nider. Das war der Anfang des Einsiedlerlebens von Portroyal. Seguier aber zürnte heftig auf St. Cyran, der seine Plane gekreuzt hatte. Seguier, Zamet, die Oratorianer — wegen St. Cyran's Freundschaft mit den Arnaulds auch die Jesuiten — Alles schrie gegen ihn. Richelieu zauderte noch. Er kannte St. Cyran's Werth und wuste, welche Macht er sich verbinde, wenn es ihm gelinge, diesen Mann sich ganz zu gewinnen. Aber alle Versuche nach dieser Seite waren vergebens. St. Cyran fühlte sich sogar beleidigt dadurch, daß der Cardinal geglaubt hatte, er sei durch äußere Vortheile irgend wie zu gewinnen. Am 18. Mai 1638, zwei Stunden nach Mitternacht, ward St. Cyran verhaftet und nach Vincennes ins Gefängniss geführt.

Le Maitres Einsiedlerschaft in Portroyal fand bald Nachahmung; eine ganze Menge von St. Cyrans Freunden zogen nach und nach dahin und bildeten einen religiösen Verein, der aus den edelsten und geistreichsten Elementen bestund. Die geistliche Leitung des Vereines übernahm zuerst ein junger Geistlicher, Singlin, der von St. Cyrans Lippen die Weisheit des Beichtvaters gelernt hatte. Die vornehme Welt aber fand es ganz unerträglich, daß diese Einsiedler von Portroyal, wenn sie einmal ein geistliches Leben führen wollten, nicht in einen Orden träten. Der nächste, welcher Le Maitre gefolgt war, war sein Bruder Séricourt, welcher Soldat gewesen war, auf welchen aber die plötzliche Umwandlung seines Bruders den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Ein gewisser du Boscle, früher Advocat, nach argem Scandal von einer kurz vorher geheiratheten Frau geschieden, in einer Krankheit von der Furcht Gottes ergriffen und dann ganz für ein geistliches Leben gewonnen, schloß sich ihnen an. Von Pfingsten 1638, wo Le Maitre nach Portroyal gegangen, bis zum Juli, wo sich das Parlement um diesen Verein bekümmerte und in Zusammenhang mit St. Cyran's Procefs auch in Portroyal Verhöre vornehmen ließ, waren etwa 16 Personen zusammen gekommen, darunter 6 Knaben, welche den Anfang einer Schule bildeten. So entstund hier, während St. Cyran im Gefängnisse von Vincennes war, eine Heerde von seinem Geiste genährt, um eben diesen Geist, den er unter sie gebracht, in gegenseitiger Liebe und religiösem Vertrauen groß zu ziehen. Das größeste Aufsehen machte bald die Bekehrung Luzancy's, eines Sohnes Arnauld's d'Andilly, welcher Page bei dem Cardinal Richelieu war. Diese Pagenstellen beim Cardinal waren damals sehr gesucht. Sie galten als die erste Stufe zur höchsten Macht. Luzancy hatte durch die Protection Richelieu's auch schon eine Officierstelle im Heere des Königes, ohne noch seine

Pagenstelle beim Cardinal aufgegeben zu haben; trotz dem und trotz der erklärten Feindschaft Richelieus gegen St. Cyran gab Luzancy nach einiger Zeit seine Stellen auf und schloß sich mehr und mehr den Freunden St. Cyrans an. Le Maitre hatte in seinem religiösen Eifer etwas Excentrisches. Er war ein Feuerkopf, der Alles gern aufs Extrem trieb; so z. B. heizte er durchaus auch im härtesten Winter in Portroyal sein Zimmer nicht; sondern wenn er fror, schleppte er ein großes, fürchterlich schweres Stück Holz so lange treppauf und treppab bis er warm war. Dergleichen carikirtes Wesen litt St. Cyran, der von dem Gefängnisse aus mit den Seinigen in Verbindung blieb, durchaus nicht und steuerte so viel er konnte. Seit Ende des Jahres 1641 durfte St. Cyran auch wider die Besuche seiner Freunde erhalten. Im Mai 1642 erhielt er seine Papiere zurück und bald nach Richelieu's Tode erhielt er im Februar 1643 seine Freiheit wider. Als er nun den Einsiedlerverein in Portroyal besuchte, fand er ihn sehr erstarkt. Robert Arnauld's jüngster Bruder, Antoine Arnauld, Doctor der Sorbonne, ein Mann von großer theologischer Gelehrsamkeit hatte sich dem Vereine angeschloßen; ferner der ebenfalls als theologischer Schriftsteller ausgezeichnete Nicole; ferner ein zweiter Bruder Le Maitre's Sacy, der sich als geistlicher Dichter und Bibelübersetzer auszeichnete; dann auch zwei ausgezeichnete Aerzte: Pallu und Hamon und der Maler Champagne. Der Philosoph Pascal schloß sich an. Die Herzoge von Luynes und von Liancourt und ein großer Kreis ausgezeichneter Menschen in Paris hatten Verkehr mit den Einsiedlern, besuchten sie auf kürzere oder längere Zeit. Die Einsiedler hatten ein Grundstück vom Nonnenkloster gekauft und sich darauf ökonomisch ordentlich eingerichtet. Die Schule war bedeutend geworden. Aus den vornehmsten Familien die ausgezeichnetsten jungen Leute wurden hier gebildet; aber mehr noch wirkte diese Schule dadurch, daß zu ihrem Behufe vortreffliche Unterrichtsbücher von den Einsiedlern geschrieben wurden, welche sich über ganz Frankreich verbreiteten. St. Cyran genoß nicht lange die Freude des Anblicks seiner Pflanzung. Er starb eines plötzlichen und leichten Todes im Oct. 1643. Einige Zeit nachher schloß sich auch Robert Arnauld den Freunden an. Die Nonnen von Portroyal verließen zum Theil Portroyal de Paris wider, was sie nun nur als eine Tochterstiftung ansahen. Ihr Hauptsitz unter Angelika's Regiment war wider Portroyal des Champs. Angelika's Mutter, fast alle ihre Schwestern traten in das Kloster. Angelika's Mutter konnte in dem Kloster 6 Töchter, 6 Enkelinnen und 7 andere Verwandtinnen aufzählen — kurz! es war die parlementarische Familie

Arnauld, welche durchaus den ganzen Stock der Gründung des Klosters wie der Einsiedelei bildete. Mit dieser Familie war aber auch die Feindschaft gegen die Jesuiten nach Portroyal gewandert, und sobald nach Jansens Tode dessen Buch: Augustinus sive doctrina Augustini de naturae sanitate, aegritudine, et medicina in Löwen im J. 1640 erschienen war, hatte sich ein Kampf der Freunde St. Cyrans, welche derselben Lehre von der Gnade und der alleinigen Seligkeit durch den Glauben anhiengen, gegen die Jesuiten, die diese Lehren jederzeit bestritten hatten, eröffnet. Weil Jansens Buch den Anknüpfungspunct bildete, erhielten diese Gegner der Jesuiten den Namen Jansenisten. Sie bildeten, ohne Gelübde abzulegen, ein Mönchthum im schönsten Sinne der ältesten, christlichen Zeit, wo man sich nicht von den Menschen sondern nur von dem verweltlichten Wesen der Menschen zurückziehen wollte, und die vollste Einwirkung auf die menschliche Gesellschaft durch Umgang, Lehre und Schrift sich vorbehielt. Als Verfaßer von Schulbüchern wirkte besonders Claude Lancelot, der auch den Schulen in Portroyal vorstund. Selbst für philologische Studien wurden diese Schulbücher wichtig. Man hatte noch nie ähnlich zweckmäßige Unterrichtsbücher gehabt. Nach dieser Seite der Schulthätigkeit läßt sich der Verein von Portroyal durchaus der früheren Wirkung der Frankeschen Stiftungen in Deutschland vergleichen. Boileau und Racine haben sich in diesen Kreisen gebildet. Aber die bedeutendste Wirkung gewann dieser Verein durch seine Streitigkeiten mit den Jesuiten. Während der Kämpfe der Fronde stunden die Einsiedler mit den beßeren Frondeurs in innigster Verbindung. Gewissermaßen aus den parlementarischen Familien war dieser Verein von Portroyal hervorgegangen, und so gewann er auch die Sympathie der parlementarischen Familien in den Zeiten der Fronde, und Männer wie Lamoignon, Seguier, Molé stunden damals fortwährend in nächster Sympathie mit den geistigen Führern der Jansenisten, mit Nicole, Pascal, Arnauld. An die Jansenisten schloßen sich auch nach Unterdrückung der Frondeunruhen die edelsten Bestandtheile der Fronde an; sogar die Herzogin von Longueville kaufte sich ganz in der Nähe an und förderte den Verein. Die Jesuiten aber wurden immer heftigere Feinde. Lange konnten sie nichts gegen die Jansenisten ausrichten; denn selbst Foucquet's Sturz verwickelte die Jansenisten nicht in die Feindschaft, die daraus für viele ehemalige Anhänger der Fronde erwuchs. Im Gegentheil wegen der Opposition, welche die Jansenisten bald gegen den römischen Hof machten, kamen sie sogar bei Ludwig XIV. mehr in Gunst. Robert Arnauld durfte in seinen alten Tagen wider am Hofe erscheinen, und einer

seiner Söhne, Arnauld de Pomponne, war als Gesandter und Minister Ludwigs XIV. längere Zeit in höchster Gunst. Daß die jansenistische Richtung eine Reformation der Kirche sei; daß sie sich von der des 16ten Jahrhunderts wesentlich nur durch Beibehaltung des Priesterthums und Bisthums und der Sacramente der alten Kirche unterschied, machten die Jesuiten schon unter Innocenz X. (1644—1655) am römischen Hofe geltend. Doch konnte Innocenz nur schwer zu Anordnung einer Untersuchung dieser Angelegenheit, und noch schwerer (nachdem die Mehrzahl in der zur Untersuchung nidergesetzten Commission gegen die Jansenisten entschieden hatte) zu Bestätigung ihres Urtheils vermocht werden. Er mochte die Berechtigung der jansenistischen Richtung fühlen, an der ja nichts zu tadeln war, als daß auch hier wider von untergeordneten Stellungen aus das versucht ward, was doch die Kirche einmal selbst wird herstellen müßen. Endlich machte der Cardinal Chigi eben diesen Tadel geltend: wenn der Pabst diese biblische und augustinische Richtung, wie sie von den Jansenisten aus geltend gemacht werde, ohne kirchliche Censur sich entwickeln laße, werde es um die Infallibilität der päbstlichen Entscheidung, um die Autorität und dann auch um die Einheit der Kirche geschehen sein. Das war allerdings richtig — aber man war in schwierigster Lage. Das einzige Mittel aus dieser Verlegenheit herauszukommen, wäre eine geistigere Faßung der kirchlichen Autorität gewesen, mit welcher Faßung man seit dem heiligen Thomas von Aquino allmälig auf immer größere Ungeistigkeit gerathen war. Dazu war aber damals schwerlich die Zeit angethan, und so fuhr man in ähnlicher mechanischer Weise dazwischen, wie früher mit einigen Bestimmungen des tridentinischen Conciles. Innocenz X. verdammte am 1ten Juni 1653 fünf Sätze, welche den ketzerischen Inhalt des Werkes Jansens bezeichnen sollten. Die Jansenisten bewiesen, daß diese fünf Sätze in dem Sinne, in welchem sie verdammt worden seien, gar nicht in Jansens Buche enthalten wären. Allein inzwischen starb Innocenz X. und es folgte ihm auf dem Stuhle Petri der eifrigste Gegner der Jansenisten der Cardinal Chigi als Alexander VII. und erklärte 1656 die fünf Sätze seien allerdings in Jansens Buche enthalten und sie seien auch verdammungswürdig in dem Sinne, in welchem sie darin enthalten seien. Da machten die Jansenisten, die nun auch schon Bischöfe als Glieder ihrer Genoßenschaft zählten, geltend, daß die päbstlichen Entscheidungen sich nur auf die Lehre beziehen könnten, nicht auf Thatsachen. Thatsachen seien wißenschaftlich zu ermitteln und gegen diese Ermittelung der Wißenschaft seien päbstliche Entscheidungen nichtig und eitel. Sie machten also

einen Versuch zu genauerer Faßung des Begriffes der kirchlichen Autorität hinzuleiten — aber die Art wie sie dabei verfuhren konnte nicht geeignet seien, die Kirche für sich zu gewinnen, denn das ist ja eben das herrliche des Christenthums, daß seine Heilswahrheiten selbst Thatsachen sind. Auch ganz abgesehen von der nothwendig confusen Vorstellung wißenschaftlicher Ermittelung, so lange noch nicht schärfer und gewißenhafter zwischen Wahrheit und Richtigkeit geschieden wird als damals geschah und jetzt geschieht, ist es doch geradezu Unsinn, daß die Kirche über ihre Heilswahrheiten eine andere als eben eine kirchliche Entscheidung förmlich anerkennen — d. h. im Grunde sich selbst aufgeben — soll. Diese Wendung, wie sie die Jansenisten nahmen, lag allerdings nahe, hätte aber bei weniger heftiger Leidenschaft nothwendig vermieden werden müßen. Die Leidenschaften aber waren nun rege. Die ganze Aufregung der Geister in Frankreich, welche vorher Beschäftigung in den Frondekämpfen gefunden hatte, übertrug sich nun auf das religiöse Gebiet. Der Doctor der Sorbonne, Antoine Arnauld, ließ eine Schrift über diese Streitigkeiten drucken unter dem Titel: lettre á un duc et pair. Sie ward Veranlaßung zu specielleren Anfeindungen Arnauld's durch die Jesuiten, wobei auch die Sorbonne ihr Ansehen gegen ihren Doctor wendete. Da ließ Pascal seine lettres d'un provincial à son ami drucken; anfangs als einzelne Flugblätter in den Jahren 1656 und 1657, welche die ganze Blöße der Doctrin der Jesuiten mit beißendstem Spotte angriffen. Nicole der bei dieser Schrift schon mit seiner theologischen Gelehrsamkeit wesentlich Beistand geleistet hatte, schrieb dann unter dem Namen Guillaume Wendrock Anmerkungen dazu.

Die ganze Nation interessirte sich für diesen Kampf; allein nur für die negative Seite desselben, denn auf den positiv christlichen Theil von Pascals und Nicole's Polemik einzugehen waren die Gemüther nicht vorbereitet genug und zu leichtfertig. Es war damals nach dem dreißigjährigen Kriege auch in Frankreich ein gewisser Ueberdruß an theologischen Erörterungen eingetreten; ein Streben nach den materiellen Vortheilen, wobei das Vorbild der Niderlande vorleuchtete; wobei, seit Colbert an der Spitze der Administration stund, die Bestrebungen des Hofes selbst, wie wir gesehen haben, den Vortritt namen. Pascal starb im Aug. 1662. Einige Jahre nach seinem Tode kam ein hinterlaßenes philosophisches Werk von ihm heraus unter dem Titel: pensées. Dies Werk sollte die engen Schranken, die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß darthun und auf diese Weise zeigen, daß der menschliche Geist selbst eine geoffenbarte Religion als Postulat setze.

Die Unzulänglichkeit des menschlichen Erkennens leuchtete allgemein ein; allein eben weil es in Beziehung auf religiöse Dinge unzulänglich sei, mochte sich nun die Masse des Volkes mit religiösen Dingen gar nicht weiter beschäftigen — mit der Verzweiflung an eigner, menschlicher Feststellung dieser Dinge, verloren dieselben für die Mehrzahl auch alles Interesse — denn eitle Menschen sehen ja ihr Denken nur soweit als ein wichtiges an, als es ihr eignes Werk scheint, und sie erkennen nicht den bodenlosen Sumpf und die Gemeinheit, in welche sie hineintappen, sobald sie sich auf sinnliche Wahrnehmung, äußere Erfahrungen und die formell richtig daraus gemachten Ableitungen und Abstractionen allein stellen. Und so wirkte Pascals im sittlichsten Geiste geschriebenes Werk auf die Nation, die nun einmal in einer Richtung war, wie sie später von Locke zu temporärem Siege geführt ward, doch nur demoralisirend, indem er alles allgemeine dogmatische Interesse zerbrach und die Menschen mit ihrem Streben auf den rein empirischen Theil des Lebens beschränkte. Die Opposition welche die Jansenisten gegen die Blößen machten, welche sich die Jesuiten gaben, artete in einem weiteren Kreise in eine Opposition gegen alle theologischen Interessen aus, und die Nation setzte sich in einem losgerißen weltlichen Sinne fest. Dieselbe Auszeichnung, welche man religiösen Geistern wie Pascal und Racine hatte zu Theil werden laßen, übertrug man später auch auf geistreiche Schriftsteller, welche ohne alles religiöse Moment in sich zu haben mit geistreichem Spotte die Theologie und die Kirche überhaupt angriffen und deren Reihe wir später betrachten werden.

Inzwischen folgte auf dem päbstlichen Stuhle auf Alexander VII. im Jahre 1667 der Cardinal-Staatssecretär de' Rospigliosi unter dem Namen Clemens IX., ein milder, guter Mann, der im J. 1668 glaubte den jansenistischen Streit formal beilegen zu können, indem er von den Jansenisten nur die Unterzeichnung einer Erklärung forderte, welche ihnen freiließ anzunehmen, jene fünf verurtheilten Sätze seien in dem Sinne, wie sie verurtheilt worden waren, in Jansens Buche nicht zu finden; welche ihnen also freiließ, bei weiterem Zusammenhange mit der römischen Kirche doch Jansens Buch als durchaus grundlegend für die Auffaßung der christlichen Lehre zu betrachten. Das führte auch zunächst wirklich zu einer Schlichtung des Streites. Die Jansenisten bestunden nun fürs Erste als eine eigenthümliche Fraction in der römischen Kirche weiter; und da sie um diese Zeit auch bei Hofe in Gunst waren, kamen ihre Anhänger in hohe geistliche und weltliche Stellungen. —

Der König war mit dem Streben der Jansenisten, die Kirche freier zu stellen vom päbstlichen Einfluße sehr zufrieden. Er sah in Frankreich, wo ihm alle Klassen und Theile der Nation huldigten, die Geistlichkeit allein noch in einer gewissen selbstständigen Stellung sich gegenüber und wünschte auch dies aufhören zu machen. Wie wir schon öfter bemerkten, daß Frankreich und England in einer steten Wechselwirkung waren, war es auch damals. Die Stellung der Episkopalkirche in England als ausschließliche Nationalkirche mit dem Könige an der Spitze imponirte Ludwig XIV. Auch er wollte in ähnlicher Weise die französischen Bischöfe um seinen Thron stellen, wie der König von England die seinigen. Zwar ganz aufheben wollte er den Zusammenhang der französischen katholischen Geistlichkeit mit dem Pabste nicht, denn er betrachtete andererseits die Vergliedung der katholischen Kirche, ihre Einheit durch alle europäischen Reiche als ein Mittel, auch in diesen Reichen als Protector des Katholicismus einmal einen bedeutenden Einfluß üben zu können; allein von seiner Gnade und Entscheidung sollte doch die ganze Stärke des Zusammenhängens der französischen Kirche mit Rom abhängen. Er wollte sie in der Hand haben; sie sollte innerhalb der katholischen Kirche gewissermaßen eine eximirte Corporation, eine gallicanische Nationalkirche zuerst und vor allen Dingen sein. Man sieht deutlich wie sich hier eine Zeitlang die jansenistischen Interessen einflußreich zeigten auf die vollständige Ausbildung der Vorstellungen des Königes von der Kirche. Die nationalen Interessen waren ja auch allezeit von dem Parlemente, dessen Familien dem Jansenismus so nahe verbunden waren, vorangestellt worden. Zwei gelehrte Juristen hatten schon lange in canonistischen Werken solche Ansichten von einer nationalen Stellung der französischen Kirche ausgeführt; es waren Dupuy und Dumoulins.

Der Punct, wo sich diese Bestrebungen des Königes zuerst in Opposition setzten zu Rom, war das oberste Schirmrecht des Königes in Beziehung auf die französischen Stifter und Klöster. Der König hatte dies Recht nur in

en alten französischen Landschaften hergebracht. In allen ehemals zum deutschen oder burgundischen Reiche gehörigen Provinzen, so wie in den Provinzen die einst mit allen Regierungsrechten den Königen von England, nur in loser Lehensverbindung mit Frankreich, gehört hatten, hatte dies oberste Schirmrecht auch den deutschen, burgundischen und englischen Königen zugestanden — also in mehr als zwei Dritttheilen des damaligen Königreichs hatte der König das oberste Schirmrecht nicht, sondern dies war, seit der Verbindung dieser Provinzen mit Frankreich (einzelne Ausnahmen abgerechnet) verfallen und ward, so weit es nothwendig geübt werden muste, von den Klöstern und Stiftern selbst geübt. Dies Regale des Schirmrechtes gab namentlich einen mächtigen Einfluß auf die Wahlen, also auf die Besetzung der höheren geistlichen Stellen selbst und auf die Bestätigung der untergeordneteren Kirchenvogteien in den Händen des Adels. Plötzlich am 18ten April 1673 erklärte Ludwig XIV., das oberste Schirmrecht aller Kirchen des Königreiches sei ein unveräußerliches, unverjährbares Attribut der Krone. Nur zwei Bischöffe, Pavillon von Alais und Caulet von Pamiers protestirten — beide aber waren Jansenisten. Sie wurden von sämmtlichen Erzbischöfen im Stiche gelaßen, wurden vom Könige aus ihren Bischofssitzen vertrieben. Als Pavillon 1675 starb setzte Caulet allein den Widerstand fort. Er kam durch die Verfolgung des Königes so herab, daß er eine Zeitlang von Almosen leben muste. Dieser Widerstand der beiden jansenistischen Bischöfe machte aber die jansenistische Partei dem Könige widerwärtig. Daß die Jansenisten bei ihren nationalen Bestrebungen im Ganzen doch so freie Seele hatten, um sich selbst dem Könige gegenüber nicht bedientenhaft vor einer Anmaßung, vor einem Eingriffe in den bestehenden Rechtszustand zu beugen, brachte den König auf. Noch wurden die Intereßen der Jansenisten am Hofe durch die Herzogin von Longueville vertreten; allein 1679 starb auch diese. Der Minister Pomponne fiel in Ungnade. Die Einsiedler von Portroyal, zu denen nun, zum Theil schon ganz als Zöglinge der Anstalt gebildet, die ausgezeichnetsten Gelehrten Frank-

reichs entweder gehörten oder doch hielten, Männer wie Tillemont, Pasquier, Quesnel, St. Marthe u. s. w. erhielten Befehl, sich zu zerstreuen. Doch blieben sie auch in der Zerstreuung unter sich in Verbindung; hatten an mehreren niderländischen Bischöffen, namentlich an denen von Harlem und Utrecht feste Stütze und blieben noch längere Zeit eine geistige Macht in Frankreich. Dagegen fand Ludwig XIV. unter den übrigen Bischöfen bedientenhaftere Seelen, die nun seine nationalkirchlichen Gedanken in seiner Weise d. h. so daß auch die Kirche im Wesentlichen der königlichen Almacht unterworfen ward, ausführten. Auf Rospigliosi war im Sept. 1676 der Cardinal Odescalchi als Pabst gefolgt unter dem Namen Innocenz XI. Dieser that endlich am 28ten Dec. 1679 entschiedenen Einspruch gegen das Verfahren des Königes. Der König aber berief aus jedem Metropolitansprengel 2 Bischöfe und 2 Abgeordnete der nideren Geistlichkeit, die aber auch nicht frei gewählt sondern im Wesentlichen vom Könige zu dieser Mission ernannt wurden und eine ganz bedientenhafte Seele, Jaques Benigne Bossuet, Bischof von Meaux, ward an die Spitze dieser Versamlung gestellt, welche am 30ten Oct. 1681 eröffnet ward als französisches Nationalconcil. In allen Stücken waren die Winke des Königes für diese Kirchenversammlung entscheidend, und so war das Resultat der Berathungen und Beschlüße derselben die Abfaßung der vier Artikel der gallicanischen Kirche, die allerdings zum Theil tüchtig und ersprießlich waren, aber in der Anwendung, die sie durch Ludwig XIV. in Frankreich finden sollten nur die Kirche selbst weiter herunterbringen musten. Sie stellten fest: 1) daß der Pabst in der Kirche nur in der Beschränkung durch Concilien und 2) daß die Kirche nur in geistlichen Dingen Gewalt habe; daß 3) die Rechte und Gewohnheiten der französischen Kirche bestehen und 4) die Entscheidungen des Pabstes selbst in Glaubenssachen nur eine Giltigkeit haben sollten, wenn sie von der französischen Kirche bestätigt seien. Diese vier Artikel ruhten auf der canonistischen Theorie Dupuy's und auch die Jansenisten würden sie haben annehmen können, wenn nicht

ie Consequenzen, die der König daraus zog, diese Artikel u einer vollständigen Sclavenkette für die Kirche gemacht ätten. So aber wo die Grenze der geistlichen und welt-chen Dinge ganz im Sinne und zum Vortheil der weltli-en Macht gezogen und die französische Kirche selbst nur och ein Instrument der weltlichen Macht war, konnten iese Artikel niemandes Beifall haben, der noch einen Sinn ür die Würde und Hoheit der Kirche in sich hegte. Es ar eine Reformation der französischen Kirche in dem an-nglichen Sinne der englischen Reformation durch Hein-ch VIII., nur daß an die Dogmen und Riten der katholi-hen Kirche noch nicht gerührt war — was aber im Laufe er Jahrhunderte nothwendig auch eintreten muste, wenn Glaubenssachen die Entscheidung deß Pabstes unter die estätigung der französischen Bischöfe gestellt und das fran-ösische Bisthum in der Weise wie es Ludwig XIV. beab-ichtigte der Krone unterworfen blieb. Für diese neue galli-anische Nationalkirche trat Bossuet auch als Dogmatiker uf in seiner exposition de la foi catholique, in welcher r zwischen den Gegensätzen der jesuitischen Dogmatiker nd der Jansenisten hindurch zu schiffen suchte und eine ine gallicanische Orthodoxie gründete, an welcher nun alle ewißen in Frankreich gemeßen werden sollten; und im inne dieser Orthodoxie setzte der König, der ganz darauf estellt war, die Einheit des religiösen Gedankens in Frank-eich herzustellen, nicht bloß die Verfolgungen gegen die ansenisten fort, sondern begann bald auch Versuche, die ugonotten dieser Kirche zu unterwerfen. Wer die kirch-iche Livrée des Königes anzog, hatte gute Aemter, Stel-en, Pensionen, Titel und Orden zu erwarten. Aber diese ersuche erweckten bald die lebhafteste Opposition auf der eite der Calvinisten; und Claude, Bastide, der eifrige aul Ferri und der ganz auf die republikanischen Auffas-ungen der englischen Puritaner und Whigs eingehende Ju-ieu traten als Lehrer und Schriftsteller gegen die Bestre-bungen des Königes auf; während dagegen die Jesuiten bald erkannt hatten, wieviel sie gewinnen könnten (die Ge-rechtigkeit fordert hinzufügen: wie große Dienste sie in die-

ser Lage auch noch der Kirche leisten könnten), wenn sie sich auf die Seite des Hofes stellten und scheinbar eine Zeitlang ihre Verpflichtung für die päbstlichen Interessen hintansetzten.

In dieser Hoheit über Kirche und Staat, von allen Nachbarn gefürchtet, thronte Ludwig XIV. im Jahre 1683. Wir werden bald sehen, wie rasch sich gerade aus dem, was nur die Vollendung seiner Macht schien, aus seiner Stellung zur katholischen Kirche, Opposition auf Opposition erzeugte, und der König am Ende ärntete, was er verdient hatte: ein bitteres Alter voll politischer Demüthigungen, administrativer Verlegenheiten, häuslicher Leiden und geistiger Abhängigkeit. Gott hat zu allen Zeiten gesorgt, daß der babylonische Thurm nicht fertig wird.

Wir haben die auswärtigen Verhältnisse Ludwigs verlaßen, als er, durch den Türkenkrieg von der deutschen Seite ziemlich gesichert, seine ganze Macht gegen Spanien concentrirte und drei Heere auf einmal in die spanischen Niderlande einrücken ließ. Inzwischen hatte die Gefahr von Wien doch die Deutschen aufgeschüttelt. Wenn Wien fiel, drangen die Türken tief nach Deutschland herein, und deshalb beeilte sich der Kurfürst von Sachsen, beeilten sich das bairische Heer und die Heerzüge des fränkischen und schwäbischen Kreises den Herzog von Lothringen zu verstärken. Sobald nun auch Sobiesky mit **12000** polnischen Reitern und **3000** M. zu Fuß noch zum Heere stieß, ward der Entsatz Wiens unternommen. Die Stadt hatte sich unter der Leitung des Grafen von Starhemberg mit nur **10,000** Soldaten, aber mit Hilfe der Bürger und Studenten zwei Monate lang gegen **270,000** Türken gewehrt. Schon war in Wien allgemeine Nidergeschlagenheit eingetreten, als Sobiesky's (der an die Spitze des ganzen Heeres gestellt worden war) Signale vom Kahlenberge her Rettung verhießen. Der Großwezir ließ noch in der Wuth **30,000** gefangene Christen niderhauen; aber sein Heer war mit den Anstrengungen der langen Belagerung, während welcher sein Geiz es mancherlei Mangel leiden ließ, unzufrieden. Die asiatischen Truppen konnten die Herbstkälte

Deutschlands nicht ertragen. Trotz ungeheurer Ueberlegenheit an Anzahl ward das türkische Heer nach vierstündiger Schlacht in die Flucht getrieben (12. Sept. 1683). Wien war gerettet. Aber die Förmlichkeit des Kaisers, der sich sogar besann, ob er vor dem zu Hilfe gekommenen Kurfürsten von Sachsen den Hut abnehmen dürfe, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, hinderte alles rasche Handeln und statt, wie man gekonnt hätte, die Türken auf ihrem Rückzuge, der anfangs wilde Flucht war, zu vernichten, ließ man sie so ruhig abziehen, daß sie noch 17000 gefangene Christen, darunter allein 200 adelige, östreichische Frauenzimmer mit sich schleppen konnten. Am 9ten October erst kam es zu einem neuen Treffen bei Barkan, wo die Türken zwar auch geschlagen wurden und nach dessen Verluste sich Gran den Deutschen ergeben muste.

Die Franzosen waren indessen mit ihren Heeren ohne Kriegserklärung an Spanien in den Niderlanden eingedrungen. Als der spanische Statthalter anfragte, was das bedeuten solle, erhielt er zur Antwort: „durchaus nicht Krieg. Der König von Frankreich wünsche nur in Besitz zu nehmen, was ihm rechtlich zustehe" — und so wurden Cortryk, Dixmuiden, eine Reihe anderer Orte genommen; ein Paar hundert Dörfer in Flandern nidergebrannt, das Herzogthum Lützelburg überschwemmt und die Veste Lützelburg belagert, Alles ohne die mindeste kriegerische Absicht Ludwigs XIV. Die Spanier ließen sich natürlich nicht durch dies durchaus friedliche Benehmen der Franzosen abhalten, wirklich im Dec. 1683 den Krieg zu erklären. Dem Defensivbündnisse zwischen Spanien und den Niderlanden zu Folge muste die Republik den Spaniern Truppen senden, und sandte 8000 M. Als aber der Prinz von Oranien nun eine Vermehrung der Landmacht forderte, hatte Ludwig XIV. in Amsterdam wider eine so bedeutende antioranische Partei gewonnen, daß diese Stadt, ohne welche in Holland nichts zu erreichen war, sich mit aller Macht entgegensetzte und erklärte, schon deshalb werde Amsterdam diesmal nicht nachgeben, damit die Nachwelt erfahren möge, daß die Stadt Amsterdam mächtiger gewesen sei als der Prinz von Oranien.

Von Deutschland her war keine Hilfe zu erwarten, denn Kaiser und Reich unterhandelten noch mit Ludwig, der ihnen während der Türkennoth einen Waffenstillstand geboten hatte, wenn man denselben auf 30 Jahre schließen und ihm in dieser Zeit Alles laßen wolle, was er bereits reunirt habe. Nun nachdem die Türkengefahr entfernt war, stimmte er zwar insoweit seine Forderung herab, daß er nur eine Frist von 20 Jahren forderte — aber auch so war dies Verlangen noch impertinent genug; und dennoch unterhandelte das Reich und ließ die Spanier in einem Reichslande ohne Hilfe, so daß sich auch die Vestung Lützelburg im Juni den Franzosen ergeben muste — die dann sogleich weiter griffen und, auch noch im Juni, Trier nahmen. Da gerieth das Reich so in Angst, daß es den französischen Waffenstillstand annahm; und die Spanier wurden von der in den Generalstaaten dominirenden Amsterdamer Partei ebenfalls zu Annahme eines Waffenstillstandes genöthigt. Frankreich gewährte auch hier 20 Jahre Waffenstillstand. Gegen diese Waffenstillstände musten ihm nach der deutschen Seite alle bis zum 1ten Aug. 1681 reunirten Reichstheile und die später reunirte Reichsstadt Straßburg nebst der Kehler Schanze auf die ganze Zeit des Waffenstillstandes gelaßen werden. Im burgundischen Kreise dagegen muste ihnen alles bis zum 20ten August 1683 reunirte gelaßen werden und außerdem mit voller Souveränität die Vestung Lützelburg. Der Kaiser willigte in diese ungeheueren Verluste des Reiches um seinen Türkenkrieg fortsetzen zu können, also aus einem egoistischen Hausinteresse, denn es galt hier nicht mehr die Vertheidigung Deutschlands sondern die Behauptung Ungarns gegen die Tökelysche Partei, welche seit die Türken Tökely selbst in Ketten und Banden gelegt hatten, fast ganz unterlag. Im Oct. 1684 war fast ganz Ungarn wider unter der Botmäßigkeit des Kaisers.

Glücklicher Weise war Ludwig so übermüthig, daß er den Waffenstillstand nicht hielt, denn er erklärte nun die Güter der deutschen Ritter im Elsaß für ihm unterworfen; ebenso unterwarf er die Güter des Straßburger Domcapitels, die, da der

lischof deutscher Reichsfürst geblieben, bis dahin noch beim Reiche gewesen waren, seiner Hoheit und endlich reclamirte er, da ihm Freiburg im Breisgau gehörte, alle Güter der Freiburger Universität als französisches Land, setzte also seine Reynionen ganz ungehindert durch den Waffenstillstand fort. Und nun war 1685 der Kurfürst Karl von der Pfalz gestorben und mit ihm die (zur reformirten Confession gehörige) Linie von Pfalz-Simmern ausgegangen. Die Schwester dieses letzten simmernschen Kurfürsten Charlotte Elisabeth war mit dem Herzoge von Orleans vermählt. Für diese nahm also Ludwig XIV. die Allodialerbschaft in Anspruch; besetzte jetzt einstweilen die ganze Rheinpfalz und verlangte, der neue Kurfürst, Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (ein Sohn Wolfgang Wilhelms, welcher 1653 gestorben), solle die Originalurkunden, auf welche sich seine Ansprüche auf die Territorien des letzten Kurfürsten basirten, zur Prüfung dieser Ansprüche nach Paris senden. Man müße untersuchen, wie das Haus Pfalz zu jedem Stücke Land gekommen sei, und nur was sich unbestreitbar als Mannslehen ausweise, solle zurückgegeben werden. Als der Kaiser verlangte, die Entscheidung müße ihm als ordentlichen Richter überlaßen bleiben, fügte sich Ludwig nicht, sondern gab sich das Ansehen übergroßer Billigkeit, indem er des Pabstes schiedsrichterlichen Anspruch statuiren wolle.

Inzwischen hatten seit der Gründung der gallicanischen Kirche die Lockungen, die man anfangs angewendet hatte, die Hugonotten zu ihr herüberzuziehen, sich bald durch Bedrückung und Plackereien gegen sie, wenn sie sich nicht herüberziehen laßen wollten, ergänzt. Tausende von Hugonotten, gerade die reichsten Kauf- und Gewerbsleute wanderten deshalb seit 1682 aus, besonders nach den Vereinigten Niderlanden, wo sie in Amsterdam und Haerlem ganze neue Straßen anbauten. Die Erzählungen dieser Auswanderer wirkten auf die Volksstimmung; die Feindseligkeit gegen Frankreich, der calvinistisch kirchliche Eifer nahmen überhand; die calvinistischen Prediger gewannen dadurch wider eine Direction der öffentlichen Meinung.

Sie waren immer oranisch gesinnt gewesen und gegen Frankreich, und der Macht, mit der sich nun der Franzosenhaß in den Niderlanden äußerte, konnte doch auch die Amsterdamer Partei nicht länger widerstehen. Sie muste in den nächsten Jahren Alles unterstützen, was der Prinz von Oranien, der schon immer die Seele aller Vereinigungen gegen Ludwig seit dem Nimwegener Frieden gewesen war, in antifranzösischem Sinne unternahm. Als Ludwig XIV. im Jahre 1685 das Edict von Nantes widerrief, was Richelieu den Hugonotten immer noch als Rechtsschutz gelaßen hatte, stieg die Erbitterung aufs höchste; doch unternahm Oranien direct zunächst nichts gegen Ludwig, weil ihn die englischen Verhältnisse zu sehr beschäftigten. Als ihm aber 1688 die Landung in England, die Vertreibung Jakobs II. geglückt war; als Ludwig XIV. sich Jakobs annahm und nun mit England in Krieg kam, führte Oranien die Macht Hollands und Englands gegen Frankreich. In den Niderlanden war der ihm ergebene Pensionar Fagel zwar 1688 gestorben, aber der Mann, der an seine Stelle trat, Anton Heinsius, war in derselben Richtung, so daß der Prinz sich auf dessen Leitung der niderländischen Angelegenheiten ganz verlaßen konnte, während er selbst in England abwesend war. Die Niderlande wurden von 1689 an der Mittelpunct des ganzen Widerstandes zu dem sich allmälig alle europäischen Staaten gegen Ludwig XIV. entschloßen. Die Mishandlung der Protestanten in Frankreich, die Aufhebung des Edictes von Nantes, hatten endlich auch den Kurfürsten von Brandenburg sowohl als Schweden wider ganz von Frankreich entfernt. Der Kurfürst hatte im J. 1686 ein Vertheidigungsbündniss mit den Generalstaaten und mit Schweden geschloßen; hatte sich dem Wiener Hofe wider genähert, weil er die klare Einsicht gewonnen hatte, daß es um Deutschlands Bestand und Freiheit geschehen sei, wenn man den Kaiser in der Bedrängniss nicht nachdrücklich unterstütze, und so war im J. 1686 auch eine Verbindung zwischen Brandenburg und dem Kaiser zu Stande gekommen, zu Widereinsetzung des Kurfürsten von der Pfalz in die pfälzischen Lande und zu Vertheidigung

s Herzogs von Lothringen gegen die französischen Beein-
ächtigungen und Angriffe. Sogar mit dem Pabste war
s dahin Ludwig XIV. in die böseste Stellung gekommen.
er Pabst nämlich versagte allen Bischöfen die Bestätigung,
e in Frankreich neu erwählt wurden und Ludwigs galli-
nisches System anerkannten. Er begünstigte, daß sich
Deutschland außer den Verbindungen Brandenburgs
ch eine andere mächtige Verbindung gegen Ludwig durch
ößestestheils katholische Fürsten bildete. Diese traten im
uli 1686 in Augsburg zusammen. Es waren außer dem
aiser und Spanien noch der Kurfürst von Baiern und
r ganze bairische Kreis, ferner die oberrheinischen und
esterwäldischen Stände, und an diese katholischen Stände
loß sich dann auch das Haus Sachsen, und für seine
eutschen Territorien Schweden an — Also, der Prinz von
ranien, der große Kurfürst, Schweden und Sachsen —
nd der Kaiser mit Spanien, Baiern und anderen katholi-
chen Fürsten — stunden schon in mannichfachen politischen
ereinigungen zu gemeinsamer Bekämpfung Ludwigs be-
it, als dieser die Verhältnisse mit dem Pabste aufs Aeu-
erste trieb.

Innocenz XI. hatte, um endlich zu einer beßeren Po-
izei in Rom zu kommen, die fremden Gesandten nach und
ach alle bewogen auf ihre Quartierfreiheit zu verzichten.
Ludwig XIV. war der einzige, der darauf bestund, daß
ein Gesandter die Quartierfreiheit nicht aufgäbe. Zu An-
fange 1687 war der Duc d'Estrées der einzige fremde Ge-
sandte, welcher in Rom noch die Quartierfreiheit behaup-
tete. Als dieser starb, wollte der Pabst durchgreifen. Lud-
wig aber ließ seinen Gesandten, den Herrn de Lavardin
eine Art kleinen Krieg für diese Quartierfreiheit führen
in Rom selbst unter den Augen des Pabstes. Da versagte
der Pabst dem Gesandten jede Audienz, belegte ihn mit dem
Banne, und als er dennoch die Frechheit hatte, zum Gottes-
dienste in die Peterskirche zu kommen, ward diese von allen
Geistlichen verlaßen. Ludwig ließ Avigon (Avignon) und
Windaschen (Venaissin) besetzen. Alle Verhältnisse zwischen den
Höfen von Versailles und von Rom waren abgebrochen. Dies

Misverhältniſs zog Ludwig XIV. die erste Niderlage auch in seinen Planen auf Deutschland zu. Jener früher verhaftete Wilhelm von Fürstenberg war, nachdem er wider freigeworden, von Neuem beim Kurfürsten von Cöln Alles leitender Vertrauter und erhielt diesen Kurfürsten fortwährend auf französischer Seite. Sein Bruder Franz Egon, der Bischof von Straßburg war im April 1682 gestorben und er war hier als Bischof gefolgt, war nachher zum Cardinal erhoben worden und Ludwig XIV. wünschte ihn auch im Kurfürstenthum Cöln als Nachfolger. Der alte Kurfürst ward 1687 bewogen, ihn zum Coadjuter anzunehmen. Wilhelm setzte sich so fest, daß schon der Kaiser anfieng zu unterhandeln und ihm die Hoffnung einer Abfindung mit Lüttich zu eröffnen. Aber als nun die wirkliche Wahl eines Coadjutors und künftigen Kurfürsten von Cöln statt hatte, Fürstenberg die Mehrzahl der Stimmen erhielt und nicht wich, konnte allein der Pabst gegen den Verräther der deutschen Interessen an Frankreich helfen. Und er half wirklich. In Uebereinstimmung mit dem Pabst ließ nach des alten Kurfürsten Tode im Juni 1688 der Kaiser dem Kapitel eine Note übergeben des Inhaltes: „der Cardinal Fürstenberg sei von Nation zwar ein Deutscher; allein notorisch der Krone Frankreich knechtischer und sklavischer Anhänger, auch derselben Minister und in deren Reiche eingebürgert; er sei in verschiedenen Geschäften derselben feindlich gegen das Reich aufgetreten; habe dem allerchristlichen Könige den Vasalleneid geleistet; die Stadt Straßburg vom Reiche losreißen helfen; die Citadelle von Lüttich den Franzosen in die Hände geliefert u. s. w. u. s. w. einen solchen Mann könne das Reich nicht als Candidaten bei der Kurfürstenwahl zulaßen.“ Wilhelm von Fürstenberg ließ zwar eine beißende Antwort auf diese Erklärung drucken; allein da sich Pabst und Kaiser für die Wahl des Prinzen Joseph Clemens von Baiern interessirten, konnte nicht einmal die zwiespältige Wahl, welche wirklich eintrat, dem Fürstenberg den Kurhut verschaffen. Der Prinz von Baiern ward vom Pabste bestätigt, vom Kaiser eingesetzt. Ueber diese Niderlage war Ludwig XIV.

höchst aufgebracht und ließ auch das Kurfürstenthum Cöln besetzen. Allein inzwischen hatten die Oestreicher im August 1687 noch einen großen Sieg über die Türken bei Mohacz erfochten; Ungarn und Siebenbürgen hatten sich nicht nur ganz unterworfen, sondern die Ungarn hatten sogar ihre Wahlfreiheit aufgegeben, und des Kaisers Sohn Joseph im Dec. 1687 zu ihrem Erbkönige ernannt. Stuhlweißenburg, Lippa, Belgrad waren im Febr. 1688 noch den Türken entrißen worden. Ludwig war trotz dieser verbeßerten Lage des Kaisers unverschämt genug, dem Kaiser den Antrag zu machen, er wolle den früher geschloßenen 20jährigen Waffenstillstand in einen Definitivfrieden verwandeln falls der Kaiser zugebe, daß der Coadjutor und Cardinal Fürstenberg doch Kurfürst von Cöln werde. Diesmal antwortete ihm aber der Wiener Hof in den heftigsten Ausdrücken. Als Ludwig diese Antwort erhielt, hatte er schon um den Frieden in seiner Weise zu erzwingen, Feindseligkeiten beginnen, Philippsburg erobern, Speier, Worms Mainz und Heilbronn besetzen laßen. Die Franzosen hausten in Franken und Schwaben; ganz Trier ward besetzt, und als das Alles diesmal nichts helfen und Deutschland einschüchtern wollte, erhielt der General Melac im J. 1689 den Befehl, die Pfalz niderzubrennen — weit und breit um Heidelberg, sanken alle Dörfer und Städte in Asche. Worms und Speier konnten sich nur durch große Summen von der Zerstörung freikaufen. Von neuem hausten die Franzosen, wie schon früher einmal, gleich Canibalen. Der große Kurfürst war inzwischen todt; in ihm fiel eine mächtige Hilfe gegen Frankreich weg. Doch war auch bei anderen Fürsten die Empörung über das Verfahren der Franzosen nun aufs höchste gestiegen. Einmüthig und eilfertig trat diesmal eine Reichsmacht zusammen; alle französischen Agenten wurden aus Deutschland vertrieben; aller Verkehr mit Frankreich ward abgebrochen und die Krone Frankreich ward nicht nur für Feind des Reiches, sondern für Feind der Christenheit und als der eigentliche Türke vom Kaiser erklärt.

Die Franzosen aber hatten ihre Verwüstungen fortge-

setzt. Von Manheim bis zum Elsaß hin war alles Land eine Einöde. Auch Worms und Speier blieben nun trotz der früheren Zahlungen nicht verschont. Sie sollten niedergebrannt worden. Die Bürger glaubten in den Domkirchen ihre beste Habe gesichert; sie brachten sie also dahin und ersparten damit nur den Franzosen die Mühe, das beßere Besitzthum selbst erst bei der Plünderung auszusuchen; Sie brauchten nun nur zuzugreifen. Beide Städte sanken in Asche. Das herrliche Schloß in Heidelberg ward ausgeplündert und ausgebrannt; die Kaisergräber in Speier wurden zerstört; weit und breit giengen alle Localmomente unter, denn die Franzosen suchten absichtlich Alles, was an deutsche Herrlichkeit erinnern konnte, zu zerstören. Endlich rückten Truppen des Reiches von allen Seiten an den Rhein und vom Frühjahre 1689 an kam eine große Allianz gegen Frankreich zu Stande. Bis zum Frühjahre 1690 schloßen sich derselben an England, die Vereinigten Niderlande, Spanien, Kaiser und Reich, Savoyen und Dänemark und im Haag ward ein großer Congreſs gehalten März 1690, um über die Mittel zu berathschlagen, wie man mit vereinten Kräften Frankreich am Besten begegnen könne. Schon im Frühjahre 1689 hatte der brandenburgische Feldmarschal von Schöning mit einem brandenburgisch-niderländischen Corps die Franzosen aus den cölnischen Territorien verjagt; nur Bonn hielt sich noch. Dies so wie Mainz nahm ihnen der Herzog von Lothringen im Herbst 1689. Eine englisch-niderländische Armee unter Marlborough trieb die Franzosen in derselben Zeit in Flandern zurück. Im folgenden Jahre erfochten die Franzosen in den Niderlanden unter dem Marschal von Luxembourg am 1ten Juli den Sieg von Fleurus — aber in Irland war nun Jakob II., Frankreichs Verbündeter, gänzlich geschlagen worden und in den Niderlanden hielt man den Franzosen am Ende doch die Wege. Im Febr. 1691 war wider großer Congreſs im Haag. Man beschloß alle Kräfte aufzubieten. Ludwig XIV. erschien im März selbst wider bei der Armee im Hennegau und eroberte Bergen (Mons); und auch in den Niderlanden hausten seine Franzosen entsetzlich. Im Juni 1692

eroberten sie auch Namen (Namur) und überall in Schlachten siegten sie in diesem und dem folgenden Jahre, wo sie am 29. Juli 1693 die Schlacht von Neerwinden gewanen. Fast ganz Flandern, ganz Hennegau, Namen und Lüttich war in ihren Händen. Indessen hatte Markgraf Ludwig von Baden die Türken unter ihrem Großwezir Kiuprili Mustafa am 19. Aug. 1691 wider bei Salankemen geschlagen; der Großwezir selbst hatte den Tod gefunden; die Türken waren die nächsten Jahre gelähmt. Troz dem vermochte man am Oberrhein weder 1692 noch 1693 die Franzosen über den Rhein zurück zu werfen, und nur daß Ludwig XIV. den Krieg zu gleicher Zeit auch gegen Spanien an der Pyrenäengrenze und gegen Saveyen nach der italienischen Seite zu führen hatte, machte, daß er troz aller seiner Siege allmälig seine Mittel erschöpft sah und einem Zustande entgegen gieng, wo jeder große Verlust ihn ganz darnider werfen konnte. Das Jahr 1694 brachte fast gar keine Erfolge. Im Jahre 1695 gelang es den Engländern und Niderländern endlich, die Franzosen aus dem Lüttichschen und aus Namen herauszutreiben, und Ludwig XIV. fühlte, daß es die höchste Zeit sei, Frieden zu suchen. Ludwig kam in dieser Nothwendigkeit auf seine beim Nimwegener Frieden befolgte Politik zurück — durch vortheilhafte Bedingungen zuerst einige seiner verbündeten Feinde von den übrigen zu trennen, dadurch Mistrauen zu säen und die Begierde der Einzelnen zu erwecken, sich in besonderen Verträgen so rasch und gut zu stellen wie möglich; endlich sobald mehrere der bedeutendsten befriedigt waren, sich auf Kosten der übrigen schadlos zu halten. Es gelang ihm zuerst, den Herzog von Saveyen zu erkaufen; dieser schloß den Separatvertrag von Turin. Zwar erneuerten nun die anderen Alliirten ihren Bund, aber Ludwig hatte schon gewonnen durch die Sicherheit, die er nach der italienischen Seite hin erhalten hatte. Er konnte nun seine Armee in den Niderlanden und in Deutschland verstärken und bot den Alliirten durch Schwedens Vermittelung einen Frieden auf der Grundlage des Nimwegener Friedens an. Man gieng auf dies Anerbieten ein und setzte

zum Local des Friedenscongresses das oranische Lustschloß Nieuwburg bei Ryswyk fest. Als der kaiserliche Hof allein noch mit seiner Beistimmung zögerte, verstärkte Ludwig seine Anstrengungen. Catinat eroberte den letzten festen Punct, der sich noch im Hennegau hielt, Ath, im Juni 1697. Der Herzog von Vendome eroberte Barcellona im August. Eine ganze holländische Kauffartheiflotte ward von den Franzosen genommen — da ließen sich Wilhelm III. (von Oranien) und Spanien auf besondere Tractaten ein. England und Niderland hatten gar keine Territorien verloren. Sie waren zufrieden wenn Ludwig die Stuarts fallen ließ; wenn er den Prinzen von Oranien als König von England anerkannte. Den Spaniern bot Ludwig die Rückgabe seiner Eroberungen in Flandern, Hennegau, Lützelburg und in Catalonien.

Als die Separatverhandlungen so weit gediehen waren, half dem Kaiser Prinz Eugen's herrlicher Sieg bei Zentha am 11. Sept 1697 gegen die Türken nichts mehr im Verhältnisse zu Frankreich. Er muste sich wohl in den Fortgang der Ryswyker Unterhandlungen fügen. Ludwig XIV. räumte Lothringen (sogar, gegen Rückgabe von Tul [Toul], Nanzig [Nancy] wider), Trier und alle pfälzische Lande, zog sich am Oberrhein ganz auf das linke Ufer zurück; behielt aber hier Alles außerdem reunirte, also ganz Elsaß, die ganze Freigrafschaft und auch die Reichsstadt Straßburg mit voller Souveränetät. Auf diesen Grundlagen ward der Friede von Ryswyk unterzeichnet am 20. Sept. 1697. Nach Abschluße des Friedens von Ryswyk gelang es den Seemächten auch zwischen Oestreich und der Türkei einen Frieden zu vermitteln, welcher im Jan. 1699 zu Karlowitz geschloßen ward und in welchem der Kaiser auch alle Eroberungen außerhalb Ungarn, also Siebenbürgen, Slawonien und die Landschaft Baczka behielt. Tökely ward von den Türken nach Nikomedien verwiesen und Abaffi, welcher Ansprüche auf das Fürstenthum Siebenbürgen hatte, trat sie an das Haus Habsburg gegen eine Zahlung und gegen den Reichsfürstentitel ab.

Zweites Kapitel.

Die über Ludwig XIV. hereinbrechenden Strafgerichte.

Ohngeachtet nicht zu lange nach dem Frieden von Ryswyk der Mann, welcher zeither immer der Opposition gegen Ludwig XIV. in Europa als Mittelpunct gedient hatte, König Wilhelm III. nämlich von England, starb (19. März 1702), und dadurch das äußere Band, welches England und die Niderlande verknüpfte, wegfiel, blieben doch beide Staaten, durch so manche anderweitige Interessen verbunden, noch längere Zeit in einer Art politischer Ehe. An England pflegte sich überdies Portugal, was sich seit 1640 wider von Spanien losgerißen hatte, an die Niderlande pflegten sich Dänemark oder Schweden näher anzuschließen, und so bildeten diese unter dem Namen der Seemächte eine Zeitlang im europäischen Staatensysteme eine besondere Staatengruppe. §. 1. Bis zu Ludwigs XIV. Tode (1ten Sept. 1715.)

Noch ehe Wilhelm gestorben war, war auch schon von Neuem ein Krieg ausgebrochen, der bald ein allgemeiner Kampf der Nachbarn Ludwigs XIV. gegen diesen ward, und ihm endlich einen Theil der Strafen bereitete, die er mit seinen nach allen Seiten auflößenden, verderblichen Bestrebungen in nur zu hohem Grade verdient hatte; Demüthigungen, wie er sie in den Zeiten seines Glückes wohl für völlig unmöglich gehalten haben mochte. Einen Zwischenzustand des Friedens zwischen dem Vertrage von Ryswyk und dem neuausbrechenden spanischen Erbfolgekriege hatte übrigens Frankreich in der That nicht einmal erlebt, denn in diese Zeit fällt der härteste Kampf in den Cevennen.

Die Hugonotten, so weit sie nicht Gelegenheit gefunden hatten, auszuwandern, weil sie entweder zu arm waren oder zu spät an einen solchen Schritt gedacht hatten, waren bis zum Frieden von Ryswyk ganz ruhig geblieben, denn sie hofften, die auswärtigen, kriegführenden Mächte würden für sie in dem

Friedensschluße einige günstige Bedingungen durchsetzen. Aber wie hatten sich die Zeiten geändert! hundert Jahre früher würde das Schicksal der Protestanten in Frankreich einen wesentlichen Punct in der Friedensunterhandlung gebildet haben — nun waren bereits alle kirchlichen Interessen in den Schatten gestellt. Als nun also in Ryswyk nichts für die Hugenotten geschehen war, als im Gegentheil der Friede selbst die Protestanten im Elsaß außerordenllich beeinträchtigen ließ, dagegen das früher reunirte Fürstenthum Oranien (Orange) dem Könige Wilhelm zurückgegeben ward und dadurch ein den südlichen Gebirgslanden Frankreichs (wo die Hugonotten besonders zahlreich geblieben waren) benachbartes protestantisches Asyl entstund, ward die Stimmung der Calvinisten immer krankhafter aufgeregt. Einerseits hatten sie vom auswärtigen Kriege nichts mehr zu hoffen; andrerseits waren sie nicht so nidergedrückt waren sie bei der Nähe von Oranien nicht so von geistlicher Hilfe verlaßen, daß sie etwa mit ihrem abweichenden Bekenntnisse wie im Dunkel der Nacht hätten verschwinden können.

Dahin es zu bringen war nun freilich die Absicht des Intendanten des Languedoc, des Herrn de Bâville, welcher am Ende militärische Maßregeln anwendete, um die widerstrebendsten Ortschaften und Individuen mit in's Quartier gelegten Dragonerdetachements zur Bekehrung zu zwingen; denn diese Detachements hatten fast volle Freiheit nach Gefallen zu placken und zu schinden. Damit aber nicht ein allgemeiner Aufstand der hugonottischen Gebirgsgegenden diese Maßregeln störte, waren neue Straßen durch die Gebirge gezogen, um diese nach allen Seiten auch mit Artillerie durchziehen zu können, und außer den königlichen Truppen waren noch aus den Einwohnern des Languedoc 52 Bataillone katholischer Freiwilliger gebildet. Aber alle diese Maßregeln hinderten nicht, daß sich nicht allmälig ein kleiner Krieg entspann. Zuerst wurden bei diesen Bedrückungen Einzelne so verletzt, daß ihnen das Leben gleichgiltig ward; daß sie, was sie noch davon zu tragen hätten, anwenden wollten, die an ihnen begangenen Frevel zu rächen. Eine Zeitlang blieb es bei solchen einzelnen Reactionen. Da vereinigte ein katholischer Priester, François de Langlade du Chaila, welcher Vorsteher der s. g. Missionen im Gevaudan war, durch die Grausamkeit, welche er gegen alle Widerstrebende entwickelte, fast die ganze Umgegend. Der Entschluß das Haus dieses Priesters zu stürmen und die dort gefangenen zu befreien, brachte zuerst einen Haufen von 40—50 zusammen. Die Erzählung der Befreiten von den Martern, die sie erduldet, und die Betrachtung, daß die Verfolgungen nun ohnehin noch wachsen würden, ließen von Seiten der Hu-

gonotten nun den Kampf fortsetzen, der freilich großestheils nur als Brigantenkrieg geführt ward, aber doch bis 1705 sich hinzog und in Cavalier und Roland zwei sehr tüchtige militärische Führer an die Spitze brachte. Den wildesten, grausamsten Character nahm der Krieg an solange der Marschal de Montrevel an der Spitze der königlichen Truppen stund, die übrigens (weil man dem Könige selbst sorgfältig den Umfang des Aufstandes, seiner Greuel und seiner Gefahren verhehlte) nie bis zu einer solchen Anzahl vermehrt werden konnten, um durch sie die Empörer völlig zu unterdrücken. Unentschieden zog sich der Kampf hin, bis der Marquis de Villars mit dessen Führung beauftragt ward und dieser (der Unterstützung der Madame de Maintenon beim Könige gewiß) ein System der Milde eintreten ließ, mit den Anführern des Aufstandes zu unterhandeln anfieng und im Mai 1704 mit Cavalier einen Vertrag schloß. Dadurch ward, wenn auch Cavalier's Anhang nicht ganz zu Niderlegung der Waffen gebracht, doch moralisch von dem zeitherigen Anführer getrennt. Cavalier beabsichtigte anfangs in königliche Dienste zu treten; gieng dann aber doch nach dem Auslande, wo er halb in Elend halb in Gemeinheit verkommen ist. Roland hatte sich noch bis in den August 1704 gehalten. Am 14. August umzingelt, fiel er in verzweifelter Gegenwehr. Anführer kleinerer Haufen hielten sich noch in das Jahr 1705 hinein.

Allerdings hatten die Hugonotten durch diesen Aufstand nicht erreicht, was sie eine Zeitlang gehofft hatten, nämlich daß sie ihre Kirchen zurück erhielten, daß sie Freiheit des Gottesdienstes zugestanden erhielten. Aber dies wenigstens hatten sie erkämpft und ward ihnen in den Unterwerfungsverträgen zugestanden, daß die militärischen Missionen und andere abscheuliche Plackereien ein Ende hatten. Auf die streng orthodoxe Haltung Ludwigs XIV., der im Jahre 1693 gegen Innocenz XII. die Ansprüche auf Quartierfreiheit seines Gesandten aufgegeben und, nachdem er sich wegen seiner gallicanischen Kirche halb reumüthig gezeigt, auch die Bestätigung seiner Bischöfe erlangt hatte, übte einen sehr bedeutenden Einfluß eine Convertitin, die oben erwähnte Madame de Maintenon. Als Geliebte des Königes nämlich war auf Fräulein de la Vallière Madame de Montespan gefolgt. Diese hatte bei den Kindern, die sie mit dem Könige gezeugt hatte, eine Bonne (die Wittwe des Dichters Scarron), welcher Dame sie, weil sie sich allmälig selbst mit Sr. Majestät langweilte, erlaubte gegenwärtig zu bleiben, wenn der König sie besuchte. Dem Könige sagte allmälig der Scarron Unterhaltung beßer zu, als die der Montespan und die Bonne ward seine Trösterin, wenn Madame

ihn verdrießlich machte. Dies Verhältniſs einer Beſänftigerin, Tröſterin wuſte die kluge Frau ſehr geſchickt auf eine gewiſſe fromme Haltung zu baſiren, die der Stimmung des Königes in ſeinen ſpäteren Jahren adäquat war. Als die Monteſpan ſich mehr und mehr zurückgeſetzt ſah, machte ſie Platz und zog ſich zurück. Die Scarron hatte ſie nicht ſchritt-, ſondern zollweiſe aus ihrer ganzen Poſition heraus und ſich ſo geſchickt in die Gnade des Königes hineinmanoeuvrirt, daß ſie dieſem nach der Entfernung der Monteſpan und nach dem Tode der Königin (1683) ganz im Einklang mit der frommen Haltung, die ſie von vornherein angenommen, vorſchlagen durfte, er ſolle ſie, um den Schein eines unſittlichen Verhältniſſes von ihr abzuwenden, kirchlich ſich antrauen laßen. Dies geſchah. Allein Einfluß auf Ludwig XIV. durfte die Scarron oder, wie ſie nun hieß, Madame de Maintenon nicht länger erwarten, als es ihr eben gelang, den König in jener religiös beſtimmbaren Richtung zu erhalten, in welcher er war, und ſo fand ſich ganz natürlich ein ſehr nahes Verhältniſs zwiſchen ihr und dem Beichtvater des Königes, dem Jeſuiten la Chaiſe. Beide unterſtützten ſich. Schon ſeit 1682 hatte la Chaiſe ebenſo entſcheidenden Einfluß als Frau von Maintenon. Daß ſich der Eifer des Königes ſo gegen die Hugonotten wendete, war zum Theil eine Folge des Bedürfniſſes, welches die Maintenon fühlte, durch Verfolgungen ihrer ehemaligen Glaubensgenoßen darzuthun, daß ſie keine Sympathie mehr mit ihnen hege. Es gelang der Maintenon wirklich ſich bis zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. in ſtets gleichem Einfluße zu erhalten, und die Tugenden der Klugheit und Beharrlichkeit wird ihr niemand abſprechen können, nur war es eine Ironie des Schickſales, daß der welcher in ſeinen Uebermuth dem Pabſte und Kaiſer Hohn geſprochen hatte, nun von einem alten Weibe gelenkt ward. Sie hatte in den letzten Zeiten des Königes manche Geduldsproben zu beſtehen, denn theils das Unglück, was im ſpaniſchen Erbfolgekriege über Frankreich kam, theils das Unglück, was durch Sterbefälle ganz speciell über die königliche Familie hereinbrach, ſetzte Ludwig XIV. ſelbſt in trübe und immer trübere Stimmungen. Er überlebte gewiſſermaßen nicht bloß den Glanz ſeiner Herrſchaft, ſondern ſich ſelbſt und alle ſeine Plane und ſtarb mit der Ausſicht in eine Beſorgniſserregende Zukunft.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg ward veranlaßt durch das Ausſterben der ſpaniſchen Linie des habsburgiſchen Hauſes mit Karl II. Karl II. und Kaiſer Leopold waren mit zwei Schweſtern, Princeſſinnen von Pfalz-Neuburg vermählt.

Die Königin von Spanien, Maria Anna, hatte aus Deutschland einen Beichtvater, den Kapuziner Gabriel, und eine Hofdame, die Gräfin Berlepsch, mitgebracht, und diese drei regierten in der Regel den König Karl II. und brachten ihn, wozu sie wollten. Aber zu Bestimmungen zu Gunsten des deutsch-habsburgischen Hauses, wie sie Kaiser Leopold wünschte, war doch Karl nicht zu bewegen, denn er suchte trotz der früheren Verzichtleistung der Gemahlin Ludwigs XIV. (Maria Theresia) dieser, seiner Schwester, oder vielmehr deren Sohn, dem Dauphin, die spanischen Länder zu verschaffen. Leopold selbst war in früherer Ehe mit einer anderen Schwester König Karls, Margaretha Theresia, vermählt gewesen, und diese war in ihres Vaters, Philipps IV., Testamente als Erbin bestimmt. Falls sie keine Nachkommen haben sollte, sollte Philipps IV. Schwester, Maria, die Gemahlin Ferdinands III. und deren Nachkommenschaft dem Testamente Philipps IV. zu Folge die Succession haben.*)

Kaiser Leopold betrachtete sich, nachdem sein Enkel von Margarethe Theresia (der Kurprinz Joseph Ferdinand von Baiern) gestorben war, selbst als den Haupterben der spanischen Monarchie durch seine Mutter Maria Anna. Das Recht schien ganz für Leopold, die Entscheidnng des Königes Karl ganz für den Dauphin zu sein, als plötzlich die

---

*) Philipp II. — Anna von Oestreich (4te Gem.)

Philipp III. † 1621. — Margaretha von Oestreich.

Anna Maria Gem. Ludwig XIII. von Frankreich. | Philipp IV. † 1665. Gem. Maria Anna Tochter Kaiser Ferdinands III. | Maria Anna Gem. Kaiser Ferdinands III.

Ludwig XIV. — Maria Theresia. | Karl II. † 1700. | Margaretha Theresia — Leopold I. — Eleonore Magdalena von Pfalz-Neuburg.

Ludwig, Dauphin † 1711. | Maria Antonia Gem. Maximilian Kurf. von Baiern. | Karl VI.

Ludwig Herzog von Burgund, seit 1711 Dauphin † 1712. | Philipp Herzog von Anjou nachher König von Spanien † 1746. | Joseph Ferdinand Kurprinz von Baiern † 1699.

Ludwig XV. | Karl III.

Seemächte ins Mittel traten und erklärten, sie könnten im Interesse des Gleichgewichtes von Europa weder eine Vereinigung der spanischen und französischen, noch der spanischen und östreichischen Territorien zugeben. Ludwig XIV. erbot sich hierauf gegen die Seemächte, er wolle Frankreich und Spanien so getrennt halten, daß Frankreich nur an den Dauphin und demnächst an dessen ältesten Sohn, den Herzog von Burgund — Spanien dagegen sofort an des Dauphins zweiten Sohn Philipp von Anjou komme. Leopold aber machte ein ähnliches Anerbieten. Er hatte nach dem Tode der ersten Gemahlin, Margaretha Theresia von Spanien, noch zweimal geheirathet, zuerst Claudia Felicitas von Oestreich-Tyrol, dann Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg und hatte von jeder dieser Gemahlinnen einen Sohn, Joseph von Claudien, Karl von Eleonoren. Er bot also auch eine Trennung der östreichischen Territorien, die an seinen Sohn Joseph kommen sollten, und der spanischen die an Karl kommen sollten, an. Die Seemächte wünschten aber mehr eine Zerstückelung der spanischen Monarchie selbst, und auch auf diese Unterhandlung gieng Ludwig XIV. ein, während er doch zugleich am Madrider Hofe weiter betreiben ließ, daß die spanische Monarchie ungetheilt auf seinen Enkel Philipp übergienge. Als Werkzeug hiebei diente ihm besonders der Cardinal Porto-Carrero, der Karl II. bewog, den Rechtspunct bei dieser Erbschaft ganz genau untersuchen zu laßen, die Untersuchung aber Leuten in die Hände spielte, die durchaus in französischen Interessen waren. Auch der Pabst, auch die Mehrheit der Räthe des spanischen Kabinettes entschieden sich für Philipp von Anjou. Karl II. unterzeichnete nun am 2ten October 1700 ein Testament, welches Philipp von Anjou zum Universalerben der spanischen Monarchie ernannte. Am 1ten Nov. starb Karl II. und da eine französische Armee bereits an den Pyrenäen, eine zweite an der Grenze der spanischen Niderlande aufgestellt war, griffen die Franzosen sofort zu.

Leopold, der sich fest auf sein Recht verließ, beschloß dasselbe mit den Waffen geltend zu machen. Den wich-

igsten Verbündeten aber, den er bei diesem Kriege haben nnte, den Kurfürsten von Baiern, ließ er sich sofort entehen. Dieser, Maximilian Emanuel*), hatte ihm treue ilfe gegen die Türken geleistet; er hatte aus verschiedenen eranlaßungen bedeutende Geldforderungen an den Kaiser u machen, deren Erledigung Leopold aber verzögerte und adurch den Kurfürsten ganz verstimmte. Maximilian Emanuel war von König Karl II. im Laufe des letzten französchen Krieges zugleich zum Generalstatthalter der Niderınde ernannt worden; auch in dieser Stellung hatte er elder aufgewendet, deren Rückzahlung er beanspruchte, nd von Oestreich nach den gemachten Erfahrungen kaum u erwarten hatte. Ludwig XIV. bot nicht nur diese Zahungen, sondern noch andere Förderung und so entschied sich Maximilian Emanuel für Frankreich und erhielt schon am . Nov. 1700 von Ludwig XIV. das Versprechen erblicher Generalstatthalterschaft in den spanischen Niderlanden. Die Folge dieses Uebertrittes des Kurfürsten von Baiern, der n Augenblicke über die spanischen Niderlande disponirte, ar, daß auch sein Bruder, der Kurfürst Joseph Clemens on Cöln, welcher zugleich seit 1694 Bischof von Lüttich war, sich an Frankreich anschloß, so daß also im Nordwesten Deutschlands sogleich ein ganz zusammenhängendes Gebiet für Frankreich gewonnen war und außerdem das bairische Land in Oestreichs nächster Nähe. In Ungarn und Siebenbürgen bildete sich unter französischer Einwirkung

*) Kurfürst Maximilian I. war nicht lange nach dem westfälischen Frieden, im Sept. 1651 gestorben. Sein Sohn der erst 15jährige Ferdinand Maria fand das Land in so geordnetem Zustande, und er selbst, wenn auch auf einige Liebhabereien Geld wendend, war ein so wohl geordneter, ruhiger Character, und die Mutter Maria Anna, Kaiser Ferdinands II. Tochter, versah anfangs die Geschäfte so musterhaft, daß sich während Ferdinand Maria's Regierung das Land von allen Leiden des 30jährigen Krieges erholte. Ferdinand Maria starb schon 1679. Von seiner ihm noch von dem Vater ausersehenen Gemahlin, Henriette Adelheid von Savoyen, hinterließ er zwei Söhne, Maximilian Emanuel, der ihm im Kurfürstenthum Baiern folgte, und Joseph Clemens, der, wie wir gesehen haben, Kurfürst von Cöln ward.

und Beihilfe eine neue Oppositionspartei unter dem Fürsten Rakoczy, welche sogar einmal den Plan gefaßt hatte, den Kaiser in Laxenburg bei Wien zu überfallen und ihn mit seiner ganzen Familie niderzuhauen. Der Kurfürst von Baiern unter dem Vorwande der Libertät des deutschen Reiches suchte auch den fränkischen und schwäbischen Kreis auf französische Seite zu ziehen; doch gelang dies nicht; sie beschloßen neutral zu bleiben.

Anfangs des Jahres 1701 besetzten die Franzosen, indem ihnen der Kurfürst als Statthalter die Hand bot, die ganzen spanischen Niderlande. Um dieselbe Zeit drang eine französische Armee nach Italien vor, um die spanischen Gebiete in diesem Lande zu besetzen. Herzog Victor Amadeus von Savoyen schloß sich an Frankreich an; ebenso Herzog Karl von Mantau. Zehntausend Mann französische Truppen besetzten das Mailändische. Der Pabst erkannte Philipp V. als König von Spanien an; durch seine, des Oberlehnsherrn, Anerkennung schien auch über Neapel und Sicilien entschieden und über den stato de' presidi.

Der Kaiser dagegen ward vom Reiche zunächst ganz im Stiche gelaßen. Auch die Seemächte wünschten, da ihr Interesse durch die Trennung Spaniens und Frankreichs einigermaßen wahrgenommen war, anfangs Frieden. Nur einen Bundesgenoßen erwarb sich der Kaiser, indem er auf dessen Interessen eingieng, das war Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, welcher im April 1688 auf seinen Vater, den großen Kurfürsten, gefolgt war und fortwährend mit dem Kaiser in bestem Vernehmen gestanden hatte. Nachdem Johann Sobiesky von Polen im Juni 1696 gestorben war, war ihm durch die Wahl der Polen Kurfürst Friedrich August von Sachsen als König gefolgt.*) Zwi-

*) Johann Georg III. war noch jung (erst 45 Jahre alt) im Sept. 1691 gestorben. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere Johann Georg IV. eine sehr ruhmlose, besonders durch sehr widrige Verhältnisse mit einem persönlich höchst unbedeutenden, aber sinnlich schönen Fräulein von Neitzschütz befleckte Regierung führte bis in den April 1694, wo er an den Kinderblattern starb, die er sich bei seiner geliebten Neitzschütz, welche drei Wochen früher daran gestorben war,

schen den beiden benachbarten Kurhäusern war schon immer eine gewisse Rivalität gewesen. Sie stieg jetzt, denn der Kurfürst von Brandenburg war seit dem Wehlauer Vertrage und dem Olivaer Frieden souveräner Herr in Preußen. Friedrichs III. Vater, der große Kurfürst, hatte sich auch schon in den Reichslanden des brandenburgischen Hauses eine mehr königliche Stellung zu geben gewust, und es fehlte also gewissermaßen nur der königliche Titel, um in Allem dem König gewordenen Kurfürsten von Sachsen gleich zu gehen. Friedrich suchte für die Annahme des Königstitels die kaiserliche Gutheißung, und der Kaiser, welcher Bundesgenoßen bedurfte, erkaufte sich Brandenburgs treue Hilfe mit Gewährung der Anerkennung des königlichen Titels am 6. Nov. 1700. — Am 15. Jan. 1701 ward das neue Königreich feierlich proclamirt und am 18. Jan. ward das Krönungsfest gefeiert.

Auf ein zweites deutsches Fürstenhaus zählte der Kaiser ebenfalls mit Bestimmtheit, das war Braunschweig-Lüneburg, für welches seit einiger Zeit Unterhandlungen zu Errichtung einer neuen Kurwürde, der Kur von Hannover, geführt waren; denn da nun in der Pfalz eine katholische Linie zur Succession gekommen und der Kurfürst von Sachsen um der polnischen Krone willen zur katholischen Kirche übergetreten war, waren außer den drei geistlichen Kurfürsten auch vier weltliche (Böhmen, Pfalz, Baiern und Sachsen) katholisch und nur noch Brandenburg reformirt. Die Unterhandlungen waren im Wesentlichen glücklich zu Ende geführt. Aber Braunschweig-Lüneburg (Hannover) gegenüber schloß sich Braunschweig-Wolfenbüttel an Frankreich an. Es half also Alles das dem Kaiser im Grunde wenig. Wilhelm III., welcher England und die Niderlande schwer aus ihrer friedlichen Stimmung zu reißen vermochte, konnte doch vor seinem Tode noch Vorbereitungen treffen,

---

und von der er selbst nach deren Tode kaum zu trennen war, geholt hatte. Ihm folgte der jüngere Bruder Friedrich August I. oder der Starke, da er sich durch fast herkulische Kraft auszeichnete; er verräth aber auch in seinem Character ein seltenes Ueberwuchern des sinnlichen Menschen bei mancher anderen großen Begabung.

die dem Kaiser zu Gute kommen musten, wenn er auch die Kriegserklärung selbst nicht mehr erlebte. Er rieth dem Kaiser, frisch den Kampf zu eröffnen; die ungleichen Kräfte der Kämpfer müsten nothwendig die Seemächte aus ihrer Neutralität heraustreiben.

Prinz Eugen führte eine östreichische Armee nach Italien. Die Niderlande warben Truppen und verbündeten sich mit Dänemark. Im Sept. 1701 kam eine Allianz zwischen dem Kaiser, England und den Niderlanden zu Stande. Sie wollten einander beistehen, daß die spanischen Niderlande als Vormauer für die Republik; das Herzogthum Mailand als eröffnetes italienisches Reichslehn, so wie auch Neapel und der stato de' presidi erobert würden, und daß nicht eher Friede geschloßen würde, bis der Kaiser hinsichtlich seiner Erbansprüche an Spanien eine billige Abfindung erhalten habe. Die Allianz, die im Haag geschloßen war, muste nun erst vom Parlemente und von den Generalstaaten bestätigt werden. Ludwig XIV. glaubte diese Bestätigung zu hindern, wenn er sich wider der Stuarts annähme und Jakobs II. Sohn, Jakob III., als König von England anerkännte. Er glaubte, die Engländer würden dann, um den Preis, daß er diesen Prätendenten fallen ließe, die Bestätigung nicht gewähren. Allein er irrte sich. Gerade dieser Schritt empörte so sehr, daß man bestätigte. Wilhelms Nachfolgerin und Schwägerin, Jakobs II. jüngere Tochter, die Königin Anna, blieb anfangs ganz in derselben Politik und hatte gegen ihren Bruder dasselbe Interesse. Die Niderlande waren noch von Wilhelm ganz gewonnen; Heinsius hielt sie nach Wilhelms Tode in dieser Richtung fest. Im Mai 1702 erklärten also die Generalstaaten den Krieg, und Heinsius setzte sogar durch, daß John Churchill, Herzog von Marlborough, der englische Feldherr, auch an die Spitze des niderländischen Heeres gestellt ward. Da damals die Hugenotten noch im Inneren Frankreichs kämpften, ein englisches niderländisches Heer auf die spanischen Niderlande, ein östreichisches auf Mailand eindrang, und sich nun die vorderen Kreise des Reiches: Franken, Schwaben, Ober- und

iderrhein für den Kaiser gegen Frankreich entschieden, kam och Ludwig XIV. bald in größere Bedrängniss, als in elche zu gerathen er gefürchtet hatte. Die englich-niderändische Armee war 1702 in den Niderlanden glücklich; e nahm die Vestungen in Brabant und drang bis zum Schloße von Lüttich vor. Die holländisch-englische Flotte erbrannte die spanische Silberflotte. Im folgenden Jahre rang das englisch-niderländische Heer unter Marlborough 's Cölnische ein; vereinigte sich mit einem königlich preusschen unter Herrn von Bülow und eroberte die kurfürstche Residenz Bonn. Huy an der Maas muste sich ergeen; auch in Flandern waren einige Vortheile gegen die ranzosen erfochten worden. Dagegen siegten diese am Oberrheine. Der Marschal Villars drang über den Rhein n Deutschland ein bis Augsburg, bis Passau und die Baiern eroberten Tyrol. Schon fürchteten die Seemächte, Oestreich möge in seiner Noth einen Separatfrieden eingeen, und um das zu hindern, zog Morlborough 1704 am Rhein in die Höhe an die Donau, in deren Nähe er die Baiern am Schellenberge (bei Dillingen) schlug und sich ach diesem Siege mit Eugen, der das kaiserliche Heer führte, vereinigte. Hierauf ward München besetzt. Der Kurfürst wollte schon einen Separatfrieden mit den Verbündeten unterzeichnen, als er die Nachricht erhielt, daß Talard 35,000 Franzosen heranführe. Am 3. August 1704 vereinigte sich Tallard mit den Baiern bei Augsburg. Eugen und Marlborough wusten den alten Markgrafen von Baden, der ihre energischeren Plane durch seine Bedenklichkeiten störte, durch die Belagerung von Ingolstadt zu ntfernen und am 15. August kam es bei Hochstädt und Blindheim zu einer Schlacht, deren Aufstellung durch Neel gedeckt gewesen war, die Franzosen und Baiern also berraschte und ihnen eine gänzliche Niderlage brachte. allard selbst ward gefangen. Der Kurfürst von Baiern at die Regierung seiner Gemahlin ab und entfernte sich it den abziehenden Baiern über den Rhein. Gerade in ieser Zeit, wo seine Waffen siegreich Baiern gebeugt, die ranzosen aus dem Reiche gescheucht hatten, starb Kaiser

Leopold im Mai des nächsten Jahres 1705. Man hätte tiefer in Frankreich eindringen können, hielt sich aber mit der Belagerung von Landau auf. Hier vor Landau schloß Joseph I., der schon bei des Vaters Lebzeiten zum römischen Könige gewählt war und nun folgte, einen Tractat mit der Kurfürstin von Baiern, dem zu Folge sie nur das Rentamt München behielt, Alles andere, was ohnehin schon von den kaiserlichen Truppen besetzt war, dem Kaiser überließ. Bald hernach aber, als sich fand, daß die Kurfürstin noch französische Correspondenzen unterhielt, ward ihr auch das Amt München genommen und die Reichsacht ward gegen den Kurfürsten von Baiern ausgesprochen und aufs Strengste executirt. *) Auch gegen seinen Bruder, den Kurfürsten von Cöln, ward sie ausgesprochen, doch nur in Beziehung auf dessen weltliche Gerechtsame, denn an die geistlichen zu rühren hatte man kein Recht. Baiern dagegen ward einstweilen ganz als eröffnetes Reichslehen betrachtet. Des Kurfürsten Söhne sollten nur noch den Titel führen: Grafen von Wittelsbach. Die Reichsstadt Donauwörth, welche vor dem 30jährigen Kriege in Folge einer Reichsexecution von Baiern occupirt und für die Executionskosten bis dahin behalten worden war, ward als Reichsstadt restituirt. Die Städte Augsburg, Regensburg und Nürnberg erhielten Antheile zu Vergrößerung ihres Gebietes; ebenso der Fürstbischof von Augsburg und der Herzog von Würtemberg; Marlborough, der zum deutschen Reichsfürsten erhoben ward, bekam die Herrschaft Mindelheim; Oestreich selbst nahm Braunau, Scherding und Ried, so wie die bairischen Herrschaften am Böhmerwalde in Böhmen; Kurpfalz erhielt die ganze übrige Oberpfalz und Cham zurück und aus dem übrigen wurden noch eine Reihe östreichischer Günstlinge mit Reichslehn dotirt.

*) Die bairischen Landleute unternahmen heldenmüthig im Nov. und Dec. 1705 für ihren Kurfürsten einen Aufstand mit gewaffneter Hand gegen die östreichische Occupation; er endete aber trotz aller auf einzelnen Puncten bewährten Tapferkeit, wie fast immer dergleichen Unternehmungen, unglücklich durch Unordnung und zuletzt Uneinigkeit.

Auch in Italien wurden die kleineren Reichsvasallen, welche sich mit Frankreich verbündet hatten: der Herzog von Mantau (Mantua) und der Fürst von Mirandel (Mirandola) in des Reiches Acht und Aberacht erklärt. Ein Theil des mantauischen Gebietes ward zwar dem verwandten Hause von Wastall (Guastalla) gegeben, aber ein bei Weitem größerer dem Herzoge von Saveyen, der sich nach der Schlacht von Hochstädt wider von Frankreich trennte und an den Kaiser anschloß. Die Vestung Mantau und ein Theil des Gebietes ward mit dem nun östreichischen Mailand verbunden; Mirandel an Moden gegeben.

Gegen das decidirte Durchgreifen des Kaisers in Baiern erhoben sich nun aber protestirende Stimmen im Reiche. Es schien ein solches Verfahren seiner Wahlcapitulation ganz und gar entgegen, und da sich Kaiser Joseph überall zugleich ebenso wie sein Vater in streng katholischen Interessen gezeigt hatte, war es kein Wunder, daß die Protestationen zu Gunsten Baierns gerade von protestantischen Fürsten, von Schweden und Dänemark, von den sächsischen und hessischen Häusern ausgiengen. Der Kaiser beharrte troß dieser Protestationen bei seinem Verfahren, welches man als ein Kabinetssystem bezeichnete. Die Fürsten erhoben allmälig die lautesten Klagen, daß durch solches Verfahren die Gewalt in Deutschland auf Wenigere gebracht und die alte Regierungsform aufgegeben werde. Der Kaiser werde sich noch die höchste Superiorität im Reiche anmaßen, wenn man ihm nicht Schranken setze, und wirklich konnte der Kaiser nicht hindern, daß das Reich hinsichtlich der Achtsprocesse und der Kaiserwahlen und Wahlcapitulationen sehr beschränkende Bestimmungen traf.

Inzwischen waren endlich Landau und an der Mosel Trarbach erobert worden; und Marlborough war nun dafür, an der Mosel in die Höhe in das französische Lothringen einzudringen. Allein die Reichscontingente trafen, nachdem sich die Gefahr entfernt, dagegen Misvergnügen über das kaiserliche Verfahren verbreitet hatte, nicht pünctlich, nicht vollzählig ein. Der kaiserliche Feldherr, Markgraf Ludwig von Baden, war auf Marlboroughs Kriegsruhm

eifersüchtig — kurz! man kam nicht vom Flecke, bevor Villars im Juli 1705 eine französische Armee gegen die weißenburger Linien führen und diese nehmen konnte. Nun muste der Markgraf von Baden gegen Villars ziehen, den er bis Straßburg zurückwarf im September. Marlborough wandte sich nach den Niderlanden, drang in Brabant ein, hatte aber hier wider mit der Eifersucht des niderländischen General Slangenburg zu kämpfen, der alle großartigen Erfolge unmöglich machte. Nur Eugen hatte in diesem Feldzuge 1705 in Italien Lorbeeren erfochten bei Cassano gegen den Duc de Vendôme; und zur See war eine bedeutende Diversion gemacht worden. Eine englisch-holländische Flotte hatte nämlich im Aug. 1704 Gibraltar und dadurch einen festen Anhaltepunct für Operationen in Spanien selbst gewonnen. Dann war der Erzherzog Karl auf einer holländischen Flotte nach Portugal gegangen und hatte von da nach Spanien einzudringen gesucht. Dies zeigte sich mit den Mitteln, über welche man gebot, als nicht möglich. Da gieng Karl in Lissabon wider unter Segel und landete mit 5000 M. unter dem Grafen Peterborough in Catalonien, eroberte im Oct. 1705 Barcellona; und die Provinz Catalonien wenigstens erkannte ihn als Karl III., als ihren König an.

Da sich Marlborough bitter beklagt hatte über die Hinderungen, die er im letzten Feldzuge erfahren, lud ihn der Kaiser nach Wien ein zu einer Besprechung. Auch den Markgrafen von Baden lud Joseph ein. Allein der Markgraf, zu des Kaisers großem Verdruße, erschien nicht. Der Kaiser war sehr ungehalten und verständigte sich um so beßer selbst mit Marlborough, so daß das Bündnis mit den Seemächten inniger geschloßen, die Geldhilfe der Niderländer dem Kaiser schneller gewährt ward. Slangenburg ward vom niderländischen Heere entfernt. Aber die Reichsarmee war bei der widerwärtigen Gesinnung der Evangelischen, die der Kaiser hervorgerufen hatte, nicht wider zu Kräften zu bringen. Der Markgraf von Baden muste sich vor Villars wider zurückziehen und dieser würde sogar über den Rhein vorgedrungen sein, hätte er nicht einen Theil seines

Heeres abgeben müßen, um die französischen Truppen in den Niderlanden zu verstärken; denn während der Markgraf im Elsaß sich vor den Franzosen zurückzog im Mai 1706, erfocht Morlborough einen entscheidenden Sieg über die von Villeroi geführten Franzosen bei Ramillies. Sämmtliche spanische Niderlande wurden in diesem Sommer erobert und erkannten den Erzherzog Karl als Karl III., ihren König, an, wogegen ihre alten Rechte und Verfaßungen zugesagt wurden. Der Kurfürst von Baiern muste auch aus seiner niderländischen Statthalterschaft flüchten. In Italien hatten die Franzosen inzwischen fast das ganze Land des von ihnen abgefallenen Herzogs von Saveyen besetzt und belagerten Turin. Es war die Gefahr vorhanden, daß der Herzog in der Noth wider zum Abtreten von den Alliirten bewogen würde; aber Eugen mit der Reichsarmee, bei welcher ein preussisches Corps unter dem Herzoge von Dessau war, wagte einen kühnen Marsch, indem er ganz an den oberen Po nach Carignan und dann auf dem linken Ufer des Flußes herab auf Turin gieng, was er entsetzte und in dessen Nähe er die Franzosen so schlug, daß sie Oberitalien ganz räumten. Auch in Spanien war der Erzherzog Karl in siegreichem Vordringen. Er eroberte Aragonien und ward auch von dieser Provinz anerkannt — ebenso gewann er einen Theil von Castilien und die ganze Küstenlandschaft von Barcellona bis Gibraltar, also die Königreiche Murcia und Valencia.

Minder glückliche Erfolge brachte das Jahr **1707**; denn Ludwig XIV. war nach dem Aufgeben des italienischen Terräns im Stande seine Kräfte mehr zu concentriren, während das Hereinspielen des nordischen Krieges, von welchem später Näheres zu berichten sein wird, in die deutschen Angelegenheiten, die Kräfte des Reiches vollends zersplitterte und lähmte, und der Sieg bei Almanza Karl wider das Königreich Valencia und einen Theil von Aragonien entriß. Der Markgraf Christian Ernst von Baireuth, der an der Stelle des inzwischen verstorbenen Markgrafen von Baden an die Spitze des Reichsheeres gekommen war, ließ sich überfallen, und Villars konnte wider tief in der

Pfalz und in Schwaben eindringen, brandschatzen und die zusammengebrachten Gelder fortschleppen, ohne eine bedeutende Hinderung zu erfahren. Der Markgraf von Baireuth nahm seinen Abschied und im Sept. 1707 trat der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover an die Spitze des Reichsheeres, aber nur unter der Bedingung ansehnlicher Vermehrung und beßerer Ordnung. Demohnerachtet brachte er für den Feldzug von 1708 nur wenig über 30,000 M. zusammen, und als ihn der Kaiser nicht versprochenermaßen unterstützte, ja sogar noch Truppen abrief, verließ der Kurfürst das Heer und erklärte, er wolle das Commando niderlegen. Bedeutenderes ward am Oberrheine gar nicht erreicht. In Flandern hatten die Franzosen zu Anfange des Sommers 1708 fast Alles, namentlich Gent und Brügge, wider erobert. Allein nun kam Eugen mit einem kaiserlichen Heere Marlborough zu Hilfe und vereint schlugen sie die Franzosen bei Oudenaerde am 11ten Juli. Nach diesem Siege kamen die Alliirten wider in den Besitz von ganz Flandern und konnten sogar Ryssel (Lille) belagern und erobern. Streifcorps der Alliirten drangen bis tief in die Picardie ein. Schon im Jahre 1707 war Neapel von den Oestreichern für den Erzherzog Karl besetzt worden; im Sommer 1708 musten auch Sicilien und der stato de' presidi ihm als Könige huldigen. Ludwig XIV. kam durch den Krieg für seinen Enkel in die größeste Bedrängniſs. Sogar wenn er fortwährend in Schlachten gesiegt hätte, würde er in Bedrängniſs gerathen sein, weil das durch die früheren Kriege schon sehr geschwächte Frankreich die Mittel auch für diesen ungeheuren Kampf, der halb Europa umfaßte, fast allein aufzubringen hatte. Zwar war der innere Krieg mit den Hugonotten seit 1705 beendigt; aber da der auswärtige Handel fast ganz lag, der Hof seinen Luxus zu Gunsten des Krieges ein Wenig beschränken, wenigstens nicht mehr so wie sonst auf neue Anlagen und Erweiterungen ausdehnen durfte; da der Adel nun schon großestheils in seinem Vermögen herabgekommen, zum Theil wirklich verarmt war, litten auch die nidern Stände durch Erwerbslosigkeit bei hohen Abgaben, und namentlich trat

auch noch in dem Winter 1708 auf 1709 Hungersnoth und grimme Kälte ein. Fast alle Mittel waren durch den Krieg in Anspruch genommen und Ludwig XIV. war in einer grauenhaften Lage. Er suchte unter diesen Umständen Frieden bei der niderländischen Republik, indem er glaubte, dieselbe werde sich durch Zugeständnisse für ihren Handel nach den spanischen Colonien gewinnen laßen. Die Republik verlangte aber, Philipp von Anjou solle auf Spanien resigniren und dies Reich dem Erzherzoge Karl überlaßen. Ludwig XIV. war so in Verlegenheit, daß er sogar darauf eingehen wollte und weitere Unterhandlungen auf dieser Basis führen ließ. Die Republik verlangte nun für Karl die ganze spanische Monarchie mit Ausnahme von Neapel und Sicilien; verlangte daß Deutschland wider ganz auf den Fuß des westfälischen Friedens hinsichtlich seines Territorialbestandes gebracht werden solle; daß also Ludwig XIV. alle seine Reunionen nach dieser Seite zurückgeben solle; ferner, daß er Jakob III. fallen ließe, den neuen König von Preussen anerkännte und die festen Plätze, die er noch im Gebiete des Herzogs von Saveyen hätte, räumte. Den Niderlanden sollte in Frankreich der alte Zolltarif von 1664 wider zugestanden und eine s. g. Barrière von Meenen bis Bonn eingeräumt werden. Philipp von Anjou sollte, falls die Alliirten es zufrieden wären, Neapel und Sicilien erhalten. Diese Unterhandlungen waren nur zwischen Ludwig und der Republik geführt worden. Nur über die Barrière war man noch hinsichtlich der Festungen Doornick (Tournai), Condat (Condé) Malbug (Maubeuge) u. s. w. in Streit, als Marlborough von den Unterhandlungen hörte, die Republik nun sofort das Versprechen wegen Neapel und Sicilien zurücknahm und sich die ganze Unterhandlung im Frühjahre 1709 zerschlug. Eugen und Marlborough kamen selbst nach Amsterdam, um die weitere Unterstützung des Krieges bei den Staaten zu betreiben.

Der Kurfürst von Hannover, welcher bewogen ward, den Oberbefehl über die Reichsarmee wider zu übernehmen, und einen Plan gemacht hatte, nach der Freigrafschaft vorzudringen und sich in dieser Landschaft mit einem saveyi-

schen Corps zu vereinigen, ward durch die gewöhnlich mit einem Reichsheere verbundenen Uebelstände gehindert, irgend etwas Bedeutenderes im J. 1709 auszurichten. Dagegen hatte das kaiserliche und Reichsheer unter Eugen und das englisch-niderländische unter Marlborough, welche vereinigt in den Niderlanden agirten, Sieg auf Sieg erfochten. Doornick ward gegen die Franzosen erobert; Villars am 11ten Sept. bei Malplaquet geschlagen; Bergen (Mons) muste sich ergeben. Ludwig XIV. in vermehrter Noth suchte von Neuem Frieden, und diesmal wurden die Unterhandlungen in Gertruydenberg mit den Alliirten in's Gemein gepflogen. Ludwig XIV. wollte nun auf Alles, was früher von ihm verlangt worden war, eingehen; er wollte Karl sofort als König von Spanien anerkennen, den Herzog von Anjou gar nicht weiter unterstützen — allein die Alliirten verlangten, er solle selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben helfen, ja! als er sich erbot, wenn man seinem Enkel Neapel und Sicilien laße, wolle er Subsidien zu dessen Vertreibung aus Spanien zahlen, gieng man auch darauf nicht ein, sondern verlangte von ihm, er solle direct sich gegen seinen Enkel erklären. Dies hielt Ludwig XIV. für gegen seine Ehre gehend. Die Unterhandlungen wurden im Frühjahr 1710 wider abgebrochen.

Für den nächsten Feldzug war der Kurfürst von Hannover nicht zu bewegen, das Commando der Reichsarmee zu behalten. Der Herzog Eberhard von Würtemberg übernahm es, konnte aber am Oberrheine eben so wenig etwas erreichen als sein Vorgänger, da die alten Uebelstände eines Reichsheeres fortdauerten. Die Alliirten drangen in den Niderlanden nun immer weiter gegen die Somme hin vor, und in Spanien gewann Karl durch den Sieg von Saragoça wider ganz Aragonien und konnte seinen Einzug als König in Madrid halten. Aber noch vor Ende des Jahres erlitt sein Feldherr, der Graf von Starhemberg, eine Niderlage bei Villa Viciosa. Madrid gieng wider verloren. Starhemberg zog sich auf Portugal zurück und Karl war bald ganz auf Catalonien beschränkt. Während dieser Wechselfälle des Krieges in Spanien gieng in England ein Wechsel in

dem politischen System vor, der von weit bedeutenderem Einfluße auf die endliche Entscheidung war, der aber in der Regel gar nicht in seiner eigentlichen Bedeutung gefaßt, sondern als eine Folge weiblicher Eitelkeit und Eifersüchtelei der Königin Anna betrachtet wird.*) In England stunden die beiden Ansichten, die eine, daß der Staat nichts als ein menschliches Contractsverhältniſs sei; die andere, daß der Obrigkeit die Natur einer göttlichen Institution einwohne, einander schroff entgegen. Es war natürlich, daß die Partei, welche die Vertreibung Jakobs II. und die Revolution von 1688 zu Stande gebracht hatte, also die Whigpartei, sich zu jener Ansicht vom Staate als einem Contractsverhältnisse bekannte. Die ganz strengen Tories, welche nichts von menschlicher Machtvollkommenheit in diesen Dingen wißen wollten, sondern die Göttlichkeit des historischen Rechts vertheidigten, also Jakob III. allein als rechtmäßigen König betrachteten, waren nur sehr verein-

---

*) Marlboroughs Gemahlin hatte seit langen Jahren (s. oben S. 711. 712) eine fast unbedingte Herrschaft über die Prinzessin, dann Königin, Anna ausgeübt, bis sie endlich in der Gewohnheit des Leitens zu einem Tone kam, der der Königin unleidlich ward, und sie bestimmte sich mehr von ihr ab und zu einem Fräulein Hill, späterer Lady Masham, mit ihrem Vertrauen zu neigen. Natürlich ward Fräulein Hill ein Gegenstand des Haßes für die Partei Marlboroughs und des herrschenden Whigministerii, da sie zeither sicher auf den Einfluß der Herzogin von Marlborough rechnen konnten und nun auf Opposition stießen. Sie giengen damit um, durch eine Adresse des Parlementes auf der Hill Entfernung antragen zu laßen, da die whigistischen Ansichten sich in der Auffaßung einiger dieser Leute schon so zugespitzt hatten, daß sie die Königin ganz abstract als Staatsoberhaupt faßten und sie sogar in der Wahl ihrer Freunde dem Joche der Staatsräson unterwerfen wollten. Daß die Königin durch alle diese Vorgänge in ihrer Einsicht in den eigentlich republicanischen Kern der whigistischen Doctrin sehr gefördert ward, war natürlich — zum Bruche kam es, als die Königin Hill, dem Bruder ihrer Freundin, wegen der bei Almanza bewiesenen Tapferkeit ein Regiment geben wollte und Marlborough und dessen Freunde sich aus Haß gegen die Hill entgegensetzten. Die Herzogin ward vom Hofe entfernt, anfangs nur Sunderland, dann auch Godolphin aus dem Ministerium entlaßen, und Marlborough selbst dadurch ganz vereinzelt.

zelt vorhanden, und zum Theil schon durch die zu Gunsten der Stuarts stattgehabten Unternehmungen compromittirt und zu Grunde gegangen. Dagegen gab es eine zahlreiche Klasse von Tories, welche in der unwiderstehlichen Gewalt factischer Zustände auch eine göttliche Macht und also Aenderungen des Rechts, so weit sie auf diesen ruheten, als giltig anerkannten, die also die Königin Anna als ihre rechtmäßige Königin betrachteten, aber das Recht derselben nicht von vertragsmäßigen Zugeständnissen der Nation, sondern von dem Theile von Erbrecht, der auf ihr ruhete, ableiteten und sich streng gegen die Vertragstheorie verwahrten. Diese toristische Ansicht vertheidigte Dr. Sacheverel im Aug. 1709 in einer Predigt, welche allgemeines Aufsehen machte, und die Whigs, welche im Hause der Gemeinen und in der Regierung damals dominirten, schickten sich an, den Prediger zu verfolgen. Doch war im Stillen die Königin Anna bald selbst überzeugt, daß Sacheverel und dessen Partei beßer ihr Recht vertheidige, als ihre Minister und daß deren, nach Republik schmeckende Vertragstheorie im Grunde die königliche Stellung in ihren Fundamenten zerstöre. Sie schützte also Sacheverel, so daß ihm nur auf zwei Jahre das Predigen untersagt ward. Trotz dieses Schutzes der Königin aber, dem man in Beziehung auf die Person des Predigers Einiges einräumte, verfuhr man gegen die Predigt und ließ sie durch Henkershand verbrennen. Dies brachte die Königin auf. Sie hatte sich schon länger durch die whigistische Partei unangenehm und mit ihren innigsten Ueberzeugungen im Widerspruche beschränkt gesehen; als sie nun bemerkte, daß trotz des Verfahrens des Parlementes sich in der Nation eine große Theilnahme für Sacheverel zeigte; daß die toristische Ueberzeugung ausgebreitet, daß sie eine politische Macht sei, auf welche gestützt sie sich von der Vormundschaft der Whigs befreien könne, zumal da die Nation im Ganzen gleich den Tories Frieden wünschte, die Whigs aber, an deren Spitze Marlborough stund, Krieg — entließ die Königin einen ihrer whigistischen Minister nach dem anderen, und befreite sich von der ganzen zeither sie beherrschenden

Umgebung. Harley trat an die Spitze eines bald ganz neu gebildeten Ministerii, was dann im October 1710 das Parlement auflöste und ein neues berief, welches auch wirklich eine toristische Majorität hatte. Man ließ zwar zunächst noch Marlborough in seiner hohen Stellung; allein da das toristische Ministerium nun nicht mehr auf seine Ansichten von der Behandlung der auswärtigen Verhältnisse einging, gleichwohl auf seiner Freundschaft und Uebereinstimmung mit Heinsius das ganze gute Vernehmen zwischen England und den Niderlanden ruhte, ward die ganze politische Combination eine andere. Kaum waren diese Veränderungen vorgegangen, als noch andere einen gänzlichen Wechsel der politischen Verhältnisse bewirkten. Der Dauphin von Frankreich und der Kaiser Joseph starben im April 1711, beide an den Kinderblattern. Durch Josephs Tod ward der Erzherzog Karl Erbe aller östreichischen Länder und zugleich Candidat für die kaiserliche Krone. Die Seemächte, deren Theilnahme am Kriege durch Marlboroughs veränderte Stellung ohnehin geschwächt war, kamen nun auf die frühere Besorgniſs für das europäische Gleichgewicht, die sie vorher von Frankreich entfernt hatte, zurück und ließen sich dadurch nun von Oestreich entfernen. Am 12ten Oct. 1711 ward Karl wirklich auch zum Kaiser, Karl VI., erwählt. Er hatte sich schon Ende September in Barcellona eingeschifft. Durch Oberitalien kam er nach Deutschland; am 22ten Dec. erhielt er die Krone. Man hatte bis dahin nur in Hennegau einige neue Eroberungen gegen die Franzosen gemacht, namentlich Bochum (Bouchain) genommen; aber inzwischen waren auch die Unterhandlungen zwischen dem französischen Hofe und England, welches an der Spitze der Seemächte auftrat, so weit gediehen, daß man kurz nach der Wahl Karls zum Kaiser, auch noch im October, die Präliminarien abschloß und in diesen Utrecht als Congreſsort für die weiteren Friedensunterhandlungen bestimmte. Da die Niderländer als Freunde der Whigpartei von den nun regierenden Tories geringschätzig behandelt wurden, glaubten die Franzosen sich an ihnen für die ihnen gegenüber gespielte demüthigende Rolle

rächen zu können und behandelten sie auf das Insolenteste. Die Folge dieser Erfahrungen war dann, daß die Republik sich nach dem Utrechter Frieden lange in gar keine Angelegenheiten auswärtiger Staaten mehr einließ, in Ruhe ihres Reichthumssegens genoß, aber in dieser Zeit auch aus der Geltung eines Staates erstes Ranges in zweite Linie herabsank.

Ludwig XIV. sah sich als moralisch verpflichtet an, dem Kurfürsten von Baiern, der um der Anhänglichkeit an Frankreich willen Land und Leute verloren hatte, wider zu seinem Besitzthume zu helfen. Habe- und machtlos, wie er war, konnte er unmöglich auf dem Congresse irgend wie bedeutend in Frage kommen. Um dies dennoch möglich zu machen, um ihn gewissermaßen zu einem Hauptcontrahenten zu machen, trat ihm Philipp von Anjou seine Rechte und Ansprüche auf die spanischen Niderlande (von denen Philipp doch voraus sah, daß er sie nicht behalten könnte) ab. Soweit diese nun also noch in Hennegau und Namen französische Besatzungen hatten, wurden sie als sein betrachtet; ja! dies Besitzthum vergrößerte sich; denn nach dem Beginne der Verhandlungen ward Marlborough vom Commando der englischen Armee entfernt, wobei als Grund geltend gemacht ward seine Theilnahme an den Unterschleifen und Betrügereien bei der Armeeverwaltung. Das Obercommando der englischen Truppen erhielt ein Mann, der seiner Gesinnung nach Jakobit war, der Herzog von Ormond, der den Befehl erhielt sich auf keine Schlacht gegen die Franzosen mehr einzulaßen. Eugen, durch die englische Armee nicht mehr gestützt, konnte Landressen (Landrecies) nicht einnehmen — ja! die kaiserlichen und niderländischen Truppen verloren im Feldzuge 1712 fast ganz Hennegau, und da die Franzosen behaupteten, nur die Hartnäckigkeit der Republik halte den Friedensschluß auf, verlangten sie von den Niderlanden Ersatz der Kriegskosten dieses Feldzuges. Allerdings war die Ausmittelung der Festungen der Barrière, welche die Niderländer verlangten und wobei sie auch von England noch nachdrücklich unterstützt wurden, nicht leicht und erst am 11ten April 1713

nnte der Utrechter Friede unterzeichnet werden. Es wa-
n eine Reihe Friedensinstrumente zwischen den einzelnen
etheiligten Staaten, welche in ihrer Gesammtheit diesen
trechter Frieden bildeten. Von den Bedingungen des
riedens führen wir nur an, was sich auf die Territorial-
erhältnisse bezieht. Der Kurfürst von Baiern erhielt ge-
en einen Verzicht auf die Niderlande (bis auf die Ein-
ünfte einiger Orte, die ihm noch vorbehalten blieben) volle
Restitution in seine Würden und Territorien in Deutsch-
und; ebenso erhielt sein Bruder die Fürstenthümer Cöln
nd Lüttich zurück. Die spanischen Niderlande sollten an
ie Republik, und dann von dieser nach Anordnung der
Barrière an Karl VI., also an Oestreich gegeben werden,
nd zwar sollten die Franzosen wider einen Theil von Flan-
ern, der früher reunirt worden war, herausgeben und
ur ein Stück von Flandern und Hennegau, was sie schon
vor den Reunionen gehabt hatten, behalten. Bonn sollte
nicht zur Barrière gehören, aber dessen Vestungswerke
ollten, ebenso wie die von Dünkirchen, geschleift werden.
Spanien sollte an Philipp von Anjou — also an den Kö-
ig Philipp V. kommen zusammt den spanischen Colonieen;
doch sollte dies Reich nie mit Frankreich vereinigt werden
können. Frankreich sollte den Prätendenten, Jakob III.,
fallen laßen und in Nordamerika die Hudsonsbay, St. Chri-
stoph, Acadien und Terreneuve nach den alten Grenzen
an England abtreten. Portugal sollte von Spanien in
Südamerika die Landschaften zwischen dem Amazonenfluße
und dem Vincente Pinson erhalten; Preussen als König-
reich anerkannt werden und aus dem Gebiete der zeither
spanischen Niderlande als Schadloshaltung für die orani-
sche Erbschaft einen großen Theil des Gelderschen Ober-
quartiers als ein neues Fürstenthum Oranien erhalten. Da-
gegen sollte es auf Oranien (Orange) und andere in Frank-
reich gelegene oranische Herrschaften verzichten, ward aber
in dem Besitze von Neuenburg (Neufchatel) und Valendis
(Valengin) anerkannt und bestätigt.*) Savoyen sollte Bar-

*) Die Mutter Friedrichs I. war eine Tochter Friedrich Heinrichs von
Oranien gewesen, und Preussen leitete aus diesem Verhältnisse auch An-

celonette an Frankreich abtreten, dagegen alle seine übrigen Besitzungen zurück erhalten, das Montferrat behalten und die Insel Sicilien als Königreich hinzu bekommen. Karl VI. sollte außer den zeither spanischen Niderlanden auch Mailand, das Gebiet von Mantau, und Neapel und Sardinien erhalten.

Karl VI. nahm übrigens nicht sofort Antheil am Frieden, sondern protestirte noch, bis Villars durch einen glücklichen Feldzug am Oberrheine ihn ebenfalls nöthigte, den Frieden anzunehmen, der von Eugen mit Villars in Rastadt am 6. März 1714 geschloßen ward. Frankreich zog sich am Oberrheine auf die Rheingrenze zurück und gab Freiburg, Kehl und sogar Altbreisach auf. Das Reich trat diesem Frieden des Kaisers bei zu Baden in der Schweiz am 7. Sept. 1714. Schon vor Abschluße dieses letzten Friedenstractates war im Aug. 1714 die Königin Anna von England gestorben und Kurfürst Georg Ludwig von Hannover folgte in diesem Reiche, da alle katholischen Erben ausgeschloßen blieben.*) Durch ihn kamen, da er die Beziehungen der Tories zu den Stuarts zu fürchten hatte, die Whigs von Neuem an das Ruder. Robert Walpole, Secretär des Krieges in dem früheren whigistischen Ministerium, war dann von dem toristischen Parlemente wegen seiner Betheiligung bei den in der Militärverwaltung vorgekommenen Unterschleifen und Betrügereien sogar aus dem

---

sprüche auf die oranischen Fideicommißgüter ab, deren Umfang aber schwer zu ermitteln war. Neuenburg und Valendis gehörten zu den Besitzungen, die vom Hause Chalons auf das nassauische geerbt waren; Wilhelm III. hatte sie schon 1694 an den Kurfürsten, nachmaligen König, Friedrich cedirt — sie waren aber damals in den Händen des Hauses Longueville und erst nach dem Tode der Fürstin Maria, Schwester des verstorbenen Herzogs von Longueville (1706), kamen sie wirklich 1707 durch Anerkennung der Stände dieser Landschaften an Preußen.

*) Jakob I.
Elisabeth — Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz.
Sophia — Ernst August, erster Kurf. von Hannover † 1698.
† 1714. |
Georg I. Ludwig von
Hannover geb. 1660
† 1727.

Parlemente geschloßen worden. Durch Georg I. an die Spitze des neuen Ministerii gestellt, konnte er sich an dem Toryministerium rächen. Bolingbroke ward durch eine Untersuchung gegen ihn als Hochverräther damals aus England vertrieben.

Auch Ludwig XIV. starb nicht ein volles Jahr nach Abschluße des Badener Friedens, am 1. Sept. 1715. Häusliches Unglück hatte ihn nach dem schon erwähnten Tode des Dauphin (April 1711) Schlag auf Schlag getroffen und schien, als ihm wider in der Politik ein günstigerer Stern nach Josephs I. Tode aufgegangen war, die ihm bestimmten Demüthigungen fortsetzen zu wollen. Im Februar 1712 starb die liebenswürdige Herzogin von Burgund, die junge Dauphine, der Trost gewissermaßen von Ludwigs Alter und sechs Tage nach ihr ihr Gemahl, der Herzog von Burgund (oder damaliger Dauphin nach seines Vaters früher erwähntem Tode). Das Auffallende dieser rasch einander folgenden Todesfälle gab zu einem Verdachte, daß Vergiftung im Spiele sei, Veranlaßung und der dem Volke verhaßte Herzog von Orleans muste erst durch eine besondere Untersuchung gerechtfertigt werden. Inzwischen starben mehrere der Generale, deren Ruhm noch Ludwigs Thron gehoben hatte; Catinat, Vendôme sah Ludwig sich geraubt — endlich im Mai 1714 starb auch Ludwigs dritter Enkel, der Herzog von Berri — und von seiner Familie lebte nun niemand mehr, als Ludwigs zweiter Enkel, Philipp V. von Spanien, den er nie wider sah, und sein Urenkel, der erst vierjährige Dauphin.

Das Land war verarmt, herabgebracht in Vergleich mit Ludwigs glänzenden Regierungsjahren, der Adel vielfach in seinen Vermögensverhältnissen derangirt; durch das von Ludwig umgewandelte Verhältniſs zum Hofe demoralisirt, mit Ausnahme der Gegenden, wo er in der Mehrzahl nicht reich genug gewesen war, am Hofe eine Rolle zu spielen; in den Gegenden des Westens und in den Gebirgen des Südens blieb er mehr bei früherer Lebensweise und Haltung. Die Geistlichkeit war von der Krone in hohem Grade abhängig, das gallicanische System trotz der

Ausſöhnung mit dem Pabſte in der Geſinnung das herrſchende. Vom reichen Bürgerſtande waren ſehr viele, die der hugonottiſchen Partei angehörten, ausgewandert; die Etabliſſements anderer, wie die großen Seiden- und andere Manufacturen erholten ſich erſt allmälig von der Geſchäftsloſigkeit der dagewesenen Nothzeit. Durch die veränderte Haltung des Adels, der Geiſtlichkeit und der ſtädtiſchen Corporationen zur Krone war auch die Stellung der Provincialſtaaten eine ganz veränderte. In vielen Provinzen, wie in der Normandie, dem Delfinate (Dauphiné), der Bourgogne ließ man die Stände ganz eingehen und berief ſie nicht mehr, ſondern behandelte dieſe Landſchaften ganz als pays d'elections. Wo man ſie laßen muſte, wie in der Bretagne, in der Languedoc, brauchte man ſie weſentlich nur noch als finanzielles Mittel d. h. man benuzte ihren Credit zu Anleihen — ſelbſt in den kleineren pays conquis, wie z. B. in der Chatellainie von Ryſſel (Lille), that man das, und nur in den größeren pays conquis, wo das alte Verhältniſs zum deutſchen Reiche und die Garantieen der letzten Friedensſchlüße noch in zu friſchem Andenken waren, wie im Elſaß und in der Freigrafſchaft, hatten die Stände noch einen Schimmer ihrer alten Bedeutung — aber ſo vereinzelte ſtändiſche Rechte konnten nirgends mehr die Krone mit organiſchen Inſtitutionen umgeben und ihr in den Vorſtellungen der Menſchen eine geſunde Baſis gewähren. Die Krone ſchien durch Ludwigs XIV. Umbildungen gewonnen zu haben. Er hatte es wirklich dahin gebracht, daß dem königlichen Willen nirgends in Frankreich mehr eine einigermaßen achtbare Macht entgegen ſtund — aber das Richtige, was allesfalls darin liegen konnte, war wider ganz vernichtet dadurch, daß Wille der Regierung und Willkühr des Regenten ſich in Frankreich ganz identificirten. In der That war auf dieſe Weiſe die Krone vereinſamt. Ludwig XIV. durch ſeine, nicht zu leugnen, impoſante Perſönlichkeit hatte dieſe Alleinherrſchaft mit einer Art Religion des Königsdienſtes umwoben — er hatte einen Zauber dadurch über das ganze Volk verbreitet, der ſelbſt ſo harten Angriffen, wie die zunächſtfolgende Regie-

ung war, gewachsen war; der noch eine Zeitlang selbst
i die spätere Regierung seines Nachfolgers und Urenkels,
udwigs XV., hereindauerte — aber doch sobald die die-
m Zauber übende Persönlichkeit Ludwigs allmälig aus dem
ndenken der Menschen schwand, nachließ, nur noch als
ngelebte, nationale Formula wirkte und nothwendig über
ung oder kurz den Anforderungen und dringenden Verhält-
issen des wirklichen Lebens wich, und sich am Ende nur
n teuschenden Trümmern um das Leben des Hofes schlang.
udwig XIV. selbst muste noch in seinen allerletzten Tagen
rleben, wie beschränkt solche Macht eines irdischen Gottes,
ozu er den König in Frankreich hatte machen wollen, war,
enn die Anordnungen, die er zu Gunsten seiner legitimir-
en Söhne, die ihm die Montespan geboren hatte, traf,
nd welche den Zweck hatten, den verhaßten Herzog von
Orleans von der Vormundschaft abzuhalten, und für den
Fall eines Aussterbens seiner legitimen Nachkommen den
egitimirten die Nachfolge anbahnen sollten, fanden unter
Umständen statt, welche Ludwig selbst voller Zweifel ließen,
b es möglich sein werde, sie aufrecht zu erhalten. Eine
Partei am Hofe, welche Nichts von dem Einfluße und der
Nachfolge dieser Bastarde (die von Frau von Maintenon
protegirt wurden) wißen wollte, stund schon länger der
Maintenon entgegen. Der König fühlte selbst, daß Gott
überall gesorgt hat, daß die Bäume nicht in den Himmel
wachsen, und der bleiche Gast, der so wenig den Palast
wie die Hütte verschont, trat Ludwig seit dem Frühjahre
1715 näher und näher. Unter stets abnehmenden Kräften,
stets zunehmender Kränklichkeit brachte er sich bis in den
August — am 26. brach ein Fieber mit Heftigkeit aus —
am 1. Sept. starb er, von allen verlaßen, die er wirklich
geliebt hatte. Der Tod hatte alle vor ihm abgerufen bis
auf die Maintenon — und diese, als sie die Sterbestunde
des Königes nahen sah, hielt nicht bei ihm aus, sondern
zog sich in das von ihr gestiftete Kloster St. Cyr zurück.

Ludwig hinterließ in seinem absoluten Königthume eine
Carikatur jenes wahren Königthumes, wie es auf der Sitte
und auf dem Geiste der germanisch-christlichen Staaten ge-

ruht hatte. Er hatte in seiner Zeit verzeihlicher Weise die ordnungslos gewordenen Trümmern der alten ritterlichen Monarchie für revolutionär sich aufbäumen wollende Mächte gehalten; hatte sie, die Jahrhunderte lang den Thron von Frankreich gestützt und trotz aller ungefügen Leidenschaft und aller Greuel, von denen auch die frühere französische Geschichte voll ist, gehalten und immer wider fest gestellt hatten, innerlich gebrochen — und, indem er dabei die monarchische Theorie festzuhalten bemüht war, hatte er Frankreich doch alle die Richtungen eingeimpft, die von dem republikanischen Sinne der Niderlande untrennbar waren. Durch die carikirte Stellung, in welche er die Krone zu den Richtungen der Zeit brachte, forderte er diese zu um so mächtigerem Kampfe heraus, gab er ihnen eine um so größere Berechtigung — und bald werden wir zu betrachten haben, wie sich aus der geistigen Atmosphäre, die seine Regierung in Frankreich entwickelt hatte, Mächte herauswanden, denen die isolirte Krone, sobald sie mit ihnen in Kampf kam, nicht mehr gewachsen war, — die isolirte Krone, denn eben dadurch, daß er den Grundsatz durchgeführt hatte, daß die Krone und die abstracte Vorstellung des Staates Eins und dasselbe seien, brachte er die Krone in Conflict mit den Anforderungen aller Einzelkreise, brachte er sie in einen Conflict, in dem sie einen ihrer Strahlen nach dem anderen verlor und zuletzt selbst nothwendig nur noch als eine leere Formula dastund, die man nicht weiter glaubte brauchen zu können. Eine politische Quacksalberei erzog und berechtigte die andere.

§. 2. Ludwigs XV. Regierungszeit als Strafrede am Grabe Ludwigs XIV.

Ludwig XIV. hatte den Adel durch Verschwendung, durch höfische Eitelkeit, dadurch daß er ihn gewöhnte im Hofleben die Heiligkeit der Familienbeziehungen aus den Augen zu verlieren, moralisch herabgebracht, innerlich in Sclavenfeßeln geschlagen; auch das bürgerliche Gewerbe war durch ein ausgedehntes Protectionssystem zwar einerseits gefördert, aber andrerseits unnatürlich gefeßelt; der Bürgerstand war durch den Verlust der eigentlichen Städtefreiheit d. h. der Autonomie der städtischen Gemeinwesen

n eigenen Angelegenheiten (mit Ausnahme von Marsilien Marseille], Straßburg und einigen anderen Städten), so ie durch die Verwickelung in die endlosen Zunftprocesse ge- unden; auch die Geistlichkeit war durch Auszeichnung und Bevorzugung aller derer, die dem Könige zu Gefallen han- elten und durch Verfolgung aller derer, die dies nicht tha- en, in Knechtschaft gebracht — kurz! aus den Trümmern ines freien und wahren Volkslebens hatte sich Ludwig XIV. eine Art von Monarchie zusammen gebaut. Sollte ein o grundloser und trümmerhafter Bau lange Bestand ha- en? Gewiss nicht. Es ist ein sittliches Gesetz, daß Al- es, was Lüge ist, zu Grunde gehen muß; daß auch das, was einmal wahr war, sobald es nicht mehr wahr, sobald es Lüge wird, zu Grunde gehen muß — und in Ludwigs Systeme war so viel Lüge von Anfang an, so viel was täg- lich mehr zur Lüge ward! Alles, was am Ende seiner Re- gierung noch von ritterlichen Formen und Eigenschaften an seinem Hofadel erschien, war Lüge; fast Alles was man Religion in den höheren Kreisen Frankreichs nannte, war Lüge; die Ergebenheit des Volkes an den Thron von Frank- reich war großestheils Lüge oder Selbstteuschung. Wäre aber auch Alles zu seiner Zeit natürlich, fest und wahr ge- wesen, es hätte doch sofort nach seinem Tode zur Lüge wer- den müßen, da es ein Gebäude sein sollte für Frankreich, und doch nur eines war für ein Frankreich, was ihn gerade zum Könige hatte — mit seinem Schwachwerden, mit sei- nem Tode ward die Seele dieses Staatsleibes schwach, entfloh sie — und nun nach seinem Tode lag seine Mo- narchie als Leichnam da, der noch zuckt und Leben lügt, wenn er galvanisirt wird — und das also haben wir nun zu betrachten, die Hexenkünste der Taschenspieler, welche eine Zeitlang Frankreich galvanisiren und wie ein lebendi- ges Wesen zucken laßen — bis endlich die Auflösung in alle einzelnen Theile dringt, und hier nun allerdings wi- der ein wahres Leben beginnt, aber das der Atome.

Der erste Galvanisateur, welcher uns begegnet, ist der blaße, menschenscheue, lüderliche Herzog von Orleans, den Ludwig XIV., so lange er noch sorgen konnte, eben von der

Staatsleiche, die er hinterließ, hatte entfernt halten wollen. Ludwig XIV. hatte eingesehen, daß ein völliges Ausschließen des Herzogs von der Regentschaft von dessen Anhängern als offenbare Ungerechtigkeit geltend gemacht werden würde; er hatte also geglaubt, am Besten sorgen zu können, wenn er dessen Ansprüche bis auf einen gewissen Grad anerkännte, aber so, daß er mit dieser Anerkennung Anordnungen verband, welche dem Herzoge allen wahren Einfluß rauben sollten. Er hatte ihn zum Präsidenten des Regentschaftsrathes für seinen Urenkel Ludwig XV. bestellt, aber diesen Rath so geordnet, daß alle wahre Macht in demselben in den Händen seiner Bastarde von der Montespan und in den Händen des Anhanges derselben war. Einer dieser Bastarde, der Herzog von Maine, sollte den Schutz des jungen Königes d. h. er sollte ihn in seiner Gewalt haben. Es war Alles sehr klug geordnet; nur Eines hatte Ludwig nicht abstellen können, daß nämlich die durch sein Dasein gebundenen Menschen frei wurden, so wie er den letzten Athemzug gethan hatte. Er muste auf die Treue seines Marschalls Villeroi rechnen; es war aber auch eine Hoflüge, diese Treue des Marschalls, den der König an die Spitze des Heeres stellte und durch welchen er glaubte, das Heer zur Disposition des Herzogs von Maine zu stellen. Sobald Villeroi sah, daß es mit dem alten Herrn zu Ende gieng und daß die Macht und das Ansehen der königlichen Bastarde sich, wo es zum Treffen käme, doch nur als eine papierene, nicht als eine wirkliche ausnehmen würde, suchte er sich eine wirkliche Macht, die er beim Herzoge von Orleans zu finden glaubte, verrieth diesem selbst alle Dispositionen des Königes und bot die Hand, sie umzuwerfen, sobald der König die Augen geschlossen haben würde. —

Wie aber in aller Welt, fragt man erstaunt, kam der Herzog von Orleans, den alles Volk so gehaßt hatte, daß man ihm sogar die Vergiftung des Herzogs von Burgund schuld gab, dazu, eine wahre Macht zu sein? Die Antwort ist einfach. Das Elend der letzten Kriegszeit, die fortgehenden Steuererpressungen, der sich steigernde Ueber-

muth der Hofleute — kurz! die ganze Regierung Ludwigs XIV. in den letzten Jahren hatte einen Abgrund widerwärtiger Gesinnung gegen die Leute erzeugt, von denen man annahm, daß sie in dieser Zeit den König geleitet hatten. Diese Leute waren aber niemand anders, als Frau von Maintenon und deren Partei am Hofe d. h. die Partei der Bastarde, gegen welche der Herzog von Orleans eben in Opposition stund. Der Wunsch, diese Leute nach des Königs Tode in irgend einer Weise gedemüthigt zu sehen, war ein süßes Labsal in der Seele fast aller Klassen der Bevölkerung, und sobald man sich überzeugte, daß die Unterstützung des Herzogs von Orleans das sicherste Mittel sein werde, diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen, war der Herzog von Orleans popular, erschien der Verdacht, der ihn früher gedrückt hatte, nur als eine böswillige Ausstreuung und Verfolgung der Maintenonschen Partei — und der Herzog von Orleans, der selbst an Ludwig XIV., soweit das nach dem Tode eines Menschen noch möglich ist, Rache zu nehmen hatte, Rache dafür, daß er sein Leben lang von aller politischen Bedeutung, sogar von aller Bedeutung am Hofe ausgeschloßen, in allen seinen Wünschen gehindert; daß dem Verdachte, der gegen ihn entstanden war, vom Hofe selbst ein solcher Nachdruck gegeben worden war, daß nur eine strenge, polizeiliche Untersuchung ihn einigermaßen wider hatte reinigen können — der Herzog von Orleans sah recht wohl ein, daß er sich nicht beßer die plötzlich gewonnene Popularität erhalten könne, als wenn er auf die Rachewünsche des Volkes eingehe. Er sah noch mehr ein, nämlich, daß er dem Mangel, den er bei des Königes Tode in allen Klassen traf, nicht beßer abhelfen, sich selbst nicht beßer bereichern könne, als wenn er Rache übe an den Werkzeugen der Administration, die Ludwig zuletzt gebraucht, mittelst deren er in aller Weise Geld von der Nation gezogen hatte. Finanzverwaltungen, wo sie nicht streng controlirt werden, sind zu allen Zeiten eine Goldquelle für die Beamteten geworden. Wie die Verwaltung damals geordnet war, wo der größeste Theil der Einkünfte pachtweise gegen Aversionalquanta überlaßen waren, muste sie zehn-

fach mehr eine Goldquelle für Privatleute und die Beamteten sein. Eine Erscheinung aber wie die, daß die Steuerpächter und Finanzbeamteten in Freuden und Reichthümern lebten, während die Nation im Ganzen in Noth schmachtete, muste im Volke nothwendig den Verdacht zur Ueberzeugung erheben: es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Staat werde bestohlen; das Volk sei elend nicht zum Vortheil des Gemeinwesens, sondern zum Vortheil einer Anzahl Einzelner. Eine Untersuchung gegen diese gab die Mittel an die Hand, zugleich gegen den ganzen Kreis von hohen Beamteten, der in den letzten Jahren die Regierung in Händen gehabt hatte; — eine Untersuchung gegen diese gewährte alle Mittel der Rache — und kaum hatte der Herzog von Orleans unter dem Beifalle des ganzen Volkes, selbst des Adels im Ganzen, die letztwilligen Bestimmungen des Königes über den Regentschaftsrath, an dessen Spitze er als Null hatte stehen sollen, und den er nun beseitigte, durch das Parlement umstoßen laßen, als er eine solche Untersuchung anordnete.

Die Namen der Beamteten, gegen welche diese Untersuchung zuerst eröffnet ward, die die erste Liste ausmachen, füllen allein 19 Folioseiten — eine Reihe solcher Listen folgte noch nach. Die Untersuchung ward mit allen Schrecken der damaligen Criminaljustiz geführt. Es war natürlich, daß jeder in dieselbe verwickelte, selbst wenn er sich der Hauptsache nach unschuldig fühlte, Geldsummen bot, soviel er vermochte, um sich von solcher Untersuchung zu befreien. Sachen, die man als ganz unverfänglich betrachtet hatte, wurden mit einemmale zu Verbrechen. Wo sich Veruntreuungen, Erpressungen, Bestechungen nachweisen ließen, ward das ganze Vermögen eingezogen; wo ein solcher Beweis schwerer zu führen war, nahm man gern die angebotenen Abfindungsquanta, die nicht einmal immer vor erneueter Aufnahme der Untersuchung schützten, wenn man dafür einen neuen Vorwand beim Fortschreiten der Untersuchung fand. Ein und dreißig Millionen Livres erpreßte man im ersten Jahre. Wer hätte ein so prächtiges Finanzmittel, eine so ergiebige Münzstätte sobald eingehen laßen

ollen, wenn sich Mittel finden ließen, sie fortzusetzen, sie u erweitern! und diese Mittel fanden sich leicht. Man ieß das nidergesetzte Gericht auch in den nächstfolgenden Jahren fortoperiren. Es ward ein Mittel der Verfolgung egen jeden, der es wagte, sich der Regierung des Herzogs von Orleans feindlich zu zeigen. Man errichtete aber m zweiten Jahre der Verfolgung, im J. 1717, eine Commission neben dem Gerichte, welche eine Art Voruntersuhung hatte. Die Commission drohte mit Anhängigmachung beim Gerichte — wer irgend konnte, kaufte sich in solchem Falle frei, opferte lieber einen großen Theil seines Vermögens, als daß er sich der Untersuchung aussetzte. Nach und nach erpresste diese Commission auf diese Weise von 470 Menschen einen Theil, einen großen Theil ihres Vermögens und der Herzog von Orleans gewann im Ganzen auf diese Weise, unter dem Anscheine einer gerechten Strafe für vorhergegangene Erpressungen und Betrügereien, nicht weniger als 220 Millionen Livres von Privatleuten, aber von verhaßten Privatleuten und die Volksstimme sanctionirte diese neue Erpressung. Es war mehr als der 4te Theil der Summe des Vermögens aller betroffenen, der ihnen auf diese Weise abgenommen ward.

Dem Staate ward mit diesem Gelde übrigens nicht geholfen. Der Herzog, der an keine Rechenschaft über seine Verwaltung dachte, weil er fest entschloßen war, sie so lange er lebe nicht aus den Händen zu laßen, und den Dauphin so zu erziehen, daß derselbe auch majorenn in seiner Gewalt bleiben müße, nahm das Geld großestheils an sich oder vergeudete es an die Menschen, die es in seiner Atmosphäre zu etwas brachten, welche die Werkzeuge seiner Verwaltung oder seiner Lust, welche die Werkzeuge seiner Werkzeuge waren. Ein Volk, dessen natürliche Grundlagen der Sittlichkeit, dessen organische Lebensgestalt einmal so gebrochen ist, wie Ludwig XIV. die des französischen Volkes gebrochen hinterlaßen hatte, ist fast rettungslos verloren. Solche Grundlagen läßt Gott wachsen, wie er Gras und Bäume wachsen läßt, ohne daß ein Mensch den Plan dazu entwirft und das Gedeihen mit seinen Reflexionen begleitet

— wo der Mensch anfängt dergleichen aus eigener Klugheit herstellen, machen zu wollen, jagt in der Regel eine Quacksalberei die andere. Der einzige Staatsmann, der nicht gequacksalbert hat in Frankreich, seit Ludwig XIV. ist Napoleon gewesen — und er ist gestürzt worden, weil, als in der Noth seine einzige Rettung eine sittliche Basis in Frankreich hätte sein müßen, sich zeigte, daß eine solche Basis in Frankreich nicht zu finden sei.

Allerdings auch der Herzog von Orleans gab sich wenigstens nach der sittlichen Seite nicht die Mühe zu quacksalbern. Er bekümmerte sich auch bald gar nicht mehr um die Geschäfte der Regierung, sondern überließ sie dem Abbé Dubois, einem gemeinen Atheisten, der dennoch Geistlicher war; seinem Lehrer, der ihn erzogen hatte, und der ihm nun mit seiner Hilfe zur Seite stund. Schamlos und ungescheut befreiten diese Regenten für Geld von den Verfolgungen des Gerichtes. Als der Scandal zu arg ward mußte man freilich am Ende das Gericht beschränken, endlich ganz aufheben. Darin aber zeigte sich der Herzog von Orleans wenigstens noch als einen kräftigen Menschen, daß er persönlich die Declamationen von Gerechtigkeit und Frevel, mit denen man ihn endlich seiner Verwaltung wegen von allen Seiten überschüttete, gänzlich verachtete und bei Seite liegen ließ.

Der Herzog änderte, als er das Gericht beschränkte und abstellte, nur die Mittel der Erpressung, weil ihm einleuchtete, dies e i n e Mittel sei abgenutzt. Aber Geld mußte er haben. Die alten Steuern und Finanzmisbräuche dauerten unter ihm so gut fort, wie unter Ludwig XIV., aber der Staat brauchte mehr, als dadurch einkam und der Herzog und seine Creaturen brauchten noch mehr, und die Concentration der Regierungsgewalten, welche Ludwig XIV. auf Kosten des sittlichen Bestandes seiner Nation geschaffen, bot der Mittel eine Menge. Wo das Volk in Sitte und Gesinnung keinen Halt mehr hat, gewähren ihn auch die Beamteten nicht; wo man mit demoralisirten Beamteten regieren m u ß, bleibt nichs übrig, als daß sich die Regierung auflöst, oder daß sie mit der Demoralisation paciscirt.

Auch jeder andere, der damals in Frankreich regiert hätte, hätte bis auf einen gewissen Grad die Herrschaft der Sünde in seine Wirthschafts-Rechnung aufnehmen müßen; denn eine Erscheinung wie die Regentschaft des Herzogs wächst nicht isolirt aus eines Mannes Kopfe, sondern sie ist Zeugniß gegen das ganze Volk. Wenn man solche Zustände in der Geschichte betrachtet, bleibt einem der Trost, daß jede Sünde ihre Strafe findet, durch ihre eigne Generation von Sünden. Des Regenten Regierung ist der Unterbau von Ludwigs XIV. wahrhaftigem Denkmale.

Von den verschiedenen und in der That fast unzähligen Mitteln durch Lotterien, Umprägung der Münzen, betrügliche Finanzoperationen u. s. w. Geld zu machen, ist hier nur Eines noch näher in Betracht zu ziehen, weil es eine welthistorische Berühmtheit erlangt hat; weil ein in seinem Fache gründlich unterrichteter und dabei, wie es scheint, von Anfange an keineswegs auf Betrug ausgehender Mann das Werkzeug dafür ward, so daß man an seinem Beispiele recht deutlich sieht, wie auch das, was ein Mensch in erlaubter Absicht, aber mit Unehrlichen in Verbindung unternimmt, ihm unter der Hand zur Schurkerei wird.

John Law, der Sohn eines Goldschmiedes in Edinburg, ein in Handels- und Geldsachen sehr erfahrener, der ausgedehntesten und wohlberechnetsten Pläne fähiger Mann, erbot sich, zu Bequemlichkeit des Geldverkehres in Frankreich eine Bank zu errichten, welche nur einen wohlverdienten Gewinn abwerfen sollte. Obwohl er dabei gleich, um die Genehmigung und den Schutz der Regierung zu erhalten, von seinem ursprünglichen solideren Plane etwas abgehen mußte, war doch die Einrichtung noch so, daß sie mit Recht Vertrauen erweckte. Eine Bank mit 6 Millionen Livres Capital sollte bloß auf Geldgeschäfte beschränkt, Zettel ausgeben können zu einem Betrage, der mit dem Capitale ganz verhältnißmäßig war. Die Geschäfte der Bank hatten ihrer Solidität wegen sehr guten Fortgang; da dachte Law daran, sie auszudehnen. Der Herzog von Orleans ging darauf ein, machte aber die Bank zum Staatsinstitute. Damit verlor Law die Herrschaft über sein In-

stitut. Die Zettel der Bank erhielten Curs bei den Staatskassen; sie wurden nun im Namen des Staates ausgegegeben, sie waren also ein Papiergeld — immer noch zweckmäßig, so lange man die Mittel zu ihrer Realisirung nicht zu enorm überschritt. Allein wie ließen sich diese Mittel noch genau berechnen, wenn sie im Grunde in den Kräften des Staates bestunden! Diese waren für einen geschickten Financier in's Unberechenbare ausdehnbar und der Anblick eines solchen Hinterhaltes trieb bald die Geschäfte der Bank in's Ungemeßene. Es erfolgte ein Staatsgesetz, daß alle größeren Zahlungen über einen gewissen Betrag hinaus in Bankzetteln geleistet werden musten. Jeder der solche Zahlungen zu machen hatte, mußte Zettel suchen; diese erhielten bald ein bedeutendes Agio. Man suchte Zettel, weil sie in jedem Falle so viel werth waren, als baares Geld, denn man konnte sie jeden Augenblick zu ihrem Nominalwerthe an der Bank auswechseln und verlor nur das Agio. Für viele Fälle brauchte man sie allein. Der Herzog sorgte nun theils durch Anordnungen, theils auf andere Weise dafür, daß Goldmünzen einen höheren, aber schwankenden Curs erhielten, während man sie an der Bank gegen Zettel immer zu der alten geringeren Währung erhalten konnte. Da glaubte Jedermann in Zetteln sicherer den Betrag seines Goldes zu haben, als in Gold selbst. Alles baare Geld in Staatscassen ward, wie vor Kurzem noch in Nordamerica, damals an die Bank gegen Zettel gegeben. In der Bank strömte alles baare Geld zusammen, dessen sich der Staat bediente, wo er es bedurfte, wie z. B. bei dem Kriege, in den man mit Spanien verwickelt ward, weil Philipp V., oder vielmehr dessen Minister, der Cardinal Alberoni, einen Theil der italienischen ehemaligen Nebenländer Spaniens dem Utrechter Frieden entgegen wider gewinnen und zugleich wo möglich die vormundschaftliche Regierung in Frankreich an sich reißen und den Herzog von Orleans stürzen wollte. Es dauerte nicht lange, so ward Law, obwohl bürgerlicher Herkunft und Protestant, Finanzminister. Im Jahre 1718 ward mit der Bank ein Actieninstitut zur Colonisation von Luisiana verbunden; bald eine Handelsgesellschaft, auf Actien

gegründet, nach Ostindien; eine zweite nach China; eine dritte nach dem Senegal. Fast alle Staatspachtungen kamen allmälig an die Bank: das Tabaksmonopol, die Gabelle im Elsaß und der Freigrafschaft, die Münze, fast alle Zölle und indirecten Staatseinkünfte. Der Actien zur Colonisation von Luisiana waren 624,000 jede zu 500 Livres. Zuerst gab man aber nur 200,000 Actien, also für hundert Millionen Livres, aus. Die Vortheile, welche die Colonisation des reichen Luisiana versprach, waren ungeheuer, und würden ungeheuer gewesen sein, wenn Franzosen zu colonisiren verstünden. Daß man sich auf die Sache nicht verstehe, wußten Privatleute nicht. Man sah nur die Berechnungen, wenn die Sache gelänge und war überzeugt, sie müßte gelingen. Eine solche Actie, die man für 500 Livres gekauft hatte, versprach eine Dividende von mehr als 500 Livres jährlich. Wenn man sie daran gab, um unmittelbar selbst an der Colonisation Theil zu nehmen, konnte man dafür Land zu einem Umfange haben, der noch größeren Gewinn versprach. Da giengen die Actien in die Höhe, und nun kauften auch die, welche gar nicht auf die Solidität der Actien, sondern nur auf deren weiteres Steigen und deren vortheilhaften Widerverkauf rechneten. Da sie dadurch fortwährend stiegen, bot dieser Handel allen, die daran Theil nahmen, die ungeheuersten Vortheile. Bald warf sich fast jeder, der disponibles Geld hatte, in diese Speculation. Es kam dahin, daß man für eine Actie von 500 Livres, um sie zu erwerben, 10,000 Livres zahlte. Es entstund ein Jagen, vor dem sich Law nicht zu retten wußte. Natürlich hatte die Bank, sobald die Actien so in die Höhe giengen, ihren Rest successiv zu immer höheren Preisen in Curs gesetzt — aber zu 10,000 Livres wollten doch nicht viele mehr kaufen. Hätte man nun mit dem Verkaufe an der Bank angehalten und die Sache eine Zeitlang dem Privatverkehre allein überlaßen, indessen aber mit der Colonisation wirkliche Fortschritte gemacht, so würde sich bald ein mittlerer, fester, der Sache entsprechender Werth festgestellt haben. Allein, als sie zu 10,000 Livres keinen Käufer mehr fanden, bot die Regierung sie zu 9000 aus.

Wer zu **10,000** gekauft hatte, schrie — und da jeder, der zu **7000** gekauft hatte, noch immer gewann, wenn er sie zu **8000** los ward, aber fürchtete, wenn er die Zeit nicht nutze noch mehr zu verlieren, bot man geringer als die Regierung aus — mit einemmale Angebot von allen Seiten, täglich zu geringeren Preisen. Während des Steigens der Actien hatte das Streben der Eingeweihteren oder Beherzteren, für ihre Actien Grundstücke zu kaufen, solange die Actien hoch stünden, zugleich Speculationskäufe in Häusern und Gütern erzeugt, hatte auch deren Werth unnatürlich in die Höhe getrieben. Auch dies hatte plötzlich ein Ende. Der Prinz von Conti verlangte mit einemmale die Realisirung aller seiner Bankpapiere; da glaubte das Publicum vollends, die Sache stehe schlecht; Alles wollte realisirt haben. Man hatte, seit der Staat im Hintergrunde war, weit über alle Vorräthe an baarem Gelde, weit über die Möglichkeit, im gegebenen Falle Vorräthe schaffen zu können, hinaus Zettel ausgegeben; das baare Geld hatte man anderweitig verwandt. In solchen Fällen haben sich andere Banken zuweilen mit Zögerungen zu helfen gewußt; Law hoffte das ebenfalls noch zu können. Aber der Herzog von Orleans, mit solchen Geschäften nicht bekannt und erschrocken über den Betrag der Zettel (es waren für mehr als 2000 Millionen Livres ausgegeben), setzte willkührlich die Bankzettel auf die Hälfte d. h. erklärte einen Banquerutt der Bank, wobei die Gläubiger **50** pr. c. verlieren sollten. Da mischte sich das Parlement auf Veranlaßung der verschiedensten bürgerlichen Klagen in die Sache; der Credit der Anstalt war unrettbar verloren; niemand traute mehr — sondern jeder wollte nun wenigstens sein halbes Geld und drängte auf Zahlung. Die Nachrichten, die aus Luisiana eingiengen, zeigten, daß die Colonisation, wie man die Sache angegriffen hatte, nicht gelingen könne; daß an Dividenden nicht zu denken sei. Die Actien waren auf ihren ursprünglichen Werth von **500** Livres zurückgegangen. Niemand wollte sie nun auch nur zu diesem Preise, obgleich der Staat sie in verzinsbare Obligationen umsetzte, und, um die Bankzettel zu halbem Werthe zu halten, auch **1630** Millionen Bank-

ttel als Staatsschuld anerkannte. Law muste im Dec. 720 flüchten. Der Banqueroute auch Einzelner, der Verst Unzähliger war in Folge aller dieser Vorgänge ungeuer. Das Parlement ordnete eine Untersuchung an gen die, welche diese Schwindeleien begünstigt, sich zu Nutze macht. Diese Untersuchung traf höchstgestellte Personen, ard gehemmt; die damit Beauftragten wurden bestochen; rfuhren so heillos, daß man wider eine Untersuchung gen sie anordnen muste. Die Demoralisation der ganzen ation, der Gerichtshöfe selbst, war ganz klar, und als esultat blieb der Ruin des Vermögens von Tausenden, d wider ein enormer, müheloser Gewinn Glücklicherer oder eriebenerer — und weitere Entsittlichung aller derer, die eine dieser beiden Kategorien fielen. Die Nichtswürigkeit und Schamlosigkeit war allgemein von oberst bis zu nterst – und nur in den Provinzen und auf dem Lande nden sich allerdings noch zahlreiche Trümmer der alten anzösischen Tüchtigkeit, aber ohne Einfluß auf die allgeeinen Zustände. Um sich das scheußliche Sittenbild jener eit vollends auszumalen, muß man nun noch in Betrachng ziehen, daß die Leute, welche den Staat regierten, elche diese zuletzt auf Banquerutt hinauslaufenden Schwineleien in Gang setzten, als Religion im Grunde den schamsesten Atheismus, den völligen Mangel irgend eines Gefühles von Gottesnähe hatten. Wie konnte der Nation im Ganzen die Kirche noch etwas anderes sein, als ein Theater, enn sie einen so anerkannt schändlichen Menschen, wie den Abbé Dubois von einer Ehrenstelle zur andern aufsteigen, rzbischof werden, Cardinal werden, und doch ganz schamos das Zeichen des Thieres an der Stirn tragen sah? Wie konnte der Nation der Staat noch als etwas anderes rscheinen, denn als eine Bedrückungsanstalt zu Gunsten er Machthaber, — als ein großer Misbrauch — wenn er Staat sich auf betrügliche Unternehmungen im Innern inließ und sie förderte und schützte, für welche jeder Privatmann gehängt worden wäre? wenn der Staat gewissermaßen als falscher Spieler auftrat und dabei nicht einmal as Nationalgefühl nach außen einigermaßen würdig ver-

trat, sondern sich das Verhältniſs nun umkehrte, und, während zu Ludwigs XIV. Zeit der König von England in französischem Solde war, nun der französische Premierminister Dubois englischen Sold angenommen haben soll?

Daß England mit Frankreich so nahe Verhältnisse zu unterhalten suchte, hatte mehrfache Gründe. Für's Erste hatte Jacob III. in dieser Zeit, obwohl er von Frankreich verlaßen, obwol eine Verbindung mit dem Minister Görtz in Schweden noch nicht so weit vorgerückt war, daß sie irgend zu etwas helfen konnte, im Dec. 1715 wider eine Landung in Schottland versucht, die zwar nur mit der völligen Niderlage der Seinigen endete, und das in England succedirte hannoverische Haus von einer Menge vernehmer Gegner befreien half, aber, daß der Prätendent Theilnahme genug und Beifall gefunden hatte, in Schottland und auf den Inseln zeigte wie groß noch die Anhänglichkeit des Volkes an die stuartische Familie sei. Man muste also zunächst durchaus hindern, daß diese weiter einen Anhalt an Frankreich erhielt. Ferner haben wir bereits früher erwähnt, daß ein Mitglied des letzten Ministerii der Königin Anna, Henry St. John Lord Bolingbroke, durch einen Hochverrathsproceſs bedroht nach Frankreich entflohen war, sich hier dem Prätendenten innig angeschloßen hatte. Dieser Mann blieb fortwährend durch Verbindungen, die er in den höchsten englischen Kreisen, denen er selbst angehört hatte, behielt, dem Hause Hannover sehr gefährlich. Georg I. hatte wider ein Whigministerium an die Spitze der Regierung gestellt, und zwar war an der Spitze deßselben der schon früher erwähnte Walpole. Dieser Mann aber war den consequenteren Whigs, Leuten wie Stanhope und Sunderland, die die Regierung ganz in ihrem Sinne zu führen wünschten, im Wege, und sie wusten zu benutzen, daß er König Georg I. namentlich in dessen deutschen Angelegenheiten nicht zu Willen und mannichfach unbequem war. Als nun der König 1716 eine Reise nach Hannover unternahm, welches damals durch den Ankauf der bremischen und verdenschen Lande eine neue Ausdehnung erhalten hatte und

ine Anwesenheit erforderte, wusten Walpoles Gegner die ntfernung desselben aus dem Ministerium herbei zu führen. uch veranlaßten sie Dubois zu einer Reise nach Hannover, uf welcher es ihm gelang, sich mit dem englischen Hofe innigstes politisches Einverständniss zu setzen, und wenn icht geradezu eine englische Pension, doch die Unterstützung nderer persönlicher Absichten durch England zu erreichen, ofür er Frankreichs Interessen ganz den englischen ver- üpfte. Man schloß eine enge Allianz Englands und Frank- eichs, welche man Tripleallianz nannte, weil man auf den eitritt der Niderlande rechnete, der auch im Jan. 1717 folgte, aber ziemlich irrelevant war, da die Republik (de- en 5 südliche Provinzen seit dem Tode Wilhelms III. wi- erum ganz ohne Statthalter bestunden) seit den bei den trechter Verhandlungen erlittenen Demüthigungen sich bis um J. 1743 fast aller auswärtigen politischen Thätigkeit nthielt und in sanftem Friedensschlummer des häuslichen eichthums genoß. Die Niderlande waren also bloßer Fi- urant in dieser Tripleallianz, deren Sinn eigentlich war, aß Frankreich sich überall Georg's Wünschen, namentlich in eziehung auf die Entfernung des Prätendenten (sogar us Avigon [Avignon] muste sich der Prätendent entfer- en) und in Beziehung auf die deutsch-hannoverischen In- ressen, (wobei Frankreich Schweden im Stiche ließ) fügte nd dagegen in England eine Stütze gewann zu Sicherung er Regentschaft des Herzogs von Orleans gegen die Plane es Cardinal Alberoni. Philipp V. hatte nämlich zum zwei- enmale und zwar eine Prinzessin Farnese von Parmen (Parma) eheirathet, welche diesen Alberoni, einen Landsmann von ihr, ehoben und, da ihre Kinder durch einen Sohn erster Ehe on der Succession in Spanien ausgeschloßen schienen, den lan gefaßt hatte, einen Theil der ehemals spanischen Ge- iete in Italien dem Utrechter Frieden entgegen Oestreich nd Savoyen wider zu entreißen, um durch dieselben, wie ie sich significant ausdrückte, ihren Söhnen ein Stück Brod u verschaffen. Die Tripleallianz war also nothwendig, in- em sie diesen alberonischen Planen Widerstand leistete, zu- leich im östreichischen Interesse thätig; und um auch Oest-

reich entschieden zu gewinnen, versprach man diesem den Besitz der an Savoyen als Königreich gegebenen Insel Sicilien. Schon im August 1717 hatte Alberoni die, mit Neapel und Mailand an Oestreich gekommene Insel Sardinien, erobern laßen; dafür sollte Sicilien als Ersatz dienen und Oestreich schloß sich 1718 der Tripleallianz, die dadurch nominell eine Quadrupleallianz ward, an — nominell, denn die Niderlande blieben in ihrer passiven Haltung. In diesem Jahre 1718 versuchte Alberoni auch die Eroberung Siciliens; die Spanier brachten auch wirklich die beiden Hauptstädte der Insel, Palermo und Messina, in ihre Gewalt, und zugleich ward durch den spanischen Gesandten in Paris, den Prinzen von Cellamare, eine Verschwörung betrieben, welche dem Herzoge von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen und sie an Philipp V. bringen sollte. Alle diese Plane scheiterten; die albern angelegte Verschwörung ward entdeckt, der Prinz verhaftet; England erklärte im Dec. 1718, Frankreich im Jan. 1719 den Krieg an Spanien. Eben zu diesem Kriege hatte man die durch die Law'sche Bank aufgebrachten baaren Gelder gebraucht. Sogar der Herzog von Savoyen, der anfangs ein Opfer der Tripleallianz zu werden schien, schloß sich nun der Quadrupleallianz an, verzichtete zu Gunsten Oestreichs auf Sicilien und erhielt dafür von den verbündeten Mächten Sardinien zugesagt. Als alle Plane Alberoni's scheiterten, ließ ihn die Königin von Spanien, um ihre Absichten auf ein Stück Brod für ihre Söhne zum Theil zu erreichen, fallen; er muste sich aus Spanien entfernen im Dec. 1719, und nun kam im Jan. 1720 ein Friedensvertrag zu Stande, durch welchen das spanische Kabinet Oestreich im Besitze Siciliens, Savoyen im Besitze Sardiniens anerkannte und dagegen von England und Frankreich ohne Rücksicht auf die lehensherrliche Einwilligung des Kaisers für die Söhne zweiter Ehe des Königs von Spanien das Herzogthum Parmen und Placenz (Parma und Piacenza) d. h. für den vorauszusehenden Fall des Aussterbens des farnesischen Mannsstammes die Zusage der Succession, ja! sogar Aussicht auf die Succession in Toscana für den Fall des Aus-

rbens des mediceischen Hauses erhielt. Der Kaiser trat, en weil man bei dieser Abmachung auf seine lehensherr- he Einwilligung keine Rücksicht genommen, diesem Frie- n zwar noch nicht bei; aber der Krieg ruhete zunächst, die Spanier Sicilien nicht weiter angriffen und die Suc- ssion in Parmen und Placenz noch nicht eröffnet war, also er ein Kampf noch nicht statt haben konnte.

Der Herzog von Orleans, nachdem diese spanischen lane gescheitert, die Finanzverlegenheiten durch den par- ellen Banquerutt und die Uebertragung der nach dem Ban- uerutte noch als bleibend angenommenen Procente in die taatsschuld einigermaßen beseitigt waren, hielt sich bei er Gewalt noch bis zu seinem Tode, ohngeachtet Ludwig XV. n Februar 1723 majorenn ward; allein großes Geschick ehörte zu diesem Halten nicht, da der König bei seiner Majorennität erst 14 Jahre alt, also trotz dieser formellen Majorennität eines Regenten bedürftig war. Da der Staats- redit durch den erklärten Banquerutt einen unheilbaren Stoß rhalten hatte, hatte man, was über das zeitherige Einkom- nen hinaus bedurft ward, durch Erhöhung der Pachtgelder, urch Lotterieen und andere schlechte Mittel fortwährend u schaffen gesucht, und bis zum Tode des Herzogs gelang es so weiter zu kommen. Der Herzog starb aber schon im Dec. 1723. Nicht lange vor ihm war auch Dubois an cheuslicher Krankheit verschieden. Die Regierung setzte sich aber nach Orleans's und Dubois's Tode in derselben heil- losen Weise fort, denn an die Spitze derselben trat nach Orleans Tode der Herzog von Bourbon, ein Mann, der eine so gemeine Seele hatte, als sein Aussehen häßlich war, und welcher von ebenso gemeinen Menschen umgeben war, als der Herzog von Orleans.

Inzwischen brachten die spanischen Angelegenheiten neue Verwickelungen. Obwohl durch den Utrechter, durch den Rastadt-Badener Frieden und durch den letzten Vertrag zwischen Spanien einer- und England und Frankreich an- dererseits die Angelegenheiten Spaniens in allen Hauptbe- ziehungen zu dem Auslande festgestellt waren, war doch der Kaiser nicht zu bewegen, diplomatisch auf seine Ansprüche

auf die ganze spanische Monarchie zu verzichten, bis die Cortes in Spanien die Abtrennung der ihm überlaßenen ehemals spanischen Territorien ratificirt hätten. Er that es um so weniger, seit der Besitz dieser Territorien durch die alberonischen Unternehmungen gefährdet worden war. Der Kaiser war aber inzwischen auch mit England und den Vereinigten Niderlanden und dadurch nothwendig auch mit deren Verbündeten, mit Frankreich, in Zwist gekommen, theils wegen der schon erwähnten Nichtachtung seiner lehnsherrlichen Rechte in Italien, theils durch die von ihm gegründete ostindische Handelscompagnie in Ostende, welche, da der Handel von Antwerpen noch immer durch die ihm von den Niderländern gesperrte Schelde, nidergedrückt war, die belgischen Lande von Neuem in großartige Beziehung zum Welthandel setzen sollte und die mercantile Eifersucht der Engländer und Niderländer im höchsten Grade erregte. Man war überein gekommen, alle diese und andere streitige Interessen auf einem Congresse in Kammerich (Cambray) zu erledigen.*) Dieser Congreſs führte zu nichts. Aber als die Königin bald die Fruchtlosigkeit von Unterhandlungen dieser Art wahrnahm, und zugleich sah, daß i h r e Interessen, die sich auf die Versorgung ihrer Söhne in Italien beschränkten, von denen Englands, Frankreichs und der Niderlande verschieden seien, bediente sie sich eines groeningischen, in der katholischen Kirche aufgewachsenen, dann zur reformirten Confession,

*) In Spanien fällt in diese Zeit noch eine Episode. Dubois hatte noch einen Vertrag durchgesetzt, vermöge dessen eine Tochter der Königin von Spanien Ludwigs XV. Braut, und, da sie erst 4 Jahr alt war, zur Erziehung an den französischen Hof gesandt ward; eine Tochter des Herzogs von Orleans heirathete den Thronfolger in Spanien. Bald nachher starben Dubois und der Herzog von Orleans und König Philipp V. war aller Staatsgeschäfte so überdrüßig, daß er, allen Interessen seiner Gemahlin zum Trotze, im Jan. 1724 die Regierung niderlegte. Der junge Regent Ludwig mit seiner französischen Gemahlin eben so, wie mit seiner Stiefmutter, in argem Zwiste, wollte schon seinen Aeltern einen Theil der großen Einkünfte, die Philipp V. sich vorbehalten hatte, entziehen, als er starb am 31ten August 1724. Es hielt sehr schwer, Philipp V. zu Widerübernahme der Regierung zu bringen, doch gelang es endlich mit Hilfe des päbstlichen Nuntius.

ergetretenen aber neuerdings wider, als er als niderländischer
esandter nach Spanien gekommen war, katholisch gewor-
nen*) Edelmannes, eines Baron Ripperda, um sich mit
estreich unter der Hand allein zu arrangiren. Diese Un-
rhandlung, welche Ripperda persönlich in Wien führte,
tte Fortgang. Der Kaiser genehmigte die Succession in
armen und Placenz und erhielt dagegen die von ihm ver-
ngte Bestätigung des Besitzes der ehemals spanischen, da-
als östreichischen Territorien und die Anerkennung derein-
ger Succession seiner Tochter Maria Theresia in allen öst-
ichischen Territorien, welche er in einem besonderen Haus-
setze (der pragmatischen Sanction) angeordnet hatte, so
ie seiner ostindischen Handelscompagnie zu Ostende. Ein
andelsvertrag, Friedens- und Vertheidigungsbündniss zwi-
chen Spanien und Oestreich beschloß die ganze Unterhand-
ung im September 1725. Mächtig influirte auf den glück-
chen Fortgang dieser Unterhandlungen mit Oestreich, daß
zwischen der in Frankreich regierende Herzog von Bourbon
glaubt hatte, durch eine baldige Verheirathung Ludwigs XV.
inen Einfluß auf den jungen König zu befestigen, und
iß er deshalb dessen Braut, die für solche Pläne viel zu
unge spanische Princessin, im März 1725 wider nach Hause
esandt und den früher geschloßenen Heirathsvertrag gebro-
chen hatte. Theils das Interesse des Herzogs von Bour-
on, eine Princessin, die nur ihm die Besteigung des Thro-
nes von Frankreich zu danken hätte, für Ludwig XV. zu
wählen, theils das Interesse seiner Maitresse, der Marquise
de Prye, keine ihr feindliche Princessin Königin werden zu

---

*) Der Mann scheint im Grunde gar keine Religion gehabt, wenig-
stens, wie die Zigeuner, die sich gewöhnlich zu der Religion des Dorfes,
wo sie eben betteln, bekennen, die Confession gewechselt zu haben; denn
nachdem er in Folge seiner glücklichen Geschäfte eine Zeitlang auch spa-
nischer Minister gewesen und dann 1726 ins Gefängniss gekommen war,
entfloh er über Portugal nach England und trat später, als er wider
nach Holland kam, von neuem zur reformirten Confession über. Später
kam er nach Marokko, spielte auch da eine Rolle, ward Mohamedaner!
fiel wider in Ungnade, wuste sich aber doch bis zu seinem Tode im Ge-
nuße der erworbenen Reichthümer zu erhalten.

laßen, ließen am Ende die Tochter des aus Polen vertriebenen Königs Stanislaus Leszinski zur Königin von Frankreich wählen.

Der Herzog von Bourbon aber hatte sich mit seinen eignen Waffen geschlagen; denn sobald Fleury, der Bischof von Frejus, der das Vertrauen des jungen Ludwigs XV., dessen Lehrer er gewesen, gewonnen haben, sah, daß es des Herzogs Plan sei, durch die Gemahlin die Entfernung Fleury's vom Könige zu bewirken, entschloß er sich zu dem kühnen Schritte, Ludwig XV. ganz unverholen über die Weise, wie in seinem Namen die Regierung geführt werde, die Augen zu öffnen. Die Elendigkeit des Herzogs von Bourbon war zu evident, als daß Ludwig XV. sie nicht hätte einsehen sollen — Fleury gewann ihn ganz gegen denselben, so daß er ihn sofort vom Hofe und aus den Geschäften entfernte. Die Leitung der Regierung übernahm nun Fleury selbst im Juni 1726. So kam ein Mann an die Spitze, der wenigstens rechtlich war, dem der Grad von Lüderlichkeit und Schamlosigkeit, wie sie zeither am Hofe geherrscht hatten, ein Greuel war, und der dem ärgsten Scandale sofort steuerte. Allein die sittliche Auflösung hatte doch zu tief schon alle Fugen der Gesellschaft durchdrungen, als daß ihr ohne einen inneren, tieferen Umschwung der Seelen hätte ein wirksamer Damm gezogen werden können. Unter allem formellen Anstand, der unter Fleury's Regierung wider herrschte, behaupteten Lüderlichkeit und schamloser Eigennutz doch in Frankreich das Feld. Die Einsicht des neuen leitenden Ministers, daß Frankreich, um in die innere Administration wider einige Tüchtigkeit zu bringen, um den Finanzen und dem ganzen Zustande des Landes aufhelfen zu können, vor Allem der äußeren Ruhe, des Friedens bedürfe, hat dann Frankreich auch in der nächsten Zeit eine vorwiegend friedliche Rolle spielen laßen. Der kirchliche Sinn war in Frankreich schon so destruirt, daß ihm (was Fleury auch versuchte) mit strenger Wahrnehmung des kirchlichen Anstandes, mit Halten auf die Formen und mit orthodoxer Strenge unmöglich eine neue Belebung geschafft werden konnte. Fleurys Eingrei-

sen nach dieser Seite erzeugte in den dominirenden Kreisen meist nur eigennützige Heuchler, Formenchristen — oder frivole Spötter. Religiosität läßt sich nicht machen — sie ist ein Erzeugniß des Insichgehens der Menschen — und wo es ohne dieses versucht wird, sie herzustellen, wird nur ein Lügenbau daraus, der schlimmer ist als aufrichtige Gottlosigkeit. Wer vom Glauben beseelt wird, von dieser höchsten Geisteskraft des Menschen, ist ein glücklicher Schiffer; er besitzt einen Magnet, der ihm, wo keine Sterne leuchten, durch wilde Wogen den Weg zeigt; — aber dieser Magnet läßt sich nicht kaufen, noch wie ein Talisman durch äußere Darreichung schenken oder aufdringen — und so hat Fleury's erneute Verfolgung der Jansenisten und sein Streben nach strengkirchlicher Haltung unter den Umständen, wie sie in Frankreich waren, der völligen Auflösung aller religiösen Gesinnung nur ebenso mächtig in die Hände gearbeitet, wie Voltair's Spott und Hohn.

Während sich nun also Spanien und der Kaiser auf einer Seite an einander schloßen; England, Frankreich und die Niderlande auf der anderen verbunden blieben; aber die Niderländer fortwährend wenig Interesse an auswärtigen Verhältnissen nahmen, und Frankreich, seit Fleury sein Steuer lenkte, mehr und mehr auf eine ähnliche Rolle eingieng, suchten beide Verbindungen König Friedrich Wilhelm I. von Preussen an sich zu ziehen. Von diesen Verhältnissen Preussens wird weiterhin im Zusammenhange die Rede sein.

England hatte Beschwerde zu führen wegen Bedrückung des englischen Handels in Spanien und in den spanischen Colonieen; die Beschwerden gegen den Kaiser wegen dessen Handelscompagnie in Ostende dauerten fort. Man erbitterte sich so, daß die Thronrede Georgs I. bei Eröffnung des Parlementes 1727 schon einen Krieg als demnächst bevorstehend betrachten ließ, daß Spanien einen Versuch machte, sich Gibraltars, was den Engländern geblieben war, wider zu bemächtigen. Aber Fleury wuste zu vermitteln. Ein Congreß in Soissons im J. 1728 sollte Alles ausgleichen. Die Königin von Spanien hatte sich

inzwischen überzeugt, welch schwache Stütze sie an Oestreich habe; daß Spanien in diesem Verhältnisse sich nutzlos aufopfere. Fleury gewährte Spanien für die früher von dem Herzoge von Bourbon zugefügte Beleidigung eine Genugthuung, und als Frankreich und England die Königin ermächtigten, zu ihrer Sicherheit noch vor dem Tode des letzten Farnese Parmen und Placenz militärisch zu besetzen, schloß sie dem früheren Vertrage mit Oestreich ganz entgegen am 9ten Nov. 1729 den Vertrag von Sevilla, durch den sie den früheren Wiener Vertrag aufhob und sich mit Frankreich und England verbündete. Dieser Vertrag von Sevilla enthielt eine völlige Verachtung der kaiserlichen Oberlehnsherrlichkeit in Italien und Kaiser Karl VI. nahm ihn auch als Kriegserklärung auf und rief seinen Gesandten von Madrid ab.

In England war inzwischen Georg II. auf seinen Vater Georg I. gefolgt, der im Juni 1727 auf einer Reise nach seinen deutschen Territorien plötzlich in Osnabrück gestorben war. Der Wechsel der Regierung hatte einen Wechsel des Ministerii im Geleite, und Robert Walpole kam von Neuem an die Spitze der Geschäfte (wenn auch nicht dem Titel nach). Er war der ganzen Verbindung mit Frankreich abhold und mehr einer Verbindung mit Oestreich geneigt. Er wuste also die Verbündeten zu Zögerungen zu bewegen, wo die Königin von Spanien ein rasches Handeln in ihrem Interesse erwartet hatte; wuste ihr diese Zögerungen als Fleury's Werk erscheinen zu laßen und sie so von Frankreich zu entfernen. Zu gleicher Zeit ließ Walpole dem Kaiser die Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seiten Englands hoffen, falls er die feindliche Haltung gegen Spanien aufgebe und die Königin durch feste Zusagen hinsichtlich der Succession in Parmen und Placenz beruhige und sich geneigt zeige, die Succession eines Sohnes der Königin auch in Toscana bei dem zu erwartenden Aussterben der Mediceer zu gestatten, auch seine Compagnie in Ostende aufgebe. Wie man bei der Königin mit der Förderung des Interesses ihrer Kinder, so konnte man bei dem Kaiser mit Anerkennung der pragmatischen San-

tion Alles erreichen. Er willigte in Alles und schloß auf iese Bedingungen im Juli 1731 den Wiener Vertrag mit England. Der letzte Farnese, Antonio, war nun wirklich urz zuvor (Jan. 1731) gestorben.

Bald sollten die französischen Interessen noch von einer anderen Seite her bedroht werden. Es war vorauszusehen, daß bei eintretender Erledigung des polnischen Thrones Frankreich Alles aufbieten würde, den Schwiegervater König Ludwigs XV., Stanislaus Leszinski, wider auf denselben zu erheben. Die Kaiserin Anna von Russland, die ihrem Günstlinge Biron das Herzogthum Kurland zu verschaffen wünschte, und hinsichtlich dieses Wunsches Hinderungen von französischer Seite besorgte, ließ mit Friedrich Wilhelm I. von Preussen durch ihren Oberstallmeister, den Grafen Löwenwolde, im Dec. 1732 einen Vertrag schließen, durch den sie sich vereinigten gegen jeden von Frankreich aufgestellten Kroncandidaten in Polen. König Friedrich August starb am 1. Februar 1733 und die Mehrzahl der Polen wünschte einen König ihrer Nation. Friedrich Wilhelm, der jenen Löwenwoldischen Tractat im Grunde in der Meinung geschloßen hatte, den Kurprinzen von Sachsen in Verein mit Russland von der polnischen Krone auszuschließen, sah die geringe Geneigtheit Russlands nach dieser Seite und hielt sich ziemlich neutral, zumal er sah, daß es Russland mit den Nebenbedingungen (der Zusage nämlich der Succession des Königes in Kurland, wenn der Mannsstamm in Kurland abgehe und der Garantie der Rechte Brandenburgs auf Jülich und Cleve) nicht im Mindesten ernst gemeint hatte. Oestreich und Russland aber gaben sich den Anschein, als wenn sie gegen einen König von polnischer Nationalität nichts einzuwenden hätten, um durch diese Haltung Sachsen erst zu Opfern zu zwingen. Der sächsische Minister, Graf Brühl, hatte die Wahl dieser Opfer leicht. Er brauchte nur Karl's VI. pragmatische Sanction von Seiten Sachsen anerkennen und die Erfüllung von Birons Wünschen in Beziehung auf Kurland zusagen zu laßen, und Oestreich sowohl als Russland waren fest für die sächsische Succession gewonnen. Aber in Polen

selbst bestund die Partei des Kurfürsten nur aus einer geringen Anzahl Landboten. Die Mehrzahl wählte am 13. Sept. 1733 Stanislaus Leszinski zum Könige. Dieser kam verkleidet nach Polen, war aber zu mittellos, um sich gegenüber der sächsischen Geldmacht, welche einen seiner Anhänger nach dem anderen erkaufte, und gegenüber der russischen Truppenmacht, welche sofort Litthauen besetzt hatte und gegen Warschau vordrang, halten zu können. Er zog sich nach Danzig zurück und im übrigen Polen ward August III. schon am 5ten Oct. 1733 als König ausgerufen. Ohngeachtet nun Friedrich Wilhelm I. noch Bedingungen machen wollte für die Anerkennung des sächsischen Successors, machte dieser doch so rasche Fortschritte, daß sich Stanislaus auch in Danzig nicht glaubte halten zu können, und im Juni 1734 als Ochsenhändler verkleidet auf preußisches Gebiet rettete, Danzig im Juli capitulirte.

Fleury hatte bei dieser Verwickelung einmal ein Benig von seiner Friedenspolitik abgehen müßen; aber statt dem Schwiegervater seines Königes in Danzig gehörig mit Geld, Vorräthen und Truppen zu Hilfe zu kommen, hatte er die Anstrengungen Frankreichs gegen einen der Protectoren der sächsischen Succession, gegen Karl VI., gewendet, weil Frankreich gegen Oestreich auf die Hilfe Spaniens und Saveyens rechnen konnte, welche beide dem Kaiser einen Theil seines italienischen Gebietes zu entreißen wünschten. Bis zum 9. Febr. 1734 hatten Franzosen und Saveyer alle östreichischen Besitzungen im oberen Italien erobert bis auf Mantau. Der Infant Carlos war im Frühjahre 1732 wirklich als Herzog von Parmen und Placenz gefolgt, und auch er schloß sich nun natürlich an die Feinde des Kaisers an. Der Marques von Montemar führte eine spanische Armee von 16000 M. nach dem Golf von Spezzia, wandte sich dann aber nicht, wie die Saveyer gehofft hatten, nach der Lombardei, sondern nach Toscana, wo der Infant Carlos zu ihm stieß und an die Spitze der Armee trat, die, wie sich nun zeigte, gegen Neapel und Sicilien bestimmt war. Der alte östreichische Feldherr Mercy drang nun zwar vom südlichen Tyrol her bis in das Gebiet von

Parmen vor, da ihm nur ein gleich altersschwacher Mann, der Marschal Villars, an der Spitze des feindlichen Heeres gegenüber stund. Er fand aber auf diesem Zuge den Tod (im Juni 1734) und der Graf Königsegg, der ihn ersetzte, konnte das Heer aus der rückgängigen Bewegung, in die die Oestreicher schon unter Mercy gekommen waren, nicht herausreißen. Villars war abgerufen und durch de Broglie ersetzt worden. Während dessen hatte der Infant sein Heer nach Neapel geführt, wo alles Volk dem östreichischen Gouvernement abhold war. Er hatte bis zum Juni das ganze Reich erobert mit Ausnahme von Gaeta und Capua; jenes aber kapitulirte im August, dies im October. Auch Sicilien ergab sich bis auf einige feste Puncte, von denen Trapani sich noch für Oestreich hielt bis zum Juni 1735. Auch am Rheine, wo der alte Eugen noch einmal gegen Frankreich commandirte, waren die Franzosen im Vortheile; denn wie bedeutend auch die preussische Kriegshilfe eingriff, die Unordnung und Uneinigkeit, die im Ganzen des deutschen Heerwesens herrschte, konnte sie nicht übertragen. Die Franzosen gewannen das ganze Herzogthum Lothringen und nahmen Kehl.

So hatten also polnische Angelegenheiten zu einer völligen Umwälzung des Besitzstandes der Oestreicher in Italien geführt; und als sich der Kaiser im Oct. 1735 zu dem Wiener Präliminarfrieden bequemte, ward die politische Ordnung Italiens im Wesentlichen so geordnet, wie er mit Ausnahme des Intermezzo's der französischen Revolutionszeit und der endlich daraus hervorgehenden Verbindung des venetianischen Gebietes mit Oestreich, des jenauischen (genuesischen) mit Savoyen geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Nämlich Neapel und Sicilien kam als Secundogenitur an das bourbonische Haus von Spanien; dagegen verzichtete der Infant Carlos auf seine Anwartschaft auf Toscana und dies Großherzogthum ward für den zu erwartenden Fall des Aussterbens der Mediceer dem Gemahle der kaiserlichen Prinzessin Maria Theresia, dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen zugesagt, dessen Herzogthum an Stanislaus Leszinski gegeben werden sollte und

wofür derselbe, bis er in Toscana succediren könne, durch Parmen und Placenz schadlos gehalten werden sollte. Von Lothringen ward sofort die Grafschaft Bar getrennt und an Frankreich gegeben. Saveyen erhielt Novär, Dertón und die Hoheit über eine Reihe kleiner italienischer reichsritterschaftlicher Gebiete oder s. g. kaiserlicher Lehen in den Langhen des Tanaro und im Apeninin. Die Unterhandlungen über diesen Präliminarfrieden zogen sich lange hin. Die Königin von Spanien wollte namentlich nicht auf Parmen und Placenz verzichten. Im Juli 1737 starb das mediceische Haus mit Giovan Gaston aus; Franz Stephan folgte; Lothringen kam wirklich an Stanislaus und durch diesen kurz darauf ebenfalls an Frankreich, gieng nun also Deutschland völlig verloren. Erst im Nov. 1738 ward dann der oben bezeichnete Präliminarfrieden definitiv abgeschloßen.

So waren damals durch den Wiener Frieden die Verhältnisse in Europa noch geordnet, als zwei Todesfälle wieder einen fast allgemeinen Kampf im J. 1740 herbeiführten. König Friedrich Wilhelm I. starb am 31. Mai 1740 und hatte seinen Sohn, Friedrich II. zum Nachfolger. Kaiser Karl VI. starb am 20. Oct. und sollte der von fast allen europäischen Staaten anerkannten pragmatischen Sanction zu Folge seine Tochter Maria Theresia zur Nachfolgerin haben. Daß Friedrich II. diese pragmatische Succession nicht weiter achtete, war natürlich, da der Kaiser seinerseits kurz vor seinem Tode seinen früheren Verträgen mit Preussen zuwider*) der Pfalz-Sulzbachischen Linie des pfälzischen Hauses die Succession in Jülich und Berg zugesprochen hatte, während die Anerkennung der Successionsrechte des brandenburgischen Hauses die Bedingung der Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seiten Preussens gewesen war. Wir werden in einem späteren Abschnitte näher zu betrachten haben, wie Friedrich II. zugleich alte Ansprüche seines Hauses auf schlesische Territo-

---

*) Und zwar dem französischen Kabinette zu Gefallen, welches am Niederrheine keinen mächtigeren Nachbar wollte.

rien aufnahm, und wie es ihm gelang, durch die beiden schlesischen Kriege und durch die dieselben schließenden Friedensverträge fast ganz Schlesien von Maria Theresia's Erbe loszureißen. Da auch Baiern*) und Spanien**) Successionsansprüche auf östreichische Territorien erhoben, erhielt Frankreich (welches die pragmatische Sanction nur vorbehaltlich der Rechtsansprüche Dritter garantirt zu haben behauptete und, was durch den glücklichen Erfolg des polnischen Successionskrieges ermuthigt worden war) einen Vorwand, seine Garantie zurückzuziehen, und Schwedens politische Entschließungen hiengen damals wider ganz von französischen Zahlungen ab, wie die Entschließungen Neapels von Spanien. So konnte also Maria Theresia bei dem ihr bevorstehenden Kampfe nur auf England rechnen und einigermaßen auf die, fortwährend von England influirte Republik der Vereinigten Niderlande. Frankreich, Spanien und Baiern schloßen am 18. Mai 1741 zu Nymphenburg ein förmliches Bündniſs gegen Maria Theresia — man wollte ihr nicht bloß die östreichischen Territorien, sondern ihrem Gemahle auch die Kaiserwürde, die ihm früher von den meisten deutschen Fürsten zugesagt war, streitig machen. Dies letztere hatte sogleich Succeſs, da zwei Kur-

*) Kurfürst Karl Albrecht stützte sich darauf, daß bei Aussterben des Mannsstammes ein Rückgehen des Erbrechts (ein Regredienterbrecht) auf die erste, durch den Mannsstamm einer Linie mit Vorbehalt ihrer Rechte beim Aussterben des Mannsstammes ausgeschloßene weibliche Erbin statt finde, und daß er von Ferdinands I. Tochter Anna, der Gemahlin Herzog Albrechts V. von Baiern, Mutter Herzog Wilhelms V., Großmutter Maximilians I. abstamme. Das Testament Ferdinands I. aber, welches nur im Falle des Abganges aller ehelichen Erben des Mannsstammes der Princessin Anna die Succession vorbehielt, trat diesem Anspruche entgegen. — Karl Emanuel war der älteste überlebende Sohn und Nachfolger des am 26ten Febr. 1726 verstorbenen Kurfürsten Maximilian Emanuel.

**) Spanien gründete seinen Anspruch auf den früheren Familienvertrag der beiden habsburgischen Linien in Spanien und Oestreich, den es als einen Vertrag beider Kronen geltend zu machen suchte. Von der Schwäche dieses Anspruches selbst überzeugt, wollte es denselben fallen laßen, wenn dem Infanten Felipe in Parmen die Besitzungen Oestreichs in der Lombardei zur Abfindung als Königreich gegeben würden.

fürsten (Brandenburg und Baiern) dabei unmittelbar interessirt waren und die drei geistlichen Kurfürsten und das pfälzische Haus fast ganz von Frankreich und Baiern dirigirt wurden; Hannover aber, obwohl der Kurfürst als König von England eine ganz andere Politik befolgte, wegen der Lage der hannoverschen Territorien zwischen den preussischen und französischen sich der Wahl dieser sechs Kurfürsten anschließen muste.*) Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, dem inzwischen Oberöstreich gehuldigt, der auch Böhmen bereits occupirt und hier die böhmische Königskrone erhalten hatte, ward am 24. Jan. 1742 durch die Wahl der Kurfürsten Kaiser; er nannte sich Karl VII. Allein damit schien auch alles Glück von den Alliirten gewichen zu sein, denn die Oestreicher eroberten Böhmen wider gegen die eingedrungenen Franzosen, die später von Broglie, dann von Belleisle commandirt wurden und sich noch bis in den Dec. 1742 in Prag hielten, wo sie dann ihr General unter entsetzlichen Mühsalen, Gefahren und Verlusten nach Eger abführte. Mehrfach besetzten die Oestreicher im Laufe des Krieges ganz Baiern. Sobald Maria Theresia durch den Breslauer Frieden von der preussischen Seite her sicher war, konnte sie sich energischer gegen ihre anderen Feinde wenden. In Italien war inzwischen von England aus der Turiner Hof bewogen worden, seit Frühjahr 1742 den Schutz der Territorien Maria Theresias gegen die kleinen mit Spanien und Frankreich verbündeten Fürsten zu übernehmen; Neapel war durch eine englische Kriegsflotte zur Neutralität genöthigt worden. Von dieser Seite war zunächst nichts zu fürchten.

Schon vor dem Ausbruche dieses östreichischen Erbfolgekrieges war zwischen England und Spanien in Folge englischer Anmaßungen und Handelsbedrückungen seit April 1739 Krieg entstanden, der sich seit dem Nymphenburger Bündnisse auch in einen Krieg zwischen Frankreich und Eng-

*) Georg II. hatte auch in Deutschland für Maria Theresia's Interessen auftreten wollen, allein ein französisches Heer unter Maillebois wendete sich vom Niderrheine nach Westfalen und schien Hannover unmittelbar zu bedrohen. Da entschloß sich Georg für Karl VII. zu stimmen.

nd ausdehnte. Hatte anfangs Walpole der drängenden olksstimme bei Beginn des Krieges nachgeben müßen, so rmehrte der wenig glückliche Fortgang desselben, die zahlichen Prisen welche Spanier und Franzosen machten, bald alpoles Inpopularität noch weit mehr. Im J. 1742 ußte Walpole aus dem Ministerium ausscheiden; der geiige Leiter des neuen Ministerii ward Lord Carteret, und ngland trat nun energischer in den östreichischen Successonskrieg ein. Ein englisches Heer unter Lord Stairs gieng ich Belgien, und da jetzt wider Interessen in Frage kaen, denen sich auch die Republik der Vereinigten Nidernde nicht entziehen konnte, da es die Vertheidigung ihr Vormauer galt, schloß auch sie sich entschieden dem treichisch-englischen Bündnisse an, was, nachdem Georg II. lbst mit einem englisch-niderländischen Heere in die Geenden des Mittelrheines vorgedrungen war, und in der Gegend von Aschaffenburg, bei Dettingen, im Juni 1743 ie Franzosen unter dem Duc de Grammont gänzlich gehlagen hatte, durch einen Vertrag zu Worms am 13ten Sept. 1743 sich befestigte und auch den Herzog von Saoyen oder (welchen Titel er nun führte) den König von Sardinien einschloß. Im folgenden Jahre drängten der Herzog von Newcastle, der schon zu Walpole's Zeit nominelles Haupt des Ministerii gewesen und es auch nach dessen Austritte geblieben war, und dessen Bruder Pelham den Lord Carteret aus dem Ministerio. An seiner Stelle erhielt Lord Harrington die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Kaiser Karl VII. starb nach der Niderlage, welche seine Baiern und die Franzosen durch die Oestreicher bei Reuneck erlitten hatten, am 20. Jan. 1745 am zurückgetretenen Podagra und sein Sohn Maximilian Joseph schloß am 22. April den Füssener Frieden wodurch er den Ansprüchen auf das östreichische Erbe entsagte und dem Gemahle Maria Theresia's, dem Großherzoge Franz Stephan von Toscana, seine Stimme bei der Kaiserwahl zusagte. In Deutschland stund nun Alles zu Gunsten Maria Theresia's, aber in den Niderlanden erlitten Engländer, Niderländer und Oestreicher Niderlagen. Die Bedrängniss, in welche dadurch

die Republik kam, hatte zur Folge, daß die statthalterische Partei in den südlichen und westlichen Provinzen wieder auflebte, und als die Franzosen (nachdem sie schon früher ganz Flandern, großestheils auch Hennegau und Brabant nach der Schlacht von Fontenai erobert hatten) nach der Schlacht von Raucoux (11ten Oct. 1746) auch Staats-flandern eroberten und Seeland bedrohten, erhob sich das Volk in Seeland und Südholland und erzwang die Ernennung des nassau-dietzischen Statthalters von Frisland und Groeningen, dessen Familie nach dem Aussterben des verwandten oranischen Hauses den Titel: Prinzen von Oranien führte und auch die Statthalterschaft in Geldern erworben hatte, auch in den Provinzen Seeland und Holland zum Statthalter im Mai 1747, worauf sich Utrecht und Overyssel in demselben Monate anschloßen, und zum erstenmale alle 7 Provinzen Einen Statthalter erhielten und diesen dann im November zum Erbstatthalter erhoben und seine Gewalt bedeutend erweiterten. Die Herrschaft der Kaufmannsaristokratie der magistratischen Familien hatte auf die Dauer zu viele unangenehme Seiten entwickelt.*)

Der Krieg war inzwischen auch in Italien fortgesetzt

---

*) Auch England war in dieser Zeit durch einen Versuch, den der Sohn Jakobs III., Karl Eduard, gemacht hatte, sich der väterlichen Reiche zu bemächtigen, bei seiner Theilnahme an dem allgemeinen europäischen Kriege gehindert worden. Karl Eduard war im Sommer 1745 nach Schottland gekommen und seine Anwesenheit brachte allmälig, da von England aus bei der Abwesenheit des Königes auf dem Continente keine zweckmäßigen Maßregeln ergriffen wurden, einen nachhaltigen Aufstand des alten Anhanges der Stuarts zu Wege. Am 26. Sept. ward Karl Eduard in Edinburg als König von Großbritannien ausgerufen, und da man anfangs nur unzureichende Truppen gegen ihn sandte, war er sieg-reich, erhielt auch von Frankreich einige Unterstützung; aber was er am meisten gehofft, eine Landung der Franzosen in England, versuchten diese nicht. In dieser Hoffnung war er mit unzureichenden Mitteln nach England hereingerückt, ja bis auf einige zwanzig Meilen von London vorgedrungen bei der Entblößung des Landes von Truppen — dann aber erschrack er doch über seine geringen Mittel und die Kälte, mit der er im Ganzen überall aufgenommen worden war, und wandte sich nach Schottland zurück. Ihm nach rückte der Herzog von Cumberland mit

orden, da die Franzosen und Spanier wider Vortheile
fochten hatten, bis Philipp V. im Juli 1746 gestorben,
nd dadurch die Königin, die zeither Alles dirigirt, um
ren Einfluß gekommen war. Ihr Stiefsohn Ferdinand VI.,
elcher nun den spanischen Thron bestieg, unterstützte den
rieg so schlecht, daß die Franzosen ganz aus Italien wei-
en mußten, und die Oestreicher und Sardinier sogar Je-
ua (Genua) eroberten. Man war endlich allgemein des
rieges müde und ein Friedenscongreß, der in Achen in
em Winter von 1747 auf 1748 zusammentrat, kam rasch
is zum 30. April 1748 zum Abschluße eines Präliminar-
iedens, der dann am 18. Oct. desselben Jahres in ei-
en definitiven verwandelt ward. Alle Eroberungen wur-
en zurückgegeben; nur Schlesien blieb bei Preussen; und
armen und Placenz ward dem zweiten Sohne der Köni-
in von Spanien, dem jüngeren Stiefbruder König Ferdi-
ands, dem Infanten Philipp als eignes Fürstenthum über-
ßen. —

Fleury war bereits im Jan. 1743 gestorben, und der
tscheidende Einfluß in Frankreich kam nach seinem Tode
 die Hände der königlichen Maitressen. Er hatte aller-
ings durch seine mehr friedliche Politik, durch seine ver-
hältnißmäßig große Sparsamkeit und durch erneuerte För-
erung von Handel und Gewerbe während seiner lange
dauernden Verwaltung einen großen Theil der Wunden ge-
heilt, welche Frankreich in der letzten Zeit Ludwigs XIV.
und unter der Regentschaft geschlagen waren. Die Ver-
luste des Staatsbankeruttes waren von den Einzelnen längst
verschmerzt; äußerliches, bürgerliches Wohlbehagen war
auf allen Seiten zurückgekehrt, und die größere kirchliche
Strenge, der Anstand, der zu Fleury's Zeit wider am

---

nglischen und herübergebrachten holländischen (oder eigentlich hessischen in
iederländischen Diensten stehenden) Truppen, und drang anfangs 1746 in
Schottland ein. Das entscheidende Treffen hatte dann am 27. April bei
Culloden statt, wo die Stuartischen eine gänzliche Niderlage erlitten.
Nach dieser Niderlage ward die stuartische Partei mit größter Härte ver-
folgt. Karl Eduard entkam nur nach mannichfachen Abenteuern.

Hofe herrschte, hatten das Sittenverderbniſs wenigstens zu weniger frecher Haltung genöthigt — aber da war es nicht nur, sondern tiefer eingedrungen war es, und der alte Unrath, der überall nur äußerlich zurückgeschoben worden, muſste über lang oder kurz von neuem ausbrechen. Schon daß Fleury in die Theilnahme Frankreichs am östreichischen Erbfolgekriege willigte, zeigte, daß sein Einfluß gebrochen sei, und sobald der alte Mann die Augen geschloßen hatte, zeigte das Verderben bald wider offen sein Angesicht. Lange hatte der König sich durch seine Gemahlin feßeln laßen, und wenn auch von sehr sinnlichen Neigungen, doch nicht offen der Sitte Hohn gesprochen. Gegen Ende der dreißiger Jahre des Jahrhunderts verlor aber die Königin alle Anziehungskraft für ihn, und mit großer Ausgelaßenheit gab er sich bald dem sinnlichen Leben hin und suchte sich für die lang ertragene Einschränkung schadlos zu halten. Durch seinen Freund, Gelegenheitsmacher und Verführer, den Herzog von Richelieu, war er mit der Marquise de Mailly in ein näheres Verhältniſs gekommen. Sie war bald seine erklärte Maitresse. Der Cardinal Fleury selbst soll in dies Verhältniſs gewilligt haben, um nur des Königs Ausgelaßenheit ein Wenig zu zügeln. Frau von Mailly, die, wenn auch nach manchen Seiten ein sehr ausgelaßenes, doch im Ganzen ein sanftes, mildes Wesen und eben deshalb von Fleury protegirt worden war, weil er neben ihr noch seinen Einfluß glaubte behaupten zu können, hatte eine Schwester, Mademoiselle de Nesle, welche im Kloster erzogen war und noch im Kloster lebte. Diese, eine überaus energische junge Dame, faßte den Plan, ihre Schwester zu besuchen, den König in sich verliebt zu machen, seine Maitresse zu werden, Fleury zu stürzen und Frankreich selbst zu regieren. Alles fast gelang. Frau von Mailly muſste Platz machen; die Nesle ward mit einem Marquis de Vintimille verheirathet und die erklärte Maitresse des Königes; doch die Verdrängung Fleury's erreichte sie nicht, denn sie starb im ersten Wochenbette. Aber sie ward durch eine andere, jüngere, schönere Schwester ersetzt, durch Frau de Tournelle, die sich des Königes ganz be-

ichtigte und von ihm zur Herzogin von Châteauroux er-
ben ward. Die Mailly ward nun ganz entfernt. Der
e Fleury machte eine Zeitlang den schlechten Kupler
bst, um ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Cha-
uroux zu finden, aber diese und eine vierte Schwester,
Herzogin de Lauraguais, trugen es davon und regier-
n. Dieser Zustand am Hofe war eben im Aufblühen, als
r östreichische Erbfolgekrieg ausbrach, in welchen Fleury
illigen muste, weil der Marschal de Belleisle Lorbeeren
s Kriegsheld erwerben wollte und von den regierenden
chwestern unterstützt ward. So lange Fleury lebte, selbst
s er todt war, so lange die Schwestern de Nesle Mai-
essen waren, war aber doch der Einfluß derselben entfernt
cht so schamlos, ihr Eingreifen in politische Verhältnisse
icht so rücksichtslos und ungescheut, als nachher, als Frau
on Etioles ihre Stelle einnahm.

Die früheren Maitressen gehörten dem Stande des
offähigen Adels an; man konnte in ihrem Verhältnisse,
schlimm es war, doch immer noch eine gewisse Haltung
nnehmen. Frau von Etioles war die uneheliche Tochter
ines Unterbeamteten. Sie war von ihrer Mutter gerade-
u dazu erzogen worden, einmal eine solche Stellung ein-
unehmen. Ein Kammerdiener des Dauphin und Kupler
es Königes, ein gewisser Binet, war ihr Verwandter und
ieser unterstützte den Plan und leitete ihn. Die ganze
amilie wollte ihr Glück auf diese Weise gründen. Es
war eingeleitet, daß sie der König zuerst im bois de Senars
ah, wie sie im Rosakleide auf einem Phaeton einherfuhr.
Doch war der Eindruck, den ihre erste Bekanntschaft dem
Könige hinterließ, nur flüchtig, und schwerlich würde sie sich
u so fester Stellung aufgeschwungen haben, hätte sie nicht
o mächtige Feinde am Hofe gehabt. Diese erst machten
urch ihr Widerstreben den König recht aufmerksam auf sie.
Nach Fleury's Tode hatte sich eine in seinem Sinne kirch-
iche Interessen betreibende Partei am Hofe gehalten und
vornämlich um den Dauphin gesammelt. Ob der König
Maitressen habe oder nicht, war am Ende dieser Partei

ziemlich so gleichgiltig, wie es zuletzt Fleury gewesen war; aber daß er, wenn er deren habe, keine habe, die ihre Gegner, die Philosophen, wie man sie nannte, begünstige, daran lag diesen Leuten — und gerade eine solche Begünstigung fürchteten sie nicht mit Unrecht in diesem Falle. Sie thaten also alles Mögliche, der Etioles entgegen zu arbeiten und machten sie dadurch dem Könige erst recht werth. Sobald die Schwestern de Nesle beseitigt waren, ward Frau von Etioles erklärte Maitresse; ihr Mann ward durch die Stelle eines Generalpächters und andere ungeheure Einkünfte abwerfende Vortheile zufrieden gestellt, und sie erhielt den Titel einer Marquise de Pompadour. Es war eine geistreiche, aber eitle und vergnügungssüchtige Dame. Ihres Lebens Zweck war gewesen, des Königs Maitresse zu werden, die Regierung zu ihrer Disposition zu haben; aber nicht etwa in einer ernsteren Absicht, sondern um sich und den Ihrigen dadurch zu den Mitteln zu verhelfen, das Leben zu genießen. Die bedeutendsten Stellen im Staate und in der Armee erhielten die ihr ergebensten Hofmänner, die angenehmsten Gesellschafter und Spitzenarrangements und dergl. wurden unter Umständen weit wichtigere Geschäfte, als die Verwaltung des Staates. Diese war dann auch bald so, daß alle Früchte der Sorgen Fleury's verloren giengen. Die ungeheuersten Summen wurden theils zu Bestechung auswärtiger Großer verausgabt, theils fielen sie den bei der Administration im Inneren Betheiligten durch Unterschlagung, misbräuchliche Anrechnung von unnützen Dingen zu enormen Preisen, oder durch misbräuchliche Nutzung zu. Von Leuten, wie der Herzog von Richelieu*), oder der gemeine, lüderliche Marschal von Sach-

*) Er stammte von einem Bruder des Cardinal Richelieu. Obwohl ein Gegner des Herzogs von Orleans und des Cardinal Dubois lebte und dachte er doch ganz in ihrem Sinne. Er machte eine militärische Carrière, erhielt aber seit 1744 durch die Kammerherrnwürde eine feste Stellung am Hofe. Als Obergeneral hat er nur 1757 in Deutschland commandirt, und in Hannover durch Erpressungen und Gewaltsamkeiten einen üblen Namen hinterlaßen. Er überlebte Ludwig XV.; er starb im Aug. 1788 über 92 Jahre alt.

n*) waren, von allen denen, die gleich diesen fest in r Gnade des Königes zu stehen glaubten, wurden die chsten Veruntreuungen öffentlicher Gelder verübt, und wenig glänzend im Grunde Frankreich in dem östreichi- en Erbfolgekriege aufgetreten war, so entsetzliche Sum- en kostete derselbe dem Lande, was man nun wider in ler Weise auszusaugen wuste. Während sich ein unbe- hreiblicher Leichtsinn des Hofes und der höheren Klassen emächtigte, waren Noth und Elend wider der tägliche Gast i den Hütten. Die Pompadour blieb allmälig auch zu- egen, wenn der König mit seinen Ministern arbeitete, d. h. enn er sich von ihnen Vortrag halten ließ; aber er schä- rte und lachte, während die Minister vortrugen, mit der Pompadour. Anfangs kam das wohl den Ministern wun-

*) Aus dem zweiten Bande von Schloßers Geschichte des achtzehn- en Jahrhunderts führen wir noch folgende Stellen an zu Characteristi- ung mehr der damaligen Zustände, als dieses wüsten Kriegshelden in amaligem Geschmacke (der bekanntlich ein Sohn des Königs Friedrich ugust von Polen und der Gräfin Aurora von Königsmark und durch den ls Marschall von Frankreich 1744 in den Niderlanden geführten Feld- ug, so wie durch die am 11. Mai 1745 bei Fontenai und am 11ten Oct. 1746 bei Raucoux erfochtenen Siege berühmt war. Er starb im Nov. 1750): S. 177. 178. „Dem Marschall von Sachsen stund gegen eine ungetreuen Geliebten, deren Zahl nicht klein war, und gegen de- ren Liebhaber, oder gegen Schauspielerinnen, die sich seiner Leidenschaft und seinen Krankheiten entziehen wollten, die Macht der Willkühr zu Gebote. In den Niderlanden durfte der Marschall Erpressungen üben, die alles Maß überstiegen und jedermann empörten. — Mit Geschen- ken überschüttet, auf jede Art bereichert, war er nichts destoweniger im- mer um Geld verlegen und verschwendete schimpflich und schmählich, was er grausam und schändlich erpresst hatte, an Dirnen und Schau- spielerinnen." — S. 179. „Keine Schauspielerin, die sich ihm entzog war vor willkührlicher Haft sicher. Dies zeigte sich noch kurz vor sei- nem Ende auf eine empörende Weise. Durch wüstes Leben zu Grunde gerichtet, lag nämlich der Marschall auf seinem Schloße Chambord tödt- lich darnider, wollte aber durchaus die Frau von Chantilly, eine Pa- riser Schauspielerin, bei sich haben, obgleich sie sich standhaft weigerte Paris zu verlaßen. Der Marschall schrieb an den König; der Polizei- lieutenant Berruyer erhielt einen königlichen Specialbefehl (lettre de cachet) vermöge dessen ward die Chantilly sehr höflich und bequem, immer aber doch gewaltsam auf das Schloß Chambord gebracht."

derbar vor; sie hielten in ihrem Vortrage inne — da rief er ihnen zu, sie sollten nur fortfahren, er verstehe sie doch — und machte ihnen wohl auch Grimassen dazu. Die Chateauroux hatte den König noch zu edleren Anstrengungen getrieben, ihn während des östreichischen Erbfolgekrieges einmal vermocht, selbst zu Felde zu ziehen — freilich mit einer unendlichen Menge Köchen und Schachteln. Aber es lag doch schon ein königlicher Gedanke darin, selbst zum Heere zu gehen. Die Pompadour wollte nicht einmal die Aufmerksamkeit auf einen so heiter geschmiegigen Mann, der über Alles lachte und auf Alles Sinngedichte machte, wie Herr von Maurepas, dem der König unter seinen Ministern noch am meisten beachtete, dulden. Sie sah es am liebsten, der König bekümmerte sich um gar nichts, als ihr Vergnügen. Kein Wunder war es, daß, wo die königliche Macht so zur Quelle sinnliches Glückes herabsinkt, wie damals in Frankreich der Fall war, Hofleute, Minister und Generale unter einander in noch weit höherem Grade intriguirten, als gewöhnlich unter ihnen der Fall ist — aber indem der König neben dem officiellen Gange der Geschäfte durch die Minister in's Geheim selbst (seit den letzten Zeiten Fleurys) Correspondenzen unterhielt; gewissermaßen zu Ueberwachung der Intriguen am Hofe und zugleich zu seiner Unterhaltung durch Scandal aller Art eine eigne Polizei für sich etablirte, auch mit den Gesandten an den auswärtigen Höfen besondere Verbindungen hatte, und so der Staatspolitik der Ministerien, so sehr sie auch von den Zuständen am Hofe abhieng, doch wider eine eigne persönliche Politik entgegenstellte, nährte er vollends Verwirrung und den Geist des Ränkemachens in den höheren und höchsten Schichten.

Am meisten natürlich fürchtete die Pompadour die von Fleury hinterlaßene kirchliche Partei am Hofe; denn der König, wie das so oft bei sinnlich schwachen Naturen der Fall ist, war durch die Furcht vor dem Tode, was äußere, ceremonielle Frömmigkeit anlangt, der Kirche knechtisch unterworfen — von einer gewissen Unterwürfigkeit unter geistliche Schrecken war er trotz seiner Ausgelaßenheit

der vielmehr gerade um ihret willen nicht abzuwenden. Selbst später, als er von Stufe zu Stufe gesunken, als der parc aux cerfs ein Grab der Unschuld für Hunderte sonst ehrbarer Mädchen ward, die man ihren Familien zuweilen stahl, um sie auf einige Zeit zu Huren des Königs zu machen, selbst da verwebte er noch seine Ausschweifungen mit Andachtsübungen und las seinen Huren Gebete vor, blieb aber dem Bitten und Flehen zitternder Unschuld unzugänglich.

Noch ehe es zu diesen späteren Phasen der Ernidrigung Ludwigs XV. kam, regte sich in Frankreich die Stimme des Volkes: so kann es, so darf es nicht bleiben! — Es wäre ja auch unnatürlich gewesen, wenn diese Wendung ausgeblieben wäre. War doch in Frankreich die Allmacht des Königthums hergestellt worden, als könnte sie selbst der höchste Zweck sein, da sie doch nur, wo sie den Dienst Gottes, und die Verantwortung wegen der Leistung dieses Dienstes vor Gott als höheren Zweck kennt, selbst einen Werth haben kann. So zwecklos durchgeführt, wie in Frankreich, konnte sie im Grunde nur den Staat verschlingen, um ihn zur Beute für nidere Naturen zu machen. Der Egoismus, der im Königthume personificirt zur mächtigen Fratze geworden war, reizte natürlich allen Egoismus im Lande zur Theilnahme an der Beute, oder zu tiefinnerstem Grolle, der seine Berechtigung nun auch nicht in dem vergeßenen höheren Zwecke, sondern in der Kritik von Unzweckmäßigkeit niderer Gattung suchte. Der lange leidlich friedliche Zustand, welcher dem östreichischen Successionskriege vorangegangen war, hatte die mittleren Klassen eine Zeitlang zu größerer Wohlhäbigkeit und Behagen gelangen laßen, und wenn auch Leichtfertigkeit in Beziehung auf die Familienverhältnisse und widerwärtige Gesinnung gegen die Kirche sich mehr und mehr verbreiteten, war in der Wohlhabenheit doch das Selbstgefühl der mittleren Klassen auch immer mehr und mehr erstarkt. Die hohe Geistlichkeit, die Kirche als Ganzes kam täglich mehr in Verachtung, aber durch das schlechte Kirchenregiment litten die armen Pfarrer so sehr, wie die ganze Nation — sie machten eine stille Oppo-

sition, lebten doch an vielen Orten in wirklich christlicher Weise und kamen dadurch in ihren Kreisen zu Achtbarkeit, erhielten dadurch hie und da auch die Religion in Achtung, während die höheren Klassen ihre Kniee vor den Baalim beugten. Nun kam aber der östreichische Successionskrieg mit seiner entsetzlichen Geldverwüstung; kam nach Fleury's Tode eine Regierung, die diese Verwüstung und die damit Hand in Hand gehende Bedrückung in's Unabsehbare zu verlängern schien. Opfer läßt sich ein Volk wohl gefallen, wenn es einen würdigen Zweck sieht — aber für solche Zwecke wie damals! Groll und Unmuth muste überall, wo man an der Beute nicht Theil nehmen konnte oder wollte, sich unsagbar steigern. Noch zwar war der französische Handel in höchster Blüthe; er erweiterte sich täglich in Spanien; mit Weinen versorgte man fast den ganzen Norden Europa's; auf den Leipziger Messen machten die französischen Kaufleute mit Seidenwaaren, mit Tüchern, mit Luxusartikeln aller Art ein ungeheures Geschäft nach dem östlichen Europa und nach dem westlichen Asien; der Handel nach der Levante ward auf das schwunghafteste betrieben; die westindischen Colonien waren, obwohl die Franzosen unter allen Nationen ihre Sklaven am schlechtesten behandelten, in höchster Blüthe; St. Domingo überragte an Reichthum alle anderen westindischen Colonieen. Colonialwaaren waren in Frankreich so wohlfeil, daß sie, namentlich Kaffe, Zucker und Schnupftabak zu nationalen Bedürfnissen wurden. Damals entstunden überall in Frankreich Kaffehäuser; ein sehr wichtiges Moment für die spätere Revolution! Neben diesen bevorzugten Zweigen aber französischer bürgerlicher Betriebe, die durch Protectionen aller Art und Schutzzölle künstlich seit Ludwig XIV. gehoben worden waren, lastete ein wahres Gebirg von Hemmungen und Einschränkungen auf allen Zweigen des Ackerbaues außer dem Weinbaue, war der Kornhandel zwischen Provinz und Provinz so beschränkt, der Handel mit Agrikulturproducten nach dem Auslande so fast abgeschnitten, daß nur die künstlichsten Vorkehrungsmittel widerum Hungersnöthe abhielten und dem beßeren Anbaue des Bodens in einem großen Theile

des Landes jeder Antrieb fehlte. Und je reicher, je gebildeter ein Theil des Mittelstandes sich fühlte, je drückender war ihm die strenge, und bei der herrschenden Gesinnung schnöde Zurückweisung von allen dem Adel reservirten Kreisen; je unmenschlicher erschien ihm die nichtswürdige Verdorbenheit dieser höheren Klassen, in welchen ein Mann, wie der Herzog von Brissac, der auf die leichtsinnigen Ausgelaßenheiten nicht eingieng, und es offen aussprach, er habe zu allem Muth, nur nicht zur Schande, allgemein verspottet ward. Wie ohne alle Würde erschien der Nation diese strenge Hofetiquette; die glänzendste Versammlung im Oeil de boeuf in Versailles konnte nur als eine lächerliche und dabei nichtswürdige Caricatur dastehen, wenn einerseits das Coucher des Königs eine Art täglicher, religiöser Procession mit haarkleiner Bestimmung, wer jeden Leuchter zu tragen und wer den Stiefelknecht zu stellen habe, war, und daneben alle Beziehungen des Hofes zum Volke nur Mittel der Erpressung, des Raubes und der Verführung blieben; wenn jeder Minister, jeder, der eine Hofstelle hatte, seine Stellung nur, so lange sie sein war, zu nutzen suchte, um seinen Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, und die großen Kapitalisten, welche die Staatspachtungen hatten, unter sich und mit den Hofleuten die Beute theilten, die sie von der Nation hatten, so daß diese zusehen muste, wie ihr Schweiß einem beschränkten Kreise Mittel der gottlosesten Ausschweifung gewährte. Wenn sich die mittleren Klassen zum Theil auch noch behaglicher in ihrem Bereiche fühlten, so wie sie über diesen hinaussahen und bemerkten, daß ein Staatspächter jährlich wohl 100,000 Thlr. und mehr Revenuen hatte, ohne etwas anderes dafür zu thun, als seinen Namen unter die Quittung für das empfangene Geld zu schreiben, muste sie wohl Ingrimm ergreifen.

Frau von Pompadour hatte einen Günstling, den Abbé Bernis, der ihr bei Begründung ihres Verhältnisses zum Könige als geschicktes Werkzeug gedient, namentlich ihre Briefe geschrieben hatte, zu hohem Einfluße gebracht, er war Minister, war Cardinal geworden; nachher, als unter dessen Direction und durch Kaunitz die enge Allianz Frank-

reichs und Oestreichs gegründet und der siebenjährge Krieg, dessen Eräugnisse später zu besprechen sein werden, begonnen hatte, hatte sie im Nov. 1757 den Herzog von Choiseul, einen eben so stolzen, als nichtswürdigen Lothringer zum leitenden Minister gemacht. Dabei war ihr ein Mordanfall auf den König im vorhergegangenen Januar — das erste auffallende Zeichen des sich regenden Volksunmuthes — zu Hilfe gekommen. Ein Bedienter, Namens Damiens, der aus eigner Anschauung das heillose Treiben der vornehmen Welt kannte, selbst in deren Sünden vielfach als helfendes Werkzeug hatte handeln müßen,*) hatte den Reden im Parlemente, den Predigten der Jesuiten gelauscht; sein Gewißen war erwacht; er hatte die Nichswürdigkeit erkannt; aber selbst war er ein confuser, durch sein früheres Leben sittlich bodenloser Mensch, der nun sich einbildete, durch eine erschreckliche That etwas helfen zu können. Er hatte sich in den kirchlichen Streitigkeiten, die damals im Gange waren, vergrübelt, in die Betrachtung des ganzen unkirchlichen, wüsten Lebens des Hofes, wo nachher Bischöfe, wie der elende Rohan, im Jagdkleide Processionen unterbrachen und im geistlichen Ornate Liebeserklärungen machten, selbst in verwirrender Weise vertieft, sich durch Reizmittel, zuletzt durch Opium, aufgeregt und am Ende am 5ten Jan. 1757 den König beim Einsteigen in den Wagen durch einen Meßerstich, obwohl nur leicht, verwundet. Da der Dauphin in näherem Verhältnisse zu den durch Fleury im Gegensatze der Jansenisten gehobenen Jesuiten (aber dabei ein wirklich verständiger, frommer Mann) war, so wäre der Tod des Königs natürlich unmittelbar auch das Unglück der Pompadour, die an der kirchlichen Partei am Hofe ihre Feinde sehen muste, gewesen. Der Gegensatz der beiden Parteien

---

*) Wer dies Leben und wie ihn nun schon eine breite Spur des Verderbens und der Gemeinheit durch alle Klassen der Gesellschaft nachzog in seiner ganzen Aufgelöstheit und Wüstheit will kennen lernen, muß die Schriften des **Rétif De-la-bretone** lesen. Auch seine Romane sind bekanntlich großestheils naturtreue Schilderungen selbst- und wirklich erlebter Dinge und Verhältnisse. Zu einem Buche wie sein pornographe ist, kann wohl jetzt nicht einmal in Frankreich der Gedanke entstehen.

ward ihr zum Erschrecken klar. Da wuste sie nun dem Könige glaubhaft zu machen, daß der Dauphin, durch die Jesuiten verführt, selbst diesem Attentate nicht ganz fremd sei, wuste den König moralisch ganz von seiner Familie zu trennen. Damiens's schauderhafte Hinrichtung sollte die unzufriedenen nideren Klassen schrecken, Choiseuls Ministerium die Unzufriedenen in den höheren Klassen in Schranken halten. Die Nation im Ganzen aber war für diese unzufriedenen höheren Klassen, namentlich für den Dauphin, und so setzte sich das Regiment der Pompadour und Choiseuls in immer härteren Gegensatz zu der Stimmung der Nation. Der König, der dies Regiment hielt, ward moralisch ganz von seinem Volke losgerißen, was nun in Folge des für Frankreich so unersprießlich und so wenig ehrenvoll verlaufenden siebenjährigen Krieges, bei der elenden Finanzverwaltung, bei der steigenden Verschwendung des Hofes von Tage zu Tage unzufriedener ward. Selbst Choiseul sagte vom Könige: nur wenn er Böses thun solle, fühle er, daß er eine Seele habe. Die französische Flotte ward in dem Kriege vernichtet; eine englische Landung nach der andern hatte auf französischem Gebiete statt; die ostindischen Besitzungen Frankreichs giengen großestheils, der Einfluß auf die ostindischen Fürsten gi^ng ganz verloren; Canada, Guadeloupe und Dominique, Martinique, Grénade, St. Lucie und St. Vincent wurden genommen; eine Niderlage in Deutschland folgte der anderen; der französische Handel war, selbst als der Friede einen Theil des Verlorenen zurückgab, geknickt. Choiseul muste allmählig angst werden. Wenn der König starb, schien er so verloren, wie die Pompadour, falls es ihm nicht gelungen war, vorher die Gegenpartei zu brechen. Als mächtigstes Glied derselben erschienen die Jesuiten. Sie waren es, die vornämlich jenes Dringen auf äußere Frömmigkeit, wie wir es unter Fleury haben kennen lernen, am weitesten getrieben und dadurch eben die frivole Opposition recht gereizt hatten, ohne im Stande zu sein, gründlich dem vorhandenen sittlichen Schaden abzuhelfen. Der ganze, gegen positives Kirchenthum entstandene Widerwille concentrirte sich gegen sie.

Nun traf aber das Unglück des französischen Handels auch sie, die zu allen Zeiten ein Streben gehabt hatten, sich die materiellen Interessen zu verbinden. Der Pater la Valette hatte einem ausgedehnten Handelsgeschäfte in Colonialwaaren, namentlich mit der Insel Martinique, vorgestanden; hatte Wechsel ausgestellt auf Ladungen, welche Wechsel von französischen Banquierhäusern honorirt worden waren, welche Ladungen aber von den Engländern genommen worden waren. La Valette war insolvent, machte einen ungeheuren Bankerutt und der Orden weigerte sich, für ihn einzustehen. Der Proceſs kam an das Parlement, welches früher als Haupthalt der Jansenisten so viele Verfolgungen hatte erfahren müßen — nun war für dasselbe der Moment der Rache gekommen, da Choiseul das höchste Interesse hatte, den Orden wenigstens in Frankreich zu vernichten. Die Jesuiten hofften noch von der frömmelnden Schwäche des Königs Rettung; da man ihm aber schon immer Damiens's Mordversuch als nicht ohne Zusammenhang mit den Jesuiten dargestellt hatte, war auch er nur zu halbem Schutze zu bewegen. Er erklärte, er wolle die Jesuiten in Frankreich dulden, falls der Ordensgeneral in Frankreich einen Vicar in der Art bestelle, daß dadurch der Orden von der Krone abhängig werde. In so etwas im Ernst zu willigen, konnte dem General nicht in den Sinn kommen; zum Schein einzuwilligen und dann durch die Sorge im Einzelnen die Einwilligung zu einem eitlen Worte zu machen, war er zu ehrlich; er erklärte: sint ut sunt aut non sint. Da erließ das Parlement im August 1762 ein Decret, wodurch der Orden in Frankreich aufgehoben ward. Die einzelnen Jesuiten sollten in Frankreich bleiben können als Weltgeistliche, falls sie sich vom Orden lossagten — das thaten sie nicht, konnten sie nicht thun. Da verbannte sie das Parlement im Frühjahre 1764 sammt und sonders aus dem Reiche. Als Corporation hatte der Orden in Frankreich ein Ende.

Von den Hauptgegnern am Hofe selbst befreite Choiseul der Tod. Der Dauphin starb am 20. Dec. 1765; seine Gemahlin am 13. März 1767; die Königin am 24.

Juni 1768. Aber was seine Befreiung geschienen, ward die Veranlaßung seines Sturzes, denn wie man früher, als in Ludwigs XIV. letzten Lebensjahren so viele Todesfälle die königliche Familie getroffen hatten, den Herzog von Orleans beschuldigt hatte, er habe durch Vergiftung diese Todesfälle herbeigeführt, so gab man nun Aehnliches dem Herzoge von Choiseul Schuld, und dieser im Volke sich verbreitende Verdacht gab der Gegenpartei eine feste Basis. Man gab ihm nun auch Schuld, er habe die Marquise de Pompadour vergiftet, weil diese plötzlich gestorben war, als es den Anschein hatte, als wenn Bernis wider in Gunst steige, und eine Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß Choiseul sein Ministerium verlieren werde. Die Pompadour selbst hatte geduldet, wenn sich der König mit anderen Frauenspersonen unter der Hand vergnügte — so hielt sie sich als die unterhaltende, leitende Freundin, während sie einflußlosen Frauen und Mädchen es überließ, der Sinnlichkeit des Königs genug zu thun. Dadurch war aber auch nach ihrem Tode Choiseul's Regiment noch möglich, da es nicht sofort nöthig ward, daß eine neue regierende Maitresse installirt ward, von deren Gunst es dann allerdings abgehangen haben würde, ob sich Choiseul halten konnte oder nicht. Auch ward Choiseul wirklich erst gestürzt, als der alte Freund und Kupler des Königs, der ihm schon die erste Maitresse, Frau von Mailly, zugeführt, eine Person fand, die den sinnlichen Menschen ganz feßelte, eine Demoiselle L'Ange, die in ihrer Jugend einige Zeit für vornehmere Kuplerinnen eine werthvolle Waare, dann in einem Modegeschäfte Lockvogel, dann unterhaltene Person, eine Zeitlang Gelegenheitshure, dann wider unterhaltene Person und Lockvogel eines Spielers gewesen war und die der König nun zur Gräfin Dubarry ernannte. Sie regierte ihn bald ganz und da Choiseul trotz aller Verdorbenheit doch wenigstens so viel adeliges Gefühl noch hatte, um sich der Introduction einer solchen Person in die Hofcirkel zu widersetzen, war sein Sturz die Folge. Die Partei, welche nun an's Ruder kam, an ihrer Spitze der Duc d'Aiguillon, war ganz antiöstreichisch. Sie hatte früher, als Ludwigs XV.

Enkel, der nach dem Tode seines Vaters Dauphin geworden, im Frühjahre 1770 von Choiseul mit Marie Antoinette von Östreich vermählt worden war, so viel über den jungen Mann vermocht, daß er lange sich sehr kalt gegen seine Gemahlin verhielt; allein allmälig hatte diese seine wirkliche Liebe erweckt und für das östreichische Bündniß war dadurch doch ein neues Band gewonnen.

Nun betrachte man aber: welcher Contrast! — Als Frankreich unter Fleury's Verwaltung wider im Aufblühen war; des Königs Person, noch wenig hervorgetreten, als eine unbefleckte Macht, welche dem Schandregimente Bourbons, der Fortsetzung nur der orleanischen Regentschaft, ein Ende gemacht, Fleury gehoben hatte, und noch in einem Ehrfurcht erhaltenden Hindergrunde stund — damals hatte die Nation Ludwig XV. wirklich geliebt, von ihm Hilfe erwartet, — er hatte den Beinamen bien-aimé erhalten, und es war kein leerer Beiname gewesen. Noch als er 1744 zum Kriege nach Flandern gegangen war und dann auf der Reise zum Heere im Elsaß in Metz erkrankte, war Paris so in Schrecken, daß es aussah, als hätten die Feinde die Stadt im Sturm genommen, so war Alles in Verzweiflung — alle Kirchen waren angefüllt, Glocken läuteten, Gebete, Seufzer hörte man, und wenn auch manches davon Etiquettensache oder Grimasse war, wahre Liebe hatte sich doch auch noch auf allen Seiten in diesen Bezeigungen geäußert — und nun! was war Frankreich geworden? Der Handel gebrochen, die Seemacht vernichtet, der Waffenruhm dahin, der alte König isolirt; von einer Person geleitet, die man als öffentliche Hure gekannt hatte; vor der er sich so ernidrigte, daß er bei großen Revuen mit dem Hute unter dem Arme an ihren Wagen trat und ihr zu aller Empörung die Cour machte; Kupler und Hurenjäger in Gunst; an der Spitze der Regierung der Herzog von Aiguillon, der nur an die Herstellung seines Vermögens dachte, weil der alte König doch nicht mehr lange leben konnte, und dann für ihn Alles vorbei war; die Finanzverwaltung in den Händen habsüchtiger, schlemmerischer Harpyen; die Schulden des Staates ins Gefahr drohende

gewachsen; an der Spitze der Justiz der Kanzler Maupou, der die Untersuchung gegen Aiguillon, weil dieser als Gouverneur der Bretagne die Rechte des Parlementes verletzt hatte, sistirte und als das Parlement nicht aufhörte zu remonstriren, es im Jan. 1771 aufhob und dessen Glieder verwies und zerstreute; der dann eine neue Gerichtsverfassung eingeführt hatte, welche ganz die alte politische Bedeutung des Parlementes (den letzten praktischen Rest von Schranken der Regierung) weggenommen hatte. Es war ein entsetzlicher Wechsel. Die Choiseul'sche Partei, die Parlementspartei, die Jesuiten hatten alle auch unter dem übrigen Adel Anhang, welcher Stand nun durch die Dubarry das Hofleben in seinem Sinne entweiht, seine Ehre auch äußerlich herabgebracht sah; der Adelstand trat fast ganz in die Opposition. Sechzigtausend lettres de cachet waren in Ludwigs XV. Regierung ausgefertigt worden; die Lüderlichkeit des Königs hatte ein ganz orientalisches Wesen angenommen, und da die Hofleute sie nachahmten, waren unzählige Familien verletzt, zu blutigen Rachegefühlen fortgetrieben — und keine schien sicher. So war Zustand und Stimmung, als der König dem Tode entgegengieng, im Mai 1774. Er war an den Kinderblattern erkrankt. Die Dubarry und Aiguillon hielten sein Zimmer bewacht. Sie fürchteten vor allem, daß der König bei zunehmender Krankheit die Sacramente verlange. Schon damals in Metz waren sie ihm nur ertheilt worden, nachdem er die Chateauroux (die freilich nachher zurückkam) fortgeschickt hatte. Auch jetzt konnte die Kirche sie ohne die äußerste Entwürdigung nicht reichen, ohne daß die Dubarry entfernt ward. Sie allein aber hielt Aiguillon. Niemand durfte zu dem Könige und niemand drängte sich; die Ansteckung war groß; die Krankheit schrecklich. An fünfzig Hofleute waren kurz nach einander erkrankt. Vereinsamt lag so der alte König in Fieber und Schmerz auf seinem Lager. Nur seine drei Töchter, alte Jungfern, die er selbst immer verhöhnt und verspottet hatte, kamen ganz etiquettemäßig, während alles andere abgehalten ward oder floh, und erkundigten sich nach des Vaters Befinden — die vierte, die ihn am mei-

sten noch geliebt, war in ein Nonnenkloster gegangen. Sie allein hielten bei dem Könige aus, der nicht so von Verstande verlaßen war, um in der Lage, in der er nun war, von den Angriffen des Gewißens frei bleiben zu können. Er hatte schon oft geäußert, er sei begierig, wo Alles noch hinauswolle — und dann: apres nous le deluge! Er sagte wohl: mein Kanzler ist ein Schurke, aber ich kann ihn nicht entbehren! — So oft ein neuer Minister in's Amt trat fast, äußerte er: da kömmt der Kerl und schwatzt mir goldene Berge vor! aber anders wird's doch nicht! — kurz, er hatte vollständig die Einsicht, es gehe zum Abgrunde, leichtsinnig aber hatte er seinen Weg fortgesetzt — und nun war Er am Ende — nun war Er in einer Lage, wo er an sein Ende denken muste — da muste freilich zuletzt wohl der Grandaumonier geholt werden, der Cardinal Roche-Aymon, und gleichgiltig war es nun, daß er zum Verdruße des königlichen Beichtvaters, des Abbé Mouden, mit einer sehr allgemeinen Reueerklärung zufrieden war, denn sehr rasch hernach starb der König am 10ten Mai.

Kaum hatte er die Augen zugedrückt, als der Hof zu dem jungen Dauphin, nun Ludwig XVI., und der Dauphine rauschte und ihnen huldigte als dem neuen Königspaare. Sie aber bestürzt fielen auf ihre Kniee und riefen mit Thränen: Herr! hilf uns, denn wir sind zu jung zum Regieren! — Gewiß, das waren sie — aber auch ein reiferes Alter würde ihnen bei der damaligen Strömung des Geistes und bei der damaligen Verschiefung politischer Einsicht nicht viel geholfen haben. — Den Leichnam legte man rasch in zwei zinnerne Särge und goß sie mit Spiritus voll und packte Alles auf den Leichenwagen. Ohne alles Gepränge, zwei Wagen mit Huissiers und Geistlichen, ein Zwanzig berittene Pagen, ein Fünfzig Hofstallknechte hinterher, und so in scharfem Trabe von Versailles nach St. Denys. Kein Mensch kümmerte sich darum, kein Mensch weinte, als die armen alten Töchter. Die Dubarry war schon vor des Königs Tode aus dem Schloße; sie hatte gepackt, als sie keine Rettung mehr hoffte. Das war das Ende der Regierung Ludwigs des

ielgeliebten, des Nachfolgers Ludwigs des Gro-
en — und dies Ende ist Ludwigs XIV. welthistorisches
enkmal, denn alle Keime zu dem traurigen Zustande, der
un war, hatte er noch gepflanzt.

Sechster Abschnitt.

as Zeitalter der über Europa sich verbreitenden Domination der französischen Litteratur.

Erstes Kapitel.

ie Entwickelung der französischen Litteratur am Ende von Ludwigs XIV. Regierung und unter Ludwig XV.

Geschichte des 18ten Jahrhunderts und des 19ten bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Von F. C. Schlosser 1ter und 2ter B. Heidelberg. 1836. 37. 8.

§. 1. Allgemeines. Noch in die Geschichte Ludwig's XIV. Gehöriges.

Der in den zunächst vorangehenden Paragraphen dar-
estellte Abschnitt der französichen Geschichte hatte das Ei-
enthümliche, daß im Aeußern alte von ganz anderem Sinne
rzeugte und ehemals belebte Staats- und Kirchenformen,
iberhaupt gesellschaftliche Formen stehen blieben, während
hnen zu Trotz und Hohn sich nicht nur ein ihnen ganz
remder Sinn, sondern ein ihnen feindlicher, sie verachten-
der Sinn entwickelte. Diese Entwickelung hatte im Leben
tatt in allen Privatverhältnissen — dagegen in den öffent-
ichen nur insofern daß die Vertreter derselben in sittlicher
Corruption die Hand boten, die äußeren Formen lügenhaft
zu umgehen und als Maske zu behandeln. Dies geschah
freilich auf allen Seiten. Bestechung, Lüge und Kamera-
derie, Unterschleif und Willkührlichkeit jeder Art war an
der Tagesordnung; aber dennoch blieben diese hunderttau-
send Einzelnheiten der Corruption Einzelnheiten, weil man

in Staat und Kirche nirgends ein neubildendes Princip zugab. Dagegen entwickelten sich, gewissermaßen hinter der Maske der bestehenden Formen, die diesen feindlichen Ansichten principiell und mit aller denkbaren moralischen Gewalt auf dem Gebiete der Literatur, wo zwar auch in Frankreich die Censur entgegentreten sollte, aber durch die Leichtigkeit, mit der man französische Werke im Auslande, in Holland und Genf namentlich, drucken laßen und einschmuggeln konnte, ganz paralysirt war in ihrer Wirkung. Die Litteratur zeigt also hinter dem lügenhaften Gesichte der Staats- und Kirchenmaske die wahre Physiognomie dieser Zeit. Und betrachten wir sie näher, so wird uns bald einleuchten, daß ein ähnlicher und doch völlig entgegengesetzter Proceſs, wie im 4ten, 5ten Jahrhundert, statt hat. Wie damals, während die äußeren Formen lange als eine todte, erst allmälig trümmerhaft zerfallende Masse stehen blieben, die ungeheuerste Umwälzung in der inneren Bildung, die die Welt gesehen hat, die Christianisirung des romanischen Europa statt fand, so knüpfte man umgekehrt am Ende des 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhundert gewissermaßen wider an die Bildung der römischen Imperatorenzeit an und ließ von diesem Puncte aus eine Strömung gegen die im Mittelalter über ganz Europa hin festgestellte christliche Bildung los — eine Strömung, welche versuchte, Europa von Neuem zu paganisiren.

Dadurch, daß so ungeheuere Interessen sich dem inneren, dem Geistes- und Gemüthsleben dieser Zeit verbanden, erscheint das Leben der Nationen aus der politischen Welt wie zurückgezogen und mit Ausnahme Englands überall in Europa der Staat eingeschrumpft auf den Umfang der persönlichen Interessen der Herrschenden. Kein Theil der Weltgeschichte, wenn man gewisse Partien der Diadochengeschichte ausnimmt, zeigt die Politik so von allem lebendigen Athem des Geistes verlaßen, so auf armselige Absichten zusammengetrocknet, als damals, wo man aus Spanien fast machen konnte, was man wollte, wenn man die Versorgung der Kinder zweiter Ehe des Königs Philipp nur damit in Verbindung brachte; wo Oestreich jedem zu Gebote stund, der

e pragmatische Sanction anerkannte; Schweden und Po-
n jedem, der Geld genug hatte die Häupter der domini-
nden Adelsfactionen zu erkaufen und England auch fast
dem, der Rath zu schaffen wuste, um die Stuarts fern zu
lten und das Kurfürstenthum Hannover zu vergrößern.
Wir haben die französischen Geschichten dieser Zeit, und
as mit ihnen nothwendig zusammenhieng, vorweg genom-
en, weil die Schicksale Frankreichs in dieser Zeit in un-
trennbarer Verbindung stehen mit dem Wirken Ludwigs XIV.,
nd weil die unmittelbar practische Wirkung der französi-
chen Litteratur auf Staat und Kirche in einem gewissen
Sinne erst begann mit der neuen Regierung Ludwigs XVI.,
obwohl ihr Einfluß auch schon seit der Pompadour Zeit
mächtig gefühlt ward. Doch waren die Repräsentanten der
französischen Litteratur in dieser Zeit nirgends weniger vom
Hofe beachtet, vom Staate berücksichtigt, als in Frankreich
selbst. Dagegen fanden sie die höchste Beachtung bald theils
bei den anderen romanischen Nationen, theils in den einzi-
gen beiden Staaten, die in dieser übrigens so trostlosen Zeit
eine Ausnahme bilden und während alles im übrigen Europa
dem Genuße und im Verfalle zu leben scheint, allein sich
theils neu- theils umbilden — nämlich in Rußland und
Preussen, deren Höfe dann auch die benachbarten von Schwe-
den und Dänemark mitzogen. Wir werden, was von den
äußeren Eräugnissen dieser Zeit der ersten vierzig Jahre
des 18ten Jahrhunderts noch nachzuholen ist, am Schick-
lichsten der Geschichte Rußlands und Preussens verbinden,
hier aber zunächst die litterarische Entfaltung des französi-
schen Geistes in Betrachtung ziehen, wobei wir des Zusam-
menhanges willen genöthigt sind, wider ein Wenig in die
Regierunszeit Ludwigs XIV. zurückzugreifen.

Indem wir dieses Königes Geschichte rückwärts wider
überblicken, sehen wir religiöse Kämpfe, welche (wie die
jansenistischen) sich in die höchsten und tiefsten Regionen
christlicher Speculation verbreiten, neben anderen, welche
(wie die hugonottischen) den wildesten Verlauf weltlicher
Schwertführung und prophetischer Begeisterung an sich tra-
gen. Wir sehen eine Königsmacht, die sich auf den Trüm-

mern der Freiheit aller Stände erhebt, den Adel durch Verschwendung und höfische Eitelkeit, den Bürgerstand durch Begünstigung und Bevormundung des Gewerbes, wie durch Aussicht auf Gewinn, die Geistlichen durch weltliche Auszeichnung oder durch weltliche Verfolgung in Sklavenfeßeln schlägt — und wir begreifen, daß diese inneren Kämpfe ein weit höheres Gewicht haben, als alle imposante, auswärtige Politik und aller Kriegsruhm des Königes zusammengenommen — ja! es wird uns deutlich, daß Kriege und Politik Ludwigs XIV. erst dadurch ihre welthistorische Bedeutung erhalten, daß sich an die Präponderanz Frankreichs, nicht die des Königes, sondern die der geistigen Substanzen, die seinen Thron umgeben, der französischen Sprache und Bildung in Europa anknüpft. Die literarischen Erscheinungen dieser Zeit sind deshalb nicht bloß von der höchsten Bedeutung überhaupt, sondern in's Besondere für uns, deren ganze Atmosphäre sich gasartig aus den Stoffen entwickelt hat, welche unter Ludwig XIV. zuerst in einen Zersetzungsproceſs hereingezogen worden sind.

Beiläufig muß hier vor allem nochmals aufmerksam gemacht werden auf die außerordentlich nahe Verbindung, in welcher damals wie durch eine providentielle Veranstaltung sich die Zustände Englands nnd Frankreichs entwickelten, und daß es also keineswegs die französische Litteratur allein ist, welche den zersetzenden Einfluß übte, sondern die französische mit der englischen, (die wir nach den hier einschlagenden Seiten bereits früher*) betrachtet haben) in Verbindung. Ohngefähr in derselben Zeit, wo die Empörung Englands gegen Karl I. und wo Cromwell's Protectorat für Europa ein Gährungselement bildeten, sehen wir in Frankreich die Kämpfe der Fronde. In der Zeit, wo nach der Stuarte Rückkehr sich die höheren Kreise Englands in Ausgelaßenheit und Lüderlichkeit aller Art schadlos zu halten suchten für den erduldeten puritanischen Sittenzwang, sehen wir in Frankreichs höheren Cirkeln durch eine Reihe königlicher Ehebrüche einer in gehaltenen Formen seelenverderbend um sich greifenden Sittenlosigkeit ein Schild vorgehalten und beide Länder von gleichem Epikureismus ergriffen. Eben als in England die Staats-Kirche allmälig kräftig sich wider erholt und mit der toristischen politischen Gesinnung

*) s. oben S. 729.

vereint der Nation eine feste religiöse und sittliche Grundlage gewaltsam (aber im Gegensatze puritanischer Dissidenten großestheils in arminianischer Weise) zu geben sucht, tritt in Frankreich der Gedanke einer Nationalkirche gegen den katholischen Puritanismus der Jansenisten wie gegen den Pabst selbst und gegen die Hugonotten auf und fordert geistige Mächte der allerverschiedensten Art und Extraction zum Kampfe gegen alle kirchliche Abgeschloßenheit, die in ihr zur Caricatur wird, heraus. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn wir Franzosen wie St. Evremond in England, Engländer wie Bolingbroke in Frankreich gedeihen und verderblichst weiter wirken sehen. Beide Länder bilden, troß aller eigenthümlichen Geschiedenheit der Nationen, doch fortwährend ein innig zusammengehöriges, geistiges Ganzes.

Charles de St. Denys, Seigneur de St. Evremond, welcher 1613 geboren ward und 1703 in England starb, bildet ein wesentliches Verbindungsglied der Bildung höherer Cirkel in Frankreich und England in dieser Zeit. Durch eine in Briefform verfaßte Spottschrift über den pyrenäischen Frieden hatte sich dieser Mann den Haß der Anhänger Mazarini's zugezogen, und er sah sich deshalb 1661 gezwungen, sein Vaterland zu verlaßen. Er gieng nach den Niderlanden, dann nach England, wo er blieb bis zu seinem Tode; denn mehrfache Versuche, die Erlaubniſs zu seiner Rückkehr zu erhalten, waren ihm früher fehlgeschlagen, und als ihm sein Wunsch endlich 1689 erfüllt ward, war er in England so eingelebt, daß er nicht zurückkehren wollte. Er stund mit dem Rathspensionair Heinsius und mit Wilhelm III. in naher Verbindung und des letzteren Gnade blieb ihm bis zu dessen Tode. Evremond war als Schriftsteller thätig gegen die Kirche, aber nicht als Jansenist sondern als nichtswürdig frivoler Mensch. Vielfach beziehen sich seine Schriften auf die antike Welt, und nach der religiösen Seite hin wirkte er besonders durch eine Schrift sur la morale d'Epicure, welche seiner Freundin Ninon de l'Enclos gewidmet ist. Alle seine kleinen Schriften, die dann unter dem Titel: oeuvres melées de Mr. de St Evremond herausgekommen sind, sind, ohne eben ein dogmatisches System positiv hinzustellen, von sinnlichen Interessen, von Epicureismus, gewissermaßen von einem praktischen Atheismus durchdrungen. Es ist die Atmosphäre der späteren Römer- und Griechenzeit, eines Lucian, eines Petron sogar und Apulejus, in welcher St. Evremond und die ihm verwandten Seelen sich allein recht wohl fanden, und nach diesen Zeiträumen überbildeter Gottlosigkeit und schwächliches Heidenthumes flüchtete überhaupt das vornehme Gesindel Frankreichs und Englands vor den Anforde-

rungen ernsterer Richtungen. Im Interesse solcher Glaubenslosigkeit hat dann dieser geistreiche Pöbel zu bewerkstelligen gewußt, daß eine Art Bann und Fluch in den höheren Cirkeln auf alle feste, religiöse Gesinnung und daraus hervorgehende Handlungsweise gelegt worden ist. Eine allgemeine Lähmung entschieden kirchliches Wirkens ist davon zum Theil die Folge gewesen und wird davon so lange die Folge sein, als man Unterricht und Erziehung fortwährend so einrichtet, daß Achtung vor der gesinnungslosen Geistreichigkeit (vor Leuten wie Shaftesbury und St. Evremond und deren Nachfolgern im Werke der Zerstörung) der Jugend immer von Neuem eingezogen wird, statt sie mit Abscheu vor solchen litterarischen Hurengeistern zu erfüllen.

Bei der Betrachtung der französischen Litteratur zur Zeit Ludwigs XIV. erhält in der Regel jene ganze Klasse über die Form in hohem Grade gebietender, und die prächtige Umgebung des Hoflebens durch ihre Werke vervollständigender Dichter und Redner einen außerordentlich breiten Platz eingeräumt. Auch diesen französischen Klassikern schwebten bewußter oder unbewußter Vorbilder aus dem späteren römischen Alterthume (dem Corneille etwa ein Seneca, anderen der Ton und die litterarische Haltung jener Zeit des Alterthums im Ganzen) vor als Ziel, dem man sich zu nähern habe, ohne die eigenthümlichen Bedingungen moderner Bildung zu vergeßen. Freilich ist Boileau zahmer, als die Satiriker der römischen Kaiserzeit; Molière ehrbarer, reiner als Terenz; aber selbst in den religiösen Reden eines Bourdaloue und Masillon fühlt sich die rhetorisirende Neigung der römischen Kaiserzeit wider heraus. Allerdings ist diese ganze Reihe französischer Klassiker eine nicht bloß eigenthümliche, sondern in ihrer Eigenthümlichkeit auch bedeutende Erscheinung; doch sei es uns erlaubt, auch den unter Ludwig XIV. ausgebildeten Pallastbaustil und Le Nôtre's großartigen Prunkgartenstil für eigenthümliche und bedeutende Erscheinungen, und zwar für analoge zu halten; — woraus sich dann von selbst ergiebt, daß wir diese Seite der französischen Geistesäußerung weniger für die welthistorisch wichtige halten, und der Meinung sind, was an ihr welthistorische Wichtigkeit habe, nämlich die bestimmte und edle Form vornehmes Ausdruckes, sei

n Resultat, woran außer jenen Dichtern und Rednern ich die kirchlichen und jansenistischen Schriftsteller, ein ossuet, Fenelon, Pascal, Nicole, Arnauld eben so gro- en Antheil hatten, als die Repräsentanten epicureischer und eptischer Richtungen, wie etwa Evremond und Bayle.

Den Mittelpunct einer epicureischen Lebensrichtung in der höheren Gesellschaft von Paris bildete Mlle. Anne de l'Enclos oder wie sie gewöhnlich genannt wird: Ninon de l'Enclos. Sie wohnte in der rue des Tournelles und ihr Salon versammelte, was sich durch frivolen und genußfähigen Geist auszeichnete — es war das mit Geist geschminkte Laster, was in ihr seine Priesterin, in ihrem Salon seinen Tempel hatte. Capefigue*) schildert sie vortrefflich mit folgenden Worten: Ninon n' est pas une courtisane, c'est une femme qui raisonne ses penchans, son épicurisme; elle marche froidement dans sa vie libertine; elle parfume ses vices de toutes ses grâces; elle embellit la corruption**); son sensualisme est égoiste; elle court au plaisir avec un sentiment tout personnel, et ce caractère que le temps de jeunesse et de dissipation pourrait expliquer, Ninon le conserve dans ses vieux jours, quand les rides viennent flétrir ses traits; la croyance qui parle si doucement au coeur, elle la rejette; comme elle est sans imagination, elle n'a pas de foi, pas plus dans le principe religieux qu'en elle même et en ses amans. Est-il quelque chose de plus triste que cette vieille folle qui se vante de faire un amour á sa quatrevingtième année, et quel amour que cet abbé de Châteauneuf, impie, sans coeur lui même, et professant l'athéisme en face de cette tête blanchie d'une maitresse qui s'avance vers la tombe, dernier lit de la courtisane." Sogar Ninons ältere Freundin Marion de l'Orme wird man, obwohl ihr Wesen noch mehr von Prostitution an sich hatte, weniger widerlich finden, weil es weiblicher war. Um diese beiden

---

*) vol. VI. p. 26.

**) Die Emancipation des Weibes, die Lüderlichkeitsthese unserer Zeit, war der innerste Grundgedanke von Ninons Wesen, dem man allerdings eine große Selbstständigkeit nicht absprechen kann. Die mémoires sur la vie de Mslle. de l'Enclos (Amsterd. 1763. 8. p. 11) drücken sich hierüber so aus: Le penchant qu'elle avoit à réfléchir, lui fit porter bientôt ses regards sur le partage inégal des qualités qu'on est convenu d'exiger dans les deux sexes. Elle en vit l'injustice et ne put la soutenir. „Je vois, dit elle à ses amis, qu'on nous a chargées de ce qu'il-y-a de plus frivole, et que les hommes se sont réservé le droit aux qualités essentielles: de ce moment je me fais homme." Elle le fit, et fit bien, dit un de nos ingenieux écrivains modernes.

Weiber drängte sich aber fast alles, was, ohne ernstere Richtung zu haben, am Hofe und in den Wißenschaften ausgezeichnet war. Ninons Salon war für die Corruption der europäischen Höfe und des Adels wie der Litteratur so wichtig, als des ehebrecherischen Königes eigene Hofhaltung. Sie starb neunzigjährig im October 1706 und auch in den späteren Lebensjahren, die in die Zeit fielen, wo der Hof wider eine ernstere, religiöse Haltung angenommen, fand das von ihr ausgegangene und ausgehende Wesen Schutz und Geltung, da Frau v. Maintenon früher selbst zu ihren Cirkeln gehört hatte, und den Ninonschen Kreis gern mit Rücksicht und Schonung behandelte, um sich dadurch der Discretion desselben einigermaßen zu versichern; obwohl ihr dies nicht durchaus gelang, da an Ninon's Salon sich der frivolere Rest der Fronde angeschloßen, und als dieser allmälig ausgestorben war, seine Spottopposition den zutretenden jüngeren als Erbe hinterlaßen hatte. Frau v. Maintenon's Jugendsünden waren im Marais, deßen Bewohner fast ein sittliche Stellung zu dem neuen Königthume einnahmen, in gutem Andenken. Aus Ninon's Umgebungen in ihrer späteren Lebenszeit, wo gerade ihr Salon mehr für die geistige Bewegung wichtig ward, heben wir als für die Litteratur bedeutend noch besonders aus den Pariser Schuhmachersohn J. B. Rousseau, der in den Jahren, wo er diesem Kreise angehörte, eben so epicureisch gottlos war, als später ernst und streng in seiner Lyrik, und der noch nach Ninons Tode wegen scheußlich-obscöner Gedichte Landes verwiesen ward (1712). Er hat nachher in der Schweiz, in Wien, in Brüßel, in England gelebt und ist 70 J. alt 1741 in Brüßel gestorben. — Sodann erinnern wir an den Abbé de Chaulieu, den man seiner lebenslustigen Poesien wegen nach seiner Wohnung im Temple den Anakreon des Tempels nannte (er starb 1720 ein und achtzigjährig); ferner an Bernard de Bovier de Fontenelle. Dieser war 1657 geboren und lebte bis 1757. Auch er wie St. Evremond hatte sich an dem Studium der alten Classiker, der Mathematik und der Naturwißenschaften gebildet; hatte dann aber, hierin ebenfals St. Evremond gleich, besonders die Richtungen der späteren Griechenzeit im Auge behalten. Auch alle seine Werke, so weit es der Gegenstand möglich macht, sind von jenem unkirchlichen, undogmatischen Geiste durchdrungen, den wir schon characterisirt haben. Unter denselben zeichnen sich besonders die entretiens sur la pluralité des mondes durch verderblichen Sinn aus. Auch der frivol-idyllische, heitere Dichter la Fare, Chaulieu's Freund, gehört in diese Reihe, und Fontenelle's Freund, der fruchtbare Verfaßer kleiner Theaterstücke la Mo-

the-Houdart, und Voltaire, schon als zehnjähriger Knabe durch den nichtswürdigen letzten Geliebten Ninons, den Abbé de Chateauneuf, in deren Sündenschule eingeführt, zeichnete sich als Kind, sogar in solcher Umgebung, durch seine Aeußerungen so aus, daß man es als Empfehlung für ihn aussprechen durfte, der P. le Jay habe von ihm prophezeit: „cet enfant sera le plus dangereux ennemi de la religion.“

Wenn man von einem solchen Gegensatze, wie dieser Ninonische Kreis bildet, zu den gelehrten, philosophischen Skeptikern dieser Zeit fortgeht, erscheinen einem diese (wie verderblich sie auch gewirkt haben) immer noch als ehrwürdige Geister. Vor allen tritt unter ihnen durch Scharfsinn und Erudition mächtig hervor, Pierre Bayle, Sohn eines protestantischen Geistlichen aus der Auvergne. Er übte in der Zeit, wo Locke, Shaftesbury und Bolingbroke in England den Samen des Verderbens streuten, in Frankreich und durch den ganzen Kreis, der an französischer Bildung Theil nahm, den mächtigsten Einfluß auf geistige Entwickelung und Litteratur. Er war schon 1647 geboren; aber seine Bedeutung begann besonders, seit er sein litterarisches Journal (Nouvelles de la republique se lettres) herausgab; schon die Auswahl der Bücher, die hier beurtheilt wurden, noch mehr der Ton der Besprechung wirkten auf einen unübersehbaren Kreis.*) Als Bayle dies Journal aufgab, und von einem Freunde fortsetzen ließ, hatte sein Beispiel schon auf Buchhändler und Autoren gewirkt. Er ist der Vater des französischen gelehrten, popularen Journalwesens, denn obzwar der Parlementsrath Sallo schon 1665 den Anfang mit einem gelehrten Wochenblatte gemacht und der Abbé de la Roque das Journal des Savans mit Hilfe der Regierung gegründet hatte, ließ doch der ernste Ton des ersteren, und derselbe Grund, so wie die Unterstützung durch die Regierung bei dem zweiten dieser Blätter durchaus eine ähnliche populare Wirkung, wie bei Bayle's Journal, nicht aufkommen. Die ganze Opposition des durch Kirche und Staat

*) Auch für Fontenelles Geschichte ist dies Journal wichtig, denn er ließ darin (Januar 1686) eine Schrift abdrucken unter dem Titel: Extrait d'une lettre écrite de Batavia dans les Indes orientales le 27. Nov. 1684 contenu dans une lettre de Mr. de Fontenelle reçu à Rotterdam par Mr. Basnage. Hierin stellte er in einer allegorischen Einleitung das Verhältniß der katholischen und reformirten Kirche höchst unziemlich dar. Bayle entschuldigte sich nachher, er habe die Allegorie nicht verstanden; Fontenelle wußte sich aus der Sache zu wickeln; aber die Wirkung blieb. cf. Schlosser über die Entstehung der den Franzosen des 18. Jahrh. vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze; in Schlosser und Bercht Archiv 2r Bd. S. 44. 45. Wir folgen dieser Abhandlung hie und da auch im Folgenden.

in Schranken gehaltenen Geistes gegen diese Schranken fand von nun an an gelehrten Zeitschriften Organe. Die volle Preßfreiheit, welche die Niderlande gewährten, begünstigte die Herstellung solcher Organe, und wo solche Meister des Spottes, der Ironie und des feinen Ausdrucks, wie Bayle, diese Waffen handhabten, fanden sie wohl auch in Frankreich selbst einen Platz des Unterkommens. Die Gelehrten wurden weniger durch Bayles Blatt berührt, als die vornehme Welt. Jene achteten die leichten Truppen, welche Bayle ins Feld rücken ließ, damals zu gering; sie hatten formirte Meinungen, und gegen diese vermochte Bayles Witz nichts; aber der vornehmen Welt, wie allen sich im Allgemeinen für Bildung interessirenden, die nicht eigentliche Gelehrte waren, kam Bayle eben bei Formirung ihrer Ansichten zu Hilfe.

Gerade in dem Grade, wie Bayle durch seine Zeitschrift angeregt hatte, gab er dann durch sein Wörterbuch (dictionnaire historique et critique) der Meinungsrichtung, die er vertrat, und die sich durch ihn bildete, ein festes Fundament. Niemand hat so, wie er, dahin gewirkt, die bestimmte Bildung der verschiedenen christlichen Kirchen als Pedanterei, ihre Verehrung als Vorurtheil darzustellen, und es zur unerläßlichen Forderung s. g. höherer Bildung zu machen, daß man sich gleichgiltig und folglich tolerant gegen solche Unterschiede verhalte. Die meisten von Bayles Schriften kamen in den Niderlanden, und namentlich das dictionnaire zuerst in Rotterdam heraus (1697), wie denn auch das niderländische politische Zeitungswesen ihm Anstoß und Vorbild für die wirksame Einrichtung seiner litterarischen Zeitung gegeben hatte, die hernach (als er sie aufgab) sein noch gelehrterer, aber weder so scharfsinniger, noch so klar über den Stoff gebietender Freund **Basnage** de Beauval fortsetzte († 1732). Auch der gelehrte Oratorianer Richard **Simon**, der zuerst der Bibelforschung jenen entschieden kritischen, den Rationalismus einleitenden Character aufprägte, gehört in diese Zeit (von 1658 bis 1712), so wie **Leclerc** (Clericus), der seit 1686 durch seine Zeitschriften (bibliothèque universelle, nachher: bibl. choisie) eine rationalistische Einwirkung auf die Theologie seiner Zeit übte.

§. 2. Die französische Litteratur in der Zeit Ludwigs XV.

Zwischen den litterarischen Kreisen, deren wir eben gedachten, und denen der folgenden Zeit ist, wie wir schon andeuteten, ein inniger Zusammenhang. Wir fahren daher fort:

Als einen recht eigentlichen und recht genialen Repräsentanten des in den letzten Zeiten Ludwigs XIV. und unter der Regentschaft großgezogenen Geistes muß man Maria Franz Arouet, bekannter als Monsieur de **Voltaire**, betrachten. Als ein

geist- und talentvoller junger Mann, der alle Mittel besaß gerade in der nun dominirenden Richtung zu glänzen, bildete er in den letzten Zeiten der Regentschaft und in den nächstfolgenden Jahren in sich den Gedanken aus, sich in geistigen Dingen jeder Autoritätsgeltung, jeder Zucht zu widersetzen; dahin zu wirken, daß die Menschen nach der Seite ihrer Ueberzeugungen atomisirt und jeder nur auf seinen subjectiven eignen Inhalt gestellt würden. Er hatte damals (um das J. 1728) theils durch Spottgedichte, zum Theil lästerliches Inhaltes, theils durch den Oedipe, theils durch die Henriade sich schon einen glänzenden Namen in Frankreich erworben, und hatte theils schon früher, theils bei einem längeren Aufenthalte in Holland und England die damals bereits ausgebildete deistische Richtung ganz in sich aufgenommen. Damals gerade waren die jansenistischen Streitigkeiten recht lebhaft wider erwacht. Der Eifer, mit welchem die Jansenisten ihre Ueberzeugungen besonders nach der sittlichen Seite geltend zu machen suchten, bei welchem sie früher an dem Haße eines großen Theils der Nation gegen die Jesuiten eine gute Beihilfe gefunden hatten, erschien jetzt vom Standpuncte der inzwischen zur Herrschaft gelangten, religiös-indifferenten Bildung als lächerlich, und Voltaire versuchte sofort nach seiner Rückkehr aus England, die streitenden Parteien zu neutralisiren durch eine Schrift, die unter dem Titel erschien: Thorheit beider Parteien. Wichtiger wurden seine englischen Briefe, in denen er die deistische Philosophie mit entschiedenstem Erfolge den Franzosen predigte; und mehr oder weniger Angriffe auf die bestehenden kirchlichen, staatsrechtlichen und socialen Einrichtungen in Frankreich enthielt jedes seiner neuen Werke.

Voltaires Streben zu Atomisirung der Individuen nach der Seite des geistigen Lebens (welche nothwendig, wie man damals aber noch nicht einzusehen vermochte, eine Auflösung aller politischen und socialen Grundlagen nach sich ziehen muste) enthält erhabene und enthält lächerliche Elemente. Allerdings soll die Religion den Menschen auch subjectiv durchdringen, sie soll nichts äußerlich ihm auferlegtes sein; allein andrerseits werden überhaupt nur wenige Menschen mit sich fertig; die meisten bedürfen einer Ergänzung ihrer Unfertigkeit, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, und ohne Institute, welche den Gewinn, auch das kirchliche Erbtheil aus früheren Jahrhunderten festhalten, und für die Erziehung benutzen, und zu deren Zweck eine Zucht gründen, wird niemand mit sich fertig. Das ist eine Rücksicht, welche Achtung vor dem Bestande der Kirche selbst von dem fordert, der in ihr nicht die wahre Braut Christi erblickt. Wer die Menschen geistig atomisirt thut, wenn

man uns ein etwas gemeines Bild zu Gute halten will, etwas ähnliches als der, welcher uns plötzlich zumuthete, unsere Stiefeln nicht bloß selbst zu verfertigen, sondern auch Leder, Pech und Draht dazu. Auch würde selbst, wenn jenes Atomisiren irgendwo vollständig gelänge, so wenig alles Verlaßen auf Autorität aufhören, als irgend jemand im Stande sein könnte, irgend eines seiner complicirteren äußerlichen Bedürfnisse, wie z. B. seine Stiefeln, in der ganzen Reihe der dazu erforderlichen Dinge selbst herzustellen, also die Rinder und Kälber für das Leder, die Fichten und Fohren für Harz und Pech, den Hanf für den Draht selbst zu pflegen, den Stahl für die Ahle selbst herzuschaffen und zu bereiten, Land- und Forstwirth, Bergmann, Gerber, Pechsieder, Schmid, Spinner, Seiler und Schuster in einer Person zu sein. Irgend wo fängt immer die Autorität an, und ganz ohne Glauben wird niemand einen Schritt gehen und einen Blick sehen. In seinem abstracten Endpuncte ist also das Ziel, was sich Voltaire und die seiner Richtung huldigenden gesteckt hatten, der Natur der Sache nach ein durchaus unerreichbares; halberreicht führt es überall zu halber oder ganzer Barbarei, weil es an die Stelle der heiligen und herrschenden Autoritäten die Autorität gemeiner und niderer Mächte und Erscheinungen setzt; an die Stelle von solchen Autoritäten, wie die kirchlich anerkannte, durch Jahrhunderte lang dauernde, durch ernsteste Kämpfe geläuterte Auslegung der heiligen Schrift tritt dann der Misbrauch, den irgend ein subjectives Belieben oder ein in seinen abstracten Endpuncten in sein Gegentheil umschlagendes philosophisches System mit letzterer treiben. Voltaires Lebens- und Litterargeschichte hier zu erzählen, kann um so weniger der Ort sein als die Hauptumriße derselben allgemein gekannt sind. Nur bemerken wir, daß er der einmal ergriffenen Richtung treu blieb, und sich in seinem sittlichen Schmutze, wie in seinem Haße gegen das Christenthum und gegen den bestehenden Staat von Jahr zu Jahr steigerte. Man sucht bis auf den heutigen Tag die französische Geistlichkeit oft lächerlich zu machen wegen ihres Eifers gegen Voltaire's christliches Begräbniſs; in der That aber hatte sie darin ganz Recht. Es waren allerdings die Sünden der französischen Kirche, die diese Strafe hervorriefen, welche ihr Voltaire angedeihen ließ; darum aber ist das wahrhaft Diabolische in Voltaires schriftstellerischem Wirken nicht minder wahrhaft vorhanden und es zeugt noch von einem Reste gutes, schickliches Gefühles, daß die Kirche kräftiges Bewußtsein genug in sich hatte, die Reste dieses Gefäßes aller geistigen Unsauberkeit von ihren Gründen abwehren zu wollen.

Wir knüpfen hier sogleich übersichtlich an, was wir von der

Entwickelung des französischen Geisteslebens in Beziehung auf Kirche und Staat aus den nächstfolgenden Decennien noch glauben beibringen zu müßen. Die innige und unzertrennliche Verbindung, in welche in den späteren Jahren Voltaires die antikirchliche Richtung mit der politisch revolutionären trat, macht nöthig, daß wir uns zunächst umsehen, wie die in England ausgebildeten politischen Ansichten seit Locke von den Franzosen aufgenommen und eigenthümlich weiter gebildet wurden. Hier begegnet uns zunächst Montesquieu.

Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu lebte von 1689 — 1755. Sein Werk de l'esprit des loix, welches zuerst 1748 erschien, verband zweierlei, nämlich einmal eine Gattung vergleichender Staatswißenschaft, die nicht anders als revolutionär stimmen konnte, indem ihr die reinliche Behandlung der Elemente sowohl, als der historischen Ausführungen abgieng, und bei dem damaligen Zustande der historischen Wißenschaft abgehen muste; und zweitens die Grundlegung der Staatsweisheit auf abstracte Gedanken. Das geistige Fundament jedes Staates ist, wie man sich beinahe ausdrücken könnte, eine ästhetische Idee: ein Lebendiges, was sich wahrnehmen, in seiner geistigen Harmonie wahrnehmen, aber nimmermehr in einen abstracten Satz zusammendrängen läßt. Aristoteles hatte schon die Classificirung der Staaten nach äußeren Formen eingeführt; er konnte das eher, weil der Staatenkreis, den er übersah, etwas sehr Gleichartiges hatte. Machiavelli hatte diese Eintheilung aufgenommen; Montesquieu hielt sie fest, und suchte für jede Hauptform ein Hauptprincip. Dadurch, daß er als Princip der Democratie die vertu aussprach, daß deren Begriff aber sich durch diese Verbindung ebensosehr, als durch den Einfluß der Deisten und Atheisten änderte,*) hat er revolutionärer gewirkt, als man gewöhnlich glaubt. Wenige haben am Ende Montesquieus Buch wirklich gelesen und studirt; auch im 18ten Jahrh. war der Kreis derer, die ihn ganz und mit Verstand, mit gleichem Interesse durchgelesen, nicht so sehr groß — aber so allerhand von den verschiedenen Staatsprincipen transpirirte in alle Kreise. Nach zwei Seiten hin hat aber Montesquieu auch wi-

*) Daß der Begriff, welchen man damals in Frankreich mit dem Worte vertu zu bezeichnen anfieng, ein von dem, der in dem deutschen und christlichen Sinne Tugend genannt wird, ganz verschiedener war, erkennt auch Schloßer sachgerecht an a. a. O. B. II. S. 480. — „Rousseau macht sich seine Sache dadurch leicht, daß er als Rhetor durch einen Kunstgriff den christlichen Begriff Tugend an das Wort knüpft, welches wir, wenn es bei den Alten vorkommt, so zu übersetzen pflegen, obgleich das französische Wort vertu etwas ganz anderes bezeichnet, als das gleichlautende lateinische Wort oder als das griechische, welches wir Tugend übersetzen" u. s. w.

ßenschaftlich unübersehbar gewirkt: 1) er faßte die englische Verfaßung, nicht in ihrer historischen Wirklichkeit, sondern in einer unwahren, abstracten Weise auf, und fand in ihr eine Vereinigung des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Wesens, welche ihm Ideal der Staatsverfaßung für die Völker des modernen Europas ward; daran aber schloß sich ihm 2) die Lehre von der Theilung nicht nur, sondern von der selbstständigen Hinstellung der Staatsgewalten, des pouvoir législatif, exécutif, und judiciaire an, deren Anfänge wir bereits bei den Engländern sahen. Er sah nicht, daß in England eine solche Trennung in Wahrheit nicht vorhanden, daß der König auch an der Spitze der Gesetzgebung (schon durch Zusammenberufung der Parlemente) und der Gerichte stund.

Auf diese beiden falschen Auffaßungen gründet sich ein Hauptbestandtheil der ganzen neueren constitutionellen Weisheit. Aller Widerspruch, der sich damals sofort gegen Montesquieus Buch erhob (in Frankreich durch das Journal de Trevoux; in Deutschland durch die Götting. gelehrten Anzeigen; in Holland durch die Bemerkungen des Herausgebers der Amsterdamer Ausgabe von 1764) ward erdrückt durch die Partei, welche überhaupt Untergrabung des Bestehenden in Staat und Kirche wollte, und welche bei dem damaligen Zustande von Staat und Kirche auch nur zu viel Recht auf ihrer Seite hatte. Zum Theil ward der Widerspruch aber auch gehindert durch dieselben Mittel, die man damals in Frankreich zu Gunsten willkührlicher Gewalt des Hofes anwandte. Der Generalpächter Dupin hatte eine ausführliche Kritik drucken laßen; Montesquieus Freunde aber wandten sich an die Marquise de Pompadour, und diese bedrohte Dupin und dessen Verleger mit ihrer Ungnade, wenn das Buch nicht vernichtet würde. Da wurden fast alle Exemplare verbrannt.

Eine noch weitere Entwickelung der revolutionären Ansicht, als wir bei Montesquieu sehen, finden wir bei Rousseau. J. J. Rousseau war 1712 zu Genf geboren, und lebte bis 1778. Im J. 1772 erschien sein Werk du contrat social. Dieses nahm die frühere Ansicht der Engländer, wie sie von Hobbes bis Locke ausgebildet worden war, die Ansicht von einem Urvertrage wider auf. Rousseau stimmte darin mit Locke überein, daß er annahm, in diesem Urvertrage habe das Volk, was einen Staat bilden wollte, auf die Privatrechte aller Einzelnen verzichtet; — aber nicht, wie Hobbes der Meinung war, zu Gunsten des Fürsten, sondern zu Gunsten der Gemeinde. Er bedurfte nun der Auskunft gar nicht: qui dat esse, dat modum esse, denn die Gemeinde der Cedirenden ward ihm der Herr, und die Cedirenden als Gemeinde formirt konnten seine

Ansicht nach allein wahres Recht schaffen. Alles andere, was von Rechtsverhältnissen aus anderer Quelle floß, war ihm Usurpation, Tyrannei. Die Gemeinde, das Volk allein, sei der Souverän, die Basis alles Rechts, und da der Natur der Sache nach keine andere Rechtsbasis und Souveränetät denkbar sei, als der Wille des Volkes, sei diese Souveränetät eine unveräußerliche. Selbst wenn das Volk darauf zu Gunsten eines Fürsten verzichte, räume es ihm doch nur in der Art seine Gewalt, seine Souveränetät ein, wie man einen Beamteten mit seiner Gewalt ausstattet. Wo der Fürst über diese Gewalt eines Beamteten hinausgehe, werde er Usurpator, Tyrann. Die einzige rechtmäßige Grundform des Staates sei demnach diejenige republikanische, die von der gleichberechtigten, also gleich freien Stellung aller sie Erfüllenden ausgehe, die Demokratie.

Diese rousseausche Ansicht vom Staate hat Millionen Menschen gewonnen und bestimmt, ohnerachtet ihre Hohlheit und Bodenlosigkeit auf offner Hand liegt. Von der Chimäre eines Urvertrages haben wir früher bei Gelegenheit der englischen Theorien mehrfach gesprochen; wo dieser Chimäre nun aber vollends eine solche Anwendung gegeben wird, wie es durch Rousseau geschah, hebt sie den ganzen sittlichen Character des Rechts und folglich dessen eigentliches Leben und sein Dasein auf. Das Recht eines Volkes, eines Staates ist ein Inbegriff von Bestimmungen, welche die Verhältnisse physischer und moralischer Personen unter sich und zu den Dingen auf eine giltige Weise so lange ordnen, und den Standpunct der Beurtheilung derselben feststellen, bis eine formell giltige Abänderung dieser Bestimmungen und dieses Standpunctes eintritt. Es sollen durch das Recht Gegenstände und Personen den bloß momentanen und bloß individuellen Bewegungen und Handlungen entzogen, und gegen dieselben unter den Schutz allgemein giltiger Feststellungen gebracht werden. Wo aber die Gemeinde im uneingeschränktesten Sinne Quelle der Gesetze und des Rechts, wo die Gemeinde in ihren Entschließungen nicht an eine höhere sittliche Schranke gebunden ist, welche Ungebundenheit eben in jeder wahren Demokratie eintritt, und in der Wirklichkeit immer (also z. B. in Athen nach Perikles Tode, in Frankreich nach dem Zusammentreten des Nationalconventes u. s. w.) in Demokratieen eintrat, da gewährt das Recht nicht nur keinen Schutz mehr gegen momentane und individuelle Bewegungen und Entschließungen, sondern es wird in seiner Entwickelung sogar selbst dieser Bewegung, namentlich dem Einfluße individueller Kraft auf die Gemeindemasse, preis gegeben. Was heute Recht ist, kann unter solchen Umständen

morgen Unrecht sein, und wofür ich heute eine Belohnung erhalte, dasselbe kann morgen die Veranlaßung sein, daß ich am Leben gestraft werde. So wie dieser Zustand irgend wo in einem Staate wirklich eintritt, ist eigentlich gar kein Unterschied mehr von dem Zustande des absolutesten Despotismus, denn hier ist ja auch das Charakteristische, daß es gegen den momentanen und individuellen Willen des Despoten keinen Schutz giebt.

Der innere Widerspruch, der in Rousseaus Theorie vom Staate liegt, blieb auch nicht ohne Wirkung auf seine Darstellung. Zwischen den Sätzen, die seine Ansicht entwickeln, finden sich Aeußerungen, die eigentlich alle Consequenzen dieser Ansicht wider aufheben. Nämlich Rousseau gesteht zu, daß die reine Demokratie, wie er sie als Ausgangspunct und Quelle alles Rechts denkt, unter Menschen nicht existiren könne, sondern nur für Götter sei d. h eine Chimäre, ein Gedankending dem die concrete Wirklichkeit fehle. In ihrer Reinheit habe die Demokratie nie existirt. Die Monarchie ist ihm natürlich identisch mit Tyrannei; und die Aristokratie der Geburt und des Reichthums ein Greuel. Nun bliebe nur die Aristokratie übrig, wo nicht die Geburt und das Vermögen die bevorzugte Stellung bestimmen, sondern das durch die Wahl der Mitbürger anerkannte Verdienst, die persönliche Tüchtigkeit. Allein dagegen wendet er mit Recht ein, daß durch Herstellung einer solchen Verfaßung die Volkssouveränetät, also nach seiner Ansicht auch die Begründung eines wahren Rechtszustandes, ein Ende habe, denn kein Mensch könne durch einen anderen repräsentirt werden. — Wo die Menschen, wie nach dieser rousseauschen Ansicht, atomisirt sind, ist Repräsentation unmöglich. Eine Familie läßt sich repräsentiren, denn sie setzt einen Complexus von Interessen voraus, der allen Gliedern derselben gemeinsam ist, den also auch ein einzelnes Glied vollständig vertreten kann; ebenso läßt sich ein Stand, überhaupt eine Corporation, eine Zunft, selbst noch eine Stadt (wenn sie ein in sich organisch gegliedertes Ganzes bildet), ferner ein großer Besitzthums-Complex, ein Institut wie die Kirche u. s. w. repräsentiren — aber ein einzelner, vereinzelter Mensch hat keine Repräsentation, als durch sich selbst, und eben so wenig eine arithmetisch aus atomisirten Individuen zusammengeworfene Masse, wie die rousseausche Staatsgemeinde.

Das, was bei diesen Widersprüchen in Rousseaus Geiste das Zusammenhaltende, Verbindende war, war überall: die Beengung durch gegebene Lebensverhältnisse. Rousseau war ein krankhaft reizbarer, und dabei mit sehr viel Gefühl und Talent ausgestatteter Egoist, der überall leicht verletzt war,

und sich deshalb nie mit einem Menschen oder mit einem Verhältnisse vertrug. Während er nun einzelnen Menschen und einzelnen Verhältnissen oft auswich durch Veränderung des Wohnortes und der Lebensverhältnisse, konnte er dem doch nicht ausweichen, daß überhaupt die Verhältnisse ihm fest gegenüber stunden, und nicht flüßig sich seinen Stimmungen und Bedürfnissen fügten. Er wuste aber diesem Unmuthe, diesem melancholisch heftigen Wesen Worte zu leihen, die eine höhere Berechtigung für dasselbe in Anspruch nahmen, und da sein Leben gerade in eine Zeit fiel, wo sich die Menschen überhaupt aller Zucht zu entwinden, und überall egoistisch als sittliche Atome hinzustellen suchten, muste sein Verhalten nothwendig, und um so mehr Beifall finden, als er mit Recht in den meisten Fällen wenigstens gegen die damaligen Verhältnisse die Natur auf seiner Seite hatte. So unsinnig seine Staatstheorie in sich ist — als Opposition gegen das schmähliche Hof- und Hurenregiment Ludwigs XV. hat sie noch einen Funken heiliges Wesens an sich. So unsinnig die Opposition gegen die bestimmte sociale und sittliche Ordnung ist, die er in seinen Romanen bildet, so hat sie gegenüber der ekelhaften Verzerrung, gegenüber der unnatürlichen Ziererei und des platten Egoismus, der sich der höheren, gebildeten Gesellschaft jener Zeit bemächtigt hatte, noch etwas Ehrwürdiges. Rousseaus Gemüth hätte, wenn er seine Zucht von einer andern Zeit von einer Zeit empfangen hätte, die ihn zu Ehrfurcht und Anerkennung geistig genöthigt hätte, das Edelste und Herrlichste leisten können; — gegenüber von seiner Zeit muste er zum Egoisten werden. Doch überall ist sein Wesen, wie das eines gefallenen Engels, während in Voltaire der geborene Teufel, der in seiner Teufelei, in vernichtendem Spotte und Hohne, in geistreicher Verachtung und elender Eitelkeit selige Teufel auf jeder Seite hervorspringt.

Auf das Volk war Rousseau von weit größerer Wirkung, als Montesquieu; daher denn auch die Erscheinung, daß beim Beginne der französischen Revolution, wo noch die Gebildeten dominirten, Montesquieu Hauptgewährsmann und Autorität war, während beim Fortgange der Revolution, als nun mehr und mehr die wirkliche Masse des Volkes zum politischen Mitsprechen kam, die rousseausche Auffaßung zur Domination gelangte. Die Vermittelung des rousseauschen abstrakten Staates übernahm nach der wißenschaftlichen Seite besonders Sieyes; doch davon ist hier nicht zu reden. Aus der Verbindung und Ineinanderarbeitung beider Ansichten, der montesquieuschen, welche als Ideal eine constitutionelle Monarchie mit s. g. geschiedenen Gewalten hinstellte, und der rousseauschen, welche von

der Souveränetät des Volkes und der gleichen Freiheit und Berechtigung der Individuen ausgieng, hat sich nun die jetzt in einem Theile Europas dominirende constitutionell-monarchische Ansicht entwickelt, bei deren Durchführung, wie jeder Kundige überall leicht bemerkt, die wahren Gewalten an Persönlichkeiten geknüpft sind, und sich hinter den Formen des Staates wie hinter Couliffen bewegen.

So groß die Wirkung von Rousseaus Tendenz-Romanen, von Montesquieus lettres persanes, die ja auch die in Frankreich bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse in aller Weise an den Pranger stellten, war, so gering würde die Wirkung des esprit des lois und des contrat social gewesen sein, wenn diese Bücher nicht sofort von einer ganzen litterarisch wirkenden, und zwar popularisirend wirkenden Partei aufgenommen worden wären. Diese Partei aber, welche nun die Resultate dieser politisch-revolutionären Ansichten aufnahm und populär machte, war keine andere, als die, welche auch die antikirchlichen, und zuletzt geradezu aller Religion feindlichen Ansichten im äußersten Extreme geltend machte. Es würde zu weit führen, auch nur die hervortretendsten Männer dieser Partei alle noch nach der Seite ihrer destructiven Wirksamkeit besprechen zu wollen. Nur Andeutungen in Beziehung auf einige mögen hier noch verstattet sein.

Der gewandteste Geist ohne Zweifel in dieser ganzen Reihe war Denys **Diderot**. Mit einer schöpferischen Dichtungskraft, welche alle Nuancen des französischen Characters in den feinsten Zügen zu faßen, welche lebendige und durch und durch unmittelbare Gestalten hervorzuzaubern vermag, verbindet dieser Mann eine Feinheit des philosophischen Gedankens und einen Reichthum positives Wißens, so wie das feinste Gefühl für gesellschaftliche Berührungen und Umgangsformen. Diderot ist nach der Seite seiner dichterischen Kräfte noch wenig gewürdigt; gewöhnliche Menschen mögen das Große seiner geistigen Bewegung oft gar nicht wahr nehmen, auch wenn sie ihn kennen; und um so weniger, da er nicht verschmäht Zoten zu reißen. Er hatte sich gleich St. Evremond und Fontenelle den schönen Redekünsten, der Mathematik und den Naturwißenschaften zugewendet*), und in seiner Jugend diese Rei-

*) Die Wichtigkeit der Erscheinung, daß gerade die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs seit der Mitte des 17. Jahrhunderts fast alle sich den exacten Wißenschaften mit Vorliebe zuwendeten, hat Schloßer in dem schon öfter citirten Werke an mehreren Stellen eindringend hervorgehoben. Wir geben nur zwei, die sich auf Voltaire beziehen, und sich Band II. S. 445 und 446 finden: „Wißenschaftlich betrachtet würden die Arbeiten Voltaires und seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, als sie in Cirey zusammen Mathematik und Physik trieben, bloß

gung trotz mannichfacher Hindernisse zu befriedigen gewust. Eine kleine Schrift unter dem Titel pensées philosophiques (1746) stellte ihn in die Reihe der Widersacher des Christenthums, und sofort war sein Ruhm in Frankreich begründet; und doch wird man von ihm sagen müßen, es fehlte seinem Geiste eben nichts, als das Christenthum, um ihn zu einer wahrhaft tüchtigen Wirksamkeit zu berufen. Ohne diesen Halt hat er für einzelne Zwecke, für eitle Aufgaben und um der Dinge willen, die in seiner Zeit und nächsten Umgebung schnell zu Achtung und Namen führten, seine edlen Kräfte elend vergeudet, vergeudet zum Theil an Werke des gemeinsten Schmutzes, wie seine bijoux indiscrets sind. Alle seine demokratischen, moralischen, pädagogischen und naturwißenschaftlichen Werke tragen den allgemeinen antichristlichen Character seiner Zeit im höchsten Grade — und dabei besaß er die Fähigkeiten, die zartesten Regungen der Seele darzustellen, auf religiöse Themata philosophisch einzugehen, nur daß sich überall zuletzt vernichtender Hohn an seine Feder hängt. Seine Romane wie Jaques le fataliste, und wenn man die religieuse einen Roman nennen will, gehen beide in den vernichtendsten Scherz aus und haben ebenso, wie die Theaterstücke eine durchdringende Tendenz die Lebensverhältnisse nach ihrer negativen, nichtigen Seite aufzuweisen; die Regungen des atomistischen Individuums als das Berechtigtere, die allgemeinen Gewalten des Lebens als eine trübe Last darzustellen. Die Wirksamkeit dieses herrlich ausgestatteten Geistes ist durch und durch eine social auflösende, sittlich verderbliche.

Hinsichtlich des Talentes gar keinen Vergleich aushaltend, aber ebenfalls und noch widriger in antichristlicher Wirksamkeit trat Claude Adrian Helvetius auf. Für diesen Mann, der sich ursprünglich den philosophischen Doctrinen Lockes, also einer Ansicht anschloß, die durchaus auf sinnliche Wahrnehmung

---

unbedeutend sein, da beide bloße Dilettanten waren; allein durch die Bedeutung, welche der Rang der Marquise, der Witz und das Talent dem Dichter gab, trugen sie viel dazu bei, den rechnenden und meßenden Wißenschaften eine ganz andere Bedeutung zu geben, als sie bis dahin gehabt hatten. Die alten Schulwißenschaften und die Contemplation sollten sinken, die Beobachtung der Natur und die äußere Bewegung des Lebens steigen, Voltaire gab nur den Ton an, seine Freunde, ein d'Alembert und andere vollendeten sein Werk, und niemand wird leugnen können, daß die ganze Schule, so wie die Franzosen überhaupt in den exacten Wißenschaften, und überall wo es auf Erfahrung und Beobachtung ankömmt, ihre Hauptstärke haben. Man darf dabei nicht vergeßen, daß auch Buffon und Lalande dieser Schule angehörten." — „Die Scholastik, die Theologie, die philologischen und antiquarischen Wißenschaften musten nach und nach den Erfahrungswißenschaften und der mathematischen Demonstration den Vorrang in der Welt und in den Schulen einräumen." — In dieser Bemerkung sind die tiefsten Gründe der französischen Revolution berührt.

und mathematisches und logisches Denken fußte, war es entscheidend, daß er schon in ziemlich jungen Jahren eine ganz außerordentlich große Einnahme (jährlich über 100,000 franz. Thlr.) als Generalpächter bekam, so daß er sich alle nur ersinnliche Genüße verschaffen konnte. Er war damals in einem Alter, wo der Mensch noch keinesweges zu einem sittlich fest geschloßenen Wesen gekommen zu sein pflegt, und da ihm nun seine äußere Lage so ganz die sinnliche Welt aufschloß, da ihn die damals geistig dominirenden Richtungen nur noch entschiedener dem Dienste der Sinnlichkeit zuführen mußten, ist es kein Wunder, wenn er zum völlig ausgebildeten, feinen Epikureer ward. Er ließ es aber nicht bei diesem praktischen Atheismus bewenden, sondern suchte durch sein 1758 erscheinendes Buch de l'esprit, und durch die später erscheinende Fortsetzung de l'homme diesem praktischen Atheismus eine geistige Rechtfertigung zu verschaffen, indem er ein zusammenhängendes System völlig materialistischer Weltansichten an die Stelle aller höheren Auffaßungen der Erscheinungen des menschlichen Lebens setzte.

Jean le Rond d'Alembert, ebenfalls der Mathematik und Physik vorzugsweise und mit Glück zugewendet, ein Mann, der wirklich die bedeutendsten Talente besaß, gab seit 1750 mit Diderot, Rousseau und mehreren andern der ausgezeichneteren Männer dieser Richtung die Encyclopädie heraus, d. h. ein Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des metiers — ein Werk, was in ähnlicher Weise, wie früher das Wörterbuch von Bayle, und wie in unsrer Zeit etwa das Conversationslexikon dahin wirkte, Kenntnisse popular zu machen; was aber zugleich mit diesen Kenntnissen eine bestimmte Welt- und Lebensansicht verbreitete*); die letztere war aber keine andere, als

---

*) Wir führen hier als bis auf einzelne Aussprüche durchaus treffend Schlossers Bemerkungen über dies Unternehmen an (Bd. II. S. 516. 517.), wie wir denn in so vielem Einzelnen nur Schlossers Urtheile über die Litteratur dieser Zeit unterschreiben können, ohngeachtet wir im Ganzen von einem dem seinigen ganz fern liegenden Standpuncte der Betrachtung ausgehen: „Der Prospectus des großen Werkes (dictionnaire universel et raisonné des connaissances humaines) dessen erste beiden Bände im Jahre 1751 erschienen, war Diderots Arbeit und darf nicht mit d'Alemberts Einleitung verwechselt werden. D'Alemberts Einleitung ist durch logische und mathematische Schärfe und Gedrängtheit ausgezeichnet; diese vermißt man in Diderots Prospectus völlig und schon in diesem dem großen Werke einverleibten rhetorischen Probestücke erscheint er prahlerisch, anmaßend geschwäßig („worin wir nur den Beweis finden, daß er zu beßerm Schaffen, als zu solchen Dingen eigentlich geboren war" Zusatz). Diderot hatte außer der Generalredaction auch die Artikel der Künste und Gewerbe übernommen, und wollte in Verbindung mit d'Alembert die von den anderen Mitarbeitern gelieferten Artikel durchsehen; auch übernahm er, wahrscheinlich nur, weil er Stanley übersetzt hatte, die Artikel über die älteste Philosophie. Diderot beleidigte gleich im ersten Buchstaben des Alphabets alle diejenigen, welche sich nicht entschließen konnten, einen ganz trostlosen Unglauben gegen einen gefähr-

jene ihre Erkenntniss auf sinnliche Wahrnehmung, mathematisches und formell-logisches Denken (d. h. zusammengenommen bei diesen Leuten: raison, Vernunft) beschränkende, mit dem Christenthume und dem christlich germanischen Staate in einem Todeskampfe begriffene, ihre Waffen aus den (nach der politischen Seite) halbverstandenen Schriftstellern und Verhältnissen des klassischen Alterthums und aus dem damals actuell-verfaulten Zustande von Staat, Kirche und bürgerlicher Gesellschaft in Frankreich nehmende Ansicht, die man philosophie nannte. Durch die Encyclopädie wurden die Ausführungen und Consequenzen dieser Ansicht allen zugänglich und verbreitet; durch die Encyclopädisten und ihre Freunde (Raynal, Mably, Boulanger, la Mettrie u. s. w.) wurden damals litterarische Notabilitäten in der französischen Litteratur gegründet, und wen sie erhoben, der war es nun schon nicht bloß in Frankreich, sondern bei fast allen bedeutenderen europäischen Fürsten, mit denen Voltaire, Helvetius, Diderot, d'Alembert u. s. w. in der nächsten Beziehuug stunden.

Die Verblendung der damaligen Zeit an Höfen ist unglaublich — wie man, um nur von diesen französischen Schriftstellern geachtet und gepriesen zu sein, um nur den Ruhm sich zu bewahren, daß man nicht von s. g. préjugés dominirt werde, gar keinen Anstoß daran nahm, daß Raynal drucken laßen

lichen Aberglauben oder einen vielleicht einfältigen Glauben, der aber doch tausende von Menschen tröstet und erquickt („diese rohe Aeußerung unterschreiben wir nicht" Zusatz) einzutauschen. In dem Artikel ame schon findet man eine Entwickelung des traurigen Materialismus der wüsten, genialen Gesellschaft der Pariser Salons, deren Redner oder Schwätzer Diderot war. In dem Artikel Intoleranz erlaubte sich der Vertheidiger der Duldung jedes Zweifels und folglich auch jedes Glaubens und Aberglaubens eine viel unwürdigere Sprache gegen das Christenthum, dessen Geist und moralische Wirkung nur ein Narr oder ein Frevler verkennen kann, als sich irgend einer der von ihm mit Recht gescholtenen Frömmler je gegen diejenigen erlaubt hat, die sich nicht gerade so ausdrücken, als der Katechismus lehrt; dadurch schadete er seiner eignen Sache, was selbst seine Freunde fühlten. Von diesem Augenblicke an hatte das große Realwörterbuch, von dem sich nach und nach sogar d'Alembert zurückzog, seine eigne Geschichte, und Diderot kämpfte, von Voltaire unterstützt, der allein ebenso fanatisch war als er, gegen seine Regierung, gegen alle Mäßigung und Behutsamkeit, gegen seinen Verleger und das Publikum auf eine allerdings thörichte Weise, doch kann man nicht umhin, seine Ausdauer und seinen Eifer zu bewundern, wenn man auch die Art seiner Wirksamkeit tadeln muß. Das Geschäft ward ihm ungemein erschwert, da die Regierung das Werk bald einmal verbot, bald, von vielen Seiten bestürmt, wider erlaubte, da der gemäßigte Theil des Publicums sich davon zurückzog oder sich laut beschwerte, da er endlich sogar mit seinem Verleger in Streit gerieth, der, um wenigstens die ärgsten Ausfälle zu mildern, die Druckbogen einer letzten Revision unterwarf. Der Vortheil der Arbeit hatte kein Verhältniß zur Mühe und zum Verdruß, den sie verursachte, und so groß auch Diderots Fertigkeit im Reden und Schreiben bekanntlich war, so konnte er doch dem Geschäfte nicht durchaus vorstehen; er muste Fabrikarbeiter annehmen, die dann natürlich auch nur Fabrikwaare liferten."

konnte: „er kenne kein Verbrechen, als die christliche Religion zu bekennen und die Könige in Ehren zu halten" — daß er an einer anderen Stelle die Könige wilde Thiere nennt, welche die Nationen fräßen und seinen Aerger ausspricht, daß die Völker, statt zu brüllen, stille säßen; — daß er die Könige wider an einer anderen Stelle mit Saturn vergleicht, der seine eignen Kinder gefreßen; daß er sie Henker ihrer Unterthanen nennt u. dgl. mehr, wie es sich auch bei allen anderen Männern dieser Tendenz, nur nicht immer in gleich unvorsichtigen Worten findet. Diderots ekelhaft fanatischer Wunsch, er möge den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters erdroßelt sehen, ist bekannt genug.

Diese Leute waren es, welchen Könige den Hof machten; welche durch ihre Encyclopädie überall abstractes Denken an die Stelle des gläubigen und wahrhaft vernünftigen schoben; welche sich so der academie française bemächtigten, daß in dieses über litterarische Celebrität in Frankreich entscheidende Institut christlich gesinnte Männer gar keinen Zugang mehr fanden; welche die ganze wißenschaftliche Kritik in Frankreich in ihre Hände bekamen; welche so auf die öffentliche Meinung, selbst auf die Regierung zu wirken wusten, daß die Jesuiten, die, wie widrig sie auch in Vergleich mit den Jansenisten erscheinen mochten, doch nun noch die treuesten, wenn auch (in Folge der argen Sünden, die ihrem Wesen anhiengen) nicht die geeignetesten Vorkämpfer der christlichen Kirche in Frankreich gegen den Unglauben waren, in Frankreich in sittlichen, politischen und wißenschaftlichen Verruf gebracht und vertrieben wurden — ja! nicht bloß in Frankreich, sondern die Einwirkung der in dieser französischen Opposition ausgebildeten Ansicht auf andere Höfe brachte am Ende jenes Anstürmen der katholischen Fürsten bei dem päbstlichen Hofe hervor, welchem Pabst Clemens im J. 1773 endlich nachgab, und in Folge dessen er den ganzen Orden aufhob.

D'Alembert namentlich hatte einen solchen Einfluß gewonnen, daß er fast allen vornehmeren Familien in Frankreich Erzieher und Hauslehrer vorschlug; seine Empfehlung galt für unzählige Lehrstellen einer Ernennung gleich. Der Club des reichen pfälzischen Baron Holbach (la synagogue des encyclopaedistes: Diderot, Duclos, Helvetius, Marmontel, Grimm, Laharpe, Condorcet, Raynal, Morellet u. s. w.) in Paris ließ eine Pfenniglitteratur, die die wesentlichen Resultate dieser Philosophie dem gemeinsten Haufen mundrecht machte, in Paris in den Jahren 1763—1766 colportiren*).

*) Schlosser a. a. O. B. II. S. 519. „In dieser Gesellschaft wurden, wie auf einem Congresse, die Lehren förmlich debattirt, die man bekannt machen, die Ge-

Unbegreiflicher übrigens, als die Bewunderung dieses Kreises s. g. Philosophen durch die Fürsten und Großen jener Zeit, deren Eitelkeit sich in der geistigen Anerkennung durch diese Herren der damaligen Weltlitteratur spiegelte, ist es, daß man auch in unserer Zeit noch keine Augen dafür gewonnen hat, daß politische Umwälzungen sich lange vorher auf litterarischen und religiösen Gebieten vorbereiten, und daß jede Regierung verloren ist, welche sich zu solchen Erscheinungen nur wie ein den Luftzuständen nachgebendes Thermometer verhält, statt auf dem festen Felsen geoffenbartes Glaubens und im Leben des Volkes erwachsener Sitten und Rechte über die litterarischen Zustände selbst eine ihr von Gott und Rechtswegen zustehende höhere Domination zu üben. Freilich gehört zu solcher Domination, wenn sie nicht gerade das Entgegengesetzte von dem hervorrufen soll, was sie beabsichtigt, auch ein reineres Herz und unbefleckteres Gewißen, als in Frankreich die Regierung haben konnte; sie war, so wie die Sachen sich einmal entwickelt hatten, nothwendig ihren eignen Sünden verfallen. Daß aber das Sündenstrafgericht, was sich, wie wir gesehen, litterarisch vorbereitete, und welches nachher unabwendbar und blutig über Hof und Regierung hereinbrach, zugleich ein furchtbares Strafgericht für die Werkzeuge der Strafe selbst, und für alles, was sich nicht auf das Entschiedenste von ihnen und ihren Tendenzen lossagte, geworden ist, und täglich noch weiter wird, muß dabei streng im Auge behalten werden.

Einer Richtung. die sich nicht sowohl litterarisch glänzend, als auf die Betrachtung des Staates und seiner Aufgaben einfluß-

---

cher die man herausgeben wollte, und Holbach half bei der Verfertigung der Bücher und gab Geld zum Drucke. Die Anzahl der auf diese Weise ins Publicum gekommenen Schriften ist so groß, daß Barbier, welcher ein Wörterbuch anonymer und pseudonymer Schriftsteller herausgegeben hat, nicht weniger als 47 Bücher aufzählt, welche man Holbach zugeschrieben hat. Wir wählen aus der großen Anzahl der von den Herren der holbachschen Gesellschaft verfertigten Bücher das dreisteste und berüchtigste, das s. g. Natursystem (système de la nature ou des lois du monde physique et moral). nicht, um es genau durchzugehen oder gar zu prüfen, sondern nur um anzudeuten, daß man die Revolution ganz ungerechter Weise anklagt, ein System vernichtet zu haben, welches lange vorher, ehe man an Revolution dachte, nicht mehr vorhanden war." u. s. w. — — S. 522. „Die angeführten Sätze vernichten, wie man sieht, die göttliche Weltordnung und das innere Leben, wir wollen noch den Satz hinzufügen, aus welchem die Verfaßer die Nichtigkeit der moralischen Ordnung des menschlichen Lebens und die Falschheit der Annahme eines Grundsatzes der Sittlichkeit folgern. Wenn der Mensch, heißt es in dieser Beziehung, seiner Natur nach genöthigt ist, sein eignes Wohlsein zu lieben, so ist er auch genöthigt alle die Mittel zu suchen und anzuwenden, die ihm Behaglichkeit und Wohlsein verschaffen können. Es ist daher abgeschmackt, zu erwarten, daß ein Mensch die Tugend liebe, wenn dies ihn unglücklich machen würde; sobald das Laster ihn glücklich macht, muß er das Laster lieben."

reich entwickelte, müßen wir hier noch gedenken, das ist die Umwälzung welche in den staatswirthschaftlichen Ansichten vorgieng. Ursprünglich durch richtige Beobachtung und tüchtiges Streben motivirt arbeitete doch auch diese Bewegung der Geister, wie wir sehen werden, zuletzt hauptsächlich der sittlichen Auflösung in die Hände — es ist die Bewegung, welche die Ergebnisse des s. g. physiokratischen Staatswirthschaftssystems zur Geltung zu bringen suchte. Die Elemente zu diesem Systeme wurden zunächst durch die Opposition gegen das in Frankreich zur Landplage gewordene Mercantilsystem gegeben. Das Mercantilsystem nannte das Verhältniſs der Ausfuhr aus dem Lande zur Einfuhr die Handelsbilanz, und diese Handelsbilanz günstig für sich zu stellen, das heißt mehr an andere zu verkaufen, als von ihnen zu kaufen, also bei der Abrechnung der eingeführten gegen die ausgeführten Waaren noch baares Geld als Ueberschuß für das mehr Ausgeführte zu erhalten, das war das ganze Absehen dieses Systemes, welches deshalb solche Industriezweige, welche Gegenstände für den auswärtigen Handel liferten, vorzugsweise protegirte und dagegen die Einfuhr außerordentlich erschwerte; manche Einfuhrartikel ganz ausschloß, andere so hoch besteuerte, daß die Steuer einem Verbote gleich kam und so die inländischen Hersteller dieser Artikel bei der Festsetzung des Preises derselben von der Schranke befreite, die in der Concurrenz des Auslandes liegt — im Grunde diesen Herstellern auf Kosten des übrigen Volkes ein Geschenk von dem Betrage dessen gewährte, was diese nun mehr sich für ihre Waare zahlen ließen, als wofür das Ausland sie gelifert haben würde. Dagegen setzte man direct Prämien auf die Ausfuhr und auf die Fabrication solcher Gegenstände, die der Ausfuhr dienten. Zu Gunsten dieser Industrie, die dem auswärtigen Handel diente, namentlich zu Gunsten der Fabrikarbeiter, hielt man den Getraidehandel nider, verbot die Getraideausfuhr ganz oder erschwerte sie doch sehr — ja! in Frankreich selbst war der Getraidehandel von einer Provinz zur anderen sehr erschwerenden Bedingungen unterworfen — um möglichst die Getraidepreise nidrig und so zu halten, daß der Fabriklohn nicht so hoch zu steigen brauchte, um die Concurrenz mit auswärtiger Fabrication zu gefährden. Theils dadurch, theils weil man sich um die Hebung der Agricultur überhaupt nicht sorgte und also eine Menge bedeutungslos gewordener Theile der feudalen ländlichen Einrichtungen, deren Bestehen dem Aufschwunge des Landbau's aber hinderlich war, nutzlos fortdauern ließ, sah sich die Landwirthschaft-treibende Bevölkerung Frankreichs in sehr drückenden Verhältnissen. Diese Lage hatte als Knabe genau kennen lernen François

Quesnay (geb. 1694 zu Merei bei Monfort l'Amaury gest. 1774 zu Paris). Er war der Sohn eines Advocaten, der sich aufs Land zurückgezogen hatte, wo er ein kleines Landgut bewirthschaftete. Diese der reflectirenden Klasse angehörige Oekonomenfamilie mochte in ihrem Kreise schon immer das Einseitige und Schiefe des Mercantilsystemes zum Gegenstande ihrer Besprechungen und Klagen gemacht haben, und jedesfalles faßte später Quesnay die Mängel dieses Systemes scharf ins Auge. Er trat mit einem neuen Systeme dagegen auf, was nach der negativen, dem Mercantilsysteme zugekehrten Seite viel Richtiges und Scharfsinniges enthält, aber nun auf das andere Extrem, der Geringschätzung der Gewerbe und des Handels fällt, und alle ökonomischen Seiten des Staatslebens nur unter dem Gesichtspuncte betrachtet, wie man sie am meisten zum Vortheile der Bodencultur von Seiten des Staates behandeln könne, zugleich aber bei der Bodencultur von jeder sittlichen Beziehung des Grundeigenthumes zur menschlichen Gesellschaft absieht, den Vortheil der Bodencultur nur in dem möglich höchsten Ertrage sucht, und deshalb den Boden ganz lastenfrei machen, von allen Schranken der Theilbarkeit und Veräußerlichkeit frei machen will, gerade wie auch das Gewerbe von der genoßenschaftlichen Ordnung, d. h. von aller Beschränkung durch Zunftgerechtsame und Gewerbeordnung. Es war der erste Versuch, die Staatswirthschaft frei zu denken und dann auch frei zu machen von allen sittlichen Beziehungen, sie nur unter den Gesichtspunct des reinen Gewinnes zu stellen. Es kann hier nicht der Ort sein die genetische Entwickelung der menschlichen Eigenthums- und Erwerbsverhältnisse, wie diese Ansicht sie sich dachte, weitläufiger zu entfalten oder die Nomenclatur zu erklären, welche dieses System einführte, indem man die Bestandtheile des Vermögens und des Einkommens anatomisch auseinander zu halten und isolirt zu betrachten suchte. Quesnay war Arzt, war ein sehr angesehener Arzt geworden (Leibarzt der Pompadur) und fand so volle Gelegenheit, seine Ansichten in den höheren Kreisen der französischen Hauptstadt zu verbreiten. Im J. 1758 gab er ein tableau économique und später maximes generales du gouvernement économique heraus. Es hatte sich aber bis dahin ein ganzer Kreis von Jüngern dieser neuen Staatswirthschaftslehre gebildet und dieser Kreis erweiterte sich täglich. Den Mittelpunct desselben bildete längere Zeit der ältere Mirabeau (Victor Marquis de Mirabeau), der durch seine Verbindungen mit dem Markgrafen Friedrich von Baden, mit Großherzog Leopold von Toscana, mit Gustav III. von Schweden wesentlich zu Verbreitung des Einflußes französischer Denkweisen an den europäischen Höfen gewirkt hat. Von sei-

nen ökonomischen Schriften sind die bedeutendsten: l'ami des hommes ou traité de la population (8. voll. 1756), welches Werk ihm selbst den Beinamen l'ami des hommes eintrug; und: théorie de l'impôt 1760.

Während der Zeit, wo unter Ludwig XIV. Frankreich zu so gewaltigem Ansehen gestiegen war, hatte die französische Sprache bei dem internationalen Verkehre in Europa die lateinische verdrängt. Es war eine ganz ähnliche Erscheinung widergekehrt, wie im 13. Jahrhundert, daß die französische Sprache nämlich die Sprache des Adels in einem großen Theile Europa's geworden war. Die Türken sagen ganz richtig, wer eine andere Sprache lernt, nimmt eine andere Seele in sich auf. Man konnte vollkommen die französische Sprache nicht lernen, ohne in gewissem Grade auf französische Denkweise, auf die innere Sprachform des Französischen einzugehen. Der Wunsch in gebildetster Weise in französischer Sprache sich zu äußern, der die höheren Stände aller europäischen Völker ergriff, nöthigte sie, die innigste Vertrautheit mit der französischen Litteratur zu suchen, und so ward die Opposition zu den hergebrachten sittlichen Verhältnissen, die sich in der französischen Litteratur Platz machte, gerade in die höchsten Kreise anderer Nationen hereingetragen. Fürsten und Minister behandelten Kirche und hergebrachte Verfaßung mehr oder weniger als alte Vorurtheile. Wenn man eine Bildungs- oder Vergnügungsreise oder auch eine diplomatische Reise nach Paris machte, suchte man vor Allem die Bekanntschaft mit den weltberühmten Schriftstellern. Diese schrieben zum Theil für auswärtige Große. Es war der äußerste Ruhm, das Werk eines ausgezeichneten französischen Schriftstellers gewidmet zu erhalten; gar eines seiner Werke, was nicht sofort gedruckt ward, in Manuscript zugeschickt zu erhalten; mit diesen Schriftstellern in Correspondenz zu stehen; von Montesquieu, Rousseau, Quesnay oder gar von Voltaire und Diderot ein Wort des Lobes und Preises zu erhaschen. Durch die Empfehlung dieser Leute kamen Lehrer, Secretäre, Gesellschafter in die Kreise der vornehmeren Welt durch ganz Europa.

Zweites Kapitel.

Der Norden und Osten Europa's in der Zeit, wo er sich allmälig dem Einfluße französisches Geistes aufschloß.

§. 1. Peter der Große.

Das von den Warägern im früheren Mittelalter in Rußland gegründete Reich*) war im 13ten Jahrhunderte den Mongolen unterthänig geworden. Unter den verschiedenen Zweigen des über die Waräger herrschenden rurikschen Hauses erhielt sich nur die Linie von Moskau durch die servile Fügsamkeit der aus derselben stammenden Fürsten gegen die mongolischen Herren und durch treulose Grausamkeit gegen alle Nebenverwandte. Es liegt dies von jeher im Charakter der östlichen Slawen: feine Schmiegsamkeit und Fügsamkeit, eine gewisse Lebenskraft in den bedrücktesten Verhältnissen; und daneben Rücksichts- und Gefühllosig-

*) Der Streit über die Herkunft der Waräger hat sich neuerdings besonders durch Frähns Untersuchungen dahin entschieden, daß dieser Volksstamm scandinavisches, also deutsches Stammes war. Skandinavier, wahrscheinlich von den östlichen, von den schwedischen Gegenden ausgehend, unternahmen unter dem Namen Rôs wohl schon in der ersten Hälfte des 9ten Jahrh's Expeditionen gegen die Ostküsten und Ostländer Europa's, während deren westlichere Stammverwandte die westlichen Küsten und Meere mit immer neuen Gefahren bedrohten. — Die beste Zusammenstellung der hierher gehörigen Stellen s. bei Zeuss (die Deutschen und ihre Nachbarstämme. München 1837. 8vo) S. 547 ff. Zeuss leitet den Namen Ῥῶς vom altn. **raesir** (**cursor**, man denke an das schweizerische: Reisläufer) ab und parallelisirt damit **Raerekr** als skandinav. Form von Rurik. — Die Rôs oder Russen werden scheinbar zuweilen von den Wariagi oder Wariazi, Warägern (Warangen, *Βαραγγοι*, **Vaeringjar**?) unterschieden; doch ist offenbar der Name Wariazi an diesen Stellen ein Gattungsbegriff, der aus der Heimath ausgezogene germanische Haufen überhaupt bezeichnet, welche also die von Skandinavien ausgegangenen nun einmal unter dem Namen Rôs bekannten sein können, an anderen Stellen aber auch nicht sein können. Rurik hatte in dem nördlichen Rußland in der letzten Hälfte des 9ten Jahrhs. sein Reich gegründet, und in Nowgorod seinen Sitz genommen. Nach seinem Tode erhielt sein Reich auch eine große Ausdehnung nach Süden; bald aber verschmolz der Stamm der deutschen Eroberer mit den unterworfenen Slawen in Sitte und Sprache zu einem Volke.

keit, sobald die reinverständige Beurtheilung von Verhältnissen gefühlloses Durchgreifen erfordert. Diese Grundeigenschaften sind es, welche in der moskauischen Linie der rurikschen Dynastie, die nachher das russische Reich befreite und herstellte, in ausgezeichnetem Grade zu finden sind. Unter der mongolischen Tyrannei hatten die untergeordneten Fürsten von Moskau als der Großchane fügsame Diener in ihrem Kreise ihre Gewalt despotisch concentriren können. Die concentrirte Gewalt benutzte Iwan III. Wasiljewitsch im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts, um das mongolische Joch abzuschütteln. Enthält nun aber die unbegrenzte Fülle der Gewalt schon eine Verführung für die gebildetsten Kreise, und ist es da schon schwer, nicht durch diese Gewalt selbst entsittlicht zn werden, wie viel mehr muste nach der Befreiung der so rohen Russen ein wüster Misbrauch der Gewaltfülle ihrer Fürsten die Folge sein. Eine entsetzenvolle Zeit der Gewalt folgte unter den nächsten Großfürsten; besonders unter Iwan IV. Wasiljewitsch (genannt Grosny d. h. der Schreckliche), der alles, was während seiner Minderjährigkeit von selbstständigeren Stellungen in Rusland sich wider hatte bilden wollen, mit fürchterlichster Grausamkeit unterdrückte, und in der Weise eines Despoten das Land in die Höhe zu bringen suchte. Er suchte Künstler und Gewerbsleute aus Deutschland an sich zu ziehen; aber die Hanseaten waren ihm hinderlich. Er errichtete die Strelzi (ein Schützencorps, welches mit Feuergewehr bewaffnet war) u. s. w. Während seiner Regierung knüpften sich die Handelsverhältnisse der Holländer und Engländer mit Archangel an. Er ließ die erste Druckerei in Moskau anlegen; und suchte die Ostseeprovinzen (Esthland und Liefland) zu erobern, konnte sie aber nicht behaupten. Von dem schwarzen Meere war Rusland damals noch durch die dem Reiche nicht unterworfenen Kosacken abgeschloßen. So regte sich der Schmetterling in der Puppe, ohne schon Kraft genug zu besitzen zu deren Sprengung.

Als Iwan IV. 1584 starb, hatte er seinen tüchtigen ältesten Sohn in einem seiner Wuthanfälle selbst getödtet.

Der zweite, Feodor Iwanowitsch, folgte. Er besaß alle Fügsamkeit des russischen Characters, aber die Kraft, die sich damit paaren läßt, fehlte. Sein Vater hatte dies erkannt, und ihm einen Staatsrath aus den noch übrigen Großen des Reiches zur Seite gestellt. Die Folge war, daß diese Räthe über Umfang und Ausübung ihrer Gewalt in Streit geriethen, und daß zuletzt der die Gewalt allein behielt, der die Grundzüge des russischen Characters am ausgezeichnetsten an sich trug. Dies war Boris Godunof, der Schwager Feodors. Er wuste die anderen Großen, so weit sie Iwans Grausamkeit noch geschont hatte, vom Hofe zu entfernen oder aus dem Wege zu räumen; dann ließ er den jüngeren Bruder Feodors, den Dmitry, der noch ein Kind war, in Uglitsch ermorden, und behandelte diese Stadt, als wäre sie an dem Morde schuld. Er zerstörte sie. So war Feodor der einzige übrige Zweig der herrschenden Linie von Ruriks Stamme. In demselben Jahre aber, wo Boris den Dmitry ermorden ließ, erkaufte er von dem Patriarchen zu Constantinopel das Recht eines eigenen Patriarchen für Rußland. So hatte Boris Alles vorbereitet, nicht nur daß er nach Feodors Tode der einzige Erbe des Thrones, sondern auch, daß das Haupt der russischen Kirche in seiner Gewalt war, was ihm allein die Krönung sicherte. Der nidere Adel ward durch gänzliche Verwandlung der Bauern in Leibeigene gewonnen; der höhere war fast vernichtet; die Hauptstädte waren theils mit Festungen versehen, theils, wie Archangel, von den letzten Regierungen durch Begünstigung des Handels gewonnen. Keine Macht war in Rußland mehr gegen Boris vorhanden, als Feodor 1589 starb. Boris lud die Großen, lud das Volk zur Wahl eines Nachfolgers ein; — keiner von einem rurikschen Nebenzweige meldete sich; — die Wahlversammlung war peinlich gespannt, bis der Patriarch des Boris Namen aussprach, den nun alle nachriefen. Boris aber saß so fest in seiner Gewalt, daß er die Comödie einer hartnäckigen Weigerung der Annahme der höchsten Titel aufführen konnte. Ueber einen Monat dauerte dieses Spiel, während dessen weiterer Entwickelung Boris sich ins Kloster zurückgezogen hatte, und

doch mit seinen Winken Alles leitete. Auf den Knieen, mit Thränen muste er gebeten werden um Annahme der Krone, von der doch jedermann wuste, daß sie jedem das Leben kosten werde, der außer Boris sie zu berühren wagte. Kaum hatte er endlich die Krone angenommen, als er sich mistrauisch gegen alle noch übrigen Großen des Reiches wendete. Am erbittertsten war er gegen die Familie Romanow, die dem rurikschen Stamme verwandt war. Das Haupt dieses Hauses konnte dem Henkerbeile nur durch Eintreten ins Kloster entgehen. So weit Boris herrschte, war nun alles leibeigen; die Bauern dem Adel; der Adel ihm. Tausende wanderten zu den Kosacken aus, um dieser Hierarchie der Sclaverei zu entgehen. Eine Hungersnoth plagte das Land; ein Bauernaufruhr brach aus; ein Mönch, der von Polen unterstützt, in Rusſland mit dem Vorgeben aufgetreten war, er sei der ermordete Dmitry, setzte Boris so in Angst, daß dieser sich vergiftete 1605. Der falsche Dmitry blieb ein Jahr lang Zar. Gegen ihn trat endlich ein Nebensproß des rurikschen Hauses, Wasily Schuiskoy, auf; er ward getödtet, Wasily in Moskau anerkannt – aber Polen und Kosacken überschwemmten das Land, belagerten Wasily in Moskau, und dieser sah endlich nur noch Hilfe bei Karl IX. von Schweden, der ihm unter de la Gardie zwar Hilfe nach dem nördlichen Rusſland sandte; aber die Schweden erlitten eine Niderlage; Wasily unterlag. Moskau blieb von Polen, Nowgorod von Schweden besetzt, und das einzige allgemeine Band bildete in Rusſland in dieser Zeit noch die Kirche, die dem Einfluße der protestantischen Schweden so feindlich war, als dem der katholischen Polen. Der anarchische Zustand dauerte bis 1612. Aufstände aller Klassen des Volkes, in allen Theilen des Landes waren auf einander gefolgt; endlich erhob sich jener, zum Geistlichen und indessen zum Metropolitan von Rostow gewordene Chef des Hauses Romanow, und hatte überall im Lande die Kirche auf seiner Seite. Neun Jahre hatten ihn die Polen in Feßeln gehalten; nun führte er die Russen, und diese erhoben seinen (mit der Mutter bis dahin im Kloster zu Kostroma lebenden) Sohn 1613 zum Zar, nach einer lang-

uernden, stürmischen Wahlversammlung, an welcher Boja-
, Deputirte der Städte und Geistliche Theil nahmen.
ichael Feodorowitsch Romanow muste bei seiner Thronbe-
igung einen Eid leisten, der der Kirche Schutz zusagte,
en Amnestie, und dem Rechtsbestande eine unverbrüchliche
auer gewähren sollte.

Der Friede, den Michael 1617 mit Schweden schloß, ward durch Aufopferungen erkauft. Auch der Friede mit Polen war nicht ohne große Opfer 1618 zu erlangen. Zwar machte Michael 1632 einen Versuch nach König Sigismunds Tode den Polen die abgetretenen Landschaften wider abzuzwingen; allein König Wladislaus IV. (1632—1648), der vorletzte aus der Dynastie Gustav Wasa's in Polen, drang bis Moskau vor, und erzwang im Frieden von Wiasma 1634 die Abtretung auch aller Ansprüche auf Kurland, Lifland und Esthland, welche Provinzen damals zum Theil in den Händen der Polen, zum Theil in denen der Schweden waren.

Als im Jahre 1643 auf Michael sein Sohn Alexei Michaelowitsch folgte, hatte er zuerst innere Kämpfe zu be-
ehen: — in Moskau selbst wegen eingeführter Monopo-
en; — mit den Roskolniken wegen der verbeßerten kirch-
chen Anordnungen durch den Patriarchen Nikon. Aber zu Statten kam ihm, daß die Kosacken, welche sich an Polen
ngeschloßen hatten, von Johann II. Kasimir bedrückt wur-
en, indem sie Katholiken werden und das polnische Leib-
igenschaftsverhältniſs bei sich einführen sollten. Sie wen-
deten sich 1654 zu Ruſsland, und stellten sich unter den Schutz des Zars. In dem Kriege, der folgte, eroberte Alexei Smolensk, und überhaupt das früher an Polen Ver-
lorene; und auch als 1658 ein Theil der Kosacken sich wi-
der an Polen anschloß, blieb doch Ruſsland nachher im Stillstande von Andrussow für immer im Besitze von Smo-
lensk, Sewerien, Czernigow und der Ukraine jenseits des Dnieprs. Dieser Friede war herbeigeführt worden dadurch, daß 1666 sich eine dritte Partei der Kosacken unter Doro-
schenko an die Türken angeschloßen hatte, die nun die Ukraine für sich forderten. Um sich gegen die Türken wenden zu können, vertrugen sich Polen und Russen. Auf Alexei folgte 1676 Feodor Alexejewitsch. Inzwischen war auf dem pol-

nischen Throne im J. 1674 Johann Sobiesky gefolgt, und er kam gleich anfangs in solches Gedränge durch die Türken, daß er ihnen nach der Niderlage bei Zarovno Kamieniec abtreten muste, und den polnischen Antheil an der Ukraine. Die Russen hatten nachher den Türkenkrieg allein zu tragen; führten ihn aber so glücklich, daß die Türken 1680 in dem 20jährigen Stillstande zu Radzin auf die Ukraine Verzicht leisteten, die den Russen blieb.

Als Feodor 1682 starb, folgten ihm seine beiden Brüder: der geistesschwache Iwan Alexejewitsch und der erst zehnjährige Peter Alexejewitsch — beide unter der Vormundschaft ihrer Schwester Sophia.

Als nämlich Feodor starb, schloßen die Bojaren Iwan von der Thronfolge aus, und wählten Peter, der (Juni 1672) von einer zweiten Gemahlin Alexeis (Natalia Narischkin) geboren war. Die Strelitzen aber empörten sich gegen diese Wahl, sprachen über die Bojaren, die Peter gewählt hatten, die Acht aus und massacrirten alle diejenigen Verwandten Peters von der Mutterseite, deren Vormundschaft sie fürchteten. Doch erkannte man Peter als Mitregenten Iwans unter Sophien's Vormundschaft an. Allein durch diese Vorgänge waren die Strelitzen auch zu einer Staatsmacht erhoben worden, so daß ihr Wille nun selbst Sophien in höchst unangenehmer Weise beschränkte, bis sie nach drei Jahren sich von dieser Bevormundung einigermaßen befreite, indem sie die frechsten hinrichten ließ, den übrigen Amnestie bewilligte.

Unter Sophiens Regierung ward der Waffenstillstand von Andrussow in einen ewigen Frieden zwischen Polen und Rußland verwandelt im J. 1686, und in diesem ward auch Kiew den Russen auf ewige Zeiten überlaßen. Alles geschah, um gegen die türkische Macht, welche damals Oestreich und Venedig auf das Härteste bedroht hatte, einen hinlänglichen Wall aufzubauen. Polen und Russen schloßen sich Oestreich und Venedig an, nachdem schon früher Johann Sobiesky und Herzog Karl von Lothringen den Vezir Kara Mustapha im Sept. 1683 bei Wien, was er belagerte, geschlagen, und dann Herzog Karl Ungarn ziemlich gesäubert hatte. Die Schlacht bei Mohacz warf die Türken vollends zurück. Die Ungarn erkannten ihr Reich in dieser Zeit als habsburgisches Erbreich an, und Apaffi, der Fürst von Sie-

nbürgen unterwarf sich dem Hause Oestreich als Vasall, estreich erwarb dann bald durch friedlichen Vertrag auch iesen Rest der fürstlichen Gewalt in Siebenbürgen im J. 699. In den folgenden Jahren erfochten die Verbünde-n, und namentlich die Oestreicher noch eine Reihe Siege, um Theil in eigentlich türkischen Landschaften, in Servien, Bulgarien, bis der Friede von Karlowitz 1699 die Tür-en für immer in Ungarn auf die Südseite der Donau zu-ückwarf.

Sophie hatte inzwischen die Absicht gehabt, ihren Bru-er Peter, den sie nicht auf gewaltsame Weise beseitigen mochte, und der gleichwohl die entschiedensten Beweise ein-geborner Geisteskraft gab, durch Verführung verderben zu aßen; und dies ist ihr in so weit gelungen, als sinnliche Ausschweifungen Peters Hang blieben, und seinen Körper frühzeitig Krankheitszufällen unterwarfen. Schon 1684 hatte Sophie den blödsinnigen Iwan sich verheirathen laßen, um durch dessen Nachkommenschaft Peter (dessen spätere Rache sie fürchten muste) ganz zu beseitigen. Peter selbst ward entfernt vom Hofe in Preobraschenskoe aufgezogen, und zwar von Fremden und zum Theil in fremder Weise, weil Sophie recht wohl berechnet hatte, daß dies Peter dem Volke verhaßt machen müße. Die Wege Gottes in der Geschichte sind aber nur zu oft andere, als die Gedanken der Menschen, denn gerade was Peters Einfluß in Russ-land unmöglich machen sollte, ward ein wesentliches Moment seiner ganzen späteren welthistorischen Bedeutung. Die Ein-drücke seiner Jugend, der Haß gegen die Mörder seiner mütterlichen Verwandten, gegen die Strelitzen, und gegen die egoistische, tyrannische Schwester, so wie seine Achtung für die Russland fremde, westeuropäische Bildung — dies sind die hauptsächlichsten Elemente, aus denen sich später Peters politisches Handeln von Anfang an zusammengesetzt. Die Fremden, welche ihn umgaben, waren freilich keine sitt-lich reinen, edlen Naturen, sondern Abenteurer; aber eben, wie solche sind, waren sie kühn und vielgewandt; also ge-rade wie sie für Peter sein musten. Einer von ihnen, Le-fort aus Genf, hatte Peter ganz für den Gedanken gewon-

nen, westeuropäische Civilisation und besonders Kriegsbildung nach Russland zu verpflanzen. Man hatte Peter 50 junge Russen als Gespielen und Verführer zu ausgelaßenem Leben zugegeben auf seinem ländlichen Aufenthaltsorte. Er schuf sie in ein europäisch organisirtes, kleines Militärkorps um. Man litt es; denn die fremde Weise konnte ja in Russland nur Widerwillen erwecken. Peter selbst diente in diesem Corps durch alle Stufen; er war Tambour, Gemeiner, Officier in aller Strenge; mit selbstgemachter Radeberre half er an Schanzarbeiten, und wie alle andern that er Wachtdienste.

Inzwischen hörte man, daß Iwans Gemahlin guter Hoffnung sei, und Peter glaubte, sie sei es durch Ehebruch. Er heirathete, und nahm sich so entschieden gegen Sophien, daß diese endlich glaubte, es sei die höchste Zeit, sich die Alleinherrschaft durch entscheidende Schritte auch für die Zukunft zu sichern. Sie trat nicht mehr als Vormünderin, sondern selbst als Monarchin auf. Peter erklärte sich auf das Entschidenste dagegen. Sie hatte es erwartet, und nahm seine Aeußerung zum Vorwande weiterer That. Schon waren bei nächtlicher Weile 600 Strelitzen ausgesandt, Peter zu fangen, zu tödten; — aber Peter, benachrichtigt von diesem Schritte, hatte sich ins Dreifaltigkeitskloster geflüchtet, und rief von hier aus seine treuen Russen auf gegen die Usurpatorin. Der Patriarch erklärte sich für ihn, und dessen Erklärung zog alles Volk nach. Peter ward als Zar anerkannt, und Sophie muste sich in das Klosterleben zurückziehen 1689.

Die ersten Jahre der Regierung Peters glichen sehr den vorhergehenden. Er selbst suchte die Bildung eines europäischen Kriegshaufens, so wie seine eignen militärischen Kenntnisse weiter auszudehnen. Bis zu seiner ersten Reise waren gegen 12,000 Mann europäisch disciplinirter Truppen gebildet; großentheils waren es Franzosen. An deren Spitze stund der Schotte Gordon. — Peter eignete sich einige westeuropäische Sprachen an; aber in den Verhältnissen des Landes vermochte er noch nichts zu ändern. — Schon früher waren Russen über den Ural vorgedrungen; Kosacken setzten diese Richtung russischer Eroberungen fort, und drangen bis zur chinesi-

schen Grenze vor. — Der Anblick einer Schaluppe entzündete im J. 1692 plötzlich in Peter den Gedanken, daß Rußland von dem Einfluße seiner Nachbarn frei, mächtig und groß nur durch eine Seemacht werden könne, und derselbe Ungestüm, der seine übrigen Unternehmungen begleitete, trieb ihn nun zur Schifffahrt. Auch hier wollte er alle Stufen der Uebung mit der Erweiterung seiner Kenntnisse verbinden, und versuchte sich, als ihm Binnengewässer nicht mehr genügten, auf dem weißen Meere. Dies war damals der einzige Punct, wo Rußland direct mit dem Weltverkehre zusammenhieng.

Peter sah ein, wollte er eine Schifffahrt, wollte er freien Weltverkehr für Rußland schaffen, so muste er mehr Küsten für sein Reich gewinnen. Schweden oder Polen zu bekriegen, wagte er noch nicht. Fast alle Kriege mit diesen Mächten waren bis dahin unglücklich geführt worden, und nur, als die Polen das Bedürfniß eines Bundesgenoßen gegen die Türken fühlten, hatten sie den Russen Zugeständnisse gemacht. Gegen die Türken hingegen hatten die Russen bereits mit Glück gekämpft, und die Türken waren damals durch Oestreich und Venedig im Gedränge. Die lebhaftere Aufnahme des Krieges mit der Pforte war Peters erste große Unternehmung (1695). Zwei Jahre lang beinahe hielt ihn die Belagerung von Asow unweit der Ausflüße des Don auf; aber diese Eroberung (Juli 1696) war die erste Veranlaßung zur Gründung einer russischen Marine.

Zwölf Kriegsfahrzeuge hatte Peter zu Unterstützung des Angriffes in Woronesch bauen, und den Don hinabführen laßen. Wenn das schwarze Meer auch geschloßen war, hier konnten doch die ersten Versuche und Anfänge einer Marine ohne Hinderung durch die Eifersucht anderer Staaten gemacht werden. Dies aber muste Peter klar werden, daß, wenn diese Anfänge überwunden wären, nur die Gewinnung der Ostseeküsten Rußland zu einer europäischen Macht erheben könne. Zunächst war keine Aussicht vorhanden, mit Schweden glücklich einen Krieg führen zu können, und Peter hatte ein größeres momentanes Interesse, nachdem er alle in Rußland möglichen Stufen militärischer Bildung und der Bildung als Seemann durchlaufen hatte, eine höhere Ausbildung im westlichen Europa, vor allem in den damaligen Hauptländern für den europäischen und den Welthandel, zu gewinnen: in Holland und in England.

Im J. 1697, nachdem Asow eingenommen, der Hafen von Taganrog angelegt war, reiste Peter, als begleite er eine Gesandtschaft außer Landes. Auf dieser Reise kam er durch Lifland, und unwiderruflich stund bald in ihm der Entschluß fest, die damals schwedischen Ostseeküsten, die mit seinem Reiche grenzten, zu erobern. In Polen war damals nach Johann Sobiesky's Tode der Thron erledigt; eine Wahlpartei war für den Prinzen von Conti, eine andere für den Churfürst August von Sachsen. Peter sah ein, daß er, wollte er Lifland, Esthland, Ingermannland den Schweden entreißen, die Polen zu Bundesgenoßen, Preussen wenigstens freundlich für sich gewonnen haben müße. Bei Preussen konnte er auf ein natürliches Interesse gegen Schweden rechnen; Polen gewann er, indem er sich entschieden für den Churfürsten aussprach. August trat schon mit ihm in geheime Verbindung gegen Schweden. Ueber Berlin und Hannover kam er nach Holland, nach England, und überall ward er auf das Zuvorkommendste aufgenommen, denn Hanseaten, Holländer und Engländer hatten den Handel von Nowgorod und Archangel in Händen, und musten wünschen, um jeden Preis sich die Gunst des Zaren zu gewinnen.

In Holland hielt sich Peter besonders in Amsterdam und Zaandam auf (incognito, wie überall.) Er arbeitete längere Zeit als Zimmermannsgeselle auf den Werften der ostindischen Compagnie. Auf das Freundlichste verkehrte er mit dem Bürgermeister von Amsterdam, Claes Witsen, der selbst schon in Rußland gewesen war, und in Handels- Schiffahrts- und Staatsangelegenheiten gleich tiefe Kenntnisse besaß. Witsen hatte ein außerordentlich großes Vermögen, und wendete es zum Theil zur Förderung geographischer Entdeckungen an, indem er Reisen, besonders in die südlichen und östlichen russischen Landschaften machen ließ. Er selbst hatte schon das kaspische Meer besucht, und hatte die Ergebnisse seiner Forschungen über Rußland im J. 1692 in einem Werke, was den Titel führte Nord-en-Oost-Tartarye, zusammengestellt. Er hatte schon früher mit der russischen Regierung in der Art in Verbindung gestanden, daß er ihr über den Handel am kaspischen Meere und am Ural nach Persien und Siberien Rath ertheilt hatte. Nun schöpfte der Zar aus dem persönlichen Umgange mit ihm die mannichfachste Belehrung. Aber auch die anderen ausge-

zeichneten Männer Hollands lernte Peter kennen, so wie den König Wilhelm. Er suchte Künstler und Handwerker der verschiedensten Art für sein Rußland in Deutschland, in den Niderlanden und in England zu gewinnen. Siebenhundert Fremdlinge soll er so in sein Reich gesendet haben, während er zugleich 400 Russen im Auslande reisen ließ, um sich zu bilden. Für Rußland ist die niderländische Cultur, die holländische mercantile Bildung durchaus Muster und Vorbild geworden.

Peter kehrte durch die östreichischen Landschaften und Polen nach 17 Monaten zurück (Sept. 1698). Uns erscheint Peter bei seinen Civilisationsbestrebungen in der größten geistigen Berechtigung, weil wir der europäischen Bildung, die er in Rußland einzuführen suchte, und mit Recht, einen weit höhern Werth beimeßen, als der früheren russischen Barbarei beigemeßen werden kann. Auch ist sicher, daß nur auf eine gewaltsame Weise Rußland höherer Bildung geöffnet werden konnte. Aber eine wahre russische Bildung wird erst möglich werden, wenn die so vielfach zurückgedrängte eigene Nationalität als die sich entwickelnde Substanz selbst hervortritt. Vielleicht hätte kein europäisches Volk so viele gewaltsame Angriffe auf seine Eigenthümlichkeit ertragen, wie Rußland seit Peter, ohne zugleich die ganze Basis seiner Eigenthümlichkeit einzubüßen. Die Russen haben hier wider ihre Schmiegsamkeit und zähe Lebenskraft bewährt; sie haben dem Fremden Raum gegeben, und doch das Eigne in einer Ungebrochenheit bewahrt, die ihres Gleichen kaum anderwärts in Europa findet. Das Eigne hat sich in dem Kämpfen und Mischen mit Fremdem gebildet ohne verloren zu gehen, und insofern hat das Fremde in Rußland segensreich gewirkt; aber die Nothwendigkeit dieses einzusehen ist eine Zumuthung, die man nicht, ohne ungerecht zu sein, an alle Zeitgenoßen Peters stellen darf. Die Kraft, die sich nachher in dem zähen Halten an dem Theile russischer Eigenthümlichkeit, den Peter nicht antastete, bewährte, sie versuchte anfangs auch das Fremde abzuweisen. Peters ganzes, von Jugend auf Fremdlingen ergebenes Wesen, war schon vielen ein Greuel; als sie nun bei seiner Abreise die Anstalten sahen, dies fremd-

artige Wesen dem ganzen Lande einzubilden; als der Zar selbst nicht mehr gegenwärtig war, um Vorbereitungen, die gemacht wurden, seine Plane zu hindern, selbst sofort unterdrücken zu können, erhoben alle an dem Alten hängenden vereint mit den Anhängern von Peters Schwester Sophie, erhoben besonders die durch die neueinzuführenden und neueingeführten Kriegsweisen bedrückten und bedrohten Strelitzen, erhob die Kirche, die alle Zeit dem fremden Wesen entgegen gewesen war, gegen Peter ihr Haupt.

Die Kirche, die an der Spitze dieser Reaction stund, durfte sich dabei nicht an den Adel wenden; denn unter der Regierung von Peters älterem Bruder Feodor hatten der Patriarch und die Geistlichkeit vorzüglich dem Zaren bei Verbrennung aller Titel und Privilegien des Adels beigestanden, weil diese Vorrechte (es waren größestestheils erbliche Ansprüche an Aemter u. dergl.) fortwährend eine Basis bildeten, von der aus einzelner Widerstand gegen die Gleichheit der Sklaverei unter den Zaren versucht ward. Trotz dem, daß also auch der russische Landadel ein mächtiges Widerstreben fühlte gegen das fremde Wesen, bot er sich doch der Kirche nicht als Haupt-Basis des jetzt zu unternehmenden Widerstandes, sondern die 15,000 Strelitzen, welche sich neben den europäisch disciplinirten Regimentern zurückgesetzt sahen und eine gänzliche Auflösung ihres Corps zu erwarten hatten.

Peter hatte die Absicht gehabt, von Wien aus nach Italien zu gehen, wenigstens Venedig zu besuchen, als er die Nachricht erhielt von dem Aufruhre der Strelitzen, welchen Gordon mit seinen disciplinirten Truppen fürs Erste gedämpft hatte. Peter eilte nun nach Moskau, torquirte selbst die gefangenen Empörer, richtete sie zum Theil selbst hin (bei einem Feste oder vielmehr Saufgelage, um seine Geschicklichkeit in dieser Art Arbeit zu zeigen, wie berichtet wird, in einer Stunde 100). Später ausbrechende Empörungen vereinzelter Strelitzencorps in entfernteren Gegenden des Reiches wurden in derselben Weise unterdrückt. Peters Schwester Sophie, die der Empörung der Strelitzen nicht fremd geblieben zu sein schien, und die von ihnen hatte auf den Thron gehoben werden sollen, ward gefangen. Drei Anführer der Strelitzen wurden, nachdem sie torquirt worden, vor den Fenstern von der Princessin Zimmer gehangen,

und der Arm des einen muste in ihrem Zimmer ihr die Adresse der Strelitzen, die sie zum Throne berufen hatte, entgegen halten, bis er verfaulte.

In enger klösterlicher Haft lebte Sophie noch bis 1704. Den fürchterlichen Eindruck der Grausamkeit aber, durch welche das Strelitzencorps vernichtet ward, benutzte Peter, um mit Gewalt das eigenthümliche russische Wesen zu unterdrücken; selbst in Aeußerlichkeiten, in der Kleidung u. dgl. Beamtete erhielten westeuropäische Titel und französische Kleidung. Wer außerdem russische Kleider und russische Bärte tragen wollte, muste sie wie einen Luxusartikel versteuern. Peter selbst, der so gut wie Alexander d. Gr. die politische Wichtigkeit der gesellschaftlichen Umgangsformen erkannt hatte, gab Fêten in einigermaßen europäischem Zuschnitte, und wenn seine Beamteten und reicheren Unterthanen das Gleiche thaten, und ihn einluden, hinterließ er, um sie zu ermuthigen, Geschenke, die ihnen die Kosten ersetzten. Die Frauen befreite er aus ihrer orientalischen Abgeschloßenheit. Er gab endlich sogar Vorschriften für das gesellige Verhalten; großestheils dem westeuropäischen Leben entnommen, und nach Peters Neigungen gemodelt; mit Saufstrafen verbunden, wie er es in Polen und Deutschland gesehen; — aber statt Bier oder Wein diente Brandtwein. Junge, reiche Russen musten reisen; Fremde suchte er in möglichst größester Anzahl in's Land zu ziehen. Den Bojaren nahm er die Finanzverwaltung und gab sie westeuropäischen Kaufleuten. Er führte das Neujahr nach westeuropäischer Weise ein. Die Geistlichkeit, die durch fast alle diese Neuerungen verletzt ward (da alle alte Sitten des Volkes nach und nach auch religiöse Beziehungen erhalten hatten) verhöhnte er, und griff vielfach beschränkend in kirchliches und klösterliches Leben ein. Auch hier also zeigte die Mercantilpolitik sofort einen gewissen antikirchlichen Character.

Die Stelle des Patriarchen ließ Peter nach dem Tode des Patriarchen Adrian im Nov. 1700 erledigt, und ließ sie bis zum J. 1721 durch einen Verweser versehen. Dann, als seine Neuerungen schon überall Wurzeln gefaßt, als die Kirche selbst

schon seiner weltlichen despotischen Gewalt untergeordnet war, richtete er im Febr. 1721 den heiligsten dirigirenden Synod ein, der seine Instructionen vom Zaren erhielt, und dessen Glieder ihm in allen Dingen Treue und Gehorsam schwören musten. Seit die Kirche dann in Russland Organ der absoluten Regierungsgewalt geworden, hat sie der Staat in aller Weise geschützt: sie ist nun dort ein mechanisches Mittel der Herrschaft.

Es ist hier nicht der Ort diese Zerbrechung des früheren russischen Sittenzustandes (so weit ein Mensch dergleichen überhaupt zerbrechen kann) weiter im Detail zu verfolgen. Nur einige Einzelnheiten mögen hier noch Platz finden. Jeder Russe, der eine Erbschaft antreten wollte von 500 Rubeln und darüber, muste im Lesen, Schreiben und in den Elementen seiner eignen oder einer fremden gebildeten Sprache Unterricht erhalten haben oder sofort annehmen, sonst verlor er sein Erbe. Nach dem J. 1709 ward festgesetzt, daß jeder russische Edelmann, der 30 J. alt ward, ohne dem Zaren freiwillig in irgend einem Amte oder im Militär einige Zeit gedient zu haben, sein Vermögen verlor. Auf diese Weise allein konnte Peter erzwingen, daß an die Stelle der fremdgebornen Officiere und Unterofficiere allmälig Russen kamen.

Der Zar Peter hat durch alles das allerdings erreicht, daß die alte russische Sitte der höheren Stände das Eintreten Russlands in den Kreis der europäisch-civilisirten Reiche nicht mehr hinderte, — obwohl er bis auf einen gewissen Grad Russland dadurch demoralisirt hat, was ihm auch der Senator Dolgoruki geradezu vorwarf.

Nach außen konnte Russland das, was Peter daraus machen wollte, nur werden auf Kosten Schwedens. In Beziehung auf Schweden gedachten wir bereits des Krieges Karl Gustavs gegen Polen, der dann zugleich Krieg gegen Dänemark und auch mit Brandenburg ward, und welchen das Eingreifen der Niderländer und Engländer beendigte. Dieser Krieg hatte durchaus die Bedeutung eines Versuches, für das in sich an politischen Mitteln so arm gewordene Schweden ein bedeutenderes Fundament zu erobern. — Der Demüthigung, alle seine Plane scheitern zu sehen, entgieng Karl Gustav durch plötzlichen Tod, der ihn traf, im Febr. 1660. Von Neuem trat für Karl XI. eine ganz ähnliche vormundschaftliche Regierung ein, wie früher für Christinen, welches Verhältnifs ebenfalls bereits erwähnt

. Der Adel trennte sich, wie wir dies gelegentlich schon be-
htet haben, seit der Herr de Pomponne nach dem Frie-
n von Achen an den schwedischen Hof kam, um densel-
n von der Tripelallianz abzuziehen, in zwei Factionen.
Die eine Faction bildeten die von Frankreich gewon-
nen oder bestochenen Edelleute, an ihrer Spitze der Graf
e la Gardie; auf der anderen Seite ward behauptet, ohn-
achtet England und die Niderlande die versprochenen Sub-
dien nicht regelmäßig zahlten, sei doch das Verbunden-
leiben mit diesen Staaten für Schweden vortheilhafter, als
as Anschließen an Frankreich. — Wir sehen also in Folge
er schlechten Finanzverwaltung Schweden abhängig in sei-
er Politik von dem besten Zahler, denn die französische
artei siegte, und wir haben bereits gesehen, wie Schwe-
en dadurch in Ludwigs XIV. Kriege verwickelt ward. Der
Friede von St. Germain en Laye erzwang zwar die Re-
titution alles den Schweden von ihren Nachbarn Entriße-
en, und schon der Nymegener Friede hatte eine merkliche
rkältung zwischen Brandenburg und den Niderlanden zur
Folge; allein diese Territorialrestitution vermochte die durch
en Krieg vollends zerrütteten Finanzen nicht herzustellen,
nd 1681 muste endlich eine Reclamation der Krondomä-
nen durchgeführt werden. — Die edleren Charactere un-
ter dem Adel waren enthusiasmirt für den Gedanken, daß
dem Vaterlande auf diese Weise geholfen werde; die uned-
leren setzten den weitausgedehnten Forderungen nichts ent-
gegen, weil sie hofften, je umfaßender das Gesetz ausge-
sprochen werde, je weniger werde es möglich sein, es zur
Ausführung zu bringen. Aber die anderen Stände dran-
gen auf rasche Ausführung, und Karl XI. wuste das reiche
Krongut, was er auf diese Weise erhielt, so gut zu admi-
nistriren, daß er schon 1693 sich von allem Bedürfnisse au-
ßerordentlicher Steuern frei fühlte. Er war bald der rei-
che Mann im Lande, von dem der Adel abhieng. Da die
Reclamationen doch nur nach und nach vorgeschritten wa-
ren, hofften außerdem viele Edelleute durch seine Gnade
immer noch behalten zu können, was ihnen das Gesetz ab-
sprach, und die Hoffnung machte sie noch abhängiger. Ohne

daß es zu einer gesetzlichen Uebertragung absoluter Königsgewalt zu kommen brauchte, war doch Karl XI., seit er des Geldes der Bürger und Bauern nicht mehr, der Adel aber des königlichen Geldes und der königlichen Gnade bedurfte, unumschränkter Herr in Schweden. Auch Karl XI. aber hatte sich für seine neue Verwaltung, durch die er eben zu Reichthum und Unabhängigkeit kam, die Niderlande zum Muster genommen. Handel, Manufacturen und Schiffahrt waren auch von ihm in aller Weise gehoben worden, und als er starb im April 1697, hinterließ er Heer und Flotte in schönstem Zustande und 2 Millionen Reichsthaler baar. Ein großer Theil der Schulden war bezahlt.

Ohngeachtet Karl XI. für seinen noch nicht funfzehnjährigen Sohn testamentarisch eine Regentschaft verordnet hatte, ward Carl XII. doch bald von den Reichsständen zum selbstregierenden Könige erklärt, und er übernahm das Reich bei der vortrefflichen inneren Ordnung mit verhältnismäßig den größesten Hoffnungen, einmal für Schweden eine solche Basis des politischen Ansehens gewinnen zu können, daß es nie wider zu einem Reiche zweites Ranges herabsänke. Allein er war in einem Alter, wo sich von ihm ein verständiges Verwenden der vorhandenen Machtmittel bei außerordentlicher Machtfülle nicht erwarten ließ, und so durfte Peter allerdings die Hoffnung nicht sinken laßen, sich gegen Schweden die Theile der lifländischen, esthländischen oder ingermanländischen Küste zu erwerben, die ihm für den Fortgang der Entwickelung Rußlands nöthig schienen.

Peter hatte gewartet mit dem Beginne einer feindlichen Stellung gegen Schweden, bis ihn 1699 der Friede von Karlowitz gegen die Türkei sicher stellte, und ihm den Besitz von Asow erhielt. In demselben Jahre hatte König Friedrich IV. von Dänemark sich mit König August von Polen verbündet gegen den Herzog von Holstein-Gottorp, der die Souveränetät über Schleswig in Anspruch nahm. Da aber Hedwig Sophie, Karls XII. Schwester, des Herzogs Gemahlin war, war vorauszusehen, daß der Kampf gegen Holstein-Gottorp zugleich ein Kampf werden müße

t Schweden, gegen welches August von Polen ebenfalls
en Esthland und Lifland erobern wollte. In der Unfä-
gkeit von Karls XII. Jugend hatten sich aber Friedrich
n Dänemark und August von Polen verrechnet. Karl XII.
g seinem Schwager zu Hilfe, landete am 4ten Aug. 1700
f Seeland, schlug die Dänen, ward von einer niderlän-
sch-englischen Flotte unterstützt und erzwang so im Aug.
700 noch den Travendahler Frieden, der Holstein-Gottorp
nd Schweden von der dänischen Seite vollkommen sicher
ellte. Ein so rasches Ende des Krieges hatte August von
Polen nicht erwartet, und hatte also in der Zeit, wo Schwe-
en und Dänen handgemein wurden, einen Einfall in Lif-
and gemacht, dem er später die Erklärung folgen ließ, es
ei seine Absicht, alle einst mit Polen vereinigt gewesenen
Landschaften diesem Reiche wider zu gewinnen. Offenbar
hatte das Vorbild von Ludwigs XIV. Reunionskammern
hier gewirkt. Mit August von Polen war Zar Peter seit
seiner ersten Reise in freundlicher Verbindung, und nament-
lich hatten sie über die Plane gegen Schweden sich schon
zusammen verständigt. Peter hoffte, wenn die Polen Lif-
land und Esthland gewönnen, Ingermanland und Karelen
erobern zu können. Er forderte jetzt Narwa von Schweden,
und da es ihm natürlich abgeschlagen ward, erhob er eben-
falls Krieg. Kaum hatte also Karl XII. über Dänemark
triumphirt, so muste er sich gegen diese neuen Feinde wen-
den. Mit 15,000 Schweden schlug er 40,000 Russen bei
Narwa im Nov. 1700; zog dann gegen die Sachsen und
Russen nach Lifland; schlug sie bei Riga, und faßte nun
den Plan, August von Sachsen in Polen vom Throne zu
stoßen, und durch Erhebung eines anderen, von ihm un-
terstützten und also abhängigen Königes in Polen seinen
Einfluß im östlichen Europa festzustellen. Im J. 1701 er-
oberten die Schweden wirklich Kurland und bis zum Mai
1702 gelang es Karl XII., sogar Warschau einzunehmen.
Unter dem Cardinal Primas von Polen (Erzbischof von
Gnesen, Radcziejowsky) hatte sich schon eine den Sachsen
feindliche Faction des polnischen Adels gebildet. Durch
nichts, auch durch keine diplomatische Intrigue in seinem

Ungestüm aufgehalten, ward Karl XII. durch den Sieg von Klissow am 12ten Juli 1702 bald mehr und mehr Herr von ganz Polen; nach der Schlacht von Pultusk (im April 1703) und nach der Einnahme von Lemberg (Sept. 1704) musten die Sachsen fast das ganze Land räumen. Schon am 2ten Juli 1704 war Stanislaus Leszinski zum Könige von Polen gewählt worden. Die Reste der Sachsen warf Karl XII. dann 1705 gegen die Oder hin zurück; sein General Rhenskiöld schlug sie im Febr. 1706 noch bei Fraustadt, und fliehend verließen sie das Land. Er aber, auch damit nicht zufrieden, zog nach Sachsen, und benutzte die Lage des deutschen Reiches, was durch den spanischen Erbfolgekrieg in Anspruch genommen war, dem Kurfürsten von Sachsen im Sept. 1706 den Altranstädter Frieden abzudringen, durch welchen August auf Polen verzichtete. Kaiser Joseph war so eingeschüchtert durch Karls XII. Siege, daß er ihm, als derselbe Satisfaction forderte wegen ehrenrühriger Aeußerungen eines kaiserlichen Kammerherren, und sonst eine gebieterische Sprache führte, zu dem Herzogthume Bremen, welches Karl schon besaß, auch die Stadt Bremen, das Ländchen Hadeln und Erlaß aller Schuldforderungen anbieten ließ. Karl aber verschmähte Alles. Die Stadt Bremen werde er auch ohne den Kaiser erhalten; das Ländchen Hadeln brauche er nicht, er habe Land genug; und Schulden, die vor seiner Zeit gemacht seien, wolle er ohnehin bis nach seiner Zeit laßen. Er verlangte, und darin faßte er die frühere Stellung seines Königreiches, wenn auch nicht die desselben in seiner Zeit, sehr richtig auf, Herstellung der Religionsfreiheit der Lutheraner in Schlesien. Dies erhielt Karl vollständig; — doch nur so lange, als er zu fürchten war, denn unter Karl VI. begannen die Bedrückungen der Lutheraner in Schlesien von Neuem.

Nachdem Karl XII. vollständig zwei seiner Feinde (Dänemark und Sachsen) gedemüthigt, wendete er sich gegen den dritten, um auch diesen zu strafen. Allein Rußland hatte inzwischen für ihn ein ganz neues Gesicht gewonnen. Peter war bald getröstet gewesen über die Niderlage seiner Russen bei Narwa; gewährte sie ihm doch den besten An-

ß, nun durchdringend die Armee zu reformiren. Zunächst ach der Niderlage von Narwa beschäftigte Peter die Unerdrückung eines Aufstandes, der in Astrachan ausgebroen war, und der als Reaction gegen Peters Eingreifen die Volkssitten betrachtet werden kann. Während dieser neren Kämpfe stellte Peter mit eisernem Willen alles Verrne her; er richtete nun die ganze Armee mit europäiher Bekleidung, Bewaffnung und Disciplin ein; er nahm ie Kirchenglocken, um wider Kanonen zu gewinnen; er ot dem Könige August russische Regimenter bloß unter er Bedingung, sie zu discipliniren; und gründete fort und rt Schulen und Tuchmanufacturen, Schafzüchtereien und Beinberge u. s. w.

Gegen den Aufstand in Russland hatte Peter seinen General Scheremetef gesandt; — gegen die Schweden führte r selbst den Krieg weiter. Im J. 1702 eroberte er Nöeburg und Marienburg; 1703 ganz Ingermanland und Nyenschanz; und hier legte er im Mai desselben Jahres en Grund zu St. Petersburg und Kronstadt. Dann zog r 1704 gegen Narwa. Graf Horn vertheidigte die Stadt üchtig, und als sie endlich eingenommen ward, wollten sie ie russischen Truppen in brutaler Wuth zerstören. Peter hielt Mannszucht mit dem Degen, und stellte die Ordnung her, indem er mehrere der Seinigen nider stieß. Dann aber, als Horn gefangen vor ihn geführt ward, schlug er ihm ins Gesicht, und machte ihm Vorwürfe, daß seine hartnäckige Vertheidigung die Stadt dieser Behandlung ausgesetzt. So verband sich bei ihm immer das Streben nach Civilisation mit einem eigenen, unüberwindlichen Reste von Barbarei.

Petersburg muste durch einen hartnäckigen Kampf der Natur abgetrotzt, gegen die Schweden gesichert werden, welche diese Gründung wider zu vernichten wünschten. Der schwedische General Lewenhaupt schlug die Russen 1705 bei Gemäuerthof. Karl XII. selbst, ehe er sich nach Sachsen wendete, warf sie wider aus Kurland und Litthauen heraus. Endlich als Karl Sachsen wider verließ, und seine ganze Kraft gegen Russland kehrte, wollte er seinen Gegner

im Herzen seines Reiches angreifen. Nachdem er die Russen 1708 abermals aus Litthauen herausgeworfen, verband sich der Kosacken-Hetman Mazeppa mit ihm. Dies bestimmte seinen Marsch nach der Ukraine. Lewenhaupt sollte ihm Zufuhr nachbringen; ward aber mit seinen 11000 M. bei Liesno in dreitägiger Schlacht geschlagen. Mazeppa ward von den Kosacken größestestheils verlaßen. Anfangs zwar siegte Karl nun auch noch in der Ukraine, wo sein Heer unter unsäglichen Beschwerden vordrang; dann aber ließ er sich in die Belagerung von Poltawa ein, und erlitt während derselben durch den herbeieilenden Zaren am 8. Juli 1709 eine gänzliche Niderlage, nach welcher er selbst eine Zuflucht in der Türkei suchte; die Reste des Heeres capitulirten.

Die sächsische Partei in Polen berief den Kurfürst August (der den Altranstädter Vertrag als einen erzwungenen für ungiltig erklärte, und sich von Neuem mit Dänemark und Rußland zum Kriege gegen Schweden verbündete) wider auf den Thron, und Stanislaus Leszinski, um nur sein Vaterland nicht abermals Beute eines Bürgerkrieges werden zu laßen (wohl auch weil er die Unmöglichkeit, sich zu halten, erkannte) gab den Kampf auf.

Die gegen Schweden Verbündeten suchten auch König Friedrich I. von Preussen in ihre Allianz zu ziehen, doch blieb er, ohngeachtet Brandenburg das nächste Interesse haben muste, Schwedens Macht im Nordosten Deutschlands zu brechen, nicht nur neutral, sondern als nun die Russen in Lifland, die Dänen in Schonen vordrangen, ward nicht ohne seinen Einfluß unter Vermittelung Englands, Frankreichs und der Generalstaaten im März 1710 das Haager Concert geschloßen, wodurch das deutsche Reich nebst Schleswig und Jütland bei dem nordischen Kriege neutral, und also das schwedische Gebiet in Deutschland durch diese Neutralität geschützt erklärt ward.

Karl XII. sah dies Haager Concert, ohngeachtet es zum Vortheile seiner deutschen Territorien war, als einen Eingriff in seine königlichen Rechte an, und protestirte dagegen aus der Türkei; und aus Schonen schlug die Dänen

General Stenbok. Auch die Pforte wuste Karl XII. 1710
Erneuerung des Krieges fortzutreiben gegen Peter, wel-
r in demselben Jahre Esthland und Lifland ganz eroberte.
ihm keiner seiner Bundesgenoßen bei der Eroberung
gestanden, erklärte er nun auch alle früheren Verträge
null, und wollte mit niemand theilen. Im J. 1711 er-
rte er Katharinen, die bei der Einnahme von Marien-
rg als eine Gefangene in seine Hände gefallen war, ihn
rch ihre Schönheit entzückt hatte, und seine Geliebte,
m 1707 seine Gemahlin geworden war, nun zur Zarin.
ie begleitete ihn, als er sich nach Süden wendete gegen
e Türken, die zwei Armeen gegen den Pruth gesandt
tten. Der Hospodar der Moldau, Cantemir, bot ihm
n Beistand beider Fürstenthümer; denn auch Brancovan,
r Hospodar der Wallachei, war anfangs in russischem
nteresse einverstanden. Allein letzterer, als er sah, daß
antemir größere Vortheile von der Verbindung mit Russ-
and haben würde, wandte sich zur Pforte zurück, und
rachte durch seine Verrätherei die russische Armee (20,000
Mann) am Pruth, wo sie nach mehreren Märschen und
Gegenmärschen ermüdet und erschöpft, ohne Lebensmittel
nd Fourage, nur mit drei Ladungen für ihre Kanonen
war, in eine Stellung zwischen den beiden türkischen Ar-
meen (250,000 M.). Es blieb nichts übrig, als Untergang
oder Ergebung. Peter war schon völlig hoffnungslos; und
wollte bei einem letzten Kampfe untergehen; aber Katha-
rina versuchte Unterhandlung. Die trotzige Haltung der
Russen imponirte dem Vezir, gebotenes Geld lockte ihn.
Gegen die Abtretung Asows und aller Gegenden am schwar-
zen Meere durfte Peter abziehen (im Juli 1711). Das
schwarze Meer war wider verloren. Um so größere Wich-
tigkeit erhielten nun Petersburg und die Ostseeküsten.
Karl XII. setzte die Bestrafung des Vezirs, und die Auf-
hebung des am Pruth geschloßenen Friedens im Dec. 1711
durch; allein Englands und Hollands Vermittelung stellte
den Frieden schon im Frühjahre 1712 zwischen Rußland
und der Türkei wider her.

Zunächst wendete sich Peter im J. 1712 nach Polen,

um hier die Reste der schwedischen Partei vollends niderzuwerfen, und durch Polen drangen russische Truppen bis nach den norddeutschen Landschaften vor. Nachdem nämlich Stenbock die Dänen **1710** bei Helsingborg geschlagen, besetzten diese troß des Haager Concertes in Verein mit August von Sachsen und Polen die schwedisch-deutschen Provinzen, namentlich das Herzogthum Bremen. Stenbock führte **15,000** M. Schweden gegen sie, und traf auf die Dänen (bei Gadebusch am 24ten Dec. 1712), denen die Sachsen unter Flemming zu spät zu Hilfe kamen. Stenbock siegte und drang nun nach Holstein vor; allein nun kamen Peters russische Hilfstruppen heran, und mit ihrer Hilfe schloßen die Alliirten Stenbock in Tönningen ein, wo er im Mai **1713** capituliren muste.

König Friedrich Wilhelm I. von Preussen sah das Haager Concert wenig beachtet, und durch diese Kriegführung im nordöstlichen Deutschland seine eignen Staaten bedroht. Die Schweden überdies suchten ihre noch nicht von den Feinden eroberten deutschen Provinzen dadurch zu retten, daß sie sie einstweilen neutralen Fürsten übergaben, und namentlich übergab der General Wellingk durch einen Vertrag zu Hamburg vom 21ten Juni 1713 dem Bischofe von Lübeck, welcher Administrator von Holstein für den minderjährigen Herzog von Holstein-Gottorp war, die Vestungen Wismar und Stettin. In diesem Vertrage war eine andere Macht, zwar nicht genannt, aber bezeichnet, welche gegen Geldzahlungen die Besetzung dieser Vesten mit übernehmen und sie vertheidigen helfen sollte. Dies war Preussen. Der schwedische Gouverneur von Stettin, Graf Meyernfeld, stund längere Zeit an, die preussischen Truppen, obwohl sie neutral waren, in die Vestung zu nehmen, allein hart von den Russen bedrängt, ließ er zulezt zu, daß mit dem Feldmarschal Grafen Flemming und mit dem Fürsten Menzikof zu Berlin ein Vertrag geschloßen ward, durch welchen Stettin dem Könige von Preussen zur Sequestration übergeben ward unter der Bedingung, daß Karl diese Stadt erst bei einem künftigen Frieden wider erhalten sollte. Falls Karl XII. diesen Vertrag nicht billigen, und dem Könige von Preussen deshalb Ungelegenheiten machen sollte, verbanden sich August und Peter, Preussen gegen jeden beizustehen, und damit sich die Niderlande, England und Frankreich überzeugen möchten, daß der einzige Zweck des Vertrages die Erhaltung

der Ruhe und Sicherheit des deutschen Reiches sei, sollte ihnen der Inhalt des Vertrages mitgetheilt werden.

An Stettin hieng der ganze Landstrich von der Oder bis zur Peene mit Einschluß von Demmin, Anclam und Wolgast. — Am 7. Oct. 1713 besetzten die preussischen Truppen Stettin; doch blieben zwei Bataillons Schweden darin, welche dem Herzoge von Holstein den Eid des Gehorsams leisten musten. Als nun aber Karl XII. von Bendér aus wirklich gegen diesen Vertrag protestirte, und den Kaiser so wie den König von Frankreich aufforderte, ihm seine deutschen Staaten wider zu schaffen, ließ Friedrich Wilhelm seine Besatzung in Stettin verstärken, und gab dem Commandanten, General von Borck, den Auftrag, auch jene beiden schwedisch-holsteinischen Bataillons zu entfernen, was auch ausgeführt ward.

Trotz der von Friedrich I. streng bewahrten Neutralität war dieser König kaum (Febr. 1713) gestorben, als auch Preussen in eine halbfeindliche Stellung zu Schweden kam. Doch dies Königreich sollte bald einen neuen Feind in Deutschland erhalten. Die Dänen nämlich verkauften das von ihnen eroberte Herzogthum Bremen an Hannover unter der Bedingung, daß Hannover an dem Kriege gegen Schweden Theil nähme (der Kauf ward völlig abgeschloßen am 26. Juni 1715). Die Schweden dachten endlich daran, ihren in der Türkei lebenden König für mundtodt zu erklären. Dies trieb ihn zur Rückkehr und am 11. Nov. 1714 Nachts um Ein Uhr erschien Karl XII. plötzlich am Thore von Stralsund. Nach den ersten freundlichen, brieflichen Begrüßungen mit Friedrich Wilhelm verlangte Karl die Räumung von Stettin, welche Friedrich Wilhelm versprach, sobald ihm Karl das an Russen und Polen zu Gunsten Stettins ausgelegte Geld und die Kosten der Sequestration wider erstattet haben werde. Karl XII., den das Unglück in keiner Weise gebeugt hatte, erklärte, vielmehr werde er Rechenschaft fordern von Friedrich Wilhelm wegen der Sequestration. Inzwischen hatte sich Karl's XII. Schwester Ulrike Eleonore mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel vermählt, und der casselsche Hof versuchte zwischen Schweden und Preussen zu vermitteln in der Art, daß Hessen die verlangten Gelder zahlen, und dagegen

Stettin beſetzen wolle. Allein da bei Uebergabe Stettins an Preuſſen beſtimmt worden war, dieſe Stadt ſolle von Preuſſen erſt bei einem allgemeinen Frieden an Schweden zurück gegeben werden, traten Polen und Rußland dieſer Vermittelung entgegen; und da Karl XII. in dieſer Zeit ohne Weiteres die preuſſiſche Beſatzung auf der Inſel Uſedom angriff, erfolgte nun endlich auch von preuſſiſcher Seite am 28ten April 1715 eine Kriegserklärung gegen Schweden. Auch England nahm nun Theil an dem Kriege gegen Schweden, und ſandte eine Flotte nach der Oſtſee, denn die Maßregeln, welche Karl XII. gegen die Schifffahrt der Neutralen ergreifen ließ, ſtörten mehrfach den engliſchen Handel.

Peter hatte indeſſen 1713 den Schweden auch Finnland weggenommen; hatte 1714 die Inſel Åland erobert und ſetzte ſich immer feſter an der Oſtſee, während Sachſen, Preuſſen, Dänen und Hannoveraner ſich im Herbſte 1715 vor Stralſund lagerten, was Karl XII. mit 9000 M. zu vertheidigen ſuchte. Am 19. Oct. wurden die Laufgräben eröffnet. Fürſt Leopold von Deſſau nahm Mitte November die Inſel Rügen, und bis zum 19. Dec. war die Lage Stralſunds ſo, daß ſich Karl XII. auf einem Fiſcherboote, dem man den Weg durch das Eis brechen mußte, wider nach Schweden einſchiffte. Am 23. Dec. capitulirte die Stadt. Im Frühjahre 1716 ward auch Wismar von den Alliirten zur Ergebung gezwungen und nun hatte Schweden von den Oſtſeeküſten nichts mehr, als was zum Lande Schweden ſelbſt gehörte. Dies fortgeſetzte Unglück brach aber Karls XII. Muth nicht. Er beabſichtigte Norwegen gegen die Dänen zu erobern; dann aber den prätendirenden Stuart nach Schottland zurückzuführen; ihn hier und in England zum Könige zu machen, und Georg I. vom Throne zu ſtoßen, wie früher Auguſt in Polen. Allein ſolche Plane ließen ſich nicht mehr mit den Kräften des erſchöpften Schweden ausführen; und überhaupt ließen ſie ſich wohl nur in der Abſicht, um zu imponiren und dadurch einen leidlichen Frieden zu gewinnen, beginnen. Sicher war dies die Anſicht, die den früher in Holſtein-Gottorp

en Diensten stehenden Minister, Baron Görtz, leitete, als
eser nach Karls XII. Rückkehr nach Schweden entschiede-
n Einfluß auf den König gewann, und die Seele seines
abinettes ward.

Görtz übernahm die innere Verwaltung; auch die diplomatische Leitung, und knüpfte Verbindungen mit dem Prätendenten, ja: sogar mit Alberoni an. Es gelang Görtz, Schweden noch so viel Credit zu schaffen, daß der Krieg gegen Norwegen begonnen werden konnte, während zugleich Unterhandlungen mit Peter angeknüpft waren, um ihn von den übrigen Alliirten zu trennen. Peter sollte Ingermanland, Karelen, Esthland und Lifland erhalten; Schweden dagegen Hannover und Norwegen. Peter sollte zugleich das Werkzeug der Rache an Sachsen werden; er sollte Stanislaus Leszinski auf den polnischen Thron erheben helfen. Während dieser Unterhandlungen machte Peter in den J. 1716 u. 1717 seine zweite Reise nach dem Westen Europas. Er kam nach Dänemark; nach Holland, wo er drei Monate blieb. Dann gieng er nach Paris. Immer bekümmerte er sich um alles; um den arbeitenden Ackersmann, wie um den Handwerker und Soldaten. Er nahm Zeichnungen, Plane, Modelle und Arbeiter selbst mit, und sandte sie in sein Reich. In Paris interessirte ihn am meisten die Einrichtung der Polizei, die ihm ebenfalls nach manchen Seiten als ein Muster erschien.

Wie Peters frühere Abwesenheit aus Rußland benutzt worden war zu einer Reaction, so auch wider seine zweite Reise. Die erste Gemahlin Peters, von welcher er einen Sohn hatte, war durch Eifersucht auf eine fremde Geliebte Peters überhaupt Feindin des fremden Wesens geworden; sie hatte sich vielleicht aus Herzensdrang der russischen Sitte gegen ihren Gemahl Peter angenommen, und war, weil sie ihn hinderte, 1698 von ihm ins Kloster geschickt worden. Ihr Sohn, Alexei, blieb (theils vielleicht durch das Schicksal der Mutter bestimmt; theils weil es so natürlch ist, daß zurückgedrängte Richtungen sich an die Kronerben anhängen und diese zu gewinnen suchen) der Opposition gegen seinen Vater in Rußland geneigt und in aller Weise Geistlichen, die besonders noch diese Opposition nährten, ergeben. Allein als Repräsentant unterdrückter Roheit nahm

er auch alle Scheuslichkeit dieser alten Barbarei an. Er hatte 1712 eine Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel nach dem Willen seines Vaters geheirathet. Sie war allen seinen Roheiten ausgesetzt und starb im Herbste 1715. Mit allen Mitteln der Milde und Strenge, die einem Vater zu Gebote stehen, hatte Peter seinen Sohn zu nöthigen gesucht, endlich auf europäische Bildung, auf seine Absichten für Rufsland einzugehen. Alles umsonst. Endlich als Katharina, Peters zweite Gemahlin, ihm ein Kind geboren; als die Besorgniſs, Peter möge zu dessen Gunsten über die Krone verfügen, erwachte; suchte Alexei den Vater durch Nachgiebigkeit in manchen Punkten zu gewinnen, und als der Zeitpunct der zweiten Reise des Zaren heran-nahte, stellte sich Alexei schwer erkrankt. Kaum war Peter abgereist, als sich Alexei am nämlichen Tage von seinem Krankenbette erhob, um des Vaters Entfernung mit einem Gelage zu feiern. Peter, von Alexeis Genesung unterrichtet, befahl ihm von Kopenhagen aus (Aug. 1716), er solle entweder ihm nachkommen oder Mönch werden. Alexei antwortete, er wolle kommen; aber die Reise benutzte er zur Flucht nach dem südlichrn Italien. Zurückgeführt und seinem Vater überlifert, stellte ihn dieser vor ein Reichsgericht, welchem Peter alle Klagepuncte vorlegte. Man hatte nun die Wahl, Alexei leben zu laßen, aber dann nach Peters Tode ihn zum Haupte aller unzufriedenen, zum Verderben aller treuen Diener seines Vaters werden zu laßen; — oder ihn zu verurtheilen. Keine Resignation, kein anderes Mittel vermochte bei der Lage, in welcher man sich in Rufsland befand, zu schützen. Am 6. Juli 1718 starb Alexei, nachdem er zur Enthauptung verurtheilt worden war.

In dieses Jahr fällt die Ausführung der Plane Karls XII. auf Norwegen. Der General Armfeld ward von ihm gegen Drontheim gesandt. Er selbst leitete die Belagerung der kleinen Veste Friedrichshall, wo er bekanntlich am 11. Dec. 1718 (wahrscheinlich durch eine schwedische Mörderhand) das Leben verlor. Görtzens Administration hatte den Adel in jeder Weise erbittert. Da durch

ie Verarmung der Krone in Schweden alle Gründe, die nter der Regierung Karls XI. den Adel so unterthänig emacht hatten, wegfielen; und da in den Formen der Verfaßung nichts geändert worden war zu Gunsten der kö-iglichen Macht, trat nach Karls XII. Tode der Adel wi-der mächtiger auf als je zuvor. Er war es, in dessen Händen die Vergebung der Krone war; der Haß des Adels führte im März 1719 Görtz auf das Blutgerüst. Da er es vorzüglich gewesen war, der die Friedensunterhandlungen mit Russland auf der Insel Åland betrieben hatte, brach der Adel dieselben ab, und knüpfte dagegen neue mit England an. An der Spitze der dominirenden Faction stund der Graf Horn, der auch noch durch persönlichen Haß gegen die Russen eingenommen war. Er leitete auch die Wahl der Reichsstände auf Karls XII. jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, welche mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel vermählt war, und in deren Namen der Reichsrath zuerst Alles ordnete. Dann überließ sie mit Bewilligung der Stände die Krone an ihren Gemahl; aber diese Krone war von den Ständen unter solchen Bedingungen übertragen worden, daß der König eigentlich nur Figurant, die Souveränetät bei den Reichsständen und die executive Gewalt bei den Reichsräthen war. Das Collegium der letzteren schloß im Grunde auch alle Friedensschlüße der nächsten Zeit: zuerst mit Hannover (im Nov. 1719), wodurch gegen eine Million Reichsthaler die Stiftslande von Bremen und Verden an Hannover kamen; sodann mit Preussen (1. Febr. 1720), wodurch Stettin und der sequestrirte District bis zur Peene preussisch ward mit Wollin und Usedom für zwei Millionen Reichsthaler; hernach mit Dänemark (14. Juli 1720), in welchem Dänemark alle seine gegen Schweden gemachten Eroberungen zurückgab, wogegen Schweden der Zollfreiheit im Sunde entsagte, 600,000 Rthlr. zahlte und den Herzog von Holstein-Gottorp seinem Schicksale überließ; endlich mit Russland (10. Sept. 1721) zu Nystadt, in Folge wovon Russland einen Theil von Wiborglehn erhielt, ferner Ingermanland, Karelen, Esthland, Lifland, die Insel Oesel und alle kleineren von

der Grenze Kurlands bis Wiborg. Nur Finnland und einen Theil von Wiborglehn gab Peter zurück, und zahlte zwei Millionen Reichsthaler. Mit Polen war 1719 ein bloßer Waffenstillstand geschloßen worden; man schloß Polen aber dann in den Nystadter Frieden ein.

Die Zahlungen, die man nach den einzelnen Friedensschlüßen erhielt, und der Friede, dessen Schweden nun von 1721 bis 1741 ununterbrochen genoß, ließen die Wunden des Landes heilen; aber von seiner früheren Bedeutung unter den europäischen Staaten war Schweden unrettbar herabgestürzt. Im Inneren trat vielfach das Verhältniſs hervor, daß fremde Mächte durch Geldzahlungen sich unter dem Adel Geneigtheiten zu verschaffen wusten. Schweden ist seit jener Zeit ein Staat zweites Ranges geblieben, und Rußland und Preußen haben gewissermaßen die Stelle Schwedens im europäischen Staatensysteme ersetzt. Am meisten kann man von Preußen sagen, daß es auch als den Protestantismus protegirende Macht an Schwedens frühere Stelle getreten sei.

In Rußland regierte Peter noch bis in den Febr. 1725. Das, was er sich als Aufgabe seines Lebens gestellt hatte, die Einführung Rußlands in die Reihe der europäischen Staaten, hat er vollständig erreicht. Rußland selbst hatte unter ihm eine ganz neue Verfaßung erhalten. Von der Umgestaltung der Armee und der Kirche war bereits die Rede; doch konnte die letztere als vollendet erst betrachtet werden, als der von Peter eingesetzte heiligste dirigirende Synod auch eine gänzliche Umgestaltung des Mönchswesens in Rußland durchgeführt hatte.

Sonst hatte der Bojarenhof das oberste Reichstribunal in Rußland gebildet, und wenn auch der Despotismus der früheren Zaren noch so blutig die Reihen der Großen des Reiches lichtete, blieb dies Tribunal doch immer eine ganz eigenthümlich-russische Behörde. Peter aber schaffte Titel und Stellung der Bojaren ganz ab, nachdem er schon längere Zeit in seinen Ukasen die sonst gewöhnliche Erwähnung ihrer Beistimmung weggelaßen hatte. An die Stelle des Bojarenhofes setzte er einen Senat, dessen Glieder bloß seine Beamtete waren, und keineswegs aus russischen Edelleuten zu bestehen brauchten. Diese Ein-

ichtung hatte schon 1711 statt; als er aber 1718 aus Frankreich zurückkam, organisirte er nun nach dem Muster der französischen Regierung zehn Regierungscollegien in den verschiedenen Theilen seines Reiches, und eine Inquisitionskanzlei; die letztere als Polizeibehörde. Er gieng auch damit um, seinem Reiche ein neues Gesetzbuch zu geben; aber noch während der Vorarbeiten starb er.

Das wichtigste Gesetz, welches Peter vor seinem Tode noch erließ, war die die Thronfolge betreffende Ukase vom 5. Febr. 1722, durch welche der jedesmal regierende Landesherr in Rußland ermächtigt ward, sich seinen Nachfolger selbst frei zu wählen. Motivirt ward dieses Gesetz durch die Besorgniß, die unzufriedene Partei möge Alexei's hinterlaßenen Sohn, Peter, an ihre Spitze stellen, und nach Peters I. Tode dessen Werk zertrümmern. Schon im Jahre vorher (1721) hatte sich Peter den Kaisertitel beigelegt. Im Jahre 1723 unternahm er noch einen Feldzug gegen die an Rußland angrenzenden persischen Provinzen am kaspischen Meere, die sich gegen den Schah empört, und durch ihre Empörung den russischen Handel nach Persien gestört hatten. Peter's Armeen drangen glücklich in diesen Provinzen vor.

Im Jahre vor seinem Tode verlobte er noch seine Tochter Anna mit Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp; und als er starb, folgte seiner Anordnung zu Folge seine Gemahlin Katharina, die bis in den Mai 1727 in seinem Sinne (da Menzikof leitender, allmächtiger Minister blieb) die Regierung fortführte und sie dann dem Sohne Alexeis, Peter II., der mit Menzikofs Tochter verlobt war, hinterließ. Auch unter diesem Kaiser glaubte Menzikof die Regierung leiten zu können; aber Iwan Dolgoruki wuste den jungen Zaren zu gewinnen, und Menzikof ward sammt seiner Familie nach Sibirien verbannt. Eine aristokratische Regierung von acht russischen Großen, die das geheime Conseil Peters II. bildeten, entstund nun unter Dolgorukis Einfluß, ohne daß dadurch die europäische Civilisation, soviel davon Rußland sich angeeignet hatte, gefährdet ward. Peter starb schon im Jan. 1730, und nun folgte durch eine

Capitulation mit dem regierenden geheimen Conseil die verwittwete Herzogin von Kurland, die Tochter von Peters I. Bruder Iwan, Anna, die aber, sobald sie Kaiserin war, und sah, wie die Oligarchie keinesweges so feste Stützen habe, jene Capitulation für nichtig erklärte, alle Gewalt wider an sich nahm, und sie durch ihre höchsten Minister, die Grafen Münnich und Ostermann, und durch ihren Günstling, Johann Ernst von Biron, handhaben ließ bis an ihren Tod im Oct. 1740.

§. 3: Die Bildung der brandenburgischen Macht und das Königreich Preussen bis 1740.

Geschichte des preussischen Staates von G. A. H. Stenzel 2ter Theil von 1440–1688. Hamburg 1837. 3ter Th. 1688–1739. Hamb. 1841. 8vo.

Geschichte des preussischen Staates im 17. Jahrhundert. Aus archivalischen Quellen u. s. w. von L. v. Orlich 2 Theile. Berlin 1838. 1839. 8vo.

Friedrich Wilhelm I. König von Preussen, von Dr. Fr. Förster 3 Theile. Potsdam 1834. 1835. 8vo.

Biographische Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Ense 2ter Theil (1. Frh. Georg von Derfflinger. 2. Fürst Leopold v. Anhalt Dessau) Berlin 1825. 8.

Leben der Königin von Preussen Sophie Charlotte. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1837. 8.

Die Geschichte der See= und Kolonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus archivalischen Quellen dargestellt von Dr. P. F. Stuhr. Berlin 1839. 8.

In neuerer Zeit, wo man so gern alle historischen Erscheinungen unter der Kategorie der Vermittelungen betrachtet, hat man auch vielfach ausgesprochen, Preussen sei berufen die Deutsche Art einerseits mit den östlichen, mit den Wendenvölkern, andrerseits mit den westlichen mit den wälschen Völkern zu vermitteln. Von dieser Aufgabe würde der Zeit, deren Darstellung uns in diesem Abschnitte obliegt, nur die erstere Hälfte anheimfallen, da ein Grenze und nähere Beziehung zu Wallonen und Franzosen damals für das preussische Gebiet noch nicht vorhanden war. In dieser Beschränkung werden wir auch wirklich anzuerkennen haben, daß in den brandenburgischen Territorien, wie in den an Brandenburg gekommenen pommerschen und preussischen Landschaften in einem gewissen Sinne eine Mischung deutscher und wendischer Naturen allerdings statt gefunden habe; doch nur so, daß das Deutsche durchaus sich als das siegende, geistig=edlere Pfropfreis, das Wendische sich

ls der naturkräftigere Wildling, der zur Unterlage dient, ewährt hat. In der Zeit, wo Kurfürst Friedrich Wilhelm ur Regierung kam, hatte sich der Wildling schon fast ganz n die Rolle gefunden, dem edleren nun zum fruchttragen- en Baume erwachsenden Reise alle seine Säfte zuzufüh- en; — aber wie man edlere Obstsorten (um bei dem Ver- gleiche zu bleiben) dadurch auch nach den nordischen Clima- ten zu verpflanzen vermag, daß man ihren Keimen das Erwachsen unter widrigen Einflüßen erspart, und sie sofort in holzreifen Reisern auf die abgehärtete Unterlage bringt, so trug auch hier die vermählte wendische Natur bei, der übergesiedelten deutschen Art den Boden halten zu laßen. Es war etwas von der schmiegsamen, nachhaltigen Natur- kraft der Wenden diesen nun ganz deutsch gewordenen Be- völkerun gen geblieben, und diese zähe Kraft war eben hin- reichend dem deutschen auf Zersplitterungen in kleine Kreise und persönliche Mächte hinarbeitenden Selbstständigkeitstriebe gerade so weit die Wage zu halten, um die Grundlage für eine militärisch-basirte, wohlgeordnete Herrschaft, die sich von diesem Anfangspuncte aus weit verbreiten sollte, möglich zu machen. Auch in diesen Gegenden hatten die Auflösungen, wie sie am Ende des Mittelalters in den po- litischen Verbänden des deutschen Reiches vielfach statt gefun- den, bis auf einen gewissen Grad Platz gegriffen. Im Her- zogthume Preussen waren Beziehungen zu dem benachbar- ten, politisch noch in Verbindung der Lehensherrlichkeit ste- henden Polen, selbst in der Zeit, bei welcher wir stehen, vielfach Quelle und Anhalt für widrige Verhältnisse zwi- schen Unterthanen und Landesherren. Dennoch war im Wesentlichen die Landeshoheit überall durchgekämpft; eine von der kaiserlichen unabhängigere landesherrliche Gewalt war in den Marken gewonnen, und in dieser Stellung der Fürsten, wie in der derben, tapferen und doch bildsamen Natur der Bevölkerungen waren die Mittel gegeben, die schweren Wunden, welche das letzte Jahrzehnt besonders des dreißigjährigen Krieges schlug, zu heilen; bald auch die Kräfte zu gewinnen, um eine gegen das benachbarte Polen wie gegen Schweden schützende Macht zu entwickeln.

Freilich setzten solche Entwickelungen, wenn sie gelingen sollten, voraus, daß sie ohne Uebertreibung, unter sorgsamster Wahrnehmung der äußeren Bedingungen immer nur so weit statt hatten, als eine wahre innere Kraft sie zugleich trug und forderte. Der Keim eines Samenkornes, seiner natürlichen Entwickelung überlaßen, sprengt mit bewundernswerther Gewalt die ihn deckende Erde, deren Gewicht und Schatten eben seine früheste Erkräftigung möglich macht, und dringt zur Sonne; während ein Samen, dem man diese Arbeit mit künstlicher Hand plötzlich, nachdem er einen Keim getrieben, abnimmt, gerade durch diese scheinbare Erleichterung dem Vertrockenen preisgegeben ist; und hierin nun hat Brandenburg ein Glück gehabt, wie in demselben Maße wohl kein anderes Land, das Glück nämlich, daß an seiner Spitze, eben als alle äußeren Bedingungen sich vereinigten, um ein solches verdecktes Aufkeimen zur europäischen Großmacht in ersten Anfängen möglich zu machen, ein Fürst stund, welcher wie der incarnirte Verstand dieser ganzen politischen Lage dasteht. Kurfürst Friedrich Wilhelm ist durch die Kraft des Handelns und des Duldens, durch unmittelbar richtiges Auffaßen der großen, wie der kleinen Verhältnisse seiner Herrschaft, durch seine ganze Art und Weise ein Fürst seines Landes im eigentlichsten Sinne des Wortes, ein Repräsentant gewissermaßen aller Bedingungen des Bestehens jener Gegenwart wie des Wachsens der Zukunft, deren Entwickelung wir nun schon vor Augen haben.

Daß er aber in dieser Weise als leitender Geist an der Spitze seines Landes stehen konnte, dazu war nothwendig, daß er auch das Hauptinteresse, was in allen bedeutenderen Reichen Europa's vom dreißigjährigen Kriege bis zum Ende des nordischen in einem gewissen Sinne dominirend hervortrat, so weit in sich aufgenommen hatte, als es eben der Begründung von Preussens Größe dienen mußte. Dies Interesse war aber, wie wir uns in den letzten Abschnitten überall zu zeigen bemüht haben, das was wir am reinsten, wir möchten sagen, am abstractesten in den Niederlanden waltend erblickten, und was, obwohl es nach den

verschiedensten Seiten hinwirkte, doch am bequemsten als **Mercantilinteresse** bezeichnet werden kann.

Bei Lebzeiten seines Vaters war Churfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1634 nach den Niderlanden gesandt worden; hier lernte er die ganze reiche bürgerliche Bildung dieser Gegenden, lernte er Kunst und Wißenschaft, wie sie sich gerade dieser Bildung anschloßen, lernte er auch die in den niderländischen Kämpfen entwickelte Kriegführung kennen, und als besonders einflußreich auf seine Entwickelung wird auch seines Verhältnisses zu Johann Moritz von Naßau, dem wir schon in Verrichtungen der Republik begegnet sind, erwähnt. **Hier lernte er vor allen, was Fürstensöhnen so Noth thut, unter von ihm unabhängigen Umgebungen ein richtiges Maß für seine eigne Kraft, für seinen eignen Werth kennen.** Im Sommer 1638 kehrte er nach den Marken zurück.

Er übernahm bei dem Tode seines Vaters (Dec. 1640) die Regierung seiner Lande unter sehr schwierigen, Gefahren drohenden äußeren Verhältnissen. Ohne die Macht zu haben, einer der größeren, kriegführenden Mächte zu imponiren, war seine politische Stellung doch so, daß er sich auch nicht mit der Allgewalt der Umstände bei einem energielosen Gehenlaßen zu entschuldigen vermocht hätte. Er muste also zunächst überall die ihm günstigen Verhältnisse wahrzunehmen, mit Klugheit das Schicksal seiner Lande zu leiten, und inzwischen die Mittel künftiger selbstständigerer Macht zu erwerben suchen. Er muste in strengerem Sinne **Herr im Lande zu werden**, und aus der Kraft des Landes dann **eine Heeresmacht zu gewinnen** suchen, die im Stande wäre, eine kräftigere eigne Stellung zu schützen. Der Tod des Grafen Schwarzenberg (März 1640) überhob den Churfürsten härterer Schritte gegen diesen Staatsmann, dessen politische Tendenzen allerdings zu der Stellung Brandenburgs, wie sie der Churfürst aufgefaßt, einen schneidenden Contrast bildeten. Dann organisirte er im Juni 1641 den ersten Stock der neuen brandenburgischen Kriegsmacht *).

Am schwierigsten für den Churfürsten war es, in dem Herzogthume Preussen als Herr im Lande sich geltend zu

*) Stenzel a. a. O. S. 25. „Der Churfürst überließ dem Kaiser die Regimenter (sc. der Obersten Kraft, Goldacker und Rochow), dankte die übrigen bis auf 2000 M. zu Fuß und 200 Reiter ab, bildete aus diesen drei Regimenter und dann noch ein Regiment Leibgarde zu Fuß von 900 M. so daß seine gesammte Heeresmacht wenig über 3000 M. stark war, und in Wahrheit als erste Grundlage und Kern des stehenden Heeres angesehen werden muß.“

machen, denn nicht nur war hier das Lehensverhältniſs zu Polen, sondern auch die in deutscher Weise entwickelte, aber an dem polnischen Lehensverhältnisse einen mächtigen Rückhalt findende landständische Verfaßung hinderlich. Auf der andern Seite freilich kam durch das Verhältniſs zu Polen auch mancherlei Spaltung in die Stände; ein Theil des Adels schloß sich enger an Polen an, ein anderer weniger; der Adel, im Ganzen doch polnischer gesinnt, war wider gegen die Städte. Diese letzteren würden die Hauptbasis für des Churfürsten Absichten haben abgeben können, wenn er nicht durch ihre zu entschiedene Begünstigung hätte fürchten müßen, den Adel dahin zu bringen, daß er geradezu in Polen Entscheidung und Hilfe gesucht hätte; eine directe Einmischung des Königs von Polen suchte aber Friedrich Wilhelm am meisten zu vermeiden. Endlich nach längerem Laviren gelang es von den preussischen Ständen Steuern zugestanden, im Octob. **1641** auch die feierliche Belehnung in Polen zu erhalten. Die letztere hätte Friedrich Wilhelm am liebsten selbst vermieden, und sie seinem Gesandten ertheilen laßen. Der König bestund aber darauf; und so hatte der Churfürst wenigstens das Auseinandergehen des polnischen Reichstages erzaudert, um von dessen Eingreifen nichts zu fürchten zu haben. Mit Schweden war bereits im Juli ein Waffenstillstand geschloßen worden, ohne daß dadurch ein Bruch mit Oestreich herbeigeführt ward, was der Churfürst durch kluge Mittheilungen nach beiden Seiten über seine Lage zu erreichen wuste.

Stenzel schildert sehr einsichtig und treffend des Churfürsten Lage und Politik in damaliger Zeit; „die Hauptaufgabe für ihn war, Zeit zu gewinnen; unterdessen zwischen beiden Theilen mit den möglichst geringsten Opfern hindurch zu schlüpfen; jeden, so weit es angieng, zu schonen um geschont zu werden und für sich immer den Rückzug offen zu behalten; unterdessen die eigne Macht zu verstärken, sich fest zu setzen; dann, wenn der rechte Augenblick käme, zwischen den geschwächten Kämpfern so bedeutend als möglich aufzutreten, und, indem er die Zunge der Wage bald für den einen, bald für den andern schwanken ließe, für sich selbst so viel als nur irgend möglich zu gewinnen.“ „Wir sehen ihn bei jedem Schritte,

den er thut oder unterläßt, sich vorsichtig nach allen Seiten hin umsehen, den Boden, auf den er treten oder wo er bleiben will, genau prüfen, die Folgen reiflich erwägen." — Diese Politik war die einfache, natürliche Auffaßung der Lage, in welcher Brandenburg damals wirklich sich befand; und selbst wenn diese schlaue Umsicht, die zu entwickeln war, zuweilen etwas über die Schranken hinausgeht, die man gern selbst bei diplomatischen Verhandlungen gewahrt sieht, lag die Entschuldigung dafür in der ganzen sittlich herabgekommenen Zeit gegen Ende des dreißigjährigen Krieges, die wir früher geschildert haben, und von welcher auch Stenzel mit Recht sagt: „Es waren Zeiten ohne Treue und Ehrlichkeit, und derjenige würde zu Grunde gegangen sein, der durch diese hätte eine Macht gründen und sich Ansehn verschaffen wollen, und verspottet worden wäre er noch dazu." — Zwar daß ein Versuch dieser Art, mit Einsicht unternommen, so absolut habe fehlschlagen müßen, wollen wir nicht behaupten; aber gewiss ist niemandem in jener Zeit darum, daß er ihn nicht unternommen, sondern im Sinne der ganzen Zeitumgebung verständig gehandelt hat, ein persönlicher Vorwurf zu machen.

Anfangs nachdem Friedrich Wilhelm zur Regierung gekommen, hatte er den Plan einer Heirath mit der jungen Königin Christine von Schweden, den früher Gustav Adolf verfolgt hatte und der an den eifrig calvinistischen Ueberzeugungen von Friedrich Wilhelms Vater gescheitert war, wider aufgenommen. Nun scheiterte derselbe an den eifrig lutherischen Ueberzeugungen der schwedischen Großen; an ihrer Besorgniss, Friedrich Wilhelm möge Schweden als Nebenland behandeln; an Christinens Abneigung gegen jede Verheirathung; und im Decemb. 1646 verband sich der Churfürst mit Luise Henriette, der ältesten Tochter Friedrich Heinrichs von Naßau Oranien; durch welche Heirath die nahen Beziehungen des Churfürsten zu den Niderlanden, die er früher lieb gewonnen, nur befestigt werden konnten. Eine Annäherung Friedrich Wilhelms an Frankreich war davon die Folge, was auch für den Gang der Unterhandlungen um den endlichen Frieden in Deutschland, an denen der Churfürst nothwendig einen bedeutenden Theil hatte, nicht ohne Einfluß blieb. Doch vermochte er den Schweden nicht ganz Pommern, worauf er rechtlich ganz

unbestreitbare Ansprüche hatte, zu entwinden, und er gab am Ende auf Vermittelung des französischen Gesandten d'Avaux (im Jan. 1647) zu, daß die Schweden Vorpommern mit Rügen und von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnow, die Insel Wollin und das frische Haff mit allen Mündungen behielten. Für das, was in Pommern hingegeben war, bildeten die Bisthümer Kamin, Halberstadt und Minden und die Anwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg eine überreiche Entschädigung.

Nachdem der Friede 1648 geschloßen war, begann nun recht eigentlich die Thätigkeit des Churfürsten sich weiter zu entwickeln, die Regententhätigkeit, welche seinem Hause einst von der Politik der Nachbarn unabhängigere Lage schaffen sollte, durch die allein auch die Unterthanen bei glücklichem Besitze, wenn sie ihn erwarben, geschützt werden konnten. Eine größere, frei und ungehemmt zu verwendende Kriegsmacht war die Hauptbedingung; diese war aber in jener Zeit unmöglich herzustellen, so lange man hinsichtlich der Einkünfte mit den zuweilen kleinlichen, immer an den landschaftlichen Interessen haftenden Rücksichten der Landstände bei der Steuerbewilligung zu kämpfen hatte. Hier muste also eine zwiefache Politik als von den Umständen gebieterisch gefordert erscheinen: einerseits nämlich die Macht der Stände so viel als möglich herabzusetzen; andrerseits sie durch Vermehrung der indirecten Einnahmen und Verbeßerung der Domanialeinkünfte so viel als möglich zu umgehen, was von selbst auf ein eifriges Aufnehmen alles dessen hinführte, was mit der Merkantilpolitik zusammenhieng *); wobei dann des Churfürsten frühere Kennt-

*) Stenzel S. 61. „Daher — die Bemühung, Ordnung in die gesammte, hauptsächlich die Finanzverwaltung zu bringen, die schweren Auflagen auf angemeßene Weise zu vertheilen und erträglich zu machen, das verwüstete Land durch Ansetzung von Colonisten wider in Anbau zu bringen, den Ertrag der Domainen durch verbeßerte Wirthschaft zu erhöhen, Gewerbe, Künste, Wißenschaften und Handel zu beleben, überall neue Erwerbsquellen zu eröffnen und durch Ordnung in jedem Zweige der Verwaltung, durch Sicherheit des Lebens und Eigenthums, durch Schutz vor Eigenmacht und Gewalt es dem Unterthanen möglich zu machen, die starke Last zu ertragen." — Indirecte Abgaben unter dem

ißnahme der niderländischen Verhältnisse tausendfach zu Statten kommen muste. Das Vorbild Hollands, so weit es sich irgend befolgen ließ, war durch die Macht der Umstände geboten.

Auf diese Weise ward es dem Kurfürsten möglich, den kleinen Stock eines stehenden Kriegsheeres, dessen wir oben gedachten, so zu verstärken, daß er im Jahre 1651 schon über 16,000 M. ins Feld stellen konnte, und 1655 konnte Brandenburg schon über 26,000 M. und 72 Geschütze als eine achtunggebietende Kriegsmacht aufweisen. Georg Freiherr von Derfflinger und Otto Christoph Freiherr von Sparr stunden als bewährte Führer dem Kurfürsten bei Herstellung dieses Heeres tüchtig zur Seite.

Unter den von den Landständen in Anspruch genommenen Rechten muste dem Kurfürsten das am meisten seiner landesherrlichen Stellung präjudicirlich erscheinen, daß sich die Stände zuweilen ohne vom Fürsten berufen zu sein versammelten. Als die Stände der Marken dies im J. 1654 einmal wider thaten, verwies es ihnen der Kurfürst auf das Nachdrücklichste, indem er besonders hervorhob, daß durch solches eigenmächti-

---

Namen der Accise hatte schon Schwarzenberg vorgeschlagen (v. Orlich a. a. O. S. 450.); dann hob gleich anfangs Friedrich Wilhelm diese Art der Abgaben hervor, und erhielt in dieser Hinsicht schon im Nov. 1641 Zugeständnisse von den Ständen einiger Landschaften. S. v. Orlich a. a. O. S. 424. 425. und Stenzel S. 65. — Das Accisewesen war den eingelebten, älteren deutschen Verfaßungszuständen (mit Ausnahme der Städte und der Landschaften, wo wie in den Niderlanden die Städte präponderirten) zu fremdartig, als daß man sich sobald darein hätte finden sollen. So erscheint es denn auch erst gegen Ende der Regierung des großen Kurfürsten einigermaßen ausgebildet. v. Orlich a. a. O. S. 450. „Nachdem im J. 1677. in der Kurmark eine neue Kopfsteuer ausgeschrieben, im J. 1680 eine neue, indeß eben so wenig bestimmte Accise-Ordnung erlaßen worden war, erschien endlich vier Jahre darauf eine revidirte General-Steuer- und Consumtionsordnung für die Churmark, welche mit mehr Klarheit abgefaßt war, und in welcher sich die Absicht aussprach, daß die Consumtions-Accise und die Zölle die alleinigen Abgaben sein sollten, von welchen alle für die Vertheidigung des Landes nöthigen Ausgaben bestritten werden musten. Es wurden laut dieser Verordnung die ersten Lebensbedürfnisse, als: Getraide, Holz, Bier, Vieh rc. versteuert, und selbst das Militär war davon nicht ausgeschloßen. Das auf den Tarif folgende Reglement ist die Basis der bis zur Zeit der Regie bestandenen Accise-Einrichtung gewesen."

ges Verfahren der Stände sein Ansehen bei auswärtigen Mächten leide. Eben so zürnte er gewaltig, als die Stände der Neumark im J. 1656 nicht nur Aehnliches gewagt, sondern sogar mit den Polen einen Waffenstillstand geschloßen hatten. „Seit dieser Zeit berief er keinen allgemeinen Landtag weiter, sondern nur noch die Stände d. h. die Deputirten der Ritterschaft und Städte der einzelnen Marken, zur Berathung in Steuer-, Polizei-, Justiz-, Kirchen- und anderen Landesangelegenheiten und formell zu deren Bewilligung. Natürlich ward es ihm leicht, alles was er für angemeßen hielt, durchzusetzen." (Stenzel S. 70). Den Ständen der durch den westfälischen Frieden neuerworbenen Landschaften, ohngeachtet er unter dem Gesichtspuncte des strengen Rechts nur an die Stelle ihrer früheren Fürsten trat, also auch nur die hergebrachten Rechte dieser Fürsten in Anspruch nehmen konnte, bestätigte er doch ihre Privilegien und Rechte nur unter dem Vorbehalte: „so weit sie seinen durch den Friedensschluß erlangten Rechten, Regalien und der Landeshoheit nicht entgegen wären" — woraus klar hervorgeht, daß ihm die Landeshoheit nicht mehr als ein zufälliges, bald vollständigeres bald minder vollständiges Aggregat von den Fürsten erworbener, ursprünglicher kaiserlicher Hoheits- und Regierungsrechte erschien, sondern als ein staatsrechtlicher Begriff, der dem positiven, zufällig vorhandenen Rechtsbestande gegenüber ein höheres Recht habe, wie denn z. B. auch die Domkapitel in den erworbenen Bisthümern sofort die Theilnahme an der Regierung verloren. Die Auffaßung und Geltendmachung dieses Begriffs der Landeshoheit als eines höheren fürstlichen Rechts ist nun die Wurzel, gewissermaßen der genius tutelaris der ganzen weiteren brandenburgisch-preussischen Staatsentwickelung und die spätere Annahme des königlichen Titels ist in sofern nicht ein bloßer Act äußerlicher Prunkliebe, sondern durch das Königthum erhielt jener Begriff, den schon der große Kurfürst zu verwirklichen bemüht war, seinen rechten Namen; in ihm war das Wort gefunden, welches das Streben von Brandenburgs Fürsten im Gegensatze anderer deutscher Landesherrn klar hervorhob. In geschichtlichen Entwickelungen ist aber ein solches klares Hervortreten des Wortes zu rechter Zeit selbst eine unberechenbare Macht, welche auf den, der das Wort ausspricht, wie auf den, welchem gegenüber es mit Erfolg ausgesprochen wird, auf das Gewaltigste einwirkt und die Ueberzeugung bestimmt.

Die Probe bestund die Politik des Kurfürsten zuerst bei

em Kriege zwischen Schweden und Polen, dessen schon früher
edacht worden ist, und in Beziehung auf welchen wir hier nur
iniges ergänzend zufügen. Die Protestation des Königes
on Polen, Johann Kasimir, (der aus dem Stamme der Wa-
a's, aber gleich seinem Vater, Sigismund, und gleich seinem
ilteren Bruder, Wladislaw, dem er aus dem Kloster 1648
uf dem Throne folgte, von Schweden ausgeschloßen war)
egen die Succession Karls X. Gustav von Pfalz-Zwei-
rücken bei Christinens Resignation auf die Krone (1654)
rbitterte Karl X., so daß dieser für sein verschuldetes und
erabgekommenes Schweden die beste Gelegenheit sich zu
rholen in einem Kriege mit Polen sah, dessen siegreicher
Gang sich voraussehen ließ, wenn der Kurfürst von Bran-
denburg zur Mitwirkung zu bewegen war. Der Gesandte
Karl's X., Graf Schlippenbach, legte Friedrich Wilhelm
die Absichten seines Herrn in so roher Offenheit *) vor,
daß des Kurfürsten vorsichtiges Gemüth davor erschrak.
Dieser konnte sich nicht verhehlen, daß er als entscheidende
Macht nicht werde auftreten können; er hatte aber auch
bei dem westfälischen Frieden die Erfahrung gemacht, daß
ein kleinerer, zwischen größere kriegführende Staaten in die
Mitte gestellter, nicht nothwendig zu kurz kommen müße,
und durfte hoffen, durch geschickte Benutzung der Umstände
in Folge eines Krieges zwischen Schweden und Polen sich
von der hindernden Lehensabhängigkeit Preussens von Po-
len zu befreien. Während er also sich auf alle Fälle für
den Krieg rüstete, suchte er zugleich Vorkehrungen zu tref-
fen, daß es den Schweden unmöglich ward, sich Preussens
ihrer Seits auf die Dauer zu bemächtigen, und das er-
reichte er am Zweckmäßigsten, wenn er die Niderlande und
England auf die Gefahr aufmerksam machte, die ihr Han-
del liefe, wenn alle Ostseeküsten in der Schweden Gewalt

*) Stenzel S. 101. „Gott spreche jetzt zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern wo eine günstige Gelegenheit sei, seinen Nachbar anzugreifen und die eignen Grenzen auszudehnen, müße man das für einen göttlichen Beruf halten." — Das ist so recht das Raisonnement des in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges verwilderten Soldaten.

kämen. Er schloß in diesem Sinne im Frühjahre 1655 Bündniß mit der Republik der Vereinigten Staaten und bildete dadurch eine Mittelmacht, in utramque paratus, und befähigt, seine Entschlüße dem weiteren Gange des Kampfes gemäß zu nehmen und zu wechseln.

Karls General, der Feldmarschall Wittenberg drang im Juli 1655 von Stettin aus mit 17,000 M. in Großpolen ein, was sich noch im selben Monate ganz unterwarf. Karl kam mit neuen Regimentern nach, und schon am 30ten Aug. kam Warschau in seine Hände; der größte Theil des Reiches fügte sich seinen siegreichen Waffen. Im October erhielt er auch Krakau. Die Russen drängten von der anderen Seite auf Polen, was seinem Untergange verfallen schien.

Der Kurfürst mochte an ein so ungehemmtes Siegen der Schweden nicht geglaubt haben; auch konnte er von der Republik auf keine bedeutende Hilfe, und um so weniger rechnen, als die Generalstaaten ihn im Verdachte hatten, er sei unter der Hand in schwedischem Interesse. Die Unterhandlungen mit Schweden stellten sich für Friedrich Wilhelm durch jeden Fortschritt der schwedischen Waffen ungünstiger; und da auch Karl dem zaudernden Wesen des Kurfürsten mistraute, brach er endlich alle Verhandlung ab. Dem letzteren blieb nur übrig, sich an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht wider Achtung zu verschaffen. Außer seinem eignen Heere wuste er die Stände des polnischen Theiles von Preussen in Marienburg zu bewegen, sich mit ihm zu gemeinschaftlicher Vertheidigung des Landes zu verbünden, was dem nach Schlesien geflüchteten Könige Johann Kasimir eine so tröstliche Nachricht war, daß er dem Kurfürsten die Aufhebung der Lehensabhängigkeit des Herzogthums Preussen selbst anbot. Seit November wendeten sich die Schweden in offener Feindseligkeit gegen Brandenburg. Die Brandenburger verloren rasch nach einander Thorn, Marienwerder, Elbing, Dirschau, Stargard und andere von ihnen besetzte Plätze; auch das Herzogthum Preussen griff Karl X. an, und bedrohte zu Weihnachten Königsberg; ja! brachte den Kurfürsten in solche Noth, daß dieser am 17. Jan. 1656 durch den

önigsberger Vertrag das Herzogthum Preussen von Schwe-
n zu Lehen nehmen, den Schweden 1500 M. Kriegs-
lfe stellen, und ihnen freien Durchzug und Gebrauch sei-
er Häfen gestatten muste. Dafür erhielt er noch das
istthum Ermland ebenfalls als schwedisches Lehen. Die
stände des polnischen Preussens muste der Kurfürst ihrem
Schicksale überlaßen. Danzig allein widerstund den Schwe-
en in diesen nördlichen Theilen des Königreiches.

So leicht es aber den Schweden geworden war, sich Polens zu bemächtigen, so unmöglich ward es ihnen, sich auf die Dauer im Lande zu behaupten. Zehn Tage vor dem ausgesprochenen Nachgeben des Kurfürsten, am 7ten Jan., traten in Tyskiewicz einige mächtige polnische Edelleute in eine Conföderation zusammen, welcher bald alle nationalen und kirchlichen Interessen der Polen zahlreiche Anhänger verschafften, und die, sobald sie einigermaßen erstarkt war, den König widerzukommen aufforderte. Johann Kasimir kam. Schon im Februar waren die Polen auf allen Seiten gegen die eingedrungenen Schweden unter den Waffen; im März erhoben sich auch die Litthauer. Obwohl Karl X. anfangs siegreich gegen die aufgestandenen wider vordrang, verließen ihn doch bald alle seinem Heere zugefügte polnische Truppenabtheilungen. Die Russen wendeten sich feindlich auch gegen das schwedische Lifland und Karl sah sich im Mai auf Warschau zurückgedrängt.

Sobald Friedrich Wilhelm die Wendung, welche die polnischen Angelegenheiten genommen, wahrnahm, hatte er auch mit den Polen neue Unterhandlungen angeknüpft und sich bei den Niderländern wegen seines Bündnisses mit Schweden zu entschuldigen gesucht. Schon im März erklärte er Johann Kasimir, gegen Ersatz der Kriegskosten, sich entschieden wider an Polen anschließen zu wollen. Aber auch die Schweden in ihrer Bedrängniss machten dem Kurfürsten höchst günstige Bedingungen, und so konnte er wider in einer mittleren Stellung überlegen, und den günstigsten Moment abwarten, um seine Position zu nehmen. Das Benehmen Friedrich Wilhelms erregte Karls Mis-

trauen von Neuem; er brach die schon angeknüpften Unterhandlungen ab; muste sie aber, da er in immer grössere Noth kam, im Mai in Marienburg von Neuem aufnehmen. Endlich am 25. Juni kam eine neue Verbindung Brandenburgs und Schwedens in Marienburg zu Stande, wodurch der Kurfürst nicht bloß Johann Kasimir, sondern auch die Republik der Vereinigten Niderlande höchlichst erbitterte. Danzig vertheidigte sich tapfer, und gewann niderländischen Beistand. Die Schweden verloren am 1ten Juli auch Warschau; die Polen verloren aber gegen Karl und Friedrich Wilhelm (der seine Brandenburger selbst führte) vom 28ten zum 30ten Juli die Schlacht von Praga, und von Neuem besetzten die Fremdlinge Warschau.

Daß der Kurfürst, der die Schweden nicht übermächtig machen wollte, bei seiner Weigerung blieb, den König bei Verfolgung des Sieges sofort zu unterstützen, ließ fast den ganzen Gewinn der gemachten Anstrengung verloren gehen. Der Kurfürst zog sich nach Preussen zurück, und begann von hieraus Unterhandlungen nach allen Seiten; mit Dänemark, was aus Eifersucht eine gegen Schweden feindliche Haltung annahm; mit der Republik der Ver. Niderlande, deren Generalstaaten er die Lösung des Bündnisses mit Schweden zusagte; mit dem Kaiser, den seinerseits die Macht, welche Brandenburg gezeigt hatte, mit Eifersucht erfüllte. Zwischen Karl und Friedrich Wilhelm war das reizbarste Mistrauen; letzterer aber wuste geltend zu machen, daß Schweden, von den Russen in Lifland angegriffen, von Dänen und Niderländern bedroht, in einer Lage sei, wo die brandenburgische Hilfe ein sehr schweres Gewicht habe, und verlangte Aufhebung der früheren Einigung über Preussen, und günstigere Bedingung.

Noch in demselben Sommer eroberten die Polen Warschau wider; auch Kalisch gieng an sie verloren, und im October hausten ihre Heerhaufen schon in Preussen. Am 3ten Nov. schloß der Kurfürst auf drei Monate Waffenstillstand mit Polen; Johann Kasimir schloß an demselben Tage zu Niemicz bei Wilna Frieden mit Rußland, und schon am 15ten Nov. zog er in Danzig, dem er ein Heer zu Hilfe führte, ein. Die Noth, in welche durch die ganze Entwickelung der Dinge immer mehr die Schweden kamen,

ab sie endlich dem Kurfürsten so in die Hände, daß sie m 20ten Nov. den Vertrag von Labiau eingiengen*).

Aber auch nachdem der Kurfürst diesen Vertrag erungt hatte, unterstützte er die Schweden im Wesentlichen icht weiter. Vielmehr knüpfte er drei Tage nach dem Bertrage von Labiau neue Verbindungen mit Johann Kaimir an. Die engen Verbindungen, welche Karl X. mit Rakoczy, dem Fürsten von Siebenbürgen unterhielt, und welche auf eine Theilung Polens zwischen beiden unter Theilnahme Brandenburgs und der Kosacken hinzielten, brachen endlich im Dec. 1656 den Kaiser Ferdinand dazu, mit Johann Kasimir sich zu verbünden, und Dänemark zum Kriege gegen Schweden fortzutreiben; während die Generalstaaten nun alles thaten, den Kurfürsten von Schweden zu trennen. Letzterer zog in den ersten Monaten des Jahres 1657 seine Truppen von der schwedischen Armee zurück; und als nun der Krieg Dänemarks gegen Schweden wirklich ausbrach, Karl Polen verließ, und dessen Truppen auf dem Durchzuge gegen Holstein in den brandenburgischen Territorien im Sommer 1657 wie in Feindeslanden hausten; Rakoczy aus Polen herausgeschlagen; die schwedische Besatzung auch in Krakau zur Uebergabe genöthigt und die Stadt im August von Oestreichern besetzt ward, schloß Friedrich Wilhelm am 19ten Sept. den Vertrag von Welau ab**). Mit Ausnahme der Verherungen, welche pol-

*) Stenzel S. 128. „Durch diesen Vertrag ward der Lehensvertrag von Königsberg und die darauf bezüglichen Artikel des Marienburger Bündnisses aufgehoben, und der Kurfürst mit dessen männlichen Nachkommen in absteigender Linie als souveräner Herzog von Preussen und Ermland anerkannt. Dagegen trat er an Schweden das frauenburgische Amt ab, verzichtete für sich und seine Nachkommen auf das königliche Preussen und verbündete sich mit Schweden auf Grundlage des Marienburger Vertrags zu gemeinschaftlicher Vertheidigung der Landstriche, welche beide Theile bezeichnet hatten, mit näherer Bestimmung über die Verhältnisse der beiderseitigen Länder zu einander."

**) Stenzel S. 136. „Friedrich Wilhelm gab alles, was er während des Krieges den Polen entrißen hatte, heraus; erhielt das bisher lehnbare Herzogthum Preussen als Souverän, erblich in männlicher Linie und nach dem Aussterben rückfällig an Polen. — Der Kurfürst ver-

nische Corps in Schwedisch-Pommern anrichteten, und des Kampfes um die Plätze, die die Schweden noch in Polnisch-Preussen vertheidigten, verlief nun der Krieg in der nächsten Zeit hauptsächlich in den dänischen Landschaften und zur See.

Den Krieg beschloß endlich der anfangs in Thorn verhandelte, dann im Kloster Oliva bei Danzig am 3ten Mai 1660 abgeschloßene Friede. Karl X. war inzwischen während der Friedensverhandlungen am 23. Febr. d. J. gestorben.

Der Friede von Oliva erklärte die früher geschloßenen Verträge zwischen Brandenburg und Schweden für ungiltig, dagegen den von Welau für giltig und setzte eine allgemeine Amnestie fest. So hatte also der Kurfürst in dem Herzogthume Preussen wirklich die Souveränetät erlangt, und die Verbindung dieses Landes mit Polen aufzuheben vermocht.

Dänemark machte seinen Frieden mit Schweden, der zugleich unterhandelt worden war, erst und nicht ohne große Opfer am 5ten Juni. Hatte nun die Begünstigung der mercantilen Interessen durch die Fürsten dieser Zeit überhaupt die Tendenz, die fürstliche Gewalt frei zu machen von den Schranken, die seit Herabsetzung der geistlichen Macht durch die Reformation aus dem Mittelalter noch übrig waren, namentlich die Tendenz, die Fürsten freier zu stellen von den Geldbewilligungen der Stände; hatte auch das Streben des Kurfürsten, den Lehensverband mit Polen zu brechen, vornehmlich dies Motiv gehabt, freiere Hand gegen die Stände in Preussen zu gewinnen; so sollte Dänemark in dieser Zeit für alle von ähnlichen Tendenzen Befangene in seiner Verfaßungsänderung ein glänzendes Muster aufstellen.*)

---

pflichtete sich zu ewigem Bündnisse mit Polen, und im Falle eines Krieges 1500 M. für dasselbe zu stellen, Polen dagegen sicherte dem Herzogthume Unterstützung, wenn dasselbe, vorzüglich wegen des jetzigen Vertrages, sollte angegriffen werden. Die Benutzung der beiderseitigen Häfen und der Handel sollte beiden Theilen frei sein, die katholische Religionsübung alten Verträgen gemäß verbleiben, der Fürst Boguslaus Radziwill alle seine Besitzungen zurückerhalten. An demselben Tage schloßen beide Theile einen Vertheidigungsbund gegen Schweden auf die Dauer des Krieges.

*) Wir fügen hier, da sie so schön den Sinn des sich in den brandenburgischen Fürsten regenden Strebens erläutern kann, die Geschichte dieser dänischen Verfaßungsänderung ein, indem wir dabei besonders der Darstellung Olshausens folgen:

Doch auch der Kurfürst hatte, da das Herzogthum Preussen längst außer Verbindung mit dem deutschen Reiche, nun

---

Das dänische Königsgesetz. Mit einer historischen Einleitung und einer Schlußbemerkung versehen von Th. Olshausen. Eutin und Kiel. 1838. 8.

„Vor 1660 war die Regierung im Königreiche Dänemark vorzüglich in den Händen des Adels und des Reichsrathes, welche die verfaßungsmäßig gewählten Könige durch jede neue Wahlcapitulation oder Handfeste mehr beschränkten und ihre Vorrechte auf Kosten der königlichen Macht und des Bürger- und Bauernstandes erweiterten. Nach dem in dem genannten Jahre beendigten schwedischen Kriege, in welchem die Kopenhagener Bürger durch ihre Tapferkeit zur Erhaltung der Selbstständigkeit des Reiches mächtig beigetragen hatten, war das Land in Schulden versunken, der fruchtbaren Provinzen Schonen, Halland und Blekingen beraubt, und glaubte sich noch fortwährend auf dem Kriegsfuße erhalten zu müßen. Dazu waren die gewöhnlichen Staatseinkünfte unzureichend, der Adel aber weigerte sich für seine Person Steuern zu entrichten und wollte die ganze neue Last auf die Städter und Bauern wälzen."

„In dieser kritischen Lage hielt König Friedrich III. die Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstages für nothwendig, und obwohl der Reichsrath dies zu verhindern suchte, so setzte der König es doch durch, daß Adel, Geistlichkeit und Bürger zum 8. Sept 1660 auf einen Reichstag nach Kopenhagen einberufen wurden. Obwohl nun alle adeligen Gutsbesitzer berechtigt waren, sich einzustellen, so erschienen doch, außer dem Reichsrathe, nur 35; von der Geistlichkeit erschienen 20 nnd vom Bürgerstande 38 Repräsentanten. Unter der Geistlichkeit war der Bischof von Seeland, Hans Swane, der ausgezeichnetste; unter dem Bürgerstande Hans Nansen, erster Bürgermeister von Kopenhagen. Beide waren gegen den Reichsrath und den Adel eingenommen, wie die nideren Stände und besonders die Kopenhagener Bürgerschaft überhaupt, obgleich die letztere kurz vor der Belagerung von Kopenhagen (1655) adelige Privilegien erhalten hatte, wovon man nur dem Könige das Verdienst beimaß, überzeugt, daß der Reichsrath nur wegen der drohenden Gefahr seine Einwilligung dazu gegeben habe. Der Adel dagegen war in Parteien gespalten und der talentvollste der Edelleute, Hannibal Sehested, war auf Seiten des Hofes. Nur Otto Krag war der Adelspartei ein kraftvoller und fähiger Leiter. Dem Könige stund auch noch der kluge Christoph Gabel als Kammerschreiber zur Seite."

Nachdem der Reichstag am 10. Sept. eröffnet worden war, kam es bald durch die Weigerung der Adeligen für ihre Person eine Consumtionssteuer geben zu wollen, welche die anderen Stände nur unter der Bedingung, daß keine Ausnahme statuirt würde, bewilligt hatten, zum heftigsten Streite. Der Bürgerstand verlangte endlich erbittert durch Otto Krags Aeußerung, daß die nichtadeligen Stände Unfreie seien, Beschränkung der adeligen Privilegien, und Swane und Nansen, die an der Spitze der Oppositionspartei stunden, wußten den König in ihre Plane zu ziehen, und erlangten von ihm, daß er ihnen am 26. Sept. eigenhändig seine Zustimmung gab. Am 8. Oct. versammelte Swane die Geistlichen, Nansen den Bürgerstand abgesondert und bewogen dieselben in die Abschaffung der Wahlmonarchie zu willigen; dann vereinigten sich beide Stände und beschloßen einen Antrag: „das Reich erblich zu machen." Der Reichsrath suchte mit entscheidender Antwort auf den Antrag zu zögern; aber die Stadt kam in die lebhafteste Bewegung; mehrere von den adeligen Ständegliedern geriethen in Furcht und verließen Kopenhagen. Da ließ der König am 1ten Oct. in der Frühe die Thore schließen; die Bürgerschaft sollte sich waffenfertig halten; der Bürgerhauptmann Thuresen war für die Verfaßungsänderung. Nun ward der Reichsrath und Adel so bange, daß er dem Könige am 12. Oct. die Monarchie erblich für seine männliche Descendenz anbot. Der König erzwang auch die Einwilligung in die Erbrechte der weiblichen Descendenz, und ward als Erbkönig am 13. Oct. proclamirt.

auch von Polen losgerißen war, in dieser Landschaft ein Terrän erhalten, wo er auf ähnliche Ziele hinsteuern konnte, als der König in Dänemark. Freilich er muste mit Klugheit und auf Umwegen erreichen, was diesem wie eine reife Frucht in die Hand gefallen war.

Der Gang des schwedisch-polnischen Krieges brachte den Geldforderungen und landesherrlichen Handlungen des Kurfürsten oft genug so unleugbare Motivirung durch allgemeine, augenscheinliche Landesnoth, daß die Stände sich auch seinem weniger formgerechten Verfahren nicht zu entziehen vermochten; daß er eigenmächtiger namentlich in das Steuerwesen eingreifen konnte. Solche Zeiten begünstigen im Allgemeinen Absichten, wie sie Friedrich Wilhelm verfolgte; doch war nach dem Frieden von Oliva die Gährung auf das Höchste gestiegen.

„Daß diese Veränderung der Regierungsform die Wahlcapitulation des Königes vernichte, sah man als sich von selbst verstehend an; es fragte sich nur, was für dieselbe an die Stelle treten solle. Um dies zu bestimmen, ward ein ständischer Ausschuß ernannt, bestehend aus vier Reichsräthen, vier Adeligen, fünf Geistlichen und sieben vom Bürgerstande, welchen, auf besonderen Befehl des Königes, noch der Professor Lange beigegeben ward. Als dieser letztere aber Miene machte, eine Constitution nach dem Vorbilde der englischen in Vorschlag zu bringen, erhielt er vom Hofe Befehl, sich nicht wider im Ausschuße einzufinden. Die Debatten über die neuen Verpflichtungen, welche der König zu übernehmen habe, behielten aber dennoch einen Character, welcher dem Hofe keineswegs gefiel, und der schlaue Bischof Swane schlug deshalb vor, der Weisheit des Königes die Abfaßung des neuen Recesses zu überlaßen, da der Ausschuß sich doch nicht einigen werde."

Am 16. Oct. ward die Wahlcapitulation cassirt, und am 18. Oct. hatte die feierliche Erbhuldigung durch die anwesenden Stände; am 15. Nov. noch einmal durch zahlreichere Repräsentanten des Landes statt, und am 17. d. M. ward die bisherige Handfeste für todt und der Eid des Königes für gelöst erklärt. Der Reichsrath war schon am 4. Nov. aufgehoben worden, und fünf Regierungscollegien, an deren Spitze Freunde der Revolution stunden, waren an dessen Stelle getreten. Nachdem dann der König am 10. Jan. 1661 noch die s. g. Erb-Alleinherrschafts-Acte von sämmtlichen Ständen erhalten hatte, ward auch der Reichstag geschloßen. Nachdem der König auf diese Weise in Besitz der höchsten Gewalt gekommen war, ließ er den einzelnen Ständen im Juni Privilegienurkunden ausstellen, in denen aber von Repräsentationsrechten, von Ständen als politischen Corporationen nicht weiter die Rede war. Die eigentliche Ausarbeitung des neuen Reichsgrundgesetzes ward dem Kammerschreiber Peter Schumacher (nachherigen Grafen Griffenfeldt) übertragen, und am 14. Nov. 1665 erhielt dies Grundgesetz unter dem Namen des Königsgesetzes die königliche Sanction. Durch dieses Königsgesetz ward nun dem Könige in Dänemark die absolute Souveränetät in seinen Königreichen Dänemark und Norwegen beigelegt. So hatten die Dänenkönige erreicht, was zu erreichen damals fast alle europäische Fürsten auf das Angestrengteste erst bemüht waren. Es hieß im zweiten Paragraphen des Königsgesetzes:

„Es soll der Alleinherrschaftserbkönig von Dänemark und Norwegen künftig sein und von allen seinen Unterthanen gehalten und geachtet werden das oberste und höchste Haupt hier auf Erden über alle menschlichen Gesetze und das kein ander Haupt und keine Richter über sich erkennet, weder in geistlichen, noch in weltlichen Sachen, denn Gott allein."

Im Febr. 1661 kamen 200 Edelleute auf dem altstädtischen Rathhause in Königsberg zusammen, um eine Opposition zu bilden; auch die Städte schienen gemeine Sache mit ihnen machen zu wollen; aber es gelang dem Statthalter des Kurfürsten die Gemüther wider versönlich zu stimmen, und im Mai 1661 ließ der Kurfürst die Stände seinerseits zusammen rufen, um von ihnen die Anerkennung als Souverän (ohne doch die Privilegien vernichten zu wollen) zu erhalten. Die Stände erkannten wohl, daß sie selbst bei der Kriegsmacht, die allmälig der Fürst erlangt hatte, zu schwach seien, ihre Rechte zu schützen, und suchten der Krone Polen eine Art Garantie der ständischen Privilegien in Preussen und ein Einmischungsrecht in Sachen, wo sich die Stände dahin wenden würden, zu erhalten. Wenn sie damit durchdrangen, war natürlich für den Landesherren alles wider verloren, was er eben mit Mühe erreicht zu haben glaubte. Seine Antwort war ganz im Sinne der Fürstenpolitik dieses merkantilen Zeitalters, und faßt sich am Ende in der einfach ausgesprochenen Ueberzeugung zusammen, wie sie uns Puffendorf *) als die des Kurfürsten mittheilt: „Denique salutem provinciae alicuius non in eo verti, ut duorum dominorum imperio disparis gradus subiecta sit, ubi obsequium ac amor civium bifariam divisus circa unum facile claudicare queat: sed ut status probe digestus sit, ac sincerus amor inter principem civesque immotus subsistat: id quod aeque obtineri possit principe nullibi dependente, quam si idem fiduciario vinculo alteri innexus sit“ — Zudem erlangte Friedrich Wilhelm vom polnischen Hofe eine noch bestimmter gefaßte Entledigungsurkunde, und obwohl die Stände in Preussen (besonders der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode und sein Anhang) auch dann noch sich bis in den Herbst 1662 tapferlichst bei ihren Freiheiten und Rechten wehrten, ward doch, als im Oct. dieses Jahres der Kurfürst selbst nach Königsberg kam, und sich der Person Rhodes mit Gewalt bemächtigen ließ**), ihr Widerstand endlich gebrochen; doch nicht ohne daß

---

*) Rerr. Brandenbb. lib. IX. §. 39.

**) Stenzel S. 195. „Des Hochverraths überwiesen erklärt, blieb er in enger Haft, ward dann nach Kolberg, später nach Küstrin und endlich nach Peitz gebracht. Nach zwei Jahren, als die Königsberger sich abermals insgesammt für Rhode verwendeten, erwiderte ihnen der Kurfürst, er sei geneigt gewesen, ihm zu verzeihen, worauf dieser trotzig geantwortet, er habe nur seine Pflicht, nichts Unrechtes gethan. Man erzählt, der Kurfürst habe einst bei seiner Anwesenheit in Peitz nach Rhode gefragt, und sich wohl absichtlich nicht ungnädig über ihn geäußert. Von einem der Anwesenden sei das Rhoden mitgetheilt und ihm gerathen worden, gelegentlich des ihm gestatteten Ganges auf den Wällen der Festung den ihm wie zufällig aufstoßenden Kurfürsten um Gnade zu bitten, wo=

auch der Kurfürst im März 1663 noch deutlicher die Rechte der Stände wider anerkennen und bestätigen muste. Erst nachdem dies geschehen, und durch polnische Gesandte der bisherige Eid den Ständen förmlich erlaßen worden, erhielt Friedrich Wilhelm am 28. Oct. 1663 den Huldigungseid als Souverän des Landes. „Im Wesentlichen verfuhr er nun, ohne Rücksicht auf die Rechte der Stände und auf die von ihm ertheilte Assecuration, als unumschränkter Herr, außer wo ihn Widerstand zur Nachgiebigkeit nöthigte, oder Klugheit nach Lage der Umstände dazu rieth.“*) Christian Ludwig von Kalckstein, dessen Vater früher, und der dann nach dessen Tode (in gleicher Weise wie Rhode) an der Spitze der der fürstlichen Allmacht widerstrebenden Adelspartei gestanden hatte, ward 1667 gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und zuerst zu ewiger Haft, nach einiger Zeit zur Verbannung auf seine Güter begnadigt; gieng aber bald nachher an den Hof nach Warschau, wo er auch den jüngeren Rhode fand, und gegen den Kurfürsten intriguirte, bis ihn im Nov. 1670 der brandenburgische Resident heimlich packen und geknebelt zur Verurtheilung nach Preussen schleppen ließ. Der König von Polen verlangte energisch seine Zurückgabe, und Genugthuung für diese Verletzung des Völkerrechtes. Um den Warschauer Hof zu beruhigen, ward die Sache in die Länge gezogen; der brandenburgische Resident nahm zum Scheine das gewaltsame Verfahren gegen Kalckstein allein auf sich; hielt sich mehrere Jahre verborgen und ließ sich in contumaciam verurtheilen, der späteren Cassation des Urtheiles und der Belohnung seiner Treue gewiss. Kalckstein aber ward von einem nichtpreussischen Gerichte verhört, torquirt und als Meineidiger und Hochverräther zum Tode verurtheilt, und am 8. Nov. 1671 enthauptet.**) Die Stände von Preussen hatten zwar noch aufzu-

---

rauf Rhode erwidert habe, er hoffe seine Loslaßung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten, und verlange nichts von dessen Gnade. So blieb er sechzehn Jahre in Gefangenschaft bis an seinen Tod (1678).“

*) Stenzel S. 201. 202.

**) v. Orlich S. 359. „Kalckstein vernahm dies Erkenntniss mit Gelaßenheit, äußerte noch scherzend, da er an diesem Tage das Podogra verloren hatte, daß seine bevorstehende Hinrichtung ein Mittel gegen dasselbe sei. Die Nacht zum 8. Nov. schlief er nur wenig, schrieb noch an den Kurfürsten, an seine Gattin, seine Kinder und seinen Bruder; in den drei letzten Briefen versicherte er, unschuldig zu sterben. Nach dem von der Regierung eingesandten Berichte hat er sich freudig und willig zum Tode gestellt, mit Lesen, Beten und Singen die ganze Nacht bis an sein Ende zugebracht; wie denn der Herr Kaplan Magister Schulz die ganze Nacht bei ihm eben zu Schloß geblieben; wir wollen an der Seelen Wohlfahrt nicht zweifeln. Am 8. Nov. des Morgens um 9 Uhr ist das Urtheil auf der Festung Memel, wo ein Theater gebaut war, vollzogen; nachdem vorgängig Kalckstein mit andächtigem Beten und Singen wohl dazu bereitet, auf

sprechen gewagt, in Kalckstein seien sie „unschuldigerweise gleichsam mit gefoltert worden"*) und suchten noch einen letzten Rest von Achtung gegen ihre Rechte zu behaupten; — im Wesentlichen war aber alles umsonst, und ungehemmt gieng die Fürstengewalt ihrer Vervollständigung entgegen.

Noch auf einem anderen Puncte kam der Kurfürst bei seinem Bestreben in harten Conflict. Der westfälische Friede hatte ihm das Erzstift Magdeburg bis auf einige Parcelen als erbliches Herzogthum, jedoch erst nach dem Tode des damaligen Administrators, Prinzen August von Sachsen, zugesprochen. Die Stadt Magdeburg suchte sich gegen beide Fürsten in ihren Ansprüchen auf Reichsfreiheit zu behaupten, und verhandelte deshalb durch ihren Bürgermeister Otto von Gerike auf den Reichstagen. Da vereinbarte sich der Kurfürst im Mai 1666 mit dem Administrator zu einem gewaltsamen Einschreiten, dem zu Folge eine brandenburgische Besatzung schon vor dem Tode des letzteren in die Stadt kommen, aber zugleich diesem Treue schwören sollte. Die Stadt muste sich durch einen Vertrag, der am 28. Mai zu Kloster Bergen geschloßen ward, zu Aufnahme der Besatzung bequemen, und am 24. Juni 1666 dem Administrator und dem Kurfürsten huldigen. Des ehemals so trotzigen Magdeburgs Reichsfreiheit hatte ohne Weiteres ein Ende; und, als der Administrator 1680 starb, giengen diese Besitzungen ganz in brandenburgische Hände über.

Im Uebrigen war der Kurfürst ebenfalls bemüht, das Ideal einer guten Regierung, wie es die damalige Politik vor Augen hatte, zu verwirklichen. Er förderte, wie er irgend vermochte, den Anbau des Landes, das Gewerb der Städte, suchte Eisen- und Kupferhammerwerke, Glashütten u. s. w. zu heben; selbst durch Prohibitivgesetze gegen fremde Fabricate und durch Privilegien. Er ließ den Friedrich-Wilhelms Canal zwischen Oder und Spree, der jenen Fluß mit der Elbe in Waßerverbindung setzte, anlegen (1662—1668); und that überhaupt Alles, Wege und Verbindung des Handels zu verbeßern und zu erweitern.

Nach dem Frieden von Oliva durfte der Kurfürst hinsichtlich der Absichten seiner östlichen und nördlichen Nachbarn, der Polen und Schweden, ruhig sein. Für die westeuropäischen Verhältnisse war seine Stellung durch die nahe Verwandtschaft mit dem Hause Oranien sehr bestimmt. Es

---

einem Stuhl sitzend, vom Scharfrichter mit einem Hiebe den Kopf abgeschlagen, der Körper in einen Sarg gelegt und verwahrt worden."

*) Stenzel S. 217.

folgte daraus von selbst, daß auch zwischen ihm und der Partei de Witt's in den Ver. Niderlanden ein mehr und mehr verbittertes Verhältniſs eintrat. Da diese Partei damals an Ludwig XIV. einen Rückhalt fand; der Kurfürst außerdem sich vom französischen Hofe nicht zu Planen gegen Oestreich gewinnen ließ, entfremdeten sich auch die Höfe von Versailles und Berlin, bis die allgemeine politische Lage, in welcher sich der Kurfürst im J. 1663 sah, es ihm räthlich erscheinen ließ, sich Frankreich wider zu nähern. Nach einer längeren Unterhandlung des Geheimenrathes Blumenthal trat Friedrich Wilhelm bedingter Weise in die Reihe der mit Frankreich damals näher verbündeten deutschen Fürsten. Der Vertrag deshalb ward am 21. Aug. 1664 abgeschloßen.

Während in den nächsten Jahren allmälig Ludwigs XIV. Politik sich mehr und mehr vor den Augen Europas entwickelte, und die niderländisch-englischen Angelegenheiten vielfach Streitigkeiten und Unterhandlungen herbeiführten, an denen auch der Kurfürst einen gewissen Antheil nehmen muſste, hatte letzterer das Glück, mit dem Hause Pfalz-Neuburg endlich über die jülich-clevischen Besitzungen einen beide Theile klarer stellenden Vertrag abzuschließen am 19. Sept. 1666.*)

Als die Zeit, auf welche der rheinische Bund geschloßen worden, ablief, gelang es Ludwig im Laufe der J. 1666 und 1667 seine Verhältnisse nur mit einigen, namentlich katholischen und am oder gegen den Rhein hin gelegenen deutschen Fürstenthümern zu erneuen. Der Kurfürst ließ sich nicht gewinnen; wohl aber verbündete sich derselbe nun mit den Niderlanden (obwohl die witt'sche Partei hier noch alles leitete) zum Schutze der durch Schweden bedrohten Reichsstadt Bremen. An den Unterhandlungen, welche Ludwigs erster niderländischer Krieg veranlaßte, nahm Frie-

*) Stenzel S. 280. „Beide Theile übergaben alles Vergangene der Vergessenheit und schloßen für sich und ihre Nachkommen eine ewige Erbverbrüderung. Demgemäß sollten die Länder der gesammten Erbschaft immer vereinigt und zum gegenseitigen Beistande verpflichtet sein; Zwistigkeiten durch Schiedsrichter, nicht durch Waffen, entschieden werden; Cleve, Mark und Ravensberg dem Kurfürsten, Berg und Jülich mit den Herrschaften Wynendal und Breesandt dem Pfalzgrafen gehören, über Ravenstein Schiedsrichter entscheiden, das Directorium des westfälischen Kreises beiden gemeinschaftlich zustehen.

rich Wilhelm nach mehreren Seiten hin Theil, ohne sich zu irgend einer kriegerischen Einmischung bewegen zu laßen. Doch ward er, nachdem sein Abgeordneter schon eine Verbindung mit Spanien eingegangen war, wider auf Ludwigs Seite gezogen, mit dem er sich im Dec. 1667 näher verbündete. Der Kurfürst war die ganze Zeit über durch die Aussicht auf Erledigung des polnischen Thrones, dessen Widerbesetzung ihn leicht in schwierige Verhältnisse zu diesem Nachbarlande hereinziehen konnte, gehemmt gewesen. Im Septbr. 1668 legte König Johann Kasimir selbst die Krone nider*), deren er wegen des übermüthigen Sinnes der Großen seines Reiches überdrüßig war. Mehrere Thronbewerber (der Prinz von Condé, der Herzog von Lothringen, der Pfalzgraf von Neuburg) hatten Parteien, und das Wahlgeschäft hatte den unruhigsten und wildesten Fortgang, bis plötzlich der polnische Adel von dem Gedanken ergriffen einmal einen Mann recht aus seiner Mitte an die Spitze des Reiches zu stellen, am 29ten Juni 1669 den Michael Wisniowicki erhob, der selbst so erschrocken war über seine Wahl, daß er sich anfangs weigerte, die Krone anzunehmen, und dann bis zu seinem Tode im Nov. 1673 eine unbedeutende Regierung führte.

Inzwischen brach der zweite niderländische Krieg Ludwigs, von welchem bereits bei den niderländischen Angelegenheiten die Rede war, aus. In gewohnter vorsichtiger, nach allen Seiten hin unterhandelnder Weise hatte Friedrich Wilhelm dem Ausbruche des Ungewitters entgegen gesehen. In keiner Weise ließ er sich dabei in die Verbindung gegen Holland hereinziehen; als aber die nahen Verhältnisse Ludwigs mit Cöln, Münster und Schweden die Lande des Kurfürsten selbst bei der Gesinnung, wie sie damals fast in allen Cabinetten herrschte, zu bedrohen schienen, und das dem Kurfürsten verwandte oranische Haus in den Niderlanden Aussichten erhielt, seine frühere

*) Er war früher im geistlichen Stande gewesen; kehrte nun, da seine Gemahlin schon im Mai 1667 gestorben, zu diesem Stande zurück und starb in Frankreich als Abt von St. Martin zu Nevers 1672.

Stellung wider gewinnen zu können, schloß er sich im Mai 1672 vielmehr ins Geheim an die Generalstaaten an. Die Franzosen occupirten, als sie den Feldzug eröffneten, auch die clevischen dem Kurfürsten gehörigen Territorien, und bewogen ihn dadurch zu um so energischerem Handeln für die Republik. Die rheinischen Kurfürsten jedoch (und selbst der kaiserliche Hof ins Geheim) hinderten ihn, so daß seine Thätigkeit gegen die Feinde der Republik sich zunächst fast nur in Westfalen entwickeln konnte. Bald muste Friedrich Wilhelm fürchten, daß die Republik, welche darüber klagte, daß er ihren Territorien nicht unmittelbar zu Hilfe gekommen, und mit Subsidienzahlungen einhielt, ihren Frieden mit Frankreich allein machen dürfe, und so näherte er sich Ludwig XIV. wider, wobei der Pfalzgraf von Neuburg vermittelte. Am 16. Juni 1673 ward der Friede von Vossem (einem Dorfe in Brabant) geschloßen*). Sowohl der

*) Durch diesen Frieden trennte sich der Kurfürst von der Verbindung mit der Republik gegen Ludwig, und beide contrahirenden Theile verzichteten auf Ersatz des gegenseitig angerichteten Schadens (in dem Frieden waren nämlich auch Ludwigs Verbündete: England, Cöln und Münster eingeschloßen). Der König räumte die clevischen Vesten bis auf Wesel, Fort, Lippe und Rees, die beim Frieden mit der Republik zurückgegeben werden sollten, und dagegen sollte der Kurfürst seine Armee hinter die Weser zurückziehen, und den Feinden des Königes keinen Beistand leisten, es sei denn daß das Reich angegriffen würde. Der 12 Artikel des Friedens gestund zu: **Sa Mté pour donner** une plus grande **marque à Msr. l'Electeur de Brandebourg**, qu'en retablissant **avec lui la première amitié pàr ce traité, elle** veut bien encore **prendre en lui la mesme confiance, qu'elle** avoit eu avant ces **derniers mouvements, declare qu'apres que le** present traité aura **esté accompli par l'eschange des ratifications**, elle consentira **de sa part, que ledit Sr. Electeur puisse** estre admis dans la **mediation de la paix, qui se traiteroit avec** les Estats Generaux**, lorsque les affaires de l'Empire auront** esté pleinement **accomodées** — — und der vierte Separatartikel bestimmt: Sa Mté **pour marquer d'avantage sa bonne volonté** pour le d. Sr. Elec**teur de Br. veut bien lui accorder une somme** de 800,000 liv**res dont elle lui fera payer celle de 300,000** l. aussitost apres **l'eschange des ratifications du susd. traitè et** durant cinq an**nées consecutives celle de 100,000 l. etc.** — Der ganze Vertrag bei Puffendorf **XI. 95.**

aiser, der nun den Krieg ernstlicher aufgenommen hatte, s die Generalstaaten waren über diesen Vertrag erbittert, nd letztere zahlten nichts mehr von den rückständigen Subdien.

Als beim weiteren Fortgange des Krieges Frankreichs egen die Niderlande auch Ludwig die im Vertrage von Vossem ausbedungenen Summen nicht zahlte, und der Tod es Königes Michael von Polen die Verhältnisse des Ostens ider schwankend erscheinen ließ, ward der Kurfürst sehr esorgt, und durch seine Besorgniſs bewogen, sich am 1ten Dec. 1673 mit Schweden zu vertragen, um (wo möglich) mit dieser Macht in Verein an Herstellung des Friedens u arbeiten. Als die Franzosen aber nicht bloß das Rückändige, sondern noch größere Vortheile boten, um Friedich Wilhelm an sich zu ketten, war es zu spät; denn das estialische Verfahren der Franzosen in der Pfalz (s. oben S. 789.) hatte des Kurfürsten Herz empört, und dieser chloß sich nun nach langer und vorsichtiger Unterhandlung am 1ten Juli 1674 den Feinden Ludwigs (dem Kaiser, Spanien und der Republik) durch ein Schutz- und Trutzbündniſs entschieden an. Auch das Reich im Ganzen nahm nun an dem Kriege gegen Frankreich Theil.

Der Kurfürst kam durch dieses Anschließen an die Feinde Frankreichs trotz aller angewandten Vorsicht nach der polnischen und schwedischen Seite hin ins Gedränge. In Polen war nach König Michaels Tode Johann III. Sobiesky im Mai 1674 zum Könige erwählt worden, nachdem auch dies Mal die Bewerbungen des Prinzen von Condé und des Herzogs von Lothringen gescheitert waren. Johann aber war nicht bloß mit einer auf seine Entschlüße einflußreichen Französin vermählt, sondern auch schon länger mit Ludwig in näheren Verhältnissen. In Schweden war die französische Adelspartei höchlichst aufgebracht, und wollte die Stellung, welche der Kurfürst genommen hatte, als einen Bruch des kürzlich mit Schweden geschloßenen Bundes angesehen wißen. Friedrich Wilhelm aber zog dadurch ungeirrt seinen neuen Verbündeten, und zwar an den Oberrhein, zu Hilfe. Leider ließ die Ungeschicktheit des

kaiserlichen Feldherrn Bournonville alle Früchte dieses Feldzuges verloren gehen. Der Kurfürst verlor überdies, während er im Elsaß war, seinen ältesten Prinzen Karl Emil, auf den er vorzüglich seine Hoffnungen gesetzt hatte für die Zukunft seines Staates. So schon höchst verstimmt, ward er durch die nun ausbrechenden Feindseligkeiten der Schweden um so rascher bewogen, sich vom Oberrheine zurück zu wenden. Die französische Partei nämlich unter dem schwedischen Adel sah sich durch das französische Cabinet bedroht mit Nichtweiterzahlung der von daher lange bezogenen Gelder, wenn sie es nicht zum wirklichen Kriege mit Brandenburg forttriebe. Die Schweden waren in Folge davon im Dec. 1674 und Jan. 1675 in märkische Gegenden eingedrungen mit dem Verlangen, Winterquartiere daselbst zu halten und zu bleiben, bis der Kurfürst das Elsaß verlaßen haben werde. Aber als dieser auch Winterquartiere in Franken bezogen, blieben sie dennoch, und fiengen im Frühjahre an, sich feindseliger zu betragen. Die Correspondenz zwischen beiden Mächten verbitterte sich. Der Kurfürst hätte vor dem eigentlichen Ausbruche erklärter Feindseligkeiten noch gern eine Zusicherung Schwedisch-Pommerns, wenn er es erobere, und anderer Entschädigungen vom Kaiser gehabt; aber vom Reiche ließ sich nichts, von den Generalstaaten (der Kurfürst gieng im Sommer selbst nach dem Haag) nur wenig erreichen, und nur mit dem Bischofe von Münster, den braunschweigischen Fürsten und Dänemark ließen sich solche Verhältnisse gewinnen, daß die westfälischen Territorien Brandenburg's als gedeckt angesehen werden konnten, während sich Friedrich Wilhelm gegen Schweden zu wenden hatte. Was aber auf dieser Seite gewonnen war, ward reichlich dadurch aufgewogen, daß König Johann von Polen am 11ten Juni 1675 mit Frankreich ein Bündniſs schloß, in welchem er sich anheischig machte, das Herzogthum Preussen dem Kurfürsten zu entreißen, sobald er nur mit der Türkei Frieden geschloßen haben werde. Als Friedrich Wilhelm in demselben Monate mit seinem Heere aus Franken nach Magdeburg zurückkam, war indeſs das Verhältniſs der Schweden durch

deren Zügellosigkeit in den Marken zum kleinen Kriege umgestaltet. Nicht bloß mit dem Landsturme der Altmark, sondern auch mit den kurfürstlichen Truppen, welche die festen Puncte besetzt hielten, war es zu Gefechten gekommen. Rasch drang der Kurfürst nun gegen die Feinde vor; überfiel am 25ten Juni glücklich den schwedischen Obrist Wangelin in Rathenow, und trennte dadurch die beiden schwedischen Heerabtheilungen, die unter dem Marschal Wrangel in Havelberg und unter dem General Wrangel in Brandenburg stunden. Auch die folgenden Gefechte waren glücklich, und am 28. Juni erlitten die Schweden bei Fehrbellin durch den großen Kurfürsten, der hier die Einsicht eines Feldherrn und die Tapferkeit eines Ritters*) vereinte, von der an Anzahl geringeren Brandenburgern eine Niderlage. Bei Wittstock vereinigte sich die bei Fehrbellin geschlagene Heeresabtheilung wider mit dem Marschal Wrangel, der sich gegen Wismar zurückzog. In Triumph zog der Kurfürst, nachdem er sein Land befreit, in Berlin ein. Das Reich sprach nun über Schweden als über einen Reichsfeind die Acht aus. Der Bischof von Münster und die Braunschweiger Fürsten besetzten die den Schweden gehörigen Landschaften von Bremen und Verden; und Dänemark erklärte den Krieg an Schweden und schloß sich eng an Brandenburg an. Noch im Herbste drangen die Brandenburger überall in das schwedische Pommern ein. Am 10ten Nov. ergab sich Wolgast dem Kurfürsten; am 24ten Dec. Wismar den Dänen; bis in den Juli

*) Stenzel S 356. „Der Kurfürst selbst war überall, indem er wahrhaft die Pflichten eines Feldherren und tüchtigen Kriegsmannes erfüllte. Als er einige Schwadronen bemerkte, die nach dem Verluste ihrer Officiere ohne Führer waren, stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, Euer Fürst und nun Euer Hauptmann, will siegen oder zugleich mit Euch ritterlich sterben." Er war tief im Schlachtgewühle; eine Kanonenkugel, welche über den Hals seines Pferdes gieng, tödtete zwei Schritte von ihm seinen Stallmeister Froben. Mitten unter den schwedischen Reitern retteten ihn nur einige der Seinigen. Lange schwankte die Entscheidung bei der Uebermacht und der Tapferkeit der Schweden."

1676 kam ganz Usedom in die Gewalt der Brandenburger; am 29. Aug. ergab sich ihnen Anclam. Polen ward glücklich in Unterhandlungen hingehalten; mit Dänemark am 2ten Jan. 1677 ein noch innigeres Bündniſs geschloßen. Die Dänen nahmen dann, von kaiserlichen und münsterischen Truppen unterstützt, im Sept. 1677 Rügen, was sie später wider verloren, die Brandenburger eroberten bis zum 26. Dec. des J. Stettin; dann im Sept. 1678 Rügen, im Oct. Stralsund und im Nov. den letzten schwedischen Platz in Pommern: Greifswald. Einen Einfall der Schweden in das Herzogthum Preussen schlug der Kurfürst noch im Jan. und Febr. 1679 selbst zurück.

In den letzten Jahren des Krieges schloß der Kurfürst auch wider ein Schutzbündniſs auf 10 Jahre mit den Generalstaaten (8ten März 1678) und stellte Truppen zum Kriege in den Niderlanden, während er an den Nymegener Friedensverhandlungen Theil nahm. Es ist bereits früher erwähnt worden, wie unglücklich für Brandenburg der Friede von Nymegen endlich geschloßen, und der Kurfürst durch einen Zug der Franzosen gegen seine westfälischen Besitzungen zu dem Frieden von St. Germain en Laye (29. Juni 1679) genöthigt ward*)

Der Krieg mit Schweden war für den Kurfürsten Anknüpfungspunct für zeither zurückgestellte Lieblingsplane zu Gründung eines brandenburgischen Seewesens geworden. Holländische Kaufleute, an ihrer Spitze Benjamin Raule, hatten von dem brandenburgischen Gesandten im Haag Kaperbriefe gegen die Schweden gesucht und erhalten. Da andere Holländer unter schwedischer Flagge Handel trieben, und unter den von Raule's Schiffen weggenommenen Gütern holländische waren,

---

**) Stenzel S. 403. „Der Kurfürst gab alles in Pommern eroberte an die Schweden zurück, ausgenommen das, was diese im westfälischen Frieden und im Stettiner Vertrage v. J. 1653 auf dem rechten Oderufer erworben, wovon ihnen nur Damm und Gollnow blieben; doch behielt das letztere der Kurfürst als mit 50,000 Thlr. ablösbares Pfand." — — „In einem besondern Artikel verpflichtete sich Ludwig XIV. zum Beweise seiner Freude, daß der Kurfürst sein altes Bündniſs mit ihm erneuern wolle, ihm innerhalb zweier Jahre 300,000 Kronen zum Ersatze des erlittenen Schadens zu zahlen." —

kam Raule in den Niderlanden in Gefahr als Seeräuber behandelt zu werden, muste fliehen, und machte Bankerut. Nun entschloß sich der Kurfürst mit Raule's Hilfe zu Herstellung einer kleinen Seemacht durch Miethung von 2 kleinen Fregatten und 2 kleineren Schiffen, die mit in den Niderlanden geworbenen Leuten bemannt wurden.*) Diese kleine brandenburgische Flotille ward durch drei holländische Kriegsschiffe verstärkt, und konnte so im Aug. 1675 in See gehen. Viel erreicht ward dadurch, außer Caperei, auch nicht. Im folgenden Jahre stellte Raule in ähnlicher Weise 5 größere Fahrzeuge und sechs Kriegsschaluppen, an deren Spitze sein Bruder Jakob in See gieng und sich der dänischen Flotte anschloß. Jakob erbeutete ein schwedisches Schiff von 22 Kanonen und einen Brander von 4 Kanonen, welche der Kurfürst ausrüsten ließ, und welche also die ersten eignen brandenburgischen Schiffe waren. Die Unternehmungen gegen Schwedisch-Pommern wurden durch die kleine Seemacht, über die man gebot, wesentlich erleichtert. Im Jahre 1677 stellte Raule 3 Fregatten, 2 Gallioten und eine Jacht. Außerdem wurden 2 Galeeren und 7 andere Kaperschiffe gerüstet auf Rechnung des Kurfürsten, und fünf auf Raule's eigne Rechnung. Auch im folgenden Jahre ward die Seerüstung fortgesetzt, und die Einnahme Rügens und Stralsunds sehr dadurch gefördert. Nachdem er in Besitz von Schwedisch-Pommern gekommen war, traf der Kurfürst Anstalten, überhaupt Handels- und Schiffahrtsanstalten in seinen Staaten in größerem Maßstabe herzustellen, und am 1ten Jan. 1679 ward mit Raule ein Vertrag auf sechs Jahre zu Stellung von 6 Fregatten, einem Brander und einem Postschiffe abgeschloßen. Für den Frieden von St. Germain en Laye suchte Friedrich Wilhelm auch günstige Artikel in Betreff des Handels und der Seefahrt seiner Länder und in Betreff einer von Holländern ihm vorgeschlagenen, in Guinea zu gründenden brandenburgischen Colonie zu erhalten; doch vergeblich. Der Verlust von Schwedisch-Pommern knickte sofort wider die in ih-

*) Stuhr a. a. O. S. 8. „Die Heuer der vier wohlausgerüsteteten Schiffe für die Zeit von vier Monat nebst Löhnung und Unterhalt der gesammten Besatzung auf diese Zeit war berechnet auf 135,140 Gulden, die auf die von den Generalstaaten an Brandenburg zu zahlenden, bundesmäßig versprochenen Unterstützungsgelder angewiesen wurden. Von der zu machenden Beute behielt sich der Kurfürst bloß Gewehr, Waffen, Pulver, Blei und Kugeln vor. Den Kriegsbefehl über diese Seemacht erhielt der Oberst Bolsey, dem aufgetragen ward, zuerst den heimlichen Anschlag gegen die in dem Stifte Bremen von den Schweden neu angelegte Veste Karlsstadt auszuführen, um die Werke derselben zu zerstören."

ren Anfängern befindliche preussische Seemacht. So rasch indess verzichtete der Churfürst nicht auf diesen Lieblingsplan, den Holländern auch zur See nachzueifern; und wir wollen hier sofort das Wesentliche von dem, was er in dieser Hinsicht noch unternahm (indem wir Stuhr's Darstellung folgen), zusammenstellen.*) Königsberg sollte nun der Mittelpunct für diese Plane werden, und Raule blieb an der Spitze bei diesen Unternehmungen. Handwerker, die zum Schiffbau nöthig waren, und Seeleute suchte man sich anfangs aus den Niderlanden zu verschaffen; in Königsberg ward (freilich nach kleinem Maßstabe) eine Handelsgesellschaft und in Pillau ein kurfürstlicher Admiralitätsrath errichtet. Da aus dem Kriege gegen Frankreich her die Krone Spanien dem Kurfürsten noch 1,800,000 Thlr. schuldete an tractatenmäßigen aber nicht gezahlten Subsidien, ließ nun derselbe in Pillau sechs Schiffe rüsten, um im Canal Kaperei gegen spanische Kauffahrer zu treiben. Diese Flotille ward von einem Herrn von Beveren geführt; erbeutete einiges; aber nicht so viel, daß der Kurfürst um ihretwillen lange den durch sein gewaltsames Verfahren auf ihn fallenden Haß hätte tragen mögen. Nachdem er die Kaperei noch 1681 hatte fortsetzen laßen, gab er sie auf. Dagegen suchten holländische Kaufleute die Erlaubniss, nach der Gold- und Sklavenküste unter preussischer Flagge Handel treiben zu dürfen, da in den Niderlanden der Handel dahin ganz in den Händen der Handelscompagnien war. Raule kam auch an die Spitze dieser Unternehmungen und 1680 giengen unter preussischer Flagge zwei Schiffe nach der Küste von Guinea, die hier mit den Landeshäuptlingen Verhältnisse anknüpften.**)

*) Es kann wunderbar erscheinen, daß wir diese Details über Plane, die nie zu rechtem Gedeihen kamen, in eine Universalgeschichte aufnehmen. Aber gerade sie sind der glänzendste Beweis, wie unwiderstehlich, in der Zeit bei welcher wir stehen, das Vorbild der Niderlande und der Reiz, den die Ansichten des Merkantilsystemes ausübten, selbst auf solche Staaten wirkten, die durch ihre früheren Verhältnisse so wenig vorbereitet waren, wie die des Kurfürsten von Brandenburg. Der Beweis ist unter diesen Umständen weit vollständiger, als durch das, was wir über die Nacheiferung Frankreichs und Russlands beibrachten.

**) Stuhr u. a. O. S. 27. 28. „Die beiden Schiffe langten an der Küste von Guinea glücklich an, und der Befehlshaber derselben, Blonk, schloß in einer Gegend zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen unter dem 16ten Mai 1681 mit dreien Negerhäuptern daselbst, dem Pregatte, Schöpenie und Apanny, einen Vertrag ab, durch welchen diese mit Eidesbekräftigung sich verbanden, mit Niemandem, wer er auch sein möchte, als nur mit brandenburgischen Schiffen und Leuten handeln, auch die in der Nähe belegenen Oerter zu solchem Handel mit zuzuziehen und den kurfürstlichen Dienstleuten einen Platz anzuweisen, um eine Veste zu erbauen, den Kurfürsten selbst aber zum Schutzherrn anzunehmen. Blonk dagegen machte sich anheischig, innerhalb 10 Monaten wider zu kommen, und alsdann alles, was zu Erbauung einer Schanze vonnöthen sei, mit sich zu bringen."

Die Fahrzeuge, die diese Handelsrichtung betrieben, mehrten sich im folgenden Jahre bedeutend, und die Niderländer, dadurch beunruhigt, riefen nicht nur alle ihre Seeleute in brandenburgischen Diensten ab, sondern ließen auch gegen die brandenburgischen Schiffe an den afrikanischen Küsten kreuzen. Durch Unterhandlungen gelang es dem Kurfürsten, Milderungen in diesen Entschließungen herbeizuführen, und bis zum 18. Nov. 1682 kam eine Handelsgesellschaft nach den Küsten zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola unter brandenburgischem Schutze zu Stande, an welcher der Kurfürst selbst mit 8000 Thlr. Theil nahm, und für welche sich auch von Frankreich einige Begünstigungen erreichen ließen. Der Verkehr mit der Guineaküste ward nun ziemlich lebhaft, und der Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben war schon am 12ten Juli 1682 als außerordentlicher Gesandter an die Negerhäuptlinge, mit denen schon Verhältnisse angeknüpft waren, abgegangen. Diese Häuptlinge hatten inzwischen in Kriegen mit ihren Nachbarn ihren Untergang gefunden, wodurch sich aber von der Gröbeu nicht abhalten ließ, in ihrem Gebiete am 1. Jan. 1683 eine befestigte brandenburgische Ansiedelung (auf dem großen Friedrichsberge in der Landschaft Axim) anzulegen, welche später den Namen erhielt Groß-Friedrichsburg. Im folgenden Jahre ward, etwas östlich von dieser, eine zweite befestigte Ansiedlung (die Dorotheenschanze) gegründet und auf der Mitte des Vorgebirges der drei Spitzen ein festes Haus gebaut. Die umwohnenden Neger begaben sich feierlichst unter brandenburgische Hoheit.

Da in Folge innerer Streitigkeiten in Ostfriesland um diese Zeit der Kurfürst in nähere Verhältnisse zu den ostfrisischen Ständen, namentlich zu der Stadt Emden kam, und Königsberg für die Schiffahrt nach Guinea doch in manchem Betracht zu ungünstig gelegen war, gelang es, einen Vertrag mit Emden abzuschließen, dem zu Folge „der Sitz der brandenburgisch-afrikanischen Handelsgesellschaft, die bisher ihre Hauptverwaltung in Berlin, ihre Häfen, Werfte und Packhäuser aber theils in Königsberg und Pillau theils in Hamburg gehabt hatte, nach Emden verlegt werden konnte. Die Stadt Emden und die ostfrisischen Stände selbst wurden einige Zeit Theilhaber an der brandenburgisch-afrikanischen Handelsgesellschaft, der nun (Nov. 1685) auch für ihren Sklavenmarkt eine Niderlaßung auf der dänisch-westindischen Insel St. Thomas eingeräumt ward.

Außer dem, daß diese Handelsschiffahrt ihren Fortgang hatte, kaufte der Kurfürst dem Raule im J. 1684 auch neun Schiffe ab, die nebst einem früher den Spaniern genommenen Schiffe

den Stock einer eignen brandenburgischen Kriegsflotte bilden sollten.

Im Jahre 1687 ward auf der Küste Arguin nicht weit vom weißen Vorgebirge eine Veste erbaut; — aber damit hatten diese Plane auch den Höhenpunct ihrer Ausführung erreicht, denn im J. 1688 erfolgte nun nach vielen kleineren Feindseligkeiten ein offener kriegerischer Angriff der holländisch-westindischen Compagnie auf die brandenburgischen Niderlaßungen an der Guineaküste. Nur Groß-Friedrichsburg hielt sich, ward aber eingeschloßen gehalten, und ehe etwas zu Gunsten dieser Ansiedlungen in Holland durch Unterhandlungen erreicht werden konnte, starb der große Kurfürst, dessen Eifer, so wie Raule's Einsicht, allen diesen Unternehmungen nur Leben gegeben hatte. Kurfürst Friedrich III. that zwar von Eberhard von Dankelmann bewogen noch einiges in dieser Richtung um der Ehre willen; aber schon bald nach Friedrich Wilhelms Tode brach die Feindschaft vieler, die Raule sich zugezogen hatte, und die ihn unredlicher Benutzung der ihm anvertrauten Verhältnisse beschuldigte, los. Er ward zwar 1691 freigesprochen, aber als Dankelmann gegen Ende des J. 1697 in Ungnade fiel, konnte sich auch Raule nicht länger halten, und neue Beschuldigungen führten ihn im J. 1698 ins Gefängniß nach Spandau. Er erhielt zwar 1702 seine Freiheit wider; aber die Angelegenheiten der Gesellschaft waren indeß ohne gehörige Einsicht geführt worden; sie erholten sich auch nie wider. Raule starb 1707; und nachdem die Beziehungen zu den afrikanischen Küsten dennoch noch bis auf König Friedrich Wilhelms I. Zeit hin erhalten worden waren, ließ dieser diese Seehandlungssachen gänzlich fallen. Nur die Hoffnung, für das außereuropäische Eigenthum der Handelsgesellschaft in England oder Holland Käufer zu finden, hielt von sofortigem, gänzlichem Aufgeben derselben einige Zeit ab. Die holländisch-westindische Compagnie kaufte am Ende die Vesten von Groß-Friedrichsburg und Arguin im J. 1717 für 6000 Ducaten, und erhielt am 13ten Aug. 1720 eine förmliche Abtretungsurkunde ausgefertigt.

Die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm zuerst bei dem Kampfe gegen Frankreich von seinen Verbündeten nicht hinlänglich unterstützt, in seinen Verhältnissen zu Schweden zuletzt geradezu aufgeopfert worden war, muste ihn nothwendig gegen seine bisherigen Freunde erbittern, und zur Annäherung an die, welche zuletzt auf der entgegengesetzten Seite gestanden hatten, bewegen. Mit der Republik der

Niderlande und mit dem Kaiser wäre es beinahe zu offenem Bruche gekommen, und als der Prinz von Oranien seit 1681 bemüht war, eine Verbindung gegen Ludwigs XIV. um sich greifende Macht zu Stande zu bringen, und zuerst Schweden gewonnen hatte, ließ sich der Kurfürst vielmehr auf die Seite Frankreichs ziehen, was ihm nun Aussicht auf Schwedisch-Pommern eröffnete und ihn ermunterte, Ansprüche, die Brandenburg auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und auf Jägerndorf hatte, gegen den kaiserlichen Hof geltend zu machen. Der Kurfürst schloß am 22ten Jan. 1682 ein Bündniſs, worin er sich anheischig machte, wo möglich Frankreichs Ansprüchen an in Anspruch genommene Reichslande friedliche Anerkennung zu verschaffen; wogegen Frankreich nicht weiter reuniren wollte. Dies neue Verhältniſs zu Frankreich trennte die Politik des brandenburgischen Hofes nur noch weiter von der des Wiener, und man überschüttete sich gegenseitig mit Vorwürfen. Selbst als der Kaiser durch den Krieg, den er in dieser Zeit gegen die Türken zu führen hatte, in die höchste Bedrängniſs kam, war der Argwohn (nachdem Friedrich Wilhelm an seine Ansprüche an schlesische Fürstenthümer erinnert hatte) so groß, und ward so von Frankreich geschürt, daß die brandenburgische Hilfe gegen die Türken, die Wien belagerten, nicht angenommen ward, weil der Kaiser darin nur Schritte des Kurfürsten sah, sich schlesischer Territorien zu bemächtigen. Ohngeachtet der Kurfürst unterdessen sich hatte überzeugen können, daß auch Ludwig XIV. es keineswegs wohl mit ihm meine, vermittelte er doch hauptsächlich, um nicht Deutschland durch einen Türken- und einen Franzosenkrieg zugleich in Noth gerathen zu laßen, den Regensburger Waffenstillstand (Aug. 1684), welcher Ludwig XIV. alle bis zum 1ten Aug. 1681 reunirten Reichstheile (also auch Straßburg) einstweilen ließ.

Die Verfolgung der Hugonotten, die zum Theil am brandenburgischen Hofe und in den Territorien des Kurfürsten freundliche Aufnahme fanden, so wie Ludwigs XIV. gewaltsames Verfahren in Beziehung auf das Fürstenthum

Oranien entfernten Friedrich Wilhelm mehr und mehr wider von dem Könige. Schon im Aug. 1684 auch schloß der Kurfürst ein Bündniſs mit dem dem Kaiser näher stehenden Hause Lüneburg zum Schutze der norddeutschen Reichslande gegen die Entwürfe der nun von Frankreich aufgereizten Dänen. Doch dauerte sein Miſsverhältniſs zum Kaiser fort. Daß auch in England durch Jakob II. der Katholicismus sein Haupt erhob, führte wider zu einem näheren Verhältnisse mit der antifranzösischen Politik des Prinzen von Oranien, denn der Kurfürst betrachtete sich, als den Senior der reformirten Fürsten, besonders zum Schutze des Protestantismus berufen, und trat mehr und mehr in die Stelle, die nicht lange zuvor noch Schweden als Protector der evangelischen Kirche in Europa eingenommen hatte. Im Aug. 1685 kam wider ein näheres Bündniſs mit den Generalstaaten zu Stande, und als das Edict von Nantes rücksichtslos aufgehoben ward, und der Kurfürst die aus Frankreich Flüchtenden unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Staaten einlud, kam es zu Erörterungen zwischen Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm, durch welche das freundliche Vernehmen beider Fürsten in der That ein Ende hatte. Der Wiener Hof benutzte diese Stimmung, und schloß in einer Reihe Verhandlungen (vom Dec. 1685 bis März 1686) ein geheimes Bündniſs mit dem Kurfürsten ab. Hiebei ward der letztere bewogen, sich wegen seiner Ansprüche auf schlesische Territorien mit der Abtretung des Schwiebuser Kreises zufrieden zu stellen, und damit der Kaiser ein Testament des Kurfürsten, welches zu Gunsten seiner nachgeborenen Söhne die brandenburgischen Territorien wider in eine Reihe einzelner Fürstenthümer zu zersplittern drohte, nicht bestätigen möge, machte sich der Kurprinz anheischig, nach seines Vaters Tode den Schwiebuser Kreis gegen anderweitige Entschädigung wider herauszugeben. Achttausend Mann brandenburgischer Truppen und 16 Geschütze zogen im Frühjahre 1686 unter J. Ad. von Schöning durch Schlesien dem kaiserlichen Heere in Ungarn zu Hilfe. Mit Schweden war bereits im Febr. auch ein Bündniſs zu Vertheidigung des Reiches gegen

ankreich und zum Schutze der Evangelischen in Polen
geschloßen worden; doch schloß sich der Kurfürst dem
Juli zwischen dem Kaiser und den Reichsständen zur
ertheidigung gegen Frankreich geschloßenen Bündnisse nicht
, um nicht den Ausbruch des Krieges mit Frankreich ra-
her herbeizuführen.

Schon länger litt der Kurfürst an gichtischen Be-
werden. Endlich bildete sich eine Waßersucht aus, und
m 29ten April **1688** starb er, ohne noch die Freude ge-
abt zu haben, die Entwürfe des Prinzen von Oranien auf
en englischen Thron, zu denen er schon längere Zeit er-
ahnt, und die er so viel er konnte gefördert hatte, zu ei-
er glücklichen Ausführung gelangen zu sehen.

Daß auch in Friedrich Wilhelms geistig weniger be-
eutendem Nachfolger, Friedrich III., die Grundgedanken der
Politik des großen Kurfürsten feste Wurzel schlugen, dafür
hatte dessen Stiefmutter *) gesorgt, deren Liebe für ihre
Kinder so viel über ihren alternden Gemahl vermochte, daß
dieser selbst einen der Pfeiler von Brandenburgs Macht,
die Untheilbarkeit seiner Staaten bei der Vererbung aufge-
ben wollte. Das Verhältniſs zu dieser Stiefmutter hatte
sich seit 1679 im höchsten Grade verbittert, und im Gegen-
satze ihrer Bestrebungen muste gerade alles das recht klar
vor Friedrichs Seele treten, was nothwendig war, um die
Macht des brandenburgischen Hauses vereint und in Ach-
tung zu erhalten. Daß er dabei der äußeren fürstlichen
Erscheinung eine so hohe Wichtigkeit beimaß, wird nicht
nur durch das Beispiel seines Vaters und die Tendenzen
jener Zeit, die, wie sie für die Administration die Nider-
lande, so für das Hofleben Ludwigs XIV. Umgebung zum
Muster nahm, gerechtfertigt, sondern zeigt bis auf einen
gewissen Grad von eignem richtigen Tacte. Die Admini-
stration leitete zunächst der Oberpräsident Eberhard von
Dankelmann in der einmal gebrochenen Bahn weiter; den

*) Die Churfürstin Luise Henriette (von Oranien) war am 18. Juni 1667 gestorben und in zweiter Ehe war Friedrich Wilhelm mit Dorothea von Holstein-Glücksburg vermählt.

Kurfürsten persönlich nahm bald der wider ausgebrochene Krieg in Anspruch.

Als der Kaiser nach dem erwähnten Waffenstillstande mit Frankreich freie Hand gegen die Türken gewonnen, und sein Heer den Sieg von Mohacz (1687) erfochten, er auch erlangt hatte, daß im Dec. 1687 das Königreich Ungarn aus einem Wahl- ein Erbreich und sein Sohn Joseph Erbkönig ward; als dann die kaiserlichen Truppen 1688 auch in Bosnien und Servien eindringen konnten, und die Türken Friede suchen mußten, brach Ludwig XIV. im Sept. des letzten Jahres den Waffenstillstand wider, den Kurfürst Friedrich Wilhelm vorzüglich in der Absicht hatte vermitteln helfen, daß das Reich nicht von zwei mächtigen Feinden in die Mitte genommen ganz unterliegen möchte. Noch im Herbste 1688 bemächtigten sich die Franzosen der Rheinpfalz und benachbarter rheinischer Territorien, und im Jan. 1689 ward auf Ludwigs Befehl ein großer Theil der rheinpfälzischen Lande in eine Wüste verwandelt. Ein Reichsschluß vom 14. Febr. erklärte Ludwig zum Reichsfeinde, und ward am 3ten April vom Kaiser bestätigt. Die nächste Folge war, daß die Verwüstung der Rheinlande von den Franzosen in noch größerer Ausdehnung mit teuflischer Grausamkeit ausgeführt ward. — Diese dem deutschen Namen zugefügte Schmach vermochte das Reich endlich wider einmal zu energischerem Handeln zu bringen, und Kurfürst Friedrich III. selbst begleitete 1689 seine Truppen an den Rhein, und schlug die Franzosen bei Neuß. Im Herbste nahmen die Deutschen auch Bonn und Mainz wider. Der Verlauf des Krieges ist im Wesentlichen früher dargestellt worden. Der Türkenkrieg hatte daneben seinen Fortgang. Während des Krieges gegen Frankreich ward König Joseph von Ungarn im Januar 1690 auch zum römischen Könige von den Kurfürsten gewählt, bei welcher Zusammenkunft der Kaiser in Vorschlag brachte, dem evangelischen Herzogshause von Braunschweig-Hannover eine neunte Kur zu übertragen, da Kurpfalz jetzt auch auf katholischer Seite stund. Zunächst scheiterte die allgemeine Anerkennung dieser neunten Kur noch an dem Widerspruche Baierns und des Pabstes; da stund der Kaiser mit Sachsen und Brandenburg (den beiden allein noch übrigen evangelischen Kurhäusern) im besten Vernehmen, und Friedrich III. namentlich erlangte nicht nur 1693 einen kaiserlichen Brief für seine neue protestantische Universität Halle, sondern in Folge eines Vertrages im J. 1694 eine kaiserliche Anwartschaft auf Limburg und Ostfrisland. Dagegen gab er für 100,000 Rthlr. den Schwibuser Kreis zurück. Den Krieg mit Frankreich beschloß

der Friede von Ryswyk, den alle nur eingiengen, weil der in Kurzem vorauszusehende Tod des Königes Karl II. von Spanien und ein in Folge dessen weiter zu befahrender europäischer Krieg eine kurze Waffenruhe wünschenswerth erscheinen ließ. Dies Interesse vornehmlich bestimmte auch die Seemächte, ihren Einfluß für den Abschluß des Friedens zwischen Oestreich und der Pforte zu verwenden. Am 26ten Jan. 1699 ward der Friede in Karlowitz abgeschloßen, durch welchen die Oestreicher ihr Gebiet sehr vergrößerten und die Türken die misvergnügten Ungarn fallen ließen.

Einen wichtigen Einfluß auf die weitere Entwickelung der brandenburgischen Herrschaft hatte die Wahl des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen (nach Johann Sobiesky's am 27ten Juni 1696 erfolgtem Tode) zum Könige von Polen. Schon bei Lebzeiten des großen Kurfürsten war davon die Rede gewesen, den herzoglichen Titel von Preussen in einen königlichen zu verwandeln*); ein solcher Plan muste recht eigentlich in Friedrichs III. Sinne sein, und die Erhebung des Nachbar's konnte seine Beschlüße in dieser Hinsicht nur beschleunigen. Zu Hilfe kam aber diesen Planen, wie der Anerkennung der neunten Kur von Hannover**), das Bedürfniss des kaiserlichen Hofes, bei Karls II. von Spanien Tode die mächtigsten evangelischen Reichsfürsten in seinem Interesse zu sehen***). Nach mühsamen und langwierigen Unterhandlungen kam am 6. Nov. 1700 zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich III. ein Tractat zu Wien zu Stande, dem zu Folge ersterer letzteren als König in Preussen anerkannte, nachdem der König von England schon früher seine Zustimmung gegeben. Schon im Dec. trat der Kurfürst die Reise nach Königsberg an, wo am 15ten Januar 1701 das Königreich feierlich proclamirt und am 18ten Jan. das Krönungsfest gefeiert ward.

---

*) Varnhagen v. Ense Leben der Königin Sophie Charlotte S. 69.

**) Doch erst im Sommer 1708 brachte Kaiser Joseph die Verhandlungen wegen dieser Vermehrung des Kurfürstencollegii zu einem völligen Ende.

***) Der Kurfürst von Sachsen war bei seiner Succession in Polen zur katholischen Kirche übergetreten.

Man fragt sich hier sogleich: Ward durch die Annahme des Königstitels von Preussen in dem Rechte Friedrichs zu seinen Unterthanen in deutschen Reichslanden irgend Etwas verändert; — Der Theorie nach gewiſs nicht. Auch erkannte das Friedrich ausdrücklich an, denn außerdem daß er für die Anerkennung als König dem Kaiser Waffenhilfe im spanischen Kriege, übereinstimmendes Handeln im Reiche, Religionsfreiheit für seine katholischen Unterthanen u. s. w. zusagte, versprach er auch ausdrücklich seine deutschen Staaten ganz in dem bisherigen Verhältnisse zum Reiche zu laßen. Demohnerachtet kann man behaupten, daß die Vorstellung der königlichen Würde auf Fürst und Unterthanen wesentlich eingewirkt habe, daß in dem Königsnamen, wie wir oben schon gesagt, recht eigentlich das Wort gefunden worden sei zur Bezeichnung jener Auffaßung seiner landesherrlichen Macht und Stellung, in welcher der große Kurfürst seinen Unterthanen gegenüber schon immer, auch in den deutschen Territorien gehandelt. Der Begriff des Königthumes, wie ihn Ludwig XIV. der Welt in concreto dargestellt, ward nun übertragen, und wirkte allmälig alterirend auf das ganze bisherige Verhältniſs, und um so entschiedener, je eingeschüchterter die Stände der deutschen Territorien bereits durch Friedrich Wilhelm waren *). Die Stände in den deutschen Territorien des brandenburgischen Hauses wurden demnach in der Regel gar nicht mehr berufen, außer zu feierlichen Handlungen, wie etwa die Erblandeshuldigungen waren. In einzelnen Provinzen hielten sie sich länger, in anderen weniger lange bei einigem Ansehen. Ueberall aber trat allmälig an die Stelle des alten deutschen Begriffes fürstlicher, durch die Macht des Kaisers und Reichs und durch das Recht der Stände beschränkter Gewalt die eines souveränen, nur Gott und seinem Gewißen verantwortlichen Königes. Aus den Consequenzen dieses, in den Fürsten selbst lebenden und ihre Handlungen beseelenden Bewustseins, und aus den Resten alter provincieller, zufällig von diesen Consequenzen noch nicht tödlich berührter Rechte müste sich nun eigentlich das spätere preussische Staatsrecht componiren; allein die persönliche Tüchtigkeit der Regenten, und der persönliche Vortheil, der auch die einflußreichsten Stände bewegen muste, den Willen der Regenten

*) Es ist in dieser Hinsicht wichtig, daß Leibnitz, dessen Stimme damals und mit Recht für die Faßung der Theorie von höchster Bedeutung war, bei Gelegenheit der statthabenden Feierlichkeiten, die Vorstellung, welche sich an den königlichen Titel heftete wißenschaftlich zu bestimmen suchte. vgl. Varnhagen v. Ense a. a. O. S. 124. „Auch Leibnitz gab zu dem Ereignisse seinen huldigenden Beitrag, indem er eine Schrift ausgab, worin er untersuchte und darlegte, was nach den geltenden, völkerrechtlichen Begriffen zum Königsthume erforderlich ist."

zu fördern, haben die ältere deutsche Gesinnung selbst, die den Resten alter Provincialgerechtsame zu Grunde liegen müste, aufgezehrt, und so wird sich, wenn man das Recht nicht in abstracto, sondern in seinem lebendigen, geltenden Dasein in's Auge faßen will, keine andere Grundlage der nächstfolgenden Zeit für das preussische Staatsrecht angeben laßen, als der durch die Rücksicht auf das eigne Gewißen und auf die Zweckmäßigkeit seiner Entschlüße geleitete Wille des Monarchen. — Auf jeden Fall war dies unbedingt der wirklich lebendige, der geltende Zustand in den preussischen Territorien unter Friedrich Wilhelm I., der zwar von sich rühmte, daß er denke wie ein Republikaner, d. h. daß er dem Besten des Staates ganz lebe, der aber sonst streng darauf hielt, daß niemand ihm mit einer anderen Schranke, als der Verantwortlichkeit vor Gott entgegentrat. Man kann sagen, daß auf dieser Gesinnung der Regenten die Geltung des Hauses Brandenburg seit dem 30jährigen Kriege seinen Grundpfeiler gehabt hat, indem nur eine im Inneren ungehemmte Macht im Stande gewesen ist, die Kräfte des verhältnißmäßig kleinen Landes so zu concentriren, daß sich Preussen dadurch eine Stelle unter den vornehmsten Mächten Europas hat erkämpfen können.

Ueber den Gang des spanischen Successionskrieges, an welchem König Friedrich I. von Preussen Theil nahm, ist von uns im Wesentlichen schon berichtet worden. Der Tod Wilhelms von Oranien vermehrte einigermaßen die brandenburgischen Territorien durch die von ihm ererbte Grafschaft Meurs. Auch Neuenburg und Valendis kam in Folge davon an Preussen.

König Friedrich I. starb noch während der Dauer des spanischen Successionskrieges am 25ten Februar 1713 und sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I., obwohl er (in ähnlicher Weise wie Karl XII. allem unnützen Prunke abhold und dem soldatisch zweckmäßigen zugethan) in vieler Hinsicht einen diametralen Gegensatz zu ihm bildete, hielt doch die Grundgedanken, auf denen sich die brandenburgische Fürstenmacht erbaut hatte, fest im Auge.

Wenn schon der große Kurfürst bei seiner Administration die Niderlande vielfach zum Muster genommen, so wirkte dies im Einzelnen noch mehr auf König Friedrich Wilhelm I. zu Gunsten der Förderung von Gewerbfleiß und bürgerlichen Intereßen. Aus diesem Grunde war ihm besonders Stettin un-

endlich viel werth, weil er nun einen Fuß am Meere hatte, um an dem Commercio der ganzen weiten Welt Antheil zu nehmen. Aber von der vollen Souveränität gab er kein Tüttelchen nach. Als von der Landschaft Preussen im Jan. 1717 Vorstellungen eingiengen gegen die Einführung des Generalhufenschoßes, einer neuen Landessteuer, die Friedrich Wilhelm, ohne die Stände zu fragen, an die Stelle einer ganzen Reihe älterer Abgaben gesetzt hatte, und dabei gesagt war: das Land würde durch diese Steuer ruinirt werden, schrieb er zurück: Tout le pays sera ruiné? — nihil credo! aber das credo, daß die Junkers Autorität, nie pozwalam, wird ruinirt werden. Ich aber stabilire die souveraineté wie einen rocher von bronce!" — Die Steuer ward durchgesetzt.

Die Magdeburger Ritterschaft wagte es noch einmal wegen eines Eingriffes in die hergebrachten Rechte den König bei dem Reichshofrathe zu verklagen (denn nur für die Kurlande hatten die brandenburgischen Fürsten das privilegium de non appellando). Der Reichshofrath gab der Ritterschaft, wie er den vorhandenen positiven Verhältnissen zu Folge muste, Recht — aber wer wollte gegen den Fürsten, der sich durch die aus seiner fürstlichen Stellung fließende Gewalt berechtigt hielt, das Urtheil executiren? da Kaiser Karl VI. den Kurfürsten für seine politischen Interessen bedurfte, und deshalb nicht geneigt war dessen Zorn zu reizen. Das königliche Commissariat in Magdeburg erhielt also den Auftrag: „diesen renitirenden Edelleuten allerhand Chicanen zu machen und ihnen solcher Gestalt den Kitzel zu vertreiben, gegen ihren angebornen Landesherren und ihre Obrigkeit dergleichen frevelhaftes und gottloses Beginnen weiter zu gedenken, geschweige denn selbiges wirklich vorzunehmen und auszuführen." — Gegen die widerstrebenden Adeligen hatte er den ganzen Bürgerstand auf seiner Seite, aus dessen Gesinnung ja zu einem ebenso großen Theil die Auffaßung des Gemeinwesens in dieser Zeit geboren war, als andrerseits aus der fürstlichen Allmacht.

In den rheinischen Gegenden muste König Friedrich Wilhelm mit mehr Rücksicht verfahren. In dem Theile von Geldern z. B. welcher im Utrechter Frieden gewonnen ward, behielten die Stände ihre alten Freiheiten, und votirten jährlich die Steuern. Es läßt sich nicht leugnen, daß die reinmilitärischen Charactere, die in Friedrich Wilhelms jüngeren Jahren unter den europäischen Fürsten großes Aufsehen machten, wie Peter der Große, Karl XII., auch der Fürst von Dessau — besonders der letztere, weil er dem Könige so nahe stund — auf die Bildung von Friedrich Wilhelms persönlichen Charac-

ter einen großen Einfluß gehabt haben. Man bewunderte damals diese positive Macht des persönlichen Characters, wie sie in solchen Männern hervortrat, und Friedrich Wilhelm ist der Reihe dieser kräftigen Naturen nicht unwürdig; aber erhaben ist er über alle die genannten durch die wahre Gottesfürchtigkeit, die ihn bei allen Handlungen durchdrang. Wenn er hie und da Rechte mit Füßen getreten zu haben scheint, so geschah es nicht aus Mangel an Rechtsachtung überhaupt, sondern weil er in den einzelnen Fällen der Meinung war, schlechte, nichtswürdige Motive bedienten sich des formellen Rechts als Maske. Auch seine durch und durch deutsche Gesinnung verdient die höchste Anerkennung. Wie werth war ihm noch die Vorstellung der kaiserlichen Würde! — Aus innigstem Gefühle giengen bei ihm Aeußerungen über das Spiel, was Fremde mit deutschen Interessen treiben wollten, hervor. („Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten.")

Von Friedrich Wilhelms Antheil an dem nordischen Kriege, welcher in die ersten Jahre seiner Regierung fällt, war bereits die Rede. Andere diplomatische Theilnahme erforderten die Angelegenheiten Oestreichs und Spaniens, die bereits früher in ihren Hauptwendepuncten dargestellt sind. Wir knüpfen wider an nach dem das durch Ripperda verhandelte Bündniſs zwischen Spanien und dem Kaiser zu Stande gekommen. Sobald die Kabinette von England und Frankreich von dem Resultate dieser Wiener Unterhandlungen einige Kunde erhielten, erschien die Fortsetzung der Unterhandlungen in Kammerich völlig nutzlos, und der Congreſs löste sich auf. Allein Frankreich und England beschlossen nun dem östreichisch-spanischen Bündnisse ein zweites entgegenzusetzen, und König Georg I. kam selbst nach Hannover, wo man die Unterhandlungen über dieses neue Bündniſs hin verlegt hatte, um persönlich zu dessen Förderung zu wirken. Friedrich Wilhelm hatte Georg I. Tochter zur Gemahlin und besuchte seinen Schwiegervater in Hannover. Eben damals hatte ihn der Reichshofrath auf die Klage der magdeburgischen Ritterschaft condemnirt, und Friedrich Wilhelm war dadurch erbittert. So bewogen ihn also

seine Gemahlin und seine anderweitigen Umgebungen sich dem französisch-englischen Bündnisse anzuschließen zu Herrenhausen am 3ten Sept. 1725. Dies Bündniß enthielt ebenfalls die Beabsichtigung eines dauerhaften und festen Friedens, Garantie der gegenseitigen Besitzungen und Verabredung über bestimmte Kriegshilfe, sobald einer der contrahirenden Theile angegriffen würde.

Kaum aber war Friedrich Wilhelm nach Berlin zurückgekehrt, als ihn die Theilnahme an diesem Vertrage reute. Er erklärte dem kaiserlichen Gesandten, man habe ihn durch falsche Vorspiegelungen betrogen. Die Königin und die Gesandten von England und Frankreich thaten zwar alles Mögliche, den König bei dem Herrenhäuser Bündnisse zu halten; doch ließ sich dieser in Tractaten mit dem Kaiser ein, und verlangte von diesem die Garantie der Succession in Jülich-Berg, und für die nicht zum Kurlande gehörigen Territorien das privilegium de non appellando; verzichtete indeß wider auf letztere Forderung, und die Unterhandlung hatte den besten Fortgang, während unredlicher Weise der Kaiser sich, noch indem er mit dem Berliner Hofe in Verhandlungen war, deren Grundlage die Garantie der Succession in Jülich-Berg sein sollte, mit Kurpfalz in Tractaten einließ und mit diesem Hofe am 16ten Aug. 1726 dahin abschloß, daß die Succession in dem genannten rheinischen Fürstenthume der pfälzischen Linie von Sulzbach zugesagt ward. Trotz dem schloß aber auch der kaiserliche Gesandte Seckendorf am 12ten Octob. 1726 mit Friedrich Wilhelm den Tractat von Wusterhausen ab, dem der König freilich die Clausel hinzufügte, daß die Allianz nichtig sein solle, wenn Se. K. Majestät die Bedingung wegen Jülich-Berg zu erfüllen nicht im Stande oder nicht geneigt sei.

Bald nach Abschluß des Tractates von Wusterhausen ließ das englische Kabinet durch den englischen Gesandten in Madrid eine Beschwerdeschrift übergeben theils wegen Beeinträchtigung der Engländer in Spanien und in den spanischen Colonien, theils wegen der Compagnie von Ostende, die der Kaiser fort und fort erhalten hatte, und welche dem englischen

Handel Abbruch zu thun drohte. Spanien gewährte auf alle Klagen der Engländer keine Genugthuung; in Vertrauen auf die Verbindung mit Oestreich trafen die Spanier sogar Anstalten, Gibraltar zu belagern, und alles gieng einem europäischen Kriege entgegen. König Georg I. sprach sich in der Eröffnungsrede des Parlementes im Jan. 1727 so über Spanien und Oestreich und die Absichten dieser Höfe aus, daß der östreichische Gesandte in England auf das Energischeste den Inhalt der Thronrede, so weit er Oestreich und Spanien betreffe, für unwahr und unbegründet erklären konnte, und für die Beleidigung, die in solchem officiellen Aussprechen ungereimter Dinge liege, eine vollständige Satisfaction verlangte, falls nicht mit Gewalt verfahren werden sollte. Der friedliche Bischof von Frejus, Fleury, damals wie wir sahen in Frankreich leitender Minister, trat nun, als ein Krieg schon unvermeidlich schien, vermittelnd dazwischen und leitete Unterhandlungen ein, bei welchen die vom Kaiser aufgestellten Präliminarien (im März 1727 an Fleury in Paris übergeben und deshalb Pariser Präliminarien genannt) die Grundlage bildeten. Sie setzten fest, daß die Feindseligkeiten fürs Erste eingestellt, die Compagnie von Ostende auf sieben Jahre aufgehoben, die weiteren Unterhandlungen auf einem Congresse zu Achen gepflogen werden sollten. Dieser Congreſs ward dann aber nicht in Achen, sondern in Sissoen (Soissons), am 14 Juni 1728 eröffnet und fast von allen europäischen, namentlich von allen größeren deutschen Fürsten mit Gesandten beschickt. Friedrich Wilhelm wuste den Werth des Geldes höher anzuschlagen, als daß er es für eine solche Comödie, wie er mit Recht den erwähnten Congreſs nannte, hätte ausgeben sollen*). Auch zeigten sich wirklich die von verschiedenen Seiten her auf diesem Congresse zum Vorschein kommenden Forderungen so unvereinbar, daß der Congreſs sich unverrichteter Sache auflöste.

Zwischen Preussen und Oestreich dauerte das gute Vernehmen fort, indem sich König Friedrich Wilhelm in seiner guten deutschen Gesinnung eine verlängerte Frist nach der anderen in den jülich-bergischen Unterhandlungen mit Sulzbach gefallen ließ. Von England und Hannover trennte er sich — seit Georg I. im Juni 1727 plötzlich zu Osnabrück auf der Reise gestorben und Georg II. (den

*) F. Förster, Friedrich Wilhelm I. B. II. S. 92. Für den den König Friedrich Wilhelm I. betreffenden Abschnitt ist diese Arbeit vorzugsweise als Vorarbeit benutzt.

Friedrich Wilhelm von klein auf persönlich nicht hatte leiden können*), gefolgt war — ganz. Da zwischen Oestreich und England sich sichtbarlich eine immer feindseligere Haltung entwickelte, lag dem Kaiser sehr viel daran, den König von Preussen auf seiner Seite zu haben, und wirklich gelang es dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Seckendorf am 23ten Dec. 1728 zu Berlin einen geheimen Tractat zu Stande zu bringen, welcher den König einstweilen in der jülichschen Sache zufrieden stellte. Oestreich hatte dies enge Anschließen an Preussen um so nöthiger, als inzwischen die Königin von Spanien ihren Vortheil mehr bei einem politischen Anschließen an England zu finden glaubte, und sich dem früheren Vertrage mit Oestreich entgegen wider an England und Frankreich anschloß. Die Bedingungen des Vertrages von Sevilla enthielten eine völlige Verachtung der kaiserlichen Autorität in Italien; und Oestreich nahm sie auch als Kriegserklärung, rief seinen Gesandten aus Madrid ab und forderte im März 1730 das deutsche Reich auf, im Falle eines wirklichen Eingriffes der Spanier in die Gerechtsame des Reiches in Italien, ihm, dem Kaiser, Beistand zu leisten.

Der später im Juli 1731 zwischen England und dem Kaiser abgeschloßene, auch zwischen Spanien und dem Kaiser vermittelnde Vertrag ward, nachdem er ratificirt worden, auch dem Berliner Hofe mitgetheilt, und störte nicht im mindesten das gute Vernehmen des Königes mit dem Kaiser; ja! der König, um dies gute Verhältniß zu befestigen, reiste (trotz des geheimen Widerstrebens des kaiserlichen Hofes) im Juli 1732 nach Böhmen, um den Kaiser selbst in Prag zu sprechen. Beide Monarchen gelobten sich unverbrüchliche Freundschaft.

In den nächsten Jahren erhielten, wie wir bereits sahen, die polnischen Angelegenheiten wider für ganz Europa

*) Georg II. nannte seinen Schwager: „des heiligen römischen Reichs Erzsandstreuer" oder auch „seinen lieben Bruder Corporal" — Friedrich Wilhelm nannte dagegen Georg: „seinen lieben Bruder den Comödianten" oder: „den Herrn Bruder Braunkohl."

eine große Wichtigkeit. Da die Landschaft Preussen von den übrigen brandenburgischen Besitzungen durch die polnischen Besitzungen an der Weichsel getrennt, da die ehemals zum Ordensgebiete gehörige Stadt Danzig nun polnische Reichsstadt war, muste nothwendig, seit die Kurfürsten von Brandenburg souveräne Herren von Preussen geworden waren, all' ihr Streben dahin gehen, die Theile von Polen sich anzueignen, die die Verbindung Preussens und des brandenburgischen Pommerns vermittelten. Schon 1656 hatte Karl Gustav von Schweden, wie wir gesehen haben, mit dem großen Kurfürsten ein Project der Theilung Polens verabredet. Im J. 1710 war am preussischen Hofe ein neues Project dieser Art ausgearbeitet worden, und wenn diese Plane auch keinen weiteren Fortgang hatten, und bei Friedrich Wilhelms I. religiöser Gewißenhaftigkeit auch keinen Fortgang haben konnten, muste doch das nächstliegende Interesse schon gebieten, dahin zu arbeiten, daß das sächsische Haus nicht auf dem polnischen Throne bliebe; daß auch Stanislaus Leszinsky, der nun Schwiegervater Ludwigs XV. war, den polnischen Thron nicht von Neuem bestiege. Durch persönlich gutes Vernehmen zwischen August von Sachsen und Friedrich Wilhelm I. ward indeſs die Besorgniſs des russischen Hofes erregt, der mit Preussen, wenn nicht gleiches, doch ähnliches Interesse hinsichtlich Polens hatte, und die Kaiserin schickte deshalb im Dec. 1731 ihren Oberstallmeister, den Grafen Löwenwolde, nach Berlin, der bis zum Dec. 1732 einen Vertrag zu Stande brachte, der nach ihm der löwenwoldische genannt worden ist. Durch diesen Vertrag verbanden sich Preussen, Rusland und Oestreich bei eintretender Erledigung des polnischen Thrones jedem von Frankreich unterstützten Kroncandidaten entgegen zu sein, und dagegen den polnischen Thron dem portugisischen Prinzen Emanuel zu verschaffen. In diesem Vertrage ward zugleich die Succession des brandenburgischen Hauses in den angesprochenen jülich-bergischen Territorien garantirt, so wie die Succession im Herzogthume Kurland, wenn der Mannsstamm in Kurland abgehe. Allein Friedrich Wilhelm bemerkte wohl, daß es

den Russen mit dieser Ueberlaßung Kurlands nicht Ernst sei, und so knüpfte er neue Unterhandlungen noch vor Ratification dieses löwenwoldischen Vertrages mit August II. von Sachsen dahin an, daß Polen mit Einstimmung des Königes von Polen getheilt werden, und ein Theil erblich dem sächsischen Hause gegeben werden solle. Zu der Theilung sollten Rußland und Oestreich eingeladen werden; sie sollte aber, auch wenn sie dagegen wären, durchgesezt werden. Ehe man noch mit diesen Unterhandlungen zum Schluße kam, starb August II. am 1ten Februar 1733. Unter diesen Umständen trat der löwenwoldische Vertrag nun dennoch in Wirksamkeit, ohne ratificirt zu sein. Frankreich erklärte sich, Polen bei seiner Wahlfreiheit schützen zu wollen. Es gelang aber dem Sohne Augusts II., den östreichischen und durch diesen den preussischen Hof zu gewinnen, daß letzterer wenigstens (um die Succession des Stanislaus zu hindern) nichts gegen die sächsische Succession in Polen that.

Friedrich Wilhelm forderte für die Anerkennung Augusts nicht bloß Elbing, was dieser anbieten ließ, sondern auch Verpfändung des sächsischen Antheiles der Grafschaft Mansfeld, und drohte im Gegentheile den von der Mehrzahl der Polen gewählten Stanislaus Leszinsky vertheidigen wollen. August III. gieng auf diese Bedingungen nicht ein, und brauchte es nicht, da die Russen nach Warschau vordrangen, und im Jan. 1734 sogar schon vor Danzig erschienen. Friedrich Wilhelm wollte nun dem russischen Belagerungsgeschütze den Durchzug versagen, aber der kaiserliche Hof hatte so viel Einfluß auf den König, daß dieser am Ende doch nachgab, und um so mehr, da die Franzosen, statt den Polen unmittelbar durch Sendungen nach Danzig zu helfen*), den Kaiser angegriffen hatten, so daß das Reich den Franzosen im Febr. 1734 den Krieg erklären muste. Stanislaus als Ochsenhändler verkleidet entkam im Juni 1734 aus Danzig auf preussisches Gebiet,

*) Eine Sendung von 2 Fregatten und 3 Bataillonen kehrte bei Weichselmünde um.

d Danzig ergab sich am 7ten Juli den Russen. Waren
n schon während der Belagerung Danzigs zwischen dem
ssischen General Münnich und dem Könige höchst unan-
nehme Verhältnisse eingetreten, so ward Friedrich Wil-
lms Missstimmung noch vermehrt durch die Androhung
r Kaiserin, wenn man ihr den König Stanislaus nicht
slifere, werde sie ihn mit Gewalt holen laßen. Gerade
n schützte und ehrte Friedrich Wilhelm diesen unglückli-
en König um so mehr. So, in bewaffneter Neutralität,
elt er sich, bis der Wiener Präliminarfriede den Krieg
ischen dem Kaiser und Frankreich schloß, und dem Sta-
islaus Lothringen überließ.

Nachdem der Präliminarfriede zu Wien geschloßen
war, ertheilte das Reich dem Kaiser im Mai 1736 Voll-
macht, einen Definitivfrieden auf der Grundlage dieser
Präliminarien zu schließen. Das Verhältniss aber zwi-
schen dem kaiserlichen und dem preussischen Hofe verbit-
terte sich mehr und mehr. Die Art und Weise beson-
ders, wie sich der östreichische Hof in die Verheirathungs-
angelegenheiten des Kronprinzen mischte, brachte den Kö-
nig auf; und andrerseits bildete auch das Werbewesen
Friedrich Wilhelms und die Art und Weise, wie andere
Reichsstände und namentlich der Kaiser sich gegen die-
ses Unwesen setzten, einen Punct sehr schmerzlicher Be-
rührungen. —

Der König war kränklich geblieben seit seiner Er-
krankung im Geldrischen. Im Frühlinge 1740 ward die
Krankheit bedenklicher, und am 31. Mai 1740 starb er.

Sechster Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrichs II.

Erstes Kapitel.

Friedrich II.

§. 1. Vorbemerkungen.

Wir haben in den bisherigen Abschnitten der neueren Geschichte die Wirkungen jenes Strebens der Fürsten und Minister kennen lernen, ihre monarchische Gewalt zu befreien von den Schranken, mit welchen behaftet dieselbe noch aus dem Mittelalter herübergekommen war; und dazu hatte dienen müßen die ganze weltlich verständige, loßgerißen verständige Methode, mit Geld, Gewalt, Furcht, überhaupt mit sinnlichen Mitteln des Eigennutzes zu wirken, wie sie Machiavelli in Gang gebracht hatte; dazu hatte dienen müßen die Reformation, welche in den protestantischen Ländern die Macht der Kirche gebrochen und den Landesherrn mit dem Bewustsein erfüllt hatte, daß er nur Gott Rechenschaft schuldig sei über die Handhabung seiner Gewalt, daß die Unterthanen nur leidenden Gehorsam zu entwickeln hätten; dazu hatte endlich dienen müßen die Förderung des Merkantil- und Gewerbsinteresses, durch welche der Fürst theils eine Fülle neuer Einnahmen gewann, theils die niederen Stände so hob und an sich kettete, daß sich ihr unmittelbarstes Interesse mit dem seinigen verband, wo der Adel und die Geistlichkeit etwa einer Ueberschreitung der alten Schranken widerstrebten. Dazu hatte endlich dienen müßen, daß während der langdauernden vielen Kriege des 17. Jahrhunderts das Wohl der Unterthanen selbst die Haltung einer verhältnißmäßig größeren Kriegsmacht forderte, und daß in den zahlreichen Officierstellen der Adel auch sein Interesse gewahrt sah. Alle diese Ursachen hatten in Europa gewirkt, bald eine hier mehr, bald eine dort. Königliche, fürstliche Gewalten hatten sich theils

in einer Weise ausgebildet, wie vordem nie in germanischen Reichen — theils war (wo dies nicht geschehen war) eine ähnliche Ausbildung doch das Vorbild der Fürsten geworden.

Es lag zu sehr in der Stellung dieser modernen Fürsten (die entweder eine fast unbeschränkte Gewalt über ihre Unterthanen wirklich in Anspruch nahmen, oder sie doch wenigstens ersehnten), in den Unterschieden der Stände wirklich nichts weiter zu sehen, als mechanische Mittel der Herrschaft. Faßten sie die Sache so, so musten sie auch den ganzen Staat nur nach der Seite des momentan-factischen Bestandes, nicht nach der Seite seiner historischen Bildung und des Rechtes betrachten; und so ward ihnen der Staat, wenn sie auch auf die Vertragstheorie nicht eingiengen, doch zu einem Abstractum — zu einem Wesen, was nicht ein eignes, organisches, Achtung verlangendes Leben hat, sondern zu einzelnen Zwecken da ist. Diese einzelnen Staatszwecke zu verwirklichen sahen nun die Regierungen als ihre Aufgabe an; für diesen Dienst des Staates verlangten sie unbedingt und ohne Rücksicht auf frühere, rechtlich hergebrachte Schranken ihre Gewalt. Bei dieser Forderung hatten sie gegen Adel und Geistlichkeit die ganze von den oben entwickelten Ansichten mechanischer Natur ergriffene Mitwelt zu Mitstreitern. Zunächst aber gestaltete sich die Ansicht von dem Staatszwecke, den man als Gemeinwohl, bien publique, aussprach, ganz subjectiv. Ludwig XIV. und Peter der Große, Friedrich Wilhelm I. und Karl XII. hatten eine Vorstellung vom bien publique und handelten derselben gemäß; aber jeder hatte eine andere, subjectiv anders motivirte.

Indem aber die Fürsten als Rechtfertigung ihrer Forderungen und Handlungen das bien publique hinstellten, indem sie selbst sich betrachteten als oberste Beamtete dieses chimärischen Wesens, als Staatsoberhäupter und zugleich als erste Staatsdiener, musten sie nothwendig bald auch auf ihre subjectiven Ansichten mehr oder weniger verzichten; — denn wenn ihnen, welche so feierlich überall versichert hatten, das bien publique sei ihr höchstes Au-

genmerk; welche im Namen dieser modernen Gottheit, des Staatswohles, die Ernidrigung der Kirche, die Ernidrigung der berechtigtsten Stände der Nation (deren Rechte oft älter, organischer in das Volksleben verwachsen waren, als die des fürstlichen Hauses selbst), die schonungslose Beseitigung uralt begründeter Zustände gefordert hatten; wenn ihnen, diesen selben Fürsten, jemand mit wirklicher oder doch mit den Zeitgenoßen einleuchtender Nothwendigkeit zeigte, daß etwas weiteres von dem Moloch, dem sie bisher gedient und dem sie so bereitwillig die Erstgeburt des Volkes geopfert, von dem bien publique gefordert werde, musten sie entweder sich als inconsequent (d. h. in der Lage, in die sie sich gebracht hatten: als abgeschmackt oder als ganz egoistisch) hinstellen, und das, was sie eben für das Fundament ihrer Macht ausgegeben hatten, selbst widerbrechen; oder sie musten die Deduction widerlegen, also selbst sich auf das Philosophiren als auf ein Regierungserforderniss einlaßen; oder endlich sie musten auf die ihnen vorgelegten Consequenzen ihrer früher ausgesprochenen Doctrin eingehen. Der Trieb der Selbsterhaltung schien an die Fürsten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Forderung zu richten, daß sie sich dem ergäben, was man damals Philosophie nannte; und was nach seiner practischen Seite nicht so weit von dem, was man jetzt so nennt, entfernt war, wie schon die dauernde Anerkennung montesquieuscher Staatsweisheit darthut. Die Fürsten musten nun zu der Vertheidigung oder zu der Leitung ihres Thuns Philosophen sein oder Philosophen haben; und ein wahrer Wetteifer der Eitelkeit in beiden Dingen, im Philosophen-sein und Philosophen-haben, ergriff fast alle europäischen Höfe. —

Haben wir nun in der Geschichte der Zeit von der Mitte des 17ten bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts gesehen, wie sich jene s. g. philosophische Ansicht bildete — so werden wir in dem noch übrigen Theile der Geschichte des 18. Jahrhunderts uns übersichtlich zu machen haben, wie diese Ansicht die verschiedenen europäischen Höfe verschieden ergriff, und sie in eine bewust revolutio-

äre Stellung zu dem früher bestehenden Rechte brachte; wie jene Erscheinung sich bildete, daß die Fürsten Europa's im Namen einer Doctrin auf allen Seiten das Bestehende umstürzten, bis dann die Sache des Umstürzens eine solche sittliche Gewalt, ein solches Ansehen bei allen Menschen erhielt, daß alle Scheu und Achtung vor dem historisch-hergebrachten als solchem — also auch vor der fürstlichen Gewalt als solcher — wegfiel; und daß nun die montesquieusche Doctrin constitutionell beschränkter, künstlich beschränkter fürstlicher Gewalt oder die rousseausche Doctrin der Gleichheit und Freiheit als unveräußerlicher Menschenrechte gegen die Fürsten selbst bald einzeln, bald sich einander durchdringend geltend gemacht wurden.

Unter den in diesem Sinne auftretenden Fürsten hat aber der eine, Friedrich II. von Preussen nämlich, insofern eine mittlere Stellung, als er, indem er diesen Tendenzen ebenfalls bis auf einen gewissen Grad huldigte, zugleich selbst schon wider einigermaßen ein historisches Recht auf seiner Seite hatte, inwiefern nämlich die Gewalt der Verhältnisse früher schon den brandenburgischen Fürsten eine verwandte Richtung aufgenöthigt und zum Theil in dem kräftigen Hingeben derselben an diese Richtung Preussens Macht hatte erwachsen laßen. Was also bei anderen der Reiz einer mechanisch waltenden Macht und eines rein-weltlichen und momentanen Zwecken dienenden Verstandes hervorbrachte und zuweilen zu dem übermüthigsten und frivolsten Spiele mit den Heiligthümern der Nation fortsteigerte, war bei ihm nur die Folge einer unabweislich gegebenen, einer historisch gegebenen Stellung und überschritt nie die Schranken, die diese Stellung forderte. Er hat nie jenen Sophistereien nachgegeben, welche die Grundfesten seiner eignen Macht, und in derselben das wahre Wohl seiner Unterthanen hätten zerstören müßen. Der folgende Band wird die Verfolgung mechanisch-politischer Tendenzen **durch empörte Unterthanen**, oder die französische Revolution und ihre Folgen für das europäische Staatsleben darstellen; den Uebergang hiezu bildet die nordamerikanische Revolution, welche eine ganz ähnliche

Stellung zu den Volksrevolutionen einnimmt, wie Friedrich II. zu den in die alten Gerechtsame ihrer Völker eingreifenden Fürsten; denn nicht zu leugnen ruhte das, was die Nordamerikaner ihrer englischen Regierung gegenüber geltend machten, wie abstract sich auch die einzelnen philosophischen Sätze, die sie ihrer Revolution, dem Zeitgeiste huldigend, als Maske vorbanden, ebenfalls auf einem historisch gegebenen Boden, auf der Basis der christlich motivirten Forderungen der Puritaner und Presbyterianer des 17. Jahrhunderts, die mit Bewilligung der Regierung in den amerikanischen Colonielanden ein Asyl und ein Terrän weiterer Entwickelung gefunden hatten, bis ein Conflict nöthig ward; und es sind diese historisch gegebenen Grundlagen der nordamerikanischen Revolution auch bis diesen Tag ein stetes Hinderniſs geblieben, daß diese Revolution über alle Schranken hinausgienge und die philosophischen vorgeschobenen Phrasen zu wirklicher, geltender Wahrheit erhöben; denn nicht einmal Religionsfreiheit hat sich in Nordamerika herzustellen vermocht, wie großen Werth man auch von Anfang an auf diese Forderung zu legen sich das Ansehen gegeben hat.

§. 2.
Friedrich II.

J. D. E. Preuß Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte. Vier Textbände; fünf Urkundenbücher und Register. Berlin. 1832–34. 8.

Leben des Generals H. K. von Winterfeldt. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1836. 8.

Leben des Generals Freiherrn von Seidlitz. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1834. 8.

Neun Bücher Preussischer Geschichte. Von Leopold Ranke. 3 Bände. 1847. 1848. 8.

Das glänzendste Zeugniſs, welches der Regentenfähigkeit Friedrich Wilhelms I. ertheilt werden konnte, hat ihm sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. ertheilt*), der spä-

*) Memoires de Brandenbourg (Berlin 1789. 8vo. tome I. p. 318.) — „S'il est vrai de dire qu'on doit l'ombre du chène, qui nous couvre, à la vertu du gland qui l'a produit, toute la terre conviendra qu'on trouve dans la vie laborieuse de ce prince et dans les mesures, qu'il prit avec sagesse, les principes de la prospérité dont la maison royale a joui après

r selbst das harte Verfahren, welches Friedrich Wilhelm
nweilen bei dem Standpuncte, den er genommen, sogar
gen Glieder seines Hauses und gegen Friedrich II. selbst,
s dieser noch Kronprinz war, entwickeln muste, in mil-
erem Lichte sah *), und in jeder Weise anerkannte, was
als Sohn und Nachfolger ihm verdankte. Man kann
eradehin behaupten, daß alle großen Eigenschaften Fried-
ichs II. nur unter einer solchen väterlichen Zucht ihr rech-
es Maß und ihre wahre Bestimmung erhalten haben.

Die Großmutter Friedrichs II., die Königin Sophie Charlotte, hatte die Liebe für französische Sprache und Litteratur am Berliner Hofe begründet; die vielen nach Berlin übergesiedelten Franzosen trugen gewiss außerordentlich bei, diese Liebe zu erhalten, auch als Friedrich Wilhelms grunddeutsches Regiment dem ganzen Hofleben eine andere Gestalt gab. Auch daß die deutsche Litteratur in damaliger Zeit so wenig interessante Lectüre bot, wirkte zur Förderung der französischen Sprache in den höheren Cirkeln. So kam es, daß das Französische auch für Friedrich II. gewissermaßen Muttersprache ward, daß er vorzugsweise in den Begriffen und Auffaßungen dieser Sprache und Litteratur lebte, und also auch von den geistigen Interessen, die zu seiner Zeit die französische Litteratur bewegten, lebhaft ergriffen ward. Diese natürliche Neigung seines Geistes würde ihn bei seiner Lebhaftigkeit und Gewandtheit auf religiös- und politisch-bodenloses Terrän geführt haben, hätte er nicht an seines Vaters Character das schönste Vorbild gehabt für das, was er als Fürst seinem deutschen Vaterlande, seinen Unterthanen und seinem königlichen Hause schuldig sei. Bei allem geistreichen Eingehen auf die lebhafteste Entwickelung der französischen Litteratur verlor Friedrich II. auf diese Weise nie den festen Standpunct als Fürst. Die Strenge des Vaters, die ihm den Werth der allgemeinen Beziehungen des Menschen und die daraus folgenden Pflichten so herb entgegen hielt, daß er in dem Sohne, der seinem väterlichen Regimente hatte entfliehen wollen, nur einen seinem

---

sa mort." Und p. 258. „Les traces que la sagesse de son gouvernement a laissées dans l'état dureront autant que la Prusse subsistera en corps de nation."

*) ibid. p. 317. „Nous avons de même passé sous silence les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans en faveur des vertus d'un tel père."

Dienste untreuen Officier sah, und ihn als Deliquenten und als den entlaufenen Obristlieutenant Fritz behandelte, trug ihre schönsten und edelsten Früchte. Als diese Strenge etwas nachließ, und Friedrich seines engen Arrestes entlaßen seit dem Nov. 1731 bei der Kriegs- und Domainenkammer arbeiten sollte, sah auch hier sein königlicher Vater in ihm mehr den Diener und Unterthan, und verlangte von ihm einen körperlichen Eid, „daß er in allen Stücken thun wolle, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehört und gebühret." Diese Arbeit Friedrichs als Kriegs- und Domänenrath, bei welcher er des Rathes und Unterrichts des Kammerdirectors Hille und des Kriegsrathes Hünicke genoß, führte ihn streng in die Details der Staatsverwaltung ein, für welche sein gebildeter, hochfliegender Geist schwerlich ohne die strengste Zucht des Vaters (der seinerseits einen angebornen Trieb für das Detail hatte*)) Geschmack gewonnen haben würde, und die doch für sein späteres Wirken von der höchsten Wichtigkeit geworden sind. Erst im Nov. 1732 ward dem Kronprinzen erlaubt, die durch seine Desertion verwirkte Uniform wider zu tragen. Im Juni 1733 vermählte er sich mit einer Prinzessin von Bevern, die aber nie auf sein inneres Leben einen bedeutenderen Einfluß zu gewinnen vermochte. Je weniger den Kronprinzen häusliche Verhältnisse anzogen, je enthusiastischer gab er sich seiner Neigung für die französische Litteratur hin. Er huldigte damals Voltaire mit jugendlichster Begeisterung; und Bayles Wörterbuch ward auch ihm lange eine Fundgrube menschliches Wißens. Daß er bei solchen Führern zu der Ueberzeugung kommen muste, das Denken des Menschen habe sich von aller Autorität zu befreien, war natürlich; aber die eingeborne und angezogene Gesundheit seines sittlichen Daseins bewährte sich wenigstens darin, daß er nie zugab, daß das Handeln seiner Unterthanen sich von den Autoritäten los riß, über welche im Denken sich hinwegzusetzen er als eine Aufgabe des Philosophen ansah. Für sein späteres kriegerisches Verhalten scheint seine Theilnahme an dem Feldzuge am Oberrheine entscheidend gewesen zu sein; allein auch dieser, indem er ihn mit Spott über die kaiserliche Armee erfüllte, trug längere Zeit bei, ihn noch mehr für die französische Nation zu gewinnen, deren Truppen den kaiserlichen gegenüber in vortheilhaftem Lichte erschienen. Wohl ist es möglich, daß damals schon in Friedrich der Gedanke auf-

---

*) Memoires de Brandenbourg l. c. p. 439. „Pendant tout son règne, il ne parut pas la moindre ordonnance qu'il n'eut signée de sa main, ni la moindre instruction dont il ne fût l'auteur."

stieg, dereinst nöthigesfalls mit den Waffen die Ansprüche des brandenburgischen Hauses an Territorien, die das habsburgische inne hatte, geltend zu machen.

Bei der Beurtheilung dessen, was Friedrich in seinen jüngeren Jahren über den Staat und über die Stellung des Fürsten geäußert, darf man nicht vergeßen, daß diese Aeußerungen auftreten gegenüber von zwei politischen Caricaturen, deren Richtigkeit auszusprechen Friedrich vollkommen berechtigt war; daß er bei diesem Widerspruche sich von den Irrlehren, die damals in Frankreich zu so entschiedener Anerkennung kamen, nicht ganz frei gehalten hat, wird man als einen Tribut, den seine Zeit von ihm forderte, um so mehr zu entschuldigen haben, als er jederzeit stark genug in sich geblieben ist, diesen Irrlehren nur bis auf einen gewissen Grad zu huldigen, und sehr klar die Linie zu unterscheiden, wo er an seiner fürstlichen Gewalt und an seinem königlichen Hause gesündigt hätte, wäre er ihnen weiter nachgegangen. Jene Caricaturen aber waren einmal die macchiavellistische Methode, die auf rein äußerlich oder doch von der Seite der Sinnlichkeit her wirkende Mächte basirt war; und sodann die Caricatur absoluter Fürstenmacht und bloß leidendes Unterthanengehorsams, wie die englische Hochkirche diese Theorie, wenn auch in bester Absicht und im Kampfe mit den schlechtesten Doctrinen, groß gezogen hatte, und wie sie nun auch in frivolerer Weise bei dem royalistisch gesinnten Theile der französischen Nation Anklang gefunden hatte. Nicht bloß gegenüber von solchen Theorien mochte Friedrich mit Recht es als einen Irrthum hervorheben, daß Fürsten glaubten, Gott habe absichtlich ihretwegen und um für ihre Größe zu sorgen die Menschen geschaffen; aber daß er die fürstliche Gewalt selbst nur entstehen läßt für einzelne Staatszwecke*), gehört entschieden einer gut-

---

*) Preuß die Lebensgeschichte des großen Königes Friedrich von Preussen. 1r Th. (Berlin 1834. 8.) S. 40. (nach Friedrichs eignen Worten). „Wollten die Fürsten sich lossagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung; so würden sie sehen daß dieser Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertrauet sind, sich nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen erklärt, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keinesweges einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein: sondern daß sie denjenigen unter ihnen erlesen haben, den sie für den Gerechtesten erachtet, um sie zu regieren; für den Besten, um ihnen Vater zu sein; für den Menschlichsten, um ihr Unglück mitzufühlen und sie zu erleichtern; für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen; für den Weisesten, um sie nicht ungeschickt in verderbliche Kriege zu verwickeln; für den Fähigsten endlich, dem Staate vorzustehen und die höchste Gewalt als Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit zu gebrauchen, nicht als Mittel ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu

gemeinten und nicht ganz glücklich geführten Opposition gegen jene carikirten Theorien an. Inzwischen mag Friedrich auch hie und da im Denken sich falschen Auffaßungen des Ursprungs und des organischen Zusammenhanges der gesellschaftlichen Gewalten hingegeben haben; im Sein war er wenigstens ein ganzer Fürst, so gut wie sein ehrwürdiger Vater, der seine Gewalt allein von Gottes Gnade herschrieb und sich mit den Theorien der Franzosen nicht weiter befaßte.

Als Friedrich II. die Regierung übernahm, besaß er durch seines Vaters weise und aufopfernde Fürsorge die festesten Grundlagen deutscher Fürstenmacht in jener Zeit; einen wohlgeordneten Staatshaushalt; bedeutend vergrößerte Domänen; 8,700,000 Rthlr. baar im Schatze; die Anhänglichkeit des ganzen Mittelstandes der Nation, die ihre Interessen von der Regierung mit Eifer gefördert gesehen hatte; endlich eine Armee von 72,000 Mann, deren Fußvolk wenigstens sich dem besten der damaligen Zeit dreist an die Seite stellen konnte. Alles dies aber herzustellen, war bei dem kleinen Territorialumfange des Staates nur möglich gewesen durch eine Sparsamkeit, wie sie Friedrich Wilhelm I. geübt hatte, d. h. durch eine solche, welche von der Beschränkung aller Interessen des Regenten auf die dringendst nothwendigen Dinge ausgieng. Auf die Dauer ein solches Sparsystem durchzuführen, muste als unmöglich erscheinen; demohneracht et konnte man die würdige Stellung des Königreiches nur behaupten, wenn man jene Grundlagen größerer Macht behauptete, die Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte. Wie einst Sparta nach dem Falle des Kyros nur die Wahl hatte, auf die im peloponnesischen Kriege erlangte Hegemonie in Hellas zu verzichten, oder die früher von Persien gutwillig gewährten Subsidien auch forthin zu erzwingen, so stund für Preußen nach Friedrich Wilhelms I. Tode nur die Wahl, entweder mit aller Entwickelung sich nun künstlich auf den engen Kreis

---

üben." — Man sieht, die ganze Untersuchung ist auf ein unpaßendes Terrain übertragen, weil Friedrich sich zum Theil den damaligen französischen Auffaßungen hingiebt. Er thut es nicht bloß in diesen 1736 geschriebenen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems; sondern ganz ähnlich im Antimachiavel und anderwärts.

zu beschränken, der des verstorbenen Königes natürlicher Gesichtskreis gewesen war, oder die mittelst dieser Beschränkung bisher erworbene Macht zu benutzen, um sich eine breitere Territorialbasis zu erringen. Wählte man das letztere, so war in den alten Ansprüchen Brandenburgs auf schlesische Territorien der erwünschteste Rechtsgrund geboten.

Diese Ansprüche auf schlesische Territorien geltend zu machen, war ein Vermächtniss gewissermaßen, welches Friedrich I. seinem Stamme hinterlaßen hatte. Daß der Kaiser in einem im Jan. 1739 geschloßenen Tractate der sulzbachischen Linie des pfälzischen Hauses die jülich-bergische Erbschaft (früheren Zusagen an Preussen zuwider) zugesprochen; die rasche Annahme des Titels und Wappens von Ostfrisland (auf welches für den Fall des zu erwartenden Aussterbens des Grafenhauses Preussen vom Reiche anerkannte Ansprüche erworben hatte) nicht gern gesehen hatte, und manches andere hatte, wie wir bereits erwähnten, gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. dessen Gesinnung gegen das habsburgische Haus verbittert, und auch er hatte seinem Nachfolger gewissermaßen eine Erbpflicht der Rache für so mancherlei Hinderungen, die das zollernsche Haus erfahren, hinterlaßen.

Am 20ten Oct. 1740 starb Kaiser Karl VI. Er hatte im Jahre 1713, weil er der letzte seines Stammes gewesen, durch ein Successionsgesetz, welches den Namen der pragmatischen Sanction trägt, dafür gesorgt, daß falls er keinen Sohn hinterließe, seine Töchter nach dem Rechte der Primogenitur; falls er auch keine solchen hinterließe, Kaiser Josephs I. Töchter und so Glied für Glied rückwärts die weiblichen Descendenten, folgen sollten. Diesem Successionsgesetze die Anerkennung der auswärtigen Höfe zu verschaffen, war für Karl VI. eine Lebensaufgabe gewesen. Daß diese diplomatischen Anerkennungen nicht weit schützen würden, war indess vorauszusehen, und für diesen Fall auch ein Krieg, der die Zersplitterung der östreichischen Staaten erzwingen sollte. Friedrich II. scheint sich schon längere Zeit vorher*) den bei Erlöschen des habsburgischen Hauses vorauszusehenden Erbstreit ausgewählt zu

*) Preuß a. a. O. S. 62 aus einem Briefe des Königes vom 28ten Oct.: „Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt sich's nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerißen, der auf Nebukadnezars Bild von viererlei Metallen rollt, und es zermalmen wird."

haben als die günstigste Zeit mit seinen Ansprüchen auf schlesische Territorien hervorzutreten.

Diese Ansprüche bezogen sich auf Jägerndorf, welches nebst den Herrschaften Beuthen und Oderberg von Markgraf Georg dem Frommen 1523 dem braudenburgischen Hause erworben worden war. Da Markgraf Johann Georg dieses Besitzthum 1622 wegen seiner Anhänglichkeit an Friedrich von der Pfalz (den böhmischen Prätendenten) verwirkt hatte, hatte der Kaiser es eingezogen und anderweitig vergeben; während das Kurhaus behauptete, nur Johann Georg persönlich könne das Besitzthum entzogen werden, nicht dem brandenburgischen Hause, welches das Eigenthum daran gehabt. — Ferner hatte Herzog Friedrich II. von Liegnitz mit Kurfürst Joachim von Brandenburg 1537 Erbverbrüderung geschloßen, wogegen zwar König Ferdinand von Böhmen 1546 Einspruch gethan hatte, der jedoch bei Brandenburg keine Anerkennung fand; 1675 starb das liegnitzische Haus aus, und Oestreich zog das Land an sich, während Brandenburg bei seinem Rechte beharrte. — Endlich war Kurfürst Friedrich III. früheren Abmachungen zu Folge zu Rückgabe des Schwibuser Kreises 1695 genöthigt worden; doch auch hiebei glaubte das brandenburgische Haus übervortheilt worden zu sein.

Friedrich II. erklärte, als er Mitte December 1740 Schlesien besetzen ließ: „das Herzogthum, als die Vormauer der brandenburgischen Länder in Verwahrung zu nehmen, und gegen diejenigen, so an die östreichische Erbschaft Anspruch machen würden, zu beschützen; auch solle dieser Schritt nicht als eine Beleidigung der Königin von Ungarn gelten, vielmehr wünsche der König mit ihr eine genaue Freundschaft anzuknüpfen, und sei deshalb in Unterhandlung.“ Indessen konnte niemand etwas anderes, als den Beginn von Feindseligkeiten in diesem Schritte sehen, obwohl Friedrichs Gesandter im Namen seines Souveräns als Abfindung für die alten Ansprüche Brandenburgs auf schlesische Territorien nur die Herzogthümer Glogau und Sagan forderte, und dafür noch 2,000,000 Rthlr. zahlen, die pragmatische Sanction garantiren und dem Großherzoge von Tuscien (Maria Theresias Gemahle) seine Stimme zur Kaiserwürde geben wollte. Sowohl Maria Theresia, als Friedrich II. suchten für den bevorstehenden Krieg Verbindung mit auswärtigen Mächten.

Vertheidigungsbündniſs zwiſchen Preuſſen und Ruſsland am 27. Dec. 1740 geſchloßen. Fleury erklärte, Frankreich habe die pragmatiſche Sanction nur vorbehaltlich der Anſprüche Dritter, alſo namentlich des Kurfürſten von Baiern und der Krone Spanien garantirt. Da dieſe in Wien nicht anerkannt wurden, nahm Frankreich ſeine Garantie zurück. Schwedens politiſche Entſchließungen hiengen von Frankreichs Benehmen ab. Am meiſten waren Hannover und Sachſen für Friedrich zu fürchten, doch hielt er beide Regierungen durch ein Heer, was er in der Gegend von Brandenburg zu beliebiger Verwendung aufſtellte, in Schach. An den Proteſtanten in Schleſien fand er eine zugethane Partei; die Katholiken beruhigte er durch Verheißung des Schutzes ihres kirchlichen Beſtandes.

Schon im Frühjahre 1741 ſollten die Waffen über den Beſitz Schleſiens entſcheiden. Der Feld-Marſchal Graf Neipperg war mit Vertreibung der preuſſiſchen Armee aus Schleſien beauftragt worden. Es gelang ihm glücklich, das bedrängte Brieg zu entſetzen; aber am 10. April ward er ziemlich unerwartet in ſeinem Hauptquartiere Mollwitz angegriffen und geſchlagen. Dieſer Sieg Friedrichs wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf die Entſchließungen der europäiſchen Kabinette, und namentlich ſchloßen nun Frankreich, Spanien und Baiern zu Nymphenburg am 18. Mai ein förmliches Bündniſs gegen Maria Thereſia*), und da es dem franzöſiſchen Hofe (an welchem beſonders Graf Belleisle den öſtreichiſchen Intereſſen feindlich wirkte) gelang, auch den König Auguſt von Polen (Kurfürſt von Sachſen) zu Erhebung gewiſſer Anſprüche hinſichtlich der habsburgiſchen Succeſſion zu vermögen; die Kurfürſten von Cöln und von der Pfalz in ihren alten Verbindungen mit Frankreich verharrten, und Brandenburg nun natürlich dem habsburgiſchen Hauſe auch im Rei-

*) Der Plan war, die deutſch-habsburgiſchen Lande wie früher die der ſpaniſchen Linie zu theilen: Baiern ſollte Oberöſtreich, Tyrol, Breisgau und Böhmen haben; Preuſſen Niderſchleſien zugleich als Abfindung für die ſchleſiſchen und für die jülich-bergiſchen Anſprüche; Spanien für einen Prinzen Parmen und Placenz; Maria Thereſia blieb alſo im Weſentlichen nur Nideröſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Ungarn, nebſt einigen italieniſchen Territorien.

che entgegen war, gelang es, die deutsche Krone einmal wider dem östreichischen Hause zu entziehen, und statt des Gemahles Marien Theresiens, des Großherzogs Franz Stephan von Tuscien, der sich darum beworben hatte, vielmehr einen der Gegner der Königin, den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, als Candidaten zur römisch-deutschen Kaiserwürde aufzustellen. Von allen Mächten, welche die pragmatische Sanction garantirt hatten, konnte Maria Theresia nur noch auf England, von dessen Haltung Hannover abhieng, rechnen, und diese Macht suchte deshalb auch während des Sommers und Herbstes zwischen Preussen und Oestreich zu vermitteln. Indessen waren, von Belleisle und Maillebois geführt, zwei französische Heere über den Rhein gedrungen, von denen das von Maillebois geführte Hannover im Schach hielt; das andere im August mit den bairischen Truppen zugleich in Oberöstreich eindrang. Später wendete sich der Kurfürst von Baiern nach Böhmen, wo auch die Sachsen eingedrungen waren und im Nov. Prag eroberten. Am 19. Dec. ließ sich der Kurfürst von Baiern als König von Böhmen huldigen. Der König von England, als Kurfürst von Hannover, sah sich (von dem französischen und preussischen Heere in die Mitte genommen) genöthigt, auch seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Kurfürsten von Baiern zuzusagen in einem Vertrage, der, gegen Ende Sept. geschloßen, zugleich zusagte, daß von Seiten Hannovers der Königin Maria Theresia weitere Hilfe nicht kommen solle. Friedrich II. schloß nun im November näheres Bündniſs mit Baiern, und verzichtete im Dec. vertragsmäßig auf Jülich-Berg. Nach solchen Vorbereitungen war es leicht, daß der Kurfürst von Baiern am 24ten Januar 1742 zum Kaiser, als Karl VII., gewählt ward.

Unterdessen aber hatte die bedrängte Königin ihre ungarischen Stände zu gewinnen gewust; wendete nun, von diesen auf das Nachdrücklichste unterstützt, fast alle ihre Streitkräfte gegen Baiern, und hatte die Freude, nicht bloß diese letzteren rasch aus Oestreich und Böhmen vertrieben, sondern auch München fast an demselben Tage, an welchem Karl VII. in

Frankfurt zum Kaiser gekrönt ward (12ten Febr.), von ihren eignen Truppen besetzt zu sehen. Die nach Mähren vorgedrungenen Preussen hatten sich nach Schlesien zurückziehen müßen; hier aber ward die diesmal vom Prinzen Karl von Lothringen geführte östreichische Armee am 27ten Mai 1742 abermals bei, Chotusitz, geschlagen.

Um ihre Streitkräfte energischer gegen Baiern und Frankreich verwenden zu können, schloß Maria Theresia unter diesen Umständen am 11. Juni zu Breslau mit Friedrich II. einen durch England vermittelten Frieden, in welchem sie ihm das Herzogthum Nider- und Oberschlesien und die Grafschaft Glatz mit voller Souveränetät abtrat. Sie trennte dadurch Friedrich II. von ihren übrigen Feinden. Er kehrte am 12. Juli als Sieger nach Berlin zurück; ratificirte am 28. Juli den Frieden, und schloß dann am 29ten Nov. mit England ein Vertheidigungsbündniss. Schon im October hatten sich die nun in Böhmen vereinigten beiden französischen Heere, die noch einen Theil des Landes besetzt hatten, nach der Oberpfalz zurückziehen müßen; während der bairische Feldmarschal Seckendorf ohngefähr in derselben Zeit Baiern wider eroberte. Nur Belleisle hatte sich in Prag noch gehalten; im December zog er sich über Eger ebenfalls zurück. Im April 1743 konnte Kaiser Karl VII. wider in München erscheinen, ward aber, da nun Böhmen frei, Preussen aus dem Kriege ausgeschieden war, vom Prinzen Karl von Lothringen nach der Schlacht bei Simpach (9ten Mai) bis zum 8ten Juni abermals genöthigt, seine Hauptstadt zu verlaßen. Das ganze Land ward von den Oestreichern besetzt, und Maria Theresia, die es als Ersatz für das verlorene Schlesien behalten wollte, ließ sich im Sept. in München huldigen.

Inzwischen hatte England einen früher mit Spanien geschloßenen Handelsvertrag so anmaßend genutzt, daß die spanische Regierung, endlich zu Repressiv-Maßregeln genöthigt, nun die englische Kaufmannschaft so erbitterte, daß deren Unwillen das englische Ministerium zu einem Kriege mit Spanien fortrieb im April 1739. Seit Frankreich sich in der östreichischen Successionsangelegenheit näher mit Spanien geeinigt hatte, trat es als Verbündeter mit Spanien auch in die-

sem Kampfe gegen England auf. Während also Georg II. als Churfürst von Hannover aus dem Kriege geschieden war, trat er als König von England durch die Gegnerschaft Frankreichs ein, und zog die Theilnahme der niderländischen Republik nach sich. Sechzehntausend Engländer rückten 1742 als Bundesgenoßen in die östreichischen Niderlande ein und besetzten Gent, Oudenaerde, Kortryk, Lier, Ostende und Nieuwpoort und am 2. Febr. 1743 faßten auch die Staaten von Holland den Beschluß, Marie Theresien mit 20,000 M. zu helfen und diesem Beschluße traten die Generalstaaten bei. Georg II. selbst führte nun im Febr. 1743 die englisch-niderländische Armee durch die niderrheinischen Gegenden an den Main. Ein französisches Heer unter dem Marschal de Noailles wendete sich eben dahin, und erlitt am 27. Juni 1743 bei dem kurmainzischen Dorfe Dettingen in der Nähe von Aschaffenburg eine gänzliche Niderlage. Oestreichische und englische Truppen überschritten den Rhein. Am 13. Sept. 1743 schloßen England und die Niderlande mit der Königin von Ungarn ein Bündniss zu Worms. Nach Fleury's Tode im Jan. 1744 erklärte Frankreich direct den Krieg an England und im Frühjahre 1744 auch an Maria Theresia. Zur See erlitten die Franzosen bedeutende Nachtheile.'

Das Glück, welches im Jahre 1743 überall nach dem Breslauer Frieden die Waffen der Königin von Ungarn begleitet hatte, machte Friedrich II. besorgt; als im Febr. 1744 Seckendorf Namens des Kaisers an seinen Hof kam, war es leicht, ihn für den unglücklichen von Land und Leuten vertriebenen Fürsten zu interessiren, und Friedrich selbst faßte den Plan, Karl VII. durch einen deutschen Fürstenbund unter die Arme zu greifen. Als dieser Plan trotz der im Mai geschloßenen Frankfurter Union keinen rechten Fortgang hatte, verbündete sich der König von Neuem am 5. Juni 1744 mit Frankreich zum Schutze Karls VII. Die Engländer hatten ihre Hauptmacht, als im Mai 1744 die französischen Truppen unter dem Marschal von Sachsen in Flandern rasche Fortschritte machten, dahin wenden müßen; Prinz Karl von Lothringen war im Herzogthume Lothringen glücklich vorgedrungen; aber auch seinen Siegeslauf hemmte nun die neue Waffenergreifung Preussens. Friedrich führte im August 80,000 M. nach Böhmen. In der Nacht vom 9. zum 10. Sept. eröffnete

r die Laufgräben vor Prag, und am 16. Sept. schon fiel iese Stadt in seine Hände. Allein auch Sachsen schloß ich nun an Oestreich an, und die preussische Armee muste m Nov. sich vor dem östreichischen Feldmarschal Traun us Böhmen wider zurückziehen. Der Kaiser hatte inzwischen die Freude gehabt, von Frankreich unterstützt, in seine Erblande zurückkehren, und im Oct. wider in München einziehen zu können; aber sobald die Preussen Böhmen geräumt hatten, bedrohten die östreichischen Heere Baiern wider härter, und vielleicht hätte Karl VII. abermals flüchten müßen, wäre er nicht am 20. Jan. 1745 gestorben, indem der Schreck über die Niderlage seiner und der französischen Truppen bei Neuneck seiner Krankheit eine tödtliche Wendung gab. Sein Sohn Maximilian Joseph entsagte im Füßener Frieden (22. April) allen Ansprüchen auf die habsburgische Erbschaft und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahle Marie Theresiens.

Noch vor Karls VII. Tode hatte (am 8ten Jan. 1745) Maria Theresia sich nochmals mit England, den Niderlanden und Sachsen zu Warschau verbündet; aber trotz dem, daß das Glück ihr zu Anfange des Jahres so günstig schien, erlitten sie und ihre Verbündeten eine Reihe von Verlusten. Der Marschal von Sachsen schlug am 11. Mai eine aus englischen, niderländischen und östreichischen Truppen vereinigte Armee bei Fontenoi. Friedrich II., gegen welchen vornehmlich der Warschauer Tractat gerichtet gewesen, siegte am 4. Juni bei Hohenfriedberg durch seine nun zu immer größerer Tüchtigkeit sich heranbildende Reiterei über den Prinzen von Lothringen, und machte Oberschlesien frei von den eingedrungenen Feinden. Der Prätendent Karl Eduard Stuart, jetzt von Frankreich unterstützt, landete am 27. Juni an der Westküste von Schottland und kam bis Ende Sept. nicht nur in Besitz von fast ganz Schottland, sondern konnte sogar bis Derby in England eindringen. Georg II. hatte deshalb Deutschland verlaßen, und auch der Herzog von Cumberland muste mit einem Theile des Heeres aus Flandern kommen, um in Schottland zu kämpfen, wo der Prätendent im Januar 1746 noch einen Sieg

bei Falkirk erfocht; dann aber im April bei Culloden gänzlich geschlagen und zur Flucht aus Schottland genöthigt ward. Diese Kämpfe auf der Insel selbst nahmen Marien Theresien eine Zeitlang fast ganz den Beistand Englands, und Friedrich II. verfolgte seine Siege. Zwar aus Böhmen, wohin er vorgedrungen, muste er sich zurückziehen, schlug aber noch am 30ten September 1745 den Prinzen Karl widerum bei Sorr. Schon im August hatte er mit Georg II. eine Convention unterhandelt, in welcher sich letzterer, gegen Friedrichs Anerkennung der Wahl des Großherzogs von Tuscien zum Kaiser, anheischig machte, einen Frieden zwischen ihm und Marien Theresien zu vermitteln und ihm den Besitz von Schlesien zu garantiren. Die Convention ward am 28ten Oct. abgeschloßen. Ein Angriff, den, wie er erfuhr, Sachsen und Oestreicher auf die Marken selbst beabsichtigten, hatte Friedrich im Oct. nach Berlin zurückgeführt; von hier gieng er den anrückenden Feinden entgegen, und schlug sie wider am 23ten Nov. bei Großhennersdorf. Sachsen ward von den preussischen Truppen besetzt; August III. war nach Prag geflohen; und der alte Fürst von Dessau erfocht noch am 15ten Dec. einen glänzenden Sieg über Oestreicher und Sachsen bei Kesselsdorf. Am 18. Dec. kam Friedrich II. nach Dresden, und Maria Theresia, deren Gemahl am 13ten Sept., troß dem, daß Kurpfalz und auch noch Kurbrandenburg protestirt hatten, in Frankfurt unter dem Schutze eines am Rheine gegen die Franzosen aufgestellten Heeres zum Kaiser gewählt worden war, war, um die Anerkennung desselben auch von Friedrich zu erlangeu, nach dessen Siegen bereit, auf den von England vermittelten Frieden einzugehen. Graf Harrach schloß im Namen der Kaiserin am 25. Dec. zu Dresden den Frieden mit Preussen ab, welcher den früheren erneuerte und die Anerkennung Kaiser Franz I., so wie eine Garantie der deutschen Landschaften des habsburgischen Hauses für Marien Theresien enthielt. Sachsen aber muste in seinem Friedensvertrage an Preussen 1,000,000 Rthlr. zahlen. Am 28ten Dec. schon hielt Friedrich II. als Sieger seinen Einzug in Berlin. Der Krieg ward von dieser Zeit

m hauptsächlich nur noch in Belgien geführt, wo das Glück der französischen Waffen die Folge hatte, daß in allen vereinigten niderländischen Provinzen nicht nur die Statthalterwürde hergestellt, sondern auch zur erblichen Würde gemacht ward.

Nach der Schlacht von Fontenoi hatten die Franzosen auch Dorneck genommen, ganz Westflandern und einen Theil von Hennegau besetzt. Brüssel fiel den Franzosen schon im Febr. 1746 in die Hände und die östreichische Regierung muste nach Antwerpen flüchten. Doch lehnte die Republik der Ver. Niderlande standhaft einen Neutralitätsvertrag ab, so günstig fortwährend die Bedingungen waren, welche die Franzosen für einen solchen stellten. Sichtbar waltete hierin auch der Einfluß Englands, welches dem Schwiegersohne Georgs II., dem Prinzen von Oranien*), durch die längere Dauer des Krieges und durch die größere Bedrängniſs der Republik die Statthalterschaft in allen 7 Provinzen zu verschaffen wünschte. Inzwischen eröffnete man doch einen Congreſs zu Bredá für weitere Unterhandlungen, die ihren Fortgang hatten, während die Franzosen allmälig ganz Brabant, am Ende Mai sogar die Citadelle von Antwerpen gewannen. Bis Mitte Juli war auch Bergen (Mons) im Hennegau gefallen; Namen mit der Citadelle ward erobert; auch Huy; — ganz Belgien war bis zum Herbste, mit Ausnahme Lützelburgs, unter Ludwigs XV. Botmäßigkeit. Der Dresdner Friede hatte inzwischen den Oestreichern für dies Jahr möglich gemacht, ein größeres Heer nach den Niderlanden zu senden, nur zn spät kam der Prinz von Lothringen damit an die Maas. Die Schlacht von Raucoux (11ten Oct.) ward gegen ihn entschieden; die Franzosen stunden am Ende des Jahres fast überall dicht an den Grenzen der Republik. Ungeachtet zwischen Frankreich und den vereinigten Niderlanden nicht directer Kriegszustand war, sondern die Niderlande nur als Alliirte Oestreichs agirt hatten, glaubte der französische Hof einem Angriffe auf die Territorien der Republik keine Kriegserklärung voranschicken zu müßen. Die französische Armee nahm Sluis, Yzendyke und Liefkenshoek, und besetzte Staatsflandern im April 1747.

In Seeland gehörten die Regierenden durchaus der antistatthalterischen Partei an, allein das gemeinere Volk war dem statthalterischen Interesse, schon durch die Nachwirkung der

*) Diesen Titel führte nun Wilhelm IV. der Statthalter von Frisland, Groeningen, Drente und Geldern aus der naßau-diezischen Linie, welcher 1734 die Prinzessin Anna von England geheirathet hatte.

kirchlichen Haltung der Statthalter aus dem früheren oranischen Hause, ergeben. Als man nun im April 1747 in dem benachbarten Staatsflandern die Franzosen überall siegreich vordringen sah, glaubte das Volk, die Regierenden, die ohnehin großestheils durch stolzes, familiensüchtiges Wesen die Herzen von sich abgewendet hatten, hätten das Land den Feinden verrathen, um nur den, wegen freundlicher Umgangsweisen allgemein geliebten, Prinzen von Oranien vom Regimente auszuschließen. Plötzlich erhob sich das Volk in Vlissingen, in Vere, in Goes, dann in Middelburg Zierickzee und Tholen, in ganz Seeland; verlangte den Prinzen von Oranien als Statthalter, und nöthigte die Regierung nachzugeben. Am 28ten April ward der Prinz zum Statthalter von Seeland erwählt.

Schon zwei Tage vorher waren die seeländischen Marktschiffe mit Oranienflaggen nach Rotterdam gekommen, wo die Stimmung gegen die in Holland regierenden Magistrate nicht besser war, als in Seeland gegen die seeländischen. Auch hier mischte sich unter die Motive des Haßes Unbegründetes ein, und namentlich, daß der (seit 1746, wo Anton van der Heim, der Nachfolger Slingelandts, gestorben war, ernannte) Rathspensionar Jakob Gilles mit den Franzosen in geheimer Unterhandlung sei um einen Neutralitätsvertrag, den man mit Aufopferung von Staatsflandern erkaufen wolle. Als die statthalterische Partei geschickter Weise eine zweite Feder springen ließ (das falsche Gerücht nämlich, eine französische Flotte nähere sich), ward zuerst in Rotterdam, dann bald in allen anderen Städten von Holland das Verlangen des Volkes laut, der Prinz von Oranien solle Statthalter werden; und schon am 2ten Mai musten die Staaten von Holland den Prinzen zum Statthalter, Generalcapitain und Generaladmiral von Holland ernennen. Nach solchen Vorgängen wählten ihn auch Utrecht (3ten Mai) und Overyssel (10ten Mai) zum Statthalter, und zum erstenmale wider seit der Losreißung von Spanien standen alle vereinigte Provinzen unter derselben Oberleitung.

Mitlerweile waren die in Bredá begonnenen Unterhandlungen als fruchtlos anfgegeben worden, und die Franzosen hatten die noch übrigen Ortschaften von Staatsflandern besetzt; fortwährend Seeland bedroht. Sie zogen nun ihr Heer hinter der Dyle zusammen, und wendeten sich gegen die Maas in die Nähe von Tongern. Die vereinte Armee ihrer Gegner zog sich aus der Gegend von Breda nach Hasselt. Am 2ten Juli kam es bei dem Dorfe Laufelt zu einem Treffen, in welchem die Franzosen abermals siegten. Eine Abtheilung des französischen Heeres unter dem Grafen Löwenthal war bei Mecheln stehen geblieben, und drang nach dem Siege bei Laufelt gegen

Bergen-op-Zoom vor, was er belagerte und nach tapferer Gegenwehr durch Ueberrumpelung am 16. Sept. einnahm. Der Schrecken über diesen Gewinn der Feinde machte eine durchgreifende Volksbewaffnung in Holland und Seeland und außerordentliche Steuern möglich.

In dieser Zeit machte die Ritterschaft von Holland am 7. Oct. den Vorschlag, den Prinzen Statthalter zum Erbstatthalter in der männlichen sowohl als weiblichen Linie zu ernennen. Das Volk war überall durch Flugschriften zu Gunsten eines solchen Vorschlages bearbeitet worden, und am 16. Nov. erhoben die Staaten von Holland wirklich den Prinzen zu ihrem Erbstatthalter in der männlichen, wenn diese abgehe und eine Erbtochter vorhanden sei, in der weiblichen Linie. Nur waren von der Erbstatthalterwürde alle sonst berechtigte Descendenten ausgeschloßen, welche die königliche oder kurfürstliche Würde hätten, oder nicht der christlich-reformirten Religion zugethan, oder an einen dieser nicht zugethanen Mann verheirathet wären. Die anderen Provinzen folgten dem Beispiele von Holland; Seeland ernannte am 29ten Nov., nachher alle anderen Provinzen, zuletzt Groeningen, den Prinzen zum Erbstatthalter, und fast überall ward bei dieser Gelegenheit die statthalterische Gewalt zugleich bedeutend erweitert.

Auch in Italien hatten Franzosen und Spanier, denen sich wegen begründeter Besorgnisse, daß Sardinien (welches am 13ten Sept. 1743 durch den Wormser Vertrag sich mit Marien Theresien verbunden hatte) Ansprüche auf das Marchesat Finale mit Hilfe des Kaisers geltend machen werde, auch die Republik Jenau angeschloßen hatte, den Krieg fortgeführt. Sie hatten anfangs gegen das Gebiet des Königs von Sardinien im oberen Italien bedeutende Eroberungen gemacht; doch wurden sie vom Fürsten von Liechtenstein am 16ten Juni 1746 bei Placenz gänzlich geschlagen. Gegen Mitte Juli vereinigte der König von Sardinien sein Heer mit dem östreichischen unter Liechtenstein an der Trebbia. Man berieth eben über weitere Angriffe gegen Franzosen und Spanier, als die Nachricht von König Philipps V. von Spanien Tode Vorläufer einer Reihe diplomatischer Umstellungen ward. Ihm folgte in Spanien sein Sohn erster Ehe (mit Maria Luise Gabriele von Saveien), Ferdinand VI., und der Einfluß der Königin Elisabeth, welche bis dahin Spaniens politische Haltung bestimmt hatte, nahm ein Ende. Unterstützungen, auf welche die spanischen und französischen Feldherren in Spanien gehofft hatten, blieben nun aus, und endlich muste sich ihr, auf 20,000 M. zusammengeschmolzenes Heer zurückziehen; der Marquis de la Mina führte die Spanier bald über Jenau ganz aus dem

Lande; Maillebois schützte noch eine Zeitlang Jenau, aber die Oestreicher erzwangen den Uebergang über die Bocchetta; auch die Franzosen zogen ab. Die ganze Riviera di Ponente ward bis zum 4ten Nov. von den Sardiniern eingenommen. Jenau hatten die Oestreicher schon am 5ten Sept. in Folge einer Capitulation besetzt; aber am 5. Dec. in Folge eines Volksaufstandes verloren, wodurch die Versuche der Oestreicher und Sardinier, in das südliche Frankreich einzudringen, ebenfalls vereitelt wurden.

Nach dem Auseinandergehen des Congresses von Bredá hatte man einen zweiten Congreſs beschloßen zu Achen. Dieser trat allmälig zusammen; aber unabhängig von demselben beredeten die Bevollmächtigten Marien Theresiens, Englands, der Niderlande und Sardiniens am 27. Jan. 1748 im Haag einen ausgedehnten Plan für die gemeinschaftliche Führung des Krieges, wobei man auch auf russische Hilfstruppen rechnete, die sich in Lifland sammelten, und welche gegen Subsidien England und den Niderlanden zur Disposition gestellt waren. Inzwischen war man überall des Krieges müde, und so nahmen die Unterhandlungen in Achen bald einen rascher zum Frieden führenden Gang. Die Franzosen hatten noch im April 1748 die Belagerung von Maastricht begonnen, und bis zum 3ten Mai muste der Baron von Aylva die Stadt übergeben. Dies war das letzte, die Niderlande betreffende Kriegseräugniſs, denn die Drohung der Franzosen, Bergen-op-Zoom zu schleifen, hatte den Staaten den Beitritt zu den Präliminarien des Achner Friedens abgenöthigt, welche am 30. Apr. unterzeichnet wurden.

Der auf dem Congresse zu Achen unterhandelte Friede, welcher den östreichischen Successionskrieg schloß, als er am 18ten Oct. 1748 definitiv unterzeichnet ward, bestimmte, daß gegenseitig alle Eroberungen zurückgegeben werden sollten, nur erhielt der spanische Prinz Philipp die Herzogthümer Parmen, Placenz und Wastall. Preussen behielt natürlich das durch den Dresdner Frieden garantirte Schlesien, und Maria Theresia blieb im Besitze aller übrigen habsburgischen Erbstaaten ihres Vaters.

Noch während der Dauer des Krieges hatte Friedrich II. eine neue wichtige Landerwerbung gemacht. Kurfürst Friedrich III. hatte 1694 von Kaiser Leopold eine Anwartschaft erhalten auf die Grafschaft Ostfrisland, welche Anwartschaft

1707 und 1715 von Leopolds Nachfolgern dem brandenburgischen Hause bestätigt worden war. Durch Verträge mit der Stadt Emden war für den Todesfall des letzten Grafen vorgesehen, und als Karl Edzard wirklich am 25ten Mai 1744 starb, war bereits preussisches Militair in Emden, und am 26ten Mai hatte die Huldigung statt. Trotz dem, daß mit einigen Reichsständen noch wegen dieser Succession Schriften genug zu wechseln waren, erfolgte im September des folgenden Jahres die Belehnung von Seiten des Reiches.

Friedrich hatte nach dem Dresdner Frieden eine längere Zeit hindurch einer äußeren Ruhe zu genießen, welche ihm Raum gewährte, seine Regierungsabsichten und Staatsansichten deutlich zu entwickeln. Wir treffen ihn, was die Administration anlangt, noch ganz in den Bestrebungen des Merkantilsystemes, dessen Verfolgung für Preussen in damaliger Zeit auch wirklich die wichtigsten Resultate hinterlaßen hat. Durch den plauenschen und den Finow-Canal wurden um die Mitte des 5ten Decennii des 18ten Jahrhunderts Oder und Elbe, Breslau und Hamburg in Waßerverbindung gebracht. Der Swinekanal umgieng die schwedischen Zölle; der etwas spätere Oderkanal gab einer ganzen Gegend größere Sicherung gegen Waßersgefahr, machte deren Ansiedlung möglich und ließ innerhalb zehn Jahren 280 neue Dörfer entstehen. Doch nicht bloß in den Bemühungen für Erleichterung einheimisches Verkehres schloß sich Friedrich II. dem Merkantilsysteme an, sondern auch darin, daß er durch Hebung der Industrie das Geld so viel als möglich im Lande zu halten suchte. Zu diesem Ende that der König nicht nur schon vom ersten Jahre seiner Regierung an alles Mögliche, um die Seidenzucht in seinen Staaten einzuführen; und von 1748 an alles, um die Wollezucht zu verbeßern, sondern er begründete theils durch Unterterstützung, theils durch Aufmunterung Sammetfabriken, Stickereifabriken, Spitzenklöppeleien, Zuckersiedereien, Kurzewaarenfabriken, Tapetenmanufacturen zc. suchte durch Auflagen auf fremde Tücher die inländischen Manufacturen zu heben, und durch hohe Besteuerung der Ungarweine den Stettiner Holzhandel gegen französische Weine zu fördern. Auch für die größere Ausdehnung des überseeischen Handels interessirte sich Friedrich II., namentlich seit der Besitz Emdens ihm so gute Verbindung mit der See gewährte. Die chinesische Compagnie zu Emden ward 1750; eine Häringsfischereicompagnie ebendaselbst 1769 gestiftet.

Allein während er so bei den Grundsätzen des Merkantilsystems beharrte, gab er nirgends den nun schon in der Ansicht der französischen Philosophen mehr und mehr sich daraus entwickelnden Vorstellungen nach, daß zu Gunsten der bürgerlichen Gesellschaft das Lehenswesen ganz aufzuheben, der Unterschied der Stände zu beseitigen sei. Vielmehr erkannte er in der ständischen Gliederung seines Volkes ein Fundament des sittlichen Lebens und Gedeihens desselben. Kein Stand sollte den anderen unterdrücken; aber jeder in gesonderten Sphären eines eigenthümlichen Daseins genießen. Daß der Unterschied nicht ein todter, kastenartiger werde, dafür war die Macht des Regenten vorhanden, welche jeden, der in minder mit Ehren bedachtem Stande geboren war, zu höheren Ehren berechtigen konnte. Mit Ausnahme eines einzigen Finanzministers waren alle Minister Friedrichs adeliges Standes; ebenso besetzte er die höheren Stellen in der Administration mit Edelleuten. Allein seine Kabinetsräthe, die eine einflußreichere Stellung hatten als die Minister, waren stets bürgerliche. Er hielt die Privilegien der Rittergüter aufrecht, und suchte sie dem Adelstande zu erhalten; aber nirgends ward dadurch den Bürgerlichen Raum genommen, sich auch ein großes Vermögen und ein größeres, als Leute vom Adel besaßen, zu erwerben. Er las selbst, während ihm täglich der Haarzopf gebunden ward, die von Edelleuten eingehenden Bittschriften; aber die der Bürgerlichen, welche die Kabinetsräthe lasen und worüber sie berichteten, wurden eben so sorgsam beachtet. Er rührte nicht an den Berechtigungen adeliges Grundbesitzes; aber er schützte den armen, bäuerlichen Grundbesitzer überall bei seinem Rechte auch gegen die Bedrückungen des Adels. Auch die Juden, diesen fünften Stand in Deutschland, war er bemüht überall in den Schranken zu halten, die für sie zum Heile der Nation hergebracht waren. Ländliche Grundstücke namentlich durfte kein Jude besitzen.

Von den seit Anfange des Jahrhunderts in Gang gekommenen Vorstellungen, daß die Justiz unabhängig von der Fürstengewalt zu machen sei, ließ er sich durchaus nicht gefangen nehmen; sondern beharrte bei der richtigen Ansicht, daß in deutschen Landen der Fürst überall oberer Statthalter in den Gerichten — und Er, seit ihm Kaiser Franz I. am 31. Mai 1746 für alle seine deutschen Lande das Recht de non appellando ertheilt hatte, in denselben an des Kaisers Statt oberster Stuhlherr sei; daß also auch jedes gerichtliche Urtheil und Verfahren nur ein an seiner Statt stattfindendes, und wo er es nicht billigte, nicht stattfindendes sei. Daß er dabei streng gerecht zu sein suchte, und in der Regel der einmal begonne-

nen Justizübung freien Lauf ließ, bestund unbeschadet jener Ansicht von seiner oberstrichterlichen Gewalt daneben, und hob nicht auf, daß er im Grunde doch festhielt, was sein Großvater 1699 gelegentlich ausgesprochen hatte*): „Wir können zwar leicht erachten, daß sich der Gegentheil auf die Oberappellationsgerichtsverfaßung wird berufen und sustiniren wollen, daß kraft derselben in den bei dem Tribunale ergehenden Decreten keine Aenderung gemacht werden könne. Es ist aber bei Aufrichtung gedachtes Tribunals Unsers Herrn Vaters Gnaden Intention gar nicht gewesen: daß Sie dadurch das jus ultimae provocationis dergestalt von sich abdiciren und in die Hände derer Mitglieder dieses Collegii hingeben wollen, daß Sie und ihre Successores in der Regierung nicht das Geringste weiter dabei zu sagen haben sollten; denn dadurch würde gleichsam eine neue Souveränetät im Lande etablirt und der Unsrigen in tantum derogiret werden**)."

Ueberhaupt hat kein deutscher Fürst neuerer Zeit so streng das, was von einem alten deutschen Fürsten gefordert ward, nach den Veränderungen, die Zeit und Bildung nothwendig machten, geleistet als er, der überall persönlich eintrat. Sogar dies that er, daß er wie ein Fürst der alten Zeit regelmäßig seine Lande bereiste. Kein neuerer Fürst ist deshalb dem Volke in ganz Norddeutschland persönlich so werth, keiner in dem Grade wie er Gegenstand der Volkssage geworden, so weit dies bei unserer bis in die untersten Volkskreise sich eindrängenden und alle poetische Auffaßung des Volkes im Keime abtödtenden kritischen Litteratur möglich ist.

Der Achener Friede ließ zwei Verhältnisse in einer Gestalt zurück, wo sie nothwendig nach einiger Zeit von Neuem die Grundlage werden musten, auf welcher sich Zunder zu weiteren Kriegen ansammelte. Dies war einmal der Schmerz des östreichischen Hauses über den Verlust Schlesiens, für welches sich Maria Theresia nirgends als hinreichend entschädigt ansehen konnte; und sodann die unbestimmte Abgrenzung der englischen und französischen Territorien in Nordamerika.

---

*) Preuß a. a. O. S. 116. 117.

**) Das ist die einfachste, sachgemäßeste Antwort auf allen sophistischen Unsinn der neueren und neuesten Zeit, womit man die Justizgewalt als einen abgetrennten Zweig der Staatsgewalt selbstständig zu machen gesucht hat.

Für Maria Theresia muste, wenn sie an Erneuerung des Krieges mit Preussen dachte, von größester Wichtigkeit sein, das französische Kabinet für sich zu interessiren, theils weil dadurch Friedrich ein mächtiger Beistand entzogen, theils weil dadurch (bei der engen Verbindung, in welcher fortwährend eine Anzahl Reichsfürsten mit der Krone Frankreich stunden) im Reiche selbst eine mächtige Partei gegen Preussen gewonnen ward. Allein im französischen Kabinette war die Opposition gegen Oestreich eine seit den Zeiten Richelieus vererbte politische Maxime. Noch als im Herbste 1750 der Marquis de Hautfort als Gesandter nach Wien gieng, erhielt dieser gemeßene Instruction, auf die Absichten der Kaiserin, Schlesien wider zu gewinnen, nicht einzugehen*). Allein der französische Hof hatte damals eine Gestalt angenommen, wo keine Maxime gegenüber von persönlichen Neigungen der Einflußreichen aushielt.

Daß die französische Regierung unmöglich dem Willen der erklärten Mätresse des Königes entgegen eine politische Maxime durchzuführen die Kraft habe, konnte man in Wien bei dem damaligen Zustande der Dinge leicht einsehen; noch deutlicher als früher sah es Graf Wenzel Anton von Kauniz ein, als er als Gesandter der Kaiserin nach Paris kam. Kauniz leitete es ein, daß die Kaiserin sich überwand, eigenhändig an die Marquise de Pompadour zu schreiben. Die freundlichsten Verhältnisse waren bald im Gange, und als Kauniz von seiner Gesandtschaft zurückkehrte, ward er (im Mai 1753) Staatskanzler; in Paris aber war Graf Starhemberg an seine Stelle getreten, und führte in seinem Sinne die Verhältnisse fort. Noch waren wenige in diese Beziehungen eingeweiht, so daß selbst Friedrich II. es nicht für wahrscheinlich halten durfte, daß Frankreich so sehr seinem wahren Interesse entgegen seine Stellung nehmen könne. Aber im Septbr. 1755 ward der Abbé Bernis, der der Pompadour bei Begründung ihres Verhältnisses zum Könige als geschicktes Werkzeug gedient hatte, ins Vertrauen gezogen; um ihm einen politischen Charakter zu geben, auf einige Zeit als Gesandter nach Venedig geschickt; und dann zu Führung der Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe gebraucht. Bald ward er auch im Staatsrathe die wichtigste Person.

---

*) Schlosser (a. a. O. S. 221.) hat die betreffende Stelle der Instruction mitgetheilt: „La cour de Vienne ne perd point de vue le projet de recouvrer le plutôt, qu'elle pourra ce qu'elle a cédé malgré elle dans le cours de la dernière guerre. Cet objet lui tient tellement à coeur que soit par elle même soit par la cour de Dresde elle a fait faire au roi depuis 1742 jusqu'en 1748 plusieurs propositions de paix particulière et des offres même d'abandonner à la France quelques places des Pays-Bas Autrichiens pourvu que S. M. voulût bien“ etc.

Noch auf einer anderen Seite spannen sich für Friedrich II. feindliche Verbindungen an; zwischen Rußland nämlich und Oestreich. Aus der russischen Geschichte ward oben zuletzt der Tod der Kaiserin Anna im Octob. 1740 erwähnt. Noch in den letzten Jahren ihrer Regierung hatte Rußland einen glücklichen Krieg gegen die Türkei geführt, angeblich um für Streifereien der Tartaren unter türkischer Hoheit in den Kosackenlandschaften Genugthuung zu nehmen; in der That um die Schmach von 1711, die Peter I. als Grund der Rache seinen Nachfolgern überlaßen, zu tilgen. Der Krieg ward 1736 gegen Sultan Mahmud I. eröffnet; auch Oestreich nahm daran gegen die Ungläubigen Antheil. Münnich eroberte 1736 die Linien von Perekop; 1737 Oczakow. Muste dies auch 1737 wider aufgegeben werden, so nahm Münnich doch im letzten Jahre des Krieges 1739 noch Choczym ein, während die Oestreicher in diesem Jahre bei Grotzka geschlagen wurden und die Türken Belgrad belagerten. Oestreich schloß nach solchem Unglück den nicht sehr ehrenvollen Belgrader Frieden und Rußland allein wollte die Last des Krieges nicht tragen.

Die Kaiserin Anna hatte unterdessen ihren Günstling Biron 1737 mit dem Herzogthume Kurland belehnen laßen. Da dieser auch nach Anna's Tode einmal die Regierung des Kaiserreiches weiter zu führen wünschte, ward die Succession in Rußland so geordnet, daß die Nachkommen der mit Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählten Schwestertochter Anna's (ihr Name war auch Anna) succediren sollten. Am 24ten August 1740 war aus dieser Ehe des Herzogs von Braunschweig ein Sohn, Iwan, geboren worden. Am 18ten Oct. ernannte ihn Anna zu ihrem Nachfolger und Biron als Regenten während der Minderjährigkeit; am 28ten Oct. starb Anna. Allein nun vereinigten sich alle während Anna's Regierung und hauptsächlich durch Biron, Verletzten; und sogar Münnich ward noch von ihm schwer beleidigt, so daß dieser sich den Aeltern des minderjährigen Kaisers anbot zu Birons Sturz. Biron ward schon nach einem Monate verhaftet; Anna übernahm die Regentschaft und Münnich trat im Grunde an Biron's Stelle, bis er sich überzeugte, daß er bei der Regentin durch deren Günstling den Grafen Lynar seine Geltung verloren habe; da trat er ab im März 1741. Der französische Gesandte, der Marquis de la Chetardie, sah nun die, welche Rußlands Politik leiteten, den östreichischen Interessen geneigt, und um hierin eine Aenderung zu bewirken, betrieb er eine Revolution. Von Peter I. lebte eine 1710 geborene Tochter Elisabeth, eine Frau von den nidrigsten Neigungen. Sie ward sein Werkzeug. Ihre gemeinen Verhältnisse mit

Leuten, die als Gemeine und Unterofficiere in den Garden dienten, verschafften ihr deren Ergebenheit, und als die Regentin ihr, um ihrem wüsten Leben ein Ziel zu setzen, mit einer Verheirathung drohte, entschloß sie sich auf la Chetardies Plane einzugehen. Von einem kleinen Trupp Gardesoldaten begleitet forderte Elisabeth am 5ten Dec. 1741 von den im Winterpalaste aufgestellten Wachen Anerkennung als Kaiserin, und nahm ihre Gegnerin, nebst ihrem Gemahle und Iwan gefangen. Alle die bedeutendsten Anhänger und Beamteten Anna's wurden ebenfalls verhaftet, und die Thronbesteigung Elisabeths hatte ohne weiteres Hinderniß statt. Münnich und Ostermann, die so lange den bedeutendsten Einfluß geübt, wurden nach Sibirien geschickt, und während Elisabeth ihre gemeine Lebensweise fortsetzte, kamen die Geschäfte in die Hände Tscherkaskoys und Bestuscheffs; besonders allmälig in die des letzteren, der dem östreichischen Interesse ergeben sehr geschickt Haß in Elisabeths Seele gegen Friedrich II. zu pflanzen wußte. Schon im J. 1746 war zwischen Rußland und Oestreich ein näheres Bündniß geschloßen worden, dem natürlich auch das auf Preussen ohnehin höchst erbitterte Sachsen, wenn auch nicht sofort beitrat, doch dem Wesen nach angehörte. Im Frühlinge 1753 ward in Moskau geradezu der Beschluß gefaßt, die Macht Preussens nicht nur nicht größer werden zu laßen, sondern sie auch wo möglich wider herabzusetzen.

So stund Friedrich schon isolirt zwischen Rußland, Oestreich, Frankreich in der Mitte, als ein im Frieden von Utrecht mangelhaft gefaßter, im Frieden von Achen ebenso widerholter Artikel einen Krieg zwischen Frankreich und England herbeiführte. Weder die Grenzen des an England von Frankreich abgetretenen Acadiens, noch die der französisch gebliebenen Colonien von Luisiana und Canada waren genau bestimmt worden. Als nun die französische Regierung in einem Bogen um die englischen Colonien herum ihre nördlicheren und südlicheren Besitzungen in Nordamerika durch Anlegung einer Reihe Forts an den Seen, am Ohio und am Mississippi in Verbindung setzen wollte, erkannten die Engländer ein Recht der Franzosen auf diese, Canada und Luisiana verbindenden, Territorien nicht an. Dagegen behaupteten die Engländer, die alten Grenzen Acadiens, in welchen diese Landschaft an sie abgetreten worden sei, dehnten sich bis zum St. Lorenz aus, wogegen die Franzosen einsprachen.

Der Streit über die Grenzen in Amerika hatte schon mehrere Jahre gedauert, es war sogar zwischen den englischen Colonisten und den Franzosen bereits zu feindlichen Begegnungen

gekommen, ohne daß in Europa der Krieg ausgebrochen wäre. Seit 1755 begann indessen der Kampf ohne vorherige Kriegserklärung auch zwischen den Fahrzeugen beider Nationen in den nordamerikanischen Gewäßern und mit so entschiedenem Vortheile der Engländer gegen die unvorbereiteteren Franzosen, daß diese alle Unterhandlungen um die Erhaltung des Friedens aufgaben. Für den Fall eines Continentalkrieges war Hannover durch Frankreich (mit welchem Kur-Cöln und Kurpfalz fortwährend verbündet waren) bedroht. Der König von England gewann zwar den Herzog von Gotha, den Landgrafen von Hessen-Cassel und den Grafen von Schaumburg-Lippe gegen Geldzahlung zu Truppenstellung — aber einen nachhaltigen Schutz konnte doch nur Preussen gewähren, so wie dieses eines Verbündeten bedurfte, um nicht ganz isolirt zwischen feindlichen Mächten zu stehen. Es ergab sich aus den Verhältnissen beider Staaten von selbst, daß sie am 16ten Jan. 1756 durch den Tractat von Westminster sich verbündeten. Der glückliche Angriff der Franzosen (unter Richelieu) auf Minorca (April bis Juni) führte dann die feierliche Kriegserklärung Englands an Frankreich in seinem Geleite. Jenes Bündniß beschleunigte aber auch den formellen Abschluß der Verbindung (am 1. Mai 1756) zwischen Frankreich und Oestreich, die ganz ins Geheim verhandelt, sogar den Gemahl der Kaiserin in Erstaunen setzte, als sie bekannt ward*).

Von dem, was gegen ihn geplant ward, war Friedrich II. vollkommen unterrichtet, theils durch einen Kabinetscancellisten Menzel in Dresden, der dem preussischen Gesandten die Schriften, welche zwischen Dresden und Wien, zwischen Dresden und Petersburg gewechselt wurden, mittheilte; theils durch einen Herrn von Weingart in Wien; theils endlich durch seinen enthusiastischen Verehrer, den russischen Großfürsten Peter, den Neffen und Nachfolger der Kaiserin**).

---

*) Schlosser a. a. O. II. S. 298. „Der wahre Grund dieses verderblichen Tractates muß im tiefsten Schmutze gesucht werden. So lange nämlich das Bündniß und der Krieg dauerte, war die Herrschaft der Pompadour gesichert, sie konnte Stellen und Ehren vertheilen, sie durfte die Kuplertalente Richelieus nicht fürchten, der König konnte ihrer nicht entbehren, und die ersten Mächte Europas mußten ihr beistehen, um jede Nebenbuhlerin abzuhalten, weil die europäische Politik einmal an ihre Person geknüpft war. Als der Krieg ausbrach, ward sechs Monate nachher ihre Creatur Bernis Minister, ein anderer ihrer dienenden Hofleute, Stainville, nachher Herzog von Choiseul, ein Lothringer, also aus dem ehemaligen Lande des Kaisers, erhielt Aubeterres Stelle in Wien, und Richelieu und Soubise werden wir im Kriege eine bedeutende Rolle spielen sehen."

**) Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, Sohn von Elisabeths älterer Schwester Anna, und von Elisabeth im Nov. 1742 zum Nachfolger erklärt.

Sobald die Friedrich II. feindliche Stimmung der meisten europäischen Kabinette (denn an den Entschließungen Frankreichs, Oestreichs, Rußlands hiengen eine Menge kleinerer Höfe) sich soweit entwickelt und unter einander vergewissert hatte, daß der König von Preussen einen Krieg als ihm unvermeidlich drohend annehmen konnte, beschloß er, die Offensive zu ergreifen. Doch forderte er vorher (am 26ten Juli 1756) noch einmal durch seinen Gesandten eine Erklärung: weshalb Maria Theresia in Böhmen und Mähren so sichtbar kriegerische Vorbereitungen treffe. Er erhielt eine allgemeine, nichtssagende Antwort; und auf näheres Befragen zuletzt eine stolz abweisende. So wie diese durch einen Courier überbracht war, rückte die preussische Armee in drei Colonnen (über Leipzig, über Torgau und durch die Lausitz) in Sachsen ein am 29ten August; wie er erklärte, aus Vorsicht, um bei der bevorstehenden Lage der Dinge sich gegen die Unternehmungen der sächsischen Armee sicher zu stellen. Am 10ten Sept. kam Friedrich selbst nach Dresden, nachdem er mehrfache Neutralitätsanträge des sächsischen Hofes abgelehnt hatte. Der Kaiser trat gegen diesen Bruch des Reichsfriedens in nachdrücklichen Erlaßen auf, bezeichnete Friedrichs Unternehmungen als eine höchst frevelhafte und sträfliche Empörung, als ein entsetzliches Verbrechen 2c. Der König von Preussen aber konnte nun mittelst der im sächsischen Archive gefundenen Actenstücke so antworten, daß er die beabsichtigten Kriegs- und Theilungsplane seiner Gegner in einem Memoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe aufdeckte.

Die sächsische Armee (17,000 Mann und 150 Kanonen) stund seit dem 2ten Sept. in einem festen Lager bei Pirna. Auch König August war dahin gegangen. Friedrich II. beschloß dies Heer durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, da er wuste, auf wie lange es mit Proviant versehen sei. Er hinderte alles zu Hilfe kommen der in Böhmen aufgestellten östreichischen Truppen. König August fieng bald an zu unterhandeln. Der östreichische Feldmarschall von Browne hatte Ende August bei Kolin

wa 25,000 M. Infanterie und über 7000 Reiter bei-
mmen gehabt. Ein anderes Heer befehligte der Feld-
ugmeister Fürst Piccolomini in Mähren (etwa 17,000 zu
uß und 5000 Reiter). Friedrich II. selbst gieng, um die
Blokade des sächsischen Lagers zu decken, Browne entge-
en. Am 1ten Oct. traf er bei dem Dorfe Lowositz mit
er östreichischen Armee zusammen; ließ sich, da er anfangs
urch den Nebel verhindert war, zu bemerken, daß er, statt
nit einem Theile der Truppen Brownes, (der sich zurück-
iehe, wie ihm gemeldet war) mit dessen ganzem Heere zu
hun habe, in eine Schlacht ein, in welcher er siegte.
Browne zog sich hinter die Eger zurück; und die weitere
Folge war, daß sich nun die sächsische Armee unter harten
Bedingungen ergeben muste, am 16ten Oct. Das Kur-
fürstenthum behielt Friedrich II. bis zum Frieden in Depot;
die gefangenen sächsischen Soldaten wurden in preussische
Regimenter formirt; nachher, als sie in dieser Weise nicht
zu halten schienen, in anderen Regimentern untergebracht.
Der sächsische Hof (mit Ausnahme der Königin) gieng nach
Warschau.

Nach diesen ersten Unternehmungen bezog die preussi-
sche, wie die östreichische Armee Winterquartiere. Bald
aber vergrößerte sich nun auch die Zahl der Feinde Frie-
drichs, indem auf allen Seiten die bis dahin noch unent-
schiedenen europäischen Staaten sich gedrängt sahen, eine
Partei zu ergreifen, und namentlich war dies mit Schwe-
den der Fall, wo seit Karls XII. Tode alle Gewalt in den
Händen des Adels war, der sich in Parteien theilte, welche
für auswärtige Mächte, wenn diese sich zu Geldzahlungen
verstunden, so leicht in Thätigkeit zu bringen waren, als
ähnliche Parteien schon immer in Polen.

Karls XII. jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, die ihm als
Königin gefolgt war, hatte die Regierung am 22ten März
1720 an ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich von Hessen-
Cassel, abgetreten, der so abhängig war von der schwedischen
Aristokratie, daß er fast nie in Schweden erreichte, was in
seinem Sinne war, wie man am besten daraus sieht, daß er
hernach als Landgraf von Hessen-Cassel (welches Fürstenthum

er durch seinen Bruder Wilhelm verwalten ließ) in der Regel eine ganz andere Politik befolgte, denn als König von Schweden. Durch französischen Einfluß hatte 1738 die Partei der Hüte (die französische) unter dem schwedischen Adel das Uebergewicht bekommen, und die Regierung 1741 vermocht, Krieg mit Rußland zu beginnen, um die früher verlornen Provinzen wider zu erobern. Allein 1742 im Sept. muste die schwedische Armee bei Helsingfors capituliren und Finnland räumen; und nachdem im folgenden Jahre der Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp*), welcher Rußland (als dem Kaiserhause verwandt) genehm war, zum Successor in Schweden gewählt worden: ward am 7ten Aug. 1743 der Friede von Abo geschloßen, in welchem Schweden zwar Finnland zurück erhielt, aber Kimengardslehn, die Mündungen des Kymene nebst Nyslot in Sawolax abtreten muste. König Friedrich starb am 25ten März 1751, Adolf Friedrich folgte; die Herrschaft der Aristokratie blieb auch unter ihm unangetastet, und um so unangetasteter, da sich in dieser Zeit Rußland und Frankreich in ihren Interessen gegen Preussen und England näherten, also auch ihre Parteien in Schweden mehr und mehr in Einem Sinne thätig waren. Daß dadurch der Druck der Aristokratie den andern Ständen immer unerträglicher ward, war die eine, von vielen unvollkommenen Empörungs- und Verfaßungsveränderungsversuchen begleitete, Folge; daß Schweden in den Krieg gegen Preussen hereingezogen ward, die nothwendige andere. Frankreich und Schweden erklärten demnach dem deutschen Reichstage, daß sie, um den westfälischen Frieden aufrecht zu halten, Sachsen gegen Preussen schützen würden, und im April 1757 gieng ein französisches Heer unter dem Marschal d'Estrées über den Rhein und lagerte sich bei Düsseldorf.

Im Januar 1757 schloß Friedrich II. noch näheres Bündniss mit König Georg II. von England; außerdem waren von deutschen Fürsten ihm verbunden Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel; Wilhelm VIII. Landgraf von Hessen-Cassel (Bruder und in Hessen Nachfolger des Königes Friedrich von Schweden); Friedrich III. Herzog von Sachsen-Gotha und Friedrich Wilhelm Graf von Bückeburg — die Fürsten mit einem Worte, die schon früher mit dem englischen Hofe in näheren Verhältnissen gestanden

*) Man hatte vorher den Großfürsten Peter gewählt gehabt, der aber die auf ihn gefallene Wahl nicht annehmeu konnte, da er eben auch zum Thronfolger in Rußland ernannt worden war.

hatten. Daß durch die Administration des Grafen Brühl schon so heruntergekommene Sachsen muste Friedrich II. einen Theil der Hilfsmittel zu Fortsetzung des Krieges lifern. Auf einer anderen Seite ward auch Mecklenburg für den Krieg mit Liferungen und Mannschaft in Contribution gesetzt, weil der Herzog in Regensburg ebenfalls auf die Achtserklärung und den Reichskrieg gegen Friedrich II. bestanden hatte.

Für den Feldzug des zweiten Jahres war es von großer Wichtigkeit, daß nun auch England in den Gang des Continentalkrieges eingriff. Die Einnahme Minorca's durch die Franzosen und andere Nachtheile, welche die englischen Waffen zur See erlitten, führten einen Ministerwechsel herbei, und machten im Nov. 1756 an der Stelle des Herzogs von Newcastle, der zuletzt an der Spitze des Ministerii gestanden, Pitt als Staatssecretär zum politischen Dirigenten Englands. Da er damals nur ungern darauf eingieng, Preussen durch ein Heer zu unterstützen, war zu erwarten, daß er diese Unterstützung in jeder möglichen Weise schmälern werde; einer so beengten Lage, wie unter diesen Umständen der General des in Westfalen aufzustellenden englisch-deutschen Heeres voraussehen durfte, wollte sich der Herzog von Cumberland (Georgs II. zweiter Sohn), der für diese Stellung ausersehen war, nicht aussetzen. Er verlangte Pitt's Entfernung aus dem Ministerium, und erreichte sie im April 1757. Doch ward die Haltung Englands nicht eher zuverläßig, bis im Laufe des Sommers ein Ministerium gebildet ward, an dessen Spitze Pitt wider stund, in welchem aber auch Newcastle und Fox Plätze fanden.

Inzwischen war am 17ten Jannar auch der Reichskrieg gegen Friedrich II. beschloßen worden, was aber die früher mit Preussen und England verbündeten kleineren norddeutschen Fürsten nicht abhielt, ihrer einmal genommenen Partei treu zu bleiben. Die Armee Friedrichs II. bestund beim Beginne des neuen Feldzuges etatsmäßig aus 210,800 Mann; doch war der wirkliche Bestand nicht so hoch, und von activer Wichtigkeit für den Krieg waren

wenig über 150,000 M.; wozu etwa 50,000 M. kamen, die seine Verbündeten aufstellten. Dagegen hatten die ihm feindlichen Mächte (Oestreich, Frankreich, Rußland, das Reich und Schweden) in allem über 400,000 M. ihm entgegenzustellen. Die Differenz der Zahl ward aber dadurch aufgewogen, daß Friedrich den größten Theil der für ihn streitenden Truppen ganz in seiner Hand hatte; während diese unité de la pensée militaire auf der Seite seiner Gegner fehlte. An der Spitze der östreichischen Armee stund nominel Prinz Karl von Lothringen, aber Browne und Neipperg theilten sich mit ihm in der That in das Commando, und hinderten ihn im Frühjahre 1757 die Offensive zu ergreifen. So kam es daß Friedrich II. und an der Spitze besonderer Abtheilungen der Armee der Graf von Schwerin und Pr. Moritz von Dessau vom 18–21ten April in Böhmen einbrachen, und bis zum 2ten Mai erschien die preussische Armee bereits auf dem weißen Berge bei Prag, indem die östreichischen Truppen ihre Magazine im Stiche laßend, überall vor ihr zurückgegangen waren. Am 6ten Mai wurden letztere zu der Schlacht bei Prag gezwungen; trotz dem, daß sie tapferen Widerstand leisteten, gelang es dem ungestümen Andrange der Preussen abermals den Sieg zu erringen, der mit dem Leben des Feldmarschals Grafen von Schwerin bezahlt ward. Doch hatten auch die Oestreicher den Feldmarschal Browne verloren. Um Prag, in welcher Stadt sich die geschlagene Armee festsetzte, drängte sich der Kampf zusammen. Nur die Entmuthigung der Oestreicher machte dem Könige die Einschließung der Stadt mit seiner verhältnismäßig geringen Truppenzahl möglich. — Unterdessen sammelte sich ein zweites Heer der Kaiserin von mehr als 50,000 M. unter dem Grafen Daun, der den Befehl erhielt, Prag zu entsetzen und bis zum 13. Juni nach Kuttenberg vorrückte. Der König ließ nun den Marschal Keith vor Prag, und gieng selbst nach Kolin dem Feinde entgegen; hier kam es am 18ten Juni zu einer Schlacht, in welcher das preussische Heer eine allgemeine Niderlage erlitt. Die Belagerung von Prag muste nun aufgehoben werden, und Friedrichs II. Armee wäre verlo-

ten gewesen, wenn Daun rasch und kräftig die Früchte seines Sieges gesammelt, und nicht zu weiterem Vordringen die Befehle des Hofkriegsrathes abgewartet hätte.

Friedrich II. war anfangs im höchsten Grade niedergeschlagen; es war der erste bedeutende Unfall, der seine Waffen traf. Als er sich zu neuer Entschloßenheit aufgerafft hatte, führte er selbst den Haupttheil des Heeres über Melnik nach Leitmeritz, wo er am 27ten Juni ankam. Das übrige Heer, welches Prinz Moritz nach Jung-Bunzlau geführt hatte, ward am 29ten Juni dem Commando des Prinzen August Wilhelm von Preussen übergeben. Gegen dies letztere Corps wendete sich die feindliche Hauptmacht; Prinz August Wilhelm zog sich in etwas anderer Richtung zurück, als welche in des Königes Sinne war, wodurch Nachtheile erlitten wurden, die Friedrich II. bitter schmerzten, und ihn zu dem herbsten, öffentlichen Tadel seines Bruders forttrieben. Der Prinz verließ die Armee, und starb im Juni des folgenden Jahres auf seinem Schloße Oranienburg.

Inzwischen hatte der Marschal d'Etrées das französische Heer, welches am Rheine aufgestellt worden war, langsam weiter nach Westfalen herein geführt, und ein Günstling der Pompadour, der Prinz de Rohan-Soubise sollte ein zweites Heer zu Verstärkung der Reichsarmee commandiren; der Herzog von Richelieu ein drittes im Elsaß sammeln. Das von England-Hannover und seinen Verbündeten aufgestellte Heer von 57,000 M. unter Anführung des Herzogs von Cumberland ward ohne Schlacht vom Marschal d'Etrées aus seiner festen Stellung bei Herford herausgetrieben, und während nun die Franzosen sich bis zur Weser hin Norddeutschlands bemächtigten, hielt sich der Herzog von Cumberland bei Hameln, ohne etwas Entscheidendes zu wagen; erst als der Herzog von Richelieu im Juli wirklich an der Spitze der dritten Armee in Deutschland erschien, und d'Etrées fürchtete, an ihn auch sein Commando abtreten zu müßen, nöthigte er den Herzog von Cumberland zu dem Treffen bei Hastenbeck (in der Nähe von Hameln) am 26. Juli. Cumberland zog sich eiligst

über Verden nach Bremervörde zurück. Was d'Etrées vorausgesehen, trat trotz seines Sieges ein; der Herzog von Richelieu übernahm das Commando und am 8. August schloß das hannöverische Ministerium mit ihm eine Capitulation, welche den Franzosen das Land übergab; einen Monat später (8. Sept.) gieng auch der Herzog von Cumberland auf dänische Vermittelung eine Convention bei Kloster Zeven ein, welche seine Armee, soweit sie nicht aus Hannoveranern bestund, auflöste, sein Commando beendigte; welche aber von Pitt, der inzwischen, wie bereits erwähnt, wider an die Spitze des Ministerii gekommen war, nicht bestätigt ward. Soubise kam indeſs, nachdem er seine 25,000 M. der Reichsarmee zugeführt hatte, bis in die Grenzgegenden von Düringen und Sachsen bei Naumburg und Leipzig.

Auch an diesen einander folgenden Unfällen hatte das Schicksal zu Prüfung von Friedrichs Muth noch nicht genug. Ein Theil der preussischen Armee war nach dem Rückzuge aus Böhmen, um Daun aufzuhalten, in der Lausitz stehen geblieben. In einem Treffen am Holzberge ward hier am 7. Sept. der General von Winterfeld tödtlich verwundet, und Herzog August von Bevern führte das Corps über Katholisch-Hennersdorf nach Liegnitz und darüber hinaus bis in die Nähe von Breslau, während ihm die östreichische Armee nachrückte bis Lissa.

Von Oestreichern in Schlesien, von Franzosen und Reichsarmee in Sachsen bedroht, kam Friedrich II. Alles darauf an, daß nicht auch Richelieu mit seiner Armee gegen Magdeburg vorgienge; und es gelang wirklich durch den mit Geld wohl versehenen Obersten Balbi, diesen Feldherrn zu bewegen, eine Zeitlang auf Unterhandlungen zum Frieden einzugehen. Während dessen konnte sich Friedrich am 12. Sept. von Dresden gegen Soubise wenden, der sich vor ihm nach Eisenach zurückzog. General-Major von Seidlitz sollte nun mit einem Corps zwischen Gotha und Erfurt aufgestellt bleiben, während der König sich mit dem größten Theile seiner Armee wider gegen die Elbe zurückbewegte. Der Prinz von Hildburghausen bestimmte

Soubise zu neuem Vorgehen gegen Seidlitz, was diesem nur den Ruhm einer glänzenden Waffenthat in der Ueberrumpelung Gothas einbrachte; den König aber nicht in Düringen zurückhielt, denn 4000 Kroaten unter dem Grafen Hadik von einem östreichischen Corps, welches unter dem General-Feldzeugmeister von Marschall in der Oberlausitz stund, hatten am 16. Oct. Berlin selbst gebrandschatzt. Dies Unternehmen führte den König zurück bis Hertzberg, wo er erfuhr, daß Soubise und die Reichsarmee (die durch ein Corps, welches der Duc de Broglio von der Nordarmee aus dem Halberstädtischen herbeiführte, Verstärkung erhalten) abermals vorgegangen, und der Feldmarschal Keith in Leipzig schleuniges Beistandes bedürftig sei. Am 26. Oct. bereits war Friedrich wider in Leipzig; bis zum 29. hatte er die Truppen, über die er hier disponiren konnte, gesammelt, und am 30. gieng er nach Lützen, Keith nach Merseburg. Am 2. Nov. gieng die preussische Armee theils bei Halle, theils bei Merseburg, theils bei Weißenfels über die Saale. Soubise zog sich zurück in ein Lager bei Braunsdorf, und nahm in der Nacht vom 3ten zum 4ten Nov. eine Stellung zwischen St. Micheln und Branderode; Friedrich in seiner Nähe bei Rossbach. Hier kam es am 5ten Nov. zu einer Schlacht, in welcher der König einen vollständigen Sieg erfocht, den Seidlitz durch das wilde Eindringen seiner Reiterei entschied*), und sich dadurch die Ernennung zum Generallieutenant erkämpfte.

Als durch diese Schlacht Friedrich von Neuem die Siegesbahn betrat, war schon der Plan gefaßt, englischer Seits die Convention von Kloster-Zeven nicht zu respecti-

---

*) Preuss a. a. O. S. 227. „Die Geschlagenen drängten sich in jammervoller Verwirrung bei Freiburg über die Unstrut; 5000 Mann, darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere wurden zu Gefangenen gemacht; 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten und vieles Gepäck erbeutet.“ Schlosser a. a. O. S. 333. „Die ganze Reichsarmee und die französische wurden zersprengt, Geschütz und Gepäck genommen; der Prinz von Hildburghausen sammelte die seinige erst in Franken wider, Soubise in Cassel.“

ren. Auch das hannöverische Ministerium konnte sie, so ungenau war sie von den Franzosen beobachtet worden, als von diesen gebrochen und sich als entbunden ansehen; und auf Pitts Ersuchen um einen Oberanführer der zu neuer Thätigkeit bestimmten hannöverischen Truppen bestimmte ihnen Friedrich II. den Prinzen Ferdinand von Braunschweig. Er selbst, der König, führte bereits am 12. Nov. 14,000 M. mit sich nach Schlesien, um dem Herzoge von Bevern und dem durch die Oestreicher bedrängten Schweidnitz zu Hilfe zu kommen. Aber schon in Görlitz (am 22. Nov.) erfuhr er, daß sich Schweidnitz am 12. Nov. ergeben habe. Nadasdys Corps, welches Schweidnitz genommen, hatte sich hierauf mit der übrigen Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen, die bei Lissa lagerte, vereinigt, und am 22. Nov. war der Herzog von Bevern in der Schlacht bei Lissa gänzlich geschlagen worden. Er muste sich auf das rechte Oderufer zurückziehen, fiel aber bei dem Rückzuge am 24. den Feinden gefangen in die Hände. Sein Truppencorps führte der General-Lieutenant von Kyau auf Glogau, und der G. L. von Lestewitz übergab am 24. Breslau mit Geschützen, Munition und Kassen. Schlesien schien verloren. — Die Truppen aber, welche der König aus Sachsen herbei führte, theilten bald ihren frischen Siegesmuth den Trümmern der schlesischen Armee, die der König um sich sammelte, wider mit. Am 4. Dec. nahm er Neumarkt, und drang weiter gegen die weit überlegene Armee des Prinzen Karl von Lothringen vor, der ebenfalls (gegen Dauns Rath) begierig war, mit den Feinden zu schlagen. Am 5. Dec. erfolgte die Schlacht bei Leuthen, in welcher Friedrich abermals siegte, und die Oestreicher in der Richtung von Lissa in die Flucht schlug. Die Nacht deckte ihren weiteren Rückzug, der sich dann nach Böhmen bewegte. Schon am 19. Dec. ergab sich Breslau wider, und Schweidnitz war der einzige am Ende des Jahres noch nicht ersetzte wichtigere Terränverlust. Die preussische Armee bezog am 6ten Jan. 1758 die Winterquartiere.

Ein russisches Heer unter den Generalen Apraxin und Fermor war cannibalisch wüstend im J. 1757 im Herzogthume Preussen eingebrochen. Sie hatten den Feldmarschall Lehwald am 30. Aug., als er sie angriff, bei Großjägerndorf geschlagen; zogen sich dann aber plötzlich, statt weiter gegen die deutschen Lande vorzugehen, auf die russische Grenze zurück.

Daß die russische Armee sich so rasch und scheinbar grundlos aus Preussen zurückzog, rührte daher, daß Bestuschef, der allmälig alle Geschäfte an sich gebracht hatte, die Nachfolge des Großfürsten Peter hindern, vielmehr dessen ältesten Prinzen als Kaiser und Peters Gemahlin Katharina als Regentin ausrufen laßen wollte, wozu er für den Fall des Todes der Kaiserin, die eben krank war, Apraxins Armee bedurfte. Apraxin nun war durch eine Nachricht, daß die Kaiserin in gefährlichem Zustande sei, bewogen worden, zurückzugehen. Sie war aber genesen, und der Großfürst, von einigen Großen des Reiches über Bestuschefs Plane aufgeklärt, setzte nun dessen Verweisung durch. Apraxin starb, und der Vicecanzler Woronzof, einer jener dem Großfürsten ergebenen Großen, ward Großcanzler — allein der Krieg gegen Preussen war doch nicht aufgehoben worden. Fermor hatte die Armee wider gegen den König führen müßen, und da dieser seine Truppen inzwischen gegen die schwachen Angriffe verwendet hatte, die ihm seit Herbst 1757 die Schweden in Pommern und der Uckermark machten, drangen die Russen widerstandslos bis gegen die Oder vor, während die Schweden rasch wider die preussischen Territorien räumten. Die pommerschen und märkischen Landwehren reichten fast allein hin, diesen Feind, der den Krieg nur führte, damit die schwedischen Edelleute der französischen Partei ihre Subsidiengelder weiter erhielten, in Schranken zu halten.

Jeder Krieg hat drei Krisen; die eine ist der Beginn selbst, welcher entscheidend werden kann, indem der Muth, mit welchem er unternommen oder aufgenommen wird, imponirt. Die zweite ist das Zusammentreffen der vorbereiteten, für den Krieg gesammelten Kräfte in frischem Andrange. Wer auch diese zweite Krise besteht, darf in der Regel darauf rechnen, daß er durch seinen fortgesetzten Widerstand die Hoffnung wird aller Oppositionselemente, mit denen seine Gegner behaftet sind, und die nur früher den Muth nicht hatten, sich zu regen; daß er allmälig wenigstens so viel Beistand und Verbindung findet, um den

Krieg in die Länge spinnen zu können, und dies ist die dritte mögliche Krise, daß durch die Länge des Kampfes der eine der Kämpfer erschöpft werde. Weder die erste noch die zweite Krise konnte wohl bei diesem Kriege für Friedrich II. eintreten; Maria Theresia war nicht mehr in der Lage, von allen Seiten angegriffen und gezwungen zu sein, Frieden zu machen, um einen Feind los zu werden — im Gegentheil waren die Feinde Friedrichs und deren Hilfsmittel so groß, daß er nur durch die Länge des Kampfes sie überwinden zu können hoffen durfte, und dies um so leichter, da es seinen Gegnern, selbst wenn sie (wie Russen und Schweden) einzelne Theile preussisches Gebietes occupirten, unmöglich war, von deren Mitteln den Krieg zu führen; während Friedrich schon succesiv Sachsen, Böhmen, Meklenburg hatte einen großen Theil der Kriegslast tragen laßen, und ein anderer ihm nun von England abgenommen ward; denn indem Pitt in England die Ansicht populär machte, Preussen sei in seinem Kampfe gegen Oestreich und Frankreich ein Vorkämpfer des Protestantismus (in Wahrheit konnte man das damals nur sagen, wenn man unter Protestantismus Indifferentismus verstund), gelang es ihm (11. Apr. 1758) einen Subsidientractat zwischen England und Preussen abzuschließen, der dann durch successive Erneuerungen bis an das Jahr 1762 hinreichte, und Friedrich II. jährlich 670,000 Pf. zusicherte. Friedrich wuste durch seine Art die Münze zu behandeln 10 Mill. Thaler daraus zu machen. Nicht bloß in fast ganz Deutschland, welches durch die Schlacht von Roßbach größtentheils von dem Cannibalismus der französischen Feldherrn und Heere befreit worden war, sondern in Frankreich selbst, wo die Verbindung mit Oestreich und das lüderliche Treiben des Hofes in jeder Hinsicht unpopulär waren, erfreute sich Friedrich II. ebenso wie in England der moralischen Zustimmung der Nation. Dies Verhältniß lähmte das Thun des französischen Kabinets, und führte dem preussischen Heere Kämpfer aus fast allen Theilen Deutschlands zu, was besonders für die zahlreichen Freicorps von Wichtigkeit war. Zu dem hannöverischen Truppencorps bei

Stade, dessen Führung Ferdinand von Braunschweig übernahm, stieß im Sommer 1758 auch ein englisches Corps unter dem Herzoge von Marlborough.

Friedrich hatte, als er noch mit dem Siege bei Leuthen den vorigen Feldzug geschloßen hatte, theils selbst am östreichischen Hofe, theils durch englische Vermittelung am russischen, Frieden gesucht. Dies war umsonst; im Gegentheil schloß sich sogar Dänemark noch im Mai 1758 an Frankreich gegen Preussen an. Den Feldzug eröffnete diesmal Ferdinand von Braunschweig, um mit seinem etwa 30,000 M. starken Truppencorps auch das nordwestliche Deutschland von den Franzosen zu säubern, welche seit Mitte Februar von dem Grafen Clermont geführt wurden. Dieser wagte, als er die Feinde näher kommen sah, fast gar keinen Widerstand; zog sich bei Hameln über die Weser, bei Düsseldorf im April über den Rhein zurück in einer Art Flucht, auf welcher er über zehntausend Mann an Gefangenen verlor. Ferdinand setzte am 1. Juni bei Emmerich, über den Strom und schlug nun noch die Franzosen am 23. bei Crefeld. Die westfälischen Provinzen Friedrichs so wie Ostfrisland und Kleve waren von der inzwischen im Namen der Kaiserin angeordneten Administration wider befreit. Indessen ward ein gegen den noch in der Wetterau stehenden Prinzen Soubise befehligtes Detachement Ferdinands am 23. Juli bei Sandershausen in der Nähe von Cassel vom Herzoge von Broglio geschlagen, und es schien deshalb räthlich, wider am 10. Aug. mit dem Hauptcorps über den Rhein zurück zu gehen. Am 20ten Aug. stieß die oben erwähnte englische Verstärkung (12,000 M.) unter dem Herzoge von Marlborough bei Crefeld zu Herzog Ferdinand.

Unterdeß hatte General von Fouqué Mitte März die Oestreicher aus der Grafschaft Glatz herausgeworfen; Mitte April hatte sich Schweidnitz wider ergeben; dann rückte der König selbst mit einem Heere nach Mähren vor und belagerte mit 6000 M. Olmütz (was 10,000 M. Besatzung und einen tapfern Commandanten [v. Marschall] hatte), um nach dieser Seite die Hauptkraft des Feindes zu ziehen.

Wirklich erschien Daun mit dem in Böhmen verstärkten und erholten Heere noch vor Ende Juni in Mähren, um den Zugung an Truppen, Munition und anderen Hilfsmitteln, den Friedrich um diese Zeit erwartete, und zu dessen Deckung er Ziethen abgesendet hatte, abzuschneiden. Dies gelang großestheils; nur drittehalb hundert Wagen kamen zum Könige und Ziethen muste sich nach Troppau durchschlagen. Am 2. Juli muste Friedrich die Belagerung von Olmütz aufheben; teuschte aber Daun, indem er sich nicht gerade nach Schlesien zurückzog, sondern sich in die Gegend von Königinngrätz in Böhmen und von da nach Schlesien zurückzog. Am 13. Aug. war die russische Armee unter Fermor vor Küstrin angelangt; dadurch ward der König sofort genöthigt sich aus Schlesien oderabwärts zu wenden; er führte zum Entsatze Küstrins 14,000 M. herbei, mit denen er bis zum 22. in der Nähe der Stadt ankam. Die Erbitterung der Truppen gegen die Russen, welche die ganze Umgegend mit Greueln erfüllt hatten, war furchtbar, und Friedrich gab Befehl, den Feinden keinen Pardon zu geben. In solcher Stimmung kam es am 25ten Aug. zur Schlacht bei Zorndorf. Nach einem furchtbaren Kampfe errang das Heer des Königes den Sieg. Seidlitz hatte auch hier wider wesentlich zur Entscheidung beigetragen. Am andern Tage sollte sich die Schlacht erneuern; aber bald suchte Fermor kurzen Waffenstillstand und trat, als dieser nicht gewährt ward, noch denselben Abend den Rückzug an. Auch die Belagerung Kolbergs hoben die Russen auf, und giengen nach Polen und dem Herzogthume Preussen zurück in die Winterquartiere.

Den Russen eine förderliche Diversion zu machen, war der östreichische General Laudon am 21. August von Görlitz nach der Niderlausitz aufgebrochen. Prinz Heinrich von Preussen, der in Sachsen commandirte, hatte mit einem Reichsheere unter dem Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken und mit einem östreichischen Corps unter dem Grafen Hadik zu thun, und Daun stund seit Mitte August mit 20,000 M. bei Pillnitz. Da wendete sich der König von der Oder wider nach Sachsen. Am 12. Sept. lagerte er wider zwischen Bocksdorf und Reichenberg und besprach sich mit dem Prinzen. Daun aber

zog sich nun zurück; der König ihm nach und lagerte am 10. Oct. zwischen Hochkirch und Rodewitz ganz in der Nähe der Oestreicher. Am 13. kam es zu einer Schlacht, indem die Oestreicher das preussische Heer in der Frühe überfielen, und im ersten Andrange alles Geschütz nahmen. Dieser Nachtheil war nicht wider auszugleichen; Friedrich erlitt, welche Anstrengungen er auch noch machte, eine vollständige Niderlage. Ueber Görlitz zog der König, den auch Prinz Heinrich begleitete, nach Schlesien, wo er Neisse von einer Belagerung, die seit Anfang August dauerte, und ebenso Kosel entsetzte. Daun aber wollte nun Dresden, Hadik sollte Torgau, die Reichsarmee Leipzig nehmen. Deshalb eilte Friedrich wider aus Schlesien herbei, und Daun, der Dresden vergeblich bedroht, zog sich mit Hadik nach Böhmen; der Pfalzgraf nach Franken zurück. So war auch dieses Jahr bestanden, und wenn das Herzogthum Preussen auch besetzt blieb von Feinden, musten dagegen Sachsen und Mecklenburg fortwährend die preussische Macht durch Geld und Mannschaft stärken.

Den Anfang des Jahres 1759 bezeichnet ein neuer Allianztractat Oestreichs mit Frankreich. Der inzwischen zum Cardinal ernannte französische Minister Bernis hatte erklärt, daß er der Regierung nur, wenn man sich entschließe, bedeutende Ausgaben einzustellen, weiter vorstehen könne*). Die Folge war gewesen, daß der in dieser Zeit in Wien als Gesandter fungirende Herzog von Choiseul statt seiner (der sich in seine Abtei zurückzog) Minister ward (den 30ten Dec. 1758) und kurz nachher den schon früher verhandelten Vertrag mit Oestreich abschloß, der Frankreich bedeutender im Kriege auftreten ließ und auch zu größeren Zahlungen verpflichtete**). Noch einen anderen Verbün-

*) Schlosser a. a. O. S. 356.

**) Schlosser S. 357. „Es wird ausdrücklich festgesetzt, das Oestreich in zwei Zahlungen monatlich 288,000 fl. erhalten soll, wenn es die ihm versprochenen 24,000 M. Hilfstruppen nicht fordert. Frankreich leistete ganz allein die vorher gemeinschaftlichen Zahlungen an Schweden; es übernahm die Verpflichtung, ein eignes Heer von 100,000 M. in Deutschland zu unterhalten, dessen Eroberungen aber gleichwohl Oestreich administriren sollte, zugleich ward der Besitz von Schlesien und Glatz Oestreich zugesichert, und sogar Neapel, Parmen, Sardinien, der Madrider Hof durch allerlei eventuelle Bestimmungen über Italien beleidigt."

deten erhielt Oestreich gegen Preussen an dem auf Benedict XIV. († 3. Mai 1758) folgenden Clemens XIII. (erwählt den 6ten Juli). Da von England aus der Kampf Preussens gegen Oestreich als ein Kampf des Protestantismus gegen den Katholicismus behandelt ward, und diese Ansicht Anklang genug fand, war es dem Haupte der katholischen Kirche nicht eben zu verdenken, daß er Oestreichs und Frankreichs Waffen mit seinen Segnungen begleitete. Es hatte das wenigstens die Folge, die geistlichen Fürsten in Deutschland für den Reichskrieg eifriger zu machen.

Mit der französischen Armee am Niderrheine hatte deren Führer, der Marschal Marquis de Contades jenseits des Rheines überwintert. Rohan-Soubise mit einer zweiten in den Gegenden am Main, namentlich in Frankfurt. Gegen letzteren wendete sich im Frühjahre zuerst Ferdinand von Braunschweig mit dem in Hessen aufgestellten Theile seines Heeres, während zugleich Prinz Heinrich von Preussen aus den Winterquartieren in Sachsen gegen die Reichsarmee in Franken vordringen sollte. Da Soubise selbst nach Paris gegangen war, traf Herzog Ferdinand ohnweit Frankfurt bei Bergen am 13. April auf den Duc de Broglio, der an Soubises Stelle commandirte. Durch Verstärkungen war das französische Corps hier in den Stand gesetzt, sich zu behaupten, und Ferdinand muste nach Hessen zurück gehen. Prinz Heinrich war glücklicher auf einem Zuge nach Franken; doch gieng auch er Anfangs Juni nach Sachsen zurück.

Contades, der auch nach Paris gegangen war, kam bald nach dem Treffen bei Bergen, welches die Franzosen als einen Sieg feierten, nach Deutschland zurück und drang nun mit der Armee des Duc de Broglio nach Hessen vor, während der Marquis d'Armentières mit der niderrheinischen Armee in Westfalen vordringen muste. Letzterer nahm am 25. Juli Münster; Broglio hatte schon am 10. Minden genommen. Am 1. August schlug aber Ferdinand Contades in der Nähe von Minden gänzlich, und nur Lord Sackvilles unverantwortliches Benehmen an der Spitze eines Theiles der Cavallerie hinderte die gänzliche Vernich-

ung der französischen Armee. Diese verlor nun Minden wider, und zog sich aus Westfalen zurück. Broglio übernahm im October den Oberbefehl allein. Im Spätherbste mußte dieser auch das Fuldaische räumen. Aber nun bedurfte Friedrich II. eine ansehnliche Verstärkung, und indem Ferdinand ihm diese (12,000 M.) unter Anführung seines Neffen, des Erbprinzen, zusandte, konnten die Franzosen nicht weiter bedrängt werden.

Friedrich hatte sich den Sommer über hauptsächlich in der Defensive gehalten. Das feste Lager bei Schmottseifen (zwischen Löwenberg und Lauban) bildete für diese einen geeigneten Stützpunct, um sowohl Schlesien, als die Lausitz unter der Hand zu haben. Als de Ville Ende März in Schlesien eindrang, gieng ihm Friedrich 'entgegen; der Feind zog sich vor ihm zurück. Ende Juni rückten die Russen den märkischen Grenzen wider näher, und Daun kam aus seinem festen Lager bei Jaromirz in die Nähe des Königes, wo er am 6ten Juli bei Markliſſa eine Stellung nahm. Friedrich sandte den Russen den Grafen Dohna nach Meseritz entgegen; als die Feinde (welche Iwan Soltikof führte) dieses Corps in die Gegend von Züllichau zurückdrängten, ordnete er den Gen.-Lieut. Karl Heinrich von Wedell an dasselbe ab, um es zu befehligen; aber auch Wedell ward von den Russen in der Nähe von Züllichau am 23. Juli geschlagen, und diese drangen nach Krossen vor. Nun zog Friedrich den Prinzen Heinrich an sich, den er Daun gegenüber ließ, um selbst Ende Juli zu Deckung der Mark den Russen entgegen zu gehen. Bei Müllrose vereinigte er sich dann mit Wedell, und nachdem er eine hinlängliche Macht (48,000 M.) gesammelt zu haben glaubte, gieng er am 11. Aug. zwischen Lebus und Küstrin über die Oder, auf deren rechtem Ufer das russische Heer mit dem sich bei Frankfurt ein östreichisches Corps unter Laudon vereinigt hatte, lagerte. Am 12. kam es bei Kunersdorf zu einer Schlacht, in welcher Friedrich, nachdem der Sieg sich ihm anfangs zuzuneigen schien, eine vollständige Niderlage erlitt. Sein Heer ward gänzlich zerstreut; der König war in der verzweiflungsvollsten Lage,

und nichts rettete ihn, als daß Soltikof Laudons Andringen, den Sieg zu nutzen, nicht nachgab, sondern behauptete, durch die beiden Siege selbst so viel gelitten zu haben, daß er nicht vorgehen könne. So konnte Friedrich einige Tage noch ruhig in dem Schloße von Reitwein bei Küstrin zubringen, und neue Entschlüße faßen, dann am 19. bei Fürstenwalde lagern, wo er die Trümmer seiner Armee sammelte, Verstärkung von seinen gegen die Schweden aufgestellten Truppen an sich zog, und dann den Russen noch auf dem Marsche nach Schlesien zuvorkam.

Unterdessen war die Reichsarmee nach Sachsen vorgedrungen, hatte Leipzig, Wittenberg, Torgau genommen und bedrohte Dresden. Daun hatte sich mit Soltikof bei Guben ein Rendezvous gegeben und zog über Lauban und Priebus nach Triebel, wo er ein Lager bezog, bis es dem Prinzen Heinrich gelang, ihn durch Abschneidung der Zufuhr im Rücken nach Bautzen zurück zu nöthigen. Die Russen giengen aus der Gegend von Frankfurt nach Lieberose. Sie behielt der König im Auge. Er hatte vorher dem Grafen Schmettau Erlaubniſs gegeben, im Nothfalle gegen freien Abzug mit Munition und Kassen Dresden zu übergeben; als er nun wider (bei dem offenbaren Mangel an Einigkeit der russischen und östreichischen Feldherren) freier athmete, und Schmettau am 25. Aug. von Fürstenwalde aus befahl, Dresden so lange zu halten als möglich, war es zu spät. Schmettau erhielt den Brief am 5. Sept. früh durch einen Spion, hatte aber schon am 4. Abends capitulirt. Dagegen hatte der Generallieutenant von Wunsch am 27. Aug. Wittenberg, am 31. Torgau den Reichstruppen wider genommen, und stund am 13. Sept. wider in Leipzig.

Anfangs October giengen Soltikof und Laudon nach Schlesien auf dem rechten, Friedrich ihnen zur Seite auf dem linken Ufer bis Köben, wo auch er über den Fluß setzte, und die Feinde hinhielt, bis die Russen aus Mangel an Proviant gezwungen waren Winterquartiere, an der Weichsel zu suchen, und Laudon sich nun nach Mähren zurückzog. Der Gewinn seiner Feinde bestund Mitte Novem-

er nur noch aus Dresden; und im übrigen Sachsen und Schlesien konnte er von Neuem seine Armee stärken und vollzählig machen; allein daran genügte ihm nicht; er wollte auch Dresden wider gewinnen. Generallieutenant von Fink sollte über Dippoldiswalde bis Maxen vordringen, um dem Feldmarschal Daun den Weg nach Böhmen zu verlegen, kam aber hier in eine solche verzweifelte Lage, daß er sich am 21. Nov. im offenen Felde mit 12,000 M., neun Generalen, allen Geschützen und Feldstücken ergeben muste. Auch noch anderes Unglück traf die preussischen Trupen auf dieser Seite, und Daun konnte in Dresden Winterquartier nehmen. Ihm gegenüber in der Stellung von Wilsdruf bis Freiberg blieb Friedrich mit nur 24,000 M., zu denen ihm noch der Erbprinz von Braunschweig, wie bereits erwähnt, 12,000 M. von Ferdinands Armee herbeiführte, bis im Jan. 1760 die preussischen Armeen wider vollzähliger waren. — Daß Friedensunterhandlungen, die Friedrich in dieser Lage versuchte, eben so wenig Fortgang hatten, als der Plan Spanien und Sardinien in einen Krieg gegen Oestreich in Italien zu verwickeln, ist begreiflich.

War es im Jahre zuvor noch Friedrichs freier Entschluß gewesen, sich auf die Defensive zu beschränken, so war dagegen im Feldzuge des J. 1760 ein anderes Verfahren nicht mehr möglich. Er hatte zwar auf alle Weise sein Heer zu ergänzen gesucht; es wider zu einer activen Macht von etwa 90,000 Streitern gebracht; allein viele davon waren völlig ungeübt, und auch an beßeren Officieren war großer Mangel. Ein kurzer Waffenstillstand, den Laudon mit den ihm gegenüber commandirenden preussischen Generalen in Oberschlesien geschloßen, lief den 14. März zu Ende. Laudon, welcher General-Feldzeugmeister geworden, drang mit einer dreimal überlegenen Armee in Schlesien ein, was General von Fouqué mit etwa 14,000 M. decken sollte. Auf Befehl des Königes muste Fouqué sich in Landshut halten, wo er wenig über zehntausend Mann bei sich hatte, und am 23. Juni von Laudon angegriffen ward. Er ward aus allen seinen Positionen nach verzweifelter Gegenwehr herausgeschlagen, und als er sich

mit einem kleinen Reste seiner Truppen durchzuschlagen suchte, schwer verwundet und gefangen. Nach Vernichtung des fouquéschen Corps begannen die Oestreicher die Belagerung von Glatz. Am 25. Juli eroberte Laudon die Veste. Dann rückte er vor Breslau, was aber Prinz Heinrich (von der Neumark heranziehend) am 4ten August entsetzte. In dieser Zeit hatte Friedrich selbst einen Angriff auf Dresden unternommen; am 19. Juli hatte das Bombardement angefangen, aber am 29. muste das Unternehmen aufgegeben werden, und nun gieng der König über die Elbe, um sich mit Prinz Heinrichs Armee zu vereinigen. Dieser war so hoffnungslos, daß er aus dem Lager von Lissa am 5. August bat, Friedrich möge ihm das Commando abnehmen. Soltikof stund in der Nähe von Breslau dem Prinzen Heinrich gegenüber, der bald wider neuen Muth gefaßt hatte. In der Nähe des Königes, bei Liegnitz, waren Daun und Lascy, die ihm mit ihren Truppen gefolgt waren. Am 15. August traf unvermuthet Laudon mit Friedrichs Heer, welches eben seine Stellung veränderte, zusammen an der Katzbach, und Friedrich erfocht einen Sieg. Laudon zog sich zurück, und den Oestreichern gegenüber hielt sich nun der König bis Fermor, der am 26. Aug. an Soltikofs (der erkrankt war) Stelle den Oberbefehl über das russische Heer wider übernommen, gegen Berlin aufbrach, und dabei von Lascy unterstützt ward; während inzwischen in Sachsen Torgau und Wittenberg wider an Oestreicher und Reichstruppen verloren gegangen waren.

General Tottleben, welcher Fermors Avantgarde führte, griff Berlin am 3ten Oct. an, und bis zum 8ten Oct. muste die Stadt capituliren. Lascy stund schon in Potsdam. Die Russen hielten vortreffliche Mannszucht; Tottleben, früher selbst in preussischen Diensten, hatte noch einen Sohn im Heere des Königes. Colberg, was von einer russisch-schwedischen Schiffsmacht im Aug. und Sept. bedrängt ward, vertheidigte der Obrist von der Heyde vortrefflich und ihn entsetzte dann General Werner am 18. Sept. mit einem unansehnlichen Corps, was er aus Glo-

lau herbeiführte. Tottleben verließ Berlin wider im Oct., vereinigte sich bei Lossow mit Fermor, und dieser bezog dann in Pommern und der Neumark Winterquartiere, und übergab am 6ten November das Commando an den Feldmarschal Butturlin.

Als der König in Groß-Mukro erfahren hatte, daß er Berlin nicht mehr retten könne, war er nach Lübben gegangen; wandte sich dann nach Jessen und nahm dem Pfalzgrafen von Zweibrücken Wittenberg wider, nahm Leipzig und trieb die Reichsarmee zurück bis Zeitz. Lascy hatte sich aus der Mark auf Daun, der nach Torgau gegangen war, zurückgezogen, und gegen dessen 65,000 M. wendete sich nun Friedrich, um gegen ihn Sachsen ganz wider zu gewinnen. Bei Torgau ward am 3. Nov. hart gekämpft. Ziethen entschied am Ende durch die Einnahme der Süptitzer Höhen; so daß Daun, der verwundet nach Torgau gegangen war, dem General O'Donnell den Oberbefehl übertrug und den Rückzug anordnete. Am 4. Nov. besetzte General v. Hülsen Torgau wider. Der Pfalzgraf von Zweibrücken verließ bald darauf die Reichsarmee, deren Oberbefehl an den Grafen Christoph Karl von Stolberg übergieng.

Die Franzosen waren im Frühjahre unter dem Duc de Broglio von Marburg aus vorgedrungen; der Erbprinz von Braunschweig ward von ihnen bei Corbach geschlagen, und Broglio drang dann östlich vor bis in das Göttingische. Herzog Ferdinand hielt sich an der Dimel und deckte Westfalen, während die Franzosen sich über das Eichsfeld nach Düringen zogen. Der Erbprinz belagerte inzwischen Wesel, muste aber sich zurückziehen vor dem Marquis de Castries nach dem Gefechte bei Kloster Campen.

Glücklicher war für die englischen Waffen dies Jahr in Amerika gewesen, indem nach dem Siege des General Wolf über den Marquis de Moncalm (bei Quebec am 13. Sept. 1759), der beiden Generalen das Leben kostete, schon den 18. Sept. Quebec kapitulirte, die englischen Armeen dann bis Sept. 1760 auch ganz Obercanada eroberten. Die wesentlichen Erfolge dieser kriegerischen Unterneh-

mung hatte Georg II. noch erlebt; er starb am 25. Oct. 1760 und da Pitt nicht sofort aus dem Ministerium verdrängt ward, erneuerte Georg's Enkel und Nachfolger, Georg III. am 12. Dec. 1760 noch einmal den jährlichen Subsidienvertrag mit Friedrich II.

Für Frankreich war der Krieg, in welchem es nun schon ganz Canada, einen Theil seiner westindischen Besitzungen und sämmtliche ostindische eingebüßt hatte, eine furchtbare Last, und um so furchtbarer, als der Hof und die Großen gar keine Opfer bringen, sondern ihr verschwenderisches Leben ungestört fortführen wollten. Unter diesen Umständen that der Hof von Versailles Schritte zu Einleitung des Friedens, und suchte im März 1761 England und Preussen zu Beschickung eines Friedenscongresses zu Augsburg zu bewegen. Doch scheiterten diese Einleitungen.

Der siebenjährige Krieg hatte damals schon durch die Verlegung des Kampfes der Engländer und Franzosen auch nach deren ostindischen Colonien die Veranlaßung gegeben zu Gründung der mächtigen Herrschaft der Engländer in Ostindien.

Die Engländer hatten früher auch Anstrengungen gemacht, eine nordöstliche Durchfahrt nach Ostindien zu finden. Als dies nicht gelingen wollte, die Portugiesen sie aber fortwährend von dem indischen Handel auf den gewöhnlichen Wegen ausschloßen, hatten sie ihre Verhältnisse mit Persien inniger zu knüpfen gesucht. Mehrere portugisische Schiffe aber, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts von den Engländern genommen wurden und aus Indien kamen, waren so reich beladen, und deren Papiere eröffneten so reiche Aussichten, daß alles nach Indien drängte. Eine Expedition unter Capt. Raymond unmittelbar nach Ostindien bestimmt (1591) ward durch Krankheiten, Stürme u. s. w. ganz vereitelt. Da brachen, wie wir gesehen haben, endlich die Niderländer das portugisisch-spanische Monopol in Ostindien, und 1599 bildete sich unter dem Namen der adventurers eine Compagnie für diesen Handel auch in England. Erst 1600 erreichten diese adventurers, was sie hinsichtlich ihrer Unternehmungen auch von der Regierung wünschen musten; am 31. Dec. 1600 erhielten sie ihre charter of privileges, welche den politischen Anfangspunct einer nun zu unabsehbarer Wichtigkeit gelangten Corporation bildet; damals führte diese Corporation den Namen: „the governor and company of merchants of London trading to the East-Indies." Das Resultat der zuerst unternomme-

nen Fahrt nach Ostindien war nun keineswegs niderschlagend. Die Flotte landete in Acheen auf Sumatra, und erhielt vom Herrn des Ortes die Erlaubniſs zu Anlegung einer Factorei. Sie lud Pfeffer, und segelte dann weiter in der Direction der Molukken. In der Straße von Malakka ward ein portugisisches Schiff genommen von 900 Tonnen, mit Specereien und Calicoes beladen. Dann gieng die Fahrt nach Bantam auf Java, und man erlangte vom Herrn des Ortes die Erlaubniſs einige Agenten da zu laßen. Im Sept. 1603 kam die am 2. Mai 1601 aus Torbay abgegangene Expedition nach England zurück, und die Unternehmer hatten ansehnliche Procente für ihre Einzahlungen. Von 1603 bis 1613 hatten noch acht Reisen unter ähnlichen Umständen statt. Im J. 1609 erhielt die Compagnie von Jakob I. Bestätigung ihrer Privilegien für alle Zeiten, nur mit der Beschränkung, daß, wenn diese Privilegien der Nation zu wirklichem Schaden erwüchsen, sie, sobald dies in giltigen Formen festgestellt sei, drei Jahre nachher erlöschen sollten. Im J. 1611 wurden Niderlaßungen in Surate, Ahmedabad und anderwärts mit Bewilligung des Mogul gegründet. Bis dahin war zu den Unternehmungen jedesmal einzeln und nach beliebigen Sätzen von den Gliedern der Compagnie eingezahlt worden; im J. 1612 aber verwandelte sich die Corporation in eine s. g. jointstock Compagnie, deren Unternehmungen durch ein gemeinschaftlich zusammengebrachtes festes Capital betrieben wurden. Der Handel der nächsten Zeit zeigte sich weniger vortheihaft. Vorher hatte er 171 per C. gebracht, jetzt nur 87½. Die Portugiesen geriethen dann mit dem Mogul in Streit; die Engländer stunden ihm bei, und erhielten 1614 einen Firman, der ihnen überall in seinem Reiche und für alle Zeiten den Handel eröffnete. Surate und Bantam blieben in der nächsten Zeit die Hauptanhaltepuncte des englischen Handels, der nun auch bald mit den holländischen Interessen in härtesten Conflict kam. Wir heben aber aus der Geschichte nur die für ihre innere Entwickelung wichtigsten Puncte hervor: 1624 erhielt sie das Recht der Jurisdiction (militärischen und civilen) über ihre Diener außerhalb der Territorien des Königreiches England; und 1635 schloß die Compagnie einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Portugisen, die schon kaum mehr als gefährliche Rivalen erschienen. Die revolutionäre Zeit in England war dann gegen Monopole, und andere Kaufleute mischten sich auf eigne Rechnung in den ostindischen Handel. An der Spitze dieser Unternehmungen erscheint Sir William Courten, und schon 1637 und 1638 kehrten mehrere von Courtens Schiffen zurück, deren Ladun-

gen den größten Vortheil brachten. Die Glieder der Compagnie waren wüthend darüber; ihre Versuche aber, die ihnen nachtheiligen Unternehmungen zu hemmen, schlugen fehl, während sie gerade in dieser ihnen weniger günstigen Zeit eine später so wichtige Niderlaßung in Madras gründeten. Endlich schlug der Geheimerath des Königes eine Vereinigung der ostindischen Compagnie mit der Assada-Compagnie*) vor, und die Assada-Compagnie gieng darauf ein, unter der Bedingung, daß sie ihren Handel in Verein mit der ostindischen Compagnie, aber außer dem joint-stock auch auf eigne Rechnung fortsetzen wollten. Durch die mancherlei vereinigten und doch getrennten Capitale, mit denen nun der Handel betrieben ward, entstund ein heilloser Wirwarr in der Geschäftsführung. Doch erhielten in dieser Zeit (1651—52) die Engländer die ersten besonderen Privilegien in Bengalen. Die Assada-Kaufleute machten eine Vorstellung gegen die Geschäfte mit joint-stock. Die Directoren entgegneten, mit solchen Competitoren, wie Portugisen und Holländer, könne es nur ein joint-stock aufnehmen. Hierauf wendeten die Assada-Kaufleute oder, wie sie seit ihrer Vereinigung mit der Compagnie hießen, die merchant-adventurers ein, daß 40 Jahre lang der indische Handel der Compagnie mit joint-stock und fortwährend ohne rechten Erfolg betrieben worden sei. Einige Schiffe und einiges Militär von der Regierung aufgestellt würden mehr Dienste thun, als die Anstrengungen der Compagnie zu Sicherung des Handels. Die Verwirrung in allen Angelegenheiten der Compagnie wuchs, und die Holländer gewannen in diesen Zeiten die größesten Vortheile. Da endlich entschied der Staatsrath unter Einstimmung des Protectors für den joint-stock und nun musten sich die merchant-adventurers 1657 ganz mit der Compagnie vereinigen. Ein neuer joint-stock ward gebildet; er bestund aus 756,000 Pf. St.**); aber die damals gemachten Geschäfte giengen nicht viel beßer als die früheren. Karl II. bestätigte am 3ten April 1661 in einer neuen Karte die alten Privilegien der Compagnie, und ertheilte ihr das Recht, mit nichtchristlichen Mächten Krieg zu führen oder Frieden zu schließen, und nicht privilegirte Personen in ihren Territorien

---

*) So hieß Courtens Gesellschaft wegen einer Niderlaßung, die sie auf der Insel Assada bei Madagascar unternahm.

**) „Some new regulations were adopted for the conduct of affairs. The whole of the factories and presidencies were rendered subordinate to the president and council at Surat. The presidencies however at Fort S. George (Coromandelküste) and at Bantam were continued; the factories and agencies on the Coromandel-coast and in Bengal being made dependent on the former, and those in the southern islands on the latter." Mill history of Britisch India (London 1817. 4to.) vol. I. p. 55.56.

gefangen nehmen und nach England bringen zu laßen. Dadurch ward die Compagnie in ihren indischen Besitzungen mit wahrer Staatsgewalt ausgestattet, da sie über alle die Ihrigen schon früher die Gerichtsbarkeit erworben hatte. Im J. 1668 erhielt die Compagnie die Insel Bombay*). Von Neuem ward die Compagnie in den Jahren 1682 und 1683 durch die Rivalität englischer Kaufleute bedroht, und ihre Geschäfte hatten im Ganzen so schlechten Fortgang gehabt, daß ihre Schulden größer waren, als ihr Capital. Die Engländer verloren Bantam, und die schlechten Geschäfte der Compagnie machte die Nation nur um so unwilliger auf ihr Privilegium. Ein Versuch, das Ersparungssystem bei der Verwaltung und das Erpressungssystem in den Besitzungen einzuführen, brachten Bombay zum Aufruhr. Dieser ward zwar durch die Flotte der Compagnie unterdrückt; aber die Geschäfte giengen nicht beßer; auch nicht dadurch, daß man nun in Bombay statt in Surate eine Regierung einsetzte über alle Niderlaßungen der Compagnie, und der Niderlaßung in Madras eine Municipalverfaßung mit mayor und aldermen gab. Auch in Bengalen, wo man am schlechtesten stund mit den Eingebornen, wollte nichts recht glücken. Als die Compagnie 1686 hier mit Gewalt erzwingen wollte, was der Nabob verweigerte, wurden die Feindseligkeiten leider begonnen ehe alle Streitkräfte der Compagnie beisammen waren, und deren Leute musten sich nach Chutanuttee flüchten. Endlich hatten diese Kämpfe den Erfolg, daß die Beamteten und Güter der Compagnie nach Madras gebracht werden musten; daß Bengalen aufgegeben ward. Das stolze und gewaltsame Verfahren des Gouverneurs, Sir John Child in Bombay erbitterte endlich auch den Mogul Aurengzeb; er nahm Surate ein und griff Bombay an. Aurengzeb wollte die Engländer ganz aus seinen Territorien vertreiben, und nur die demüthigste Unterwerfung verschaffte der Compagnie Surate wider und machte dem Angriffe auf Bombay ein Ende. Diese unglücklichen Zeiten der Compagnie benutzten die Franzosen, sich in Pondichery recht zu befestigen. — Die Compagnie aber kam durch den Angriff Aurengzebs zu der Einsicht, daß sie ihren Handel vortheilhaft betreiben und schützen könne, nur wenn sie eine Territorialmacht und politische Gewalt in Ostindien gründe. Die wider erwachte Rivalität gegen die Compagnie dauerte in England fort; demohnerachtet erhielt dieselbe 1693 eine neue Charte,

*) l. c. p. 58. „The island of Bombay was ceded to the king of England as part of the dowry of the Infanta Catherine." Dem Könige kostete diese Besitzung mehr als sie einbrachte; so gab er sie der Compagnie.

aber unter der Bedingung, daß sie ihr Capital auf 1,500,000 Pf. St. vermehre, und jährlich für 100,000 Pf. englische Waaren ausführe. Das Parlement war entgegen, und drohte schon den Handel nach Indien ganz frei zu geben. Die Reichthümer Ostindiens zogen eine Menge Abenteurer an, welche Seeräuberei trieben, wofür das Mogul-Gouvernement die Compagnie verantwortlich machte, sobald es englische Piraten waren. Dies benutzte die Compagnie, den Privathandel nach Indien als die Quelle der ärgsten Seeräuberei darzustellen. Am lebhaftesten war der Kampf der beiderseitigen Interessen im J. 1689; endlich gestattete dennoch das Gouvernement nicht nur eine neue Association (die general-society) für den Handel nach Ostindien, sondern ertheilte ihr auch für die Zeit nach 1701 das Monopol; nur bis dahin sollte die alte Compagnie bestehen. Diese hatte aber nicht nur noch die drei Jahre, sondern ihre Glieder hatten auch bei der neuen Association so hoch als möglich subscribirt und waren entschloßen, da die Charte der neuen Corporation den Gliedern derselben den Handel zugleich auf eigne Rechnung gestattete, ihre alten Geschäfte auch nach jenen drei Jahren als Privatgeschäfte fortzusetzen. Zugleich nahm nun die alte Compagnie gegen das Mogul-Gouvernement die demüthigste Haltung an, und es gelang ihr auf diese Weise Calcutta zu erhalten, in dessen Nähe sie Fort William baute, und wo sie eine neue Präsidentschaft einrichtete. Endlich bestätigte auch ein Parliamentsact das Vornehmen der alten Compagnie, ihre Geschäfte unter der Charte der neuen fortzusetzen. Beide Compagnien hinderten und verleumdeten einander eine Zeit lang, bis der König eine gänzliche Vereinigung beider empfahl, und im Jan. 1702 kam diese endlich zu Stande, und ward am 27. April 1702 von beiden Theilen rechtsgiltig angenommen. Die Compagnie führte seitdem den Titel: The united compagny of merchants trading to the East-Indies. Die Geschäfte der beiden Compagnien giengen anfangs unter vielen Streitigkeiten fort bis 1707 — 1708. In dieser Zeit verlangte die Regierung ein Anlehen von 1,200,000 Pf. St. ohne Interessen, und da die Compagnien fürchteten, daß sich eine dritte Compagnie anbieten möchte, legten sie alle besonderen Streitigkeiten bei Seite. Die Furcht machte sie vollkommen einig.

Eine bedeutende Aenderung in den Verhältnissen der Engländer zu Ostindien ergab sich nun, nachdem die Compagnie schon zu wirklicher politischer Gewalt gelangt und sich durch Einigung mit früheren Gegnern mehrfach gestärkt hatte, erst seit die inneren Angelegenheiten des Landes Blößen boten. Die Compagnie hatte günstigere Handelsgeschäfte gemacht;

hatte im J. 1733 abermals eine Bestätigung ihrer Privilegien auf 37 Jahre erlangt; während indessen das Reich des Mogul seit Aurengzebs Tode (1707) immer mehr zerfallen, und die Gewalt des Herrschers von Delhi eine Beute seiner Unterkönige und Statthalter geworden war. Der französische Gouverneur von Pondichery, Dupleix, erkannte in diesem Zustande der Dinge ein geeignetes Terrän für seinen kühnen Unternehmungsgeist, und bestimmte den früheren Herrn von Tritchinapoli, Chundasaheb, den er aus der Gefangenschaft der Mahratten frei zu machen wuste, nach dem Tode des Statthalters (Subah) des Mogul im Dekan, des Nizam al Muluk, als Eroberer im Dekan aufzutreten. Von einigen französischen Truppen, deren Tapferkeit den Ausschlag gab, unterstüzt, siegte Chundasaheb bei Amboor im Juli 1749 in einer Schlacht über den Nabob von Karnatik, und gewann dadurch diese ganze Landschaft. Chundasaheb bewies sich dankbar, und schenkte den Franzosen 81 Ortschaften in der Nähe von Pondichery. Der zweite Sohn des besiegten Nabob Anwarodean wendete sich um Hilfe an die Engländer nach Madras, erhielt aber troz dem, daß der wachsende Einfluß der Franzosen nun alle Verhältnisse der Engländer im Dekan bedrohte, erst nach Zaudern und nur 120 M. europäische Truppen als Verstärkung von ihnen. Beßer unterstüzten sie den Nazirjung, der als Subah von Dekan sich dem Auftreten Chundasahebs entgegenstellte; sie gaben ihm 700 M. Allein nun verstärkte Dupleix den Chundasaheb und den ebenfalls als Subah im Dekan auftretenden Murzafajung durch Geldvorschüße, und durch 2000 M. französische Hilfstruppen — alles schien sich für Chundasaheb entscheiden zu müßen; allein Dupleix vermochte seine Europäer nicht in Zucht zu halten, und muste mit ihnen nach Pondichery gehen; auch Chundasaheb begleitete ihn dahin, und Murzafajung unterwarf sich dem Nazirjung. Dupleix gab darum seine Plane nicht auf; knüpfte Verbindungen in Nazirjungs Umgebung an, und eroberte indessen selbst Masulipatnam, Trivadi und Gingee. Sobald die Verbindungen bei den Feinden hinlänglich vorbereitet waren, ließ Dupleix im Dec. 1750 einen kleinen französisch-indischen Heerhaufen gegen Nazirjungs großes Heer ausrücken. Nach einem harten Gefechte mit einem Theile von Nazirjungs Truppen ward dieser von den Verschwornen ermordet; und Murzafajung, aus dem Gefängnisse zur Herrschaft geführt, übertrug Dupleix die Statthalterschaft südlich des Kristna*). Als nun aber Marzafajung auch

---

*) Dr. R. Röpell, der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien im 7ten Jahrgange von v. Raumers hist. Taschenbuche (1836) S. 454. — „in

vom Herrscher in Delhi die Anerkennung als Subah im Dekan ertrotzen wollte, gerieth er auf dem Zuge wegen eines unbedeutenden Anlaßes mit dem Nabob von Cudapa in Zwist, der in blutigen Streit und Empörung auch anderer untergebener Fürsten ausschlug. Bei der Verfolgung der Rebellen ward Murzafajung durch den Wurfspeer des Nabob von Canoul getödtet. Auf den Vorschlag des Obersten von Bussy, der die Franzosen bei Nazirjungs Heere befehligte, ward des letzteren Bruder Salabatjung als Subah von Dekan von den Nabobs anerkannt. Allein nun erkannten die Engländer, daß die höchste Zeit gekommen sei, den Planen der Franzosen entgegenzutreten, wenn man sich überhaupt halten wolle. Tritchinapoli war seit Sept. 1750 von Chundasaheb und den Franzosen belagert; als diese die Belagerung aufgaben und sich auf eine Insel im Coleroon zurückzogen, wurden sie von den Engländern, welche Major Lawrence führte, und von einem indischen Heerhaufen unter Mahomed Ali eingeschloßen. Bald riß Noth ein bei den Bedrängten, seit Mitte April 1752 auch in ihrem Lager Angegriffenen, und der größeste Theil von Chundasahebs Leuten verließ denselben; er muste sich endlich gefangen geben und ward ermordet. Während dessen setzte sich Salabatjung mit Hilfe der Franzosen in Golkonda fest. Ghaziodie Khan, Nizam al Muluck's Sohn, der auf die Subahs-Würde gegen Salabatjung Ansprüche machte, und diese mit großer Heeresmacht vertrat, ward vergiftet; die Mahratten, welche ihm beigestanden hatten, wurden mit Hilfe der Franzosen geschlagen; und in Folge dieser Förderung trat Salabatjung der französischen Compagnie auch die Landschaft Condavir bei Masulipatnam ab. Dagegen im Karnatik hielten sich die Engländer unter Lawrence und Tritchinapoli kam auch 1753 nicht in den Besitz ihrer Gegner; auch am Hofe des Subah, wo Bussy eben noch im höchsten Ansehen gewesen, lernten die Franzosen bald die Grenzen ihres Einflußes kennen. Bussy erkrankte und gieng nach Masulipatnam. Der erste Minister des Subah, durch die bisherige Stellung Bussys eifersüchtig, wuste durch Intriguen seinen Herrn mit den Franzosen zu

ganz Karnatik sollte nur das in Pondichery geschlagene Geld circuliren, und die französische Compagnie erhielt den Besitz von Ländereien bei Pondichery, die jährlich 96,000 Rupien einbrachten, andere bei Caricol in Tanjore, deren Einkünfte 106,000 Rupien betrugen, endlich den Besitz der kurz vorher von ihnen eroberten Stadt Masulipatnam, welche jährlich 144,000 Rupien eintrachte. Auch bei der Vertheilung der ungeheuern Schätze Nazirjungs — man berechnete sie auf 2,500,000 Pf. St. — vergaß der Sieger seine Verbündeten nicht. Dupleix selbst erhielt außer vielen Juwelen an 200,000 Pf. St., die Soldaten welche den Sieg entschieden, 50,000 und eben so viel der Schatz der französischen Compagnie." — Dieser Aufsatz liegt dem Folgenden zu Grunde.

verfeinden. Bussy eilte herbei, und es gelang ihm, den Minister und den Subah den Franzosen zu versöhnen *). Zu Anfange des Jahres 1754 erfolgten dann Friedensunterhandlungen zwischen Saunders, dem englischen Gouverneur von Madras, und zwischen Dupleix; da aber jener den Mahomed Ali als Nabob von Karnatik, dieser den Salabatjung als Subah von Dekan anerkannt wißen wollte, und demgemäß auch die Nebenbedingungen aufgestellt waren, konnte man sich nicht einigen. Allein in Europa selbst war zunächst weder in Frankreich, noch in England ein Interesse vorhanden, sich in einen indischen Krieg zu verwickeln, und so sandte die französische Regierung einen Friedenscommissar und rief Dupleix ab. Am 11ten Jan. 1755 schloß der neue französische Generalgouverneur mit Saunders einen Vertrag ab, durch welchen beide Nationen der Einmischung in die einheimisch-indische Politik entsagten, und sich gegenseitig das Recht auf gewisse Landgebiete vorbehielten. Der Friede dauerte jedoch nicht lange, denn der zwischen Frankreich und England wegen amerikanischer Besitzungen ausbrechende Krieg dehnte sich bald auch auf die ostindischen Besitzungen beider Kronen aus. Graf Lally war im Frühjahre 1758 als Generalgouverneur nach Pondichery gekommen, und entriß den Engländern rasch mehrere feste Puncte; allein seine Anmaßung und Heftigkeit bereitete allen seinen Unternehmungen hemmende Frictionen und an der Bezwingung des Radschah von Tanjore, den die Engländer unterstützten, scheiterte 1758 sein Glück; und Madras den Engländern zu nehmen, was er 1758 noch unternahm, konnte gar nicht gelingen; 1759 ward den Franzosen Masulipatnam, im Jahre 1760 Gingee genommen. Endlich fiel Lally selbst mit seiner ganzen Streitmacht in englische Gefangenschaft, als er von Coote, der die englischen Truppen führte, bei Wandawasch im Juli 1760 geschlagen, sich in Pondichery einschloß, und in Folge entsetzlichster Hungersnoth im Januar 1761 capituliren muste.

Uebrigens hatten die Vorbereitungen der Engländer in Ostindien für diesen Kampf mit den Franzosen den Seraja Dowla, Nabob von Bengalen, schon im Juni 1756 zu furchtbaren Gewaltthätigkeiten gegen die in seinem Bereiche residirenden

---

*) Röpell a. a. O. S. 466. „der Duan (d. i. der Minister) schwor mit den feierlichsten Eiden den Franzosen Frieden und Freundschaft; er trat ihnen im Namen des Subah zum Unterhalte ihrer Truppen die Provinzen Mustaphanagur, Elore Ragamundrum und Chikakole ab, gestattete ihnen das Recht, um die Person des Subah eine Leibwache zu halten, versprach, sich keine Einmischung in die Verhältnisse der Provinz Arcot zu erlauben und endlich in allen Staatsangelegenheiten den Rath Bussy's einzuholen wie zu befolgen.“

Engländer veranlaßt. Da ward Clive, der sich schon als Lieutenant unter Lawrences Truppen ausgezeichnet hatte, mit 2400 Mann aus Madras nach Bengalen gesandt*), eroberte Calcutta, und siegte bei Plassey am 26ten Juni 1757 entscheidend gegen den Nabob, gründete Fort William aufs Neue, vertrieb die Franzosen aus diesen Gegenden; und nun benutzte Clive in ähnlicher Weise, aber mit dauernderem Erfolge, wie Dupleix, die Streitigkeiten und Feindseligkeiten der einheimischen Fürsten, um Landerwerbungen zu machen, und sich fest zu setzen, und die richtige Politik zur Ausführung zu bringen für den Schutz der englischen Besitzungen, die er mit den Worten aussprach: „Wir müßen selbst Nabobs werden, wenn auch ohne den Namen." Freilich ist aus dieser Politik am Ende auch die Nothwendigkeit einer immer größeren Ausdehnung der englisch-ostindischen Eroberungen hervorgewachsen, und weiter — bei der Sorge das Entstehen einer ähnlichen englischen Colonialbevölkerung, wie sie in Nordamerika entstanden war, zu hindern — eine so schwache Basis und bedrohte Stellung, daß gegenwärtig die ostindischen die gefährdetsten Besitzungen genannt werden müßen.

Im August 1759 war König Friedrich VI. von Spanien gestorben, nachdem er früher seit seiner Succession von seiner Gemahlin geleitet worden, nach deren Tode aber (Aug. 1758) von Blödsinn zu Wahnsinn fortgeschritten war. Ihm folgte sein jüngerer Bruder Karl III., zeither König von Neapel, dessen Verhältnisse in Italien (wo die Einwilligung Oestreichs von größester Wichtigkeit war) bereits durch Choiseul's Verhandlungen zu Wien nach seinem Wunsche geordnet worden waren **). Nur die Abneigung der Spanier gegen eine Verbindung dieser Art hinderte das sofortige Zustandekommen des bourbonischen Hausvertrages; der endlich in Paris verhandelt am 10ten August 1761 zu Stande kam, und nun auch die Krone Spanien den gegen England und Preussen verbündeten Mächten beifügte. Frankreich, Spanien, Neapel und Parmen verban-

---

*) Schlosser a. a. O. S. 378.

**) Schlosser a. a. O. S. 386. „— — (Choiseul) — hatte im letzten Tractat mit Oestreich dafür gesorgt, daß diese Macht einwilligte, daß Don Philipp Parmen und Placenz behalte und daß König Karl seinem dritten Sohne Neapel überlaße." — Der älteste nämlich ward für blödsinnig erklärt und der zweite ward Prinz von Asturien.

den sich durch diesen Hausvertrag, in Zukunft nur gemeinschaftliche Freunde und Feinde haben und nur gemeinschaftlich Frieden schließen, im bürgerlichen Verkehre ihren gegenseitigen Unterthanen bei sich die Rechte zugestehen zu wollen, die eines jeden eigne Unterthanen besäßen. Der Abschluß dieses Vertrages, über dessen Verhandlung Pitt unterrichtet war, beendigte vollends alle Unterhandlungen, welche französischerseits wegen des Friedens angeknüpft waren, und als Georg III. nicht auf Pitts Plan eingieng, sofort und ehe Spanien noch gerüstet sei, den Krieg gegen dasselbe mit Energie aufzunehmen, trat Pitt aus dem Ministerium im Oct. 1761.

Der Krieg ward unterdeſs schläfrig genug auch in Deutschland geführt. Ein vereinigtes Corps (Sachsen unter dem Grafen Solms, Franzosen unter dem Grafen Stainville) von Broglio aus Hessen nach Düringen vorgeschoben, war am 15ten Febr. von einem preussischen Corps unter Gen. Lieut. v. Sydow bei Langensalza geschlagen worden. In Hessen aber hielten sich nicht nur die Franzosen, sondern der Erbprinz von Braunschweig ward auch am 21ten März bei Stangerode geschlagen. In Sachsen stunden Prinz Heinrich und Daun gegen einander; in Schlesien befehligte Friedrich selbst gegen Buturlin und Laudon, die ihm an Mannschaft fast zweimal überlegen waren. Diese feindliche Streitmacht vereinigte sich im August bei Striegau, und brachte dadurch den König zu Beziehung eines festen Lagers bei Bunzelwitz in der Nähe von Breslau. Dies mit angreifen zu laßen, war der russische Befehlshaber nicht zu bewegen; er gieng am 10ten Septbr. nach Jauer, und Laudon zog sich dann ebenfalls zurück in sein früheres Lager nach Kunzendorf. Am 11ten Septbr. aber war ein russischer Transport von 5000 Wagen durch ein vom Könige detachirtes Corps aufgehoben, die Bedeckung geschlagen und großestheils gefangen worden. Da gieng Buturlin am 13ten Sept. über die Oder zurück. Hingegen Laudon überrumpelte von Tschernitschef unterstützt in der Nacht des 1ten Oct. Schweidnitz, und verschaffte so dem Feldzuge leicht ein Resultat, wie es nur von den grö-

ßesten Anstrengungen auch hätte erwartet werden können. In der Umgegend von Freiburg bezog Laudon; in der Gegend von Strehlen der König Cantonnirungen.

In den westlicheren Gegenden war Soubise mit einer zweiten französischen Armee erst spät in Westfalen vorgedrungen, und hatte sich dann anfangs Juli mit Broglio gegen Prinz Ferdinand bei Soest vereinigt; die Vereinigung war aber nur die Quelle für tausend Hinderungen, die aus der Eifersüchtelei beider Feldherrn gegen einander hervorwuchsen. Broglio griff am 15ten Juli den Prinzen bei dem lippischen Dorfe Vellinghausen an; – um allein den Ruhm zu haben, früher als mit Soubise verabredet war, und ward geschlagen. Die Franzosen zogen sich nun gegen den Rhein zurück, wo dann Soubise stehen blieb, aber einen Theil seiner Truppen Broglio zu erneutem Vordringen überließ. Auch so vermochte Broglio lange gegen Prinz Ferdinand kein Terrän zu gewinnen; auch Soubise konnte demselben von Ostfrisland her, wohin er endlich vordrang, den Rücken nicht abgewinnen. Dem letzteren ward der Erbprinz entgegengestellt, und er zog sich bald wider auf den Rhein zurück. Broglio besetzte doch im October Wolfenbüttel, konnte aber Braunschweig nicht nehmen. Anfangs November warf Prinz Ferdinand sein Heer bis Göttingen zurück, und nahm dann selbst Winterquartiere im Hildesheimischen; der Erbprinz im Münsterländischen; die Franzosen blieben in den Gegenden von Hanau bis Göttingen und am Niderrheine. Daun, der den ganzen Feldzug hindurch nichts Bedeutendes unternommen hatte, bezog die Winterquartiere im Erzgebirge und Voigtlande; das Reichsheer erschien ganz null. Einen wichtigen Verlust erlitt dagegen Friedrich in Pommern durch ein zweites russisches, von Romanzow befehligtes Heer, dem auch Buturlin nachher aus Schlesien zugezogen war; denn am 16ten Dec. muste sich Kolberg, nach tapferer hartnäckiger Vertheidigung, durch Capitulation ergeben. Die Schweden, die im Juli aus der Uckermark, wohin sie vorgedrungen waren, leicht herausgeworfen worden, wagten sich, als die Russen eine so bedeutende Macht in Hinterpommern

ntwickelten, nochmals vor, wurden aber auch nun leicht uf ihr Gebiet zurückgewiesen.

Der Feldzug war für Preussen nicht sowohl durch einzelne große Verluste, als durch das Aufreibende eines ohne Entscheidung hingezogenen Kriegszustandes bedrohlich geworden, und nun, als nach Pitts Austreten aus dem britischen Ministerium Graf Bute's ungeübte Hände die Leitung der englischen Angelegenheiten übernahmen, gieng Friedrich einer verzweifelten Lage entgegen. Bute erneuerte für 1762 den englischen Subsidienvertrag nicht, und suchte n Petersburg und Wien den Frieden. Indessen sah er ich doch nun auch am 2ten Jan. 1762, nachdem er den Spaniern Zeit gelaßen, sich zu rüsten, zu einer Kriegserklärung gegen dieselben gezwungen, und unter Admiral Rodney und General Monkton eroberten die Engländer im Februar gegen die Franzosen Martinique, nachdem diese schon ihre anderen Besitzungen auf den kleinen Antillen früher verloren hatten. Das Eingreifen Spaniens in den Krieg zog auch Portugal, als England verbündete Macht, in denselben. Graf Wilhelm zur Lippe, der die früheren Feldzüge unter dem Prinzen Ferdinand ehrenvoll mitgemacht, und 1761 längere Zeit das von den Franzosen besetzte Cassel belagert hatte, ward, als Portugal, wo alles Kriegswesen im höchsten Verfalle war, von Spanien bedrängt ward, von England ausersehen, das Land militärisch zu regeneriren, und gieng im Frühjahre 1762 nach demselben. Als Feldmarschal trat er mit den größten Vollmachten an die Spitze des portugisischen Heeres, zu dessen wirksamer Umgestaltung er eine Anzahl Officiere mitgebracht hatte. Trotz der mannichfach hindernden Gesinnung des portugisischen Ministers Carvalho, Grafen von Oeyras, und der Widerwärtigkeit der meisten höheren portugisischen Officiere, wuste er doch durch Klarheit und unerbittliche Strenge das Unglaubliche zu leisten. Die Franzosen und Spanier hatten unter dem Prinzen de Beauveau und dem Marquese de Soria mit überlegener Heeresmacht im Frühjahre ein Lager bei Zamora bezogen, und drangen in die Provinz Tras os Montes ein; hatten sich aber vor

den Schwierigkeiten, die ihnen das Terrän, die wilde Weise der Gebirgsbewohner und die eigne Unordnung erzeugten, wider nach Zamora zurückziehen müßen. Nun rückten sie, nachdem der Graf zur Lippe die Anführung des portugisischen Heeres übernommen, unter dem Grafen de Aranda gegen die Vestung Almeida vor. Mit einer anfangs sehr geringen Macht bot ihnen der deutsche General in seiner festen Stellung bei Abrantes die Spitze. Zwar Almeida konnte er nicht retten, weil der Befehlshaber Don Alexander Palhares ein zu schwacher Mann war; aber in kleinen glücklichen Gefechten wuste er den Portugisen einigen kriegerischen Muth einzuflößen, und die vordringenden Spanier in so misliche Lage zu versetzen, daß sie endlich im October sich zurückzogen; im Nov. räumten sie auch Castelho Branco, Salvaterra und Segura, die sie noch inne gehabt, und giengen nach Spanien zurück.

Es scheint besonders in der Lage, in welcher sich damals der Graf zur Lippe befand, ward ihm der Gedanke recht klar, der dann die Basis seiner Theorie vom Kriege geblieben ist, daß die Vertheidigung die stärkste Form des Krieges sei — ein Gedanke, dessen tiefere Begründung und entschiedenere Ausführung einem Manne aus des Grafen Schule, dem General von Scharnhorst, und dessen Freunde, dem General von Clausewitz, vorbehalten blieb, und der dem bei seinen Lebzeiten so oft und bitter misskannten großen Manne eine welthistorische Bedeutung sichern muß.

Es muß als ein Verdienst Varnhagens von Ense hervorgehoben werden, dem Grafen zur Lippe ein biographisches Denkmal gesetzt zu haben, was einsichtsvoll die Tüchtigkeit dieses Mannes so vielen schiefen Beurtheilungen gegenüber geltend macht. (Biograpische Denkmale von K. A. Varnhagen von Ense. Erster Theil. Berlin. 1824. 8.)

Wie die Spanier in dem Landkriege unglücklich waren, so noch mehr zur See. Die Engländer eroberten im August die Havanna. Ein großer Theil der spanischen Flotte ward vernichtet. Im October verloren die Spanier auch Manilla. Unermeßliche Beute gewährten die aus Amerika und aus den Philippinen nach Spanien bestimmten Geldschiffe den Engländern, die sich derselben bemächtigten, wogegen die Einnahme von San Sacramento durch die

Spanier entfernt nicht als Ersatz betrachtet werden konnte. Trotz dem blieben Georg III. und Lord Bute zum Frieden entschloßen, wie sehr sie auch durch diese Politik die Nation erbitterten; und nur die Unfähigkeit, welche der französische Feldherr in diesem letzten Jahre in Deutschland bewies, und der Wechsel auf dem russischen Throne verhüteten eine Abschließung des Friedens von Seiten Englands auf Bedingungen, die für Preussen als durchaus nachtheilig hätten erachtet werden müßen.

Das Verhältniſs Broglio's und Soubises während des Feldzuges 1761 hatte zur Folge, daß Broglio vom Oberbefehle entfernt, und dieser Soubise allein übertragen ward. Und so einverstanden waren bald Georg III. und das englische Ministerium, welche durch die Vermittelung des sardinischen Gesandten, Grafen von Vitry, mit Choiseul Verständigung unterhielten, daß, um der Nation gegenüber eine Rückgabe überseeischer Eroberungen an Frankreich und dadurch den Frieden zu erleichtern, die Franzosen in Deutschland Eroberungen machen müßten, daß sie ihre Unzufriedenheit nicht verhehlten, als Soubise, statt vorzudringen, sich im Sommer 1762 (nachdem er am 24. Juni bei Wilhelmsthal überfallen worden) vielmehr zurückzog. Soubise drang zwar aus den Gegenden bei Frankfurt wider über die Fulda; allein in dieser vorgerückteren Stellung konnte er sich nicht behaupten.

Die Kaiserin Elisabeth starb am 5ten Januar 1762, und ihr Neffe, der Großfürst Peter, zeither schon in steter Opposition gegen ihre Politik und ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs II. folgte ihr auf dem Throne. Er gab sofort alle preussischen Gefangenen frei; suchte in Pommern und Peeussen die durch die russische Besatzung verursachten Drangsale zu mildern, und legte seine Neigung für Friedrich aller Wege an den Tag. Eine unmittelbare Folge dieser politischen Umgestaltung am russischen Hofe war, daß nun der schwedische Reichsrath auf die Wünsche des Königes Adolf Friedrich eingieng und Friedensunterhandlungen einleiten ließ. Mit launenhafter Hast aber hatte auch Peter III. seinen Frieden mit Friedrich II. abzuschließen ge-

wünscht, und am 5ten Mai ward der Friede mit Rußland zu Petersburg, am 22ten Mai zu Hamburg mit Schweden abgeschloßen.

Die Auswechselung der Gefangenen mit Rußland hatte Friedrich einen Theil seiner alten tüchtigen Officiere und Truppen wider zugeführt; das früher unter Tschernitschefs Befehl mit den Oestreichern vereinigte russische Corps hatte sich sofort von diesen trennen, unmittelbar nach dem Friedensschluße an die preussische Armee anschließen müßen. Der ganze Rücken war Friedrich II. frei geworden. Er konnte nun alle seine Kräfte gegen Oestreich und Sachsen vereinigen, während die Oestreicher im December zuvor noch in Vertrauen auf Rußlands Beistand ihre gegen Schlesien gewendeten Armeen um 20,000 M. geschwächt hatten und Laudon mannichfach gekränkt sich zurückzog. Als im Juli sich Tschernitschef mit Friedrichs Heere vereinigt hatte, suchte letzterer eine Entscheidung herbeizuführen. In Schlesien muste Schweidnitz, in Sachsen Dresden wider genommen werden; die Hauptentscheidung fiel aber nach Schlesien, da Daun nun als Oberbefehlshaber der östreichischen Armeen gegen Friedrich im Mai in diese Landschaft gekommen war. Der König war eben im Begriff, den entscheidenden Angriff gegen Daun, der sich auf den verschanzten Höhen von Burkersdorf, Ludwigsdorf und Leutmansdorf aufgestellt hatte, zu unternehmen, als er die Nachricht von Peters III. Entthronung erhielt, und bald darauf am 19ten Juli erklärte ihm Tschernitschef, daß er seine Armee nach Polen zurückführen müße. Friedrich wuste den russischen Befehlshaber zu bewegen, seinen Abmarsch um drei Tage zu verschieben. Während die Russen in Parade aufgestellt der Schlacht bloß zusahen, aber durch diese Aufstellung einen wesentlichen Dienst leisteten, ward am 21ten Juli Daun aus seiner Stellung herausgeschlagen, und zog sich nach Tannhausen ins Gebirge. Die Russen trennten sich am 22ten von den Preussen. Am 4ten August konnte der General Tauentzien dennoch die Belagerung von Schweidnitz beginnen. Der König mit einer Armee bei Peterswalde, der Herzog von Bevern mit einer zwei-

ten bei Mittelpeile deckten die Unternehmung, und als Daun dies zweite Heer angriff, ward er zum Rückzuge über Glatz auf Scharfeneck genöthigt. Am 9ten October capitulirte der General-Lieutenant Graf Guasco, der in Schweidnitz commandirte.

Die Reichstruppen, dies Jahr zum Theil mit östreichischen, die General Serbelloni führte, vereinigt in Sachsen thätig, erlitten theils eine Reihe kleiner Verluste, theils schützten sie nicht einmal Böhmen hinlänglich vor streiferischen Einfällen der in diesen Gegenden von Prinz Heinrich commandirten Preussen. Die Kaiserin beauftragte deshalb Hadik im September mit dem Oberbefehle über ihre Truppen in der Nähe von Dresden; allein auch nachher ward eine Abtheilung des kaiserlichen und Reichsheeres, die, vom Fürsten von Stolberg befehligt, bei Freiberg im Lager war, am 29ten October geschlagen. Noch spät im Jahre, am 7ten November schlugen sich Preussen und Oestreicher bei Spechtshausen in der Nähe von Tharand. Das war die letzte größere kriegerische Begegnung, und am 24ten schon schloß man Vertrag über ungestörte Winterquartiere in Schlesien und Sachsen. Die Armee des Prinzen Ferdinand hatte am 1ten November noch Cassel genommen; am 3ten setzte einer der in Fontainebleau unterzeichneten Präliminarartikel fest, daß Frankreich und England ihre Verbündeten nicht weiter kriegerisch unterstützen wollten. Am 14ten November kam die Nachricht hiervon im Lager des Prinzen Ferdinand an, und auch auf dieser Seite ruhten die Waffen.

In Verhältniß zu der kurzen Dauer dieses Krieges hatte er Deutschland entsetzlich verwüstet und geschwächt. Wenn auch die Kaiserin Katharina von ihrer früheren Ansicht, daß Friedrich ihr bei ihrem Gemahle durch seinen Rath entgegen gewesen, durch die Auffindung der betreffenden Correspondenz gänzlich zurückgekommen war, und im August schon Kolberg und die Vestungen in Preussen übergeben ließ, hatten doch Preussen und ein Theil von Pommern hart genug durch die Russen gelitten. Die Franzosen blieben im Besitze der rheinischen Plätze Preussens

bis zum Frieden; dafür hielten sich die Preussen in Sachsen, und von Schlesien blieb nur noch Glatz durch die Oestreicher besetzt.

Da sowohl Georg III. und Bute, als Ludwig XV. und Choiseul den Frieden ersehnten, rückten die Vorbereitungen dazu, sobald in dem sardinischen Gesandten der vermittelnde Punct gefunden war, rasch vorwärts. Bereits im Septbr. gieng der Duc de Nivernois nach London, der Herzog von Bedford nach Paris, um das Weitere zu unterhandeln, wobei sogleich auch Spanien herbeigezogen ward; am 3ten November bereits wurden, wie oben erwähnt, die Präliminarien zu Fontainebleau unterzeichnet, von Choiseul, Bedford und von dem spanischen Gesandten Grimaldi. Schon in den Präliminarien hatte im Grunde England alle Interessen Preussens aufgeopfert, während sich die englische Nation über dies Verfahren in höchstem Unwillen äußerte. Natürlich steigerte sich dadurch nur das einmal eingetretene Misverhältnifs, und der am 10ten Februar 1763 zu Paris abgeschloßene Definitivfriede ließ die Franzosen im Besitze der preussischen Rheinplätze, während sie doch dadurch genöthigt wurden, die Plätze anderer deutscher Reichsstände, die sie noch besetzt hielten, zu räumen, und es Bute ein Leichtes gewesen sein würde, die Räumung auch der preussischen Territorien durchzusetzen. Hinsichtlich der überseeischen Territorien gab Frankreich alle seine Besitzungen in Nordamerika mit Ausnahme der Stadt Neu-Orleans und eines kleinen Theiles von Louisiana auf. In Westindien traten die Franzosen Dominica, Tabago, St. Vincent, Granada und die Granadillen ab; in Afrika Senegal; an der Coromandelküste alles seit 1749 Besetzte; die übrigen Colonieen bekam Frankreich zurück, so wie Spanien (was übrigens seinen Antheil an Louisiana und Florida auch an England abtrat) die Havanna und was die Engländer sonst inne hatten. Diese erhielten Antheil an den Fischereien von Terreneuve und durften an der Hondurasbai Holz fällen; und Portugal muste von den feindlichen Truppen geräumt werden.

Friedrich II. war am 6ten November 1762 nach Meis-

ſen gekommen, wo er zunächſt ſein Hauptquartier zu nehmen gedachte. Hier fand ſich im Auftrage des Kurprinzen Chriſtian von Sachſen der Geheimrath von Fritſch ein, und traf die erſte Einleitung zu dem Frieden zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen durch Uebergabe eines Briefes des Kurprinzen, in welchem Kaunitz den geeigneten Vermittelungspunct ſah, und welcher ſelbſt ſeines armen Landes wegen das größeſte Intereſſe hatte, den Frieden geſchloßen zu ſehen. Von Frankreich verlaßen; das ganze Reich mit Unwillen über die Dauer des Krieges erfüllt ſehend; des Friedens mit der Türkei nicht ganz gewiſs, hatte Oeſtreich um ſo mehr Urſache, den raſchen Fortgang der Unterhandlungen zu wünſchen, als es ſich auch mit ſeinen Geldmitteln in einiger Verlegenheit fand. Bis zum 26ten Dec. war man ſo weit, daß der König den Geheimen Legationsrath von Hertzberg nach dem ſächſiſchen Jagdſchloße Hubertsburg abordnete, um mit dem Geh. Rath von Fritſch als ſächſiſchem und mit dem kaiſerl. Hofrath von Collenbach als öſtreichiſchem Bevollmächtigten das Weitere zu unterhandeln, und bis zum 15ten Februar 1763 war der Definitivfriede auch zwiſchen dieſen Mächten geſchloßen.

Oeſtreich und Preuſſen garantirten ſich ihren Territorialzuſtand vor dem Kriege, und entſagten gegenſeitig allen etwaigen Anſprüchen. Das Reich ward in den Frieden eingeſchloßen und alle früheren Geſetze und Verträge, welche bis zum Ausbruche des Krieges den Territorialzuſtand beſtimmt hatten, wurden abermals beſtätigt. Außerdem behielten ſich beide Mächte vor, noch beſonders diejenigen ihrer anderen Verbündeten zu bezeichnen, die ebenfalls als in dem Frieden eingeſchloßen betrachtet werden ſollten. Der Friede zwiſchen Preuſſen und Sachſen ward in ähnlicher, den Territorialzuſtand vor dem Kriege herſtellender Faßung geſchloßen. — Nachdem ſo alle Hauptmächte aus dem Frieden geſchieden waren, bedurfte es keines beſonderen Friedensſchlußes zwiſchen Preuſſen und Frankreich. Ein gegen den Rhein detachirtes preuſſiſches Corps, welches in dem franzöſiſchen Miniſterium die Beſorgniſs einer Kriegserneuerung rege machte, war hinrei-

chend, eine Convention über die Räumung der preussischen Plätze am Rheine durch die Franzosen herbeizuführen. Bis Mitte März waren auch auf dieser Seite alle preussischen Territorien vom Feinde geräumt. Friedrich trat aus dem Kriege ohne ein Dorf verloren zu haben, und hatte durch seine während des Krieges bewiesene Kampftüchtigkeit, Entschloßenheit und Ausdauer allen europäischen Mächten eine solche Achtung seiner Kraft, und der Kräfte seiner Staaten eingeflößt, daß er nun endlich die Erwerbungen der schlesischen Kriege als vollkommen gesichert ansehen durfte. Auch war Friedrich mit den Bedingungen des Friedens, wie sie erlangt worden waren, so einverstanden, daß er Hertzberg bald zum Staats- und Kabinetsminister ernannte, und ihm in steigendem Maße seine Gunst zuwendete.

Die Einwirkung der Bewunderung, welche Friedrich ganz Europa einflößte, war außerordentlich. Aber wie überall, wo Bewunderung fremder Individualität sich mit einem ursprünglichen Mangel in der eignen verbindet, sie nur zur Carikatur führt, so entstunden auch in Friedrichs Zeitalter eine ganze Reihe Carikaturen, indem sich Fürsten durch ihren Enthusiasmus weiter zum Eingehen in Friedrichs Weisen bewegen ließen, als ihre eigene Seelenkraft sie zu tragen vermochte. Peter III. namentlich und Joseph II. haben sich an sich selbst versündigt, indem sie in Richtungen, die denen Friedrichs II. analog waren, hereingiengen, ohne zu bedenken, daß dieselben an Friedrich nur ein natürlicher Schluß aus Prämissen waren, die in der Entstehung des Königreich Preussens, in dessen früherer Verwaltung und in der Persönlichkeit Friedrichs gegeben waren; während ihnen diese Prämissen nicht nur fehlten, sondern die frühere Geschichte ihrer Staaten und ihre eigne Persönlichkeit ihnen ganz andere stellten. Von Joseph wird weiterhin ausführlicher die Rede sein; über Peter, dessen Schicksal Friedrich um so inniger beklagte, als er recht wohl erkannte, wie er zum Theil als Opfer der Liebe, die er für ihn hegte, gefallen war, fügen wir hier kürzlich noch folgendes ein*): Peter III. wollte, wie alle, die nicht in eignem Streben eigenthümliche Resultate zu gewinnen, sondern von anderen bereits Erstrebtes so fix- und fertig als möglich herzustellen wünschen, in wahrhaft fieberhafter Ungeduld unter den Russen

*) Schlosser a. a. O. S. 420.

eine gewisse philanthropische Richtung der Regierungsthätigkeit durchsetzen. Er begnadigte bei seiner Thronbesteigung alle wegen Staatsverbrechen und bloß vom Hofe nach Sibirien Verbannte. Biron, Münnich, l'Estocq u. s. w. kehrten zurück und viele tausend andere von minderer Bedeutung. Die Tortur und das geheime Polizeigericht (geheime Kanzlei) wurden aufgehoben. Während er aber so einerseits einen Theil der Furcht, die in Rußland nothwendiges Regierungsmittel war, aufhob; während er einen Theil der Mittel, die ihn über die Absichten von Gegnern in Kenntniſs setzen konnten, vernichtete, stieß er die Garde durch die Erhebung des holsteinischen Kuirassirregimentes zur Leibgarde vor den Kopf, und wollte die ganze Armee preussisch organisiren; griff er durch Reformen in Angelegenheiten des Cultus und der Verhältnisse des geistlichen Gutes dem Volke ans Herz und forderte die Opposition der Geistlichkeit heraus. Ein Regent, der so ohne Rücksicht auf den actuellen Zustand der Dinge und auf die Bedürfnisse desselben durchgriff, muste nothwendig, wenn Wunderlichkeiten und Nichtachtung der hergebrachten Formen der Frömmigkeit in seinem persönlichen Auftreten hinzukamen, das Bestreben derjenigen unterstützen, welche verbreiteten, er sei nicht ganz bei Verstande. In der That kann solche Tactlosigkeit auch nur aus einem Mangel der intellectuellen Fähigkeiten hervorgehen, und ein vortreffliches, lebendiges, begeistertes Gemüth ist dann eher geeignet das Misverhältniſs noch unglücklicher zu steigern. Ueberdies machte der Enthusiasmus für Preussen ihm schon, als er noch Großfürst war, fast alle anderen fremden Gesandtschaften zu Feinden. Als ein besonderer Umstand kam hinzu, daß der Gedanke, er müße für die seiner Familie durch Dänemark zugefügten Ungerechtigkeiten durch einen Krieg Rache nehmen, ihn beherrschte. Die russische Armee war in Pommern und Preussen geblieben, um gegen Dänemark gebraucht zu werden. Die dänische Armee stund in den mecklenburgischen Territorien, — man sah indeſs dem Ausbruche der Feindseligkeiten in Dänemark ruhig entgegen, weil man bereits wuste, daß der Boden, auf welchem Peter in Rußland stund, völlig unterminirt sei. Katharina, die Kaiserin, von ihrem Gemahle wegen ihres Benehmens mit Einsperrung im Kloster bedroht, stellte sich an die Spitze der unzufriedenen Elemente. Gregor Orlof, der Kaiserin Geliebter und dessen Brüder nebst der Kaiserin Freundin, der Fürstin Daschkof, waren ihre vornehmsten Werkzeuge, und Peter in seiner Gutmüthigkeit ward über alles, was gegen ihn im Werke war, in Teuschung erhalten. Die Daschkof gewann fast die ganze Umgebung des Kaisers; die Verführung

des ismailoffschen Regimentes ward durch dessen Chef, der bald zu den Verschwornen gehörte, möglich. Die bestimmtesten Warnungen brachten Peter nicht mehr aus der Unthätigkeit in die er in dieser Zeit versunken war; hingegen brachte die Notiz von diesen zuletzt direct gemachten Anzeigen die Verschworenen zu raschem, entschloßenem Handeln. Am 20. Juli früh kam Katharina von Peterhof nach Petersburg, und fand, als sie von den gewonnenen Garden die Huldigung als regierende Kaiserin verlangte, kein Hinderniss. Der Erzbischof von Nowgorod rief sie als Regentin aus, und gab dadurch ihrer Sache eine kirchliche Sanction. Peter hätte von Oranienbaum, wo er eben war, noch zu seiner Rettung Bedeutendes unternehmen können; er verlor aber bei der Nachricht von dem, was in Petersburg geschehen war, die ihn in Peterhof traf, Muth und Verstand in solchem Grade, daß nun fast jeder, der noch einen Ausweg sah, ihn verließ. Am Abend zog Katharina, die eben so thätig als er unthätig gewesen, mit etwa 15000 Mann gegen ihn, der in Peterhof noch etwa 3000 Holsteiner und Russen bei sich hatte. Auf Münnichs (der ihm bis zuletzt treu blieb) Rath, gieng Peter nach Cronstadt, ward hier nicht zugelaßen, und hatte den Muth nicht, mit kaiserlichem Trotz aufzutreten. Nach Oranienbaum am Morgen des 21. Juli zurückgekehrt schrieb er nun demüthige Briefe an Katharinen, ward aber noch von dem Ueberbringer des einen Briefes, Ismailof, verrathen; ward in Folge davon dahin gebracht, daß er eine Urkunde unterzeichnete, worin er selbst sich der Regierung unfähig erklärte, und gefangen gehalten. Nachdem nun Katharina sich mit einer Art Rechtmäßigkeit in vollständigen Besitz der Regierung gesetzt hatte, brachte Alexis Orlof am 28. Juli dem entthronten Kaiser in Peterhof Gift, und als dies nicht rasch genug wirkte, ließ er ihn erdroßeln.

Bereits früher haben wir bemerkt, daß Friedrichs II. staatswirthschaftliche Ansichten sich im Kreise des Merkantilsystemes hielten. Dieselben zu entwickeln hatte er nun nach beendigtem Kriege als wesentliche Aufgabe; denn bei der allgemeinen Verarmung, bei der Kriegsverwüstung, welche ganze Landstriche getroffen hatte, muste von Seiten des Staates geholfen, muste wo es an Capital fehlte, den Unterthanen unter die Arme gegriffen werden, ohngeachtet fortwährend ein stehendes Heer von 150,000 M. zu erhalten war. Um aber das bestreiten zu können,

mußte man in den Händen des Staates theils durch Besteurung von Luxusgegenständen, theils durch unmerklicher mit dem Ankaufe der Bedürfnisse selbst sich abzahlende Steuern auf Consumtionsartikel Geld zusammen zu bringen suchen. Der Generallieutenant von Krockow, der lange Zeit in französischen Diensten gewesen, bestimmte den König, das System der französischen Verwaltung indirekter Steuern zum Muster zu nehmem, und nachdem Helvetius längere Zeit in Berlin gelebt und Friedrich ebenfalls über die französische Verwaltung Auskunft gegeben hatte, ward nach einigen vorläufigen Anordnungen im Juni 1766 an die Stelle der bisherigen Acciseverwaltung eine besondere Behörde unter dem Vorsitze des kurmärkischen Kammerpräsidenten von der Horst errichtet und die s. g. Regie eingeführt, deren wir hier besonders glaubten gedenken zu müßen, weil sie nicht nur als Zeugniſs gelten kann, wie entschieden der König dem Merkantilsysteme zugethan war, sondern auch, wie gewaltsam er nach so manchen Seiten hin das deutsche Gefühl verletzen durfte, ohne aufzuhören, fast für ganz Deutschland Muster und Vorbild zu sein. Die Regie bildete fortwährend in den späteren Jahren der Regierung Friedrichs einen Gegenstand der Unzufriedenheit seiner Unterthanen; und schwerlich hat ihre Einrichtung den königlichen Kassen mehr eingebracht, als bei schonenderer Behandlung des Gegenstandes auch hätte erlangt werden können; demohnerachtet ist sie eben durch die das Raisonnement herausfordernde Art ihrer Aus- und Durchführung, und durch die unmittelbare Berührung, in die dadurch täglich, wenn auch auf unangenehme Weise, jeder einzelne im Volke mit den Organen des gemeinen Wesens kam, ein Bildungsstoff für die Gesinnung in Preussen geworden.

Das uns hier wichtige Detail findet sich am besten zusammengedrängt in dem schon öfter angeführten Werke von Preuſs, wo (B. II. S. 4. 5.) unter andern Folgendes gesagt wird: „So entstund die „administration générale des accises et péages“ gewöhnlich Regie genannt, an deren Spitze fünf Regisseurs stunden: Le Grand de Cressy, welcher schon im Febr. 1766 starb, und dessen Nachfolger de Lattre

auch noch in demselben Jahre den Regisseur Traclaine de Gandy im Zweikampfe erstach; La Haye de Launay, Brière und de Pernety, mit denen der König einen sechsjährigen Vertrag schloß, nach welchem jeder dieser Fünfmänner 12,000 Rthlr. Gehalt, auch bedeutende Prämien von dem bekam, was von Accisegefällen über den Etat von $17^{65}/_{66}$ eingehen würde, und den Titel eines geheimen Finanzrathes führte. Directoren waren anfangs eilf in den Provinzen Ostpreussen, Litthauen, Breslau, Glogau, Pommern, Berlin, Kurmark, Neumark, Magdeburg, Cleve, Minden; bald nachher auch in Neisse eine besondere zwölfte Direction. Indess wurden die westfälischen Provinzen, auf viele Vorstellungen der Unterthanen, bald nach Einführung der Regie von dieser neuen Einrichtung ausgenommen; dagegen aber mit der Accisefixation oder Fixaccise belegt, nach welcher die Städte ein Gewisses (das Accisefixationsquantum) aufbrachten und an die ihnen vorgesetzten Kriegs- und Domänenkammern abführten. Die „Declaration die Acciseeinrichtung in den westfälischen Provinzen betreffend" vom 25. Jan. 1777 bestimmte theils jenes Accisefixationsquantum ebenmäßiger, theils stellte sie in den Provinzen Cleve, Mark, Minden, Ravensberg die ordinaire Accise, nach den von dem Präsidenten Roden revidirten Tarifs, wider her; doch sollten die Kammern darauf sehen, daß das bisherige Fixationsquantum dabei erreicht würde. Im Meursischen, so wie im Teklenburgischen und Lingenschen blieb die Fixation bestehen. In diesen beiden Bestimmungen sah man auf den Wunsch der Unterthanen. — Im Herzogthume Geldern hat nie eine Accise stattgefunden; alle Einkünfte mit Ausnahme der Zölle waren, nach der Convention von 1770, an die geldernschen Stände auf 30 Jahre verpachtet. — In Ostfriesland ward, bald nach der preussischen Besitznahme, die Pachtaccise abgeschaft und dafür das bekannte Surrogat eingeführt, indem die Stände die Verwaltung der landesherrlichen Revenuen übernahmen, welche unter den anderen Abgaben gleich mit erhoben wurden. Für Westpreussen ward eine, von der Regie abhängige Accisedirection zu Fahrwaßer und Fordon eingerichtet. — Als den 31. Mai 1772 der erste Vertrag zu Ende gieng, entließ der König die Regisseurs bis auf de la Haye de Launay, ernannte zwei neue französische Regisseurs dazu, Morinval und la Serre, und zwei deutsche, Magusch und Engelbrecht; verbeßerte auch das Justizwesen der Accise durch das Reglement (vom 11. Juni 1772) für das königliche Accise- und Zollgericht in Berlin, welches in zweifelhaften Fällen noch jetzt Kraft hat, und gab am 16. Oct. 1783 ein noch gegenwärtig giltiges Edict, betreffend die Bestrafung der

Vergehungen der Accise-, Zoll- und Licent-Officianten. Endlich ward ein eignes Ober-, Accise- und Zoll-Gericht für die Monarchie errichtet, unter welchem die Provincial-Accise- und Zollrichter stunden. — Die Regie, welcher, so lange Friedrich lebte, de la Haye de Launay als erster Regisseur vorstund, und in deren eigentliches Verwaltungsgeschäft auch der Acciseminister, von der Horst, welcher den 3. Dec. 1774 den Abschied nahm und Tages darauf den Minister von Görne zum Nachfolger hatte, sich nicht mischen durfte, erregte in ganz Europa Aufmerksamkeit und — im Lande selbst — viel Klagen. Man weißagte das Verderben des Staates, der aber troz der Regie immer mehr aufblühete. Daß die neue Verwaltung große Umsichtigkeit und Ordnung in das Accisewesen gebracht, kann kein ruhiger Beobachter leugnen. Ueber diesen Nutzen und ihren Nachtheil geben die nach des Königes Tode erschienenen Streitschriften das beste Licht." —

So war also das indirecte Steuerwesen, nachdem es in saracenischen Staaten seine erste Ausbildung erhalten, in italienischen Städten und Staaten zuerst eine umfaßendere Aufnahme in der Christenheit erhalten, in den Niderlanden groß gezogen, in Frankreich streng monarchischen Verwaltungsformen wider bequem eingerichtet worden war, nun nach diesen französischen Mustern und selbst mit großestheils französischem Verwaltungspersonale unter einigen nothwendigen Modificationen auf Preussen übertragen worden. War das nach Preussen gezogene französische Verwaltungspersonal auch nicht größer, als es de Launay später angab (nämlich anfangs etwa 200 Menschen, bald nur etwa die Hälfte), so vermehrte es doch in Preussen und namentlich in Preussens Hauptstadt die Elemente französischer Bildung, die schon durch die Auswanderung der Hugonotten und durch des Königs Vorliebe für die französische Litteratur so sehr erstarkt waren, und von Berlin aus auf ganz Norddeutschland einen bedeutenden gesellschaftlichen Einfluß entwickelten. Friedrich muste freilich den Vorzug, den er Franzosen in der Acciseverwaltung gegeben, mit theueren Erfahrungen bezahlen*); doch das hob die Wir-

*) Preuß a. a. O. S. 8. Der König (vom 1. Dec. 1784) an den Minister von Werder: „Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum wegen der untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspecteurs Pagan wider die General-Accise-Administration erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurkenzeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verliert man nichts an sie: was diesen Pagan betrifft, so kann er nur gleich abgeschafft werden, wobei Ich Euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke, und suchen werde Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen, und sie los zu werden, welches ich Euch zur Antwort melden wollen, als Euer wohlaffectionirter König."

kung der ganzen Maßregel nicht auf, und ist nur ein Gegensatz, wie sich deren so viele in dem späteren Verhalten des Königes nothwendig finden musten. Gerade wie er anfangs die Franzosen in die Verwaltungsämter gebracht und sie nachher am liebsten alle wider fortgejagt hätte, hatte er zuerst den Genuß des Kaffee's begünstigt, und, nachdem früher Friedrich Wilhelm I. ein Gebäude für das erste Kaffeehaus eingeräumt hatte, als dieses nidergerißen werden muste, einen Theil der Maleracademie dazu eingeräumt; aber eiferte in seinen spätern Jahren sehr gegen den überhandnehmenden Gebrauch des Kaffee's in nidern Ständen, und wollte sein Kaffeemonopol, seine hohe Besteuerung und die damit zusammenhängende Kaffeeriecherei als Mittel angesehen wißen, dem Umsichgreifen des Verbrauches des Kaffees Grenzen zu setzen. Auch der Verbrauch des Tabacks nahm zu Friedrichs Zeit außerordentlich überhand, und der König übernahm den Kleinhandel mit Taback ebenso, wie den mit Kaffee; aber für dieses Monopol ward eine von der Regie gesonderte General-Tabacksadministration eingerichtet. In diese Kategorie von Staatseinrichtungen gehört auch die in den letzten Jahren des Krieges eingeführte und 1774 genauer geordnete Salzconscription; denn die Einführung fremdes Kochsalzes, die schon seit 1725 verboten war, führte die strengere Handhabung des Monopols der einheimischen und unter diesen der königlichen Siedereien im nothwendigen Gefolge. Unmittelbar nach dem Kriege ward auch die Lotterie eingeführt; im J. 1766 das Stempelwesen strenger geordnet. Es war alles nur Consequenz der einmal auf den Grundlagen des Merkantilsystemes entwickelten Administration, die natürlich auch für Verbeßerung der Postanstalten und anderer Communicationsmittel (nur nicht der Landstraßen), so wie für Emporbringung der Landescultur und Fabrication fortgesetzt sorgte; wovon bereits früher die Rede war. Wir bringen hier nur noch kürzlich Folgendes bei: um die Tuchfabrication zu heben, ward im April 1774 die Ausfuhr roher Wolle bei Lebensstrafe verboten; ebenso, (obwohl milder) um die Papier- und Leimfabrikation zu heben, die Ausfuhr von Lumpen, Papierspänen, Pergamentschnitzeln, Schafsfüßen &c. Auch die Ausfuhr des Getraides ward aus Vorsorge für die ärmeren Klassen sehr erschwert, und dadurch und durch das Verbot der Wollausfuhr die Landwirthschaft der größeren Güter sehr gedrückt. Bedeutender, als die sich mehrenden Glashütten, Spiegel- und Fayencefabriken ward die 1761 von Gotzkowsky gegründete Berliner Porcellanfabrik. Rappard verpflanzte die holländische Fabrication von Thonpfeifen nach Schlesien. Ein Franzose, Chevalier, den der König 1766 ins Land

zog, begründete eine Fabrik lakirter Waren, und in Potsdam entstund 1769 eine Fabrik englischer Bleistifte. Für das Fabrikwesen ward im August 1771 eine eigene Commission eingesetzt; das Berg- und Hüttenwesen ward gehoben und viel hundert Anderes in diesen Richtungen gethan, was wir hier nicht anführen können.

Welche sittlichen Atmosphären die Herrschaft des Merkantil-Systemes nothwendig bis auf einen gewissen Grad umgaben, haben wir schon in der französischen Geschichte an verschiedenen Stellen zu entwickeln gesucht. Daß auch Preussen von solchen Erscheinungen nicht frei bleiben konnte, ergiebt sich nun von selbst. Ein vorherrschender Sinn für das weltlich Zweckmäßige, und Gleichgiltigkeit für kirchliche Bestimmtheit kamen um so leichter zur Herrschaft, als man von Frankreich her den Haß gegen s. g. Vorurtheile und Aberglauben und den Ruhm der Toleranz als schon ganz ausgeprägte und cursirende Münzsorten mit der Verehrung der französischen Litteratur übernahm. Wo Voltaire, Helvetius und d'Alembert gefeierte Namen waren, wie konnte es da anders kommen, als daß streng-kirchliches Verhalten Gegenstand des Gespöttes ward. Während Friedrich II. an seiner weltlichen Gewalt recht wohl fest zu halten verstund, und die chemischen Mächte der Zeit nicht daran rühren ließ, gieng er in Herabsetzung der dem geistlichen Stande zukommenden Achtung, in Herabbringung der Kirchengewalt durchaus voran. Alles, was Friedrich am Christenthume ehrte, bestund in dem, was die s. g. natürliche Religion der damals in Frankreich herrschenden Philosophie mit dem Christenthume gemein hat; auf diese Theile der christlichen Lehre allein, nicht auf die der Offenbarung eigenthümlichen, beziehen sich alle Aeußerungen, in denen Friedrich den Namen eines Christen hochstellt. Wie hoch aber auch selbst diese schwachen Reste des Christenthums in jener s. g. natürlichen Religion noch zu halten sind; so ist doch nicht zu verkennen, daß sie durch die Lostrennung von den Offenbarungen einen ganz anderen Sinn und Geist erhalten; daß sie im Grunde aufhören Christenthum zu sein.

Ueber die Verderblichkeit von Friedrichs Beispiel und Haltung für das religiöse Bewußtsein seiner Zeit, verweise ich hier nur auf einen Aufsatz von Tholuck über diesen Gegenstand im 2. Bande seiner vermischten Schriften. (S. 36—39.) Ich werde in einem späteren Bande, wo von der Entwickelung der religiösen Zustände in Deutschland im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Rede sein wird, ausführlicher auf dies Thema zurückkommen. — Allerdings haben die Zustände, wie sie damals waren, dem Reiche Gottes auch wider Förderung gebracht — der Zweifel hat die Begründung, der Hohn die Liebe, die religiöse Verödung den lebendigen Glauben als Gegensatz geweckt — aber dieses Resultat lag nicht in den Absichten jener Zeit, und zeugt nicht für die Vortrefflichkeit jener Verfahrungsweisen, sondern für die Unbezwinglichkeit des Reiches Gottes, und es gehört ein wahres Ertrunkensein im Pelagianismus dazu, diese Gnadenwirkungen auch noch als ein Verdienst der Zeit Friedrichs II. hervorzuheben.

Daß derselbe Sinn rein-weltlicher Zweckmäßigkeit, wie er überall waltete, wo das Merkantilsystem und die aus seinen Einwirkungen geborne Philosophie zur Herrschaft gelangt war; daß dieselbe Nichtachtung sittlicher Güter im Vergleich mit materiellen sich auch vielfach auf die Vorarbeiten für ein neues Gesetzbuch, welche Friedrich II. veranlaßte, in seinen Einwirkungen ausdehnte, ist nur nothwendig und natürlich.

Wer die Physiognomie dieser Gesinnung, wo sie ihre Augen auf Rechtsmaterien wendet, recht gut gezeichnet kennen lernen will an einem einzelnen Thema, der lese die Abhandlung: Ueber die heutige Gestalt des Eherechts. Berlin 1833 8vo., wo unter anderem aus einem Rescripte folgende Stelle ausgehoben ist: „daß man mit der Trennung der Ehe nicht gar zu difficil sein muß, sonst hindert das die Population. Denn sobald zwei Eheleute durchaus wider einander so weit aufgebracht und erzürnt sind, daß gar keine Vereinigung wider zu hoffen steht, und die Gemüther in einer beständigen Verbitterung gegen einander verbleiben, so werden sie auch keine Kinder mit einander erzugen, und das ist der Population zum Nachtheil. Dagegen wird das Paar geschieden, und das Weib heirathet denn einen andern Kerl, so kommen doch noch eher Kinder davon; ihr müßt daher immer auf die Umstände sehen u. s. w.

Während Friedrich II., sicher in menschlich wohlwollendsten Absichten, für Aufklärung und Rechtsgestaltung in einem Sinne thätig war, dessen unglückbringende Natur wir erst später, wo von den geistigen und geistlichen Früchten dieser Generation die Rede sein wird, zu schildern vermögen, begünstigte ihn das Glück in äußeren Verhältnissen, so daß er eine friedliche Eroberung von größester Wichtigkeit zu machen vermochte. Jedes Volk strebt danach, die Meeresküste und in ihr die Thüre zum Weltverkehre zu gewinnen. Auch die Republik Polen war wohl unbewust von solchen Trieben erfaßt worden, und daraus zum Theil ihr früheres Streben, die Küsten der Ostsee und des schwarzen Meeres zu gewinnen, zu erklären. Daß die Polen, als sie Westpreussen unmittelbar an sich gebracht, nicht mehr daraus für ihr Leben zu gewinnen, daß sie nicht im eignen Volke einen Gewerbsstand, bürgerliche Communen von größerer Bedeutung zu entwickeln vermochten, ist ein wesentlicher Grund, warum sie, die im 16. Jahrhundert an geistigem Schwunge anderen Nationen vorleuchten konnten, unter den europäischen Völkern ganz zurücktraten, sobald diejenige Bildung in Europa zur Herrschaft gelangte, welche am Bürgerstande und an dem merkantilen Wesen ihre Grundlage hatte. Ganz aber trat Polen zurück, und verlor seine politische Bedeutung, seit sogar Rußland durch Peter I. auf die Forderungen der neueren Zeit eingieng*).

*) Blick auf die Entwickelung der Eräugnisse, durch welche das Großherzogthum Posen eine Provinz des preussischen Staates geworden ist. (Eine Abhandlung im Berliner Kalender auf das Gemein-Jahr 1839) S. 11. 12. „Polens Politik schloß sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts völlig an die russische an. Als Epoche des Anschlußes ist die Partage-Verabredung zu bezeichnen, die August II. und Peter der Große zu Verkleinerung Schwedens getroffen hatten. Ununterbrochen stund fortan Polen den russischen Heeren offen. Während in Folge eines engeren vertrauensvollen Anschließens Preussen oder Oestreich die alten Disharmonien gern vergeßen hätte, muste Rußland andere Blicke auf Polen richten. Je folgereicher die Beziehungen wurden, in welche Rußland seit Peter dem Großen zur europäischen Politik trat, desto mehr muste diesem Staate daran liegen, einen gewissen Einfluß auf die Republik zu behaupten.

Durch den Einfluß der Kaiserin Anna von Rußland war deren Günstling Johann Ernst von Biron*) zum Nachfolger der Herzoge von Kurland aus ketlerschem Geschlechte bestimmt, und in Folge ihres Einflußes 1737 wirklich mit diesem Fürstenthume belehnt worden**). Nicht lange hernach ward, wie wir gesehen haben, Biron gestürzt und da er für gewisse Zahlungen der russischen Krone mit den kurländischen Domänen haftete, wurden diese nun von den Russen besetzt; während polnischer Seits das Land als eröffnetes Lehen betrachtet, und 1758 auf einen Antrag der Kaiserin Elisabeth an Augusts III. Sohn, den Prinzen Karl, gegeben ward. Aber als nach Elisabeths Tode Biron begnadigt zurückkehrte, besetzten russische Truppen das Herzogthum und verdrängten zu Biron's Gunsten den Prinzen wider, der bei dem polnischen Reichstage Hilfe nicht zu finden vermochte, und, indem August ganz dem russischen Einfluße nachgab, endlich von seinem Vater selbst abberufen ward. Bald nachher am 5. Oct. 1763 starb August III., und der Primas Lubiensky trat einstweilen an die Spitze der Republik.

In der Republik war, weil alle Reichstage so viele Hinderungen in ihrem Fortgange fanden, daß man zu wichtigeren Beschlüßen auf denselben gar nicht mehr kommen konnte, die Nothwendigkeit eingetreten, daß der König in dringenden und doch oft unbedeutenden Fällen durch Senatsbeschlüße zu helfen suchte***). Die Folge war, daß sich alle Macht um aristokratische Factionshäupter sammelte und so einen Zustand der Dinge vorbereitete, der vollends alles öffentliche Leben zu er-

---

Mit der Behauptung dieses Einflußes war das mögliche Umsichgreifen der Anarchie in der Republik unvereinbar, wodurch Polen in jedem Augenblicke dem vielleicht Rußland feindlichen Einfluße irgend eines anderen Staates zugänglich werden konnte." — „Hätte die Republik sich diesem Einfluße zu entziehen gewünscht, so muste sie im Ausbruche des siebenjährigen Krieges die letzte mahnende Stimme der Geschichte vernehmen. Polen konnte während desselben Rußland beschäftigen, Oestreich schwächen und an der Seite Preussensfisich wider zu erheben versuchen."

*) S. oben S. 954.

**) S. S. 1025.

***) S. die oben cit. Abhandlung (S. 17. 18.) der wir überhaupt hier folgen.

nem unorganischen Gewühle machen muste. Der König war ohnehin nach allen Seiten selbst in der Ausübung der wenigen ihm gebliebenen Rechte gebunden; Gemeinwesen und Hofstaat waren fast immer in Finanznoth, und der Mangel an Geldmitteln ließ auch die Kriegsmittel des Staates ganz herunterkommen. Die Folge dieser Schwäche war gewesen, daß Polen während des siebenjährigen Krieges nicht einmal seine angenommene Neutralität zu schützen vermochte. Nicht nur zogen vielfach russische Truppen durch polnische Gebietstheile, um an dem Kampfe gegen Preussen Antheil nehmen zu können; sondern der Fürst Sulkowski nahm sogar als einzelner polnischer Edelmannn Partei und warb ein polnisches Freicorps für die Kaiserin. Aus alle dem kam, daß auch Friedrich II. die Neutralität wenig respectirte, russische Magazine auf polnischem Grund und Boden zerstörte; Sulkowskis Truppen entwaffnen, ihn selbst nach Schlesien führen ließ. Als dann Peter III. und Friedrich Frieden geschloßen hatten, waren beide darin überein gekommen, nach Augusts III. Tode darauf hin zu arbeiten, daß ein Pole auf den Thron gehoben würde. —

Nach dem hubertsburger Frieden hatte Friedrich II. das Bedürfniss, seine politische Stellung durch eine mächtige Verbindung zu stärken. Oestreich, wenn es auch zunächst die Plane, Schlesien wider zu gewinnen, aufgegeben zu haben schien, blieb doch fortwährend feindselig; Frankreich blieb dieser Macht nahe attachirt. An beide konnte der König nicht denken. Hinsichtlich Englands hatte er die Erfahrung gemacht, daß dessen Politik von der Haltung der Minister, die Ministerien von der Zusammensetzung und Stimmung des Unterhauses abhängig seien, daß man an diesem mächtigen Gemeinwesen einen zuversichtlichen Rückhalt auf längere Zeit nie haben könne, und so blieb ihm nur ein inniges Anschließen an Rusland übrig, und schon im Frühlinge 1764 brachte der preussische Gesandte, Graf Victor Friedrich von Solms, ein Defensivbündniss auf 8 Jahre zu Stande, was 1772 auf 8 Jahre weiter verlängert ward. Gemeinschaftlich hatten Friedrich und Katharina schon vor Abschluß dieses Bündnisses darauf hingearbeitet, daß diesmal ein Pole in Polen König würde; die Kaiserin hatte außer den Gründen, die schon Peter III. zu einem ähnlichen Wunsche bestimmt hatten, noch den ganz

persönlichen, daß sie ihrem Günstlinge, dem jungen Stanislaus August Poniatowski, eine Krone verschaffen wollte. Bei diesem Einfluße auf die Besetzung des polnischen Thrones, der russischer und preussischer Seits erstrebt und geübt ward, mischte sich auch das Religionsinteresse ein. Es war der Kaiserin wichtig, in den Augen der Russen als Schützerin der griechischen Kirche in Polen zu erscheinen; Friedrich II. muste, da er im Sinne allgemeiner Toleranz und Glaubensfreiheit als Vorkämpfer gegen alle strengeren kirchlichen Ansprüche (dafür, daß jeder auf *seine Façon* selig werden müße") aufgetreten war, *und in dieser* Rolle als philosophischer König Ruhm und Anhänglichkeit in Europa in so hohem Maße gefunden hatte, schon als Schützer des Protestantismus in polnische Verhältnisse einzugreifen suchen.

Wie nun so oft die Eingebungen der Furcht des Schwachen den Mächtigen erst mit dem ganzen Umfange dessen, was er erstreben könne, bekannt machen, so sprachen auch die Polen in ihrer Beängstigung durch die Vereinigung so mächtiger Nachbarn zuerst den Gedanken aus, dieser Vereinigung möge der Plan einer Theilung Polens zu Grunde liegen. Daß Preussen, bei der Trennung, welche zwischen Pommern und dem Herzogthume Preussen durch die nun polnischen ehemals auch zu Preussen gehörigen Gebiete, ein durch die Lage des Staates selbst gebotenes Interesse habe, sich diesen Theil der Territorien der Republik anzueignen, sah man wohl ein. Das Herzogthum blieb ein vereinzelter, in hundert Fällen nicht zu schützender Posten, so lange die trennenden Landschaften nicht hinzugewonnen waren, deren Bevölkerung wenigstens in den Städten noch fast ganz deutsch war, deren historische Erinnerungen sie so vielfach dem Herzogthume verbanden. — Für's Erste schlugen Friedrichs II. Erklärungen über seine Absichten noch alle Besorgnisse nider.

In Polen war eine Partei, welche die feste Ueberzeugung gefaßt hatte, daß in dem gesellschaftlichen und politischen Zustande der Nation eine Umgestaltung eintreten müße. Es war die czartoryskische, welcher auch als

nahe verwandt das Haus Poniatowski angehörte. Diese Partei durfte zunächst auf Förderung ihrer Absichten durch Preussen und Rußland rechnen. Eine andere Partei, welche den bestehenden Zustand zu erhalten wünschte, hatte den Krongroßfeldherren Branicki an ihrer Spitze, sie hatte noch alte Beziehungen zu Frankreich, und dachte durch Branicki's Erhebung auch den russischen und preussischen Intentionen genug zu thun. Eine dritte, auch conservative, aber unter dem nideren Adel noch populärere Partei war die des Fürsten Karl Radziwill, welche sich von russischem Einfluße ganz loß zu reißen suchte. — Als es zum Convocationsreichstage, welcher dem Wahltage vorausgehen muste, kam, im Frühjahre 1764, stunden noch 10,000 Russen im eigentlichen Polen, 2000 im polnischen Preussen; die Czartoryski und ihre Anhänger allein hatten an 6000 M. Haustruppen in und bei Warschau. Der Primas verlangte die Entfernung der bei Warschau zum Theil aufgestellten russischen Truppen, und der czartoryskischen und branickischen Haustruppen. Es war aber vergeblich. Ein furchtbar stürmischer, schon bald nach seinem Beginne in unregelmäßigen Formen verlaufender Reichstag folgte*);

*) Die cit. Abh. S. 41.: „Der alte Landboten-Marschal Malachowski muste erst herbeigeholt werden. Truppen jeder Partei, selbst viele Russen, erfüllten die für die Zuschauer bestimmten Gallerien. Sie saßen, gegen alles Herkommen, sogar auf den hintersten der für die Landboten bestimmten Bänke. Es war des Marschals Pflicht gewesen, diesen Unfug rechtzeitig zu verhindern; auch er hatte die Freiheit der Berathungen verloren gegeben. Als die Sitzung beginnen sollte, sistirte Mokranowski als Landbote von Krakau auf Grund des von ihm mit unterzeichneten Manifestes (daß die Freiheit der Berathungen unter den obwaltenden Umständen gefährdet sei) die Berathungen. Sogleich blitzen Säbel, man sieht gespanntes Schießgewehr im Sitzungssaale. Mehrere Parteihäupter werfen sich Mokranowski zu Füßen. Mit einer ruhig bittern Entgegnung stößt er den Säbel in die Scheide. Man stellt die Ruhe wider her. Aber Malachowski verweigert den Stab, das Zeichen seines Amtes, wider zu erheben. Der Landbote von Krakau beharrt auf seinem Einspruche; der Tumult erneuert sich; man dringt auf ihn ein. Mit seiner wundersam imponirenden Haltung stellt er sich den Wüthenden entgegen; „Schlagt zu, spricht er, frei will ich sterben!" und dann: „So macht es nur kurz!" Der Moment entscheidet. Die

die Czartoryſky ſiegten auf demſelben, aber alle Häupter der Gegenparteien hatten ihn bald verlaßen. Die ſiegende Partei ſetzte Branicki ab und ſprach gegen Radziwill die Acht aus. Beide muſten ſich nach zum Theil harten Gefechten, jener nach Ungarn, dieſer auf türkiſches Gebiet flüchten. Die Czartoryskу traten nun mit ihren Umgeſtaltungsvorſchlägen heraus; die großen Kronwürden ſollten abgeſchafft, eben ſo das liberum veto beſeitigt werden, als die Haupthinderniſſe eines geſetzlichen Zuſtandes, als die Hauptanhaltepuncte ariſtokratiſcher und demokratiſcher Ungeregeltheiten. Nur hinſichtlich des erſten Punktes drangen ſie durch; das liberum veto konnten ſie nur zum Theil umgehen, indem ſie für die die Geſchäfte der Kriegs- und Finanzcommiſſion (welche Behörden an die Stelle des Krongroßfeldherrn und Krongroßſchatzmeiſters traten) betreffenden Beſchlüße die Entſcheidung der Stimmenmehrheit durchſetzten. Zwei andere Beſchlüße verletzten ebenſoſehr das polniſche Preuſſen, als die beiden verbündeten Mächte. Es wurden nämlich die Reichstagsbeſchlüße gegen die Diſſidenten geſchärft, und der Provinz Preuſſen, wo gerade eine große Anzahl Diſſidenten war, ihre politiſchen Rechte faſt ganz genommen. Demohnerachtet kamen die Beſchlüße des Reichstages im Ganzen zur Anerkennung, und als der Wahlreichstag auf dem Felde von Wola, der Sitte gemäß, ſtatt hatte (am 27ten Aug.) ward trotz der Entfernung der ruſſiſchen Truppen vom Wahlorte am 6ten Sept. Stanislaus Auguſt Poniatowski wirklich gewählt und am 25ten Nov. 1764 gekrönt. Rufsland und Preuſſen rechneten darauf, von ihm erlangen zu können, was ſie in kirchlicher Beziehung zu wünſchen hatten.

Poniatowski verſöhnte alle ihm widrigen Parteien mit Ausnahme Radziwills, der in Dresden Aufenthalt nahm; ſelbſt das polniſche Preuſſen erkannte ihn, jedoch unter Pro-

---

Wuth der Menge wendet ſich gegen den 80jährigen Marſchal. Mokranowski bricht ſich zu ihm Bahn, und führt ihn aus der Verſammlung mitten durch die vor den Thüren ſtehenden ruſſiſchen Truppen. — Acht Deputirte folgen ihm auf der Stelle. Der Reichstag, obwohl zerrißen, dauert fort; Prinz Adam Czartoryski wird ſein Marſchal." — u. ſ. w.

testation gegen die letzten Beschlüße, an. Eine Reihe allmäliger, verständiger Verbeßerungen traten unter dem Einfluße der Czartorysky ins Leben. Der König gewann eine ungemeine Zuversicht, und als er im Oct. 1766 den Reichstag fast nur durch seine und seiner Oheime, der Czartorysky, Anhänger besetzt sah, faßte er den kühneren Plan, nun das liberum veto zu beseitigen. Aber schon stunden die czartoryskische und die königliche Partei nicht mehr so identisch da; und die conservative Partei war, wenn auch auf dem Reichstage in geringer Anzahl vertreten, doch bei der ganzen Nation popular. Eine Hinneigung zu Oestreich*), in welcher Macht Poniatowski allein die Möglichkeit gewahrte, sich von Rußland wider freier zu stellen, hatte schon den russischen Hof aufmerksamer auf sein Benehmen gemacht, während doch die von ihm noch immer im Lande geduldeten russischen Truppen auch in Polen ihm manche widerwärtige Gesinnung hervorbrachten. Man war höchst begierig auf den Ausgang des Reichstages. Hier gab Cajetan Soltyk, Fürstbischof von Krakau, der mit dem Vorschlage auftrat, jeden als Vaterlandsverräther zu behandeln, der für die Dissidenten spräche, den Verhältnissen eine energische Wendung; denn an dem Beifalle, welchen diese Motion fand, muste Poniatowski erkennen, daß noch andere Tendenzen im Gange seien, als welche er kannte und beherrschte. Diesen unerwarteten Eräugnissen gegenüber bewies er sich durchaus schwach. Rußland, Preussen, England, Dänemark und Schweden, traten zu Gunsten der Dissidenten auf; aber Poniatowski hatte den Muth nicht, nach irgend einer Seite sich fest zu äußern. Sein Vorschlag der Abschaffung des liberum veto ward nun mit entschiedener Majorität verworfen. Auch Rußland und Preussen erklärten sich (unwillig über des Königs Benehmen in der Dissidentensache) für die conservative Partei. Im nächsten Jahre ward nun der Schutz, welchen Rußland offen durch das Garantiediplom vom 2. Jan. den Dissidenten zugesagt, die Veranlaßung, daß sich alle mit der zu Oest-

*) Poniatowski wünschte eine Erzherzogin zu heirathen.

reich neigenden Politik und mit der Administration Poniatowskis Unzufriedene unter dem Namen der „Misvergnügten" in eine Partei formirten den beiden (litthauischen und thornischen) dissidentischen Conföderationen zur Seite. Die polnisch-preussischen Städte schloßen sich im April und Mai dieser Opposition an; dann auch der Herzog von Kurland. Im Juni vereinigten sich die beiden Conföderationen. Eine Reihe anderer Conföderationen der Misvergnügten entstunden, und alle bewilligten den Dissidenten in voraus die angesprochenen Rechte. Am letzten Tage des Juni trat nun eine Generalconföderation zusammen, der sich die Dissidenten anschloßen. Anfangs August ward die Generalconföderation nach Warschau verlegt; schon vorher hatte sich auch der König für sie erklärt, und ein außerordentlicher Reichstag trat nun im Oct. zusammen. Da sich hier Erbitterung gegen Rußland äußerte, und Repnin, der der Kaiserin Bevollmächtigter war, von Unterhandlungen der antirussischen Partei mit der Pforte wuste, ließ derselbe durch einen Gewaltstreich Soltyk und andere Häupter dieser Partei aufheben, und nach Wilna führen; — als sie auch hier nicht nachgaben, schleppte man sie nach Sibirien, wo sie bis 1773 blieben. Dieser Gewaltstreich schlug alle Opposition gegen die russischen Absichten nider, und namentlich wurden bis zum 24ten Febr. 1768 den Dissidenten die angesprochenen Rechte definitiv eingeräumt *). Ein Theil der frühern Verbeßerungen Poniatowskis ward erhalten.

---

*) cit. Abh. S. 75. 76. „Die römisch-katholische Religion sollte in Polen die „herrschende" bleiben, die Apostasie von ihr ein Criminalvergehen, der König stets Katholik; doch wenigstens acht Glieder des Senates, also $^1/_{17}$ seiner Gesammtzahl, Dissidenten sein. Der weißrussische Bischof und der Metropolit von Kiew wurden als Häupter der griechischen Kirche anerkannt. Den Dissidenten ward Duldung und freie Religionsübung, so wie die Befähigung zu allen Aemtern und das Stimmrecht in der Nationalversammlung bewilligt; gemischte Ehen wurden gestattet: die Einsegnung der Ehe sollte durch einen Priester von der Confession der Braut vollzogen werden. Für den Besitz von Kirchen sollte endlich der 1te Januar 1717 als Normaltag gelten, und Gerichte, zu denen auch einigen dissidentischen Beisitzern Zutritt vergönnt ward, in darüber vorkommenden Streitigkeiten entscheiden.

So wie Stimmung und Lage der Dinge in Polen einmal waren, konnten auf diese Weise erlangte Beschlüße, mochten sie für sich betrachtet noch so ersprießlich sein, nicht lange gute Früchte bringen. Der Nuntius protestirte. Soltyk schleuderte aus seiner Gefangenschaft Manifeste. Das Nationalgefühl war durch Repnins Verfahren mit Recht verletzt, und fand an den kirchlichen Interessen einen Verbindungspunct. Der entschiedenste Haß gegen Rußland bemächtigte sich der Majorität des Adels, zugleich mit der Intention, die Rechte der Dissidenten wider zu vernichten. An der Spitze dieser ganzen Bewegung erschien der Bischof Krasinski. Schon im März wgrd in Lemberg eine Conföderation versucht. Bald erschien die Opposition als ein Kreuzzug, fanatisch gegen Dissidenten und Juden; überall religiöse Abzeichen; die Geistlichen steuerten Geld in reichem Maße. Dennoch konnten die verschiedenen Conföderationen nicht zu Macht und Bestand kommen, bis sich in Podolien bedeutendere Heermaßen bildeten. Der Senat wandte sich nun um Hilfe an die Kaiserin Katharina; diese erfolgte sofort, und die Conföderirten hatten bald ihre Haupthoffnungen nur noch auf türkischen Beistand zu stellen; denn wie sehr sich auch der französische Minister Choiseul unter der Hand für sie interessirte, wie sehr er sie auch durch Zusendung von Officieren und von Geld heimlich zu unterstützen suchte, die bedeutendste Hilfe, welche Frankreich in damaliger Zeit einer Partei in Polen gewähren konnte, bestund doch auch nur in der Förderung ihrer Absichten bei der Pforte. Die Stimmung in Constantinopel war so, daß der Ausbruch eines Krieges mit Rußland bald herbeigeführt war. Bei der Verfolgung der von Potocki geführten Conföderirten überschritt ein Detachement des russischen Obrist Weißmann die türkische Grenze um ein ganz Geringes, indem er in den tartarischen Flecken Balta eindrang.

Die Nachricht von dieser Grenzüberschreitung, wobei Balta und in dem Orte ein mohamedanisches Bethaus niedergebrannt worden war, durch den französischen Gesandten de Vergennes in aufregender Weise unter der Bevölkerung

Constantinopels verbreitet, hatte einen Volksauflauf, und am 5ten Sept. die Absetzung des Großwezirs zur Folge. Der russische Gesandte ward verhaftet, und am 30ten October von der Pforte an Rufsland der Krieg erklärt. Die Erklärung des Krieges, wie wenig auch anfangs beide Gegner zu dessen Führung vorbereitet waren, electrisirte doch die polnischen Conföderirten, und immer neue Puncte des Widerstandes erschienen; wobei die furchtbarsten Greuel von dem zuchtlosen Volke geübt wurden*). Anfangs hatten die Russen gute Zucht gehalten, und waren mit Schonung verfahren; allein als allmälig dieser Krieg eine marternde Hundertköpfigkeit erhielt; als auf Puncten, die man eben gesichert zu haben glaubte, immer neue feindliche Haufen sich bildeten, die Russen sahen, daß ihnen Treue und Glaube nirgends gehalten ward, kam in ihren Kampf auch gesteigerte Leidenschaft; und als nun vollends die ukrainischen Bauern (Haidamaken) und Zaporoger Kosacken in den Krieg gegen die Conföderirten eintraten, und für frühere von den polnischen Katholiken an den Griechen verübte Grausamkeiten besonders an Edelleuten und Juden Rache nahmen, litt das Land unsäglich**).

Die Conföderirten hatten auf Friedrichs II. Unterstützung gerechnet; er suchte sie im Gegentheil zur Ruhe zu bewegen; seine Grenzen sicherte er durch aufgestellte Truppen; flüchtigen Dissidenten gewährte er Schutz. Der Krieg der Pforte gegen Rufsland berührte ihn höchst unange-

*) S. cit. Abh. S. 89. „Man erhält eine Probe von diesen Greueln, wenn man erfährt, daß (Dec. 1768) zu Zirke an der Warte die Haufen Malczewskis auf der Gaße umherlaufende Kinder in Stücke hieben, daß der reformirte Prediger Majewski zu Zyhlin in Großpolen mit Ruthen zu Tode gepeitscht ward, daß der Bürgermeister Berend zu Schwerin — wo man damit angefangen hatle, acht Dissidenten am Brunnen aufzuknüpfen — nach Ueberstehung vorläufiger Martern mittelst eines durch das Kinn gezogenen Strickes an einen Baum gehängt ward, um langsam zu sterben.“ 2c.

**) a. a. O. S. 91. „Vierzig Meilen in der Runde war alles eingeäschert und verhehrt, alles Lebende zu Tode gebracht; Hunderte von Schlachtopfern wurden bis an die Schultern eingegraben, ihre Köpfe gemäht; die Juden starben meist den Feuertod.

nehm, da er nun die bei der früheren Allianz mit Rufsland für solche Fälle stipulirten Subsidien zahlen muste, während sich doch sein Land selbst noch nicht von den Drangsalen des vorhergegangenen Krieges erholt hatte. Als aber gegen den Herbst 1769 das russische von Gallizin geführte Heer, was vorher zweimal wegen Mangels an Vorräthen sich hatte zurückziehen müßen, abermals über den Dniestr vorgedrungen war, ward Friedrich ebenso wie das Wiener Kabinet vor einer Uebermacht Rufslands besorgt. Joseph II., seit seines Vaters Franz I. Tode (18ten August 1765) römischer Kaiser, hatte eine ähnliche leidenschaftliche, aber mit mehr Haltung sich äußernde Verehrung gegen Friedrich II., wie Kaiser Peter. Seinem Wunsche, Friedrich persönlich kennen zu lernen, war bis dahin Maria Theresia entgegen getreten, nun schien es ihr selbst wünschenswerth, daß die beiden Fürsten sich Ende August 1769 zu Neisse in Schlesien trafen*). Man verabredete hier beider Mächte neutrale Haltung bei einem zu erwartenden Kriege Englands und Frankreichs, und Joseph gab die Versicherung, daß Maria Theresia das Ueberschreiten der Donau durch die Russen nicht zugeben werde.

Der König von Polen und der Senat thaten im September Schritte, durch diplomatische Unterhandlung die Ent-

*) Preufs a. a. O. S. 218. „F. M. Gr. v. Lascy war nach Neisse vorausgegangen, wo der Graf von Falkenstein, unter welchem Namen der Kaiser reiste, den 25sten August 1769 halb 12 Uhr Mittags über Jägerndorf und Neustadt anlangte. Er fuhr gradesweges nach der Residenz des Königes auf dem bischöflichen Schloße, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen. Friedrich eilte, sammt dem Prinzen von Preufsen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach ihm entgegen; aber er war kaum einige Stufen die Treppen hinabgestiegen, als der Kaiser ihm schon in den Armen lag. Der König führte seinen erhabenen Freund an der Hand in den Saal; Joseph aber sagte: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größesten König und Feldherrn zu umarmen;" dieser versetzte: „er sähe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben." — Der Kaiser antwortete: „Für Oestreich gäbe es kein Schlesien mehr. —

fernung der russischen Truppen aus Polen zu erlangen; da alsdann die Dissidenten vollkommen schutzlos gewesen wären, konnten natürlich Rußland und Preussen darauf nicht eingehen. Indessen eroberten die Russen im September Choczim, und vor Ende des Jahres gewannen sie in Polen auch Krakau wider. Aber in Biala bildete sich eine Vereinigung mehrerer Conföderationen, an die sich auch die litthauischen Conföderirten, namentlich der Fürst Sapieha und Graf Pac, anschloßen. Aber bald kam es in dieser, wie unter den anderen Conföderationen, zu Uneinigkeiten. Während des Jahres 1770 waren die Unternehmungen der Conföderirten auf bloße Streifzüge reducirt, und troß der Unterstützung, die ihnen des französischen Obristen Dumouriez kriegsverständiger Rath gewährte, waren die Russen auf allen Seiten siegreich. Da der Conföderationsrath im August 1770 den Thron für erledigt erklärte, sah Poniatowski in Katharina's Geneigtheit seinen besten Schutz. Deren Heere hatten fortwährend gegen die Türken gesiegt, und ihre Uebermacht erschien nun Friedrich II. und dem östreichischen Kabinette (welches sich von der Haltlosigkeit der Conföderirten überzeugt, und seinen bisherigen Vorschub in Feindseligkeit verwandelt hatte) wirklich bedrohlich*). Am 3ten September 1770 trafen sich Friedrich und Joseph von Neuem zu Neustadt in Mähren, und auch Kaunitz war diesmal zugegen. Während ihres Zusammenseins gieng ein Gesuch der Türken um Friedensvermittelung an beide Kabinette ein. Damals ist es möglich, daß der Plan einer Theilung Polens zuerst besprochen ward, denn daß Polen mit seiner unorganischen Verfaßung mit-

---

*) cit. Abh. S. 98. „Was diese (sc. Katharina), wenn die andern Mächte nicht dazwischen traten, jetzt oder später aus Polen machen konnte, da die Türken von Romanzow am Pruth (18ten Juli) vollständig geschlagen waren, die ganze Moldau durch den Sieg am Kagul (1ten Aug.) erobert; auch die Wallachei in die Hände der Russen geliefert war, und die gedemüthigten, und durch einen Aufstand der Griechen in Morea bedrohten Türken in Begriff stunden, Oestreichs Friedensvermittelung nachzusuchen, muste ihm (Poniatowski) so sehr wie Friedrich und Kaunitz einleuchten.

ten unter den Verhältnissen des modernen Europa nicht bleiben konnte, war klar. Aber auch etwas Neues ließ sich nicht wohl aus dem durch die furchtbarste Parteileidenschaft verwüsteten Lande machen; innerer Friede war nur zu erwarten, wenn man entweder die antirussische Partei gegen Rußland in offenem Kriege unterstützte, was Friedrich nicht wollte und nicht konnte, da er der russischen Verbindung bedurfte und eine völlige Unterdrückung, vielleicht Ausrottung der Dissidenten die Folge gewesen wäre: oder wenn man Rußland ganz freie Hand ließ, wo dann die andere Partei unterdrückt und vernichtet oder vertrieben werden muste. Der einzige mit dem Wohle der gesunden, eines friedlichen Daseins fähigen Nachbarstaaten verträgliche Ausweg war also, Polen durch Theilung zu schwächen, und auf den übrigbleibenden Rest Rußland einen gesetzlich geordneten Einfluß zuzugestehen. Es war hier ein Verhältniſs eingetreten, wie das umwohnender ihren Weg ruhig fortgehender Nachbarn zu einem Hause, in welchem wahnsinnige Leidenschaft die Hausgenoßen entzweit, und man endlich zugreift, für das Haus eine Curatel bestellt, und einen Theil der Hausgenoßen aus demselben nimmt, um durch Inhaftirung in den Nachbarhäusern ihre Nöthigung zur Ruhe möglich zu machen. Daß Preussen ein solches Arrangement, welches die festere Einigung seiner Erbstaaten, und die Widergewinnung der früher an Polen verlorenen preussischen Territorien möglich machte, auch noch aus eignem Interesse gern sehen muste, ist natürlich. Daß übrigens die Theilungs-Plane in Neustadt schon zur Reife und Klarheit gediehen seien, läßt sich nicht erweisen. —

Katharina nahm die in Neustadt in Vorschlag gebrachte preussisch-östreichische Vermittelung an. Prinz Heinrich von Preussen, der während des Neustadter Zusammenseins in Stockholm gewesen, kam am 9ten Decbr. nach Petersburg und blieb hier bis in den Jan. 1771 *).

*) cit. Abhandl. S. 101. 102. „Am Petersburger Hofe herrschte bei Heinrichs Ankunft eine ungewöhnliche Freude. Es war die Nachricht

Auch in Frankreich hatte man indessen die kriegerischen Plane gegen England, die Plane zu Unterstützung der Polen gegen Rußland fallen laßen, und Choiseul fiel gegen Ende des Jahres in Ungnade und trat aus dem Ministerium. Die Art des Eingreifens Oestreich's gegen die Conföderirten gab Katharina Veranlaßung zu bemerken, es scheine, als wolle Oestreich sich einen Theil Polens (die 13 Zipser Bergstädte) aneignen; Prinz Heinrich hielt den Gedanken fest, und brachte zur Sprache, wie wünschenswerth für Preussen die Widergewinnung Westpreussens sein müße. Es blieb zunächst bei mündlichen Verabredungen; als aber Friedrich II. durch seines Bruders Bericht und einen Brief der Kaiserin sich von der Ernstlichkeit dieser Plane überzeugt hatte, gieng er lebhafter darauf ein; doch zogen sich, weil auch am russischen Hofe manche eine Theilung Polens ungern sahen, und Kaunitz sehr vorsichtig vorschritt, die Unterhandlungen noch länger hin. Kaunitz schloß im Juli 1771 noch einen geheimen Vertrag mit der Pforte, und als er des russischen Gesandten Freilaßung erlangt hatte, machte Katharina gemäßigtere Friedensforderungen, als ihre ersten gewesen waren. Auch deren Annahme konnte von der Pforte noch nicht erwartet werden, und bis zum December gab Katharina, ohngeachtet sie auch in dem Feldzuge von 1771 bedeutende Vortheile gewonnen hatte*),

---

eingelaufen, daß fast ganz Großpolen von Conföderirten gereinigt sei, daß nach dem glänzenden Seesiege Spiridows und Elphinstones über Hassan Pascha bei Scio (5te Juli) und der Verbrennung des Gros der türkischen Flotte in der Bai von Tschesme (8te Juli) der Rest derselben bei Napoli di Romania von Alexis Orlow vernichtet, der Contreadmiral Elphinstone mit seinem Orlogschiffe durch die Dardanellen gedrungen und die Zufuhr der türkischen Hauptstadt von Kleinasien so gut als abgeschnitten sei, man glaubte sogar den Nachrichten mehrerer Zeitungen, Lemnos sei genommen; Alexis Orlow war unterweges, um persönlich Bericht von den errungenen Vortheilen zu erstatten, und statt der geforderten 15 Millionen Rubel zur kräftigen Fortsetzung des Krieges 20 Millionen zu empfangen; Feste reiheten sich an Feste. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Kaiserin, die jetzt erst König Friedrich ihre Friedensvorschläge machte, mit ziemlich hohen Forderungen hervortrat." —

*) cit. Abth. S. 107. „Ihr Kriegsglück gegen die Türken dauerte

och mehr nach. Da Oestreich alte Ansprüche auf die 13 Zipser Bergstädte geltend gemacht hatte, erklärte endlich das russische Kabinet im Jan. 1772, daß auch Rußland und Preussen alte Ansprüche auf polnische Gebietstheile hätten. Man unterhandelte nur noch über den Umfang der von den drei Mächten angesprochenen Territorien. Zwischen Rußland und Preussen ward am 17ten Februar abgeschloßen; Maria Theresia trat den 4ten März dem Tractate bei, und nach einigen Aenderungen ward am 5ten August 1772 definitiv zwischen den drei Mächten in Petersburg abgeschloßen.

Für Polen war inzwischen die äußerste Noth eingetreten, denn der Krieg im Lande hatte ganz den Character eines Mord- und Raubkrieges angenommen. Eine völlige Anarchie war in der Entwickelung; Warschau und die von Oestreichern und Preussen vorläufig besetzten Territorien allein genoßen noch einiger Ordnung. Pest und Hunger wütheten auf das Furchtbarste.

Der Vertrag vom 5ten Aug. überließ**) an Rußland: polnisch Lifland, den größten Theil der Woiwodschaft Witebsk, den Hauptheil der Woiwodschaft Polock, die ganze Woiwodschaft Mscislaw und die beiden Enden der Woiwodschaft Minsk; zusammen etwa 3500 □ M.; an Oestreich: den Zipser Comitat, die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sendomir, die Woiwodschaft Roth-Reussen, den größesten Theil der Woiwodschaft Belz, Pokucie und ein Stück von Podolien; zusammen etwa 2500 □ M.; an Preussen: Polnisch-Preussen außer Danzig und Thorn, und einen Theil von Großpolen bis zur Netze; zusammen 631 □ M. Preussen erhielt dem Umfange nach am Wenigsten; aber der Bedeutung nach, die diese Erwerbung für die Monarchie hatte, das wichtigste Stück. Alle drei Mächte garantirten sich ihre neuen Territorien, und am 18ten September ward

---

fort, und liferte ihr nach Forcirung der Linien von Perecop (24te Juni) die Krim in die Hände."

**) Preufs a. a. O. S. 228.

ten entferntere Besitzungen hatte, wäre allerdings eine Erwerbung Baierns, nöthigesfalls durch Austausch gegen andere Territorien, wobei das etwa am Landumfange Fehlende durch Geldzahlungen einigermaßen vergütet worden wäre, höchst bequem zu nennen gewesen. — Als nun am 20ten Dec. 1777 der letzte Sproß des bairischen Kurhauses, Maximilian Joseph, starb und Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz, in der Kur Baiern folgte ohne einen legitimen Nachfolger zu haben; der Kurfürst von Sachsen aber in Folge des Erbrechts seiner Mutter sämmtliche Allodien des ausgestorbenen Hauses, und Mecklenburg, wegen einer kaiserlichen Eventualbelehnung, die Landgrafschaft Leuchtenberg ansprach, ließ Joseph II. Baiern besetzen, und schloß mit Karl Theodor ein Abkommen, welches dieser am 14ten Januar bestätigte und durch welches der beste Theil des bairischen Gebietes an Oestreich kam. Friedrich II., noch ehe er sichere Nachricht von diesen östreichischen Planen hatte, vermuthete sie und beauftragte den Grafen von Görtz mit einer Unterhandlung bei Karl Theodor, um den Vergrößerungsversuchen des Kaisers entgegenzutreten. Karl Theodor jedoch waren die Summen baares Geldes, welche er in Folge des erwähnten Tractates zu hoffen hatte, von größester Wichtigkeit, da er einen Sohn als Landerben nicht besaß, aber durch jene Gelder in den Stand gesetzt ward, für Personen zu sorgen, die ihm werth waren. Als Friedrich von ihm nichts erreichen konnte, ließ sich nur auf die Protestation des nächsten Landerben, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken noch rechnen; doch auch dieser hatte schon Schritte gethan, den Tractat zwischen Joseph und Karl Theodor bestätigen zu laßen, da er, zu eignem Widerstande sich zu schwach fühlend, hinreichende Unterstützung bei einem der mächtigeren Fürsten finden zu können, nicht gehofft hatte. Sein Bevollmächtigter indeß, Herr von Hohenfels, sobald er durch Görtz von Friedrichs II. Intentionen benachrichtigt war, bestimmte ihn nun, im Vertrauen auf preussische Unterstützung sich dem Wiener Tractate entgegen zu setzen. Preussen garantirte dem Herzoge von Zweibrücken am 28ten März 1778 die

ufrechthaltung der bairischen Hausverträge, wogegen der erzog versprach, nur im Einverständnisse mit Preussen eiter zu handeln. Auch der französische und der russische of interessirten sich nun gegen Josephs II. Vergrößerungslane. Ohngeachtet Joseph II. den Prinzen Heinrich gar icht ungeneigt gefunden hatte zu einem Projecte der Theiung Deutschlands, wobei ohne Zweifel auch Preussen wier sehr bedeutende Acquisitionen hätte machen müßen, ollte doch Friedrich von einer solchen Vergrößerung, die man nur als muthwillige Rechtsverletzung hätte bezeichnen können, durchaus nichts wißen, und gieng in diesem Sinne m April der Eröffnung eines Krieges entgegen. Er vereinigte in Schlesien die märkischen, pommerischen, preussischen und schlesischen Regimenter; Prinz Heinrich führte ein anderes, durch Sachsen verstärktes, Heer gegen Böhmen, während Joseph II. selbst und Lascy eine von Arnau bis Königingrätz aufgestellte Armee, und Laudon eine zweite gegen die Lausitz gerichtete, führte. Noch hatte das Wiener Kabinet auf das Beitreten Frankreichs zu einem Kriege gegen Preussen und Rußland gerechnet; in diesem Reiche aber war man schon in beengten Finanzverhältnissen und konnte doch auch nicht Oestreichs unbedingtes Uebergewicht in Deutschland wünschen. Das Versailler Kabinet erklärte seine Theilnahmslosigkeit an den deutschen Händeln. Die Heere blieben bis Anfang Juli ohne Waffenthat einander gegenüber, während man die Unterhandlungen fortsetzte. Vom 5ten Juli an rückte die preussische Avantgarde über die böhmische Grenze; am 7ten Juli kam es zu einem Vorpostengefechte bei Skalitz an der Aupa. Wenige Tage nachher rückte auch Prinz Heinrich über die böhmische Grenze, und Laudon zog sich hinter die Iser zurück. Sobald Friedrich II. durch sein Einrücken in Böhmen den kaiserlichen Hof überzeugt hatte, daß es ihm mit dem Kriege im Nothfalle Ernst sei, war es ihm erwünscht, daß derselbe neue Unterhandlungen anknüpfte, denn auch er gieng den Wechselfällen und Verwicklungen eines Krieges nur ungern noch einmal in seinem Alter entgegen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge; Ruhr und Faulfieber richteten in

den beiden preussischen Heeren arge Verwüstung an. Gegen Mitte Septembers zogen sich beide aus Böhmen zurück; am 21ten September kam es noch zu einem Arrièregarden-Gefechte. Im November bezogen die Heere Winterquartiere, während deren Dauer der Graf Wurmser einen glücklichen Einfall in die Grafschaft Glatz unternahm im Jan. 1779; dagegen behaupteten sich preussische Truppen unter dem Erbprinzen von Braunschweig in Troppau und Jägerndorf. Endlich erklärte die Kaiserin Katharina, wenn das deutsche Reich nicht Genugthuung erhalte, namentlich wegen des Einfalls in Baiern, werde sie Preussen die tractatenmäßige Hilfe leisten. Auch Frankreich wünschte, um weitere Verwickelungen dadurch abzuschneiden, den Frieden. Schon in der ersten Hälfte des März wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und vom 10ten d. M. an in Teschen an dem Friedensabschluße gearbeitet. Am 62ten Geburtstage Maria Theresias, am 13ten Mai 1779, war der Friede von Teschen geschloßen.

Im Teschner Frieden gab Oestreich den Wiener Vertrag auf, und erhielt von Baiern nichts, als das Stück, was zwischen Donau, Inn und Salza lag, und eine unmittelbare Verbindung Oestreichs und Tyrols herstellte. Dafür trat Oestreich an die Pfalz Mindelheim, an Sachsen seine lehnsherrlichen Ansprüche auf Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein ab und übertrug dem Kurfürsten von Baiern die böhmischen Lehen in der Pfalz. Außerdem erhielt Sachsen eine Abfindung von 6,000,000 fl., und Mecklenburg das privilegium de non appellando. Preussens Ansprüche auf Anspach und Baireuth, welche während der Unterhandlungen bedroht waren, wurden anerkannt, und das Lehnsverhältniß mehrerer Gebietsparcellen dieser Fürstenthümer zu Böhmen eben so aufgehoben, als das mehrerer östreichischer Gebietstheile zu diesen Fürstenthümern.

Wie Friedrich Josephs II. Vergrößerungsplane in Deutschland fürchtete, so muste er bald Katharinens II. Vergrößerungsplane in Europa fürchten, denn deutlicher und deutlicher ließen sich Plane des russischen Hofes auf Eroberung

der europäischen Türkei wahrnehmen. Es folgte aus dem ganzen politischen Systeme des Königes, daß er die Vernichtung einer solchen Mittelmacht, wie nach dem Emporkommen Rußlands die Türkei in Europa geworden war, nicht zustimmend mit ansehen konnte, und diese sich von selbst bietende Einsicht entfremdete natürlich den Mann, welcher in Rußland vornämlich als Träger der Eroberungsplane hervortrat, Potemkin, den preussischen Interessen. Jemehr sich Katharina, von Potemkin hierin bestimmt, von Friedrich entfernte, je eifriger fand eine Annäherung an Oestreich statt, und im Mai 1780 kam Joseph II. zu einer Zusammenkunft mit ihr nach Mohilew, von wo er der Kaiserin auch nach Moskau und Petersburg folgte. Als im Herbste desselben Jahres auch Friedrich II. Neffe, Prinz Friedrich Wilhelm von Preussen, an den russischen Hof kam, war doch nur Befestigung des schon bestehenden freundlichen Verhältnisses zu dem Großfürsten Paul die Folge, nicht aber eine innigere Verbindung der politischen Interessen des preussischen und russischen Hofes. Auch der letzte treue Halt für Preussen bei Katharina, Graf Panin, fiel nachher in Ungnade. Die Folge war eine neue Annäherung Friedrichs, in seinen letzten Jahren, an England. Alle diese Verhältnisse führten indessen nicht zu einem wirklichen Bruche mit Rußland, und als in dieser Zeit die ganz vereinzelt zwischen preussischem Gebiete polnisch gebliebene Stadt Danzig durch Geltendmachung eines früher nicht gehandhabten Stapelrechts Repressalien zu ergreifen suchte gegen die Chikanen, mit welchen Friedrich dieselbe geneigt zu machen suchte, sich seinen Territorien anzuschließen, konnte noch im September 1784 ein Vertrag mit Rußland in diesen Angelegenheiten in freundlicher Absicht geschloßen werden*).

---

*) Preuſs a. a. O. S. 271. „Endlich 1784 den 7ten Sept. schloßen der preussische und der russische Gesandte in Warschau den Vergleich, welchen Danzig den 22ten Febr. des folgenden Jahres unterschrieb: Es sollte ihm der Ausfuhrhandel zur See ausschließend verstattet sein, die Einfuhr über Neufahrwaßer aber beiden Theilen gehören; doch ward dem Magistrate der Stadt zur Erhaltung des Gleichgewichts erlaubt, von al-

Das politische Verhältniſs, bei welchem Friedrich zuletzt noch bedeutend, und in demselben Sinne, in welchem wir ihn überhaupt seit der Theilung Polens erblicken, hervortrat, war die Gründung des deutschen Fürstenbundes. Bis zu der Zeit, bei welcher wir stehen, waren Ruſsland durch politisches, Frankreich durch verwandtschaftliches Interesse der Herrscher dem Kaiser Joseph enger verbunden, und dieser durfte nicht mehr fürchten, bei diesen Mächten Hinderungen zu finden hinsichtlich seiner Absichten auf Baiern. Der Kaiser machte also zu Ende des Jahres 1784 dem Hause Pfalzbaiern den Antrag: „ganz Ober- und Niderbaiern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach" an Oestreich abzutreten, wogegen er an Pfalzbaiern alle seine Niderlande bis auf Lützelburg und Namen als Königreich Burgund abtreten und 3 Millionen Gulden zahlen wolle. Diesen Ansichten setzte sich der Herzog von Pfalzzweibrücken entgegen in Vertrauen auf Unterstützung von Seiten Friedrichs. Auf die Vorstellungen des preussischen Kabinets erklärten Ruſsland und Frankreich, daß sie nur unter der Voraussetzung vollkommen freiwilliger Einstimmung der Betheiligten den Plan gebilligt hätten, und der Kaiser sah sich auch seiner Seits nun zu der Erklärung genöthigt, daß ein erzwungener Tausch nicht in seinen Absichten liege. Um aber für die Zukunft eine festere Garantie für den Territorialbestand Deutschlands zu gewinnen, suchte Friedrich eine Verbindung deutscher Fürsten zu gründen. Josephs unruhiges Wesen hatte zu Viele bereits verletzt oder besorgt gemacht, als daß nicht dieser Plan sich eines großen Beifalls erfreut hätte. Zunächst schloßen sich im Juli 1785 Sachsen und Hannover an Preussen an in der Absicht den hergebrachten Zustand des Reiches zu erhalten — *): „vorzüglich wollen sie mit allem Nachdrucke dahin arbeiten, daß sämmtliche Stände des

---

len Waaren preussischer Unterthanen diejenigen Zölle und Transitogebühren, die er davon zu nehmen für gut finden würde, zu erheben, welche aber die preussischen Zollgefälle nicht übersteigen sollten."

*) Preuſs a. a. O. S. 288.

Reiches bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Successions-Verfaßungen unbeschwert und ungekränkt belaßen und dabei auf keine Weise beunruhigt werden." — Natürlich traten dieser Verbindung auch die zweibrückischen Fürsten bei, und nach einander der Kurfürst von Mainz (Karl von Erthal); der Markgraf Karl Friedrich von Baden; die anhaltinischen Fürsten; der Landgraf von Hessen-Cassel; der Markgraf von Anspach-Baireuth; die Herzoge von Gotha und Weimar; die mecklenburgischen Fürsten; der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Fürstbischof von Osnabrück.

Bald nach dem Abschluße der Verbindung mit Sachsen und Hannover gerieth Friedrich II. in einen sich steigernden Zustand von Kränklichkeit, der am Morgen des 17. Aug. 1786 mit dem Tode des großen Königes endete.

Zweites Kapitel.

Revolutionäre Regierungen im übrigen Europa.

§. 1. Umwälzende Regierungen auf der pyrenäischen Halbinsel.

Die Einführung der Alcavala, welche Steuer unter dem Namen des zehnten Pfennigs schon die Niderlande früher zu verzweifeltem Widerstande und zum Abfalle getrieben hatte, hatte auch Portugal zu der Empörung gegen Spanien und zur Losreißung von der Regierung dieses Landes bewogen. Ohne eine solche die Interessen des Geringsten im Volke verletzende Maßregel würden die Spanier immerhin sich über Rechte der Cortes haben hinwegsetzen und die portugisischen Colonien und Flotten allmälig als spanische haben behandeln können, zumal die bedeutendste Colonie, Brasilien, damals zumeist in den Händen der Niderländer war; aber die Alcavala gab dem Aufstande eine hinlänglich sichere Basis und Herzog Johann von Braganza, dessen Familiengüter ein Drittheil des Reiches betragen haben sollen, so daß sie an der Stelle der von Olivarez absichtlich veräußerten portugisischen Krondomänen als Grundlage königlicher Ausstattung dienen konnten, war durch seine Abstammung (da man sich schon einmal in Portugal über den Mangel ehelicher Geburt hin-

weggesetzt hatte*) zum Fürsten des Landes bestimmt, wie nach einer vorläufigen Erklärung zu Annahme solcher Stelle geneigt. Die Zeitumstände waren sehr günstig; Spanien war mit Frankreich im Kampfe und Catalonien hatte sich ganz an Frankreich angeschloßen und Ludwig XIII. als seinem Grafen gehuldigt. Nach dieser Seite hatten die Spanier alle ihre Kriegsmacht entwickelt, als die verschwornen Portugisen am 1ten Dec. 1640 in Lissabon die Fahne des Aufruhrs erhoben, die Wachen entwaffneten, die Zeichen der spanischen Herrschaft abrißen, und hierin in Kurzem sich der Nachfolge des ganzen Landes erfreuten. Auch die Colonien erhoben sich gegen Spanien, und bald hernach ward Johann von Braganza (João IV.) feierlich von den Ständen als König des widerhergestellten Königreiches Portugal anerkannt. Von Frankreich und den Niderlanden unterstützt ward der Krieg gegen Spanien leicht geführt; die von den Niderlanden occupirten Colonielandschaften wurden endlich zuerst factisch durch glückliche Kriege, dann auch vertragsweise wider gewonnen. Doch wurden diese Verträge erst nach João's IV. Tode (Nov. 1656) abgeschloßen (1661 und 1662). Auf João IV. folgte sein noch unmündiger, und geistig sehr schwach ausgestatteter Sohn Affonso VI., den die Stände auf der letzten Versammlung, die sie vor dem Tode seines Vaters hielten, zu Gunsten des jüngeren Bruders, Pedro, hatten ausschließen wollen. João hatte sie damals noch zur Huldigung vermocht, — allein nach seinem Tode führte zwar seine Wittwe Luise Guzman einige Jahre tüchtig die Regierung, aber Affonso ward immer mehr wilden Ausschweifungen und Leidenschaften in seiner geistigen Armuth preis gegeben, und ließ sich, ohngeachtet ihm alle Fähigkeiten eines Regenten fehlten, doch die Regierung (die er 1659 hatte antreten sollen) nur noch bis 1662 vorenthalten; dann forderte er sie, und durfte sich glücklich preisen, unter den Leuten, die ihn umgaben, noch einen Mann, wie den Grafen von Castel-

*) Herzog Johann von Braganza stammte von Pedro I. natürlichem Sohne König João durch dessen natürlichen Sohn Affonso.

melhor zu finden, dessen Hände einigermaßen geschickt waren zu Leitung der Angelegenheiten des Landes. Im J. 1666 verheirathete dieser Minister den König mit der Princessin Maria Francisca Elisabeth von Nemours (gewöhnlich Madame d'Aumale genannt), und bereitete dadurch seinen Sturz; denn kaum hatte Madame d'Aumale ihr neues Terrän kennen lernen, als sie sich an den fähigeren und schöneren Infanten Pedro anschloß, und mit ihm vereint Forderungen an den König stellte zu Verbeßerung des Zustandes der Regierung. Des Königs Weigerung hatte von ihrer Seite Aufkündigung der Ehe zur Folge. Im Nov. 1667 nahm dann der Infant Pedro den König gefangen, zwang ihn zur Resignation auf die Regierung und ließ sich selbst von den zusammenberufenen Cortes als Regent bestätigen. Castel-melhor hatte sofort seine Stelle verloren. Auch die Ehe Affonsos ward mit päbstlicher Dispensation getrennt, und unter gleicher Sanction heiratheten sich nun der Regent Pedro und Madame d'Aumale im März 1668. Affonso lebte anfangs auf den Azoren, dann in Cintra untergeordneten Vergnügungen bis 1683. Inzwischen hatte der Krieg mit Spanien fortgedauert, und nach Abschluß des Friedens zwischen Spanien und Frankreich einen für Portugal bedrohlicheren Charakter angenommen. Zwar unterstützte Mazarin die Portugisen, selbst gegen die ausdrücklichen Bedingungen des pyrenäischen Friedens, fortwährend, indessen war die bedeutendste Hilfe doch die, daß er ihnen den Marschal Friedrich von Schomberg überließ, der nach den Siegen bei Almexial (1663) und bei Montes Claros (1665) (zumal Portugal nun auch von England Unterstützung erhalten hatte) die Spanier geneigter machte, Portugal wider als selbstständiges Reich anzuerkennen. Am 13. Febr. 1668 war der Friede in Lissabon abgeschloßen worden.

Affonso's Tod war für Pedro's Stellung von großer Wichtigkeit, denn nicht nur hatte letzterer dem Magistrate von Lissabon, der ihm bei seiner Revolution förderlich gewesen war, einen zuweilen beunruhigenden Einfluß zuge-

stehen müßen; sondern unter dem Adel war auch eine mit dem actuellen Zustande unzufriedene, bald von Frankreich her aufgeregte Partei, von welcher Pedro in hohem Grade abhieng, so lange Affonso lebte und durch sein Leben die Möglichkeit der Aufstellung eines Gegenköniges gewährte. Freier konnte Pedro erst nach dem Tode seines Bruders auftreten, Unter seiner Regierung besonders breiteten die Jesuiten mächtig in Portugal ihren Einfluß, in Südamerika ihre Missionen aus. Im J. 1696 wurden die Goldgruben von Villarica in Brasilien entdeckt. In den spanischen Successionskrieg griff Pedro anfangs zu Gunsten Philipps von Anjou ein; nachher seit 1704 für den Erzherzog Karl. Während desselben starb er im Dec. 1706 und sein Sohn und Nachfolger João V. erlangte im Utrechter Frieden die Anerkennung des schon vom Pabste für rechtmäßig erklärten Besitzes der Colonie S. Sacramento, und die Abtretung der Landschaften zwischen dem Amazonenfluße und der Mündung des St. Vincente Pinson. Nach dem Utrechter Frieden ward die Regierung während der ganzen Lebenszeit Joãos V. in eingelebten Gleisen fortgeführt, und alle bedeutenderen Aenderungen, welche eintraten, hatten kirchliche Beziehungen. Die Decrete der Inquisitionsbehörde wurden an eine Ratification des königlichen Staatsrathes gebunden; die portugisische Kirche unter ein neuerrichtetes portugisisches Patriarchat (von Lissabon) gestellt; dem Titel des Königes vom Pabste der Beisatz: rex fidelissimus zugefügt. Auch führte die letzte Zeit von Joãos Leben die Regierung fast ganz der Franciscaner Gaspar (aus der edeln Familie der Mascarenhas; er war ein Oheim des weiter unten zu erwähnenden Herzogs von Aveiro). Wie sehr man aber auch von dem Standpuncte des gewöhnlichen verständigen Raisonnements den König João V. herabsetzt, so ist doch anzuerkennen, daß sich unter ihm alles in Portugal in volksthümlichen Weisen bewegte, und die bedeutendsten Stände des Volkes sich wohl und behaglich fühlten; selbst die mittleren Stände in Wohlstand lebten, wenn auch die Engländer so bedeutende Vortheile sich zu sichern wusten, daß der Handel mit por-

tugiſiſchen Weinen, ſo wie der Ertrag der braſilianiſchen Bergwerke faſt nur ihnen zu Gute kam.

Gerade in dieſer Hinſicht ſollte nun die nächſtfolgende Regierung den ſchneidendſten Contraſt bilden, und die revolutionäre Weisheit des vorigen Jahrhunderts in Portugal in herbſter Geſtalt auftreten. Als João V. im Juli **1750** geſtorben war, folgte ihm José Manoel, der bald die Zügel der Regierung einem Manne von niderem Adel, dem Sebaſtiao José de Carvalho (gewöhnlich mit dem ſpäter erhaltenen Adelstitel Marquis de Pombal genannt) ertheilte, welcher durch die Heirath mit einer Wittwe aus höherer Familie zu Reichthum und zu Anſehn bei Hofe gelangt, nicht nur während ſeiner Abweſenheit als Geſandter in England und Deutſchland die herbſte Anſicht des Mercantilſyſtems und der damit in Verbindung ſtehenden politiſchen Theorie in ſich aufgenommen hatte, ſondern auch perſönlich leicht verletzbar und rachſüchtig, durch die von Seiten mehrerer Glieder des hohen Adels ſeiner Heirath in den Weg gelegten Schwierigkeiten auf dieſen Stand im Ganzen erbittert, und nachmals durch Hohn von Seiten Einzelner über das Miſsverhältniſs der Macht und Anſprüche, die er hatte und machte, zu ſeinem Herkommen, auf dieſe ſpecieller mit Haß erfüllt worden war*). Da nichts weniger dem Ideale des Mercantilſtaates entſprach, als der damalige Zuſtand von Portugal, ſo gieng Carvalho, ſobald er die Gewalt in Händen hatte, daran, den ganzen eingelebten Zuſtand auf das Gewaltſamſte auf den Kopf zu ſtellen. In ſeiner Verehrung des Grundſatzes, den das

---

*) Ueber den Mordverſuch gegen den König Joſeph von Portugal am 3. Sept. 1758. Eine hiſtoriſche Unterſuchung von Olfers (Berlin 1839. 4.) S. 31. not. 3. „**Em Portugal pouco caso se faz dos carvalhos,**“ pflegte, mit dem Namen des Miniſters und dem Worte carvalho (Eiche) ſpielend, die Marquiſe **Da. Leonor de Tavora** zu ſagen. — Auf die Andeutung des Miniſters, daß er für ſeinen Sohn eine Verbindung mit der Familie Tavora wünſchte, ſoll er von einem Mitgliede derſelben die höflich-höhnende Antwort erhalten haben: „**o Senhor Carvalho** (wie er damals noch hieß) **tem mui altos pensamentos!**“ (der Hr. **C.** hegen ſehr hohe Gedanken!) — u. ſ. w.

Mercantilsystem aufstellte, daß man suchen müße, das eigne Land von Einfuhr fremder Producte möglichst unabhängig zu machen, gieng er so weit, daß er Weinpflanzungen ausroden ließ, um das Terrän in Waizenfeld zu verwandeln; indem er schon dadurch den Ertrag des Bodens minderte, suchte er auch den Handel mit portugisischen Weinen den Engländern dadurch zu entziehen, daß er diesen Handel einer Compagnie übertrug, deren Monopol die Weinbergsbesitzer ruinirte. Sein Zwangssystem zu Förderung inländischer Fabricate gieng so weit, daß er die persönlich verletzendsten Proceduren gegen die, welche sich fremder Fabricate bedienten, anordnete. Mit dem Adel kam Carvalho besonders in Feindschaft, indem er 1753 das verschenkte Kronland in gewissem Umfange reclamiren ließ; zwar trafen diese Reclamationen großestheils nur Besitzungen des Adels in Amerika; allein theils schmerzte auch dieser Verlust, theils trat in Carvalho überhaupt ein feindliches, aufregendes Princip in größester persönlicher Herbigkeit auf. Ein Hauptaugenmerk für Pombal war das Unterrichts- und überhaupt Aufklärungswesen; indem er für die Universität Coimbra und andere Unterrichtsanstalten manche neue Einrichtung traf, und der Geistlichkeit die Censur der Druckschriften entzog, muste er sie, und besonders den Orden, der zeither am meisten für die Erziehung und Wißenschaft in Portugal gethan, auf das Schwerste verletzen. Die Jesuiten hatten sich während der letzten Regierung im ungestörtesten Fortschreiten ihrer Betriebe gefühlt und sahen sich nun mehr noch für die Zukunft bedroht als für den Moment gehemmt. Besonders ward die Feindschaft zwischen dem Minister und dem Orden lebhafter, seit jener die Jesuiten aus ihren Beichtvaterstellen am Hofe zu verdrängen suchte*). Auch in der Art, wie sie ihre Missionen im spa-

*) v. Olfers a. a. O. S. 37. not. I. Schon seit 1754 suchte Carvalho die Jesuiten, welche Beichtväter am Hofe waren, von ihren Stellen zu entfernen, obwohl er deren einen, den P. **José Moreira**, zur Staffel seiner Macht gebraucht haben soll. Von da an war zwischen beiden Parteien heimlicher und offner Krieg, den nur das große Erdbeben mit seinen Folgen auf kurze Zeit unterbrach. 1755 vertrieb der

nischen Südamerika (in Uruguai) in politische Gründungen auszubilden, und den Handel dieser Gegenden in ihren Händen zu halten suchten, war ihnen Carvalho und dessen Bruder, der Generalcapitan in den benachbarten portugisischen Gebieten war, entgegen. Kein Wunder unter diesen Umständen, daß, als in dieser Zeit der Mórdomo mór José de Mascarenhas, Herzog von Aveiro, weil der König ihm die bedeutenden Commenden seiner Vorfahren nicht gelaßen, und die Heirath seines Sohnes Martinho mit der ältesten Tochter des Herzogs von Cadaval gehindert *), einen Mordversuch auf den König durch den Bruder seines Kammerdieners (den Antonio Alvez) und einen anderen Mann, Namens José Polycarpio de Azevedo, machen ließ, der Minister alles Mögliche that, nicht bloß die ihm verhaßte Familie der Tavora, sondern auch die Jesuiten in den Hochverrathsprocess zu verwickeln. Ohngeachtet dieser Process mit scheußlicher Formlosigkeit und Ungerechtigkeit geführt ward, und außer den drei wirklich schuldigen,

---

Bruder des Carvalho, Francisco José de Mendonça, Gouverneur von Parà und Maranhão in Brasilien drei Jesuiten aus Maranhão, denen er im J. 1757 zwei andere folgen ließ. In demselben Jahre (1757) ward den Jesuiten und Kapuzinern untersagt, die Verwaltung der Reducçöes (Indier-Niderlaßungen) in Maranhão zu führen, und in demselben Jahre am 20. Sept. wurden durch einen k. Befehl alle Jesuiten-Beichtväter vom Hofe verwiesen, was gleich in derselben Nacht mit großer Strenge zur Ausführung kam. Im J. 1758 am 12. Feb. kamen wider 15 aus Maranhão verwiesene Jesuiten in Lissabon an. Am 2ten Mai ward den Jesuiten-Collegien daselbst das päbstliche Breve Benedicts XIV. „In specula supremae dignitatis" v. 1. April 1758 bekannt gemacht, welches eine Reform des Ordens anordnete und den Cardinal Saldanha zum apostolischen Visitator und Reformator in den k. portugisischen Staaten ernannte. Am 15. Mai erschien das Reformationsdecret des Cardinals, wodurch ihnen der Handel untersagt ward. Am 30. Mai fand sich der Cardinal als Visitator in ihren Hauptcollegien ein. Das Beichthören und Predigen ward ihnen in den meisten bischöflichen Sprengeln verboten; am 7. Juni geschah dies auch vom Lissaboner Patriarchen, welcher sie sonst noch geschützt hatte; und als dieser alte Mann bald darauf starb, ward im Juli desselben Jahres der Reformator, Cardinal Saldanha, an der Stelle ihres letzten Beschützers, zum Patriarchen ernannt."

*) v. Olfers S. 17.

in Folge auf der Folter erzwungener Geständnisse, auch den Marquis de Tavora, seine beiden Söhne, die Marquise de Tavora und den Grafen Atouguia in eine schmähliche Verurtheilung und grausame Hinrichtung (der nur Azevedo durch die Flucht entgangen war) hereinzog, konnte doch gegen die Jesuiten kein nur einigermaßen scheinbarer Beweis erlangt werden. Pombal muste also auf diesen Plan, den Orden in Portugal in Folge eines Hochverrathsprocesses zu unterdrücken, verzichten, demohnerachtet erließ der König, der seinen Minister nun zum Grafen von Oeyras ernannt hatte, am 3. Sept. 1759 einen Befehl, durch welchen alle Professen des Jesuitenordens auf ewige Zeiten aus Portugal verbannt, und der Orden im Bereiche der portugisischen Territorien aufgehoben ward. Dessen Güter zog man ein; eine Anzahl der gefangen genommenen Ordensglieder starb im Gefängnisse, ein anderer Theil ward nach Italien deportirt; etwa 50 erhielten nach des Königs Tode ihre Freiheit wider.

Nun sah sich Carvalho auf der höchsten Stufe der Macht*), und wenn auf dem von ihm eingeschlagenen

*) „Gleich nach dem Mordanfalle auf den König ward dem Minister Carvalho eine besondere Leibwache zu seinem Schutze bewilligt. 1759 den 6. Juni ward er zum Grafen von Oeyras und 1770 den 17. Sept. zum Marquis von Pombal ernannt; mit der letzteren Ernennung war die Vergünstigung verbunden, daß dieser Titel auf seine Nachkommen übergehen, und daß der Erstgeborne immer den Titel eines Grafen von Oeyras, der zweite Sohn den eines Grafen von Redinha führen solle. 1775 den 6. Juni ward die bronzene Reiterstatue des Königes, an deren Fußgestelle sich Pombals Bildniß befand, feierlich eingeweiht. — Allein schon im nächsten Jahre, 1776 den 12. Nov. ward der König vom Schlagfluße getroffen und übertrug den 29. Nov. der Königin die Regierung, womit der Wendepunct für Pombal eintrat. 1777 den 23. Febr. starb der König. Am 4. März bewilligte die Königin Donna Maria I., welche gleich nach dem Tode des Königs die Regierung angetreten hatte (die Acclamation fand am 13. Mai statt) dem Marquis von Pombal seine Entlaßung in allen Ehren, und verband hiemit noch die Verleihung der Comturei von Lanhozo (vom Christorden). Aber bald ward ihm seine Besitzung Pombal zum Aufenthaltsorte angewiesen, und in den Jahren 1779 und 1780 ward mehrmals eine Untersuchungs-Commission zu seiner Vernehmung dorthin abge-

Wege überhaupt etwas zu erreichen gewesen wäre, hätte es sich zeigen müßen; allein die destructive Natur eines solchen allen eingelebten Verhältnissen und natürlichen Lebensbedingungen widerstrebenden politischen Eingreifens ward auch in diesem Falle nur zu klar. Pombals Regiment hatte fast sofort mit des Königs Tode (1777 Feb.) ein Ende. „Von allen seinen großen, mit eben so viel Uebereilung als Strenge, ja es ist nicht zu leugnen, oft mit unerhörter Grausamkeit durchgesetzten Planen, welche fast niemals auf die Eigenthümlichkeiten des Landes berechnet waren, ist wenig oder nichts geblieben, als eine bodenlose Verwirrung der Ideen und gänzliche Auflösung in den höheren Ständen, bei großer Vernachläßigung der eigentlichen Erziehung des Landvolkes, des Kernes der Nation, welche seitdem jedem Sturmwinde, der von außen kommt, willenlos hingegeben ist“ *). Das Verdammungsdecret vom 16. Aug. 1781 sagt, daß Pombal nach strenger Untersuchung durch des Vertrauens würdige Richter von diesen nach reiflicher Ueberlegung einstimmig als schuldig wegen seiner früheren Amtsführung verurtheilt worden sei, und eine exemplarische Strafe verdiene; daß aber in Hinsicht auf das vorgerückte Alter des schuldigen und seine schweren körperlichen Leiden die Strafe nicht statt haben solle; doch solle das weder den Rechten des Fiscus, noch der Privaten zu nahe treten und diese auf dem gerichtlichen Wege, wo sie durch den ehemaligen Minister glauben beeinträchtigt zu sein, ihr Recht suchen dürfen. — Dies Verfahren war gewiss das mildeste, was man gegenüber von einem Manne beobachten konnte, der sich im Namen einer falschen Ansicht so entsetzliche und zahllose Gewaltschritte und Ungerechtigkeiten erlaubt hatte.

Weniger gewaltsam, als in Portugal, machte sich dieselbe Ansicht vom Staate geltend in Spanien. Hier war

---

schickt, worauf zuerst mehrere königl. Befehle zur Zurückerstattung großer Summen an die Krone gegen ihn ergiengen, und endlich das Verdammungsdecret vom 16ten August 1781 erfolgte. v. Olfers a. a. O. S. 39. 40.

*) v. Olfers a. a. O. S. 40.

1746 auf Philipp V. sein Sohn Ferdinand VI. gefolgt, bis 1759, wo er wahnsinnig ward, und seinen jüngeren Halbbruder Karl III., der zeither König von Neapel und Sicilien gewesen, zum Nachfolger hatte, während Neapel und Sicilien an dessen dritten Sohn Ferdinand IV. gegeben ward*). Karl III. war in Italien schon von der neuen Staatsweisheit des Jahrhunders berührt worden. Er versuchte nun auch Reformen in spanischen Verhältnissen, obwohl mit weit schüchternerer Hand als in Italien. Das Nationalgefühl der Spanier war aber schon dadurch verletzt, daß die oberste Leitung der spanischen Angelegenheiten den Händen zweier Italiener, des Marchese Squillace und eines Grimaldi, anvertraut ward. Der Marchese Squillace, der schon durch den Versuch, die Verhältnisse der spanischen Colonien in Amerika umzugestalten, allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, hatte die Unklugheit, unter den vielen neuen Einrichtungen, die er auch für Spanien betrieb, solche zum Theil zu wählen, welche das Volk gewissermaßen persönlich berühren musten; solche die in dessen liebste Sitten eingriffen, die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse vertheuerten (durch Monopolisirung von Brodt, Oel und anderen Dingen für die Regierung), die hergebrachte Volkskleidung (den breitkrämpigen Hut und langen Mantel) verfolgten. In Folge dieser Misgriffe kam es am 23. März 1766 zu einem Volksaufstande der Madreleñen, durch welchen sie die Entlaßung des Marchese de Squillace erzwangen. An Squillaces Stelle trat als dirigirender Minister der Graf Aranda, welcher von dem französischen Hofe gewonnen, bei Karl III. (indem er ihm glaublich zu machen wuste, die Jesuiten hätten den Aufstand von Madrid betrieben) durchzusetzen wuste, daß der Jesuitenorden auch in Spanien aufgehoben ward. In Folge einer s. g. pragmatischen Sanction vom 2. April 1767 wurden die Jesuiten auf ewige Zeiten aus den spanischen Territorien entfernt und alle

*) Der älteste Sohn war blödsinnig; der zweite präsumtiver Erbe der spanischen Monarchie, mit welcher Neapel und Sicilien nicht vereinigt werden durfte.

ihre Güter confiscirt. Es heißt in dem Edicte: der König sei zu dem Entschluße gegen die Jesuiten nicht bloß durch seine weisen Räthe bewogen worden, sondern auch durch andere dringende, gerechte und nothwendige Gründe, die er aber in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurück behalte. Die Ausführung dieser Anordnung hatte zum Theil mit größester Rücksichtslosigkeit statt und nicht bloß aus den pyrenäischen Reichen der Krone, sondern auch aus den überseeischen wurden sämmtliche Jesuiten nach dem Kirchenstaate geführt, wo man sie anfangs nicht aufnehmen wollte; und so ward theils der verlängerte Aufenthalt auf den Schiffen, theils dann der Aufenthalt, den die französische Regierung einstweilen in Corsika bewilligte, aber auch unter sehr armseligen Verhältnissen, einer Menge dieser armen Leute zum Verderben.

Diese Reaction gegen die Jesuiten in Spanien war übrigens nicht so wohl mehr eine Folge der Entdeckung, die man in Portugal über ihre eigenthümliche Festsetzung in Südamerika gemacht hatte, als vielmehr die Nemesis, welche den Orden wegen seiner früheren Verfolgung der Jansenisten ereilte; und im Grunde ist auch schon das Verfahren Carvalhos zum Theil aus dieser Quelle abzuleiten; denn ohne die feindselige Richtung gegen die Jesuiten, die sich in der französischen schönen und s. g. philosophischen Litteratur festgestellt hatte, und welche bestimmend auch auf Carvalhos Bildung wirkte, würde dieser schon schwerlich zu solchen Gewaltschritten gekommen sein. So aber hatte er die durch die französische Litteratur bestimmte öffentliche Meinung Europa's im Rücken, und durfte darauf rechnen, sich bei ihr eine Art Heldenruhm zu erwerben durch sein Verfahren. Daß die Jesuiten in Frankreich nun alles aufboten, um die seit ihren Streitigkeiten mit den Jansenisten entwickelten antikirchlichen Mächte in der französischen Litteratur unwirksam zu machen, war natürlich; allein sie hatten hier eine feindselige Bildung hervorgerufen, und durch ihre Verfolgung stark gemacht, der sie am Ende auch in diesem Lande unterlagen. Das Verfahren Carvalho's hatte auf alle gleichgesinnte in Frankreich wie ein electrischer Schlag gewirkt, und bald war ein geringfügiger Anlaß hinreichend, auch aus Frankreich den Orden zu vertreiben, wie schon oben (S. 894) berichtet ist. Es war natürlich, daß das französische Ministerium alles that, um auch bei dem benachbarten, nah verbündeten und verwandten Hofe von Madrid ähnliche Maßregeln hervorzuru-

fen. In welchem Grade dies gelang, haben wir eben dargestellt. —

Aranda und Campomanes, der ihm zur Seite stund und auch als Schriftsteller in der neuen Richtung, aber in verständigerer Weise aufgetreten ist, auch für die Fortbildung Spaniens wirklich Verdienste hat, wußten mit geschickterer Hand als Grimaldi im Regimente Einzelnes noch im Sinne der französischen Bildungsrichtungen zu unternehmen; — allein da hier Sitten und Gebräuche in imponirender Weise feststunden, konnten alle diese Dinge nur vereinzelte, fast wirkungslose Puncte sein; und so hat auch dies Bestreben so gut wie kein Resultat, nicht einmal die feindlichen, destructiven Resultate wie in Portugal hinterlaßen. Das Bleibendste war immer noch das, was auf einzelnen Puncten für Bergbau und andere Culturzweige unternommen worden war, und dann allerdings auch die Beschränkung der Gerichtsbarkeit der Inquisition. Aranda verlor 1773 sein Ministerium und lebte dann als spanischer Gesandter in Paris. Als Minister hatte er seinen Collegen im Ministerium Don Pablo Olavide zum Nachfolger, der sich durch deutsche Colonisirung eines Theiles der Sierra Morena ein bleibendes Denkmal, aber freilich zum Theil in sehr ärgerlicher Weise, setzte; den Schutz, den er Protestanten in Spanien zu bereiten trachtete, oder eigentlich die wirklich voltairische Atheisterei, die in ihm wie in Aranda hauste, büßte er hernach im Gefängnisse der Inquisition, seit 1776. Ihm Jahre 1780 entfloh er und lebte unter dem Namen eines Grafen de Pilos lange in Genf und Paris. Die französische Revolution öffnete ihm endlich die Augen über die Consequenzen seines religiösen und politischen Systemes. Er bekehrte sich; trat in diesem Sinne als Schriftsteller auf; erhielt dann die Erlaubniß der Rückkehr nach Spanien und lebte hier noch bis 1803.

§. 2. Umwälzende Regierungen in Italien.*)

Maria Theresias Gemahl, Kaiser Franz I. (Stephan), Großherzog von Toscana, starb am 18. Aug. 1765, nachdem sein ältester Sohn, Joseph II., dem wir bereits vielfach begegnet sind, im März 1764 zum römischen Könige erwählt worden war. Für den zweiten Sohn, Peter Leopold, und dessen Descendenten war das Großherzogthum Toscana im Juli 1763 zu einer Secundogenitur-Herrschaft des östreichischen Hauses erklärt, also für dieses Fürsten-

---

*) Da ich weder im Sinne, noch in der Faßung des Einzelnen etwas zu ändern habe, entlehne ich diesen Abschnitt großestheils meiner italienischen Geschichte.

thum ein ähnliches Verhältniſs zu Oestreich hergestellt worden, wie das Neapels zu Spanien. Sobald Leopold durch den Tod des Vaters wirklich Großherzog geworden war, begab er sich nach Florenz, zu großer Freude seiner neuen Unterthanen, die nach mehreren herzlich schlechten Fürsten, und nach der Regierung eines nicht bei ihnen residirenden, erfreut waren, wider einen eignen Fürsten bei sich zu sehen.

Es war (nicht zu leugnen) aus den früheren Zeiten schlechter und ganz egoistischer Fürsten aus dem mediceischen Hause eine Last von Verhältnissen auf Toscana gekommen, welche nirgends als in der Selbstsucht derer, die dieselben einrichteten, eine Rechtfertigung hatten, auch läßt sich nicht leugnen, daß besonders das Princip der Particularisirung der Verhältnisse in diesem schlechten Interesse ausgebeutet ward, also ein Princip, dem die dominirende Ansicht der Zeit überhaupt entgegen war. Die Folge war, daß Leopold, als er sich bald nach seiner Ankunft der öffentlichen Geschäfte mit Eifer annahm, nicht dabei stehen blieb, dem Misbrauche, der mit der Particularisirung getrieben war, entgegenzutreten, sondern daß er das Particulare in der Gestaltung öffentlicher Verhältnisse, ohne welches nie ein organisches Staatsleben möglich war, überhaupt angriff, und in der Durchführung allgemeinerer Gesichtspuncte überhaupt das Historisch-erwachsene geringer achtete — mit einem Worte, daß er der Neigung seiner Zeit, dem Momentan-zweckmäßigen den Vorzug zu geben, überall huldigte.

Leopold suchte alle particularen Grundlasten so viel als möglich aufzuheben, und beschränkte die fideicommissarischen Verfügungen. In Beziehung auf städtisches Gewerbe schaffte er einen großen Theil beschränkender Hemmungen ab, und suchte den Verkehr durch Erleichterung der Communicationsmittel zu heben. Weiter reformirte er durch Aufhebung privilegirter Gerichtsstellen und durch Abschaffung mancher Misbräuche im Gerichtswesen; aber er gab auch der um diese Zeit beginnenden Schwächlichkeit des Gefühles nach, und löste die alte, strenge Criminalordnung. Gesetzrevisionen der manichfachsten Art und die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches giengen im Geleite dieser Aenderungen. Für die öffentlichen Schulen, für die Universitäten Pisa und Siena geschah einiges Ehrenwerthe; und in dem bekannt gemachten compte rendu der Admini-

stration ergriff Leopold ein Mittel zu Gewinnung allgemeiner Achtung und Liebe bei seinen Unterhanen, was gar nicht fehlschlagen konnte. Wer sieht aber nicht, wie das, was hier wirklich Gutes dadurch geschah, daß es im Zusammenhange auftrat mit der schlechten, plattverständigen Ansicht von Staatsangelegenheiten, die damals von Frankreich aus, wie wir gesehen haben, zur Domination geführt ward, unendlich geschadet hat, wenn man einen weiteren Kreis berücksichtigt, als Toscana; denn es ward als Muster und Beispiel nicht nur in seiner Einzelnheit, sondern zugleich als Beleg, daß die dominirende Ansicht bei entschiedener Durchführung nur Segen verbreiten könne, ausgebeutet, und machte so ähnlichem Verfahren auch da Bahn, wo es nicht einmal in dem Maße angebracht war, wie in Toscana.

Geistig aufregender wirkte es aber, daß Leopold in demselben Sinne auch in geistliche Angelegenheiten reformirend eingriff. Wir wollen keineswegs behaupten, daß zu den Forderungen, wie sie von Toscana her an die römische Kirche gestellt wurden, überhaupt keine Berechtigung vorhanden gewesen sei; vielmehr war zum Theil dieselbe Berechtigung vorhanden, wie bei den Forderungen der Jansenisten in Frankreich. Aber die weltliche, die administrative Weise, wie man die Sache angriff, war gewiß nicht zu billigen, und im Ganzen müßen wir über diese Reformation dasselbe verwerfende Urtheil aussprechen, was wir oben in Beziehung auf Ludwigs XIV. kirchliches Anstreben gegen Rom ausgesprochen haben. Im Lande selbst kam Leopold dabei Vieles zu Hilfe; schon seit längerer Zeit hatten sich, als er 1787 diesen Theil der Verhältnisse reformirte, Grundsätze und Ansichten von Frankreich und Deutschland her selbst unter der Geistlichkeit verbreitet, welche dem bestehenden Kirchenwesen ganz entgegen waren. Von den 57 Artikeln, die Leopold seiner Landesgeistlichkeit vorlegte, wurden viele unmittelbar oder mit geringen Aenderungen genehmigt. Der Sinn der Reform im Ganzen gieng dahin, die Pfarreien zu heben, die Klöster zu beschränken, die Landeskirche unabhängiger zu machen, das Inquisitionstribunal zu vernichten. Bei diesen kirchlichen

Reformen war dem Großherzoge bald Reizmittel, bald Organ der Ausführung Scipio de' Ricci, der Bischof von Pistorien (Pistoja). Dieser suchte ein so ausgedehntes, vom Pabste unabhängiges Episcopalsystem in der Kirche durchzufechten, daß Pius VI. sich zuletzt verletzt veranlaßt sah, mehrere der von ihm aufgestellten Grundsätze im J. 1794 als irrig und schismatisch zu verdammen. Auch die Lehre vom Ablaßschatze der Kirche, so wie den Gottesdienst in fremder Sprache und vieles andere der römischen Kirche Eigenthümliche griff der kühne Reformator von Pistorien an, und setzte auf einer Synode die Annahme der 4 Artikel der gallicanischen Kirche durch.

Inzwischen hatten auch in Neapel ähnliche Interessen wie in Toscana gewirkt. Auch dieses Königreich war, nachdem es eine Reihe von Jahren als Nebenreich durch Statthalter regiert worden war, nun zu einer Sekundogenitur geworden. König Ferdinand IV. war zuerst unmündig auf den Thron gelangt, und dann durch seine Erziehung auf so unbedeutende Beschäftigungen geleitet worden, daß er stets in Beziehung auf höhere politische Anforderungen in einer Art Unmündigkeit blieb. Diese ließ seinen Ministern einen außerordentlichen Spielraum frei, und der Marchese Tanucci, der so lange und schon unter Ferdinands Vater an der Spitze der Geschäfte stund, hatte ein ganz ähnliches reformatorisches und (was wegen der eigenthümlichen politischen Beziehungen hier noch näher lag) Rom entgegenwirkendes Interesse wie Leopold. An ein Brechen der Feudalverfaßung und Befreien des Grundbesitzes von particularen Belastungen war zwar in Neapel und Sicilien noch nicht zu denken; allein Tanucci that alles Mögliche, die Rechte der Barone zu beeinträchtigen, diese selbst an den Hof zu ziehen, und ihnen hier statt des stolzen fürstlichen Bewustseins, das sie nährten, das abhängiger Edelleute einzuflößen; sie in ähnlicher Weise, so weit die Verhältnisse es gestatteten, zu demoralisiren, wie Ludwig XIV. den französischen Adel. Da Tanucci zu gut bourbonisch gesinnt war, um, nachdem sein junger König eine östreichische Princessin geheirathet hatte, deren Gnade auf die Dauer erhalten zu können, muste er 1776

einem östreichischer gesinnten Manne, dem Marchese de la Sambuca von Palermo, Platz machen; allein da die reformatorische Richtung Tanuccis zu gut im Interesse eines mechanischen Königthums war, überlebte sie seinen Einfluß, und auch sein Nachfolger gieng darauf ein.

Um die alles zersetzende Verstandesbildung und perverse Staatsansicht, die wir von Frankreich aus bereits nach allen Seiten hin sich haben ausbreiten sehen, zur Herrschaft zu führen, haben in jener Zeit auch zwei talentvolle Italiener nicht wenig beigetragen. Der eine von diesen ist Cesare Marchese di Beccaria (geb. 1735 zu Mailand † 1793), dessen Werk dei delitti e delle pene einen unmittelbaren Einfluß übte auf die Reformationen des Criminalwesens in Toscana, und welcher theils als Lehrer der Staatswirthschaft, theils in sehr bedeutenden öffentlichen Aemtern noch mehr auf seine nächste Umgebung, auf die Lombardei, wirkte. Der zweite ist der Cavaliere Gaetano Filangieri (geb. 1752 zu Neapel † 1788), dessen Ausbildung so recht den Kern des tanuccischen Einflußes auf Neapel zeigen kann. Seine scienza della legislazionne ward mit fast ungetheiltem Beifalle aufgenommen. Die bestehende Ordnung der Dinge ward darin fast von allen Seiten angegriffen, doch kann man nicht umhin, Filangieri ein ausgezeichnetes Talent zuzugestehen. Beide, Beccaria und Filangieri, doch mehr noch der erstere, hatten sich an den Franzosen, an Voltaire, an den Encyclopädisten gebildet.

Wie Toscana im mittleren, Neapel im südlichen Italien einer gänzlichen Umgestaltung durch die revolutionären Ansichten ihrer Regierungen selbst entgegengiengen, so in gewissem Betrachte auch das Herzogthum Mailand. Hier war freilich schon seit dem sultanischen Militärregimente der Herzoge aus dem Hause Visconti und Sforza an der Aufhebung aller particularen politischen Gestaltung gearbeitet worden, und unter den spanischen Statthaltern nur eine Art Stillstand eingetreten. Maria Theresia, später Joseph II. — oder vielmehr der Gouverneur der Lombardei, Graf Firmian — fand ein offnes Feld. Fast nirgends brauchte gewaltsam eingegriffen zu werden. War irgendwo die bezeichnete politische Richtung am Orte, so war sie es hier, weil das ältere Beßere schon längst ab-

geschliffen, schon längst alles, selbst in den Wißenschaften, die hier blühten, auf das Sinnliche gewendet war, und man also ganz folgerecht verfuhr, wenn man alles aufbot, auch eine sinnliche Blüthe des Landes herbeizuführen.

Daß auch der päbstliche Hof bis auf einen gewissen Grad in die in der Zeit herrschende Richtung hereingezogen ward, entsprang aus Streitigkeiten mit dem Herzogthume Parmen, wo der Infant Philipp im Juli 1765 gestorben war, und ein Franzose aus Bayonne, du Tillot, (nunmehr Marchese di Felino) die vormundschaftliche Regierung führte für den erst 14jährigen Herzog Ferdinand. Du Tillot vertrieb nach dem Vorgange der spanischen Regierung die Jesuiten, und suchte außerdem die Rechte des päbstlichen Hofes zu beschränken. Als der Pabst gegen den kleinen Staat glaubte energischer auftreten zu können, fand du Tillot Schutz für sein Verfahren bei den bourbonischen Höfen. Ludwig XV. ließ Avigon und Venaissin, die Regierung von Neapel ließ Benevent und Pontecorvo besetzen, sodaß zuletzt Clemens XIII. Maria Theresias Vermittelung suchen muste, und sogar bei dieser Fürstin nur ein ablehnendes Benehmen fand. Man drang in den Pabst, er selbst solle die Aufhebung des Jesuitenordens bestätigen. Mitten unter diesen höchst verwickelten Streitigkeiten starb Clemens XIII. am Abend des 2. Febr. 1769 eines plötzlichen Todes. Die Lage eines Pabstes war, wenn er seinen Pflichten würdig nachkommen wollte, seit Nicolaus II. Zeiten nicht so schwierig gewesen wie damals, als die Cardinäle am 15. Febr. 1769 im Conclave zusammentraten. Sie theilten sich bald in zwei Parteien, in die der Zelanten (de' zelanti) und in die der Regierungen (delle corone). Nach längerem Schwanken ward am 19. Mai der Cardinal Ganganelli, Sohn eines Arztes aus St. Arcangel bei Rimen (Rimini), erwählt und nahm den Namen an Clemens XIV. Gleich seine ersten Maßregeln ließen annehmen, daß er der reformatorischen Zeitrichtung, welcher Clemens XIII. noch unerschütterliche Ruhe entgegen gesetzt hatte, auf mehr als einem Puncte nachgeben werde.

Inzwischen giengen die Reformationen doch auch nicht überall in Italien so widerspruchslos von statten wie in Toscana; du Tillot hatte sich so viele Feinde durch sein Verfahren zugezogen, daß die Unterthanen unruhig zu werden begannen, und dadurch im J. 1771 eine Untersuchung durch Commissare Spaniens und Frankreichs herbeiführten, welche (was ohnehin der junge Herzog wünschte) du Tillot entließen, und einen Spanier, de Lano, an seine Stelle setzten, der nun unter des schon früher majorenn gewordenen, allen antipapistischen Bestrebungen entsagenden Herzogs Ferdinand Autorität die Angelegenheiten des Herzogthums leitete.

Clemens XIV., der (wenn auch gar manche Gründe gegen den Orden der Jesuiten vorliegen mochten, die wenn nicht dessen Aufhebung doch dessen Reformation zu erheischen schienen) sich die Aufhebung eines geistlichen Ordens nie und nimmer auf diese Weise hätte abzwingen laßen dürfen, gab endlich den Drohungen der bourbonischen Höfe und Portugals nach, und hob am 23ten Juli 1773 den Jesuitenorden durch ein Breve auf, was dann am 16ten Aug. in Rom publicirt ward. Zugleich ward der Jesuitengeneral Ricci nebst einigen anderen Ordensobern in das Castel St. Angelo als Gefangene geführt. Nicht der Inhalt des päbstlichen Benehmens in diesem Falle ist es, welcher getadelt werden kann, denn der Pabst hatte allerdings das Recht, den Orden zu unterdrücken, und konnte in dem Interesse der Kirche wohl auch Gründe sehen, diese Unterdrückung zu rechtfertigen; aber daß ein Pabst in diesem Grade den Grundsatz, der Rom einst so groß gemacht hatte, hintansetzen, in dieser Form dem Andringen weltlicher Mächte nicht etwa in Beziehung auf deren auswärtige Territorien (denn von diesen waren ja die Jesuiten bereits vertrieben), sondern in Beziehung auf die Kirche und den Kirchenstaat selbst nachgeben konnte, zeigt uns in der That den römischen Stuhl in einer Schwäche, an welcher nicht bloß allgemeine Verhältnisse, sondern vornämlich auch das Individuum Schuld hatte, welches auf demselben saß, ohne die diesem Sitze allein würdige Heldennatur zu haben.

Weltliche Früchte erntete Clemens freilich sofort in

hinlänglichem Maße: denn der Herzog von Parmen wendete sich sogleich vermittelnd für ihn an die bourbonischen Höfe, und gegen Ende des Jahres gab König Ferdinand von Neapel dem römischen Stuhle Benevent und Pontecorvo zurück. Im April 1774 ordnete Ludwig XV. die Räumung Avigons und Venaissins an. Clemens XIV. war voller Freude über die hergestellte Einigkeit mit den bisher ihn bedrohenden Höfen, genoß derselben aber nicht lange. Aus Angst vor etwaiger Vergiftung, die er fürchtete, soll er gewisser Gegengifte sich bedient und dadurch seinen Körper so geschwächt haben, daß er dann auch einem leichten Uebel unterlag. Gegen ein, dem Anscheine nach, bloß rheumatisches Halsübel wendete er, ohne Aerzte zu fragen (wohl weil er sie fürchtete) Blutigel an, ward aber auffallend schwach nachher und vom Fieber ergriffen am 10ten Septbr. 1774. Die Uebel verschlimmerten sich; bis zum 19ten kam auch eine Entzündung im Unterleibe dazu; am 22ten starb Clemens. Sein Leichnam war in einem solchen Zustande, daß er trotz der Einbalsamirung sich völlig auflöste.

Das Conclave nach Clemens XIV. Tode ward am 5ten October begonnen; aber erst am 15ten Februar 1775 ward der Cardinal Giovanni Angelo de' Braschi, von adeliger Herkunft aus Cesen, zum Haupte der katholischen Christenheit erwählt. Er nannte sich Pius VI., und ließ sofort den Proceß der noch im Castel St. Angelo verhafteten Jesuiten beschleunigen, und da sich nichts Wesentliches gegen sie fand, wurden sie gegen Ende des Jahres und zu Anfange des nächsten in Freiheit gesetzt; nur der Ordensgeneral Ricci war vorher schon im Castel gestorben.

Wir haben früher bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt, bis zu welchem Grade politischer Nullität Schweden unter den Nachfolgern Karls XII. herabgesunken war, und wie bei der Ohnmacht der Könige die Regierung allein im Interesse des Adels oder vielmehr seiner jedesmaligen Parteien geführt ward. Es war aber zum Heile der königlichen Gewalt, daß diese Aristokratie nicht bloß §. 3. Gustav III.

gegen den König übermüthig auftrat, sondern allmälig auch die anderen Stände der Nation erbitterte, die nun allgemach sich von dem Unglücke, was den Staat unter Karl XII. getroffen hatte, erholten. Die Aristokratie hatte freilich die königliche Gewalt, wo sie persönlich so schwach vertreten ward, wie von König Adolf Friedrich, schon zu einem leeren Namen gemacht; und sogar, daß der Adel unter sich nicht einig war, daß ein Theil desselben die Hand bot, die königliche Gewalt wider herzustellen, vermochte Adolf Friedrich nicht zu nutzen; er muste, so wie die Sachen giengen, geschehen laßen, daß 1755 Brahe und Horn, die diese Dinge vornehmlich betrieben hatten, enthauptet wurden. Wie schwächlich (und wie schmählich durch Frankreichs Einfluß erzwungen) Schwedens Antheil am siebenjährigen Kriege war, haben wir gesehen; und während man im Auslande alle Achtung verlor, feßelte die Aristokratie die Regierungsgewalt jedes Jahr fester. Endlich im Jahre 1768, als die Unzufriedenheit auf allen Seiten laut geworden war, hatte Adolf Friedrich doch noch die Kraft auszusprechen, unter solchen Verhältnissen könne er nicht weiter regieren. Alle Behörden erklärten sofort, daß durch die Niderlegung der Regierung von Seiten des Königes auch ihre Amtsgewalt zu Ende sei; und so sah sich der Reichsrath genöthigt, an ein Einlenken zu denken. Er berief die Reichsstände zum April 1769, und diese entfernten, nachdem eine Untersuchung des Benehmens des Reichsrathes statt gehabt, fast alle Glieder desselben von ihren Stellen, änderten aber im Wesentlichen nichts an den Verhältnissen des Reiches; und so dauerten noch die früheren Uebelstände, doch war auch die Einsicht, daß es Uebelstände seien, unter allen Klassen des Volkes verbreitet, als Adolf Friedrich starb (Februar 1771) und sein 25jähriger Sohn Gustav III. ihm als König folgte.

Wenn irgendwo in Europa Grund vorhanden war, umgestaltend in die Verhältnisse einzugreifen, so war es gewiss in Schweden. Die Revolution, welche hier nun in den nächsten Zeiten vorgehen sollte, war eine vollkommen berechtigte; sie war nur eine Auflehnung gegen die egoi-

stischen Usurpationen einiger Familien. Da sie aber in ein Zeitalter fiel, in welcher überhaupt eine falsche Doctrin vom Staate und von den gesellschaftlichen Verhältnissen im Gange war, konnte niemand hindern, daß sich auch an diese Revolution Gedanken anknüpften an das, worin jene Zeit ihre Glorien suchte; — und um so weniger konnte das jemand hindern, als die französische Litteratur gerade in Schweden den größten Einfluß übte auf die gebildeten Klassen des Volkes. Auch knüpfte sich auf einer Reise, welche Gustav noch als Kronprinz nach Frankreich gemacht hatte, ein nahes Verständniſs an zwischen ihm und Choiseul, und der französische Gesandte de Vergennes, den Choiseul nach Gustavs III. Thronbesteigung nach Stockholm sandte, ward einer der vornehmsten Rathgeber des jungen Königes.

Gustav hatte die liebenswürdigste Persönlichkeit; ein geistreiches, blitzendes Wesen; eine edle Haltung und herzgewinnende Weise begleiteten sein Auftreten, und Schweden war durch französische und englische Schriftsteller und durch die schwedischen Publicationen der letzten Zeit selbst hinlänglich vorbereitet, um Aeußerungen zugänglich zu sein, wie die Gustavs auf seinem ersten Reichstage, daß er seine Ehre darin finde, der erste Bürger eines freien Staates zu sein. Während er so die Hoffnung und das Interesse aller mit dem actuellen Zustande Unzufriedenen an sich als an einen gemeinsamen Mittelpunkt knüpfte, besaß er dennoch Verstellungsgabe genug, so daß die Aristokratie solche Aeußerungen als hinlänglich unschuldige Phrasen auffaßen muste, und in Sicherheit ihn seine Vorbereitungen treffen ließ*).

---

*) E. M. Arndt schwedische Geschichten unter Gustav III. vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf (Leipz. 1839. 8vo.) S. 101. „— Und wirklich war Gustavs Spiel kein leichtes. Sie (sc. die Aristokraten) waren im Besitze aller Ehren und Würden, hatten Flotte und Kriegsheer unter ihrem Befehle, und traten mit der Herrschaft gewohnten Stirnen und Gebärden auf, die einem Jünglinge wohl bange machen konnten. Daß in diesem Könige Geist und Lust zu herrschen war, das wusten sie, auch kannten sie seine Gewandtheit; aber den Muth trauten ihm wohl die Meisten nicht zu, daß er einzelne dünne Fäden, deren

Während Gustav nur geistreichem Genuße zu leben schien, benutzten von ihm dirigirte Personen die Theuerung im Lande, um alle Unzufriedenheit gegen die schlechte Verwaltung, alle Hoffnungen auf den jungen König zu richten. Er hinderte nicht, daß die Partei der Mützen die Uebermacht, die sie eben erlangte, zu vollständiger Verdrängung der Gegenpartei des Adels aus dem Reichsrathe und aus der Administration misbrauchte.

Nachdem der Plan verabredet war, stund der Hauptmann Hellichius (nachher Gustavsschild) in *Christianstadt* gegen den actuellen Zustand auf. Er erließ ein Manifest gegen die Usurpationen der Aristokratie. Des Königes Bruder, Prinz Karl, der im Einverständnisse war, sammelte sofort Truppen, als geschähe es gegen Hellichius. Noch glaubte Gustav selbst zögern zu müßen, und hielt durch Verstellung die Reichsräthe hin, bis ihr Collegium den Prinzen Karl vom Commando der durch ihn zusammengezogenen Truppen entfernen wollte. Schon war nun auch in der Hauptstadt alles vorbereitet, als am 19ten August früh in der Reichstagssitzung dem Könige zugemuthet ward, einen Brief mitzutheilen, den er in letzter Nacht vom Prinzen Karl erhalten. Der König lehnte ab — und gegen den König selbst ward Verdacht in einer Weise laut, die ihn zu raschem Entschluße trieb. Er eilte aus der Versammlung zu verschiedenen Gardeabtheilungen, gewann deren Officiere, so weit sie noch nicht ins Geheim schon (durch den Obrist Sprengporten vornehmlich gewonnen) für ihn waren, fast alle — mit ihnen gemeinschaftlich die Gardeabtheilungen der Schloßwache. Das Volk, durch die falsche Nachricht, Gustav sei gefangen, alarmirt, schloß sich in Jubel ihm an. Die Bemühungen des General Rudbeck, die

---

Gewebe sie wohl kannten, zu einem Netze auszuspinnen wagen werde, das sie alle einzufangen bestimmt war. Er aber war, indem er ihnen nur in einzelnen Gelüsten und Anwandlungen zu spielen schien, verschlagener und kühner, als sie ihm zugetraut, fuhr mit hellem, königlichem Muthe drein, das Glück führte ihn hindurch, ohne daß Dolch oder Kugel auf ihn geschnellt wäre, und durch den glücklich unblutigen Sieg verdiente er den schwedischen und europäischen Triumph."

Truppen für den Reichsrath zu gewinnen, und des Königes Unternehmen als ein Attentat gegen die Landesfreiheiten darzustellen, waren vergebens, denn Gustav hatte die Liebe und das Vertrauen der Hauptstadt, und von den Landesfreiheiten im Sinne der Aristokratie wollte man eben nichts wißen. Den Reichsrath hatte der König sofort durch Soldaten im Sitzungssaale festhalten laßen, die Behörden in der Stadt huldigten Gustav schon zum Theil am ersten Tage. Truppen, die der Reichsrath schon vorher nach der Hauptstadt befehligt, wurden in geringer Entfernung von derselben aufgehalten, und nachdem sich der König so am 19ten der Hauptstadt bemächtigt, huldigte diese mit allen Behörden, die es noch nicht Tags zuvor gethan, am 20ten. Am 21ten erschien der König im Ritterhause vor den Ständen, nachdem durch Aufstellung von Militär gesorgt war, daß gewaltsamer Widerspruch sich nicht erheben könne; auch ließen sich die schreienden Uebelstände der Verfaßung und Regierung, wie sie seit Karl XII. sich gebildet hatten, nicht in Abrede stellen — und so setzte Gustav durch, daß man sich bei seiner Versicherung, die Freiheit und das Recht der Schweden, die er beschworen, nicht beeinträchtigen zu wollen, beruhigte, und in die Verfaßungsänderungen willigte, die er vorschlug. Durch diese Aenderungen trat der König wider wirklich an die Spitze des Staates, der im Ganzen die Verfaßung wider erhielt, wie sie vor 1680 gewesen; der König erhielt die Ernennung zu allen Civil- und Militärämtern, die man ihm fast ganz entwunden hatte, (obwohl nicht unbeschränkt) zurück, so wie die Verfügung über die Finanzen, das Heer und die Flotte. Auch die Provinzen wurden leicht von des Königs Brüdern Karl und Friedrich gewonnen — und wie Gustav ohne Blutvergießen gesiegt hatte, so trübte auch keine Rache den vollendeten Sieg. Sein neugewonnenes Königsrecht war ihm genug. Die nächsten Jahre waren, besonders da Gustav in Westermann (nachher Freiherr Lilienkranz) einen Mann an die Spitze der Finanzen brachte, der diesen Zweig der Administration bald zu löblichster Ordnung zurückführte, und das Volk ein klares Gefühl

beßerer Zustände erhielt, in jeder Weise glücklich zu nennen. Die Stände waren dem Könige fast in allem zu Willen.

Indem nun aber, wie oben schon bemerkt ward, diese im Uebrigen so vollständig gerechtfertigte Umkehr in eine Zeit fiel, die die Rechtsachtung großestheils verloren und sich dagegen berauscht hatte in der Achtung großer und kühner Persönlichkeiten, in der Freude am Momentan-zweckmäßigen und Materiell-gedeihlichen, geschah es, daß man nicht mit dem Ernste, mit dem Nachdrucke, mit der Unermüdlichkeit, die nothwendig gewesen wäre, gerade dies hervorhob, daß diese Revolution nur gutes, altes Recht herstellen sollte: geschah es, daß Gustav selbst seine Aufgabe mehr als eine persönliche nahm, und indem er für das, was er für das Tüchtige hielt, durchgriff, seiner Verfahrungsweise einen gewissen Stempel tyrannisches Wesens aufdrückte, welcher mit Freuden ertragen ward, so lange das Volk in seines Königs Thun sein eignes, in seinem Könige seinen Helden sah — der aber zur entsetzlichen Waffe gegen Gustav ward, als seine persönliche, leichtsinnigere Art anfieng Anstoß zu geben; als üble Gerüchte, welche die früher Verletzten reichlich aus dieser Quelle hervorgehen machten, und Misjahre das Volk verstimmten und von ihm abwendeten. Da muste auch er die Erfahrung machen, daß treue Rechtsachtung im Volke eine sicherere Basis ist, als die Förderung materielles Wohlstandes und mercantiles Gedeihens. Daß er aber selbst durch die Weise, wie er in liebenswürdiger Leichtigkeit die Umkehr und dann die Regierung behandelt, zu dem Verbröckeln dessen, was von Rechtsachtung vorhanden gewesen, beigetragen, wird sich nicht leugnen laßen. Der Leichtsinn, den das Volk nachher bewies gegen ihn, war zum Theil die Frucht der Lehre, die sein eignes Handeln gegeben hatte; und insofern wäre eine Gestalt der Umkehr, bei der eine Anzahl hochgestellter Köpfe vor die Füße gelegt worden wären, wobei man aber einen ernsten, das Gemüth tief ergreifenden Kampf gehabt, und nach welcher man weniger einen persönlich thätigen und sich den Phrasen des Jahrhunderts leicht anschmiegenden Herrn, als vielmehr einen zähen, wenn auch langweiligen, ja sogar geistlosen, aber treuen Vertreter des Rechts in seinem Herrscher gehabt hätte, das im Ganzen Heilsamere, wenn auch nicht das momentan zu den damaligen Schweden Passendere gewesen.

Während nun Gustav in der nächstfolgenden Zeit, kühn geworden durch seine ersten Erfolge, in leichter, geistreicher

Weise, in glänzenden Formen einen Kranz, den das Jahrhundert bot, nach dem anderen glaubte holen zu dürfen, seine Fürsorge für Landeswohl und mercantile Vortheile in dem Beginne des Baues von Canälen, in den Unterhandlungen zu Gewinnung St. Barthelemys, in den eignen Reisen durch sein Land, auch nach Finnland, bethätigte; seine Huldigung dem gelehrten Stande brachte in Errichtung einer königlichen Academie, in mehrfachen selbst mit wißenschaftlichen Uebungen verbundenen Besuchen Upsalas, und in Ertheilung des Nordsternordens an Glieder der höheren Geistlichkeit; während er selbst in einer spielenden Ritterlichkeit auftrat, den Adel zu dem Turniere nach Eckholmsund lud, um selbsiebent gegen alle turnierfähigen zu vertreten, daß spätere Liebe höheren Werth habe, als frühere; während er phantastisch manche Seite des mittelalterlichen Lebens sogar in unverständiger Weise herstellen wollte, die sich mit den actuellen Verhältnissen nicht vertrug, lauerten die aus ihrer Gewalt vertriebenen, aber nicht vernichteten früheren Gewalthaber auf jede Blöße, die er in seiner Sorglosigkeit bot. Daß er durch die Erneuerung der alten Eintheilung des Adels in Grafen und Herren, Ritter und Knappen, alle unter die Knappen verwiesenen Edelleute, die in der letzten Zeit in politischer Berechtigung dem vornehmsten Adel zur Seite gestanden, verletzte; daß er, während Hunger das Land drückte nach Petersburg und dann weiter nach Süden, nach Italien reiste; daß er, um die Abhängigkeit von Korneinfuhr zu mindern, zuerst überhaupt gegen den Branntwein mit Prohibitivgesetzen auftrat, dann (als er diese nicht durchführen konnte) das Brennen desselben als Regale ausbeutete — machte allmälig alle Stände und Klassen des Volkes ihm widerwillig und geneigt, auf die Verleumdungen einzugehen, die seine alten Gegner in Umlauf setzten. Während seiner italienischen Reise hatten diese die Besorgniss erregt, er möge wie einst Christine katholisch werden und Schweden, dessen Ruhm mit dem Dasein des Protestantismus zusammenhieng, Rom wider zuführen wollen; als er zurückgekehrt war, gaben die schmutzigster Sinn-

lichkeit huldigenden Sitten mancher seiner Umgebungen der bösen Nachrede um so leichter Raum, als er geistreichen Genuß liebte, sich für Theater, für Poesie überhaupt interessirte, und in fröhlicher Gesellschaft sich selbst am liebsten sah, was dem Volke natürlich ohne Mühe als die glänzende Außenseite eines im Inneren vom Eckelhaftesten berührten Daseins dargestellt werden konnte. Wie Gustav auf dem Reichstage 1778 nur Jubel geerntet hatte bei allen seinen Vorschlägen, fand er 1786 eine so übermächtige Opposition gegen sich, daß er nichts von dem, was er wollte, zu erreichen vermochte*). Es zeigt sich hier recht, welch ein Unterschied ist zwischen einem Zustande, zu dessen Mittelpuncte sich das eitle Wesen einer, wenn auch noch so ausgezeichneten Persönlichkeit, gemacht hat, und einem solchen, als dessen Grundlage man alte Rechtsachtung erhalten oder neue erzogen hat. Das aber gerade ist der faule Fleck des vorigen Jahrhunderts; sogar was man Ersprießliches für die Rechtspflege that, geschah in der Regel in einer Weise, welche der Zweckmäßigkeit mehr huldigte als dem Rechte.

Als Gustav die Anhänglichkeit an seine Person wanken sah, glaubte er sie sich durch ein Unternehmen, ganz aus schwedischem Nationalgefühle geboren, wider gewinnen, von Neuem sein Haupt mit einem Kranze umwinden und zugleich die ihm feindlichen Elemente beschäftigen zu können; er begann Krieg mit Katharina von Rußland.

Es war schon immer ein Lieblingsplan Gustavs gewesen, Schweden durch kriegerische Thaten in Europa wider zu größerer politischer Achtung zu erheben. In diesem Sinne hatte er Heer und Flotte, so weit die Kräfte des Landes es zulie-

---

*) Arndt a. a. O. S. 105. „Auf dem Reichstage 1786 merkte der König zuerst, daß seine Gunst bei seinen Schweden so gefallen war, daß die Aristokratie ihr Haupt wider emporheben und sich zu einer Opposition zusammenschließen konnte. Sie hatten einen klugen, feinen, beredten Mann, einen alten Rottenführer der Hüte, den Grafen Axel von Fersen, welcher wenigstens ins Geheim manche Fäden aufzog, die Gustavs Gewebe verwirren sollten."

ßen, tüchtig herzustellen gewußt. Nun schien die Zeit günstig. Die Plane des russischen Kabinets gegen die Pforte waren schon hinlänglich deutlich hervorgetreten, um Preussen und England, die sich seit den letzten Jahren Friedrichs II. wider genähert hatten, mit Besorgnissen zu erfüllen, und zu Schwedens Unterstützung geneigt zu machen, während Rußland zugleich in einen Krieg mit den Türken verwickelt war. Den Vorwand zum Bruche gaben ältere Allianzverhältnisse zwischen Schweden und der Pforte; gab das Benehmen des russischen Gesandten, Rasumowsky, der von Gustav beschuldigt ward, die Unzufriedenheit des Adels mit seiner Regierung zu nähren, und den er in Folge dieser Ansicht am 23ten Juni 1788 aus dem Reiche wies.

Gustav hatte sich bei diesem Beginnen in der Macht des Nationalhaßes verrechnet. Der schwedische Adel wollte lieber schmachvoll mit Fremden transigiren, als einen Herrn länger ertragen, wie es der König zu sein im Sinne hatte. Die Verfaßung, die Gustav bei seiner Revolution 1772 hergestellt hatte, enthielt die Bestimmung, daß der König einen Angriffskrieg nur mit Einwilligung der Reichsstände beginnen dürfe. Sich an diese zu wenden, wagte er nach den Erfahrungen des letzten Reichstages nicht, und so war er, da das Heer zugleich ihm und den Ständen geschworen hatte, in der Lage, nachdem er alle herausfordernden Schritte zum Beginne des Krieges gethan hatte, in Finnland, wohin er sogleich nach Entfernung des russischen Gesandten gegangen war, mit seiner Armee drei Wochen unthätig liegen zu müßen, in der Hoffnung, die Russen sollten ihm mit einem Angriffe zuvorkommen. Das russische Kabinet war klug genug, die so gewonnene Zeit zu Sicherung der Grenzfesten und Grenzprovinzen zu nutzen, des Königs Hoffnung aber, daß ihm ein Vorwand gegeben werden würde, bei scheinbarer Rechtsachtung doch seinem königlichen bon plaisir folgen zu können, zu vereiteln. Während Gustav leichtsinnig genug sich persönlich der Triumphe in voraus gerühmt hatte, die er in dem Kriege gegen die Russen erfechten würde, und die er, wenn er den Krieg rasch hätte anfangen können, bei der Entfernung der russischen Hauptmacht nach den südlichen Theilen des Rei-

ches, auch leicht erfochten hätte, machte die Kaiserin in ihrem Manifeste vom 29ten Juni der schwedischen Nation bemerklich, daß sie keinen Krieg suche, und daß, wenn Gustav ihn ohne Einwilligung der Stände beginne, dies eine Verletzung der Verfaßung und ein Unrecht sei, was dem schwedischen Rechte angethan werde. In der That erhielten dadurch Gustavs Gegner in Schweden eine sehr starke Stellung; denn daß es eine sophistische Umgehung des Rechts war, wenn der König das Kriegsspiel so weit trieb, wie er es getrieben hatte, ohne die Einwilligung der Stände zu haben, in einem Falle, wo das Recht ihn an diese Einwilligung band, war nur zu klar, und wie antinational auch das Benehmen seiner Gegner unter dem Adel war, eine rechtliche Grundlage hatte es; und auf das Leichtsinnigste brachte sich Gustav in die Lage, auch den letzten Anschein von Rechtsachtung wegwerfen, und der Form nach als Tyrann, als eigenmächtig waltender Herr auftreten zu müßen, wofür keine theatralische Ritterlichkeit schadlos halten konnte.

Nach dem ersten kriegerischen Zusammentreffen des Bruders des Königes, Herzogs Karl von Südermannland, mit der von Admiral Greigh geführten russischen Flotte bei der Insel Hogland (17te Juli) erklärten die schwedischen Obersten, als Gustav Friedrichshamn angreifen wollte, der König breche das Recht des schwedischen Reiches, und verweigerten ihm, der das Recht nicht achte, den Gehorsam. Sie schloßen in diesem Sinne den Bund von Anjala. Daß sie sich, um Gustav auf ihr wirkliches Recht gestützt (was man doch anerkennen sollte) widerstehen zu können, an Gustavs Feindin Katharina wendeten, war gewiſs ein höchst tadelnswerther, ja! verrätherischer Schritt, aber er ist nur ein neuer Beleg, daß Sünde, Sünde gebiert — und muthwillig leichtsinnig hatte sich Gustav selbst in diese Sündenbrut verwickelt. Es war nur die Nemesis, die ihr Haupt aus dem Schlamme von rechtsverachtender Gesinnung erhob, die sich Gustavs (im Character der Zeit und trotz dem, daß er früher nur sein Recht geltend gemacht) bemächtigt hatte. Als Gustav sich gegen die Ober-

sten an die Regimenter wendete, handelten diese nur im Sinne ihrer Führer, und nun blieb dem Könige nur die Wahl übrig — als Buße seines Sündenspiels Schmach und vielleicht persönlichen Untergang auf sich zu nehmen — oder die Sünde zu Gunsten seiner Persönlichkeit weiter zu treiben, und den Versuch zu wagen, mit Hilfe der Mächte, welche noch an seine Person gekettet waren, eine wirkliche Gewaltherrschaft zu gründen.

Daß er die letzte Partie ergriff, beweist, daß er persönlichen Muth in hohem Grade besaß — ließ seine Regierung nun aber ganz in die Reihe der umwälzenden Regierungen eintreten, die wir als welthistorisch characteristische Erscheinung des vorigen Jahrhunderts erblicken. Da die dänische Regierung, mit Rußland in engster Verbindung, nachdem der Krieg zwischen Schweden und diesem Reiche begonnen hatte, auf Verträge gestützt als Bundesgenoße Rußlands eine Armee von 15,000 Mann unter dem Prinzen Karl von Hessen in Schweden einrücken ließ, blieb Gustav nur übrig, wenn er sich retten wollte, nach Stockholm zu eilen, und zu versuchen, was er bei der Masse der Nation, durch die nationalen Sympathien und Antipathien unterstützt, noch für Mächte zu seinen Gunsten herauf beschwören könne. Auf die Anhänglichkeit der Einwohner Stockholms an seine Person konnte er rechnen; was er an Truppen in der Nähe fand, sandte er den Dänen entgegen nach dem durch diese bedrohten Gotenburg. Dann wendete er sich an das Volk der nidern Stände, bei welchem ein persönliches Darangeben des Fürsten allezeit von größester Wirkung ist, weil die persönliche Erscheinung hier durch die Seltenheit ihres unmittelbaren Eintretens den mächtigsten Zauber behält. Die dalekarlischen Bauern, zu denen er im September sprach, stellten ihm mehrere tausend Mann; ihr Beispiel electrisirte die Nachbarlandschaften — auch die Gotenburger fand Gustav ganz für sich gewonnen; und ehe es auf dieser Seite zu einer kriegerischen Entscheidung kam, worauf es Gustav, vom Volke unterstützt, wagen durfte, gieng Dänemark, von Preussen und England bedroht, am 9ten October einen Waffenstill-

stand ein, durch welchen Gotenburg von der Belagerung befreit ward. Die Dänen zogen sich im November ganz zurück und schloßen im nächsten Frühjahre Frieden.

Sein Auftreten in Schweden, die Befreiung des Landes von dem dänischen Angriffe hatte Gustav die Maße der Nation gewonnen; jeder aber, der unter diesen Umständen auf seine Seite trat, muste die Rechtsverletzung, die von dem Könige ausgegangen war, für das Untergeordnete, die Art des Auftretens der Obersten bei der finnländischen Armee für eine unverzeihliche Verrätherei erklären. Alles was jetzt für ihn gewonnen war, war gegen jene Partei des Adels — und als nun Gustav zu Anfange des Jahres 1789 auf dem Reichstage in Stockholm, den er berufen, alle seine glänzenden persönlichen Gaben aufbot, und „schlau den Kleinen verlieh, um die Großen zu berauben," hatte er bald einen entschiedenen Sieg über die Gegner in seinen Händen. Die Vereinigungs- und Sicherheitsacte, die er im April 1789 gegen den Widerspruch des Adels auf dem Reichstage durchsetzte, gab ihm die ganze königliche Gewalt wider, wie sie unter Karl XI. und Karl XII. gewesen war, gab ihm auch das Recht Angriffskriege zu beginnen, hob den Reichsrath gänzlich auf, und überließ die Ernennung zu allen Aemtern und die Entlaßung von allen wider dem Könige*). Mit Recht machte der Adel geltend, daß diese Vereinigungs- und Sicherheits-Acte eine wesentliche Veränderung der Grundgesetze des Königreiches enthalte, zu welcher von Rechts wegen Einstimmigkeit aller Stände gehöre; — man beseitigte das Recht, indem die Volksgunst des Königs Erklärung, diese s.g. wesentliche Veränderung sei nur eine zusätzliche Modification, sanctionirte. Die Verhaftung der Mächtigsten seiner Gegner auf dem Reichstage brach deren Widerspruch. Die Regimentsbefehlshaber in Finnland, die Häupter des Anjalabundes, wurden als Hochverräther zum

*) Im J. 1772 hatte Gustav einen Reichsrath von 17 Gliedern gelaßen, und diesem den Vorschlag zu den Aemtern, so daß er aus den Vorgeschlagenen wählte. Auch durfte der König ohne Untersuchung Niemanden vom Amte entfernen. Arndt a. a. O. S. 116.

Tode verurtheilt; doch diese wie jene Reichstagsglieder begnadigte Gustav, und nur der Oberst von Hästsko ward nach St. Barthelemy deportirt, einige andere nach Deutschland verwiesen.

Alle die Vorgänge hatten der russischen Regierung hinreichend Zeit gewährt sich zu rüsten, und nun — nachdem alle günstigen Conjuncturen, die Gustav anfangs für seinen Krieg hatte — verloren waren, galt es einen schweren Kampf. Merkwürdig war besonders der Feldzug 1790, wo Gustav nochmals den Plan gefaßt hatte, mit Heer und Flotte nach Petersburg vorzudringen; aber als Herzog Karl, (der die große schwedische Flotte führte) die eine russische Flotte unter dem Admiral Kruse bei Kronstadt nach mörderischer Schlacht nicht zu besiegen vermocht hatte, und nach der Küste von Wiborg hinfuhr, wo die schwedische Scheerenflotte und der König mit der Armee war; als sich nun mit Kruses Flotte eine zweite russische, von Reval kommende unter Tschitschakow vereinigte, und die schwedischen Schiffe nach des Königs Bestimmung zwischen Scheeren und Inseln sich in die Bucht von Wiborg zogen, wo sie von der einen Seite durch die vereinigten russischen Geschwader, von der anderen durch die russischen Besten eingeengt bald in Noth gerieth, kam man in die traurigste Lage. Am 3ten Juli, als viele der Seinigen und namentlich Herzog Karl schon von schmählicher Capitulation redeten, schlug sich Gustav freilich mit großem Verluste*), aber doch tapfer und glücklich durch, und entkam mit der Flotte nach Swenskasund. Wenige Tage nachher (9te Juli) griff der Prinz von Nassau mit der russischen Scheerenflotte die Schweden auch in Swenskasund an, erlitt aber nun seinerseits außerordentlichen Verlust. Fünfundfünfzig Fahrzeuge und 700 Kanonen waren die Beute der Schweden.

Nach diesem Siege war Gustavs Ehre gerettet; er konnte Frieden suchen, den sein Land bedurfte; der Krieg konnte ihm nun keine wesentlichen Folgen mehr gewähren,

*) 6—7000 M., 7 Linienschiffe, 3 Fregatten und über 30 Galeeren und Kanonenboote kostete der Tag den Schweden.

da alle früheren günstigen Conjuncturen in den europäischen Verhältnissen sich geändert hatten. Am 14ten Aug. ward der Friede von Wärelä auf den status quo der Grenzen vor dem Kriege geschloßen.

Es war kein Wunder, daß nach dem, was vorgegangen war, der Adel sich nach dem Frieden von Wärelä gegenüber dem Könige nicht mehr auf dem Standpuncte des Rechts, sondern auf dem der Gewalt betrachtete. Der König selbst hatte zuerst dieses Terrän beschritten; und wie mild er auch verhältnißmäßig seine Gewalt geübt haben mochte, immer blieb es doch Gewalt, worauf seit dem Reichstage von 1789 der actuelle Zustand in Schweden gegründet war. Wie es nur eine natürliche Folge des halben Handelns von 1772 und des rechtsverachtenden von 1788 gewesen war, daß sich die Obersten der finnländischen Regimenter aufgelehnt — davon nur eine natürliche Folge, daß der König sich mit Gewalt nach allen Seiten behauptete und mit Gewalt die Verfaßung änderte — so war es davon wider nur eine natürliche Folge, daß, wenn man einmal auf dem Terrän der Gewalt war, ein Theil des Adels einen Gewaltstreich seinerseits versuchte. Den Muth faßten die Leute, als einerseits nach dem Kriege allmälig Unzufriedenheit eintrat, indem man bemerkte, daß der ganze Krieg doch die Nation eher zurück, als vorwärts gebracht habe*); indem man, was an Gerüchten über des Königs phantastische Plane hinsichtlich eines Eingreifens in die französischen Zustände umlief, nach den letzten Erfahrungen zu glauben nur zu geneigt war; — als andrerseits aber auch neue Befürchtungen Platz griffen hinsichtlich dessen, was, wie man sagte, Gustav in Beziehung auf die schwedische Verfaßung weiter noch vorhabe**).

---

*) Namentlich waren die Reichsschulden auf mehr als 10 Millionen durch den Krieg vermehrt worden.

**) Arndt a. a. O. S. 132. „Es läuft in Schweden eine Ueberlieferung aus Gustavs beiden letzten Jahren, daß der König, der ewigen und oft so unwirksamen Schaukelung zwischen den 4 Ständen müde und von der Unheilbarkeit des Rottenwesens bei dem gegenwärtigen Zustande überzeugt, den kühnen Plan mit sich herumgetragen habe, die

Im Jan. 1792 hatte Gustav noch einen Reichstag ausgeschrieben, um mit den Finanzen in etwas bessere Ordnung zu kommen, aber wider fand er Hinderungen in allen seinen Tendenzen. Am 24ten Februar hob er den Reichstag auf; am 16ten März nachher verwundete ihn Joh. Jak. Ankarström auf einem Maskenballe im Opernhause zu Stockholm tödtlich durch einen Pistolenschuß. Am 29ten März starb Gustav III.

Mit dem Hauptmanne Ankarström waren die Grafen Ribbing und Horn zu Gustavs Tode verschworen. „Manche hatten darum gewust; vielleicht zwanzig, dreißig; Mehrere darauf gehofft." — Das Bewustsein des Volks aber ward durch den Meuchelmord wie billig schwer verletzt, und daß Gustav nicht sofort starb, daß er noch eine interimistische Regierung anordnen konnte, daß es noch einige Tage zweifelhaft scheinen konnte, ob er nicht von Neuem als König auftreten könne, lähmte zunächst alle Antipathien — so daß die Partei des Mordes nicht nur keine Frucht der That gewann, sondern vielmehr den verdienten Untergang. — Aus Sünde folgt Sünde bis zum Tode; so traf es hier auf beiden Seiten ein.

Dänemark hatte sich trotz der Mittelarmuth seiner Herrschaft von jener Zeit an, wo die unumschränkte Königsherrschaft in diesem Reiche eingeführt worden war (s. oben S. 969 f.) etwas über hundert Jahre erhalten, und wenn auch in allmälig sehr eingerosteten Verhältnissen sich doch im Ganzen wohl befunden — als es plötzlich zu Anfange der 70ter Jahre des vorigen Jahrhunders durch einen Hallenser und Zögling des Hallischen Waisenhauses §. 4. Dänemark und das Ministerium Struensee.

---

ganze alte Verfaßung umzuwerfen und die barbarische (?) adelige Repräsentationsart und also die adelige Gewalt unter ihren Trümmern zu begraben. Gustav hatte oft laut erklärt, er wollte kein Despot sein („das konnte freilich in dem Munde eines Mannes, der das Recht, wo es ihm nicht günstig war, nicht zu achten gelernt hatte, nur heißen: er wolle keinen harten Gebrauch von seiner Gewalt machen"), aber es sei unmöglich bei einer Verfaßung, wie die jetzige, ein freies Volk und ein freier König zu sein. Auch arbeitete er — so wird überlifert — seit einigen Jahren mit mehreren guten Köpfen (sie nennen unter anderen einen Secretär Ehrenström) an Entwürfen und Planen zu einer ordentlichen stehenden Volksrepräsentation, ähnlich der englischen Verfaßung, aber mit Modificationen nach dem Clima und Volke."

eine Erschütterung erlitt, die auf kurze Zeit wie ein Erdbeben durch alle seine Fugen drang.

Dieser Mann hieß Johann Friedrich Struensee, sein Vater war Prediger an der Moritzkirche in Halle — ein christlicher, braver Mann. Man hat später gesagt, gerade durch die fromme Erziehung zu Hause und wie sie in jener Zeit auf der lateinischen Schule des Waisenhauses war, sei dem jungen Struensee das Christenthum verleidet worden, denn er sei von Jugend auf mit der Behauptung gelangweilt worden, daß außer Christo kein Heil sei und doch sei man den Beweis schuldig geblieben. Es kömmt hier darauf an, was man unter Beweis versteht — das Christenthum ist etwas, was sich nicht wie 2 + 2 = 4 beweisen läßt; es will innerlich erfahren sein, und wem dies Auge innerer christlicher Erfahrung ganz blind ist, weil ihm eine dicke Haut eitler Triebe und sinnlicher Begierden darüber gewachsen ist, der wird freilich Zeitlebens umsonst nach einem Beweise suchen — es fängt mit Liebe und Erbarmen an und hört damit auf und wem die eigne Lust und Freude so massenhaft am Herzen sitzt, daß nichts daneben Platz hat, der kann im Christenthum nicht einmal den Anfang machen, und daß einem solchen das Reden und Lehren von Christo Langeweile macht, ist kein Wunder, er ist aber ein Feind des Christenthums nicht durch Schuld des letzteren, sondern durch Schuld seiner eignen verarmten Natur. Und so war Struensee ein innerlich um so zuchtloserer Mensch, je reißendere Fortschritte ihn seine anderweitigen Anlagen machen ließen. Als 14jähriger Knabe ward er bereits Student; er war noch nicht 20 Jahre alt, als er in der medicinischen Facultät promovirte, und da sein Vater bald hernach als Stadtpfarrer nach Altona berufen ward, kam er mit ihm dahin und ward Stadtphysicus. Dieser Mann mit seinen großen Anlagen der Auffaßung und des Gedächtnisses und seinem ungezügelten Drange nach Auszeichnung, warf sich nun ganz in die damals die gebildete Welt beherrschende französische Litteratur; Voltaire, Rousseau und das abgezogene Waßer aus beiden, Helvetius, wurden seine Lieblingsschriftsteller, und was er sonst für

ein Mensch war, kann man ohngefähr daraus ermeßen, daß er den Plan faßte, weil seiner Meinung nach in warmen Ländern die Freuden der Wollust reitzender wären, wolle er sein Vaterland verlaßen und nach Spanien oder Ostindien gehen. Die Sache kam aber anders — er war 1767, als er 30 Jahr alt war, dem Grafen Holk bekannt geworden, der ihn, als König Christian VII. von Dänemark, der 1766 seinem Vater Friedrich V. gefolgt war, 1768 eine größere Reise antreten wollte, als Reisearzt in Vorschlag brachte. So kam er in das königliche Gefolge.

Unter der Regierung Friedrichs V., der ein höchst unbedeutender Mann war, war die absolute Gewalt, die er als König handhaben sollte, ganz in die Hände des Geheimerathscollegii — wir würden sagen: der Minister — übergegangen, und eine sehr armselige Gestalt der Beamten-Aristokratie hatte sich gebildet. Es war, wie man es noch vor 30 Jahren in manchen kleinen deutschen Fürstenthümern erleben konnte, daß man sicherer zu mancher guten und ehrenvollen Stellung in der Administration gelangen konnte, wenn man Bedienter eines Hofmarschals oder Geheimeraths ward oder gar dessen Maitresse heirathete, als wenn man studirte und eine tüchtige Bildung und ehrenhafte Gesinnung dem Staate zu Dienst antrug. Der Hofadel war kein Landesadel mehr, denn der Landesadel war durch die frühere Revolution um seine politische Stellung gekommen und bis auf wenige Ausnahmen zu stolz gewesen, sich in der Nähe des Hofes zu halten, war unterdessen zum Theil verarmt, jedesfalls dem Hofdienste sehr entfremdet — und so hatte der Hof seine Zuflucht dazu genommen, da er doch von Leuten mit 16 Ahnen besorgt sein wollte, und der neue Beamteten- und Verdienstadel in Dänemark diese selten aufzuweisen hatte, pommersche, meckenburgische und holsteinische Junker heranzuziehen, die durch den Hof ihr Glück machten, aber auch gar kein anderes Interesse kannten, als am Hofe etwas zu gelten; und rücksichts- und gewißenlos unter einander intriguirten, die äußerlichen Formen des Anstandes, der Sitte, der Religion streng beobachteten, aber innerlich zum Theil gott-

loses und ehrloses Gesindel waren. Zwischen solchen Hofleuten war Christian VII. unter einem rohen Zuchtmeister, der ihm Feigheit durch seine Behandlung einimpfte, aufgewachsen, und verband nun mit seiner Feigheit einerseits wie das gewöhnlich der Fall ist, gemeine Schadenfreude, andrerseits recht gemeine sinnliche Triebe. Er war unter den Einflüßen der wolfischen Philosophie und englischen Deisterei aufgewachsen, war dann mit der Milch der französischen philosophischen Litteratur vollends zum gebildeten Manne heraufgefüttert worden und hatte außerdem etwas Musik und Tanzen lernen — das war sein ganzer sittlicher und geistiger Reichthum oder vielmehr seine Armuth, als er noch nicht ganz 16 Jahre alt König ward. Er war bald nachher mit einer geistig und ihrer ursprünglichen Anlage nach sittlich kräftigen Frau, mit der englischen Princessin Caroline Mathilde vermählt worden, die natürlich seine persönliche Jämmerlichkeit bald inne ward, und sich sehr wenig davon angezogen fand. — Der König machte die Reise, auf welcher ihn Struensee als Reisearzt begleitete, ohne seine Gemahlin, und es gelang dem Reisearzte ganz sich in seine Gunst zu setzen, und ihm zu imponiren, ohne ihn in seinen Vergnügungen zu stören. Nach der Rückkehr gewann Struensee auch die Königin ganz; der kräftige, kecke Mann, dessen Eitelkeit ihm ein sehr zuversichtliches Auftreten verlieh, imponirte auch ihr, und da er durch seinen Einfluß auf den König, der zeither eine sehr kalte, cerimonielle Haltung gegen seine Gemahlin beobachtet hatte, dieser ihren Gemahl vertraulich nahe brachte, ihn ihrem persönlichen Einfluße unterwarf, verband sich bald auch Dankbarkeit im Herzen der Königin mit der Achtung, die sie den ausgezeichneten Gaben Struensees schuldig zu sein glaubte. Struensees Einfluß am Hofe wuchs von Tage zu Tage nach der Rückkehr von der Reise. Im Mai 1769 ward Struensee Etatsrath, bald nachher Conferenzrath und er nahm an allen Staatsangelegenheiten durch Befragung um seine Ansicht Theil. Er und die Königin verstunden sich unter einander und wo sie beide vereint waren, bestimmte ihr Einfluß den König unbedingt, so daß

seit Ende des Jahres 1769 die königl. Unterschrift, die in einem absolutmonarchischen Staate, wie Dänemark war, alles entschied, ganz zu ihrer Verfügung war. Aber das war Struensee nicht genug — er wollte nicht bloß in der That herrschen, sondern seine Eitelkeit verlangte auch die äußerlichen Zeichen der Herrschaft. Er ward Cabinetssecretär der Königin und bezog eine Wohnung im Schloße. Der König brauchte zu seiner persönlichen untergeordneten Unterhaltung immer einen Menschen, der sich viel gefallen ließ — lange war das Graf Holck gewesen, der Struensee an den Hof gebracht hatte; dieser aber war Struensee in dieser Stellung nicht mehr bequem, er brachte an dessen Stelle im J. 1770 Enewold Brandt, der Struensee als seine Stütze am Hofe betrachtete und ganz von ihm geleitet ward. Im Sept. 1770 hatte sich Struensee so fest gesetzt, daß er nun daran dachte, den dänischen Staat nach seinen französischen philosophischen Idealen und nebenbei natürlich auch zu seiner und der Königin Bequemlichkeit zu reformiren. Er begann seine Reformation am 4ten Sept. 1770 mit einem Erlaß gegen die Censur und gegen das in Dänemark freilich zur Carikatur gewordene Titelwesen. Dann folgte die Entlaßung des tüchtigsten unter den Räthen des Königes, des Grafen Bernstorf, der Struensee unbequem im Wege stund, bald noch andere Entlaßungen — Am 24. Sept. ward das geheime Conseil ganz anders geordnet und gestellt, in seinem Geschäftsgange anders eingerichtet als bisher, wo es noch eine Art Hemmung gegen bloße Willkühr des Königes gebildet hatte — und die Regierung ward nun ganz aus des Königs Kabinette d. h., da der König ein unbedeutender Mann und die Königin ganz unter Struensees Einfluße war, von Struensee geführt. Das Geheime Conseil ward gegen Ende des Jahres ganz aufgehoben, und im Juli 1771 ward Struensee zum Geheimen-Cabinetsminister mit einer Gewalt ernannt, wie sie noch kein Minister in Dänemark gehabt hatte — denn der König ordnete an, daß Cabinetsordren, die Struensee allein unterzeichnet habe, dieselbe Kraft haben sollten wie königl. Cabinetsordren. — Daß durch eine solche Wezirs-

regierung einigermaßen in dem Moraste der kleinen Beamtendespotie aufgeräumt ward, ist nicht zu leugnen; aber an deren Stelle trat nun eine um so üblere große Beamtendespotie und erst als diese auch wider gestürzt ward, zeigte sich wohlthätiger, daß sie hie und da Luft gemacht habe. Wo Struensees persönlicher Egoismus nicht ins Spiel kam, ordnete er manches Zweckmäßige an — er wollte strengeren Staatshaushalt, Verringerung der Beamtenstellungen, Vereinfachung des Steuerwesens. Dänemark, zeither dem Merkantilsysteme huldigend, hatte auch seine vom Staate protegirten Fabriken gehabt, zum Theil solche, die ohne Protection in Dänemark gar nicht betrieben werden konnten — da zeigte sich nun der Einfluß der Physiokraten, die Struensee zum Theil persönlich in Paris hatte kennen lernen. Er entzog diesen Fabriken den Schutz des Staates. — Was noch von in Dänemark begütertem Adel am Hofe lebte, suchte Struensee zu verscheuchen, denn es sei beßer, der Adel lebe auf dem Lande und bekümmere sich um seine Güter, als am Hofe und mische sich in Sachen die ihn nichts angiengen. — Eine ganze Reihe Feiertage hob er auf, um mehr Werktage zu gewinnen und eine Generallandcommission sollte alles Mögliche zum Aufkommen des Bauernstandes und Verbeßerung des Ackerbaues betreiben. Struensee sorgte für Beschränkung des Frohndewesens — und überhaupt hat die struenseeische Administration nach der Seite der Wohlfahrtspolizei manche sehr gute Folgen hinterlaßen, da er hiebei von einem ruhigen, einsichtigen und geschäftstüchtigen Mann, von Oeder, unterstützt ward, und von seinem Bruder, den er aus Liegnitz, wo er Lehrer der Mathematik an der Ritteracademie gewesen berief, und zum Justizrathe ernannte, ihn aber vorzugsweise im Fach der Finanzen verwendete.

Außer für die Landwirtschaft und beßere Steuerbehandlung — sorgte Struensee im Sinne jener Zeit auch für Vermehrung der Population, denn diese Sorge gab den Vorwand für alle die lüderliche Milde, die mit dieser ganzen Staatsansicht vereint war. Man suchte den außerehelichen Verhältnissen ihre Schmach zu nehmen, sorgte für

Findelhäuser, verringerte die für Heirath hinderlichen Grade der Verwandtschaft, hob die Verfolgung des Ehebruchs von Staatswegen auf, erleichterte die Ehescheidung u. s. w. Ueberhaupt ward das Strafrecht geschwächt und gemildert und Verbrechen wurden mehr von einem ärztlichen Standpuncte, als von einem juristischen betrachtet, wie das überall der Fall ist, wo den Obrigkeiten und mit Herrschaftsrechten betrauten Personen das Gefühl ganz und gar abhanden kömmt, daß sie an Gottes statt sitzen und auch Gott wirkliche Rechenschaft von ihrer Verwaltung dieser Rechte zu geben haben.

Wie Struensee in der Verwaltung sich über die feststehende Sitte hinwegsetzte, diese angriff und als Vorurtheile behandelte, wo sie seinen Ansichten in den Weg traten, so gieng er auch bald mit dem Könige selbst um, wie mit seines Gleichen. Der königliche und struenseesche Günstling Brandt kam im Schlafrocke in das Zimmer des Königs, balgte sich mit dem Könige — einmal biß er bei einer solchen Balgerei den König in den Finger und kratzte ihn am Halse, dafür ernannte ihn der König, weil er sich so tapfer gehalten, zum grand maitre de la garderobe. Im Sept. 1771 wurden Struensee und Brandt zu dänischen Reichsgrafen ernannt.

Natürlich wurden einerseits durch Struensees Neuerungen alle verletzt, die dadurch verloren, also alle Hofleute, die aus ihrem Einfluße oder ganz vom Hofe verdrängt waren, eine Menge Beamtete, die durch die veränderte Administration Nebeneinnahmen oder Aussicht auf Avancement oder gar ihre Stellen verloren hatten; die Arbeiter der Fabriken, die nicht mehr begünstigt waren; die Geistlichkeit ganz und gar — und dabei konnte sich dieser Haß leicht anlehnen daran, daß er ein Ausländer war, daß er seine unchristliche Gesinnung nicht verhehlte, daß er mit dem Könige persönlich in unwürdiger, mit der Königin in verdächtiger Vertraulichkeit verkehrte. Dabei fehlte Struensee für das Terrän am Hofe sogar die gewöhnliche Klugheit und Erfahrung; statt die Hofdienerschaft zu gewinnen, behandelte er sie so, daß sie ihm entgegen war

und alle Anecdoten, die ihn lächerlich machten oder Argwohn erregten, unter die Leute brachte. Auch das Militär ward durch Reductionen erbittert. Brandt, der unbefangener alle diese Dinge betrachtete, fühlte allmälig, daß bei aller anscheinenden Macht der Boden nicht mehr sicher sei. Er ward misſmuthig, dadurch dem Könige langweilig — damit hatte nun in der That sein Einfluß ein Ende. Nun thaten ein Paar hundert Matrosen, welche rückständigen Sold zu fordern hatten, einen kecken Schritt — sie zogen nach dem Schloße von Hirschholm, wo der Hof war, und forderten Sold. Der König war feig — auch Struensee hatte nur den Muth eines Glückskindes, der ein Ende hat, wenn unerwartete Widrigkeiten begegnen — der Hof entfloh durch hintere Ausgänge aus Hirschholm, die Matrosen wurden leicht begütigt — aber Struensee wagte es nicht, ihren kecken Schritt irgendwie zu strafen. Da ahmten die Seidenwebergesellen, deren Fabrikation die frühere Protection verloren hatten, ebenfalls ihr Beispiel nach, auch ihnen ward Einiges gewährt. Strafe erhielten sie nicht. Brandt und Falkenskiold riethen noch Struensee, einzulenken, da war aber die Eitelkeit größer, als Klugheit oder Feigheit; das wollte er nicht. Struensee hatte selbst die Censur aufgehoben, nun ergoß sich die ganze Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Regierung in immer heftigeren Druckschriften. Man fand Anschläge an den Mauern der Häuser, welche 5000 Thlr. auf des Cabinetsministers Kopf setzten. Man ordnete nun Preſsbeschränkungen an, die natürlich erbitterten — der König ward immer furchtsamer. Ganze Escadronen begleiteten seinen Wagen, wenn er ausfuhr, und thaten dar, wie sehr er sich fürchtete — und dennoch hörte Struensee nicht auf, zu reformiren, z. Th. unsinnig, nämlich völlig unnöthig. Am 21. Dec. 1771 verwandelte er die 5 Compagnien Leibgarde zu Fuß in 5 Grenadiercompagnien bei verschiedenen Regimentern, wodurch sie die Vorrechte der Garde, z. B. das Recht, nicht geprügelt werden zu dürfen, verloren. Am Weihnachtsabende ward diesen Gardisten die Bescheerung eröffnet. Sie aber gehorchten nicht, sie wollten ganz ihren Abschied oder

Gardecorps bleiben. Es kam zu einem förmlichen Kampfe — ein Theil kam nach Schloß Friedrichsberg und wollte durchaus den König sprechen — am Ende ließen sie sich durch das Versprechen gänzliches Abschiedes beruhigen, und auch sie kamen nicht nur straflos davon, sondern man ließ ihnen zum Abschiede die Uniform als Geschenk und gab jedem 3 Reichsthaler und beim Abzuge kam es zu neuen Unordnungen, wobei der Commandant von Kopenhagen, Obrist Gude, vom Pferde gerißen und malträtirt ward. Nun hielt es der englische Gesandte, Obrist Keith, im Interesse der Königin für seine Pflicht, Struensee Vorstellungen zu machen und ihm den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande er hingieng. Struensee war aber durch seine Eitelkeit wie gebannt, und als der Hof am 8. Jan. 1772 wider das Schloß in Kopenhagen bezog, traten nun die kühnsten Gegner Struensees in eine Art Verschwörung zusammen, deren Seele der Lehrer des Stiefbruders des Königes, des Prinzen Friedrich war, der Etatsrath Ove Guldberg; mit ihm verbanden sich Graf Ranzau-Ascheberg, der General Eickstedt und der Obrist Köller; und die Stiefmutter des Königes, die verwittwete Königin Juliane Marie und deren Sohn, Prinz Friedrich, dienten der Verbindung als Rückhalt. Am 16. Jan. des Abends war Maskenball bei Hofe, der bis 2 Uhr früh am 17. dauerte. Köllers Grenadiere und Eickstedts Dragoner hatten die Schloßwache. Rasch wurden nach Beendigung des Balles von den Verschworenen mehrere Officiere noch, deren man bedurfte, ins Vertrauen gezogen. Justizrath Jessen, ein ehemaliger Kammerdiener am Hofe, der die Localität des Schloßes genau kannte, führte die Verschworenen auf Umwegen in des Königes Schlafzimmer — die verwittwete Königin war mit ihnen und sie und Ranzau Ascheberg sagten dem Könige, man komme ihn zu retten, er solle nur gleich unterschreiben — in seiner Angst unterschrieb er, ohne zu lesen, eine Vollmacht an Eickstedt und Köller, alles zu thun, was zu seiner Rettung nothwendig sei, und ernannte Eickstedt an Gudes Stelle zum Commandanten in Kopenhagen. Die Königin, Struensee, Brandt und deren näch-

ſte Freunde wurden verhaftet. Am Morgen ſtrömte das Volk auf dem Schloßplatze zuſammen und rief dem Könige ein Lebehoch, als es erfuhr, was geſchehen ſei. Die Revolution war vollbracht. Die Königin, welcher man wahrſcheinlich machte, ſie könne noch ihren geliebten Struenſee retten, wenn ſie ihren Ehebruch mit ihm eingeſtehe, that es, nachdem Struenſee ſchon feig in ſich zuſammenſinkend ſeinerſeits die Sache eingeſtanden hatte. Sie ward vom Könige geſchieden und lebte dann in Deutſchland, in Celle, noch bis 1775, wo ſie ſtarb; im Grunde am gebrochenen Herzen. Struenſee, der im Angeſichte des Todes das ganze Spinnegewebe der franzöſiſchen Philoſophie zerreißen ſah, ſtarb, ebenſo wie Brandt, völlig bekehrt am 28ten April auf dem Blutgerüſte. Struenſees Bruder war immer in chriſtlicher Ueberzeugung feſtgeblieben, wie ſeine Aeltern; auch er war gefangen worden, ward aber auf Friedrichs II. Verwendung frei und wider Lehrer der Mathematik in Liegnitz — ſpäter aber in Preuſſen Miniſter.

Da König Chriſtian VII. zu ſchwachſinnig war, um ſelbſt die Verwaltung leiten zu können, trat nun der Mann, der die Verſchwörung gegen Struenſee geführt hatte, Guldberg, an Struenſees Stelle, aber nur mit dem Titel eines Cabinetsſecretärs. Vieles was Struenſee durch Aufhebung misbräuchlicher Einrichtungen Gutes geſchaffen, ward gelaßen, ſeine Fehler aber wurden verbeßert, das Miniſterium erhielt wider eine würdige Stellung zum Könige. Zwölf Jahre ſpäter 1784 ward Guldberg auch Staatsminiſter, aber König Chriſtians VII. Sohn, der Kronprinz Friedrich bemächtigte ſich 10 Tage ſpäter der Regierung, die er bis 1808 für den Vater, von da an als König Friedrich VI. geführt hat.

§. 5. Katharina II. bis zum Frieden von Jaſſy.

Von Katharina's Thronbeſteigung, von ihren Verhältniſſen zu Friedrich II. und Joſeph II., von ihrem Eingreifen in die polniſchen Angelegenheiten, ſo wie von ihrem Kriege und ihrem Frieden mit Guſtav III. iſt bereits gehandelt. Hier wird vornehmlich nur noch ihr politiſches

Walten im Allgemeinen zu characterisiren und der von Potemkin veranlaßte Türkenkrieg zu erzählen sein.

Allerdings huldigte auch sie den Wortführern der französischen Auflösungspartei, ihre weibliche Eitelkeit gefiel sich darin, sich von jenen Männern, welche das Urtheil der Zeit, wenigstens der vornehmen Kreise, vorzugsweise bestimmten, als große und weise Herrscherin anerkannt zu sehen. Doch hatte dies mehr eine Wirkung auf das Ausland, indem sie dadurch beitrug, diese Menschen in den Augen ihrer Zeitgenoßen auf einen Standpunct zu heben, wo ihr unglückseliger Einfluß sich erst recht entschieden entwickeln konnte. Für die inneren russischen Verhältnisse konnte dies ziemlich gleichgiltig sein, denn an der Granitmasse des russischen Volkscharacters ward einmal seit Peters I. Zeit mit dem Lande ursprünglich fremden Tendenzen gearbeitet, und ob diesen Tendenzen diese oder jene Staatsansicht zu Grunde lag, war hier ziemlich einerlei, da einerseits die Kaiserin das Heft einer ungebrochenen monarchischen Macht wohl in der Hand zu behalten wuste, und andrerseits dieser Volkscharacter noch so viele ungeschwächte Kraft und undurchbrochene Substanz (namentlich in seinem religiösen Verhalten) enthielt, daß auf ein wenig mehr oder weniger Gift der Ansicht im Grunde nichts ankam. Das mercantile System herrschte in der Verwaltung seit Peter I.; Nichtachtung des Historischen, wo es der Verwaltung hemmend erschien, war auch seit seiner Zeit an der Tagesordnung, und die Nation als solche war auf einen Standtpunct, wo sie auf ein irgend welches Raisonnement eingehen konnte, noch nicht erhoben.

Von diesem Standpuncte aus betrachtet hat auch dies, daß sie als Gesetzgeberin den Ansichten jener s. g. philosophischen Geister Frankreichs huldigen wollte, mehr als ein übles Beispiel im Auslande geschadet, als an dem Wesen der Nation viel verändert. Sie selbst entwarf, vorzugsweise in Montesquieus Sinne, die Grundgedanken eines Gesetzbuches, welches sie ihren Russen als Denkmal ihrer Regierung zu hinterlaßen wünschte. Da sie aber einerseits den Plan hatte, die beabsichtigte Gesetzgebung solle

eine dem ganzen Reiche gleichmäßig genugthuende sein, andererseits allen den ständischen und nationalen Verschiedenheiten, die sich in diesem großen Reiche fanden, ihr Recht widerfahren laßen, gerieth sie in der Weise des ersten Angriffes dieses Werkes auf eine unauflösliche Schwierigkeit. Sie ergriff bald die Gelegenheit des ersten gegen die Türken zu führenden Krieges, um eine Versammlung von Abgeordneten aller Stände und Stämme, die sie zum Behufe ihres Gesetzeswerkes 1767 nach Moskau berufen hatte, wider aufzulösen, und allein und verständigerweise nicht in idealen Tendenzen, sondern im Sinne der einmal in Rußland durch die letzten Regierungen hergebrachten Verwaltung zu thun, was die Verhältnisse heischten. Das Reich ward von ihr neu in Statthalterschaften geringeres und gleichmäßigeres Umfanges eingetheilt; ebenso gleichmäßig die Statthalterschaften in Kreise; die Gewalten aber, welche bisher die Statthalter gehabt, wurden zum Theil von ihnen auf andere Behörden übertragen; so ward die Erhebung und Verwendung der Einkünfte in den Provinzen besonderen Kammerhöfen, die Gerechtigkeitspflege besonderen gerichtlichen Behörden überwiesen. Auch nach anderen Seiten hin suchte sie ordnend und gestaltend zu sorgen für Verbeßerung der Unterrichtsanstalten, für freiere Einrichtung bürgerlicher Verhältnisse, für beßeren Schutz der Leibeignen, für manche wohlthätige Anstalten. Es geschah, wie es die allgemeine Einrichtung und Lage des Staates erforderte, vornehmlich im Sinne mechanischer Verwaltung; und in sofern ist auch, was sie Eigenthümliches herstellte, doch nur eine Folge der von Peter I. anhebenden Entwickelung — und ganz natürlich ward die Ausführung durch die vielen vermittelnden Behörden und Beamteten, denen am Ende die Ausführung anheim fiel, auch wider ganz in das alte Geleise hereingezogen, so daß die Aenderung, welche durch diese Einrichtungen eintrat, wesentlich eine äußere und äußeren Zwecken zu Gute kommende blieb. Auch Katharinas Bemühungen, Handel, Schiffahrt und Industrie zu fördern und zu heben, waren nur energische Fortsetzungen dessen, was man in Rußland überhaupt seit

Peter I. erstrebt hatte. Tiefere Wurzeln hat sicher, als fortwirkendes Reizmittel, alles das getrieben, was sie zu Gründung einer russischen Litteratur that, die natürlich zuerst an den Vorbildern des weiter fortgeschrittenen Auslandes erstarken muste. Sie gründete nach dem Beispiele Frankreichs, wie Gustav III. eine schwedische, so eine russische Academie der Wißenschaften; sie ermunterte Schriftsteller in der russischen Sprache, und schrieb selbst, wie Gustav III. schwedische, so russische Theaterstücke. Die mit dem Character einer mechanischen Herrschaft über alle Völker verschiedener Abstammung und Religion unmittelbar gegebene Nothwendigkeit religiöser Toleranz faßte sie eben so klar auf, als die Nothwendigkeit, in äußerlichen Dingen der bei dem vorwaltenden Stamme geltenden Kirche, die selbst unter die Herrschaftsmittel gehörte, entschiedene Achtung*) zu beweisen. In der Toleranz übertraf sie noch ihre französischen Lehrer, welche nur gegen Indifferente tolerant waren, und Kirchlich-eifrige, wie die Jesuiten (denen sie in ihren Staaten eine Zuflucht eröffnete), verfolgten; aber sie hatte es auch leichter sie zu übertreffen, da sie bei der Beschaffenheit ihres Reiches zunächst unbesorgt sein durfte, selbst wenn die Jesuiten ihren kirchlichen Eifer bethätigten.

Ihre ganze weibliche Schwäche zeigte Katharina gegen ihre Günstlinge, die, so lange sie ihre Liebe besaßen, den außerordentlichsten Einfluß übten; bis einer derselben sich so fest stellte in der Kaiserin Gunst, daß er seinen Einfluß bewahrte, während er die eigentliche Stellung eines Günstlings anderen Männern überließ. Dieser Eine war Gregor Potemkin, der Sohn eines nicht wohlhabenden Edelmannes, der in der Nähe von Smolensk lebte und früher Officier gewesen war. Sein Glück gründete, daß er bei Peters III. Ermordung**) von Orlof herbeigerufen

*) Diese äußere Achtung hinderte sie nicht, die griechische Kirche dessen, was ihr einmal wider eine selbständigere Stellung mit der Zeit gewähren konnte, nämlich ihres Landbesitzes, zu berauben.

**) S. oben S. 1068.

war, um Hilfe zu leisten. Früher nur Unterofficier in der Garde ward er nun Officier und Kammerjunker, und fand einige Jahre später Gelegenheit, sich die Liebe der Kaiserin in einem Grade zu gewinnen, daß gewissermaßen alle Staatsmittel zu seiner Disposition gestellt waren. In seinem Wesen zeigte sich die russische Naturkraft, die ihn unverwüstlich im Genuße machte, gepaart mit größester Zähigkeit in schlauer Verfolgung bestimmter Ziele (nur mußten sie durch sein natürliches Interesse dargeboten sein); aber im Uebrigen umkleidete ihn die ganze Launenhaftigkeit, Aufgeblasenheit eines Barbaren, der bald sich faul gehen läßt, bald durch die Energie seiner Thätigkeit alles in Erstaunen setzt. Zwischen die Verhältnisse jedes anderen Staates gestellt würde es diesem Manne unmöglich geworden sein, zu irgend einer bedeutenden Stellung zu gelangen; für die damaligen russischen Verhältnisse paßte er so, daß er eine Zeitlang fast allmächtig war. Zum Theil die gröbsten Mittel brauchte er, um sich zu behaupten, und es gelang.

Die wunderbarsten Dinge in dieser Hinsicht berichtet ein biographischer Aufsatz in von Archenholz Minerva, vom Aprilhefte 1797 bis Decemberheft 1800. Die Details einer Reise Katharinens (im J. 1787) nach Potemkins Statthalterschaft Taurien, die sie unternahm um ihren Hofleuten, welche ihr Potemkins Benehmen im wahren Lichte darzustellen suchten, damit entgegen treten zu können, daß sie sich selbst von dem Zustande der Landschaft überzeugt habe, sind kaum glaublich zu nennen; so frech soll Potemkin die Kaiserin zu teuschen gewagt haben.

Potemkin hatte nicht genug an fürstlichen Einkünften, die ihm die Kaiserin bestimmte und durch außerordentliche Geschenke mehr als verdreifachte; nicht genug daran, daß seine Stellung ihm erlaubte, selbst über das Gegebene hinaus sich noch Summen aus kaiserlichen Einkünften anzueignen; daß ihn Joseph II. in den deutschen Reichsfürstenstand erhob — sein Ehrgeiz hatte sich in der Eroberung des türkischen Reiches ein höheres Ziel ersehen. Der (wenn es gelänge) hergestellte griechische Thron war später, als sich der Plan der Ausführung näherte, Katharinens inzwischen (1779) gebornem zweiten Enkel, Constantin, bestimmt;

und Potemkin hegte für sich die Hoffnung in den Fürstenthümern Moldau und Wallachei ein eignes Reich zu erlangen.

Auch bei dem Abschluße des Friedens von Kutschuk-Kainardsché ward dies Ziel nicht aus den Augen verloren. Im Sinne dieses Interesses besonders ward den Tartaren in der Krim und im Kuban Unabhängigkeit ausbedungen. Potemkin gelang es nachher, 1782 den Chan Schahin Gherai ganz zu gewinnen, und zu bewegen, daß er sich Rußland untergab. Die Gegenpartei unter den Tartaren, an deren Spitze des Chans Brüder auftraten, ward mit größester Grausamkeit von den Russen unterdrückt, und der Chan räumte diesen gegen ein Jahrgeld sein Land: die Krim, das Kuban und die Insel Taman. So unwillig die Pforte über diese Vorgänge war, vermochte sie doch, da sie bei keiner andern Macht Hilfe fand, nicht entgegen zu treten, und erkannte Rußlands Herrschaft in den usurpirten Gegenden, die als Statthalterschaft Taurien unter Potemkins specielle Verwaltung kamen, an. Als dann die Kaiserin jene oben erwähnte Reise nach Taurien gemacht hatte, und überzeugt war oder scheinen wollte von Potemkins Trefflichkeit, gab sie ihm den Ehrenbeinamen: der Taurier.

Die Plane in Beziehung auf die Türkei knüpften die Verhältnisse zwischen Katharinen und Joseph II. immer enger. Der Kaiser begleitete die Kaiserin auf ihrer Reise durch die Krim, und da man in Deutschland Josephs Sehnsucht nach Landerwerb nur zu deutlich wahrnehmen konnte, glaubte man natürlich, daß auch bei dieser Zusammenkunft Eroberungsentwürfe gegen die Türkei gemacht worden seien. Potemkin fand inzwischen in einer Reihe uns ganz fernliegender Verhältnisse, wie z. B. in dem Lebensverhältnisse eines georgischen Fürsten; in den Einfällen der vom russischen Gebiete ausgewanderten Tartaren u. s. w. Beschwerdepuncte bei den Verhandlungen mit der Pforte, und vereitelte alle Friedensvermittelungversuche, welche das französische Cabinet machte, durch Verwickelungen so, daß am Ende die Türken doch, nachdem eine heftigere Partei im Divan gesiegt, den Krieg an Rußland erklärten, und den russischen Gesandten Bulgakow in das Schloß der 7 Thürme einsperren ließen (Aug. 1787). Sowohl östreichi-

sche Truppen (dem Bündnisse Josephs II. zu Folge), als russische marschierten an die türkischen Grenzen; aber theils brach nun bald der schwedische Krieg aus und bildete eine Hemmung, theils hielt gegenüber dem ernsten Blicke des Krieges die Teuschung, die Potemkin über seine Verwaltung zu verbreiten gewust, nicht aus — Rußland zeigte sich weder mit Geld, noch Truppen sofort dem Kampfe, der begonnen werden sollte, gewachsen. Das östreichische Heer, was Joseph selbst und Lascy anführten, kam durch fehlerhafte Operationen in Nachtheil; der Grenzcordon, den es zu halten gesucht, ward durchbrochen und noch im Sept 1788 erlitt es eine harte Niderlage bei Lugosch; doch nahm der Herzog von Koburg Choczim und eroberte die Moldau. Nachdem die erste Zeit des Krieges für die Türken im Ganzen nicht unglücklich verlaufen war, beschränkten sie sich nach einigen vergeblichen Versuchen, die Krim wider zu gewinnen, 1788 auf die Vertheidigung der Festungen, und Katharinens Heer machte auch in diesem Jahre keine bedeutenden Fortschritte. Erst im Dec. 1788 nahmen die von Potemkin befehligten Russen nach sechsmonatlicher Belagerung endlich Oczakow, und da ihr Sturm am Tage der Einnahme zehnmal abgeschlagen worden war; da nachher noch fast jedes Haus von den Türken vertheidigt ward, kamen die Russen zu einer entsetzlichen Verwilderung, als sie die Stadt endlich in ihre Gewalt brachten. Noch zwei Tage nach der Einnahme sollen Kinder, die sich durch Verbergen gerettet hatten, in die Luft geworfen und auf den Bajonetten aufgefangen worden sein. Im J. 1789 traf die Türken dann Unglück auf Unglück. Nachdem sich die östreichische Armee unter dem Prinzen von Koburg mit den Russen unter Suwarow im Sept. 1788 in der Moldau vereinigt hatte, drängte dies vereinigte Corps gegen die Türken vor, und schlug sie am 1ten Aug. 1789 bei Fokzani und am 22. Sept. bei Martinjestie gänzlich. Auch das früher von Joseph II., nun von Laudon geführte Corps eroberte am 8. Oct. Belgrad, und die Russen unter Potemkin allein hatten im Mai Galacz genommen, und nahmen im Oct. Akierman, im Nov. Bendér. Potemkin schien bereits am Ziele

zu sein; allein im Febr. 1790 starb Kaiser Joseph und sein Tod ließ (da sich Leopold II. aus diesem Kriege zurückzog) Rußland allein dem Sultan Selim gegenüber, welcher im April 1789 auf seinen Oheim Abdul Hamid gefolgt war. Zwar hatte Potemkin noch einmal Gelegenheit, nach dem Sturme von Ismail im Dec. 1790 seine Truppen die oczakowschen Greuelscenen widerholen zu laßen; aber Rußland hatte in dem Kriege gegen Schweden und gegen die Pforte schon so seine Mittel erschöpft, und England und Preussen zeigten sich so besorgt wegen dieses Umsichgreifens, daß die Kaiserin Unterhandlungen anknüpfte, und den Krieg durch den Vertrag von Galacz am 11ten Aug. 1791 beendigte. Der von Oestreich im Sept. 1790 geschloßene Waffenstillstand ward um dieselbe Zeit zu Szistové in einen Frieden verwandelt, der den status quo vor dem Kriege herstellte, nur daß Alt-Orsowa unbefestigt bei Oestreich blieb und Choczim von den Oestreichern besetzt, bis auch die Russen den Frieden definitiv abschloßen. Am 15ten Octob. 1791 starb der unruhige Urheber dieser Kriege, Potemkin, in der Nähe von Oczakow auf der Reise unfern der Landstraße unter freiem Himmel, und im Januar des folgenden Jahres ward auch zwischen Rußland und der Pforte definitiv zu Jassy ein Friede geschloßen, der den Dniester zur Grenze des russischen Reiches machte.

§. 6. Die Revolutionären Bewegungen in den Niderlanden und Joseph II. *).

Seit dem spanischen Erbfolgekriege bis auf den demnächst zu erwähnenden Kampf Englands mit dem größesten Theile seiner nordamerikanischen Colonien war es im Grunde den Ver. Niderlanden fortwährend gelungen, die Rolle thatloser Neutralität zu bewahren; nur bei Gelegenheit des östreichischen Erbfolgekrieges hatten sie Antheil genommen und dadurch, wie wir gesehen haben, die Erneuerung der Erbstatthalterwürde veranlaßt. Uebrigens hatten sie ein friedliches Leben in wenig beachtetem Ueberfluße geführt, und sich in dieser Zurückgezogenheit um alles politische Ansehen

*) Wie bei den italienischen Verhältnissen meiner italienischen Geschichte, so folge ich in diesem Paragraphen dem, was ich bereits in meiner niderländischen Geschichte gegeben habe.

in Europa gebracht. Als nun, nachdem jener Kampf Englands mit Nordamerika ausgebrochen, die Engländer den Handel der Holländer nach den aufgestandenen Colonien bedrückten, fehlte es der Republik an den militärischen Mitteln denselben zu schützen. Der Statthalter suchte die Staaten zu Herstellung einer ansehnlicheren Macht zu bestimmen, sie entschuldigten sich aber — im reichsten Lande Europas — mit Unvermögen. Da nun, während die Engländer hindernd und feindlich auftraten, die Franzosen die Niderländer absichtlich mit Schonung und Achtung behandelten, dachte die s. g. patriotische (so nannte man die dem erbstatthalterischen Interesse feindliche) Partei an eine Möglichkeit England mit Frankreichs Hilfe Widerstand leisten zu wollen.

Diese Partei gerade hinderte aber auch den Erbstatthalter, wo er seinerseits die Militärmacht zu heben suchte, denn sie glaubte, er sei in englischem Interesse; so geschah also gar nichts, bis die Forderungen der Engländer die Sache auf die Spitze trieben. Diese nämlich wollten den Handel der Neutralen mit Schiffs- und Kriegsbedürfnissen nach den ihnen feindlichen Ländern nicht dulden, und da der Holzhandel von den nordöstlichen europäischen Ländern nach Frankreich in dieser Zeit in den Händen der Holländer war, untersagten die Engländer den Holländern diesen Handel, weil Holz zu den Schiffsbedürfnissen gehörte. Dieses Verbot gegen den niderländischen Handel war natürlich nur auf gewaltsame Weise durchzuführen, und die statthalterische, gerade durch die am meisten aus reichen Kaufleuten bestehende patriotische Partei gehindert, wollte nun ihrerseits hindern, daß das Kaufmannsinteresse die Republik in einen Krieg verwickele, wie die patriotische Partei ihn wünschte. Sie setzte also durch, daß die Holzschiffe nach Frankreich keine Bedeckung durch Kriegsschiffe des Staates erhielten, und mochten sich dieselben demnach gegen die Engländer selbst wehren, so gut sie konnten. Allein dies Verfahren sahen die Franzosen als eine Ungerechtigkeit der niderländischen Regierung an, und belegten, um sich zu revanchiren, allen niderländischen Handel nach Frankreich mit sehr hohen Abgaben, ausgenommen den Handel von Amsterdam, welche Stadt an der Spitze der patriotischen Partei stund, und für die Geleitung der Holzschiffe durch Kriegsschiffe gestimmt hatte. Ueber diesen Vorzug der Amsterdamer neidisch, verlangten nun auch die anderen Städte die Begleitung der

Holzschiffe. Die General-Staaten musten diesem Verlangen nachgeben.

Die Engländer erklärten endlich, sie achteten zwar die niderländische Republik als ein selbstständiges, neutrales Gemeinwesen in politischer Beziehung; aber sie würden sie hinsichtlich der Verhältnisse zur See als der brittischen Seemacht unterworfen behandeln, wenn sie nicht binnen eines gestellten Termines ihre Entschließung hinsichtlich der Handelsverhältnisse zu Frankreich wider aufhebe. Die Republik änderte ihre Beschlüße nicht, und im April 1780 hob nun England alle früheren Verträge mit der Republik auf, und ließ die neue gewaltsame Bestimmung in Kraft treten. Dieses Verfahren und ein Zufall, der ins Spiel kam, nöthigte endlich die Republik, sich, gleich Frankreich, entschieden gegen England zu erklären.

Der Pensionar von Amsterdam, Herr van Berkel, hatte provisorisch (d. h. für den Fall, daß England die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien anerkennen würde) einen Handelstractat mit einem Agenten der nordamerikanischen Colonien unterhandelt. Dieser Tractat kam zufällig in die Hände der Engländer, und sie verlangten nun die Ausliferung van Berkels, als wenn dieser ein Verbrechen gegen die englische Nation begangen hätte. Da aber der Tractat bloß bedingt abgeschloßen war, verweigerte die Republik die Ausliferung, worauf der englische Gesandte zu Weihnachten 1780 den Haag verließ, und das Cabinet von St. James der Republik den Krieg erklärte.

Die vorhergegangenen demüthigenden Plackereien hatten den Grimm und die Energie der Niderländer wider geweckt; sie nahmen (mit Ausnahme der Seeländer) sofort den Kampf freudig an. Zugleich aber hatte nun dieser Krieg, wobei die Republik als Verbündete der nordamerikanischen Colonien erschien, eine mehr demokratisirende Wirkung auf das Volk in den Niderlanden und diente dazu, die s. g. patriotische Partei zu begeistern und zu verstärken. Diese Partei erlitt eine wunderbare Umstimmung. Sie war zeither vom Anfange der Unabhängigkeit der Niderlande an eine aristokratische Partei der angesehenen städtischen Geschlechter gewesen, und dagegen hatte die statthal-

terische Partei mehr eine demokratische Haltung gehabt; allein nun nahm sie in ihrem Eifer gegen England alle die demokratischen politischen Ansichten, welche die französische Philosophen-Partei das ganze Jahrhundert hindurch entwickelt und groß gezogen hatte, und deren Verwirklichung man (wie wir sehen werden: fälschlicher Weise) in Nordamerika zu sehen glaubte, auf und ward in ihrer Opposition gegen den Statthalter und gegen das monarchische Moment in dessen Stellung allmälig völlig demokratisch. —

Ein Staatsleben ohne politische Parteien ist entweder noch ganz in der Kindheit, oder es ist mehr ein Staatstod, als ein Staatsleben, denn durch die Organisirung und gegenseitige Begegnung von Parteien enthält ein größeres Staatswesen eben seine lebendige Erfüllung, eine innere Belebung. Aber so wahr dies ist, so wahr ist auch, daß das Aendern des Characters der Parteien in einem Staate, das Zerfallen der früheren Motive des Handelns und das Unterschieben neuer jeder Zeit eine Calamität für ein entwickeltes Staatsleben ist. Es tritt jederzeit eine Desorganisation der inneren Verhältnisse, der eigentlichen Seele des gesellschaftlichen Lebens ein; und das Zurücktreten des Gegensatzes einer städtischen Aristokratie gegen die Interessen des vom Statthalter vertretenen übrigen Volkes, während an dessen Stelle nun ein Gegensatz der neuen revolutionären Staatsdoctrin gegen die festesten Puncte der alten Verhältnisse trat, war mit so viel unklaren Auffaßungen, mit so viel Schiefheit und Unklarheit im politischen Denken und Wollen verbunden, daß man es als den Anfang alles des Unglücks bezeichnen muß, welches in der weiteren Entwickelung der politischen Verhältnisse Europas die niderländische Republik getroffen hat.

Der Krieg lief übrigens für die Niderländer durchaus unglücklich, und in Zeit von vier Wochen hatten die Engländer durch Kapereien eine Beute von funfzehn Millionen Gulden gemacht. Der Admiral Rodney griff die auf Krieg durchaus nicht vorbereiteten westindischen Colonien der Niderländer an, und hätten die Franzosen den Niderländern nicht St. Eustace, Berbice, Essequebo und Demarary erhalten, sie hätten hier Alles verloren; selbst das Vorgebirge der guten Hoffnung ward ihnen nur durch die Fran-

zosen gesichert. In Ostindien erlitten die Niderländer ebenfalls große Verluste durch Sir Edward Hughes. Fast alle Besitzungen der Coromandelküste; Negapatnam, Trinconomale 2c.; alle niderländischen Besitzungen auf Sumatra, in Bengalen, Surate und Malabar giengen verloren, und auch hier verschafften erst die Franzosen den Niderländern einiges wider, wie Trinconomale auf Ceylon. Die ostindische Compagnie in den Niderlanden muste ihre Zahlungen einstellen, und in zwei Jahren (1781 u. 1782) verlor der holländische Handel über 500 Kauffarteischiffe. Weil die Rüstungen zur Gegenwehr der patriotischen Partei zu langsam und unbedeutend fortschritten, beschuldigte die patriotische Partei den Statthalter der geheimen Neigung für England; aber sie steigerte sich zugleich in ihrem Haße gegen England und als am 5. Aug. 1781 der Schoutbynagt Zoutman mit 7 Kriegsschiffen, 2 Fregatten und 1 Kutter einer überlegenen englischen Flotte bei der Doggersbank begegnete, und sie zum Abzuge nöthigte, wirkte dieser Sieg wie ein electrischer Schlag aufregend und belebend auf die Niderländer. Man verlangte den Krieg energischer geführt. Die Opposition gegen den Statthalter war aber eigentlich eine Opposition gegen den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel, der während des Statthalters Unmündigkeit*) die Regierung für ihn geführt, und durch die Acte van Consulentschap sich auch später einen dominirenden Einfluß auf Wilhelm V. gesichert hatte. Er ward in Folge dieser Entwickelungen später genöthigt, die Niderlande zu verlaßen.

Auf Anrathen des Pensionar von Holland, Bleiswyk, verlangten die Bürgermeister Rendorp und Temmink von Amsterdam und der Pensionar Vischer schon im Juni 1781 die Entfernung des Herzogs; allein da Bleiswyk dies Verlangen nicht kräftig genug unterstützte, hatte es zunächst kein Resultat.

Inzwischen gieng der Krieg in das Jahr 1782 herein fort. Die Engländer machten nach dem Abtreten des Ministerium North friedliche Anerbietungen; Rußland wollte

*) Wilhelm IV. war 1751 am 22ten Oct. gestorben.

vermitteln; aber die Holländer waren so erbittert, daß sie Alles ablehnten, und im April 1782 die Ver. Staaten von Nordamerika völlig und diplomatisch als unabhängigen Staatsverband anerkannten, und im October dieses Jahres einen Handelsvertrag mit ihnen schloßen. Während die Republik so in ihrer Erbitterung beim Kriege beharrte, giengen die Franzosen auf die friedlichen Erbietungen Englands ein, und Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika schloßen im Januar 1783 Frieden mit England, und ließen die Holländer allein, welche jetzt gezwungen waren, vereinzelt einen Frieden zu suchen, und für denselben einen Theil ihrer ostindischen Besitzungen aufzuopfern. Dieser Friede der Niderländer ward am 20ten Mai 1784 geschloßen.

Hatte vorher der lange Friede die Republik um ihr Ansehen in Europa gebracht, so brachte sie der unglücklich geführte Krieg noch weiter herab, und Kaiser Joseph verlangte die Oeffnung der Schelde, deren Schließung seit 1648 diplomatisch zugestanden war. Als Joseph nach Maria Theresias Tode nach Belgien gekommen war, um sich huldigen zu laßen, und diese seine Fürstenthümer kennen zu lernen, hatte er von denselben aus im Juni 1781 eine Reise auch nach den Territorien der Republik der Vereinigten Niderlande gemacht. Der Reichthum und die äußerste Blüthe dieser Landschaften hatten ihm imponirt. Er sah leicht ein, daß Belgien bei seinen herrlichen Bodenverhältnissen die Nordniderlande bald an Reichthum und commercieller Bedeutung weit überragen würde, wenn die Schelde geöffnet wäre, und da er ganz der Neigung seiner Zeit, historisch begründete Rechte mit Füßen zu treten, sobald sie sich nicht als momentan zweckmäßig erwiesen, huldigte, ließ er sich nicht durch die vielen seit 1648 geschloßenen Verträge, welche alle die Schließung der Schelde sicherten, ließ er sich auch nicht durch die Dankbarkeit gegen die Niderlande, welche treu zu seiner Mutter gehalten, bestimmen, von dem Verlangen der Scheldeöffnung abzustehen. Zunächst aber machte er Ostende zum Freihafen, und erklärte, die Vestungen der Barrière schleifen laßen zu

wollen, die ohnehin in üblem Zustande und nur noch staatsrechtlich von Wichtigkeit waren. Die Niderlande damals mit England im Kriege gaben nach, und die Barrièreverhältnisse hatten ein Ende. Als Joseph die Republik so nachgiebig fand, fieng er um unbedeutende Grenzterritorien Händel an, und suchte alte in Abgang gekommene Rechtsgründe vor, und machte sie geltend. In Folge solcher angeblicher Ansprüche verlangte er plötzlich jene Grenzterritorien und die Vestung Mastricht oder die Oeffnung der Schelde; nahm gar nicht Rücksicht auf die erst zu ertheilende Antwort der Republik, und erklärte für's Erste die Schelde, bis ihm jene Abtretungen gemacht seien, für frei. Der Capitän van Tseghem wollte auch sofort versuchen, mit einer östreichischen Brigantine die freie Fahrt auf der Schelde zu machen; aber die Niderländer nahmen ihm bei Saftingen sein Schiff. Ohngeachtet sie es zurückgaben, verließ der östreichische Gesandte den Haag und dem französischen Hofe erklärte Joseph, bei dem zwischen ihm und der Republik bevorstehenden Kriege wolle er keine Eroberungen machen; er wolle bloß die Oeffnung der Schelde erzwingen. Auch die Niderländer rüsteten sich. Das französische Cabinet stellte in französisch Flandern ein Beobachtungsheer auf.

Inzwischen zeigte der Generaldirector des niderländischen Ingenieurcorps, Dumoulin, der zur patriotischen Partei in Holland hielt, den Pensionaren von Amsterdam, Dordrecht und Gouda an, daß alle Grenzfestungen gegen Belgien unhaltbar geworden sein, und der dortsche Pensionar, de Gyzelaar, zeigte dies den Staaten von Holland an und verlangte Untersuchung. Diese verbot der Staatsrath, um nicht den Herzog von Braunschweig bloß zu stellen; aber die Staaten von Holland erzwangen die Zurücknahme dieses Verbotes, und überdies ward in dieser Zeit die bis dahin geheim gehaltene Acte van Consulentschap bekannt. Die Staaten von Holland verlangten nun Vorlegung dieser Acte, und als dies geschehen war, die Entfernung des Herzogs aus den Territorien der Republik. Der Herzog muste der patriotischen Partei weichen, und das Land verlaßen.

Nachdem sich das französische Ministerium entschieden für die Republik und gegen Joseph II. aussprach, sah letz-

terer doch mit Aengstlichkeit auf einen Krieg hin, der so weiten Umfang zu gewinnen drohte. Da machte er jenen schon oben erwähnten Versuch, sich durch eine Vertauschung der Niderlande gegen Baiern aus dem ganzen Handel zu ziehen. Wie dieses Project durch Friedrichs II. Eingreifen beseitigt ward, ist bereits erzählt. Am Ende gab sich Joseph II. in einem Vertrage, den er unter französischer Vermittelung mit der Republik schloß, zufrieden mit der Uebergabe von Lillo und Lieffenshoek, mit Schleifung einiger Schanzen und einer Zahlung von 10 Millionen Gulden. Die Republik behielt Mastricht und die geschloßene Schelde. Die patriotische Partei setzte hierauf den Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen Frankreich und der Republik durch am 12ten Nov. 1785.

Es hatte sich aber während aller dieser Vorgänge die Opposition der s. g. Patrioten weit schärfer ausgebildet. In allen Städten waren die verschiedensten localen Streitigkeiten Veranlaßung gewesen, daß die patriotische und statthalterische Partei mit einander in Zwist waren; jedermann muste zu einer dieser Parteien halten. Am Heftigsten war die Opposition der Patrioten in Utrecht, wo sie so demokratisch heraustrat, daß dadurch die Staaten der Provinz bewogen wurden, sich wider mehr der statthalterischen Regierung anzuschließen und nach Amersfoort (dem Mittelpuncte der Partei) Militär zu legen. Auch in Geldern und Overyssel trennten sich nun die aristokratischen Elemente von der patriotischen Partei und schloßen sich dem Prinzen an. In Holland dagegen, wo das gemeine Volk der Städte immer oranisch gewesen war und blieb, blieben auch die Aristokraten auf der patriotischen Seite, obwohl diese nun überall demokratische Ansichten zur Schau trug. Die Staaten von Holland verboten das Tragen der Oraniengabzeichen, und nahmen dem Prinzen das Commando der Truppen im Haag, bloß um die statthalterische Partei daselbst zu demüthigen. Wilhelm V. verließ hierauf den Haag und Holland, und nun kam es im März 1786 über Nichtachtung der statthalterischen Privilegien in Beziehung auf die Durchfahrt im Thore des Statthalters zu einer

höchst widerwärtigen Begegnung zwischen dem Friseur Mourand und zwei patriotischen Staatengliedern, Geraarts und Gyselaar. Mourand ward zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, dagegen ließen die statthalterisch gesinnten Staaten von Geldern die patriotischen Städte Hattem und Elburg im Herbste 1786 besetzen. Die Patrioten aus der geldrischen Veluwe flüchteten nun großestheils nach Overyssel, was fast ganz patriotisch war, während Frisland zum Statthalter hielt. Nur ward eine patriotische Gegenpartei in Frisland von Kurt Lambert van Beyma geführt, setzte sich in Franecker, und richtete mit einem Theile des Westergo eine patriotische Staatenversammlung neben der statthalterischen ein.

Ueber das Verfahren der Staaten von Geldern gegen Hattem und Elburg waren die patriotischen Staaten von Holland so erbittert, daß sie die Generalcapitänswürde des Prinzen suspendirten und ihre Provinz militärisch gegen einen Angriff des Statthalters zu sichern suchten. Nach der Besetzung Amersfoorts war aber auch in der Stadt Utrecht die patriotische Partei so aufgeregt worden gegen die Staaten der Provinz, daß diese die Stadt nicht mehr nach ihrem Willen halten konnten; sie also verließen und nach Amersfoort giengen. Der Prinz sandte nun den Staaten in Amersfoort Truppen zu Hilfe, und die Staaten von Holland nahmen sich der patriotischen Stadt Utrecht an, und die letztere, von Montfoort und Wyk te Duurstede unterstützt, richtete zu Anfange des J. 1787 ebenfalls eine besondere patriotische Staatenversammlung ein neben der statthalterischen, die in Amersfoort blieb. Frankreich, was mit der Republik verbündet war, war den Patrioten befreundet. Der preussische Hof dagegen war dem Statthalter verwandt (Friedrich Wilhelm II. war der Statthalterin Bruder) und so suchten beide Mächte zu vermitteln; da aber Frankreich hoffte, durch den Sieg der patriotischen Faction entscheidenden Einfluß in den Niderlanden zu erhalten, begünstigte und ermunterte es diese mehr, als daß es eigentlich für dieselbe vermittelt hätte; mithin blieben auch die Bemühungen des preussischen Gesandten ohne

Erfolg. Ein beßer gesinnter Theil der patriotischen Staaten von Holland wollte einlenken; aber so wie die Partei eine Ahndung dieses Verhaltens erhielt, zwang sie durch Volksaufläufe im April und Mai 1787 diese Leute ihre Stellen in den Staaten aufzugeben. Endlich am 9ten Mai 1787 kam es zum Treffen zwischen Utrechter Bürgern und den Soldaten der statthalterischen Partei bei Vreeswyk an der Leck.

Die Princessin Statthalterin selbst wollte nun noch einen Versuch der Vermittelung machen, und im Juni 1787 nach dem Haag zurückreisen; aber die Patrioten hielten sie am 29ten Juni zwischen Gouda und Schoonhoven an, und zwangen sie am folgenden Tage zur Rückreise nach Nymegen. Dies gab König Friedrich Wilhelm II. Veranlaßung, im Juli Genugthuung für seine Schwester zu fordern. Die Patrioten verweigerten jede Satisfaction, und rechneten auf das bei Givet versammelte französische Belagerungs=Corps. England aber schlug sich ins Mittel und drohte, den Krieg gegen jeden zu beginnen, der Preussen hindern würde, sich billige Satisfaction in den Niderlanden zu verschaffen. Frankreich wagte nicht, sich bei seiner damaligen Lage in einen neuen Krieg mit England zu verwickeln, und am 13ten Septbr. 1787 rückte Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 20,000 M. preussischer Truppen in das Gebiet der Republik ein. Gorkum ergab sich nach der ersten Bombe. Die bewaffneten holländischen Hilfscorps flohen aus Utrecht, ehe sie den Feind gesehen; schon am 18ten Septbr. sahen die Staaten von Holland fast alle ein, daß es unter solchen Verhältnissen unmöglich sein werde, sich gegen Preussen zu halten, und erkannten den Prinzen wider in seinen Würden und Gewalten an. Er kam am 20ten September nach dem Haag zurück; nur Amsterdam wehrte sich noch tapfer, konnte aber allein nicht lange an Widerstand denken, und übergab am 8ten October das Leydener Thor einer preussischen Besatzung. Die patriotischen Corps wurden hierauf alle entwaffnet; die im Mai von der patriotischen Partei neu eingesetzten Magistrate wurden entfernt, und die preussische Armee verließ

bis auf 3000 Mann das Land. Diese blieben 6 Monate lang zur Disposition der Generalstaaten.

In Folge dieser Widereinsetzung des Prinzen Erbstatthalters in seine Rechte durch preussische Truppen muste nun auch der Staatspensionar van Bleiswyk sein Amt niderlegen, und der zeitherige Pensionar von Zeeland, Lorenz Peter van de Spiegel, trat an seine Stelle. Dieser war tüchtig, und der siegenden statthalterischen Partei zugethan; jene ganze Parteitrennung der Republik hatte für Staatshandlungen zunächst allen Einfluß verloren; aber in der Stille breiteten sich die Ansichten, welche die patriotische Partei zuletzt vertreten hatte, theils weiter aus, theils wurzelten sie fester ein, ohngeachtet alle Provinzen dem Erbstatthalter alle früher zugestandenen Rechte garantirten; ohngeachtet alle Beamteten den Eid der Treue auf die erbstatthalterische Verfaßung leisteten, und Preussen und England dieselbe noch besonders verbürgten durch ein Bündnifs mit der Republik, am 15ten April 1788.

Unterdeßen waren aber die belgischen Niderlande in die höchste Spannung gerathen. Joseph II. hatte nämlich kaum seine Plane auf die Oeffnung der Schelde und auf die Vergrößerung des belgischen Gebietes aufgegeben, als ihn seine Unruhe zu s. g. inneren Verbeßerungen forttrieb. Joseph II. hatte eine ganz unkirchliche Richtung genommen; sein Erzieher, der Abbé de Terma hatte in dieser Hinsicht schon gewirkt; was in Toscana unter seinem Bruder vorgieng, so wie das Auftreten des trierischen Weihbischofs von Hontheim in Deutschland, hatte seine Ueberzeugungen weiter bestimmt. Ihm erschien die Kirche ganz dem Staate untergeordnet und die Aufgabe der Kirche war ihm eine vornehmlich auf die religiöse Befriedigung der einzelnen Subjecte, nicht (wie sie es sein muß) auf die sittliche Ordnung und Erziehung der Maßen sich beziehende. In diesem Sinne suchte er in seinen Landen die katholische Kirche als selbständige Corporation zu vernichten, und da ihm dabei die Geistlichen mit Berufungen auf das Dogma entgegentraten, suchte er die Erziehung der Geistlichen anders

zu ordnen. Dies war der Punct des Zusammenstoßens mit seinen niderländischen Unterthanen.

Im October 1786 hob Joseph die bischöflichen Seminare in Belgien auf, und gründete ein großes theologisches Seminar in Loewen, wobei er die Lehrer bestellte, und natürlich so bestellte, daß als Wirkung ihrer Lehre die Unterdrückung alles kirchlichen Sinnes zu erwarten war, so wie ein Nachgeben gegen das, was man damals Aufklärung nannte, von Seiten der Kirche. In anderen Territorien, die ihm unterworfen waren, hatte er summarischer seinen Willen durchgesetzt, und durch Verbote die Wallfahrten, eine große Anzahl Processionen, die meisten Klöster, die Verbindung geistlicher Gesellschaften mit auswärtigen Oberen, den Recurs nach Rom in Ehesachen, den Eid, der in gewissen Fällen geleistet werden muste, daß man an die unbefleckte Empfängniſs der heiligen Jungfrau glaube u. dgl. m. unterdrückt. In den Niderlanden war nur Einiges in diesem Sinne angeordnet worden, weil Joseph hier, bei der Entfernung dieser Gegenden von seinen Hauptlanden, vorsichtiger verfahren muste. Doch betrachteten die Belgier selbst das, was geschah, und namentlich die Unterdrückung der bischöflichen Seminare als einen tyrannischen Eingriff in ihre hergebrachte Verfaßung. Sofort nach Eröffnung des Loewener Seminars konnte unter den Zöglingen desselben nur mittelst militärischer Maßregeln die Disciplin aufrecht erhalten werden, wovon die Folge war, daß alle Studenten, bis auf zwanzig, Loewen verließen.

Unmittelbar nachher, am 1ten Januar 1787, wurden die ausgedehntesten Reformplane Josephs, welche alle Verfaßungsrechte der belgischen Provinzen mit Füßen traten, publicirt. Die alte Provinzialeintheilung, folglich auch die alte Verfaßung, sollte ganz ein Ende haben, und ganz Belgien, ohne Rücksicht auf die früheren Verhältnisse der einzelnen Landestheile, in neun administrative Kreise getheilt werden. Ueber diesen Kreisbehörden sollte ein einziges Regierungscollegium mit einem kaiserlichen Minister an der Spitze stehen. Die Staaten der einzelnen Provinzen sahen

natürlich gar nicht ein, wie sie dazu kämen, so durch einen einzigen Machtspruch ihr ganzes gutes altes Recht zu verlieren, und erinnerten, indem sie gegen diese neuen Einrichtungen protestirten, an die blyde Inkomst. Die neuen Einrichtungen sollten zum 1. Mai ins Leben treten; aber Adel, Geistlichkeit, Rechtsgelehrte und bürgerliche Communen, alles war einmüthig dagegen; und an der Spitze der Opponenten trat der Rath von Brabant auf. Alle diese Protestationen hatten keine Aenderung in den Beschlüßen zu Folge, und die Belgier wurden immer unruhiger, je näher der 1te Mai heranrückte. Der Generalgouverneur dieser Provinzen, der Herzog von Sachsen-Teschen, sah ein, daß es unmöglich sei, ohne die größesten Unruhen die neuen Einrichtungen durchzuführen, und suspendirte also die Ausführung des Edicts vom 1ten Jan. in Beziehung auf die administrativen Anordnungen und die Justizpflege. Damit aber waren die Belgier nicht zufrieden, und an der Spitze der Protestirenden, welche die Zurücknahme des ganzen Edictes verlangten, stund der Advocat van der Noot. Joseph II. gab den Vorstellungen, die an ihn gelangten, nicht nach, und wollte nun Fügsamkeit militärisch erzwingen. Er ernannte den Grafen Trautmannsdorf zu seinem bevollmächtigten Minister, und berief den Herzog von Sachsen-Teschen, so wie Deputirte der belgischen Landschaften nach Wien. Den letzteren bewilligte er nun, daß die Intendanturen und die neue Gerichtsordnung nicht eingeführt werden sollten; allein er vernichtete alle anderen Zugeständnisse, die inzwischen und interimistisch vom Herzoge von Sachsen-Teschen, und dann nach dessen Abreise vom Grafen Murray, der seine Stelle vertrat, den Belgiern gemacht worden waren. Den so bleibenden Rest neuer Einrichtungen sollte nun Trautmannsdorf als Civilminister und der General d'Alton an der Spitze des kaiserlichen Militärs in den Niderlanden durchführen. Trautmannsdorf war anfangs bei seiner Aufgabe sehr glücklich, gieng aber auch ganz auf die Wünsche der Belgier ein, und nahm es auf seine Verantwortung, das neue Seminar in Loewen auf 3 Monate schließen zu laßen. Die Folge war, daß

die Staaten, die zeither die Steuern verweigert hatten, sie im December wider bewilligten. Es schien wirklich Trautmannsdorf zu gelingen, eine Aussöhnung herbeizuführen. Allein Joseph wollte hinsichtlich des Seminars durchaus nicht nachgeben, und ließ auch niemanden zu einer Staatsanstellung zu, der sich irgend ungünstig hinsichtlich der früher projectirten Einrichtungen ausgesprochen hatte. Außerdem war d'Alton ganz unabhängig von Trautmannsdorf gestellt, und verdarb als General, was dieser als Minister gut machte. Er wollte immer militärisch eingreifen; und Trautmannsdorf wollte und konnte das nicht zugeben. Durch diese Uneinigkeit der beiden obersten Leiter trat aber ein Schwanken in den Maßnahmen der Regierung ein, wodurch dieselbe nothwendig von Neuem verhaßt werden muste.

Im Jan. 1788 bemächtigte sich d'Alton, in Folge eines unbedeutenden Auflaufes, bei welchem mehrere Einwohner vom Militär erschoßen wurden, des Rathhauses in Brüssel mit Gewalt, und hielt es militärisch besetzt. Da niemand annahm, daß d'Alton ganz eigenmächtig verfahre; da man mit Recht annehmen konnte, daß er bei dieser Handlungsweise auf die Billigung des Kaisers müße rechnen können, erschien Trautmannsdorfs Freundlichkeit trügerisch, und der Sinn der Regierung doch allen tyrannisch. Niemand traute mehr Trautmannsdorfs Zusagen. Da die Universität in Loewen fortwährend gegen das Seminar protestirte, hob sie Joseph auf und verlegte sie zum Theil nach Brüssel. Der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen hatten sich an Josephs Befehle nicht gekehrt, und ihre Seminare beibehalten; nun sollten diese Seminare durch das Militär auseinander getrieben werden. Dies war nicht ohne Blutvergießen möglich. Alles das regte immer mehr auf, und da man van der Noot und andere heftig Protestirende betrachtete als solche, welche das Volk aufregten, sollten diese am 8ten Aug. arretirt werden. Um dies auszuführen, sah man aber ein, muste man Truppen in großer Masse verwenden; und als man dies that, waren dann die zu Arretirenden fast alle nicht zu finden. Sie waren geflüchtet.

Als die Staaten im Decbr. die Steuern bewilligen sollten, versagten sie dieselben in Brabant und Hennegau. Alle Vermittelungsversuche Trautmannsdorfs scheiterten, weil Joseph auf einer Aenderung der Repräsentation des 3ten Standes in den Staaten und auf Aenderungen in der Steuerverfaßung bestund. Inzwischen wirkte aber auch die damals (Ende 1788 Anfangs 1789) in Frankreich hochgestiegene revolutionäre Aufregung auf die Niderlande, und so steigerte sich das Misverhältnis zwischen Regierung und Unterthanen in den belgischen Niderlanden dahin, daß nichts übrig blieb, als entweder alles wider auf den alten Fuß zu setzen, und das gute Recht der Belgier anzuerkennen, oder alles und jedes mit Gewalt und in tyrannischer Weise zu erzwingen. D'Alton, der von tyrannischer Gemüthsart war, wollte das Letztere, und meinte, es sei leicht durchzuführen, Da ward am 18. Juni 1789 die ganze alte, beschworene Verfaßung von Brabant und Hennegau für aufgehoben erklärt.

Bis es zu diesem Schritte kam, waren aber die brabanter Unzufriedenen schon mit England in Verbindung getreten, indem dieses ein Interesse hatte, durch die Unruhen in den Niderlanden den Kaiser zu hindern, seine ganze Macht den russisch-östreichischen Planen in Beziehung auf die Türkei zuzuwenden. Englands Einfluß, so scheint es, bereitete dem Advocaten van der Noot, als er als Abgeordneter des Volkes von Brabant im Haag auftrat, und auch in Berlin eine günstigere Aufnahme, als er sonst zu erwarten gehabt haben möchte, und in Bredà ward ein patriotisches Comité ausgewanderter Belgier geduldet. Doch trat in Belgien nun schon außer den Freunden des guten alten Rechts auch eine Partei hervor, die diese Bewegung für demokratisch-revolutionäre Zwecke im Sinne der französischen Philosophen benutzon wollte, und an deren Spitze erschienen besonders Vonk und van der Mersch. Dieser letztere bildete aus ausgewanderten*) Belgiern (ihre Zahl

*) Diese Auswanderung begann zahlreicher zu werden, als D'Alton 30—40 junge Männer, und noch dazu großestheils unschuldige, auf-

wird von 4000 bis 30,000 verschieden angegeben) ein bewaffnetes Corps, mit welchem er (nachdem es seit Juli 1789 zu mehrfachen kleinen Aufständen in Belgien gekommen war) am 24. Oct. die völlig unbeschützte Grenze überschritt. D'Alton hatte seine Truppen in einen weitläufigen Cordon an den Grenzen verzettelt, und so wenig van der Mersch's Leute anfangs militärische Haltung hatten, wuste er doch dieselben geschickt zu nutzen; brachte die östreichischen Truppen in den Straßen von Turnhout zum Weichen, und wendete sich dann, während sein Gegner viele Zeit zum Zusammenziehen seiner Streitmittel brauchte, nach Flandern, wo der Aufstand bald allgemein ward. Die östreichischen Truppen musten Gent räumen; verloren nun alle Zuversicht zu d'Altons Leitung; zogen sich auch aus Hennegau zurück; dann ward den Beamteten in Namen angst, sie flohen; ein Haufe Insurgenten drang bis Tirlemont vor, und d'Alton glaubte nun selbst sich nicht halten zu können. Trautmannsdorf erklärte hierauf in einer Reihe von Edicten vom 20ten bis 26ten Nov., die alte Verfaßung solle ganz hergestellt, das Seminar in Loewen solle aufgehoben, eine allgemeine Amnestie solle bewilligt werden; aber da d'Alton zu gleicher Zeit die Bürgerschaft auf das Gewaltthätigste entwaffnen ließ, traute niemand solchen Versprechungen, und zugleich begieng man die Unvorsichtigkeit, durch Abschließung eines förmlichen Waffenstillstandes die Feinde in den Augen des Volkes zu heben.

Im Vertrauen auf diesen förmlich geschloßenen Waffenstillstand zog d'Alton seine Truppen aus der Gegend von Tirlemont weg, und legte sie gegen Flandern hin. Plötzlich meldete van der Mersch, der Waffenstillstand sei von dem Comité in Bredá nicht ratificirt worden; er kündige ihn also auf. Statt eines Ruhepunctes hatte man also durch den Waffenstillstand nur eine bloß gegebene Nordostseite gewonnen; und schon am folgenden Tage (10. Dec.) wurden an den Thüren der Gudulakirche in Brüßel patrio-

---

greifen und zu ungarischen Regimentern abführen ließ. Man suchte der Auswanderung mit drohenden Verboten zu begegnen; doch das war umsonst.

tische Kokarden vertheilt, und der Aufstand in Brüssel selbst vorbereitet. Die Truppen waren größestestheils für die Landessache gewonnen worden, während sie auf ihrem durch den Waffenstillstand veranlaßten Marsche in Klöstern campirten; vom 10ten Dec. an war die Desertion allgemein. Aus dem Dominikanerkloster in Brüssel giengen 150 Grenadire auf einmal mit Zeug und Armatur zu den Patrioten über.

Als am folgenden Tage (den 11ten December) der Aufstand in Brüssel ausbrach, versagten ganze Corps gegen ihre Landsleute etwas zu thun, und giengen endlich zu den Patrioten über, und schoßen auf das bei d'Alton aushaltende östreichische Militär. D'Alton floh aus Brüssel und rettete kaum das Leben. Bei Waterloo sammelte er den Rest seiner Truppen, und führte sie nach Namen, dann nach Lützelburg, was allein an dem Aufstande keinen Theil nahm. Man hatte noch auf einige besetzte Festungen gerechnet, aber die Citadelle von Antwerpen ergab sich den Patrioten bis Ende Januar 1790 ohne alle Feindseligkeit. Alle politische Gewalt gieng, nachdem van der Noot in Triumph als Befreier des Landes in Brüssel eingezogen war, an einen Congreß der Staaten der belgischen Provinzen (mit Ausnahme Lützelburgs) über, der am 11. Jan. zusammentrat.

Allein nun musten sich van der Noot und die Staaten vor allen Dingen gegen die demokratische Faction wenden, die ihnen den Sieg mit erkämpft hatte. Hier half ihnen die Geistlichkeit am meisten, deren Einfluß auf das Volk groß und fest fundirt war. Mit Ausnahme von Gent, wo diese revolutionäre Partei das Uebergewicht hatte, kamen diese Leute um alles Ansehen, und von der Mersch verlor nicht nur seine Stelle, sondern auch auf längere Zeit seine Freiheit. Inzwischen starb Joseph II. am 20. Feb. 1790, und nach seinem Tode kehrte die Regierung zu gesunderen Bestrebungen zurück.

Zunächst verweigerten zwar die Staaten von Belgien noch den Gehorsam; aber sie selbst musten einsehen, daß sie, sobald die Regierung in der Hauptsache ihr Recht an-

erkenne, in Nebendingen nachgeben müßten, da sie mit der demokratischen Partei gebrochen und außer van der Mersch einen militärisch tüchtigen Führer nicht hatten. Sobald Leopold II., der auf Joseph II. gefolgt war, mit der Türkei Waffenstillstand geschloßen, und den alten Bestand der Kirchenverfaßung anerkannt hatte, zog sich der belgische Anführer, Schönfeldt, vor dem in Brabant einrückenden östreichischen General Bender nach Brüßel zurück, und die belgischen Provinzen kehrten, nachdem van der Noot und andere Anführer entflohen waren, nachdem in allen Hauptsachen ihr altes Recht freiwillig von Leopold anerkannt worden war, zum Gehorsam gegen ihren angestammten Fürsten zürück. Die unruhigen Bewegungen, die aus ähnlichen Ursachen, wie in Belgien, auch in Ungarn und Tyrol erwachsen waren, wußte Leopold, der früher in Toscana seine Lust am Neugestalten vollkommen befriedigt hatte, durch die Zuversicht, die er zu seinen Versicherungen, er werde gutes, altes Recht überall achten, einflößte, zu beschwichtigen.

Inhalt.

Ueberblick.

(S. 1—6.)

Rückblick auf das Mittelalter und Gruppirung der neuen Geschichte in 7 Abschnitte: 1) Reformation. 2) Abfall der Niderlande. 3) 30jähr. Krieg. 4) Englische Rebellion. 5) Ludwigs XIV. Selbstherrschaft. 6) Herrschaft der französischen Litteratur. 7) Friedrichs II. Zeitalter.

Erster Abschnitt.

Das Zeitalter der Reformation.

I. Kapitel.

Rivalität des Hauses Habsburg und der Könige von Frankreich.

II. Kapitel.

Die deutsche Reformation.

v. Hutten. Semipelagian. Haltung der Kirche, besonders der Dominicaner gegenüber den Augustinianern. Ablaßpredigt und Luthers Auftreten; seine weitern Schritte bis zu Karls Wahl. Versuch der Ritter das Reich umzugestalten durch Sickingens Zug gegen Trier. Bauernaufstände in Schwaben, Franken, Düringen und ihr Einfluß auf die Reformation. Der drohenden Stellung Karls gegenüber wird das Torgauer Bündniſs geschlossen. Die Ungar.-böhm. Verhältnisse wirken günstig für die Reformation. Protest der reformirten Stände zu Speier 1529. Augsburger Reichstag und Confession 1530. Dänisch.-schwed. Auffassung der Reformation. Schmalkaldner Bündniſs.

§. 2. Die Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden von 1555 und dem Schlusse des Tridenter Conc. 1563. (S. 229—303.)

Verbindung der strengkatholischen mit den evangelischen Ständen gegen den Kaiser. Die norweg.-schwed. und englische Reformation. Luthers letzte Lebensjahre und die Vereinigung der Lutherischen und Reformirten. Karls Versuche, durch Religionsgespräche die kirchliche Einheit herzustellen, und das Reich umzugestalten; sein dritter italienischer Krieg. Das Tridenter Concil. Schmalkaldischer Krieg. Augsburger Interim. Kurfürst Moritz erzwingt den Passauer Vertrag. Augsburger Religionsfrieden. Krieg gegen die Franzosen in den Niderlanden und Heinrichs VIII. von England und Pauls IV. Theilnahme. Gegen die Reformation werden der Capuziner-, Jesuiten- und Teatinerorden gestiftet. Karls Rücktritt. Philipps II. von Spanien Verbindung mit Maria von England und Krieg gegen Frankreich. Ferdinand I. Schluß des Tridentinums.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter des Abfalles der Niderlande von Spanien.

I. Kapitel.

Kalvins Leben und Wirken. (S. 304—325.)

Kalvins Leben und Charakter im Gegensatz zu Luther; seine Lehre von den Kirchengewalten. Genfer Verhältnisse. Libertiner. Kalvins Vertreibung aus Genf und seine Rückkehr. Genfs neue Verfassung und Unterdrückung der Libertiner.

II. Kapitel.

Der Abfall der Niderlande vom habsburgischen Hause und die damit in Verbindung stehenden oder gleichzeitigen Begebenheiten.

§. 1. Die Niderlande von Kaiser Karls Resignation bis zur Einnahme von Brielle 1572. (S. 326—400.)

Die Zwickauer Propheten in den Niderlanden. Des burgundischen Kreises Verfaßung. Der fürstenmäßige Adel und sein Streben. Egmond. Wilhelm von Nassau. Hoorn. Montigny. Philipp de Croy. Granvelle. Viglius. Barlaimont. Der Statthalterin Margaretha von Parmen halbe Maßregeln. Die Kameren van Rhetorycke. Nach Granvells Abberufung schließt der nidere Adel die Eidsgenossenschaft von Bredá. Ausbruch der Geuzenunruhen. Philipp II. schickt Alba. Rath der Unruhen. Die Hugonottenkämpfe in Frankreich seit Heinrichs II. Tode. Hinrichtung Egmonds und Hoorns. Der beiden Nassauer Einfälle in Brabant und Groeningen. Durch das Verlangen des s. g. 10.

Pfennigs treibt Alba alles zum Widerstande. Die Watergeuzen unter Guillaume de la Mark besetzen Brielle.

§. 2. Die Niderlande bis zum Waffenstillstande von 1609. (S. 401—477.)

Herrschaft der Stadtaristokratie. Wilhelm wird der Mittelpunct aller Stände und Parteien. Die Hugonottenkämpfe in Frankreich geben dem niderländischen Kriege einen andern Character. Wilhelms Kampf gegen Zuniga, seine Intriguen gegen Don Juan d'Austria, Mathias und Anjou. Verbindung der Aerschotischen Partei mit Alessandro da Farnese. Utrechter Union. Anjou, Fürst der Niderlande, wird wider vertrieben. Lossagung von Spanien. Wilhelms Tod. Noth der abgefallenen Niderlande und Anschluß an Elisabeth von England. Leicester. Souveränitätsstreit. Spanisch.-engl. Krieg. Maria Stuarts Leben und Hinrichtung. Kämpfe der Guisen gegen die Hugonotten. Heinrichs IV. Sieg und Bündniss mit den Niderlanden, weshalb der Statthalter Erzherzog Albrecht einen Waffenstillstand schließt. Wirkung dieser Kämpfe für Deutschland.

Dritter Abschnitt.

Motive des 30jährigen Krieges und dieser selbst.

I. Kapitel.

Bis zur Eindrängung Schwedens in die deutschen Angelegenheiten.

§. 1. Die Motive des 30jährigen Krieges. (S. 478—494.)

Alle einheimischen Verhältnisse waren nur secundäre Gründe. Heinrichs IV. und seiner Umgebung Plane für die Umgestaltung Europas. Deutschland in eine katholische, calvinistische ausländernde, und luth.-kaiserl. Partei gespalten. Der clevesche Erbfolgestreit. Die durch Heinrichs IV. Tod verschobenen Pläne wider aufzunehmen machen die böhmischen Verhältnisse möglich.

§. 2. Der 30jährige Krieg bis zu Gustav Adolphs Eingreifen. (S. 494—524.)

Böhmische Verhältnisse unter Mathias; Widerstand gegen Ferdinand von Steiermark, dessen Erwählung zum Kaiser und Friedrichs von der Pfalz zum Böhmenkönig. Niderlage der Union und der Böhmen. Christian von Braunschweig erneuert den Kampf mit Mansfeld, ihre Räubereien in Norddeutschland und Tillys Zug nach Westfalen. Dänisch-engl.-niderl. Bund gegen den Kaiser. Misere der deutschen Fürsten. Waldstein treibt den Kaiser zu Gewaltschritten. Dänischer Krieg. Waldsteins Plane für eine deutsche Seemacht ziehen die Schweden in den Kampf.

II. Kapitel.

Von der Eindrängung Schwedens in die deutschen Angelegenheiten bis zum Westfälischen Frieden. (S. 524—576.)

Schweden von Gustav Erichson bis zum Waffenstillstande von Stum. Opposition gegen den Kaiser. Restitutionsedict. Waldsteins Entlassung. Frankreich macht die schwedische Einmischung möglich. Gustav Adolfs Landung, sein Charakter und Auftreten gegen die deutschen Fürsten; Brandenburg und Sachsen, vom Kaiser verlassen, werden gezwungen sich den Schweden anzuschließen. Schlacht bei Breitenfelde. Gustav Adolfs Plane in Betreff Deutschlands. Baiern schließt sich an Frankreich.

Waldsteins Kampf gegen Gustav Adolph und dessen Tod. Fortsetzung des Kampfes unter Oxenstierna, Waldsteins Verrath und Tod. Die Protestanten nähern sich dem Kaiser, die zu Heilbronn Verbündeten werfen sich Frankreich in die Arme. Bernhards von Weimar Kampf im Elsaß und Ende. Banér. Torstenson. Eindringen der Franzosen in Süddeutschland. Westfälischer Friede und seine Festsetzungen.

Vierter Abschnitt.

Zeitalter der englischen Rebellion.

I. Kapitel.

Die Geschichte der Ursachen und Anfänge der englischen Rebellion von Jakobs I. Regierungsantritte bis zu Karls I. Gefangennehmung.

§. 1. Die Ursachen und Vorspiele der englischen Rebellion bis zum Frühjahre 1629. (S. 576—98.)

Jakobs VI. (I.) Ansicht von Staat und Kirche, Günstlinge, Geldverlegenheit, Streit mit dem Parlamente und Verfolgung der Landpartei. Karl I. und sein Minister Buckingham; Verbindung mit den Hugonotten, die aber in Folge der Streitigkeiten mit dem Parlemente nicht unterstützt werden können. Verfolgungen gegen die Landpartei; Opposition gegen die Episcopalkirche, deren Begünstigung Karl auch mit den Schotten entzweit.

§. 1. Bis zu König Karls I. Gefangenschaft. (S. 598—650.)

Des Schiffgeldes theilweise Verweigerung und Verfolgungen deshalb. In Schottland brechen in Folge des Habits- und Liturgiestreites Pöbeltumulte aus. Die schottischen Tafeln treten zusammen. Karls Krieg und Vertrag mit den Schotten, die wegen der folgenden Maßregeln Karls eine Deputation nach London senden, worauf Karl, von Irland unterstützt, einen neuen Zug unternimmt. Irische Verhältnisse. Strafford. Aus Furcht vor dem engl. Parl. nähert sich Karl den Schotten, giebt nach dem irischen Aufstande dem Parl. nach, geräth dann aber mit ihm in offnen Streit, sammelt ein Heer im Norden und ist anfangs siegreich. Cromwell. Der König wird geschlagen, ergiebt sich den Schotten und wird von diesen dem Parlemente ausgeliefert.

II. Kapitel.

Von Karls I. Gefangennahme bis zu Cromwells Tode.

§. 1. Bis zu des Königs Hinrichtung. (S. 650—671.)

Streit des independent. Heeres und des presbyt. Parl., wovon Karl Vortheil zu ziehen hofft und sich verdirbt. Das Heer unter Fairfax besetzt London. Die Levellers im Heere. Karls Unterhandlungen mit dem Parl. und den Schotten, und Fluchtversuch. Bettag der Officiere in Windsor. Cromwell siegt über die Schotten. Das Heer petitionirt um Bestrafung des Königs; die Presbyt. werden aus dem Parl. vertrieben. Verfahren gegen Karl und seine Hinrichtung.

§. 2. Bis zu Cromwells Tode. (S. 672—97.)

England als Freistaat. Der Levellers kühneres Auftreten und Unterdrückung durch Cromwell, der dann Irland unterwirft und Schottland, welches Karl II. anerkannte, der wider nach Frankreich flieht. Navigationsacte und engl.-niderl. Krieg. Cromwells übele Lage; Barebone's Parlement. Cr. Protector, vielfältig gehindert und verbittert; sein Tod.

III. Kapitel.

Richard Cromwell und die Restauration. Die Staatsrechtslehre in England in und seit dieser Zeit bis zum Anfange des 18. Jahrh.

§. 1. Bis zur Restauration. (S. 698—706.)

Rich. Cromwell muß dem Heere ganz nachgeben. Henry Cr., der sich für die Stuarts erklärt, wird besiegt, Rich. abgesetzt, das Parl. gesprengt. Monks Marsch auf London und Karls II. Rückkehr.

§. 2. Bis zur Revolution und Verdrängung der Stuarts vom engl. Throne. Die Staatsrechtslehre in England seit der Rebellion bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts. (S. 706—36.)

Karls II. Mätressen- und Höflingsregiment, und Abhängigkeit von Frankreich. Jakob II. erregt durch Begünstigung des Katholicismus Unruhe; der unzufriedene Adel knüpft mit Wilhelm von Oranien Verbindungen an, dieser landet in England, Jakob wird von allen verlassen und flieht. Die Whigs und ihre Ansicht vom Staate. Wihelm muß eine Wahlcapitulation annehmen und unterwirft dann Irland. Staatsrechtslehre von Grotius, Hobbes, Sidney, Filmer. Locke, Milton, Shaftesbury.

Fünfter Abschnitt.

Zeitalter von Ludwigs XIV. Selbstherrschaft.

I. Kapitel.

Ludwigs XIV. steigende Macht.

§. 1. Bis zum Achener Frieden. (S. 737—67.)

Durch Richelieu war die unumschränkte Herrschaft der Krone begründet. Kampf der Fronde unter Ludwig XIV. Begünstigung der Litteratur und deren Character. Das Mercantil-System Colberts bringt den Adel herab. Die ersten Kriege Ludwigs und seine Ansprüche auf die spanischen Niderlande. Niderländische Geschichte bis 1667, Streit der Arminianer und Gomaristen. Ludwigs Krieg gegen Spanien bis zum Achener Frieden.

§. 2. Ludwigs XIV. Regierung bis zum Frieden von Nimwegen, 1678. (S. 768—797.)

Französisch-englischer Bund gegen die Niderlande; deutsche Fürsten schließen sich an. Schweden unter Christina und seine Adelsparteien. Ludwig beginnt den Kampf gegen die Niderlande und macht rasche Fortschritte, wodurch de Witt und die Staatenpartei in den Niderlanden gestürzt wird. Der Kaiser und Brandenburg, und nach der Verwüstung der Pfalz auch das Reich treten für die Niderlande auf, England schließt Frieden, wogegen Schweden und Saveien sich Ludwig anschließen, der allmälig einen harten Stand bekommt; seine Gegner trennen sich aber, zuletzt schließt Brandenburg Frieden.

§. 3. Bis zum Frieden von Ryswyk 1697. (S. 797—826.)

Reunionskammern. Der Kaiser durch die Türken beschäftigt. Die Jansenistischen Händel und Ludwigs gallicanische Nationalkirche. Ludwig greift die Niderlande an, während die Deutschen mit den Türken schlagen; der Kaiser schließt deshalb Frieden mit Ludwig; dessen fortgesetzte Reunionen veranlassen Englands, Hollands, Brandenburgs, des Kaisers und des Pabstes Krieg gegen ihn, er bewirkt durch Separatverhandlungen den Ryswyker Frieden.

II. Kapitel.

Die über Ludwig XIV. hereinbrechenden Strafgerichte.

§. 1. Bis zu Ludwigs XIV. Tode 1715. (S. 827—854.)

Kampf in den Cevennen. Spanisch. Erbfolgekrieg. Marlboroughs und Eugens Siege über die Franzosen. Sturz der Whigs in England. Utrechter Frieden, nach welchem Karl VI. noch eine Zeitlang kämpft. Zustand Frankreichs nach diesen Kämpfen und Ludwigs Tod.

§. 2. Ludwigs XV. Regierungszeit als Strafrede am Grabe Ludwigs XIV. (S. 854—99.)

Des Herzogs von Orleans Regentschaft. Die französische Bank. Triple- und Quadruple-Allianz. Fleury's Friedenspolitik durch Augusts III. Wahl in Polen unterbrochen. Ital. Krieg Karls VI. Oestreichischer Erbfolgekrieg. Unzufriedenheit der Franzosen. Ludwigs XV. Mätressen und sein Tod.

Sechster Abschnitt.

Das Zeitalter der über Europa sich verbreitenden Domination der französischen Litteratur.

I. Kapitel.

Die Entwickelung der französischen Litteratur am Ende von Ludwigs XIV. Regierung und unter Ludwig XV.

§. 1. Allgemeines. Noch in die Geschichte Ludwigs XIV. Gehöriges. (S. 899—908.)

St. Evremond. Ninon de l'Enclos. J. B. Rousseau. Chaulieu. Fontenelle. Bayle.

§. 2. Die französische Litteratur in der Zeit Ludwigs XV. (S. 908—24.)

Voltaire. Montesquieu. J. J. Rousseau. Diderot. Helvetius. d'Alembert. Physiokraten: Quesnay, der ältere Mirabeau.

II. Kapitel.

Der Norden und Osten Europa's in der Zeit, wo er sich allmälig dem Einfluße französisches Geistes aufschloß.

§. 1. Peter der Große. (S. 925—54.)

Peters Vorgänger von Iwan III. an; seine Thronbesteigung. Türkenkrieg 1695, erste Reise, Civilisationsbestrebungen im Sinne des Mercantilsystems; Schweden unter Karl XI. und XII. Nordischer und Türken-Krieg. Zweite Reise Peters; sein Sohn Alexei. Katharina. Peter II. Anna.

§. 2. Die Bildung der brandenburgischen Macht und das Königreich Preussen bis 1740. (S. 954—99.)

Kurfürst Friedrich Wilhelm befolgt die Mercantilpolitik, erweitert die fürstliche Macht, macht Preussen frei von Polen und schränkt seine Stände ein; seine Theilnahme an den schwed.-poln. und franz.-niederl. Kriegen. Brandenburgisches Seewesen. Friedrichs III. Theilnahme am franzöf. Kriege und Königskrönung. Friedrich Wilhelm I. befestigt die Souveränität. Seine Stellung zwischen England und Oestreich, Theilnahme am nordischen Kriege und den polnischen Händeln.

Siebenter Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrichs II.

I. Kapitel.

Friedrich II.

§. 1. Vorbemerkungen. (S. 1000—1004.)

Bien publique. Philosophenwuth der Fürsten, Friedrichs II. Stellung zu dieser Ansicht.

§. 2. Friedrich II. (S. 1004—1097.)

Seine Erziehung und Staatsansicht. Am östreichischen Erbfolgekriege nimmt er Theil im 1. und 2. schlesischen Kriege; führt die Regierung wesentlich im Sinne des Mercantilsystems. 3. Schlesischer, 7jähriger Krieg. Engl.-franz. Krieg in Ostindien. Peters III. und Josephs II. Bewunderung für Friedrich. Einführung der Regie, Friedrichs Christenthum und Gesetzbuch. Preuss.-russ. Bündniss. Polens Parteiungen und Theilung. Bairischer Erbfolgekrieg. Stiftung des deutschen Fürstenbundes.

II. Kapitel.

Revolutionäre Regierungen im übrigen Europa.

§. 1. Umwälzende Regierungen auf der pyrenäischen Halbinsel. (S. 1097—1108.)

Portugals Losreißung von Spanien. João IV. Affonso VI. Infant Pedro. João V. und Pombals philosophisch-revolutionäre Regierung. Karls III. von Spanien und Arandas Reformationen.

§. 2. Umwälzende Regierungen in Italien. (S. 1008—1115.)

Leopold von Toscana. Ferdinand IV. von Neapel. Mailand unter Joseph II. Clemens XIII. und XIV. Aufhebung des Jesuitenordens. Pius VI.

§. 3. Gustav III. (S. 1115—1129.)

Adolf Friedrichs von Schweden schwache Regierung. Gustav III. bricht die Adelsherrschaft und will einen Krieg gegen Rußland beginnen, um des Volkes Zuneigung zu erhalten, der Adel streubt sich dagegen und wird mit Hilfe der Bauern und Städter unterdrückt. Gustavs Krieg gegen Rußland und Ermordung.

§. 4. Dänemark und das Ministerium Struensee. (S. 1129—1138.)

Struensee's Leben und Character, und Staatsreformen unter Christian VII.

§. 5. Katharina II. bis zum Frieden von Jassy. (S. 1138—1145.)

Katharina huldigt gleichfalls dem Geiste der französischen Schriftsteller und gründet eine russische Litteratur. Gregor Potemkin. Russ.-östreich. Krieg gegen die Türkei.

§. 6. Die revolutionären Bewegungen in den Niderlanden und Joseph II. (S. 1145—62.)

Französ.-niderl. Krieg gegen England in Folge der nordamerikanischen Verhältnisse. Josephs II. Streit mit der Republik wegen Oeffnung der Schelde. Die patriotische Partei lehnt sich gegen den Statthalter auf und veranlaßt das Einrücken eines preussischen Heeres. Josephs Umwälzungen in den spanischen Niderlanden; deren Aufstand und Beruhigung durch Leopold II.

Register.

A.

B.

D.

E.

G.

H.

K.

M.

N.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

X.

Y.

Z.

(Druck von W. Plötz in Halle.)

Leo, Heinrich,

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten

Bd.: 3

Halle 1853